ERINNERUNGEN AN MERKWÜRDIGE GEGENSTÄNDE UND BEGEBENHEITEN: ERZÄHLUNGEN, ...

Heinrich Urbani, Eduard Breier, Guido Polz, Wendelin Hugo Landt, J. Ohéral

Digitized by Google

Digitized by Google

ÖNB
+Z43207304

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Erinnerungen

an

merkwürdige Gegenstände und Begebenheiten,

verbunden mit

Novellen, Humoresken, Sagen

und

einem zeitgemäßen Feuilleton

nebst beigefügten

Portraits, Tableaux, Stein- und Holzstichen, Musikalien

und

Mode-Bildern.

Eigenthümer:
C. F. Bellmann.

Verantwortlicher Redakteur:
Wendelin Hugo Landt.

Viernuddreiszigster Jahrgang.

Druck und Verlag von C. W. Medau und Comp. in Prag.

1850.

224755-C. Alt-
34

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum neuen Jahr.

Ein Jahr ist wieder hinabgesunken in den Schooß der Allmutter Ewigkeit!

Ein neues Jahr beginnt.

Wer kann den Schleier lüften, der die Zukunft verhüllt? In freudig-banger Erwartung schlägt unser Herz, wir wissen wol, daß eine neue Spanne Zeit von jenem Abschnitt, den der Schöpfer dem Menschen für sein Erdenwallen zugemessen, ihren Anfang nimmt; aber was sie uns bringen wird, das vermögen wir trotz dem klarsten Forscherblicke nicht zu durchschauen.

Die Philosophie durchwühlt die Vergangenheit, um daraus Schlüsse für die Zukunft zu erzielen; die Poesie erträumt sich eine Zukunft, welche die Vergangenheit Lügen straft, und in jedem Menschenherzen steigen, wie auf einer Jakobsleiter, himmelstürmend tausend und tausend Wünsche unablässig auf und nieder. Aber der größte Philosoph wie der größte Dichter können der Gottheit kein Vorrecht rauben — der menschliche Wille scheitert am ewigen Geheimniß des göttlichen Willens.

Was jedoch unsere eigenen Wünsche und Hoffnungen anbelangt, so sind sie, obschon nur ein sehr geringer Theil derselben erfüllt wird, das süßeste Geschenk, welches Mutter Natur dem Sterblichen gleich bei seiner Geburt als Erbtheil auf seine Lebensreise mitgibt; und jener Mensch wäre wahrhaft unglücklich zu nennen, dessen Pulse kein Wunsch mehr rascher schlagen macht, dessen Brust keine Hoffnung mehr schwellt. Wir gleichen in unserm Lebenslauf genau der Erde mit ihrem Wechsel der Jahreszeiten. Die Kindheit das ist die wahre Maienlust des Lebens. Unschuldig und rein, ist das Kind ein Liebling Gottes und er spricht zu ihm im Gesang der Vögel wie im Rollen des Donners, aus dem Duft der Blume wie aus dem Rauschen des Waldbachs, aus dem milden Glanz der Gestirne wie aus der Flammengarbe des Blitzes; der Morgenthau der Kindheit trägt in tausend Perlen das Bild der Gottheit, da wandelt der Mensch in unbewußter Seligkeit im Paradiese, das, sobald er die erste Frucht vom Baume der Erkenntniß gebrochen, wie auf einen Zauberschlag in ein Land der Müh' und Sorge sich verwandelt, auf welches die Freude nur selten schimmernde Streiflichter wirft. — Im Lebenssommer da greift unsere Seele mit ewig neu anschießenden Blüthenästen durch alle Räume der unendlichen Welt; jeder Tag ist ein Hochzeittag, denn das Leben ist uns noch eine Braut, die mit wonneseligem Lächeln und süßberauschendem Liebesgeflüster die Arme uns entgegen breitet. Am Freudenhimmel unseres Herzens flammt die Liebe als zaubermächtige Sonne, leuchtet die Freundschaft als ruhiger Mond mit seinem seelenerquickenden, kraftspendenden Glanze, und durch die rosige Bläue fliegen, gleich prächtigen Paradiesvögeln, goldene Träume, leidenschaftliche Wünsche, stürmische Hoffnungen. — Als Jünglinge glauben wir Gigantenkräfte zu besitzen und viel mehr leisten zu können, als wir vermögen; als Männer

Digitized by Google

halten wir uns für schwächer, als wir sind und leisten weniger, als wir vermögen, wie von den unzähligen Blüthen eines Baumes die tauben nach und nach abfallen, während die lebendigen kraftstrotzend sich entwickeln und zur süßen Frucht heranreifen. Die einst so üppig grünenden Hoffnungen und Träume verdorren, wie die welken Blätter im Herbst vom Baume rieseln. — Das Greisenalter ist der kalte frostige Winter; die Wünsche, die das Herz treibt, gleichen den Eisblumen, und die Hoffnung, welche mit nur schwachem Anker sich an's Hier klammert, blickt schon sehnsüchtig nach dem Jenseits, wo aus dem irdischen Tode der ewige Lenz erblüht.

Das ist der Mensch mit seinen Wünschen.

Die fremden Wünsche, denen wir am Neujahrstag trotz der papierenen Schutzmauer von Enthebungskarten keineswegs entgehen können, wissen wir, seien sie schon gereimt oder ungereimt, im Voraus, da sie gewöhnlich über das altergraue Thema „Geld, Gesundheit, Zufriedenheit und langes Leben" sich ergehen. Wenn aber der Beglückwünschte statt der schönen glatten Worte die wahren inneren Wünsche des Gratulanten zu hören bekäme, er würde sich darüber selten freuen, der Gratulant jedoch über seine Lippenlüge meistens erröthen.

Wir sind gewohnt, mit dem Jahresschluß unsere Rechnungen abzuschließen und Einnahmen und Ausgaben einander gegenüber zu stellen. Wie schön wäre es doch, wenn wir da zugleich auch mit unserm Innern Abrechnung pflegten und nach dem Reste sähen! Wie schön wäre es, wenn wir unsere alte Schuld bezahlten wie der Ehrenmann thut, und uns fest vornähmen: wahr zu fühlen, wahr zu denken, wahr zu reden, wahr zu handeln! Das wäre ein erhabener Vorsatz, ein herrlicher Wunsch, und zur Erfüllung desselben gehört nur ein starkes Herz und ein einziger schwerer Augenblick, da der erste Kampf mit unserer Eigenliebe oder unseren Gewohnheiten beginnt.

An dem schönen, feierlichen Abend, wo wir im Kreise unserer Lieben unter heiterem Gespräch und hellem Gläserklang die Geburt des neuen Jahres erwarten, da verfallen wir gerne in melancholisches Sinnen, unsere liebsten Träume steigen, wie Najaden aus der Meerestiefe, lächelnd aus dem Strom verrauschter Monde und Jahre auf, jede unserer Schmerzerfahrungen mildert sich zum sanften Mährchen. Da plötzlich dröhnt die zwölfte Stunde durch die Stille der Nacht in erhaben abgemessenen Schlägen, der ganze Mensch schaudert und steht ehrfurchtsvoll still vor der Zukunft; denn ein noch unschuldiger Säugling der Zeit ringt sich die neugeborne Jahresstunde los aus dem Schooße der Nacht und schlägt die Augen auf. Glück auf! Glück auf! Wir beben nicht; nach ewigen Gesetzen bestimmt, ist die Zukunft uns zugleich ein freies Göttergeschenk. Nimm die Stunde wahr — ruft uns eine innere Stimme zu, — wenn sie schlägt; denn sie rinnt und rauscht flüchtig und ist allmächtig. In der Liebe die Gunst, in der Ewigkeit der Augenblick — darnach hasche! Nur der Tropfen ist dein, aber in jedem Tropfen erglänzt die Sonne, in jeder Minute wandelt die Ewigkeit, in jedem Kuß brennt die ganze Liebe. Folge, folge schnell der Gunst der Minute! Die Weisen aller Jahrhunderte sind weise geworden an der Minute. Wie ein lächelndes Kind, das auf der Welle sich schaukelt, sitzt die Wahrheit auf der Minute und blickt in die Ewigkeit hinein. Bei jedem Pulsschlag der Zeit, der in dir austönt, denke froh, er sei eine Stufe der Weisheit. Alle philosophischen Systeme sind nur die Minutenzeiger der menschlichen Weisheit, wie die menschliche Weisheit der Sekundenzeiger der göttlichen ist. Darum fasse Vertrauen auf Gott und Selbstvertrauen; denn jeder Mensch ist sich selbst sein Schicksal.

Und somit rufen wir mit warmem Bruderkuß unserem Leser ein „fröhlich Neujahr" zu.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Ladislaus und Esther.

Vaterländische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhunderte von Franz Wagner.

I.

Es war an einem schönen Sommerabende des Jahres 1588, als mehrere junge Edelleute von der Kleinseite her über die Prager Brücke dahinschritten, um zu ihren auf der Altstadt gelegenen Wohnungen zu gelangen. Ihr Geist mochte durch die Köstlichkeiten der eben verlassenen Schänke nicht wenig angeregt worden sein, denn ihre Unterhaltung trug das Gepräge der Weinseligkeit und ergoß sich in tausend gegen einander gerichteten Neckereien. Liebe und Wein, Würfel und Karten waren die unerschöpflichen Gesprächsstoffe der Ritter, und der Vorsatz, ihre goldene Jugendfreiheit so lange als möglich zu bewahren, das Resultat ihrer weisen Betrachtungen.

„Ich stimme vollkommen bei," meinte Einer der Edelleute; „schade nur, daß unser löbliche Vorsatz nicht allgemein ausführbar sein wird."

„Wie so?" fragten die Anderen lachend.

„Nun, weil Einer aus unserer Mitte auf dem besten Wege ist, ein Verräther der guten Sache, mit einem Worte ein — Ehemann zu werden," entgegnete der Sprecher.

„Ei, Ei, ein Judas unter uns!" riefen Alle durch einander; „erzähle Zdenko."

„Soll ich?" flüsterte dieser einem jungen Ritter von auffallend männlicher Schönheit zu, der etwas abseits schreitend bisher geschwiegen hatte.

„Ladislaus?" fragten die Uebrigen, ungläubig die Köpfe schüttelnd; „höre, Zdenko, treibe den Scherz nicht zu weit!"

„Nun denn, Ihr Ungläubigen! so möget Ihr wissen, daß Ladislaus bereits Bräutigam ist," entgegnete Zdenko gereizt.

„Du bist ein Feigling, Ladislaus, wenn Du diese Verläumdung über Dich ergehen läßt," hetzten die Ritter.

„Zdenko hat die Wahrheit gesagt," sprach der Angeredete ruhig.

„Die Wahrheit gesagt?" wiederholten sie staunend, „Du, der Weiberfeind, bist Bräutigam?"

„Warum nicht? obgleich ich eben so wenig weiß, wie ich zu dem einen, noch wie ich zu dem andern Namen gekommen bin."

„Höre, Bruder," sprach Jaroslaw; „wenn Du willst, daß wir Dich verstehen sollen, so laß die Räthsel, obgleich ich schon im Geiste den Ritter Ladislaus von Berka zu seinen Zechbrüdern kommen sehe, um sie zu seiner Vermälung mit — — ei, wie heißt doch die Braut?"

„Mit Jutta von Pollschitz einzuladen," ergänzte Zdenko.

„Jutta von Pollschitz?" wiederholten die Freunde, „nun die Wahl ist nicht übel, denn Jutta ist schön."

„Das heißt, wem sie gefällt," meinte Jaroslaw.

„Natürlich," bestätigten die Anderen. „Aber daß Ladislaus ernstlich verliebt sein sollte?"

„Verliebt?" sprach Ladislaus halblaut vor sich hin.

„Er weiß nicht, ob er verliebt ist!" rief Jaroslaw, der das kurze Selbstgespräch gehört hatte. „Sprich doch, Verräther unserer edlen Freiheit! Dein Prozeß wird immer interessanter."

„Täuschet Euch nicht, die ganze Angelegenheit ist zu gewöhnlich, als daß es sich der Mühe lohnte, darüber zu reden," entgegnete der Ehemann in spe; „doch da Ihr schon so neugierig seid, so will ich Euch mit kurzen Worten erzählen —"

„Was bereits die ganze Stadt weiß," warf Zdenko dazwischen.

„Es wird Euch bekannt sein, daß Jutta von Pollschitz seit zwei Jahren Witwe ist. Meine Gleichgiltigkeit, oder wie Ihr mit Unrecht es bezeichnet, meine Abneigung gegen das weibliche Geschlecht ließ mich noch nicht in den Fall kommen, die Macht jenes Gefühles, das Ihr Liebe nennet, zu empfinden. Dem Vaterlande und dem Könige mein Leben zu weihen, war bisher der einzige Drang meines Herzens und es fiel mir daher nicht schwer, dem Wunsche meiner Familie, mich mit Jutta zu vermählen, zu willfahren. Ueberdies ist Jutta schön, wenn auch etwas stolz und vielleicht allein im Stande, mich lieben zu lehren."

„Du liebst sie also noch nicht?" fragten die Ritter.

„Sie ist meine Braut," entgegnete Ladislaus ernst und verabschiedete sich von seinen Freunden, die ihm lachend gute Nacht wünschten und sich zu Hochzeitsgästen und Taufpathen anboten.

Das Geständniß hatte den Jüngling zum Nachdenken gebracht. Er fühlte sehr wohl, daß er seinen Freunden, ungeachtet er ihnen die Wahrheit gesagt, doch sein Herz nicht eröffnet habe. Ein Gefühl von Oede und Leere bemächtigte sich seiner Seele und ließ ihn einsehen, daß das Herz, zur Liebe geschaffen, ohne diese todt und leblos, oder was noch schlimmer, sich selbst der Spiegel eines zaubervollen Gefühles

Digitized by Google

ſt, deſſen Geheimniß zu erfaſſen es nie vermag. Ein unbeſtimmtes Drängen, für das er keine Namen wußte, ließ ihn verſuchen, die Saiten ſeines Herzens zum Tönen zu bringen, indem er an Jutta dachte. Allein umſonſt, ſeine Pulſe ſchlugen nicht höher, ſein Gefühl blieb das der Gleichgültigkeit.

„Sollte mir allein die Natur das Gefühl der Liebe verſagt haben?“ ſprach er zu ſich ſelbſt; „und hat ſie mir's gegeben — warum iſt es ſo dunkel, ſo räthſelhaft? Wol, ſagt man, ruht der Himmelskeim der Liebe in jedes Menſchen Bruſt, allein ein menſchliches Weſen muß ihn beleben, muß ihn nähren. — Iſt es dann aber nicht Sünde, zu zweifeln, weil die Liebe den Gegenſtand, den ſie erfaſſen, der ihr Ziel, ihr Alles ſein ſoll, noch nicht gefunden hat? Sollte ſie darum nicht leben, weil ſie ruht? nicht ſein, weil ſie ſchweigt?“

Sinnend ſchritt Ladislaus weiter, ohne auf den Weg, den er verfolgte, ſonderlich zu achten, bis ihn ein unterdrückter Hilferuf aus ſeinem Denken weckte. Ein dumpfes Gemurmel drang dazwiſchen an ſein Ohr, und einzelne Flüche einer aufgeregten Menſchenmaſſe ſchienen Jemanden zu bedrohen. Ladislaus beſchleunigte ſeinen Schritt und erblickte, um die Straſſenecke der Kreuzherren mit dem rothen Herzen biegend, eine Anzahl von Männern und Weibern der unterſten Volksklaſſe, die ein armes Mädchen, das das gelbe Stirnband *) als eine Jüdin bezeichnete, unter Geberden der roheſten Wuth zu beſchimpfen und zu mißhandeln anfingen.

„Sie muß ſterben!“ ſchrien Einige.

„Werft die Judenbrut in die Moldau!“ brüllten mehrere wilde Stimmen.

„Hinweg mit ihr!“ Und ſie ſchickten ſich an, ihr Opfer zu ergreifen.

„Haltet ein!“ rief Ladislaus mit Donnerſtimme, indem er ſich durch den dichten Menſchenknäul drängte. „Was habt Ihr vor? Wie könnt Ihr es wagen, den Stadtfrieden zu brechen? Auseinander im Namen des Königs!“

Der Pöbel wich einen Augenblick erſchrocken zurück, denn die Geſtalt des jungen Ritters imponirte ihm wenigſtens eben ſo ſehr als der gefürchtete Name des Königs. Bald aber ſchien dieſer Eindruck verlöſcht, denn von Neuem erſchollen aufreizende Rufe. „Elende! ſoll ich Euch Gehorſam lehren?“ drohte Ladislaus, indem er im Kreiſe umherblickend die Hand an ſein Schwert legte. „Was that Euch dieſes Mädchen, daß Ihr ſie verfolgt?“

„Sie iſt eine Jüdin!“ antwortete der Pöbel tobend.

„Nun, und ihr Verbrechen?“ frug der Ritter.

„In dieſer Gaſſe haben die Juden einſt viel Unheil geſtiftet, und ſeit dieſer Zeit tödten wir alle Juden, die dieſen Weg nehmen. Haltet uns nicht auf, Herr! wir laſſen uns von unſeren alten Rechten nichts nehmen,“ ſchrien mehrere Stimmen durcheinander.

„Wie? Eines unerwieſenen Gerüchtes, eines alten Vorurtheiles wegen wollt Ihr eine Unſchuldige opfern?!“ ſprach Ladislaus erzürnt.

„Schuldig oder unſchuldig — nieder mit der Jüdin!“ höhnte der Anführer der Rotte.

„Da ſeht her!“ rief ein alter Bettler dem Ritter zu. „Einſt hatten ſie mir in einer Kneipe mein Bein entzweigeſchlagen; ich wollte mich von den Juden heilen laſſen, und dieſe Hunde kurirten mich zum Krüppel.“

„So machen ſie es allen Chriſten!“ bekräftigte eine Stimme aus dem Haufen.

„Rächt mich! rächt Euren alten Kameraden!“ hetzte der Bettler.

„Nieder mit allen Juden!“ —

Steine und Holzſtücke flogen nach dem Mädchen, das ohnmächtig zu Boden geſunken war.

„Auseinander, Elende!“ befahl Ladislaus ergrimmt, indem er ſein Schwert zog; „oder bei Gott! Ihr ſollet die Schärfe eines guten Ritterſtahles empfinden!“

„Ei, ei, weil die Dirne ſchön iſt, will ſie der Junker ſchützen,“ grinſte eine alte Megäre. „Nein, das geht nicht an. Wißt Ihr noch, wie mein Hans an Vergiftung geſtorben iſt?“

„Ja,“ rief das Volk; „die Juden haben damals die Brunnen vergiftet.“

„Meine Kinder, ehrliche Chriſtenkinder, haben ſie mit Steinen beworfen!“ ſetzte ein anderes Weib dazwiſchen.

„Nieder mit allen Juden und ihren Beſchützern!“ brüllte die Maſſe und drang wüthend auf Ladislaus ein.

„Zurück! Wer mir nahe kömmt, iſt ein Kind des Todes!“ rief dieſer und ließ ſein Schwert in tauſend Wendungen im Strahle des aufgehenden Mondes blitzen.

„Dieſen da laſſ't mit dem Ritterlein fechten,“ ſchrien Mehrere aus dem Volke, einen Mann vordrängend, deſſen abenteuerliches Ausſehen unter anderen Umſtänden ſeine komiſche Wirkung nicht verfehlt hätte.

„Ich bitte Euch, fratres et amici! wie der Lateiner ſagt, laßt mein Schwert in der Scheide, ſonſt fällt großes Unheil auf Euere aufrühreriſchen Häupter!“ entgegnete der Erwählte, aus Leibeskräften zurückſtrebend.

„Nein, fechtet nur; die Folgen wollen wir ſchon tragen,“ rief der Pöbel im Chor.

„Ich ſage Euch aber, ich habe, wie der Lateiner ſpricht“—

„Keine Ausrede! Ihr habt einen Spieß an der Seite und müſt daher den Milchbart züchtigen, wie es die Pflicht eines alten Kriegsknechtes iſt,“ unterbrachen ihn Mehrere aus dem Volke.

„Nun ſo ſei es!“ ſprach der Söldner mit großer Würde, indem er ſchwankenden Schrittes auf Ladislaus losging; „sit fas aut nefas, wie der Lateiner ſagt.“

Der Ritter hatte indeſſen Muße, ſeinen Gegner, den man auf den erſten Blick als einen Kriegsknecht und an

*) Eine k. Verordnung befahl den Juden, einen gelben Fleck auf dem Mantel, und den Jüdinen, ein gleiches Stirnbändchen zu tragen.

Digitized by Google

den lateiniſchen Worten, mit denen er ſtets umherwarf, als einen ehemaligen verdorbenen Studenten oder wenigſtens Diener eines ſolchen erkennen konnte, zu muſtern. Ueber der roſtigen alten Pickelhaube nickte eine ſtattliche Hahnenfeder. Das Koller von roher Büffelhaut, das reichliche Spuren des vergoſſenen Weines zeigte, war von einer breiten ſchwarzen Kuppel umſchnallt, an der ein rieſiges Schlachtſchwert mit mächtigem Korbe hing. Zu einem ſolchen Gegner konnte Ladislaus lächeln, ſelbſt als jener ſchon mit ungeſchlachtem Toben auf ihn eindrang.

Die erſten Hiebe des Ritters trieben den muthigen Knecht ſchon weit außer den Bereich ſeiner Waffe.

„For-ti-tu-do mea dele-bit eum!“ rief der Knecht prahlend, jedoch unbeſchadet der Sorge, bei jeder Silbe einen Schritt zurückzuweichen.

„Wäre es nicht, um die Unſchuld zu ſchützen, ich würde mein ritterliches Schwert nie mit einem feigen Buben, wie Du biſt, meſſen!“ entgegnete Ladislaus.

Doch ſchon lag ſein Gegner, der, um einem Stoße auszuweichen, zurückgeſprungen und über einen Stein geſtolpert war, mit dem Rücken auf der Erde. Unter anderen Umſtänden würde dieſer Zwiſchenfall die Erbitterung des Volkes gewiß in Lachen verwandelt haben; allein heute ſah es darin nur die Niederlage ſeiner Sache und ſtürmte deſto heftiger auf den Ritter ein. In dem Augenblicke vernahm man den ſchweren Schritt der nahenden Schaarwache. Der Haufe ſchien nicht geneigt, ſich mit dieſer in einen Streit einzulaſſen und fing an, ſich unter Verwünſchungen gegen die Juden und ihre Beſchützer und mit einigen wohlgemeinten Fußſtößen gegen den muthigen Verfechter ſeiner Sache, der noch immer auf dem Boden liegend von ſeinem glänzenden Siege phantaſirte, zu zerſtreuen. Nur die Nähe der Wache verhinderte einen Sturm auf die Judenſtadt, der ſonſt jedenfalls erfolgt wäre.

Ladislaus beugte ſich zu der Jüdin nieder, um ſie nach ihrer Wohnung zu geleiten. Eine unbekannte ſüße Erregung durchbebte ihn, als ſich das vom Schreck kraftloſe Mädchen auf ſeinen Arm ſtützte, um langſam neben ihm hinzuſchreiten. Der junge Ritter, der als Sohn des königlichen Landesrichters in den höchſten adeligen Kreiſen ſich zu bewegen gewohnt war, gerieth dem einfachen Judenmädchen gegenüber in die Lage, nach Worten zu haſchen, die er doch nicht fand. War es das Seltſame des Zuſammentreffens, war es eine Folge ſeiner geſpannten Seelenſtimmung — er fühlte ſich zu dem Mädchen hingezogen, ohne noch ihr verhülltes Antlitz geſehen zu haben.

„Wie gut ſeid Ihr doch,“ begann ſie nach einiger Zeit; „daß Ihr ein armes Mädchen ſo ritterlich beſchützet. Leider kann es Euch Eſther nie vergelten, nur danken kann ſie Euch für ihr Leben.“

„Laß den Dank, Mädchen! Es iſt die Pflicht des Ritters, Schwache zu ſchützen; und ehe ich noch dieſe kannte, gebot es mir ſchon meine Religion.“

„Wie ſchön wäre es doch, wenn ich dies Alles glauben dürfte,“ verſetzte Eſther beſcheiden; „aber ich hörte immer, die Chriſten ſeien unſere erbittertſten Feinde und ihre Religion gebiete ihnen, uns zu tödten.“

„Du irrſt!“ belehrte ſie Ladislaus, durch ihre einfachen Antworten gerührt. „Das Hauptgebot unſerer Religion heißt: „Liebe den Nächſten;“ und auch in Euere Bruſt iſt es geſchrieben. Verſöhnung heißt der Schlüſſel unſerer heiligen Religion, und der Bruderbund der Menſchheit iſt ihr erhabenes Ziel.“ — Ladislaus Worte ſchlugen tiefe Wurzeln in dem Herzen der Jungfrau; denn Dankbarkeit iſt es vornehmlich, die unſer Herz allen edlen Empfindungen öffnet. Schweigend gingen Beide nebeneinander am Ufer der Moldau hin. Eſther hatte den Schleier zurückgeſchlagen und Ladislaus ſah nun in ihrem ſchönen dunklen Auge, das vertrauungsvoll an ſeinem Antlitze hing, eine Thräne blitzen. Eſther war ſchön, ſchöner als eines Jünglings kühnſtes Traumgebilde. Das ſchwarze Seidenhaar ſchlang ſich in üppigen Flechten um ihr ſchönes Haupt, und in dem ovalen, etwas blaſſen Angeſicht thronte von ſein geſchnittenen Brauen umſäumt, ein feurig ſchönes Augenpaar. Der Adel ihrer hohen Stirne hatte etwas ungemein mildes und goß über den ſonſt harten Typus orientaliſcher Schönheit einen ſüßen Zauber von Zartheit. — —

Wer beſchreibt das Geheimniß der Liebe, wer die Gefühle, die des Jünglings Herz umſtrickten. Ladislaus, der noch vor wenig Augenblicken die Liebe beinahe geläugnet hatte, empfand nun ihre Macht; ein Blick aus Eſther's Auge hatte Gefühle in ihm erweckt, welche, die heiligſten des Lebens, göttergleich im Tempel der Menſchenbruſt thronen.

„Werde ich Dich wiederſehen, Mädchen?“ rief Ladislaus, mit Leidenſchaft Eſther's zarte Hand faſſend.

Eſther ſchwieg, nur eine Thräne verrieth die Bewegung ihres Inneren.

„Sprich, Eſther!“ flehte der Jüngling.

„Ach, bedenket doch!“ beſänftigte das Mädchen, ſich faſſend. „Ihr ſeid ein vornehmer Ritter; was konnte ich armes, verachtetes Judenmädchen Euch wol bieten?“

„Sagt Dir Dein Herz denn nichts?“ fragte Ladislaus mit weicher Stimme.

„Ihr treibt ein grauſames Spiel mit mir; wollt Ihr denn mein Verderben? Ihr ſeid ſo gut, ſo edel! ich will Euch ja danken immer — ewig!“

„Dank, Eſther, verdiene ich nicht; aber um Liebe flehe ich, Eſther! ſprich, darf ich Dich jemals wiederſehen?“

Die ganze Gluth ſeines liebenden Herzens lag in ſeinen Blicken. Eſther wankte; ein ſchwerer Kampf zwiſchen den erwachenden Gefühlen ihres Herzens und der Beſonnenheit ſchien ihr Inneres zu durchwogen; doch endlich ſiegte ihre Liebe, beſeligt ſank ſie in die Arme des Ritters und der erſte reine Kuß brannte auf den Lippen der Liebenden.

Wenige Worte flüſterte Eſther dem Jüngling zu — ſie hatten ſeine Zweifel gelöſt.

Digitized by Google

II.

„Ihr heißt Mathes, wie mir meine Leute sagen?"

„So ist es, edle Frau! Auch wißt Ihr, warum ich um die Gnade einer Unterredung mit Euch gebeten."

„Wol; doch wehe Dir, wenn Du die Wahrheit Deiner Nachricht nicht erweisen kannst."

„Ich kann es und nehme nichts zurück, quod dixi, wie der Lateiner sagt."

Dies waren die Worte eines Gespräches, das sich zwischen Jutta von Pollschitz, die wir in der Unterredung der lebenslustigen Ritter als die Braut Ladislaus von Berka erwähnen hörten, und dem alten Knechte, den wir an seiner Gelehrsamkeit als den kühnen Gegner unseres Helden erkannt haben, entspann und dessen Verlaufe zu folgen wir bemüssigt sind.

„Ich ging," begann der Söldner, „vor etwa drei Wochen, wie gewöhnlich des Abends in der Stadt umher, theils um die Dünste des genossenen Weines verfliegen, theils meiner Neigung freies Spiel zu lassen, die Aufrechthaltung des Friedens in den Mauern der Stadt zu überwachen. Vor allem Andern muß ich Euch sagen, edle Frau, daß mir, wie der Lateiner spricht, ein Ingenium innewohnt, kraft dessen ich jeden Straßenspektakel im Augenblick entdecke und auch sogleich, wie ehemals die alten Imperatores, die nöthigen Mittel ergreife, den Aufruhr zu stillen und der Stadt die Wohlthat des nächtlichen Friedens angedeihen zu lassen."

Jutta konnte eine Bewegung der Ungeduld nicht unterdrücken.

„Zürnet nicht, edle Frau!" fuhr der Knecht mit unerschütterlichem Gleichmuthe fort; „gut Ding will gute Weile haben. Drum schleudert nicht orationes, wie der Lateiner sagt, gegen mich, wie dies einst der große Cicero gethan, als er sagte: Quousque tandem abutere —"

Mathes würde offenbar die ganze Rede citirt haben, wenn ihn nicht die Witwe heftig unterbrochen hätte. „Zum letzten Male," zürnte sie, „laß es Dir gesagt sein: behalte Dein Latein für Dich, oder verlasse augenblicklich meine Gemächer."

„Nun, ich will fortfahren," begütigte Mathes. „Ich blieb, wenn ich nicht irre, bei meinem Talente stehen. Besagtes Ingenium ist eine Art von Spiritus familiaris, wie der Lateiner sagt. Mein Urgroßvater — requiescat in pace et — —"

„Nein, es ist zu arg!" rief Jutta aufspringend. „Hat Dich Jemand gesendet, Schurke! meine Geduld zu erproben?"

„Niemand!" entgegnete der Knecht mit unverschämter Gleichgiltigkeit; „auch wäre dies unnütz, denn der Lateiner sagt: Patientia est —"

„Du bliebst bei Deinen allabendlichen Spaziergängen stehen," unterbrach ihn Jutta, die nun einzusehen begann, daß sie im Zorne nichts über den langweiligen Schwätzer vermochte, mit erzwungener Kälte.

„Richtig, richtig," besann sich der Knecht. „Am oben bemeldeten Tage also hörte ich ein Getümmel in der Nähe der Judenstadt. Ich fliege nach dem Kampfplatze, sehe mir den Streit der Parteien an und bemerke zu meiner größten Betrübniß, daß der Casus belli, wie der Lateiner sagt, ein Judenmädchen sei, die eine jener Gassen betreten hatte, deren Passirung den Juden verboten ist. Ritter Ladislaus von Berka aber, der das Mädchen beschützte, fing an, auf das wehrlose arme Volk, das die Jüdin ganz sanft nach der Judenstadt tragen will, mit bloßem Schwerte einzuhauen. Ich, der es immer für das officium, wie der Lateiner sagt, eines redlichen Mannes halte, den Schwächeren beizustehen, fange die Hiebe des wüthenden Ritters auf, parire und schlage ihm schon nach wenigen Hieben das Schwert aus der Hand, und ihn selbst, wiewol unverletzt, zu Boden. Veni, vidi, vici! hieß es, wie einst bei dem großen Imperator, auch bei mir. Das Volk aber trug mich im Triumph nach der Schänke und bekränzte mich als Retter des Stadtfriedens mit einem Lorbeerkranze. Wollt Ihr etwas Näheres über solche Triumphzüge wissen, so leset die autores Romanos."

Jutta konnte ungeachtet ihrer Ungeduld ein Lächeln über die Prahlerei des Knechtes nicht zurückhalten. Doch schnell nahmen ihre Züge wieder den Ausdruck der Strenge an, indem sie den Knecht erinnerte, daß mit dieser Erzählung noch Nichts geschehen sei, seine Behauptung in Betreff der Untreue ihres Bräutigams, wegen deren Enthüllung er sie um eine Unterredung ersucht habe, zu rechtfertigen.

„Ich komme eben darauf," fuhr der Knecht, sich stolz in die Brust werfend, fort. „Wie es leicht erklärlich ist, erkundigte ich mich sorgsam nach den Verhältnissen aller betheiligten Personen und erfuhr, daß das Mädchen achtzehn Jahre alt, schön, die Tochter des alten Rabbi Levy sei, Esther heiße, in der — —"

„Wozu dies Alles?" unterbrach ihn Jutta ärgerlich.

„Nun, damit Ihr die Verhältnisse Euerer Nebenbuhlerin kennen lernet," meinte der Erzähler.

„Bediene Dich anderer Worte," herrschte die Witwe ihm zu. „Erlaubte ich Dir frei zu sprechen, so gab ich Dir doch nicht das Recht, mich zu beleidigen."

„Wenn man das Erste thut, so kann man das Letztere nicht vermeiden," behauptete Mathes; „denn ihrer Bedeutung nach sind beide Synonima, wie der Lateiner sagt. — Nach eingezogenen Erkundigungen also erfuhr ich, daß der Ritter die Dirne nicht nur an jenem Abende begleitet, sondern auch seitdem unter dem Vorwande ihrer Bekehrung täglich besucht hat."

„Gut," unterbrach ihn Jutta, ihre steigende Aufregung unter schlecht gehenchelter Kälte verbergend; „und daraus folgt?"

„Daß es, mit Vergunst, unter ihnen heißt, wie der Lateiner sagt: amo, amas, amamus, und daß, wie die Leute meinen: Ritter Ladislaus des Judenmädchens wegen Euch verlassen werde."

„Ich bin keine Tyrannin meines Bräutigams, um den

Digitized by Google

Scherz eines Judenmädchens, und ein solcher ist es, zu rügen. Merke Dir das und kümmere Dich künftig nicht um Angelegenheiten von Leuten, die hoch über Dir stehen und sich wenig darum kümmern, wenn der Pöbel es wagt, den Lästermund zu öffnen," entgegnete Jutta stolz.

„Dies werde ich auch bleiben lassen," versicherte der Knecht; „wenn das gratias, wie der Lateiner sagt, immer so klingt als heute. Ich hörte nur bei Gelegenheit, Ritter Ladislaus sei Euer Bräutigam, und da ich mich nun auch um Eure Verhältnisse erkundigte —"

„Sehr verbunden," spöttelte Jutta.

„Und erfuhr, daß Euch der Ritter bereits seit vierzehn Tagen vernachlässige, glaubte ich Euch einen Dienst zu erweisen, wenn ich ihn beobachtete," ergänzte Mathes.

Jutta verbarg ihre Betroffenheit unter der Frage: was ihn denn eigentlich bewogen habe, sich in ihre Verhältnisse zu mengen?

„Die Fama Eurer Großmuth, wie der Lateiner sagt, und sintemalen ich eben ohne Dienst bin, so dachte ich, könntet Ihr mich zu manchem Geschäfte brauchen, zu dem Schlauheit oder auch Muth nöthig ist," antwortete Mathes.

„Ich will sehen, was ich für Dich thun kann," sprach Jutta, ihn mit einer Handbewegung entlassend. „Geh' indessen in das Gesindzimmer, hüte Dich aber, Jemanden ein Wort von unserem Gespräche mitzutheilen."

„Sorget nicht, edle Frau!" entgegnete mit einer plumpen Verbeugung der Knecht; „ich will Silentium halten, wie der Lateiner sagt, als hätte ich ein Schloß vor dem Munde."

Erregt warf sich Jutta in den Lehnstuhl von altem Utrechter Sammte, der in einer Ecke des Gemaches stand, um der stürmischen Fluth ihrer Empfindungen freien Lauf zu lassen.

Jutta war einer jener weiblichen Charaktere, deren Stolz sich darin gefällt, alle Aeußerungen des Gemüthes vor etwaigen Zeugen beherrschen zu können. Dies Bemühen hatte ihr Herz nach und nach jedem zarten Gefühle verschlossen, und nur Selbstsucht, Stolz und die diesen Leidenschaften verwandten Fehler hatten dasselbe in Besitz genommen.

Eine unglaubliche Mühe wandte sie an, den Zorn, der in ihrem Innern kochte, in Kälte, Spott oder höchstens Ungeduld zu kleiden. Das Blitzen ihres leidenschaftlichen, nie liebglühenden Auges verlieh dem stolzen blassen Angesichte, um dessen Mund ein spöttisches Lächeln sich gelagert hatte, einen Ausdruck der Verachtung, mit dem nur wenige Menschen sich befreunden konnten. Je mehr sie sich aber zwang, ihre Leidenschaften vor Zeugen zu bemeistern, desto weniger Mühe gab sie sich, ihren wilden Ausbruch zu hindern, wenn sie sich allein wußte. Hatte sie dem Knechte gegenüber kaum einen kalten Spott geäußert, so brach nun ihr Zorn desto stürmischer hervor. Nicht die Bitterkeit des Herzens, das seine Liebe mit Verrath gelohnt sieht, sprach aus ihren Worten, nur der verletzte weibliche Stolz und die gekränkte Eigenliebe beherrschten ihre Sinne.

„Er hat mich zurückgesetzt," schäumte sie, die feinen Spitzen ihrer Halskrause zerzausend, „zurückgesetzt einer verachteten Judendirne wegen, ihr zu Liebe mich zum Gelächter der Stadt gemacht! — Dies fordert Rache!"

Sie hielt einen Augenblick inne, um ihre Gedanken zu sammeln.

„Sollte er vielleicht doch nur die Bekehrung des Mädchens beabsichtigen?" fragte sie sich selbst etwas beruhigter. „Doch welchen Zweck könnte er dabei haben, und warum sollte er mich dann wochenlang vernachlässigen? — Mathes sagt, die Jüdin sei schön; mir sagt man es auch. Ich brauche keine Niederlage zu fürchten."

Unwillkürlich trat sie vor den Spiegel, aber schnell fuhr sie zurück. „Wie doch ein Weib so schwach ist!" grollte sie sich selbst;" ich glaube, dieses Stückchen polierten Stahles vermöchte meinen Stolz zu zähmen und mich zu bewegen, einen Vergleich zwischen mir und dem Phantasiebilde meiner Nebenbuhlerin anzustellen. Hinweg mit Dir, auch Du sollst mich nicht schwach gesehen haben!" rief sie in ihrem thörichten Zorn und warf den Spiegel schmetternd zu Boden. „Soll ich etwa um seine Liebe betteln und ihm die meine an den Hals werfen?" fuhr sie fort. „Meine? Ich liebte nie und ihn, der so schwach, am wenigsten. Ich bin stolz, es ist wahr, und meine Eitelkeit sah einen erbärmlichen Ruhm darin, den schönsten Mann der Hauptstadt mein zu nennen. Aber Geduld, ich will meine Erbärmlichkeit an ihm rächen, denn er ist schuld, daß ich sie gezeigt."

Herannahende Schritte unterbrachen ihr Selbstgespräch. Ihre Züge, die noch einen Augenblick vorher der Zorn entstellt hatte, nahmen nun den Ausdruck der theilnahmlosesten Gleichgiltigkeit an. „Es ist Ladislaus!" murmelte sie vor sich hin, und in dem Momente betrat dieser mit höflichem Gruße das Gemach.

Kalt erwiederte die Witwe die Artigkeit ihres Bräutigams. „Nehmt Platz, sehr edler Ritter!" sprach sie, mit einer leichten Handbewegung nach einem Stuhle deutend.

„Ihr werdet vergeben, edle Frau, daß ich so lange unterlassen, Euch meiner Achtung zu versichern," begann Ladislaus, ihrer Einladung folgend; „allein —"

„Laßt das; es ist mir nicht dienlich, mit Euren Geschäften vertraut zu sein," unterbrach ihn Jutta ironisch, „jedenfalls werden Sie eines so edlen Ritters, als Ihr seid, würdig sein." — Ladislaus verbeugte sich, ohne sein Schweigen zu brechen.

„Ich wünschte, man könnte jedem jungen Ritter solch ein Lob ertheilen," fuhr die Witwe fort. „Ich selbst kenne leider so Manche, die ein ihren Stand unbedingt entehrendes Benehmen einhalten, gegen jeden Knecht ihr Schwert ziehen, gemeinen Dirnen den Hof, kurz, sich des Rittersnamens ganz unwürdig machen. Ich fühle mich wahrhaft glücklich," setzte sie unbarmherzig ihres Bräutigams Verlegenheit geißelnd hinzu," unter dem Schutze eines so würdigen Edlen als Ihr, den man allgemein die Perle der Ritterschaft nennet, zu stehen."

„Ihr macht mich durch Euer unverdientes Lob errö-

Digitized by Google

then, edle Frau," sprach Ladislaus sich faſſend, „iſt doch Schmeichelei ſonſt Eure Sache nicht."

„Nun, wir Weiber haben Launen," lachte Jutta verſtellt. „Doch laſſen wir das; wißt Ihr nichts Neues?"

„Nichts, was ich werth hielte, Euch, edle Frau, erzählt zu werden."

„So?" brachte Jutta gedehnt hervor; „das iſt wenig. Da entſinne ich mich ſo eben einer kleinen Begebenheit, die mir einer meiner Diener, der ſie in der Schänke gehört haben will, hinterbrachte, ohne mir aber auch nur eine einzige der betheiligten Perſonen nennen zu können."

Nun erzählte ſie die ganze Begebenheit, ſo wie Mathes ihr dieſelbe berichtet hatte, nicht ohne die Wirkung ihrer Erzählung zu beobachten.

„Wißt Ihr wohl etwas Näheres darüber?" fragte ſie in einem Tone, der dem jungen Ritter deutlich zeigte, daß ihr ſein ganzes Benehmen bekannt ſei.

„Höret, Jutta!" begann Ladislaus, der während ihrer Erzählung mit der höchſten Verwirrung gerungen hatte, nach einer Pauſe. „Ich weiß, daß Ihr Euere Erzählung nur auf mich bezogen, doch bitte ich Euch, die Unrichtigkeiten derſelben zu verbeſſern."

„Ihr waret der Ritter?" rief Jutta anſcheinend erſtaunt aus. „Nun, hätte ich dies gewußt, ich würde die ganze Sache anders aufgefaßt haben; ich verlange ja nicht, daß Ihr ſo lächerlich eingezogen leben ſollet als bisher, und habe daher nichts gegen dieſen kleinen Scherz."

„Spottet nur," entgegnete Ladislaus, „Ihr habt das Recht dazu; doch verſichere ich Euch, es iſt kein Scherz, heilige Wahrheit iſt es: daß ich Eſther mit aller Gluth reiner Leidenſchaft liebe."

„Das habt Ihr mir noch nicht geſagt!" ſprach Jutta ſcharf.

„Verzeiht," entſchuldigte der Ritter; „ich habe Euch immer geachtet und geehrt, doch ſprach mein Herz nicht dabei."

„Ihr habt mich alſo nie geliebt und nanntet Euch doch meinen Bräutigam?" fragte Jutta, heftig aufſpringend.

„Ich war es," entgegnete Ladislaus ruhig, „und will auch nicht bezweifeln, daß Ihr mir Liebe eingeflößt hättet. Allein; kann ich für mein Herz?"

„Schöne Worte!" ſpöttelte Jutta, während der Zorn ihren Buſen faſt zu ſprengen drohte; „es iſt gerade ſo, als ſagtet Ihr: Vergebt Jutta, ich dachte Euch zu lieben, allein ich irrte mich! Und wißt Ihr etwa noch eine Beleidigung für mich?"

„Jutta! Ihr habt mein Wort; gebt Ihr mir es nicht zurück, ſo bin ich der Euere, wol ohne Groll, doch auch ohne Liebe."

„Glaubt Ihr, ich würde um Euer Herz betteln?!" ſchäumte Jutta, die ihrer erzwungenen Mäßigung nicht mehr mächtig war. „Merkt wol, und ich darf es jetzt ſagen: auch ich habe Euch nie geliebet. Deßungeachtet war Euer Wort kein Ehrenwort, ſchmählich werfe ich es Euch zu Füßen."

„Jutta!" mahnte der Ritter.

„Wie! Ihr wagt einem wehrloſen Weibe noch zu drohen, weil ſie den Verluſt ihres Namens betrauert?"

„Ihr habet nichts zu fürchten; ich erkläre öffentlich, daß von Euerer Seite zu unſerer Trennung nicht der mindeſte Anlaß gegeben wurde. Genügt Euch dies?" fragte der Ritter. — Sprachlos vor Wuth ſtürzte Jutta nach ihrer Kammer, doch plötzlich wandte ſie ſich um und nicht ein Zug des Zornes war mehr in ihren Mienen zu leſen.

„Wir ſehen uns an einem zweiten Orte wieder, Ritter!" ſprach ſie mit Eiſeskälte und kehrte ſtolz zur Kammer zurück, während Ladislaus das Gemach verließ.

— — — — — — — — — — — — — — —

Wenige Stunden waren ſeit den letzten Begebenheiten verfloſſen; es war Nacht — tiefe Nacht. Heulend ſauſte der Wind durch die Wipfel der Bäume und jagte der Wolken flüchtiges Heer pfeilſchnell unter dem Himmelsgezelte dahin. Selten nur entrang ſich ein Strahl des bleichen Mondes den aufgeriſſenen Flocken und zeichnete in unbeſtimmten Zügen rieſenhafte Gebilde an dem dunklen Boden der Erde. Von der Kathedrale zu St. Veit erdröhnte eben die elfte Stunde durch die grauenhafte Nacht, als eine menſchliche Geſtalt, tief in einen dunklen Mantel gehüllt, das Bruskathor durchſchritt und nach kurzem Beſinnen einen der vielen Fußſteige einſchlug, die links von demſelben nach den wilden felſigen Gegenden der Scharka führten.

Das Klicken eines Feuerſteines verhallte, und der flüchtige Funke hatte eine kleine Blendlaterne entzündet, bei deren Scheine die Geſtalt rüſtig dahin eilte. Ein feiner Regen fing an hernieder zu ſickern und dichter, immer dichter umzog ſich der Himmel mit dunklen Wolken, die maſſenweiſe am fernen Horizonte heraufſtiegen. Die Geſtalt beſchleunigte ihren Schritt, zeitweilig nach den Grenzſteinen blickend, die das Eigenthum der einzelnen Grundbeſitzer von einander trennten. Noch war der Weg gangbar und die Gefahr des Verirrens ſchien dem muthigen Wanderer nicht zu dräuen; doch nur kurze Zeit währte der Steig zwiſchen den Feldern, wilder und unwegſamer wurde die Fährte in den romantiſchen Gründen der Scharka.

Schon ertönte das dumpfe Rollen des Donners und ein heftiger Regenguß ſtürzte als Vorbote eines nahen Gewitters zur Erde nieder.

Der Sturm ſauſte mit erneuerter Gewalt durch die Gipfel der hohen Tannen, die in dem gelblich ſtreifenden Licht der Blitze in ein Feuermeer gehüllt zu ſein ſchienen. Immer heftiger wurde der Aufruhr der Elemente, doch nichts ſchreckte den muthigen Wanderer. Nur Verzweiflung oder Wuth konnte es ſein, die ihn die Felſen, welche den Weg verſperrten, überklimmen ließen, oder ihn in kräftigen Sätzen über die Wildbäche des Waldes jagten. Mit mehr als menſchlicher Ausdauer eilte er raſtlos, ohne umzublicken, nach einer der wildeſten Schluchten.

Plötzlich erdröhnte ein furchtbares Rollen, das die mächtige Stimme des Donners noch übertäubte. Der Wanderer ſprang einen Schritt zurück, und nur dieſe Geiſtes-

Digitized by Google

gegenwart hatte sein Leben gerettet, denn hernieder sauste von der Höhe der Berge ein Felsblock, der, entwurzelte Bäume in seinem verheerenden Laufe mit sich führend, mit furchtbarer Gewalt tief in den Boden der Schlucht schmetterte. Der Wanderer schien einen Augenblick unschlüssig, was er zu beginnen habe; doch nur einen Moment währte sein Zagen.

Ein lodernder Blitzstrahl hatte eine der schlanken Tannen entzündet, bei deren Schein er eine schmale Spalte im Geklüfte der Felsen entdeckte. Mit der Gewandtheit einer Wildkatze schwang er sich hindurch und schon setzte er jenseits des Hindernisses eilig seinen Weg fort. Endlich wurde der Pfad freier und auch das Toben der Elemente fing an sich in etwas zu beruhigen. Nur noch wenige Schritte und der Wanderer war am Ziele.

Unterhalb eines der hohen Felsen stand eine kleine menschliche Wohnung, die, geschützt durch eine dicke Mauer, welche sie umgebend den Hof bildete, jedem Ueberfall in dieser einsamen Gegend trotzen zu wollen schien. Rings umflossen von Armen des reißenden Wildbaches, war es unmöglich, ohne Einverständniß mit dem Bewohner auch nur bis an das schwere eiserne Thor zu gelangen.

Unser Wanderer stieß in ein zierliches silbernes Jagdhorn, das er unter seinem Mantel hervorzog. Das Bellen mehrerer großer Hunde und das Klirren ihrer Ketten beantwortete den Ruf.

„Wer da?" ertönte eine Stimme aus dem Inneren des Hauses.

„Ein Freund, der Geschäfte mit Euch hat, Meister Isidor," entgegnete der Wanderer.

Aus einem Verschlage der Mauer fiel eine tragbare Brücke zu den Füssen des Harrenden nieder, mittelst deren er den Bach überschreitend an das schwere eisenbeschlagene Thor kam, dessen Flügel in ihren Angeln kreischend sich langsam öffneten. Mehrere gewaltige Rüden wütheten gegen den Ankömmling, der von diesem Empfange nicht sonderlich erbaut schien.

„Still, Pluto! Leg' dich, Isegrimm! fort, Cerberus!" herrschte der Bewohner den Hunden zu, und geleitete seinen Gast nach der Stube.

Das röthliche Licht der Kienfackel, die in einer Ecke des Kamines loderte, gestattete dem Ankömmling, seinen Wirth und dessen Wohnung näher zu betrachten. Meister Isidor, wie wir denselben nennen hörten, war ein Mann in der Mitte der dreißiger Jahre von herkulischem Körperbau und braunen, eben nicht unangenehmen Zügen, die ihre Zigeuner-Abstammung nicht wol verläugnen konnten.

Ein dichter schwarzer Bart umgab sein Gesicht, dessen blitzendes Auge die Maske seines Gastes durchdringen zu wollen schien. Die Wohnung dieses räthselhaften Mannes, der entfernt von aller menschlichen Gesellschaft in der tiefsten Einöde seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, konnte allein über ihren Herrn Auskunft geben. Ein blankes Schwert mit langem gekreuzten Griffe, das unter einer Unzahl von Waffen aller Art und Zeit, die die rauhen ungetünchten Wände bedeckten, gewissermaßen den Ehrenplatz einzunehmen schien, verrieth das Gewerbe des Mannes. Es war der Scharfrichter von Prag.

„Ich habe ein Geschäft mit Euch, Meister Isidor," begann der Gast.

„Ich vermuthe es, denn sonst hättet Ihr meine Wohnung gewiß nicht betreten," entgegnete der Wirth.

„Es ist Geld dabei zu verdienen," fuhr der Erste, ohne auf den Einwurf zu achten, mit Nachdruck fort.

„Wenn Ihr Nichts verlanget, was gegen meine Pflichten ist, so stehe ich Euch gerne zu Diensten," erwiederte Isidor.

„Es hat auf dieselben gar keinen Bezug," meinte der Gast. „Ihr beschäftigt Euch, wie ich hörte, mit Chemie?" frug er dann, seinen Wirth fest in's Auge fassend.

„Ich habe hin und wieder ein Experiment versucht," entgegnete dieser ausweichend; „doch sind meine Kenntnisse nur sehr beschränkt."

„Laßt uns Vertrauen zu einander fassen," schlug der Unbekannte vor. „Seht, auch ich bin ein Freund dieser edlen Wissenschaft und wünsche, meine Sammlungen durch Euch zu vervollständigen."

„So weit meine geringen Kenntnisse reichen, will ich Euch gerne unterstützen," entgegnete der Scharfrichter.

„Vorzüglich hat für mich das Studium der Gifte Interesse," fuhr der Gast fort, „und darin werdet Ihr mir, wie ich glaube, den besten Aufschluß geben können."

„Wird nicht angehen," meinte Isidor, Unrath witternd.

„Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Weil es mich leicht den Kopf kosten könnte," entgegnete der Meister.

„Einem gescheiten Manne, wie Ihr seid, will ich das Gegentheil nicht beweisen," sprach der Andere mit stolzer Geberde, eine gefüllte Börse auf den Tisch werfend. „Dies sei Euer Lohn."

„Ich sollte Euch aber doch kennen," meinte der Scharfrichter vorsichtig, ohne die Börse zu berühren.

„Ist nicht nöthig," antwortete der Fremde rasch. „Eine zweite Börse wird Euch beweisen, daß ich Geld und Macht habe, Euch zu schützen. Und nun spntet Euch, Meister! meinem Verlangen zu willfahren. Ueber die Art und Weise, wie Ihr mir die Gifte übergeben sollet, werde ich Euch sogleich unterrichten."

„Nun, so folget mir auf mein Laboratorium," sprach Isidor, seinem Gaste nach einem dunklen Gange leuchtend, der zu dem genannten Orte führte.

III.

Versetzen wir uns in das Haus des alten Levy. Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne erleuchteten das Gemach des Rabbi, der wie in tiefes Denken versunken in seinem Lehnstuhle saß, während ein vor ihm stehender junger Mann mit dem Ausdruck der gespanntesten

Digitized by Google

Aufmerkſamkeit in den Mienen des Alten eine wichtige Kunde leſen zu wollen ſchien. Die ganze Geſtalt des Rabbi hatte, ungeachtet des vorherrſchenden ſtrengen Zuges ſeines Angeſichtes, etwas ungemein Ehrwürdiges. Das lebhaft blizzende Auge, die edel gebogene Naſe, das rabenſchwarze Haar, das in dichten Locken auf die ſchneeweiße Halskrauſe herabfiel, und der lange Bart verriethen die orientaliſche Abſtammung des ſtrenggläubigen Juden.

„Mein Sohn," begann er nach einer Pauſe gegen den jungen Mann gewendet; „ich werde alt und meine Glieder ſchwach und gebrechlich. Der Herr hat mich allenthalben reichlich geſegnet und ſchwer iſt es für mich, zu tragen all' ſeine Güte. Du haſt mir gedienet wie Jakob um die Rachel, zweimal ſieben Jahre um Eſther, Deine vor dem Herrn Dir verlobte Braut. Sie ſoll nun Dein ſein, nicht nur im Geiſte und dem Gebote, ſondern auch dem Blute nach. Doch ſpricht der Herr, der da iſt der Gott unſerer Väter: „Keine Falſchheit ſei in eurem Herzen und keine Argliſt ruhe in der Tiefe enerer Seele." Darum will ich reden und aufdecken alle Geheimniſſe, ſo enthalten ſind in dieſem Pergamente."

Mit dieſen Worten reichte er dem Jüngling eine Rolle, die dieſer aufmerkſam und mit den Zeichen der tiefſten Erregung las.

„Ihr habt mir," ſprach der Jüngling, „bereits früher mitgetheilt den Inhalt dieſer Papiere, doch jezt halte ich in meinen Händen den Beweis Euerer Redlichkeit. Ihr wißt meine Antwort, wenn ich frage: Iſt mein Glück noch ferne, Meiſter?"

„Nein, mein Sohn," entgegnete der Rabbi; „nach dem Feſte der Kipurim *) ſei Eure Hochzeit, und der Herr beſchatte Euch mit ſeiner Gnade an dieſem hohen Tage. Doch jezt ſchwöre bei dem allmächtigen Gott, dem Gott Abraham's, Iſak's und Jakob's, daß Du nie verratheſt den Inhalt dieſer Papiere, daß Du ihn nie verratheſt Deinem Weibe, noch Deinem Kinde, Deinem Knechte, Deiner Magd, Deinen Verwandten oder Freunden, noch einem Weſen, das da lebet auf Erden. Schwöre, wie auch ich es bereits gethan, auf daß unſer Geheimniß begraben werde, mit unſerem Leibe."

Der Rabbi richtete ſich auf, ein wunderbares Feuer blizte aus ſeinem Auge und die langen ſchwarzen Locken, die das bleiche Antliz umhüllten, gaben ihm das Ausſehen eines überirdiſchen Weſens.

Erregt betrachtete er den jungen Mann und ſein ſcharfer Blick ſchien in die Seele des Schwörenden dringen zu wollen.

„Ich ſchwöre," ſprach dieſer; „vor Gott, der da iſt der Gott Abraham's, Iſak's und Jakob's. Alle Flüche, die der Herr den Uebertretern ſeines Gebotes angedrohet hat, mögen mich ereilen, wenn ich meinen Schwur verletzte, Krankheit ſoll das Mark meiner Gebeine verzehren, erlahmen ſollen meine Glieder, Noth und Elend mich treffen und das Schwert mich hinwegraffen! Alle Elemente ſollen ſich gegen mich empören, die Erde mich verſchlingen! Verdammt ſei ich und meine Nachkommen bis in's zehnte Geſchlecht, wenn ich meinen Schwur breche!"

„Es werde wahr!" entgegnete der Rabbi, ſein Haupt neigend.

Dann ergriff er die Hand des Jünglings, legte ſie auf das fünfte Buch Moiſes und ſprach, indem er ſich ihm gegenüber ſtellte: „Du haſt geſchworen und den Herrn angerufen. Siehe, ich biete Dir Segen oder Fluch; den Segen, wenn Du recht geſchworen, den Fluch, wenn Du je den Schwur zu brechen die Abſicht haſt. Vernimm darum die Verheißung und Drohung des Königs der Könige, der da iſt der Gott unſerer Väter."

Nun ſprach er mit all' dem Feuer eines Begeiſterten die Segens- und Fluchformeln Moiſes und beſtätigte Alles mit dem Siegel des göttlichen Namens, worauf er durch ein feierliches „Amen!" den Schwur beendete. — — —

Wenige Augenblicke ſpäter rief er nach ſeiner Tochter. Eſther ſchwebte zephyrgleich über die Schwelle und küßte mit Ehrfurcht die Hand des alten Rabbi.

„Meine Tochter!" begann dieſer, indem er das Mädchen zärtlicher als gewöhnlich umarmte; „Du wirſt mich nun bald verlaſſen und hingehen, einem Manne zu folgen. Ich habe für Dich gewählt und Dich nach dem Gebote des Herrn verlobt. Am heutigen Tage nämlich ſind es achtzehn Jahre, da Deine Mutter Dich geboren. Sie ſtarb und die Sorge um Dich war mir allein überlaſſen. Da wurde ich eines Tages zu meinem Freunde Aaron gerufen, der hochbetagt und dem Tode nahe war.

„Du haſt eine Tochter," ſprach Aaron zu mir, „und ich einen Sohn. Mein Sohn aber iſt um ſechs Jahre älter als Deine Tochter. Soll nicht auch nach unſerem Tode unſer Freundſchaftsbund fortdauern?"

Ich verſtand ihn.

Da zog Aaron einen Ring von dem Finger ſeines Sohnes, ſteckte ihn Dir an und ſprach: „Eſther, wenn Du einwilligeſt, ſo ſollſt Du mir angelobet ſein vor dem Angeſichte des Herrn."

Dann ſprachen wir nicht mehr davon, bis an dem Todestage des alten Aaron und heute, wo Du Elias, deinen Verlobten, begrüßeſt."

Mit dieſen Worten deutete er nach dem jungen Manne, deſſen Auge mit Wohlgefallen auf der lieblichen Geſtalt der Jungfrau verweilte.

Eſther ſchlug die Augen nieder und eine merkliche Bläſſe überflog ihr ſchönes Angeſicht. „Iſt das nicht die Kiduſchin, **) mein Vater?" fragte ſie leiſe.

*) Das Feſt der Verſöhnung.
**) Einſegnung der Ehe.

Digitized by Google

„Ja wol," ſprach der Alte, „und ſie iſt dem Herrn ſo wohlgefällig als die Verlobung vor ganz Iſrael."

Ein ſchwerer Seufzer entrang ſich der jungfräulichen Bruſt. Mit einer Thräne im Auge blickte Eſther zu ihrem Vater auf. „Iſt dies auch wahr?" flüſterte ſie.

„Kind, was iſt Dir? wer gibt Dir das Recht, an dem Gebote des Herrn zu zweifeln? Sprich, was haſt Du gegen Elias, Deinen Verlobten?" fragte der Rabbi.

„Nichts, mein Vater," antwortete Eſther feſt. „Ich werde gehorchen, werde Dich nicht betrüben."

„Nun ſo gehe hin, meine gute Tochter, um in dem Sidur *) zu leſen das hohe Lied des weiſen Königes Salomon. Auch Deine Thränen vergebe ich Dir; denn es iſt züchtig, daß eine Braut mit Thränen eingehe in das Haus ihres Erwählten."

„Denket meiner, ſchöne Eſther," bat Elias, „bis zu der Zeit, wo Ihr bei mir wohnen werdet. Nicht ferne iſt mehr das Feſt der Verſöhnung."

Schweigend, ohne aufzublicken, reichte Eſther ihrem Verlobten die Hand und verließ gebeugt das Zimmer. Thränen ſind die Vertrauten des weiblichen Herzens; Eſther weinte. Eine Welt der Seligkeit und Wonne hatte ſich vor ihrem Blicke erſchloſſen, nicht fühlte ſie mehr die drückende Verachtung ihres Volkes; denn der ſüße Taumel der Liebe hatte ſie nicht ahnen laſſen, daß Etwas im Stande ſei, ihr Glück zu hindern. Und nun! — Rathlos wankte ſie nach ihrer Kammer.

Plötzlich weckte ſie eine gellende Stimme aus ihren Träumen. „Kauft Etwas von meinen Waaren!" ertönte aus einer Ecke des Ganges.

Erſchrocken blickte Eſther auf und wäre vor dem Weſen, das ſich ihren Augen zeigte, beinahe geflohen. Ein altes Weib, deſſen braune Geſichtsfarbe die Zigeunerin bezeugte, ließ ihren kreiſchenden Ruf durch das Haus erſchallen. Unter einem ſchmutzigen ſchwarzen Tuche, das ſie nachläſſig um den Kopf gewunden hatte, ſtahlen ſich wenige graue Haare hervor, während ein weites, faltenreiches Gewand die gebückte Geſtalt, die nur mühſam mit Hilfe eines hohen Knotenſtockes dahinwankte, umfloß. „Kauft, Jungfer!" rief das häßliche Weib, „kauft! Ihr ſollt Alles billig bekommen. Die alte Phanam will nur leben — nur leben!" wiederholte ſie, den Inhalt eines Käſtchens vor Eſther's Blicken ausbreitend.

„Ich bedarf Nichts," entgegnete dieſe. „Geht, und der Herr geleite Euch."

„Ei! ei!" kreiſchte die Zigeunerin; „Ihr ſeid ſo jung und ſchön, und ſolltet Nichts von meinen Waaren brauchen? Da ſeht einmal her! Ringe, eitel Geſchmeide, Halskettelein, güldne Armbänder und was nur Euer Herz ſich wünſchet. Kaufet nur; ſeht, wie's glänzt und gleißt!"

„Wozu ſollte ich mich ſchmücken, da der holde Traum meines Glückes ſo bald zertrümmert ward!" murmelte Eſther, kaum hörbar, vor ſich hin.

„Auch andere Sachen hab' ich hier, die mehr werth ſind, als dieſes Gold," fuhr die Alte lobpreiſend fort. „Merket wol: Dies Papier zum Beiſpiele, birgt eine Seife, die Jeden, der ſich damit wäſcht, jung und ſchön macht. Kauft und Ihr werdet nie alt."

Eſther's Seelenſtimmung konnte der Frage nicht Raum geben; warum doch die Zigeunerin trotz ihrer Seife ſo alt und häßlich ſei?

„Dann iſt auch dies Kerzlein ein ſehr werthvolles Stück. Stellt Ihr es vor einen Spiegel, ſo zeigt es Euch die Geſtalt Eures Geliebten darin. Nun, Ihr werdet ihn ja ohnedies oft genug ſehen," ſetzte Phanam mit widrigem Lachen hinzu, indem ihr ſtechender Blick die Jungfrau zu durchbohren ſchien; „'s iſt etwa ein feiner Rittersmann, he?" —

Eſther erröthete und ſchlug ihre Augen nieder.

„Dürft' es nicht übel nehmen! Die alte Phanam hat ſo ihre Launen; bin oft ſehr luſtig, he! he! he!"

„Um die ſchöne braune Dirne
Freit' ein edler ſchlanker Ritter,
Tralala! Tralala!"

ſang die Alte mit kreiſchender Stimme. „Werdet mich ſchon noch kennen lernen," fuhr ſie fort, „werde ſpäter wieder einmal kommen. Aber kaufen ſollet Ihr doch was! Da wäre dies Säckchen gerade für Euch. Werdet nicht glauben, welch' Wunder d'rin ſteckt. S' iſt Erde aus dem gelobten Land, von dem Orte, wo der Tempel geſtanden; und ſo Ihr alle Freitag beim Anzünden der Sabathlampe dazu riechet, werdet Ihr nie wanken in dem Glauben Euerer Väter."

„Ich werde meinen Vater rufen, daß er es kaufe," entgegnete die Jüdin, ohne dem Säckchen die von der Zigeunerin gehoffte Verehrung zu bezeugen.

„Laßt es gut ſein; ich hab' Eile und muß heute noch einen weiten Weg zur Herberg' machen," meinte die Zigeunerin, ihren Kram zuſammpackend. Ein ſchwaches Klirren unterbrach ihre Worte. Schnell neigte ſie ſich zur Erde und hob einen Ring von unſcheinbarem Metall auf, in deſſen Mitte ein großer, röthlich ſchillernde Stein eingefügt war.

„Ei, ei, ſeht doch, wie vergeßlich ich bin! Hab' Euch noch nicht 'mal dieſen Ring gezeigt. Wollt Ihr ihn nicht an den Finger ſtecken? Er iſt freilich nicht ſchön, aber ſeine Wirkung die iſt mächtig, die iſt's, die ihm einen unermeßlichen Werth verleiht. Da ſeht mal her, jetzt iſt er roth; wird Euch aber Euer Geliebte untreu — gleich iſt er ſchwarz." Nun ſchmeichelte ſie, indem ſie ſich Eſther, die abwehrend zurückwich, zu nahen ſuchte: „Gebt mir Euren ſchönen Finger, daß ich den Ring anſtecke."

„Nein, Ihr jagt mir ja Grauſen ein mit Euren Zauberſachen," ſprach das Mädchen ängſtlich, „'s iſt Sünde, mit ſolchen Sachen zu verkehren. Und doch dieſer Ring — ob ich ihn wol kaufen ſoll?" ſetzte ſie leiſe im Selbſtge-

*) Gebetbuch.

Digitized by Google

ſpräche hinzu. „Aber Ladislaus — Gott! ich darf ihn ja nicht beſitzen, ich müßte mich vor mir ſelber ſchämen, wollt' ich ihn verſuchen. Er iſt ſo treu, ſo gut — doch ich will den Gedanken bannen."

„Werden wir nicht Handels einig?" drängte die Zigeunerin; „ſteckt den Ring an, könnt' Euch ja noch heute Abends, wenn der Geliebte kommt, überzeugen, daß er echt iſt." —

Eſther warf der Alten einen zürnenden Blick zu.

„Dürft mir's nicht übel nehmen, Jungfer, wenn ich etwas von Euren Verhältniſſen weiß," beſänftigte die Alte. „Phanam lieſt im Buche der Geſchicke und auch das Euere iſt darin verzeichnet."

„Hört!" ſprach Eſther erſtaunt. „Ihr ſeid ein wunderbares Weib, ſagtet Ihr nicht, daß Ihr im Buche der Geſchicke leſet?"

„Ei freilich, mein Püppchen!" entgegnete die Zigeunerin mit übermäßiger Freundlichkeit. „Reiche mir Deine Hand, und Dein Geſchicke ſei vor Dir aufgeſchlagen wie ein offen Buch."

Ueberraſcht durch das Gehörte erfüllte Eſther halb unbewußt den Wunſch der Sybille und ein kalter Schauer überlief ſie, als dieſe mit den langen knochigen Fingern den Linien ihrer zarten Hand folgte.

„Hm! hm!" murmelte Phanam nach einer langen Pauſe vor ſich hin; „kann nicht recht klug werden, Euere Linien laufen zu ſehr in einander. Nun, wir werden wol ſehen. — Ein Jüngling," ſprach ſie kaum hörbar; „wer er iſt? — wollen wir ſpäter fragen. Dieſe Linie? — Liebe; und dies äſtige Gewinde? — will mir nicht recht gefallen. — Doch was ſeh' ich da?" rief ſie plötzlich, indem ſie Eſther's Hand heftig betaſtete. Mit Gier ſchien ſie den Linien der Hand zu folgen. Immer drückender wurde das Schweigen; Eſther's Auge hing an den häßlichen Zügen der Alten, als gelte es ihr Leben.

„Es iſt vorbei!" ſprach die Sibille nach einer Zeit feierlich, Eſther's Hand loslaſſend. „Frage mich nie, Mädchen! um Dein Geſchicke; was ich geſehen, verſinke in das Meer der Vergeſſenheit."

„Um des Himmelswillen, ſprecht!" flehte das Mädchen; „was iſt es, das Ihr geſehen?"

„Was nützt es, Dein Geſchick zu wiſſen, das unvermeidliche, dem Du doch nicht entgehſt?" ſprach die Wahrſagerin pathetiſch.

„O ſprecht! habt Mitleid mit mir," bat Eſther wiederholt.

„Nun ſo ſei es denn. Enthüllen will ich Dir, was höh're Mächte mir in Deiner Hand gezeigt:

„Du lieb'ſt vom Grunde Deines Herzens,
Lieb'ſt höher als Dich die Geburt geſtellt;
Doch ſchirmen Dich nicht mächt'ge Geiſter —
Fällſt dem Verrath als Opfer Du.
Nur Spiel iſt Liebe jenem Manne,
Und Schande Deiner Treue Lohn,
Was er Dir ſchwur, verhöhnt er ſpäter
Im Koſen einer ſtolzen Braut." — —

Erbleichend war Eſther zurückgeſunken. Nicht Thränen waren es, welche die brennende Wunde ihres Herzens verkündeten; das trockene, erlöſchende Auge allein bezeugte die Größe ihrer Empfindung.

„So geliebt und ſo verlaſſen!" ſtammelte ſie.

„Haſt Du mich zur Freundin, biſt Du nicht verlaſſen," ſprach die Zigeunerin etwas weicher. „Wol wärſt Du unausweichlich dem Geſchicke verfallen, allein der ſeine Worte lieſt, erkennt auch ſeine Wege. Du dauerſt mich — ich will Dich retten. Nimm dieſes Fläſchchen und bewahr' es wol. Wenige Tropfen genügen, den Geliebten Dir zu ewiger Treue zu verbinden, und nichts kann Euren Bund mehr trennen, wenn auch Du von dieſem Trank genießeſt."

„Ich ſollte ihn zwingen, mich zu lieben?" flüſterte Eſther abwehrend. „Nie! nie!"

„Närrin! willſt Du Deinen Vater tödten, wenn Dein Herz im Grame bricht?" fragte die Zigeunerin heftig. „Geh, Kind, und folge meinem Rathe." Mit ſanfter Gewalt drückte Phanam dem Mädchen ein Fläſchchen in die Hand, und ehe noch Eſther ein Wort erwiedern konnte, war die Alte ihren Blicken entſchwunden.

Einer Schlafwandlerin gleich wankte Eſther nach ihrer Kammer. Das Grauen, das ſie vor der Wahrſagerin empfand, die den poſſenhaften Scherz der Krämerin, die drückende Feierlichkeit der Seherin und die geheimnißvolle Macht eines übermenſchlichen Weſens in einer Geſtalt zu vereinen wußte, benahm ihr die Fähigkeit, ihre Lage zu überblicken und ſelbſt das Bewußtſein ihres Schmerzes. Nur dem nächſten Eindruck konnte ſie empfänglich ſein. — — —

Eben durchſchritt Phanam die Flur des Hauſes, als ein Mann tief in einen Mantel gehüllt, ihr entgegen kam.

„Nicht übel!" murmelte die Zigeunerin vor ſich hin, „es iſt mehr, als ich gehofft."

Flüchtig und ohne zu humpeln verließ ſie das Haus und verſchwand im Dunkel des ſinkenden Abendes.

Wenige Augenblicke ſpäter erſchien ein altes Schnorrerweib, *) das vorſichtig, dem prüfenden Gefühle ihrer Hand vertrauend, geräuſchlos nach Eſther's Kammer ſchlich.

„Ich kann nicht verdächtig ſein," ſprach das Weib zu ſich ſelbſt, indem es hinter den hölzernen Verſchlag der Treppe trat; „wenn man mich entdeckt, ſo bettle ich." — —

Der Mann, dem die Zigeunerin begegnet war, hatte eben das Gemach betreten.

„Ladislaus! Eſther!" ertönte wie aus einem Munde und in leidenſchaftlicher Umarmung hielt der Jüngling die Geliebte umſchlungen.

„Laß mich, Ladislaus! — Ich kann Dich nicht mehr

*) Jüdiſche Bettlerin.

Digitized by Google

wiederſehen. — Laß mich!" rief dieſe ängſtlich, ſich aus ſeinen Armen windend.

„Was iſt Dir?" frug der Ritter erſtaunt.

„Verlaſſe mich!" drängte die Jungfrau weinend.

„Ich ſoll Dich verlaſſen, Eſther? Liebſt Du mich nicht mehr?" ſprach der Jüngling ſchmerzlich.

„Quäle mich nicht mit dieſer Frage," ſchluchzte ſie; „ich kann ja nie — nie die Deine ſein."

„Armes Närrchen! welch' neue Sorge mag Dein liebendes Herz ſchon wieder ängſtigen?" verſetzte der Ritter, einen heißen Kuß auf ihre bleiche Stirne drückend. „Sieh, wie blaß Du biſt; beruhige Dich, Du bleibſt ja meine Eſther!"

„Deine Eſther," ſeufzte ſie, ihr holdes Lockenköpfchen ſchüttelnd. „O nein. Bereits ſeit meiner früheſten Jugend bin ich mit dem Sohne eines Freundes meines Vaters verlobt. Heute erſt erfuhr ich es und nach wenigen Wochen ſchon ſoll ich Elias in ſein Haus folgen."

„Und Du vermöchteſt dies zu thun?" fragte der Ritter.

„Niemals; eher ſterbe ich!" antwortete ſie. „Und doch — mein armer Vater! —"

„Nur ein Weg bleibt Dir, Eſther," unterbrach ſie der Jüngling; „die Flucht allein kann unſere Liebe retten."

„Die Flucht, ſagſt Du? Ich ſollte meinen Vater verlaſſen, den guten Vater, der mich ſo herzlich liebt?"

„Liebe ich Dich denn nicht auch?" frug Ladislaus.

„Ehe Du mich liebteſt, hatte ſchon mein Vater ein Recht auf meine Treue," entgegnete Eſther feſt. „Schon fehlte ich, daß ich ihm meine Lebensrettung durch Dich nicht anvertraute. Und bedenke, — ſein Fluch!" —

„Kann Dich nicht ſchrecken," fiel ihr der Ritter in das Wort. „Macht Dein edles Herz und der Glaube, den Du ſeit wenigen Wochen bekenneſt, Dich nicht zur Chriſtin, und wohnet nicht des hehren Glaubens Geiſt in Dir, wenn auch die Form noch nicht erfüllt? Biſt Du nicht dann meine Schweſter und ſtehſt Du nicht unter dem Schutz einer Mutter, gegen die der Fluch des Vaters nichts vermag?"

„Ich glaube Dir, Ladislaus. Aber die Wunde, die ich dem väterlichen Herzen ſchlage?" —

„Auch dieſe wird heilen, wenn Dein Vater der Zeuge unſeres Glückes iſt. Erwäge Dein Geſchick, wenn Dein junges Leben freudenlos und öde in den Armen eines ungeliebten Mannes hinſiechen ſollte und Du ſtatt des heißen Liebeskußes ewig nur die Worte Deines Gewiſſens hörteſt: Ich habe die Treue des Jünglings, der mich mehr geliebt als ſein Leben, mit dem Giftbecher des Grames gelohnt." —

„Halt ein!" rief die Jungfrau ängſtlich, „zu ſchrecklich iſt das Bild, das Du mir zeigeſt. Doch auch ich ſah ſchon ein unglücksvolles Bild —'s war, glaube ich, nur im Traum!" ſetzte ſie nach einer Pauſe ſinnend hinzu.

„Wie meinſt Du dies?" fragte der Ritter; der den Sinn ihrer Worte nicht erfaßte.

„Vergib mir, Ladislaus! Warum war ich doch ſo ſchwach?" klagte Eſther. „Die Zigeunerin ſprach ſo furchtbare Worte, und ich —"

„Nun?"

„Ich glaubte ihr," antwortete die Reuige ſchluchzend. „Du ſollſt Alles hören, was ſie ſprach; nur vergib mir, daß ich auch nur einen Augenblick an Deiner Treue gezweifelt."

„Nein, Eſther!" ſprach der Jüngling, mit heißem Liebeskuße ihren Mund verſiegelnd; „willſt Du die karg bemeſſenen Stunden unſerer Liebe noch durch Sorgen trüben, und ſollen die Worte eines trügeriſchen Weibes auch nur einen Schatten auf unſer Glück werfen? Allzuleicht findet ja das Geheimnißvolle den Weg zu unſrem Herzen und übertäubt ſelbſt die Ueberzeugung unſerer Seele. — Doch nun verſprich mir, Eſther, bei dem geringſten Schritte, den man wagen könnte, Dich zu der verhaßten Verbindung zu zwingen, mit mir zu fliehen und ewig — ewig mein zu ſein. Ich ſage mein, denn nun bin ich frei. Die letzten Bande, die mich an eine ungeliebte Braut feſſelten, ſind zerriſſen. Nur Deiner Liebe will ich leben."

„Wie Du doch ſo lieb biſt!" lispelte Eſther, am Halſe des Jünglings hängend. „Ich wähnte zu ſterben, als ich der Zigeunerin Unglücksworte hörte, und nun! — Ich lache über mein ängſtlich Herz, biſt Du bei mir, und Alles — Alles iſt vergeſſen!"

Wer in dieſem Augenblicke das Schnorrerweib vor der Thür beobachtet hätte, würde bemerkt haben, wie dasſelbe, die Fauſt gegen die Kammer ballend, mit einem Fluch aus dem Hauſe ſtürzte. Für die beiden Liebenden aber begann eine jener ſüßen Stunden, deren Geheimniß die kalten ſkeptiſchen Menſchen nie erfaſſen.

IV.

Am rechten Ufer der Moldau ſtand, die Reihe des Ghettos (Judenviertels) eröffnend, zur Zeit unſerer Erzählung eine kleine Schänke, welche die nicht unpaſſende Bezeichnung „zum Landsknecht" im Schilde führte. Das Aeußere des Hauſes, die ungetünchten, ſchmutzigen Wände, die kleinen düſtern Fenſter waren eben nicht geeignet, über die Vorzüge der Schänke große Hoffnungen zu erregen, umſomehr aber gaben ſie dem Beobachter für den Gedanken Raum, er ſtehe vor einem jener Gebäude, deren Beſucher alle Urſache haben, das Licht des Tages zu ſcheuen. Von dieſen Letzteren gab es indeſſen zwei Klaſſen, deren eine der aufgeſtellten Vermuthung in der Gänze nicht entſprach, dafür aber auch, obgleich die ſtärkere, bei Ješko, dem vierſchrötigen Bauer, wie man den Wirth ſeiner Körperfülle wegen allgemein nannte, nicht in großem Anſehen ſtand. Es waren dies die Unterhändler, Juden und Alle, die ein Handelsgeſchäft nach jenem Theile der Stadt führte.

„Pah!" pflegte Ješko in geringſchätzendem Tone von ihnen zu ſagen; „'s ſind ſchäbige Hunde. Wenn ſie bei Tage, von dem Geſumme ihrer Sackgoſſen betäubt, ſich wieder ein wenig zum Zuſammenſcharren des Mamons kräftigen wollen, ſo kommen ſie zu mir und trinken für elende zwei Denare „Sauern." Tauſend Schock Schwernoths-Donnerwetter! könnt' ich, wie ich wollt'." — Dieſen

Digitized by Google

Lieblingsfluch pflegte der Vierschrötige stets zu gebrauchen ohne aber den Nachsatz, den er pantomimisch durch einen Kraftheb nach einem der schweren eichenen Tische anzudeuten bemüht war, vollends auszudrücken.

Die zweite Klasse der Besucher endlich, die sich der besonderen Protektion Herrn Ješko's erfreute, war die Abend- oder vielmehr Nachtgesellschaft. Kein Glied dieser Brüderschaft schien das andere bei Tage zu kennen; wenn aber des Abends das rege Geschäftsleben verstummt und die handelnde Nachbarschaft des Landsknechtes zur Ruhe gegangen war, schlichen die geheimnißvollen Stammgäste dem beliebten Versammlungsorte zu, um die Nacht mit Trinken, Würfeln und den niedrigsten Orgien zu durchschwelgen. Stets hatten sie an Ješko einen eifrigen Vermittler ihrer lichtscheuen Geschäfte und ihr gegenseitig wahrhaft freundschaftliches Verhältniß äußerte sich in manchem Humpen, der sich auf den Rücken des Vierschrötigen verirrte. Dieser konnte dann freilich nicht umhin, seine aufrichtige Neigung — über deren Ursprung wir nicht wissen, ob sie aus dem Umstande, daß ihm die benebelte Gesellschaft öfter Gelegenheit bot, sich in der Führung der doppelten Kreide zu üben, oder aus der Sympathie seines Spitznamens mit dem Benehmen seiner Gäste, herrührte — durch manche leidenschaftliche Umarmung zu bezeugen, nach welcher der Betheiligte sich gewöhnlich vor der Thüre seines liebenden Freundes auf der Gasse fand. Dies Alles jedoch trug nur dazu bei, das wahrhaft herzliche Verhältniß beider Parteien zu bestärken; denn die Gäste tranken nach wie vor Ješko's Wein und Bier, und der „Landsknecht" blieb verschwiegen wie das Grab.

Es war an einem solchen schönen Abende, als der Wirth den Kern seiner Gesellschaft versammelt sah. Um einen langen eichenen Tisch, der unter der Last der mächtigen Humpen seufzte, saßen in friedlicher Harmonie Knechte, Schiffer, Beutelschneider und sonstige Günstlinge des „Vierschrötigen."

„He, Ješko! zapfe das Mutterfäßchen an," rief Einer des Kränzchens dem Wirthe zu.

„Gleich, gleich," entgegnete dieser, geschäftig mit den Kellerschlüsseln klappernd, indem er den geleerten Humpen ergriff. „Sollst vom Besten bekommen, Wenzel."

„Will Dir auch nichts Anderes rathen," meinte Wenzel. „Aber sagt mir nur, wo heute der Mathes steckt?"

„Erwartet Ihr den?" fragte ein Anderer. „Da harret Ihr wol vergebens. Der Kerl hat einen Dienst bekommen, kein Mensch weiß wo, der ihm schwäbische Thaler die Menge trägt, und seit der Zeit ist er ganz stolz, geht daher wie ein Edelmann und sieht Unsereinen von der Seite an."

„So?" lachten Alle; „hat er seine lateinischen Brocken nicht mit den Fleischbrocken geschluckt?"

„Kann's nicht sagen, ob er noch der alte Narr ist," entgegnete der Zweifler.

„Ich ein alter Narr?" erscholl plötzlich eine bekannte Stimme, während die Klinge seines langen Schwertes tief in die Platte des Tisches fuhr. „Antwortet oder" —

„Ei Du bist's, Mathes!" riefen Alle aufspringend, ohne die Drohung im Mindesten zu beachten.

„Grüß' Dich der Himmel! Wo bliest Du denn, zum Guckuck, die ganze Zeit? Siehst ja aus wie ein Edelmann —"

„Oder wie ein Narr!" rief der Ankömmling zornig, indem er, ohne die dargereichten Hände zu schütteln, einen neuen Hieb nach dem Tische führte.

„Hoho!" murrten die Andern, „seit wann wird in unserer Gesellschaft ein Wort auf eine Nadelspitze gestellt? Hüte Dich, Mathes, und auch unseren Wein laß unverschüttet."

„Schurken seid Ihr!" fuhr dieser fort, „und nicht werth, daß ich Euch einen Hieb versetze."

„Was, Du willst groß thun?" riefen die Zecher, und im Augenblicke fuhren die Schwerter rasselnd aus den Scheiden.

„Still, still, Brüderchens!" beschwichtigte Ješko; „seid doch einig, und Du, Mathes, stecke Dein Schwert in die Scheide; wir wissen ja ohnedies, daß Du ein gar gewaltiger tapferer Kriegsheld bist."

Beinahe mit Gewalt drückte er Mathes auf einen Stuhl nieder, was dieser, wenn gleich grollend, doch um so lieber mit sich thun ließ, als er schon etwas weiter gegangen war, als ihm seine Feigheit gewöhnlich erlaubte.

„Mich einen Narren zu heißen!" murmelte er, den Humpen seines Beleidigers wahrscheinlich aus reiner Zerstreuung bis zur Nagelprobe leerend; „mich, der ein halbes Jahr famulus eines Doktors der hohen Schule war. Aber so geht es! Nemo prophela in patria, sagen die Lateiner und sie haben Recht."

„Sei nur still, Mathes!" besänftigte Ješko den Grollenden, „Du weißt ja: Ein trunkener Mund —"

„Ein wahrer Mund!" fiel ihm der Knecht scheltend in die Rede.

„Ja gewöhnlich," bekräftigte der Wirth doppelsinnig; „aber nicht immer, nicht immer. Doch lassen wir das, willst Du nicht die Teufelsknochen *) schütteln?"

„Ich spiele heute nicht," versetzte Mathes trotzig.

„Nun so will ich Dir Božena schicken, daß sie Dich erheitere," schmeichelte Ješko, der in allen Nebengewerben eines „Bierzapfers" wolerfahren war. „Nicht wahr, Goldjunge, ich hab's errathen; die steckt Dir im Herzen."

„Tace! sagt der Lateiner und ich," entgegnete Mathes sichtlich erheitert. „Ich habe heute keine Zeit; doch wenn Du ihr ein salve bringen willst, so magst Du es thun."

„Schurke von einem Wirth, ob Du wol meinen Wein holen wirst, statt dem Mathes den Hof zu machen!" rief Wenzel erzürnt über den Tisch.

„Und mich läßt Du auch trocken sitzen," fügte ein Anderer bei.

---

*) Ein damals gebräuchlicher Ausdruck für Würfel.

Digitized by Google

„Sei nicht böſe, Brüderchen — aber die ſchwarze Tafel! —" bemerkte Ješko, den Wunſch des Zweiten beanſtändend.

„Pah! es gehen noch viele Strichelchen darauf, ehe ſie weiß wird, und dann zahl' ich Dich mit Judenmohs," *) entgegnete dieſer lachend.

„Das geht heut zu Tage ſchwer, fratres et amici!" meinte Mathes. „Die Juden haben jetzt mächtige Beſchützer, und erſt neulich beſtand ich einen harten Strauß mit einem ſolchen, der ſich einer Judendirne annahm. Mit dem Milchbart allein wäre ich freilich bald fertig geworden; aber da kamen zehn oder zwanzig von ſeinen Reiſigen dazu und drangen auf mich ein. Da hieß es, daß „Veni, vidi, vici" wie der Lateiner ſagt, theuer erkaufen. Fünf von den Feiglingen blieben am Platze und die Anderen entflohen."

„Eine ſchöne That, Dir ganz ähnlich!" riefen Alle unter ironiſchem Gelächter, das er aber für den Zoll der höchſten Bewunderung hielt, dem Gefeierten zu. „Brav, Mathes, Du biſt ein ganzer Edelmann."

Stolz, als wäre er über ſolches Lob erhaben, trat dieſer zum Wirthe, der indeſſen mit Wenzel's Humpen hinzugekommen war, und flüſterte ihm einige Worte in das Ohr.

„Die mit dem Moldauausgange?" fragte Ješko mit gedämpfter Stimme, „und auf dieſes Loſungswort?"

„Ja," entgegnete Mathes eben ſo leiſe und ſetzte ſich wieder in den Kreis der Zecher, die von dem kurzen Geſpräche nichts vernommen hatten.

„Bibamus!" rief er ihnen zu und leerte mit gutem Beiſpiele vorangehend, den vollen Humpen in einem Zuge.

„Sollſt leben, Mathes, und Deine Herrſchaft daneben!"

„Gratias! Gratias!" dankte er; „verſteht ſich, wenn die Herrſchaft zu Hauſe iſt, und ich hier."

Immer toller wurde das Gelage. Schon hatten mehrere der Zecher das Bewußtſein verloren und auch Mathes taumelte ſehr bedenklich, als Ješko mit einer bedeutungsvollen Bewegung der Hand ihm zuwinkte. Mathes ſprang auf, und die Erinnerung an das Geſchäft, deſſentwegen er da war, ſchien ihn plötzlich zu ernüchtern. — — — —

Einige Sekunden darauf traten zwei Männer, die tief in dunkle Mäntel gehüllt und mit Masken verſehen waren, unter die Thorwölbung des „Landsknechts" und ſchienen eifrig durch das Dunkel der Nacht nach Jemanden zu ſpähen.

„Der Magid von geſtern," rief ihnen eine Geſtalt, die eben herantretend ſie zu erwarten ſchien, leiſe zu.

„Ihr wißt die Loſung," verſetzte Einer der Vermummten; „folget uns."

Willig gehorchte der Fremde und ſchritt an der Seite ſeiner geheimnißvollen Führer ſchnell durch die engen und finſteren Gänge des Hauſes dahin.

„Hier iſt unſer Ziel," ſprach der Erſte, und wie es ſchien Vornehmere der beiden Vermummten mit ſonderbarem Ausdrucke, während der Andere, wenige Stufen hinabſteigend, eine niedrige eiſenbeſchlagene Thüre öffnete, mittelſt deren man ein kleines, und wie der Fremde bei dem Scheine der eben entzündeten Fackel bemerkte, ziemlich hochgewölbtes Gemach von eben nicht Vertrauen einflößender Bauart betrat.

„Ich dachte, Ihr ſolltet mich zu Euerem Gebieter führen?" meinte der Fremde argwöhniſch, indem er zögernd an der Schwelle ſtehen blieb.

„Das ſollen wir auch," entgegneten die Vermummten; „tretet nur ein und laßt Euch über die Beſchaffenheit Euerer Sendung näher belehren." Beinahe mit Gewalt nöthigten ſie den Zweifelnden zum Eintritt in das Gemach, wo man ſeine Züge, die in dem Augenblick den Ausdruck ſchlecht verhehlter Angſt angenommen hatten, deutlich erkennen konnte. Es war Elias. Schienen ihm ſchon die Masken ſeiner Führer verdächtig, ſo mochte ihm die Betrachtung des Ortes, an dem er ſich nun befand, noch mehr Gelegenheit geben, ſeine muthmaßliche Unvorſichtigkeit zu bereuen.

Durch jede der maſſiven Wände nämlich, die das ſchwere Gewölbe des Gemaches ſtützten, waren Thüren gebrochen, die, ſämmtlich mit kunſtreichen Schlöſſern verſehen, deren Oeffnung man, ohne das Geheimniß zu kennen, nur mit einem großen Aufwand von Zeit und Mühe bewirken konnte, jedem Andrange der Gewalt trotzten. Mehrere ſichtbare Fugen im Gewölbe und im Boden ſchienen das Verſenken oder Aufziehen möglich zu machen, ſo daß ein Verfolgter, der mit den Geheimniſſen des Ortes vertraut, von dieſem Gebrauch machen wollte, die Macht der Nachtſetzenden auf wenigſtens 8 Seiten vertheilen konnte.

Forſchend blickte der Jude umher; er wußte nicht, was er zu denken, was er zu muthmaßen habe. Der Verdacht eines Verbrechens, das die Vermummten an ihm verüben konnten, ſtieg immer drohender in ſeiner Seele auf. Und was ſollte ſie auch ſonſt bewogen haben, ihn an dieſen abgelegenen Ort zu locken? Welch' geheimnißvolle Geſchäfte mußten es ſein, die eine Zuſammenkunft unter dem bergenden Fittig der Mitternacht nöthig machten?

Die Vermummten indeß ließen ihm nicht lange Muße, ſeinen Vermuthungen Raum zu geben.

„Wißt Ihr, warum man Euch hieher beſtellet hat?" fragte der bisherige Sprecher.

„Nein," entgegnete Elias etwas gefaßter. „Als ich geſtern Abends verlaſſen hatte des alten Levi Haus, da trat zu mir ein polniſcher Magid, **) deſſen Gürtel verſehen war mit vielen ſilbernen Häckchen, nannte mich beim Namen und ſprach: „Ein mächtiger Woywoda will große Geſchäfte mit Dir abſchließen; ſo Du Dich daher einfindeſt morgen mit dem Schlage der elften Stunde vor Mitternacht an dem Thore des „Landsknechtes," werden ſeine Leute Dich auf die Loſung „der Magid von geſtern" zu ihm führen."

*) Geld.
**) Prediger, Redner.

Digitized by Google

Kaum hatte der Jude seine Rede geendet, als die Vermummten sich mit einem lauten Hohngelächter über ihn warfen, ihm einen Knebel in den Mund steckten und ihr Opfer dann an Händen und Füßen gebunden auf den Boden legten. So verwirrt Elias auch war, hatte er doch noch die Besinnung erhalten, daß er den Bewegungen der Vermummten nach allen Richtungen folgen und sich daraus ein Bild des seiner harrenden Looses schaffen konnte.

Aber immer entmuthigender wurde, was er bemerkte. Durch einen schwachen Druck auf einen der Knöpfe, die hie und da aus der Wand hervorragten, öffnete sich der Boden an der Seite des Gefesselten, und eine feuchte, widrige Luft wehte ihm aus der gähnenden Kluft entgegen. Einer gleichen Berührung nur bedurfte es, um alle Thüren des Gemaches mit einem Male aufzusperren und selbst einen Theil der Wölbung herabzulassen.

„Nun fort mit ihm!" sprach der Eine der Vermummten, indem er dem Gefangenen ein großes Tuch um die Augen schlug.

„Fort!" wiederholte der Andere, und in dem Augenblick fühlte der unglückliche Jude, daß er aufgehoben, nach kreuz und quer getragen, dann aber einige Male im Kreise herumgedreht wurde, wodurch er jeden Begriff der Richtung, nach der er entführt wurde, völlig verlor. Dann schien es ihm wieder, als würde er aufgezogen und wieder herabgelassen; doch auch diese Bewegung hörte auf und der Gefangene vernahm bald nur den hallenden Tritt der Männer, die sich schnell auf einem, wie ihm dünkte, bedeckten Wege mit ihm entfernten, ohne daß er wußte, nach welcher Seite dies geschah.

So wurde er lange, ohne über sein Schicksal Gewißheit zu haben, dahingetragen.

Der Knebel, der ihm zwischen den Zähnen stak, verursachte ihm die unerträglichsten Schmerzen; er fühlte das Blut in den Mund treten und stöhnte, so laut er konnte.

Einer der Männer bemerkte dies und nahm ihm den Knebel aus dem Munde. Elias war halb erstickt und bedurfte mehrerer Minuten, ehe er im Stande war, ein Wort hervorzubringen.

„Gnade! Erbarmen!" stöhnte er nach einiger Zeit mit jämmerlicher Stimme.

„Stille, Jude!" herrschte ihm Einer der Vermummten zu: „Ein Wort — und Du bist verloren! Kein lebendes Wesen hört Dich hier, nur wir sind in Deiner Nähe; darum hüthe Dich. Es soll Dir nichts geschehen, wenn Du ruhig Dich in Dein Schicksal ergibst. Allein ein Laut — und dieser Dolch wird Dich durchbohren."

Mit diesen Worten lüftete er ein wenig das Tuch, das den Gefangenen am Sehen hinderte, und mit Schaudern erblickte dieser den mörderischen Stahl, der, nur wenige Zoll von seiner Brust entfernt, sein Leben bedrohte.

So schnell aber auch das Tuch wieder vor seine Augen geschoben wurde, hatte Elias doch bemerkt, daß er sich in einem langen dunklen Gange befand, dessen Ende in unabsehbarer Weite zu liegen, ihm aber doch die Enthüllung seines Geschickes bringen zu wollen schien. Etwas beruhigter sah er mit Ergebung dem Ende seiner unfreiwilligen Wanderung entgegen, als er plötzlich einen sonderbaren Schall, ein dumpfes Getöse wie das Rauschen eines mächtigen Gewässers vernahm. Die schrecklichsten Vermuthungen stiegen auf's Neue in seiner Seele auf, und der Gedanke an den Tod machte ihm das Blut zu Eis erstarren.

„Ihr werdet mich doch nicht ertränken?!" jammerte er kaum hörbar.

Statt aller Antwort fühlte er die Spitze des Dolches auf seiner Brust.

Immer näher kam das Getöse und in der Todesangst schien es dem Gefangenen, als wäre es über seinem Haupte. Lange wurde er in diesem steten Zweifeln zwischen Tod und Leben dahingetragen, doch endlich verlor sich der Schall und verhallte nur noch wie ein dumpfes Gemurmel in weiter Ferne. In dem Augenblick fühlte Elias auch das Strömen der freien Luft, die er in vollen Zügen athmete.

Einer der Männer löste die Bande seiner Füße und hieß ihn gehen.

„Erinnere Dich meiner Worte!" flüsterte der Andere ihm zu, „mein Dolch bleibt stets nur eine Spanne von Deinem Herzen. Vorwärts!" Allein die Füße versagten dem Gefangenen den Dienst, kraftlos knickte er zusammen und mußte durch die Vermummten nach seinem unbekannten Ziele geschleppt werden.

So ging es eine Weile fort. Elias hörte das Oeffnen eines Thores, das sorglich wieder gesperrt wurde, dann schien es ihm, als werde er durch mehrere Gänge und eine Reihe von Zimmern geführt. Noch immer schien das Ziel der Entführung nicht erreicht. Doch endlich blieben die Vermummten stehen, der Gefangene hörte das Schließen der Thüre und in demselben Augenblick fiel auch das Tuch von seinen Augen.

Elias sah sich in einem Gemache, dessen Wände ganz mit weißen Tüchern behangen, nicht das geringste Merkmal boten, sie jemals wieder zu erkennen. Die Vermummten standen neben ihm, allein eine dritte Gestalt, deren stolze Haltung selbst unter der dichten Verhüllung nicht zu verkennen war, hatte sich des Wortes bemächtiget.

„Dein Name?" fragte sie den Juden mit verstellter, sichtlich herabgedrückter Stimme.

„Elias."

„Du bist unverheirathet?"

„Ja, doch nur noch kurze Zeit."

„Der Name Deiner Braut?" lautete die weitere Frage. — Elias schwieg.

„Sprich!" donnerte der Vermummte ihn an; „ich bin nicht gewohnt, meine Befehle durch einen Juden vernachläßigt zu sehen. Deine Braut heißt? —"

„Esther, und ist die Tochter des Rabbi Levi von Prag," antwortete der Jude zaghaft.

„Man will Dir wol," begann der Vermummte nach

Digitized by Google

einer Pauſe etwas milder; „hegteſt Du nie einen Zweifel an der Treue Deiner Braut?"

„Nie!" entgegnete Elias, ungeachtet ſeiner Angſt, ziemlich feſt. „Eſther liebt mich und iſt mir anverlobt ſeit ihrer früheſten Jugend."

„Und wenn ſie deſſenungeachtet ihren Vater und Dich täuſchte?!"

Erſtaunt blickte der Jude zu der Geſtalt auf, deren blitzendes Auge durch die Maske in ſeine Seele zu dringen ſchien. „Das kann ſie nicht," wagte er endlich einzuwenden.

„Nicht?" wiederholte der Vermummte höhniſch. „Und wenn ſie ſchon ſeit Wochen die Buhlerin eines Ritters wäre?"

„Eſther eine Buhlerin?" rief der Jude erregt, indem er ſich mit der Fauſt vor die Stirne ſchlug. „Sagt mir das nicht noch einmal!"

„Fürwahr, Du biſt kühn, kühner als die meiſten Deiner Nation," ſprach der Vermummte ruhig. „Aber wage es nicht mehr mir zu drohen; Du biſt in meiner Gewalt. Höre mich an. Schon ſeit mehreren Wochen liebt Deine Braut einen böhmiſchen Ritter, der ihr bei einer Verfolgung das Leben rettete. Ihn liebt ſie, die Verbindung mit Dir aber iſt ihr ſchrecklicher als der Tod. Doch nicht der Ritter allein iſt ihr geneigt. Ein Woywode aus Polen fand Gefallen an ihrer Schönheit und machte ihr den Antrag, ihm nach Krakov zu folgen. Sie aber ſtieß ihn zurück und vergalt ſeine Bewerbungen mit Spott und Hohn. Der Pole liebt ſie nicht mehr, Rache hat die Stelle ſeiner Neigung eingenommen; er will ſie nehmen, und das Werkzeug ſeiner Rache biſt Du."

„Ich!" fuhr Elias auf. „Ja, ich will es ſein, ich will mich rächen! — und doch — es iſt nur eine niederträchtige Verläumdung!"

„Du liebſt ſie alſo noch ein wenig?" ſpöttelte der Vermummte.

„Nein! Wenn ſie eine Buhlerin iſt, ſo ſoll ſie ſein vernichtet; aber Ueberzeugung will ich mir verſchaffen."

„Du wirſt thun, was ich will," entgegnete der Vermummte. „Der Pole beabſichtigt weder Mord noch Tod, er will einzig die Trennung der Verliebten. Dieſe kann nur geſchehen, wenn der Ritter überzeugt wird, daß Eſther eben ſo gut die Schöne eines Andern ſei, als die ſeine. Du wirſt Dich daher des Mädchens bemächtigen und — doch Du verſtehſt mich."

„Wie, ich ſollte eine Gewaltthat an ihr begehen?" rief Elias entſetzt.

„Nenne es, wie Du willſt," meinte der Geheimnißvolle. „Kurze Zeit nur gönne ich Dir zur Ausführung meiner Befehle. Auf jedem Schritte wirſt Du von einem meiner Diener bewacht, ein Wort des Verrathes über das, was Du hier gehört und Du wandelſt nicht mehr unter den Lebenden. Nun wähle zwiſchen dieſem Beutel Gold und dieſem Dolche."

„Nie folge ich Euch!" rief der Jude, ſeinen ganzen Muth zuſammenraffend.

„Du willſt mich nicht unterſtützen in meiner Rache gegen Ladislaus von Berka?" entſprudelte es dem Munde des Vermummten in unbedachtem Zorne.

„Berka? — Ladislaus, der Sohn des königlichen Landesrichters, iſt der Geliebte Eſther's?" rief der Jude.

„Derſelbe; doch was zitterſt Du? Du biſt von den Verhältniſſen des Ritters unterrichtet, verhehle mir nichts!" entgegnete der Vermummte etwas betroffen.

„O Fluch, der über dieſem Hauſe waltet!" klagte der Jude, ohne ſeine Umgebung zu beachten. „Eſther und Ladislaus lieben ſich!"

„Ich befehle Dir zu ſprechen;" herrſchte der Vermummte dem Gefangenen zu. „Du weißt mehr als Du ſagen willſt."

„Nichts weiß ich," entgegnete Elias, ſich faſſend; „ich will Euere Befehle ausführen, der Ritter kann und darf ſie nicht beſitzen. O, laßt mich frei! Gefahr iſt im Verzuge!"

„Nicht eher als Du geſtanden, was Du weißt."

„Ich ſage Euch ja," betheuerte der Jude, „daß ich nicht ahne, was Ihr wollt, ſo wahr ich —"

„Schwöre nicht!" fiel ihm der geheimnißvolle Dränger in den Satz; „noch nie habt Ihr Juden den Chriſten gegenüber Euren Schwur gehalten. Zum letzten Male rathe ich Dir: Sprich!"

„Wie kann ich ſprechen, wenn mir Nichts bekannt?" jammerte Elias.

„Bedenke, wie leicht es mir iſt, Dich zu verderben und Deine Leiche zu verbergen, daß kein Menſch mehr etwas von Dir erfährt. Darum: bekenne!" Elias ſchwieg. — „Du ſchweigſt? Nun wohl, ſo ſollſt Du ewig ſchweigen," ſprach der Vermummte kalt. Ein Wink, und einer der Entführer ſchwang den Stahl.

„Gnade! Erbarmen!" ſchrie der Bedrohte in Todesangſt. „Ich will Alles bekennen, macht nur meine Hände frei." Die Stricke fielen und vernichtet reichte der Jude dem Vermummten eine Pergamentrolle. Es war dieſelbe, deren Geheimhaltung er bei dem Rabbi beſchworen. Schnell erbrach der Geheimnißvolle die Siegel und folgte den Zeilen der Schrift mit ſichtbarer Gier. „Es iſt recht," ſprach er nach einer Pauſe mit einer Stimme, die vor tiefer Aufregung zitterte.

„Schreibe nun dem alten Levy, daß Du in einer wichtigen Angelegenheit plötzlich verreiſen mußt und erſt in einigen Tagen heimkehren wirſt, daß Du ferner ſogleich nach Deiner Rückkunft die Vermälung vollzogen wünſcheſt."

„Warum ſoll ich dies thun, wenn es nicht wahr?" wagte der Jude zitternd einzuwenden.

„Schreibe!"

„Laßt Ihr mich dann frei?"

Gebieteriſch wies der Vermummte nach einem unbeſchriebenen Pergamentblatte, das auf einem weißgedeckten Tiſchchen lag. — „Es iſt der einzige Weg mich zu retten und

Digitized by Google

Eſther mit Hilfe der Papiere von dem Verdachte der Buhlerei zu befreien," ſprach Elias zu ſich ſelbſt; „der Papiere, ſage ich, auf deren Geheimhaltung ich geſchworen? — Ich will ſchreiben." — —

Der Vermummte las die wenigen an den Rabbi gerichteten Zeilen des Juden und übergab ſie einem der Männer, der ſich damit entfernte, während der andere dem Gefangenen das Tuch ſchnell um die Augen warf und ſich anſchickte, ihn aus dem Gemache zu entfernen. „Meine Pergamente!" ſchrie Elias, ſich ſträubend.

„Bleiben für meine Zwecke aufbewahrt," entgegnete der Vermummte und in dem Augenblick wurde der Jude aus der Thüre geſchleppt.

V.

Unfern der Stadt, in einem der dichteſten Theile des Prager Forſtes, ſtand auf einem ſanften Hügel eine Kapelle, der heiligen Jungfrau geweiht. Ein ſchmaler Steig führte den Gläubigen zu der Stätte des Friedens, wenn des Klauſners fromme Hand das Glöcklein in den ſilberhellen Tönen des Ave erſchallen ließ. Ruhig flackerte ein kleines Lämpchen vor dem Altar der Waldkapelle. Feierliche Stille, als blicke das Auge der Himmliſchen ſegnend auf die Stätte ihrer Verehrung, herrſchte in dem kleinen Raume; nur das Flüſtern einer weiblichen Geſtalt, die hingegoſſen in heißem Gebete vor dem Bilde der Madonna kniete, ließ erkennen, daß ein Menſchenherz nach dem trauten Aſyle ſich geflüchtet. Ein leiſer Tritt weckte die fromme Beterin aus ihrer Andacht, langſam erhob ſie ſich und ihr thränenfeuchtes Auge ruhte auf der Geſtalt eines Jünglinges, der, hinter dem Altar hervortretend, ſich ihr nahte. „Nur noch wenige Augenblicke, Geliebte!" ſprach Ladislaus, denn dieſer war der Jüngling; „und des Prieſters Hand vereinet uns zum ewigen Bunde."

„O, wollte es der Himmel!" entgegnete ſie, zu ihm aufblickend. „Ich habe gebetet ſo heiß und glühend, und mir iſt jetzt ſo wohl, als wäre mein Gemüth von jeder Laſt befreit. Sieh' nur! wie mild die heilige Jungfrau blickt, als wollte ſie den Kummer aus unſeren Herzen verſcheuchen. Ich fühlte ſtets mich ſo verlaſſen, ſo ganz allein auf dieſem weiten Erdenrund, weil ich kein weiblich Herz gekannt, dem ich des eignen Herzens Drang klagen konnte. Allein ich hab's gefunden; in der himmliſchen Jungfrau Hände legte ich mein Schickſal nieder, zu ihr ſprach ich von meines Herzens Freud' und Leid, ihr weiht' ich meine Thränen, wie man ſie einer Mutter weiht. Und ach, wie gut, wie gnädig iſt ſie doch! Die arme Jüdin, die von den Menſchen verachtete, verhöhnte und verfolgte Jüdin, ſie ſtieß ſie nicht zurück, hatte auch für ſie noch himmliſchen Troſt." Gläubig beugte die Jungfrau, die wir ihren Worten nach für Eſther erkannt haben, das Haupt. — „Reine Seele!" flüſterte Ladislaus; „bald iſt Dein heißer Wunſch erfüllt, bald biſt Du Chriſtin, Schweſter, Gattin. Wo lebet doch ein Menſch, der eines ſolchen Glückes ſich erfreute? faſt dünkt's mich ſelbſt, als wäre es nur ein Traum." In ſtummem Entzücken betrachtete er Eſther. „Iſt ſie nicht ſchön, wie fromme Bildner Engel malen? Und ſchuf der Schöpfer nicht zu reizend für dieſes Erdenland den Tempel jener reinen Seele? Fürwahr, das Schönſte nur allein kann auch des Göttlichen Spiegel ſein. D'rum ſchweigt, ſeh' ich die Engelgleiche, was an der Liebe menſchlich iſt; ein Gott, ſchwingt ſich auf überirdiſchen Fittigen des Herzens Trieb zum Urquell der Gefühle und ſonnt ſich in des ewigen Aethers Lichte und kräftigt ſich, um ewig ſelbſt zu ſein!"

Ueberwältigt von den ſüßeſten Empfindungen ſchlang der Jüngling ſeinen Arm um den Hals der Geliebten.

„Eſther!" ſprach er; „wir ſind allein. Soll nicht in dieſer heiligen Stille der Mund nun auch in Worte kleiden, was laut das Herz zum Herzen ſpricht? Der Geiſt, der ſegnend auf uns niederblickt, höre meinen Schwur: Daß ich Dich ewig lieben und die Treue Dir bewahren will, daß nicht mit meinem Tode das heilige Gefühl der Seele erlöſchen ſoll! Nun, Eſther, ſprich! kannſt Du mich auch ſo lieben?"

„Ob ich Dich auch ſo lieben kann, ich weiß es nicht. Das Wort verſagt mir, ſoll ich Dir geſtehen, was ich im Herzen tief empfinde. Ein Sehnen, das ſich nimmer ſtillt; ein ſüßes Grauen, das den Sinn ſo mächtig mir erfüllt, — es iſt ein Schleier, gezogen vor des Herzens innerſtem Gemach, den ich zu lüften nimmer wage. Der Name fehlt für dieſes Fühlen, nur Eines iſt mir klar: daß es ſo iſt und anders nicht ſein kann."

In ſeliger Umarmung hielten ſich die Liebenden umſchloſſen, heller flackerte die Lampe vor dem Bilde der Mutter aller Sterblichen und erleuchtete mit dämmerndem Lichte ein Gemälde, ſchön wie es die Himmliſchen mit ſanften Farbentönen in die Seele des Reinen malen.

— — — — — — — — — — — — — —

Plötzlich wurde die Thüre heftig aufgeriſſen. Die Liebenden fuhren erſchrocken empor und mit dem lauten Schrei „mein Vater!" ſtürzte Eſther in die Arme des Ritters.

„Ja, Dein Vater!" rief der Rabbi, glühend vor Zorn, in die Kapelle ſtürzend; „Dein Vater, der Deine Fährte gefunden hat und Dich nun zu vernichten kommt. — Räuber meines Kindes," wandte er ſich an Ladislaus „gib mir die unſchuldige Eſther wieder!"

„Eſther iſt rein wie ſie aus Deiner Hand gegangen," entgegnete der Ritter ruhig; „nur edler wurde ſie, denn Liebe hat ihr Herz geläutert."

„Schänder meiner Ehre!" tobte der Rabbi, „willſt Du noch meiner ſpotten? Die züchtige Tochter, die nie ihres Vaters Haus verließ, ohne ihr Angeſicht zu verhüllen, Du haſt ſie nun entehrt, geſchändet, in dunkle Nacht gelockt, wo Sünde lauert und Verrath; der Unzucht Keime haſt Du ihr in's ahnungsloſe Herz gepflanzt! O, blutige Thränen möcht' ich weinen um dieſe Unſchuld, die getragen wird zu Grabe!" Mit geballter Fauſt ſchlug der Rabbi gegen ſeine Bruſt.

„Beruhige Dich, alter Mann!" fiel Ladislaus ihm in das Wort. „Daß ich es treu mit Deiner Eſther meine, beweiſt der Ort, an dem wir uns befinden."

Digitized by Google

„Halt' ein, Mörder meines Glückes! Sollen dieſe Mauern, die Du für heilig hältſt, ein Verbrechen bergen, das laut zum Herrn um Rache ſchreit? Weh über Dich! Wehe! dreimal weh! und über Alles, was lebt in Deiner Nähe! Sieh dieſe morſchen Glieder! geraubt haſt Du ihnen die Stütze! Sieh dieſes Auge, vom Weinen roth, Du haſt genommen ihm das Licht! Gottes Fluch herab über Dein Haupt!"

„Rabbi!" entgegnete Ladislaus erſchüttert. „Klagt nicht um Eſther, wie um eine Verlorne; flucht mir nicht, als wäre ich ihr Verführer. Nie wäre ſie mir gefolgt, hätte ſie nicht von Eurer Vatergüte hoffen dürfen, daß Ihr den Bund der Herzen ſegnen würdet, die für einander ſchlagen. Vergebet ihr, vergebet mir, laßt mich Euch Vater nennen!"

„Wol ausgedacht, Ritter!" ſprach der Alte mit dem Ausdrucke des bitterſten Haſſes. „Ihr führt Lug und Trug in Euerm Herzen, und Schmeichelei auf Euerer Zunge; und wenn Ihr habt geraubt des ſchönen Mädchens Ehre, dann ſtoßt Ihr unbarmherzig fort von Eurer Thür die Jüdin!"

„Sprecht nicht ſo, Levi;" entgegnete der Ritter feſt, „nicht mehr Jüdin iſt Euere Eſther."

„Eine Chriſtin?" ſchrie der Alte wie erſtarrt.

„Sie glaubt, doch iſt ſie noch nicht getauft."

„Sie ſoll's nicht werden, ſo lange noch ein Tropfen fließt in dieſen dürren Adern! Sie ſoll's nicht werden, ſo lange noch ein Pulsſchlag ſich regt in dem öden Herzen! Sie ſoll's nicht werden, ſo lange noch dies graue Haar auf meinem Haupte ſteht! Herr! Herr! Ich ruf' zu Dir in meiner Qual. Erbarme Dich! Ich hab' Dir ſtets gedient in meinem Herzen, hab' Dein Gebot erfüllt vor allem Volke, gebracht hab' ich Dir die heil'gen Opfer. Willſt Du mich nun verlaſſen? In Trübſal hab' ich ſtets geſprochen: „Der Herr hat es gegeben, der Herr hat es genommen, der Name des Herrn ſei geprieſen!" Doch jetzt — die Prüfung iſt zu ſchwer, ich kann ſie nicht ertragen! Hier — hier iſt's ſo todt! ſo leer!" Erſchöpft ſank er, die Bruſt mit ſeiner Fauſt zerſchlagend und ſein Oberkleid mit krampfhaft zitternder Hand zerreißend an den Stufen des Altares nieder.

„Mein Vater!" flehte Eſther, indem ſie ſich mit einem Thränenſtrome vor dem Alten auf die Knie warf; „vergib mir! Ich liebe Ladislaus ſo ſehr, er iſt der Retter meines Lebens und Treue hab' ich ihm geſchworen hier vor dem Bilde der Mutter Gottes!"

„Iſt dies die Sprache meiner Tochter?" ſtöhnte der Rabbi, ſich aufraffend. „Sie kann es nicht ſein, denn ich habe erzogen meine Eſther im Glauben ihrer Väter. Wie wird ſo trübe doch mein Auge! Ich ſehe meine Tochter nicht! Kann Dich nicht rühren Deines Vaters Schmerz, grauſames Kind, das ich mit meinem Blute aufgezogen? Kind, das ich ſo liebe, komm in meine Arme! Willſt Du mich ſterben ſehen, willſt ſehen des Vaters welke Knochenhand zum Fluch ſich heben über Dein ſchuldbeladenes Haupt? Willſt ſtammeln hören die bleichen Lippen das ſchreckensvolle Wort, das Dich des Vaters Mörderin nennt? O, Kind, erbarme Dich und komm!" Krampfhaft umfaßte Eſther den Greis. „Vater!" war das einzige Wort, das dem gepreßten Herzen ſich entrang. — „Nein, laß mich los!" begann der Alte, einen Blick nach dem Ritter werfend, mit erneuerter Raſerei. „Eine Schedith iſt's in Deiner Geſtalt. Laß mich los, Ausgeburt des Satans, Dir bin ich nicht verfallen! Eſther! Eſther! Eh' will ich mein Herz aus dieſem morſchen Körper reißen und es werfen den wilden Thieren der Wüſte hin zum Fraße, eh' ich die Schlange an meinem Buſen nähre, die mit blutlechzender Zunge langſam ihn zernagt! Eh' will ich all mein Blut verſpritzen, eh' dieſe giftige Natter tropfenweiſe es vergiftet! Du haſt das Leben mir geraubt, Du mußt nun ſterben!" Wüthend zog er ein kurzes Schwert unter ſeiner Schubuza *) hervor und verfolgte Eſther, die weinend in den Arm des Ritters flüchtete.

„Zurück!" rief dieſer mit feſter Stimme dem Juden zu; „entblöße nicht den Stahl in dieſem Heiligthume; bedenke, Raſender, daß es Dein Kind iſt, das Du morden willſt!"

„Eh' ich ſehe meine Tochter in eines Goſims **) Armen, ſoll ſie lieber ſterben!" ſchäumte der Rabbi andringend.

„Eſther, ich rette Dich und dies ſoll mein Vergehen tilgen!" rief Ladislaus, die Hiebe des Wüthenden mit ſeinem Schwerte auffangend. Ein furchtbarer Kampf entſpann ſich nun. Im Wahnſinn der Verzweiflung ſeine Waffe ſtets nach dem Herzen ſeiner Tochter richtend, drang der Jude auf Ladislaus ein, der, mit dem linken Arm die ohnmächtige Eſther ſtützend, ſich nur mit dem andern zu vertheidigen vermochte. Der Luftzug, den der Kampf erregte, drang bis zur Lampe; mit einem letzten Flackern erleuchtete ſie noch die ſchreckliche Scene und erloſch dann. Tiefe Finſterniß umhüllte die Streiter, Hieb auf Hieb folgte und der Boden erdröhnte unter den Tritten der Kämpfenden. Ladislaus, der bisher den Greis zu ſchonen geſucht hatte, mußte nun ohne Rückſicht für ſein und ſeiner Eſther Leben fechten. Welch' ein furchtbarer Gegenſatz zwiſchen der heiligen Ruhe, die noch vor wenigen Minuten die Stätte des Friedens umgeben hatte und dem Klirren der Schwerter, das ſie nun entweihte! Welch' ſchrecklicher Vergleich zwiſchen dem Augenblicke, wo zwei Herzen entfeſſelt ſich zu höhern Sphären ſchwangen und dem, wo wild der Kampf entbrannte zwiſchen einem Jüngling und dem Vater ſeiner Geliebten. Immer ſchneller kreuzten ſich die Schwerter, ein furchtbarer Schrei verhallte — Einer der Kämpfer war gefallen! — — —

Aus der Ferne ertönte plötzlich der Ruf eines Hornes; näher, immer näher kam die Fanfare, ſchon vernahm man den Hufſchlag herannahender Roſſe und einen Augenblick ſpäter betrat ein ältlicher Ritter von ungemein würdigem Ausſehen die Kapelle. Ehrerbietig nahm er ſein ſchwarzes Sammtbarrett, über dem eine lange weiße Feder wogte, vom Haupte und ſchlug den

*) Kleidungsſtück.
**) Chriſt.

Digitized by Google

Reitermantel aus einander, unter dem ein großer goldener Stern, der auf der Bruſtſtickerei ſeines reichen Seidenwammſes angebracht war, hervorblitze. Mehre Knechte, gleich ihm in große Mäntel gehüllt, blieben mit Fackeln in der Hand an der Thüre der Kapelle ſtehen. Ein ſchreckliches Bild bot ſich dem Auge des Ankommenden dar. Der alte Rabbi lag am Boden, unhaltſam entquoll ſein Blut einer klaffenden Wunde, die zu tief war, als daß ſie dem Gedanken an Rettung hätte Raum laſſen können. Hingebeugt, über den Sterbenden kniete, die erkaltende Hand des Vaters mit heißen Küſſen erwärmend, die unglückliche Eſther, während Ladislaus, unbeweglich und einer Statue gleich auf ſein Schwert geſtützt, in einer Ecke der Kapelle ſtand. — „Was geht hier vor?“ frug der Ritter, ſeine Erſchütterung hinter dem Ausdruck von Strenge bergend.

„Er — iſt — mein — Mörder!“ ſtöhnte der Rabbi, ohne aufzuſehen.

„Dein Mörder?“ preßte der Angekommene hervor, einen Blick auf Ladislaus richtend, den er bisher nicht erkannt hatte. „Ich habe nicht gehofft — meinen Sohn auf meinem Streifzuge zu treffen.“

„Deinen Sohn, ſagſt Du?“ ſchrie der Jude auf. „Ladislaus des Landesrichters Sohn? O Sarah!“

Der Ausdruck eherner Ruhe, der bisher in den Zügen des Landesrichters gelegen war, machte bei der Nennung des letzteren Namens einer unverkennbaren Aufregung Platz. „Jude, was weißt Du von Sarah?“ rief er leidenſchaftlich bewegt. — Hartnäckig ſchwieg der Gefragte. — „Bei Allem, was Dir heilig iſt, beſchwöre ich Dich, Levi, ſprich!“ drängte der alte Ritter.

„Auch ich hatte Dich einſt beſchworen, und Du haſt mich nicht gehört!“ ſtammelte der Jude bitter.

„Verzeihe, Levi, verzeihe!“ rief Berka, an der Seite des Juden niederfallend; „Du ſiehſt meine Reue. Ich, der königliche Landesrichter, knie vor Dir, dem Juden, und flehe: Gib mir Sarah wieder!“

„Nein, und immer nein! Ich habe geſchworen, ihr Geheimniß zu bewahren,“ entgegnete der Jude, ſchwächer werdend.

„Willſt Du den nagenden Wurm des Gewiſſens in mir nicht tödten?“ bat der Landesrichter. „Du kannſt es, Levi — o thu es!“

„Auch dieſes brennt!“ ſtöhnte der Sterbende, nach ſeiner Wunde deutend. Langſamer floß das Blut, Todesbläſſe deckte das Angeſicht des Juden und ein dumpfes Röcheln, das aus der Bruſt hervordrang, ſchien der letzte Laut des entfliehenden Lebens zu ſein.

„Mein Vater!“ rief Eſther, ſich über den Sterbenden werfend. „Mein Vater, ſieh Deine Eſther!

Mit der letzten Bewegung ſeiner Hand drängte er die Tochter zurück. „Berka, tren — ne — die — Lie — ben — den!“ röchelte er noch, bäumte ſich hoch auf und ſtürzte dann zuckend zu Boden. Er war todt. — Alle verharrten ſchweigend in tiefer Erſchütterung. Ohnmächtig lag die unglückliche Eſther über der Leiche ihres Vaters. Wieder war es ſtille in der Kapelle, aber es war ein furchtbares, ſchaudererregendes Schweigen, das drückend, als hätte die kalte Hand des Todes alle Herzen berührt, über den Gemüthern laſtete.

„Möge Gott Dir Deinen Starrſinn vergeben, Armer!“ ſprach der Landesrichter endlich, indem er ſich erhob. „Das Unrecht, das ich an Sarah beging, habe ich bereut; es gut zu machen, ſtand nicht in meiner Macht.“

„Und nun nehmt Euren Gefangenen!“ herrſchte er, zu ſeiner ganzen Größe ſich ermannend, den Knechten zu.

„Halt ein, Vater, ſtrenger Richter!“ rief Ladislaus bittend. „Die That, die ich beging, magſt Du ſühnen wie das Geſetz erheiſcht; doch zuvor laß mich Verzeihung von dieſem Engel noch erflehen.“ — „Eſther!“ wandte er ſich an die Jungfrau; „kannſt Du mir vergeben?“

„Vergeben?“ ſprach ſie tonlos. „Sieh' da die blutige Leiche meines Vaters!“

„Eſther! auf mein Verbrechen iſt der Tod geſetzt; ſoll ich in Verzweiflung ſterben?“

„Der Tod?“ entgegnete ſie faſt tonlos, ſchaudernd vor Entſetzen. — „O mein Vater!“

„Eſther! Chriſtin! Erinnere Dich des Gebotes: „Liebe Deinen Feind!“ flehte der Ritter mit ſteigendem Schmerze.

„O Maria, Du heilige ſchmerzensreiche Mutter des Erlöſers! Meine Seele blutet aus tauſend Wunden! Zu Dir ruf' ich empor in meines Herzens furchtbarſter Bedrängniß! Von Dir erfleh' ich des Himmels Rath und Troſt!“ rief die Jungfrau und warf ſich händeringend vor dem Bilde der Madonna nieder. „Hier des Vaters ſtarre Leiche, deren geronnene Lebenstropfen um Rache ſchrei'n; — dort das Gebot der Feindesliebe, das die Verzeihung mir gebietet!“ Lange kniete ſie trockenen Auges, kaum ihres traurigen Schickſals eingedenk; doch endlich ſchien ein Thränenſtrom die brennende Wunde ihres Herzens zu löſchen, langſam ſtand ſie auf und reichte dem Ritter die Hand. „Nicht Menſchenkraft allein kann dies Gebot erfüllen,“ ſprach ſie mit heiliger Ergebung und Ruhe. — „Ich vergebe Dir — Lebe wohl!“

Heftig riß Ladislaus Eſther's Hand an ſeine Lippen, eine ſchwere Thräne fiel brennend darauf. Seine Bruſt arbeitete unter der Rieſenwucht ſtürmiſcher Gefühle, ſeine Lippen zitterten fiebriſch und der ganze Bau erbebte unter dem fürchterlichen Kampf ſeiner Seele, aber er war keines Wortes mächtig. Mit einem unendlich ſchmerzvollen unartikulirten Laut, der das Uebermaß ſeiner Leiden kundgab, lies er die Hand der Jungfrau fahren und folgte den von dieſem ſchauerlichen Vorfall tief erſchütterten Söldnern, die ihn nun umringten.

„Ziehe hin, Armer! ich rette Dich, oder — gehe mit Dir unter!“ rief Eſther ihm nach und ſchritt gefaßt hinter den Männern her, welche die Leiche des Getödteten nach der Stadt ſchafften.

VI.

In dem Bezirke des Prager Schloſſes gab es ehemals eine Unzahl von Thürmen, die theils dem Vergnügen ihrer Beſitzer, theils dem gegentheiligen Zwecke, Staatsverbrecher

Digitized by Google

aufzubewahren, gewidmet waren. Unter diesen letzteren war besonders der im Jahre 1496 durch König Wladislaw erbaute „weiße Thurm" oder wie er nach dem ersten Gefangenen, der in seinem Innern schmachtete, genannt wurde, die „Daliborka," ein trauriges Denkmal menschlicher Verirrungen und ihrer Strafen. Hochverrath, Störung des Landesfriedens, Straßenraub, Mord und dergleichen waren die Verbrechen, deren hier die strengste Sühne harrte; und da die Urheber derselben meist vom Adel oder doch Personen vom Stande waren, so wurde in den meisten Fällen nach Art des geheimen Gerichtes sehr schnell und selbst mit Uebergehung der gewöhnlichen Gerichts-Formalitäten verfahren. Dieser Vorgang scheint für den ersten Anblick jedenfalls strenge; allein die damals herrschenden rohen Sitten und die Gefahr, welche dem Staate durch den Anhang des Verurtheilten oder, wie es in vielen Fällen geschah, wo das Volk mit der Rechtmäßigkeit einer verhängten Strafe nicht ganz einverstanden war und durch Aufruhr drohte, machten dies Verfahren zur Nothwendigkeit. Es wurde demnach der Gefangene meist zur Nachtszeit durch die Gänge des Thurmes vor seinen Richter gebracht und schon des andern Morgens im Hofraum die Strafe an ihm vollzogen. —

Zwei Tage waren seit der Verhaftung des Ritters Ladislaus von Berka verflossen. Die Richter der Daliborka waren versammelt, um über Leben und Tod des Gefangenen, dessen offenes Geständniß seinem ganzen Umfange nach vorlag, zu urtheilen. Einen unauslöschlichen Eindruck mußte der Anblick des Gerichtssaales in Jedem, der ihn betreten durfte, hinterlassen. Zwei Reihen von Bänken, die, mit rothen Tüchern bedeckt und einander gegenüber stehend, an dem oberen Ende des geräumigen hochgewölbten Gemaches sich hinzogen, bildeten die Sitze der königlichen Räthe, die mit dem Zeichen ihrer Würde geschmückt, der goldenen Kette, an der das Bildniß des Herrschers hing, in ihrer schwarzen feierlichen Amtskleidung als Beisitzer des Gerichtes fungirten. Unter ihren Bänken stand auf jeder Seite je ein mit Schreibmateriale versehenes Tischchen, an dem die Aktuare saßen, die dem Verlauf der Verhandlungen mit gespanntester Aufmerksamkeit zu folgen angewiesen waren. In der Mitte des Saales aber erhob sich, alle anderen Plätze um einige Stufen überragend, eine kleine Tribune, die für den der Versammlung vorsitzenden königlichen Landesrichter bestimmt war. Mit dem Schlage der elften Stunde vor Mitternacht erschien dieser und bestieg festen Schrittes und ungebeugt seinen erhabenen Sitz. In seinem würdigen Antlitz, das nur etwas bleicher als gewöhnlich erschien, bemerkte man keine Spur der innern Erregung; nur die strenge Ruhe des Richters, die Unbefangenheit des Vollziehers der Gesetze blickte aus den feierlich ernsten Zügen. Und doch schienen die Räthe den furchtbaren Kampf zu ahnen, der das Herz des greisen Richters durchwogte, die Gefühle des Vaters zu ermessen: der mit dem Worte des Gesetzes, das von seinem Munde gesprochen, unrettbar den geliebten Sohn dem Tode überliefert, den letzten Hoffnungsstern des lebensmüden Alters in finsterer Nacht vergehen sieht.

Bewegt standen die Ersten der Rathsherren von ihren Sitzen auf und näherten sich mit einer tiefen Verbeugung der Tribune. „Sehr edler Herr, wohlweiser Landesrichter!" begann Einer aus ihnen. „Ihr seht uns zu Gerichte hier versammelt, zu ernstem und gerechtem Spruch, wie das Gesetz und unsere Pflicht uns gebieten. Glaubet nicht, daß unseres Herzens Drang uns je verleiten könne, des Königs Wort zu übertreten. Ihr selbst seid uns das schönste Beispiel, wie man die schwere Richterpflicht erfüllt. Doch seid Ihr nur ein Mensch, nicht fähig, Uebermenschliches zu tragen, die Bande der Natur zu sprengen nicht berufen. Seht Euere grauen Locken, — sie wurden grau in unseres Königs Dienste. Hört Eueres Herzens Schlag — es pochte nur, um die Gesetze zu beleben. Wollt Ihr es nun mit einem Worte selbst zermalmen? Ihr habt gethan, was Vaterland und Herrscher von Euch fordern konnten; o thut nicht mehr! Gewährt uns unsere Bitte: Den heutigen Spruch, überlaßt ihn demjenigen aus uns, der auf die schwere Pflicht den nächsten Anspruch hat."

„Verzeiht, edle Herren! daß ich Euch unterbreche," entgegnete der Richtergreis mit ruhiger Würde. „Nicht Jarohněv von Berka ist's, der hier mit seinem Sohne rechtet; des Königs Stellvertreter nenne ich mich und spreche dem Verbrecher, der wider der Gesetze heilige Majestät gefrevelt, nach Recht und Fug des Urtheils Wort. Darum lasset uns zum Spruche schreiten und glaubet nicht, daß die Erfüllung meiner Pflicht das Herz mir brechen könne." — Erschüttert nahmen die Beisitzer ihre Plätze ein und blickten mit ängstlicher Erwartung nach dem Manne, den sie nie genug zu verehren, nie genug zu bewundern im Stande waren. — „Edle Herren und Räthe!" begann Berka nach einer Pause mit fester Stimme. „Noch einmal muß ich Euch erinnern, den Eid der Treue, den Ihr des Königs Majestät geschworen, treu zu bewahren und mir im strengen Richterspruch mit weisem Rathe beizustehen." — „Man führe den Gefangenen vor!" befahl er dann dem Kerkermeister, der in der Nähe der Thüre mit einer Abtheilung der Wache stand.

Mit einer Verbeugung entfernte sich der Schließer und einen Augenblick später betrat Ladislaus, rings von Söldnern umgeben, das Gemach. Er sah blaß und bekümmert aus, allein keine Miene seines edlen Angesichtes verrieth Bangigkeit oder Furcht. Ehrerbietig begrüßte er die Versammlung und stellte sich mit gesenktem Haupte bescheiden in die Nähe der Schreiber, während der Hintergrund des Saales sich allmälig mit Wachen, Gefängnißwärtern und sonstigen Bediensteten in der Daliborka füllte.

Der Vorsitzer nahm nun das Wort. „Euch, Aktuarius des Königs, fordre ich auf zu sprechen, welch' einer Freveltat der Ritter Ladislaus von Berka angeklagt und nun seit gestern auch geständig ist."

„Verbotenen Zweikampfes in der Kapelle der heiligen Mutter vom Berge," entgegnete langsam der Schreiber und las mit lauter Stimme das Bekenntniß des Gefangenen, sowie ein Protokoll vor, in welchem besonders der Umstand, daß die

Digitized by Google

Waffen ungleich, hervorgehoben war, die Angabe aber, als hätte der Ritter sein Schwert nur zur Nothwehr gezogen und den Rabbi ohne seine Absicht zu Tode gebracht, als unerweisbar befunden wurde; während die Thatsache, daß der Kampf an geweihter heiliger Stätte vor sich gegangen, als der Begriff eines abgesonderten Verbrechens festgehalten ward. Schlüßlich wandte er sich mit der Frage an den Gefangenen: Ob er gegen vorliegende Anklage etwas einzuwenden oder derselben etwas beizusetzen habe?

„Weder das Eine noch das Andere," entgegnete dieser ruhig. „Nur die Bitte um ein gnädiges Urtheil will ich an meine Richter wagen."

„Nun wolan!" erhob der Vorsitzende seine Stimme. „Wie nennet das Gesetz des Angeklagten Frevelthat?"

„Mord und Entheiligung der gottgeweihten Stätte!" entgegnete nach einer feierlichen Pause der Aktuar mit merklich bebender Stimme. — „Seid Ihr es zufrieden, edle Herren und Räthe unseres Königs?" erscholl des Richters Frage. — Zögernd gaben die Gefragten das Zeichen ihrer Zustimmung, während, einem stummen Winke des alten Berka zufolge, der Gefangene nach einer kleinen Nebenkammer geleitet und allen Anwesenden, die nicht Glieder des Gerichtes waren, der Befehl abzutreten ertheilt wurde. — „Ich fordere Euch bei Enerem Eide auf, mir die Strafe zu nennen, die dessen harret, der sich des Mordes und der Entweihung einer Gott geweihten Stätte schuldig macht!" fuhr nun der Landesrichter fort. — Alles schwieg, kein Athemzug war im Saale hörbar, in düsterem Sinnen saßen mit niedergeschlagenen Augen die Räthe. Mit erhöhter Stimme wiederholte der Vorsitzende seine Frage.

„Nach des Gesetzes Laut — der Tod!" antworteten endlich die Räthe feierlich.

Der alte Berka erbleichte, ein Zittern überlief seinen ganzen Körper; doch schnell raffte er alle seine Fassung zusammen und trat mit Würde einen Schritt vorwärts. „So verurtheile ich denn, im Namen Seiner Majestät unseres Königs und Herrn Rudolphus des Großen, den Ritter Ladislaus von Berka zum Tode durch das Schwert!" sprach er mit weitverhallender Stimme. „Aktuar, nehmet dieses Urtheil zu Papier."

Der Gefangene wurde wieder vorgeführt und der Schreiber begann mit der Verlesung des Urtheils. So gefaßt auch Ladislaus sonst war, konnte er doch diesmal seine Aufregung nur mit der größten Mühe verbergen und mit dem Ausdrucke der gespanntesten Erwartung schien er, dem Schwalle von Worten voraneilend, sein Geschick in den Mienen des Lesenden erkennen zu wollen. Als ihm aber die Todesstrafe mit dem Beisatze, daß deren Vollziehung auf Morgen mit dem ersten Tagesgrauen anberaumt sei, verkündet wurde, vermochte alle seine Festigkeit den Ausbruch seiner Gefühle nicht zurück zu halten. „Fürwahr, ein strenges Urtheil!" sprach er bewegt, — „doch Eueer Pflicht gemäß!" setzte er mit etwas kälterem Tone an die Richter gewendet hinzu. „Ich unterwerfe mich."

„Die Bürgermeister und Rathsherren der königlichen Hauptstadt Prag bitten Euer Wolednen um gütiges Gehör!" meldete in dem Augenblicke einer der Diener dem Landesrichter. — „Laßt sie eintreten," beschied dieser.

In feierlichem Aufzuge traten die Magistratspersonen sammt ihrem Gefolge in den Saal und stellten sich, die Ansprache des königlichen Landesrichters erwartend, in der Nähe der Tribune auf.

„Was wünschet Ihr, Abgesandte der getreuen Stadt, von der Gerechtigkeit des Königs?" nahm der Vorsitzende nach einer Pause das Wort.

„Nichts, woledler Herr, von der Gerechtigkeit des Herrschers, doch viel von seiner Gnade!" entgegnete der Sprecher der Gesandtschaft.

„Dann muß ich Euch erklären, daß nutzlos jede Bitte wäre. Das Gericht der Daliborka besitzt nicht das Recht, Verbrecher, die es schuldig findet, zu begnadigen; und an den König Euch zu wenden, dürfte es Euch leicht an Zeit gebrechen."

„Dies wollen wir auch nicht, sehr edler Herr und Richter. Wir wenden uns vertrauungsvoll an Euch, an Euch, der, unseres Königs Stellvertreter, auch seine Macht und seine Gnade hat, mit einer wichtigen Bitte. Sehr wol ist uns bekannt, daß der Gefangene, der bereits gerichtet ist, nicht lange seiner Strafe entgegen sieht; doch dürfte es in manchen Fällen dienlich sein, mit der Erfüllung des Urtheils zu verziehen. Und dies ist es, warum wir Euch für Ritter Ladislaus von Berka bitten."

Verneinend schüttelte der Landesrichter sein graues Haupt. „Des Königs Stellvertreter," sprach er, „bin ich, doch nur in Sachen der Gerechtigkeit; den Brunnen seiner Gnade Euch zu erschließen, gebricht es mir an Auftrag und an Macht. Oder ist etwa die Verzögerung eines Urtheils, wo das Gesetz über die Zeit seiner Vollführung deutlich spricht, nicht auch schon Gnade?"

„Erlaubt, woledler Herr! daß wir Euch widersprechen," entgegnete der Bürgermeister der Altstadt. „So dienlich es sonst ist in unserer unruhvollen Zeit, Verbrecher, wären sie selbst Große, deren Thaten offen vor uns liegen, dem Auge des Volkes entzogen, mit Schnelligkeit zu verurtheilen, so scheint uns doch, als wäre die Klage wider Ritter Ladislaus nicht ganz erwiesen; und wenn ihm nun durch vorschnelles Erkenntniß die Fähigkeit, sich wenigstens von dem Verbrechen des Mordes zu befreien, geraubt würde, die er im gegentheiligen Falle leicht gebrauchen könnte: wäre es dann wol Gnade, die kurze Frist ihm zu gewähren?"

„Fürwahr, Herr Bürgermeister, Ihr seid kühn!" sprach der Landesrichter mit tiefem Ernste. „Der Eifer reißt Euch weiter, als wozu Euer Amt und Auftrag Euch berechtigen."

„Verzeiht, woledler Herr!" versetzte der Bürgermeister mit bewegter Stimme. „Wäre es wol ein Wunder, wenn die gesammte Bürgerschaft für einen Mann, wie Ritter Ladislaus, in Einer Bitte sich erhöbe? Und wenn ihr Abgesandter, weiter als zur Bitte scheeitend, den Inhalt derselben nicht Gnade vor dem Gesetze, wol aber heiliges Menscheurecht benennen würde, — müßte er es nicht so und nicht anders thun?"

„Es ziemt dem Richter, der die Gesetze nicht gegeben

Digitized by Google

hat, ebenso wenig, für ihre Worte eine Meinung zu erfinnen," erwiederte der alte Berka etwas milder, „als einer solchen beizustimmen."

„Ihr habet wahr und weise gesprochen, wolediger Herr!" bestätigte der Bürgermeister; „doch ziemt dem Volke eine Bitte, ein Fingerzeig, wo eine Milderung des strengen Wortes dienlich wäre, wenn's sonst ohne Schaden für den Staat geschehen kann. Und ist Irren denn nicht menschlich? Ist ein Zuviel in seinem Urtheil dem Richter denn nicht ebenso möglich, wie ein Zuwenig?"

„Dies zu entscheiden ist weder unser Amt noch unsere Sache," lenkte der Landesrichter ein. „Was habt Ihr sonst noch mir zu sagen, Herr Bürgermeister und Ihr, getreuen Räthe?"

„Die Bitte habt Ihr abgewiesen, — kein Wort mehr über diese!" begann der Gesandte der Neustadt mit kräftiger Stimme und in entschiedenem Tone. „Doch hört ein Anderes nun, wolediger Herr und Richter! Des feurigen Rosses, dem man den Zügel zu straumn zieht, wird bald der Lenker nicht mehr mächtig sein. Des Volkes Wille geht dahin, daß jedes Urtheil noch wenige Tage verschoben werde, bis von des Herrschers allerhöchster Gnade die Bewilligung für Ritter Ladislaus von Berka, sich vor den Landesrechten zu vertheidigen, gekommen sein wird. Gewährt Ihr diese Bitte nicht, so können wir auch nicht für die Folgen stehen."

„Ihr wisset es!" entgegnete der alte Berka. „Im Uebrigen werde ich thun, was die Gesetze mir befehlen. Es ist des Königs ausdrücklicher Wille, daß, ohne auf den Stand der Angeklagten zu achten, der Weg der Strenge eingeschlagen werde. Sollte der Landesrichter darum eine Ausnahme machen, weil der Frevler der Sohn Jarohněv's von Berka ist? Sollte er deshalb verbotene Fürbitte an seinen Herrscher wagen? Verlangt es nicht! Doch saget mir, was die Bürgerschaft bewegt, sich so besonders eifrig für den Ritter zu verwenden?"

„Die Dankbarkeit," antwortete der Bürgermeister. „Ihr werdet doch nicht glauben, edler Herr, daß die Verdienste, die er sich um Stadt und Vaterland erworben, aus unserm Herzen ausgelöscht seien, daß wir nicht fragen könnten: Soll nun des Henkers Schwert der Lohn solch schöner Thaten sein?"

„Nein, Bürgermeister!" sprach Berka gerührter als er sich zeigen wollte; „was er gethan, war nur seine Pflicht; verdienet diese Dank, so ward er ihm reichlich durch Eurer Anerkennung; aber nie kann sie ein Vorwand werden, ihn über das Gesetz zu stellen."

„Wenn Ihr aber bedenket, daß mit Ritter Ladislaus des ruhmgekrönten alten Stammes Letzter fällt — —?"

„So kann ich nur dem Himmel danken, daß Adel nicht ein Freidrief für Verbrechen ist," fiel Berka dem Sprecher in den Satz.

„Wir haben unsere Pflicht gethan," entgegnete der Neustädter Bürgermeister kalt. „Nehmt nun noch unsere Versicherung hin, daß wir Alles anwenden werden, um das aufgeregte Volk zu besänftigen."

„Ja, thut das!" begann Ladislaus mit bewegter Stimme: „Bringt Allen meinen Gruß und erfuchet sie, meinem Vater nicht zu zürnen, daß ihm der Richter näher denn der Vater stand. — Mein Vater," wandte er sich an den Landesrichter; „der Pflicht hast Du Genüge geleistet, laß nun Dein Herz auch sprechen. Vergib, vergib Deinem unglücklichen Sohne die Wunde, die er Dir geschlagen!"

„Mein Ladislaus! mein Sohn!" rief der Greis mit gebrochener Stimme und schloß ihn krampfhaft an seine Brust. Allen Anwesenden standen die Thränen in den Augen, als der Jüngling, den Armen des Vaters sich entringend und den Räthen und Gesandten wehmüthig die Hände drückend, im Gefolge der Wache den Saal verließ.

„Edler Herr!" meinte der Altstädter Bürgermeister; „wir würden Euch bewundern, läge uns nicht das Grauen näher. Sind wir so klein, daß wir Eure Größe nicht erfassen; seid Ihr so grausam, daß es unser Gefühl nicht begreift — wir wissen es nicht. Lebet wol."

Ein leiser Wink des Richters hob die Sitzung auf.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Vom Thurm der Kathedrale erdröhnte die erste Stunde nach Mitternacht.

In stumme Andacht versunken stand Ladislaus an dem Fenster der engen Zelle; der Priester hatte ihn eben verlassen. Stille war alles rings umher, kein Lüftchen regte sich, der Mond wandelte träumerisch hell durch das blaue Aetherfeld und all' die Sterne zogen still dahin, als ging es zu süßer Liebesfeier. Sinnend erhob der Jüngling sein Haupt.

„O Leben! wonnevolles Sein, Odem der Gottheit, warum hist Du so reizend!" sprach er in unendlich tiefer Wehmuth. „Du hältst in mächtigen Banden die Wünsche des armen Erdenpilgers! O lieben und Leben! — Tod! — Sterben — furchtbar gräßlicher Gedanke! Ist's weniger als menschlich, wenn ich — schaudere? — Sieh' mir Rede, unbekanntes Geschick! Segen oder Fluch biete ich Dir mit dem letzten Hauche meines entfliehenden Geistes für die Antwort. Geh' ich durch die finstere Pforte des Todes ein zum neuen ewigen Leben, oder zum ewigen Verlöschen?! — Du schweigst! Und der bleiche Henker Tod gibt Keinen, den er erwürgt, zurück, daß das größte Räthsel gelöst und von der schwersten Stunde des Menschen der martervolle Zweifel genommen würde! — Ohnmächtig brichst Du zusammen, stolzer schwacher Menschenwitz; aber da nahst Du, heiliger Glaube und gießest göttlichen Balsam in die wunde Seele; und aus des Herzens tiefstem Grunde steigt, der Morgenrothe gleich, der mächtige Genius Vertrauen auf, mit überirdischem Glanz des Glaubens Weg erleuchtend. —" Beruhigter blickte Ladislaus in die weiche, warme Frühlingsnacht. Ein tiefgeheimnißvoller Zauber schien in ihr zu walten und zu weben; es war dem Ritter, als ob der Geist ewigens Lebens und ewiger Liebe unter dem Jubelgesang aller Sphären durch die Schöpfung zöge. Und die Blumen mit ihren leise sich erschließenden Blüthenkelchen, an denen zahllose Thauperlen im Mondlicht schimmerten, standen da wie

Digitized by Google

ſchamhafte, feſtlich geſchmückte Bräute, in ſchauerlich ſüßem Bangen entgegenharrend dem erſten Flammenkuß der Sonne.

„Die Schöpfung ſelbſt," ſprach der Gefangene gerührt, „gibt mir die Lehre, daß nichts in ihr kann unvollendet bleiben. Alles Seiende entwickelt ſich in mannigfachen Uebergängen zu ſeiner vollen Weſenheit und erreicht dadurch ſeine Beſtimmung. Sollte allein der Menſch, die Krone der Schöpfung, in Zweifeln kommen, wandeln, ſcheiden und unvollendet, weil ohne Erreichung ſeiner Beſtimmung, ſpurlos in ein Nichts verſinken? Es kann nicht ſein! Nicht „Sterben" will ich den Zuſtand nennen, der noch vor Kurzem mir ſo ſchrecklich ſchien; ich will ihn für den Schleier halten, der wohlthätig über die Verwandlung vom Entwickeln zur Vollendung gezogen iſt. — Gütiger Gott!" rief er, auf ſeine Knie niederfallend; „Du gabſt mir die Liebe und pflanzteſt mild in meine Seele die Hoffnung. Den feſten Glauben zeigteſt Du mir in der Religion; darum kann ich mich nicht täuſchen: ich werde ewig leben! ich werde ewig lieben! Sterne, ihr ſchimmernden! funkelt heller, kreiſet ſchneller dahin im melodiſchen Sphärentanz, grüßt die Theuere und ſeid geſegnet; denn über Euch iſt Wiederſehen!" — Verklärt erhob er ſich und bald ſenkte ſich über ihn ein ſanfter Schlummer voll ſüßer Himmelsruhe.

Plötzlich geſchah ein dröhnender Schlag an die Thüre der Zelle. Erſchreckt fuhr der Gefangene von ſeinem Lager auf; in demſelbem Augenblick öffnete ſich die Pforte und eine hohe verſchleierte Geſtalt trat an ſein Lager. „Kennt Ihr mich?" fragte die Erſcheinung, ihren Schleier zurückſchlagend.

„Jutta!" ſtammelte der Ritter betroffen.

„Ja ich bin es," antwortete dieſe, „und komme mein Verſprechen zu löſen. Erinnert Euch der Worte: An einem andern Orte ſehen wir uns wieder."

„Jutta!" ſprach Ladislaus ruhig, „wollt Ihr auf's Neue die Bitterkeit gegen dieſe Welt in mir anregen?"

„Ritter! ich nehme blos das Recht der Wiedervergeltung in Anſpruch, aber auf edle Art." Mit bedeutungsvoller Geberde reichte ſie ihm ein kleines Fläſchchen.

„Was ſehe ich, Jutta!" rief der Gefangene zurückfahrend, „Ihr bietet mir Gift?!"

„Wählt einen andern Namen für dieſen Retter von Schmach und Schande. Der edle Ritter Berka, der Schützer der Unſchuld und Tugend, wird doch nicht auf dem Schandgerüſte ſterben?"

„Entfernt Euch, Jutta!" gebot der Gefangene, mit Abſcheu das Fläſchchen von ſich werfend. „Ihr glaubtet Euch an mir zu rächen, indem Ihr mir das Mittel zu dem feigſten der Verbrechen, zum Selbſtmord bietet; doch habt Ihr Euch geirrt. War meine That des Todes werth, dann iſt die Schande ihr gerechter Lohn; war ſie es nicht, dann kann mich die Schmach auch nicht entehren."

„So ſtirb denn, thörichter Schwärmer!" ſprach das dämoniſche Weib, den kochenden Zorn unter Kälte verbergend. „Stirb, einem Mörder gleich, auf blutigem Schaugerüſte und feire im Jenſeits ein rührend Wiederſehen mit Deiner Judendirne!" Hohnlachend verließ ſie das Gefängniß.

Bald darauf begann ein reges Leben in den Höfen der Daliborka, ein geſchäftiges Treiben wogte durch die Gänge — der Verurtheilte vernahm ein Geräuſch wie die Schritte aufziehender Truppen und bald ſchlug der raſſelnde Ton gedämpfter Trommeln, das Scharren unruhiger Roſſe und der Mahnruf eines Hornes an ſein Ohr. Jetzt ſchwieg plötzlich das Getümmel und das Sterbeglöcklein wimmerte durch die Stille. Bewegt ſank der Jüngling auf die Knie und im brünſtigen Gebete ſuchte und fand er Troſt und Stärke. — Das Geräuſch nahender Schritte riß ihn aus ſeiner Andacht. „Sie kommen!" ſprach er gefaßt und in demſelben Momente klirrten die Schlüſſel des Kerkermeiſters, die Thüre ſprang auf und ein Hauptmann betrat in Begleitung der Wache die Zelle. Mönche aus der Brüderſchaft der Barmherzigen folgten ihm, während die Gefangenwärter, in deren Mitte ſich ein hochgewachſener Mann im rothen Kleide befand, draußen auf dem Gange ſtehen blieben. Höflich fragte der Hauptmann, ob der Verurtheilte noch Etwas zu wünſchen habe.

„Eines nur," antwortete dieſer, „als Edelmann frei und ungefeſſelt dem Tode, dem ich ſo oft in's Auge ſah, entgegen gehen zu dürfen."

„Es ſei gewährt!" entgegnete der Hauptmann und gab dem rothgekleideten Manne ein Zeichen heranzukommen. Feierlich zerbrach dieſer ein kleines Stäbchen und warf es dem Gefangenen zu Füßen. Es war der Nachrichter. — „Ich bin bereit!" ſprach der Ritter und verließ, von der Wache umgeben, die Zelle. — —

Im Vorhof der Daliborka erhob ſich, ſchwarz gedeckt, das furchtbare Gerüſt. Mehrere Stufen führten an beiden Seiten auf das Schaffot, in deſſen Mitte der Richtblock mit dem blanken Schwerte und dem rothgedeckten Knieſchemmel ſtand. Regungslos hielten, auf ſchwarzen Roſſen in ihrer Amtstracht mit kurzen Mänteln und Degen, das ſilberne Stäbchen in der Hand, die Richter vor den Schranken des Gerüſtes, während eine ſtarke Abtheilung Söldner, deren vorgeſtreckte Lanzen einen undurchdringlichen Wall bildeten, ein Viereck um den ganzen Raum ſchloß. Ein dumpfes Gemurmel ward vor dem Thore hörbar, einzelne Schläge fielen gegen die wohlverwahrte eiſerne Pforte.

„Es iſt das Volk!" murmelten die Richter.

Vom Thurme des Domes erſcholl die vierte Stunde. Die inneren Pforten der Daliborka öffneten ſich und heraus trat ein feierlich trauriger Zug, der ſich langſam nach dem Vorhof bewegte. Die Reihen der Söldner theilten ſich, um den Prieſtern, die im Feſtornat unter dem Vortritt von Chorſängern dem Gerüſte naheten, den Durchzug möglich zu machen. Ihnen folgten in eng geſchloſſenen Gliedern die Gefangenwärter, Gerichtsdiener und ſonſtigen Bedienſteten des Kriminales. Endlich erſchien der Gefangene ſelbſt; ungebeugt ſchritt er mit bloßem Haupte in der Mitte der Wache dahin. Das ſchwarzſammtene Wamms, das ſeine Glieder deckte, war am Halſe nicht geſchloſſen und ein feiner langer Spitzenkragen fiel auf die Schultern nieder. Der geiſtliche Beiſtand, der ihn begleitete, murmelte ſtille Gebete. — Man war am Blutge-

Digitized by Google

rüſt angelangt. Mit dumpfer Stimme ſangen die Prieſter abwechſelnd mit dem Chore das „de profundis" und vom Neuen begann das ſchaurige Läuten des Sterbeglöckleins. — Das Toben vor den Mauern wurde immer wilder. „Gebt Einlaß!" ſchrieen einzelne Stimmen. — Den Aufruhr des Volkes nicht beachtend, traf man alle Anſtalten zur Hinrichtung. Einer der Prieſter trat vor und beſprengte den Verurtheilten mit Weihwaſſer, indem er dreimal mit erhöhter Stimme das „Salvum me fac Deus" rief. Alle beteten in der Stille mit. — Langſam beſtieg Ladislaus die Stufen des Schaffotes, ſein Schritt ſchien zu wanken und ein unwillkürliches krampfhaftes Zucken überfiel ſeinen ganzen Körper. Doch ſchnell gefaßt erſtieg er vollends das Gerüſt. Unbewegt, auf ſeinem Roſſe haltend, ſah der alte Berka dem Todesgange ſeines Sohnes zu. Noch einmal wurde das Urtheil vorgeleſen und der Nachrichter trat hinter einem Vorhange hervor, um ſeinem Opfer die Augen zu verbinden. Mit einer ſanften Handbewegung wies Ladislaus dieſe Erleichterung ſeines Looſes zurück und ſchritt dem verhängnißvollen Blocke zu. — Das Toben des Volkes hatte ſeine Höhe erreicht, wüthend ließ der Pöbel ſeinen Ruf erſchallen. — „I nunc in vitam aeternam, et Deus sit tibi misericors!" beteten die Prieſter, ihre Wachskerzen auslöſchend.

„Laßt uns ein! Es iſt nicht gerecht, daß man einen Chriſten wegen eines Juden hinrichte!" ſchrie der Pöbel und immer heftiger ſchmetterten die ſchweren Beile an die Flügel des Thores.

„Habt Acht!" kommandirte der Hauptmann.

„Requiem aeternam dona ei Domine!" ſprachen die Prieſter feierlich.

„Et lux perpetua luceat ei!" reſponſirte der Chor.

Einen letzten Blick warf Ladislaus noch im Kreiſe umher, dann kniete er nieder und legte ſein Haupt auf den Block. — Die Trommeln fingen an zu raſſeln, die Richter wandten ſchauernd ihre Augen bei Seite, als der Vollſtrecker des Urtheils das Schwert erhob.

Da plötzlich erſcholl ein furchtbares Krachen, die Flügel des Thores ſtürzten zuſammen und über die Trümmer wälzten ſich mit wüthendem Geheul die Maſſen des Volkes. Einen Augenblick wichen ſie betroffen zurück, als ihnen der drohende Wall von Lanzen und Schwertern entgegen ſtarrte; doch auf ihre Ueberzahl bauend warfen ſie ſich wie raſend auf die Mannſchaft, die ſolch einer überlegenen Macht nicht gewachſen, die Prieſter in die Mitte nehmend, ſich bald zurückzog.

„Zurück, Elende!" donnerte der Landesrichter dem Pöbel zu. „Zurück, im Namen des Königs!" — Zu jeder andern Zeit würde dieſer Zuruf die Ruhe wieder hergeſtellt haben; allein diesmal war die Aufregung des Volkes eine zu tiefe. „Nieder mit dem Tyrannen!" riefen Einige und ſchon lag der Greis vom Pferde geriſſen zu den Füßen der Wüthenden. Ein blinkendes Beil blitzte über ſeinem Haupte, noch eine Sekunde — —

Eine kräftige Fauſt hielt den drohenden Arm zurück. — „Wollt Ihr mein Leben retten und das meines Vaters nehmen?" fragte Ladislaus, denn dieſer war der Schützer, ſein Befreier.

„Nein," war die wandelbare Antwort. „Laßt ihn los." Unter tauſendſtimmigem Jubelruf nahmen Einige aus dem Volke den jungen Ritter ungeachtet allen Sträubens auf die Schultern und trugen ihn, während die Kriegsknechte zur Rettung des alten Berka herankamen, im Triumphe umher. Der Scharfrichter wurde mit Steinwürfen in die Flucht gejagt, das Gerüſt zerſtört und die Trümmer desſelben zum ſonderbarſten Umzug verwendet. Der Richtblock bildete den Sitz, das Tuch, in das der lebloſe Körper gewickelt werden ſollte, den Teppich des Schützlings der Volksgunſt, der nun bei dem Schimmer unzähliger Fackeln, die man aus Spänen des Schaffotes gefertigt hatte, durch das Grauen des Morgens im Triumph nach der Stadt getragen wurde.

VII

Mehrere Monate waren ſeit den ſtürmiſchen Ereigniſſen auf der Daliborka verfloſſen. Der Landesrichter hatte den ganzen Sachverhalt wahrheitsgetreu nach Wien berichtet und die Entſcheidung dieſer ihm ſo nahe liegenden Angelegenheit der Großmuth des Königs überlaſſen, vorläufig aber auf Andringen des Volkes den jungen Ritter gegen ſein Ehrenwort, bei jeder wie immer gearteten Erledigung zurückzukehren, freigelaſſen. Noch immer jedoch verzog ſich die Entſcheidung und Tag für Tag verging, ohne daß Ladislaus ſowol als ſein Vater aus ihrer quälenden Ungewißheit geriſſen worden wären. Im düſteren Sinnen ſtand der Jüngling an dem Fenſter und ſtarrte theilnahmslos in die blaue Ferne. Ein tiefes Weh ſchien ſein Herz zu durchwühlen, denn öfter glitt ein ſchmerzliches Zucken über ſeine bleichen Züge, während ein leiſer Seufzer ſich der Bruſt entrang. Ein leiſes Geräuſch weckte ihn aus ſeinem Brüten. War es ein Traum, war es ein Spiel der Phantaſie, — Eſther, die Todtgeglaubte ſchwebte herein und hing in demſelben Augenblick weinend an ſeinem Halſe. „Ladislaus! mein Ladislaus!" rief ſie, ihn leidenſchaftlich umarmend.

„Du biſt es, Eſther? Du biſt es, die ich in meinen Armen halte? O gütiger Gott, nun laß mich ſterben!"

„O ſprich nicht vom Sterben! Du ſollſt leben, frei und glücklich werden und ach, ich darf es jetzt wol ſagen, Deine Thekla lieben. So hat es mir der edle Kaiſer ſelbſt geſagt."

„Der Kaiſer?" fragte Ladislaus voll Erſtaunen. Mein Mädchen! was Deine liebende Seele hofft, das ſpricht, um mich zu tröſten, Dein Mund."

„Nein, nein!" erwiederte ſie eifrig. „Da ſteht es unterſchrieben und beſiegelt: daß Ritter Ladislaus von Berka frei und in alle ſeine Rechte wieder einzuſetzen iſt. Da ſieh' und lies." Kaum hatte Ladislaus einen Blick in die dargereichte Rolle, von der mehrere große kaiſerliche Siegel herabhingen, geworfen, als er mit den Worten: „Eſther! — Mein Vater!" in den Seſſel zurückſank. Das Uebermaß des Schmerzes hatte er leichter ertragen als das der Freude. „Eſther! womit kann ich Dir lohnen?" vermochte er nur zu ſtammeln.

Digitized by Google

„Mit Deiner Liebe!“ flüſterte ſie, ſich innig an ihn ſchmiegend.

„Mein Sohn!“ rief in dieſem Augenblick der alte Berka, in das Gemach ſtürzend; „Du biſt mir wiedergegeben!“ In ſeliger Umarmung hielten ſich die drei ſchwergeprüften Menſchen umſchloſſen, Keines vermochte ein Wort zu ſprechen; denn vor der Gefühle allzu heftigem Drange erſtirbt der Zunge Kraft. Der Alte faßte ſich zuerſt. „Wunderbares Mädchen!“ begann er; „wie war es Dir denn möglich, bis vor des Kaiſers Angeſicht zu dringen und ſolch' unerhörte Gnade auszuwirken?“

„Die Liebe gab mir Kraft, der Glaube gab mir Muth,“ erwiederte ſie erröthend. „Als ich nach jenem ſchrecklichen Ereigniß in der Kapelle vernichtet der Leiche meines Vaters folgte, da hatte ich meines Schmerzes ungeachtet doch den Gedanken feſtgehalten, das Leben Ladislaus, ſei es mit Opferung meines eigenen, zu retten. Ein alter Nachbar belehrte mich, daß meine Ausſage vor dem Geſetze nicht beachtet würde. Da ward nun mein Entſchluß ſehr bald gefaßt; was ich an Geld und Geldeswerth beſaß, raffte ich zuſammen und eilte, ſo ſchnell nur die Verzweiflung kann, hin an den Sitz des Kaiſers. Doch ach! ich armes Mädchen kam nicht bis vor ſein Angeſicht, bei Tag und Nacht ſtand ich an des Palaſtes Pforte und wich nicht mit Flehen von Jedem, den ich für mächtig hielt. Doch alles umſonſt. Ein einzig Mal gelangte ich bis vor den Saal, in dem auf hohem Thron der Kaiſer ſaß, ich ſah ſein mildes Angeſicht, wäre gern vor ihm hin auf die Kniee geſtürzt; doch ſtießen mich die Wachen fort. So waren mehrere Tage vergangen. Da ſehnte ich mich nach den Tröſtungen des frei erwählten Glaubens, — ich wollte mich taufen laſſen. Die ſeltne Kunde davon verbreitete ſich ſchnell durch die ganze Stadt, kam ſelbſt bis zu des Kaiſers Ohr und huldvoll ließ mich dieſer rufen. Wie pochte doch mein Herz, als ich die breiten Treppen hinauf, zu dem Gemach des großen Herrſchers ſtieg; zu ſinken glaubte ich, als ſich die Thüre öffnete. Doch nicht mehr der Glanz, den ich zuerſt geſehen, umgab ihn; der Pomp, die Pracht, ſie waren nun verſchwunden und jetzt erſt ſchien der Kaiſer mir ein Vater ſeines Volkes. Ich war meiner Gefühle nicht mehr mächtig. Weinend ſtürzte ich zu ſeinen Füßen, erzählte meine Noth, ſprach warm von meiner Liebe, berichtete getreu, wie Ladislaus nur ſchwer ſich entſchloſſen habe, zur Rettung meines Lebens das Schwert zu ziehen, und hörte denn nicht auf zu bitten und zu flehen, bis mich der Kaiſer ſelbſt gerührt vom Boden hob. „Fürwahr!“ ſprach er, „das Mädchen kann nicht lügen. Ich will die Sache unterſuchen.“ — Nach einigen Tagen ließ er mich im Dome taufen; eine hohe Fürſtin war der heiligen Handlung Zeugin, ſie gab mir ihren Namen Thekla und reichte mir zum Taufgeſchenk dies wichtige Papier. Ich ſchauderte als ich vernahm, wie Du, mein Ladislaus, dem Tode entronnen und weinte wieder Freudenzähren, als Du begnadigt warſt. Noch eine Gnade gewährte mir der edle Kaiſer; er ſchenkte auf meine Bitte denen, die Dich befreit, das Leben.“

Tief erſchüttert hatten die beiden Berka der begeiſterten Erzählung des Mädchens gelauſcht. Nun ſchritt der Greis auf Thekla zu, führte ſie zu dem Jüngling und ſprach, ihre Hände in einander legend mit feierlicher Stimme: „Thekla! Tochter! Du ſchenkteſt meinem Sohne zum zweiten Mal das Leben; wem kann es gehören als nur Dir?“

„Vorausgeſetzt, daß ich ſchweige!“ erſcholl plötzlich eine weibliche Stimme. Erſchrocken blickten alle nach der Sprecherin, es war Jutta. Mit einem teufliſchen Blick nach den Liebenden überreichte ſie dem alten Ritter eine Pergamentrolle, die wir als dieſelbe erkennen, deren Wichtigkeit wir ſchon erwähnten. Schweigend begann Berka zu leſen; doch kaum hatte er einige Zeilen überblickt, als er erblaſſend in ſeinen Lehnſtuhl zurückſank. „Verzeiht mir, Kinder! vergib mir, Thekla! Fluche mir nicht, Ladislaus! — Ihr ſeid Geſchwiſter.“

„Geſchwiſter?“ riefen Beide mit einem durchdringenden Schrei.

„Ja, Ihr ſeid Bruder und Schweſter, und ich Euer unglücklicher Vater! Hört mein Bekenntniß. Gleich Dir, Ladislaus, liebte ich in meiner Jugend ein Mädchen, das — eine Jüdin war. Ich liebte Sarah mit aller Gluth einer erſten Leidenſchaft. Durch den Wunſch meiner Familie gezwungen, vermälte ich mich mit Luiſe von Roſenberg, Deiner Mutter, ohne für ſie, die ein Engel ihres Geſchlechtes war, mehr als kühle Achtung zu empfinden. Mein Herz war zu ſehr an die reizende Jüdin, die meine Liebe mit aller Gluth ihrer Nation erwiederte, gefeſſelt, als daß ich Luiſens Vorzüge hätte würdigen können. Ich überredete Sarah, mit mir zu fliehen. Auf einem meiner Güter verbarg ich ſie. Himmel und Erde ſchienen um mich zu verſchmelzen, wenn ich in Sarah's Armen lag. Doch bald ſollten ſich die Folgen unſeres ſträflichen Verhältniſſes zeigen. Sarah fühlte ſich Mutter. Plötzlich aber war ſie verſchwunden; alle Forſchungen waren fruchtlos und der Gedanke, ſie hätte ſich aus Reue über ihren Fehler ein Leid gethan, gewann immer mehr an Wahrſcheinlichkeit. Nach langen Jahren endlich traf ich in jener verhängnißvollen Kapelle Sarah's Bruder, den Rabbi, dem der Schreck, mich wiederzuſehen, den Namen ſeiner Schweſter auspreßte, ohne daß ich im Stande geweſen wäre, ihm das Geheimniß, in das die Schickſale Sarah's gehüllt waren, zu entreißen. Erſt dieſe Papiere klären das undurchdringliche Dunkel auf. Levi konnte ſich nemlich mit dem Gedanken, ſeine Schweſter von einem Chriſten geliebt zu ſehen, durchaus nicht befreunden; er entdeckte ihren Aufenthalt und entführte ſie. In ſeinem Hauſe ſtarb ſie verborgen, nachdem ſie eines Mädchens, das als Levi's Kind erzogen und anerkannt wurde, geneſen war, und dieſe Tochter — biſt Du, Thekla!“

Ohnmächtig war Thekla in die Arme ihrer erbitterten Feindin geſunken, die mit triumphirendem Lächeln um ſich ſah. Das Geſicht mit ſeinen Händen bedeckend, ſtand Ladislaus ſtarr, als vermöchte er dieſen neuen Schlag des Geſchickes nicht zu erfaſſen, in einer Ecke des Gemaches. Dann ging ſein Athem ſchneller, krampfhaft hob ſich ſeine Bruſt und mit geballter Fauſt ging er auf Jutta los. „Weib! ich möchte

Digitized by Google

Dich" — — stammelte er. „Doch nein! Teufliſches haſt Du bezweckt, Gutes gewirkt. Geh hin, Deine Rache iſt gelungen."

Niemand hatte in der allgemeinen Verwirrung eines neuen Gaſtes geachtet, der ſchon länger eingetreten, ſich in die Nähe der Witwe geſtellt hatte. Es war ein Mann im Pilgergewand, mit einem weißen Kreuz am linken Aermel; ſein langer ſchwarzer Bart reichte bis über die Bruſt herab. „Kennet Ihr mich, Jutta?" fragte er mit nachdrucksvoller Stimme.

„Seit wann kennt die Edle von Pollſchitz die Bettler aus dem Morgenlande?" ſagte dieſe mit geheuchelter Würde.

„Gut, wir werden uns ſpäter kennen lernen," entgegnete der Pilger ruhig; „aber dies Fläſchchen kennt Ihr doch?" Mit dieſen Worten reichte er ihr eine kleine, mit einer rothen Flüſſigkeit gefüllte Phiole.

„Der Elende iſt wahnſinnig!" ſprach die Witwe, ihre Betroffenheit hinter dem Ausdruck von Verachtung verbergend.

„Auch das wird ſich zeigen," meinte der Räthſelhafte kalt. „Edler Ritter!" wandte er ſich an Ladislaus, der wie von ſchwachen Rückerinnerungen übermannt, aufmerkſam den Eindringling betrachtete; „habt Ihr dies Fläſchchen ſchon irgendwo geſehen?"

„Ja," verſetzte der Gefragte, „es iſt das Gift — das Jutta — mir im Gefängniſſe bot."

Etwas aus ihrer Faſſung gebracht, ſchleuderte die Angeſchuldigte wüthende Blicke nach dem Pilger, der, ohne ihren Zorn zu beachten, ſeine Frage an ſie wiederholte. „Wie kann ein Bettler ſich erkühnen, mich auszufragen?" antwortete ſie endlich ſtolz. „Wenn ich nun „nein" ſagte, ſo würde daraus folgen?" —

„Daß Ihr auch dieſes kennen mußt!" entgegnete der Räthſelhafte, indem er eine der erſten ganz ähnliche Phiole, die aber zur Hälfte geleert war, aus ſeiner Reiſetaſche zog. Die Witwe wurde von ihrer gewohnten Kaltblutigkeit verlaſſen, ſtarr blickte ſie nach dem geheimnißvollen Enthüller ihrer Thaten und wußte nicht, was ſie zu antworten habe.

Ein Schrei lenkte die Aufmerkſamkeit Aller von der Beſtürzten ab. Thekla hatte die Augen aufſchlagend den Pilger erkannt. „Elias!" hatte ſie ausgerufen. „Das Fläſchchen der Zigeunerin!" murmelte ſie dann, die Phiole erblickend, vor ſich hin.

„Der Zigeunerin?" wiederholte Elias.

„Ja, es iſt der Liebestrank, den die Wahrſagerin mir an demſelben Abende aufdrang, an dem ich, kurze Zeit ſpäter, dem Vorſchlage nachgab, bei der geringſten Erwähnung der Verbindung mit Dir, Elias, mit Ladislaus zu entfliehen," antwortete Thekla zögernd.

„Nein, er iſt es nicht!" verſetzte Elias beſtimmt. „Doch ſprachſt Ihr außer jenem Abend ſonſt nie von Eurer Flucht?"

„Nie!" betheuerte das Mädchen.

„Dann habt Ihr wol noch das Fläſchchen?"

„Wenn es nicht dieſes iſt, jedenfalls."

Ehrerbietig trat Elias zu dem Landesrichter und flüſterte ihm einige Worte zu, worauf dieſer, anſcheinend erſtaunt, für einen Augenblick das Gemach verließ. Nach wenigen Minuten, während banges Schweigen herrſchte, trat ein Diener des Gerichts herein und überreichte dem Pilger ein Fläſchchen, das den beiden erſten vollkommen ähnlich war. Beinahe beſinnungslos ſtürzte Jutta darauf los, doch ſchon hatte Elias es mit ſtarker Hand erfaßt.

„Der edle Herr ließ es aus Eurer Wohnung holen," ſprach er zu Thekla. „Woledler Ritter!" wandte er ſich an den Landesrichter; „iſt nicht die ſonderbare Form dieſer drei Flaſchchen ſo gleich und die Füllung derſelben, wenigſtens bei oberflächlicher Prüfung einander ſo ähnlich, daß man verſucht iſt, dem Inhaber des einen auch den Beſitz der andern beiden zuzuſchreiben?"

„Beinahe, doch immer kein Beweis," entgegnete der alte Beria.

„Nun wol, Frau Jutta!" begann Elias wieder. „das Eine habt Ihr anerkannt, die beiden andern — — Gott! was ſeh' ich da?" rief er plötzlich, da ſein Blick auf das Tiſchchen fiel, auf dem die inhaltſchweren Papiere lagen. „Meine Pergamente! Edler Ritter, Ihr kennt deren Inhalt; o ſprecht, wer ſie Euch übergab!"

Schweigend deutete der Landesrichter nach der Witwe, deren ungeſtüm wallender Buſen die höchſte Aufregung verrieth.

„Nun ſo ſind meine Zweifel gelöſt!" ſprach Elias, ſich zu Jutta wendend. „Kennt Ihr mich nun und werdet Ihr bekennen, wer die Vermummten waren, die mich durch die geheimnißvollen Gänge nach jenem Hauſe ſchleppten, in welchem man mich zwingen wollte, meine Braut zu entehren? Geſteht nur, daß jener Woywode auch nur ein Vorwand war, unter dem ſich der wahre Thäter barg, um ſich vom Verdachte zu befreien. Wollt Ihr noch läugnen, daß Ihr ſelbſt die Zigeunerin geweſen ſeid, welche das Geſpräch der Liebenden und ihren Entſchluß einer Flucht erlauſcht hat?"

Jutta war erbleicht, Wuth und das Grauen, das ſie vor dem Manne, der ihre Thaten ſo klar aufdeckte, empfand, verbanden ſich in ihrem Herzen zum verzehrenden Feuer, das ihr beinahe die Beſinnung raubte.

Doch unbarmherzig fuhr Elias fort: „Damit Ihr mich nicht für einen Zauberer haltet, will ich Euch erklären, wie das dritte Fläſchchen in meine Hände kam. — Die Vermummten hatten mich kaum aus Euerem Gemache geſchleppt, als mein Fuß an einen harten Gegenſtand ſtieß. Unvermerkt bückte ich mich und hob — die Phiole auf. Das geringſte Merkmal, an dem ich das Haus, in dem mir Gewalt angethan worden war, wieder erkennen konnte, mußte mir nützlich ſein; ich ſteckte daher meinen Fund zu mir mit dem feſten Vorſatz, ſogleich nach meiner Freilaſſung von demſelbem Gebrauch zu machen. Allein Euere Leute ſchleppten mich weit außer den Grenzen des Königreiches. Lange irrte ich planlos in der Fremde umher, Gewiſſensbiſſe über die Verletzung meines Schwures nagten an meinem Gemüthe und ließen mir bei Tag und Nacht weder Ruhe noch Raſt. Die Todesangſt hatte mich in Euerem Hauſe glauben gemacht, Ihr wüßtet etwas

Digitized by Google

von meinem Geheimniſſe und Euer Drängen gelte der Auslieferung desſelben, während Ihr doch nur beſorgt hattet, daß Euere Verhüllung durch mich entdeckt ſei. Einem Mißverſtändniß alſo verdankt Ihr den Beſitz der Pergamente. Alle dieſe Sorgen von mir abzuſchütteln, faßte ich den Entſchluß, nach dem gelobten Lande zu reiſen. — Mit einer großen Karavane durchzog ich eben die Wüſte und war ſchon unſern dem Ziele meiner Reiſe, als einer der Sklaven plötzlich vom Fieber erfaßt niederfiel. Das gefundene und mit der Inſchrift „Balſam" verſehene Fläſchchen hervorziehen und dem Erkrankten zu Gebote ſtellen, war für mich das Werk eines Augenblicks. Doch nie hätte ich die Folgen geahnt, die aus dieſer unſchuldigen Handlung hervorgehen ſollten. Kaum hatte der Sklave einige Tropfen über ſeine Lippen gebracht, als er zuckend und unter gräßlicher Verzerrung ſeines Angeſichtes todt zu Boden fiel. Die erbitterten Kaufleute, die in mir einen ſchändlichen Giftmiſcher ſahen, mißhandelten mich und ließen mich endlich für todt liegen. Ohne dem Hinzukommen eines barmherzigen Samaritans wäre ich den Schrecken der Wüſte unterlegen. Bei meinem Erwachen fand ich mich in einem der größten Pilgerſpitäler, wo ich mit der rührendſten Aufmerkſamkeit gepflegt wurde. Beſonders Einer der büßenden Brüder weihte mir bei Tag und Nacht ſeine ganze Sorgfalt derart, daß ich nicht umhin konnte meine Anſichten über die chriſtliche Religion, die ſich in dieſem uneigennützigen Wirken am ſchönſten zeigt, zu ändern. Eines Abends fragte mich Bruder Peccatore nach dem Fläſchchen, das bei meiner Auffindung neben mir gelegen war. Ich erzählte ihm die Geheimniſſe, die über demſelben walteten, und er geſtand denn: er ſelbſt ſei der Erzeuger dieſes Fläſchchens, das er nebſt anderen Gegenſtänden, die ſämmtlich die unſchuldigſte Geſtalt hatten, in ſich aber die furchtbarſten Folgen bargen, für einen geheimnißvollen Mann, der ſie von ihm begehrt, verfertigt hatte. Zur Bereuung ſeiner vielen Sünden ſei er in das Morgenland gezogen, wo nun als büßender „Peccatore" (Sünder) Meiſter Iſidor, der ehemalige Nachrichter von Prag lebt. — Soll ich mehr über unſeren Umgang erzählen? Es genüge, daß ich jetzt ein Chriſt bin. Bei meiner Rückkehr nach Prag bat ich den mir perſönlich bekannten Kerkermeiſter der Daliborka, mir das Gefängniß Ladislaus von Berka zu zeigen; was dieſer bereitwillig that. Wie wurde mir aber, als ich am Boden der Zelle ein Seitenſtück meines Fläſchchens fand! Niemand als Ihr, Frau Jutta, hatte den Kerker betreten; mir fiel Euer Verhältniß zu Ritter Ladislaus bei, mein Verdacht mehrte ſich und ich kam hieher, Euch Euer Schandthaten anzuklagen."

Ohnmächtig war die Witwe zu Boden geſunken; auf einen Wink des Landesrichters traten mehre Gerichtsdiener ein, welche die Beſinnungsloſe zum Verhaft brachten.

Wenige Monate ſpäter ſtrömte die Bevölkerung Prags nach dem Kloſter der weißen Nonnen, wo die feierliche Aufnahme einer Novize vor ſich ging. Die Zeremonie war zu Ende und die junge Nonne wankte aus der Kirche nach dem Kloſter, das ſie nie wieder verlaſſen ſollte. Noch einmal wandte ſie ihr reizendes, doch überaus blaſſes und leidendes Antlitz nach dem Ritter Ladislaus um, dann aber ſchloß ſich die Pforte und Thekla von Berka war für immer von der Welt geſchieden. Mit einem ſchweren Seufzer hob Ladislaus eine weiße Roſe, die dem Kranz der Novize entfallen war, vom Boden auf, drückte ſie an ſeine Lippen und barg ſie dann ſorgſam an ſeinem Buſen. Zwei Minuten ſpäter verließ er mit ſeinem getreuen Diener Elias die Mauern Prags, um ſich zum Kriegsheere des Erzherzogs Maximilian zu begeben.

Am demſelben Tage aber verkündete der Herold zwei ſehr verſchiedene Nachrichten. Die eine war die Ernennung Jarohněv's von Berka zum Oberſtburggrafen von Prag, die andere die Verurtheilung Jutta's von Pollſchitz zu lebenslänglicher Verwahrung in dem Kerker der Daliborka.

Feuilleton.

Beethoven's Liebe.

Skizze aus dem Leben eines deutſchen Tonkünſtlers, von Max Ring.

Motto: Es iſt Beethoven, von dem ich Dir jetzt ſprechen will und bei dem ich der Welt und Deiner vergeſſen habe; ich bin zwar unmündig, aber ich irre darum nicht, wenn ich ausſpreche (was jetzt vielleicht Keiner verſteht und glaubt), er ſchreite weit der Bildung der ganzen Menſchheit voran, und ob wir ihn je einholen? — Ich zweifle; möge er nur leben bis das gewaltige und erhabene Räthſel, was in ſeinem Geiſte liegt, zu ſeiner höchſten Vollendung herangereift iſt, ja möge er ſein höchſtes Ziel erreichen; gewiß dann läßt er den Schlüſſel zu einer himmliſchen Erkenntniß in unſeren Händen, die uns der wahren Seligkeit um eine Stufe näher rückt. Bettina.

Dicht am Fuße der Karpathen und nur wenige Meilen entfernt von der Kreisſtadt Troppau im öſterreichiſchen Antheil Schleſiens liegt das freundliche Gebirgsſtädtchen Geätz. Allmälig ſteigt der Weg empor, welcher ſich zwiſchen den belaubten Hügeln hinzieht. Derſelbe führt zu dem im Renaiſſanceſtyl gebauten Schloß, Sitz und Eigenthum der bekannten fürſtlichen Familie Lichnowsky. Von der Höhe blickt der ſtattliche Bau auf das fruchtreiche Thal, das ſich zu ſeinen Füßen in bunter Mannigfaltigkeit weithin erſtreckt. Geſchmackvolle Gartenanlagen und ein weitläufiger Park umgeben den Herrenſitz, welcher in ſeinem Innern manchen ſeltenen Schatz verbirgt. Treffliche Gemälde, ſowol Originale wie Kopien alter Meiſter, ſchmücken die hellen Säle und viele intereſſante Erinnerungen knüpfen ſich an dieſe Räume, in denen zu allen Zeiten Dichter, Muſiker und Künſtler eine freundliche und ehrenvolle Aufnahme fanden. Beſonders zeichnete ſich in dieſer Beziehung der Großvater des unglücklichen Fürſten Felix aus. Der alte Herr liebte ausſchließlich die Muſik und unterhielt, wie ſo viele vornehme Geſchlechter Oeſterreichs in jener Zeit, eine ausgezeichnete Kapelle. An ſeinem kleinen Hof war jeder reiſende Virtuoſe willkommen und durfte weilen, ſo lange es ihm gefiel.

Digitized by Google

Damals aber herrſchte eine ſchlimme Zeit für Künſtler. Die Muſen ſchwiegen vor dem Lärm der Waffen. Napoleon hatte Oeſterreich mit Krieg überzogen und die Hauptſtadt Wien beſetzt. Die armen Muſikanten waren übel daran und flohen wie die Singvögel, wenn ein Schuß ſie ſcheeckt, in alle Welt, um eine ſichere Zufluchtsſtätte aufzuſuchen und das tägliche Brod zu finden. Das Geätzer Schloß war ſo Manchem wolbekannt und der gaſtfreie Beſitzer galt allgemein für den großmüthigſten Beſchützer der Künſte im ganzen Kaiſerſtaat.

Aus dieſem Grunde verließ auch ein junger Componiſt ſeinen bisheeigen Wohnſitz Wien, um auf dem Schloſſe Geätz eine Zuflucht zu ſuchen. Nach einer mühſeligen Reiſe langte er daſelbſt ſpäe des Abends an. Sein Weg hatte ihn an den friſchen Schlachtfeldern jenee Tage vorbeigeführt. Mit Schaudern ſah ee die Verwüſtungen, welche der verdeebliche Krieg angeeichtet hatte. Auf dee Landſtraße lagen noch zum Theile unbeerdigt die Erſchlageuen, wimmerten und klagten die Verwundeten. Er war duech zerſtörte und verbraunte Dörfer gekommen, dir er noch vor Kurzem im blühenden Zuſtande kannte. Die Fruchtbäume waren umgehauen, die Weinſtöcke ausgeeiſſen, Wieſen und Felder von den Hufen der Roſſe zerſtampft und die gehoffte Ernte des Jahees vernichtet. Noch ſchlimmee ſah es in den Gebäuden aus. Dee Feind hatte Fenſter und Thüren zerſchlagen, Dächer abgedeckt und den Feuerbrand in die Hütten des ruhigen Landmanns geſchleudert. Eine düſtere Stimmung erfaßte beim Anblick dieſer Gräuelſeenen den jungen Reiſenden.

Am meiſten jedech ſchmerzte ihn die Zerſtörung ſeiner eigenen Welt. Wie ſo viele Schwärmer hatte auch er die glänzende Laufbahn Napoleon's mit Jubel begrüßt und ihn als den Befreier dee Welt von alten Banden und Voeurtheilen geprieſen. Mit Liebe und Begeiſterung hing er an dem jungen Helden, der die glänzendſten Siege erfocht. Aber bald wandte ſich der feueige Enthuſiaſt mit Abſcheu von ſeinem Götterbilde ab und ſeine heiße Liebe verwandelte ſich in bitteeen Geoll.

In dieſer finſteeen Stimmung hatte er das vorläufige Ziel ſeiner Wünſche erreicht. Auf einem kleinen, unanſehlichen Plauwagen, wie ihn das Landvolk jener Gegend braucht, fuhe er in der Dunkelſtunde durch das geöffnete Thor in den geoßen Schloßhof ein. Mit einem raſchen Sprung berührte er den Boden und begab ſich ohne weiteeen Aufenthalt nach der Wohnung des Füeſten. Dee Bediente, welcher ſich im Vorzimmer aufhielt, wollte ihm, da er gerade zuſchritt, den Eingang verwehren, weil der Fremde noch in den Reiſekleidern ſteckte und durch ſein Aeußeres ſich keineswegs füe die fürſtliche Geſellſchaft zu eignen ſchien.

In der That war dee junge Reiſende kein Mann, um dem Diener eines vornehmen Hauſes einen großen Reſpekt einzuflößen. Er war ehee klein als groß, ſeine Haltung gebückt und das bleiche Geſicht verrieth weder eine hohe Abkunft noch irgend einen hervoeragenden Geiſt. Dazu trug er zum Ueberfluß einen alten abgetragenen Rock und das wirre Haar, welches ſchon ſeit Monden nicht von dee kunſtreichen Hand eines Friſeurs behandelt woeden wae, verlieh ihm ganz das Ausſehen eines bettelnden Vagabunden, der keinen Anſpeuch machen durfte, den Fürſten von Angeſicht zu ſehen.

Als der Bediente unumwunden ſeine Weigeeung, ihn zu melden, zu erkennen gab und dabei noch etwas von unverſchämtem Geſindel vor ſich himmemelte, ſtampfte der ſonderbare Beſuch ungeduldig mit dem Fuße. Ein bitteres Lächeln flog um den ſeinen Mund und ſeine Augen blitzten zornleuchtend den galonirten Lakeien an. Es mußte aber ein eigener Zauber in dieſem Blick gelegen haben, denn der Bediente zog ſogleich andere Saiten auf und feagte höflicher als zuvor nach dem Namen des Fremden, den dieſer auch nannte. Wenige Minuten waren kaum vergangen, ſo öffneten ſich die großen Flügelthüren und zum Erſtaunen, odee vielmehr zum Schreck des gaffenden Lakeien eilte dee Fürſt ſeinem unvermutheten Gaſt entgegen, um denſelben auf das Herzlichſte zu begrüßen. Nach einem kurzen, aber äußerſt veebindlichen Geſpräch ließ dee freundliche Wirth dem ermüdeten Reiſenden ſein Zimmer anweiſen, wohin derſelbe ſich begab. Der Kutſcher hatte indeß auch das Gepäck heraufgebracht, ein leichtes Ränzchen, das ein Kind ohne Mühe hätte forttragen können. Alles, was es enthielt, beſtand in einigen Hemden, einem Kleid und verſchiedenen Partituren. Mit entſchiedenee Verachtung betrachtete Ignaz, ſo hieß dee Bediente, welcher dem Fremden leuchten mußte, die geringen Habſeligkeiten. „Wieder ſeich ein armer Schlucker von einem Muſikanten!“ brummte er beim Hinausgehen, wobei er an die ſchlechten Trinkgelder dachte, welche ihm die Jünger der Kunſt oft ſelbſt bei einem mondenlangen Aufenthalt auf dem Schieß zu hinterlaſſen pflegten.

Sobald ſich der Fremde allein ſah, öffnete er das Fenſter, welches nach dem Park führte, und blickte in das Thal, das, vom Silbeelicht des Mondes umfloſſen, ſchlummernd zu ſeinen Füßen lag, dann lauſchte er noch auf das Rauſchen der alten Fichten, welche dicht untee ſeinem Fenſter ſtanden. Der Anblick dee Natur ſchien ſeinem verſtimmten Gemüth wolgethan zu haben, denn er trat an das geöffnete Inſtrument, welches in der Stube ſtand, und ergiug ſich mit kunſtgeübtee Hand in wundervollen Fantaſien, die er trotz ſeiner Ermüdung längere Zeit fortſetzte. Ohne es zu wiſſen, hatte er bereits Zuhörer gefunden. Auf demſelben Flügel wohnte die Comteſſe Clementine, eine nahe Anverwandte der fürſtlichen Famille. In Begleitung ihres Kammermädchens wollte die Gräfin ſich eben zu Bette begeben, als ihr Ohe plötzlich von den überraſchenden Tönen angenehm berührt wurde. Da ſie ſelbſt, wie Alles auf dem Schleſſe, muſikaliſch gebildet war, erkannte ſie ſogleich eine Meiſteehand und ſie konnte ſich trotz der empfindlichen Dezemberluft nicht das Vergnügen verſagen, mit angehaltenem Athem dem vollendeten Spiel des ihr unbekannten Virtuoſen zu lauſchen, beſonders da ſie eine derartige Compoſition noch nie gehört zu haben glaubte. Mit einem verhallenden Accord ſchloß der Meiſter. Die Gräfin entfernte ſich nachdenkend. Der Fremde aber begab ſich ſchnell zu Bette, wo er ſogleich in einen tiefen Schlaf verfiel.

Einige Wochen waren nun ſeit ſeiner Ankunft vergangen. Unſer Freund führte auch in Grätz ſein eigenthümliches Leben fort, das von dem der andern Menſchen bedeutend abwich, ſo daß Ignaz mehr als einmal zu dee Vermuthung kam, daß es mit dem Fremden doch nicht ganz richtig im Kopfe ſei. Den Tag über blieb der ſeltſame Gaſt meiſt auf ſeinem Zimmee eingeſchloſſen und ſaß an ſeinem Inſtrument wie feſtgebannt. Bald ließ ee ſeine kunſtgeübten Finger übee die Elfenbeintaſten des Klaviers gleiten, bald ſchrieb er kurze muſikaliſche Sätze auf ein Notenblatt. So lange er dies that, durfte ihn Niemand ſtören und ſelbſt wenn der Fürſt ihn beſuchte, gab er dieſem nicht undeutlich ſein Mißvergnügen zu erkennen. Den Ignaz, der zuweilen an der Thüe horchte, überlief es mitunter kalt; denn da drinnen im Gemache ſchien es nicht geheuer, es ſeufzte und wimmerte, klagte und jubelte und doch war keine Menſchenſeele in dee Einſamkeit. Erſt in der Nacht verließ der Meiſter ſeine Stube, um einige Stunden im Park mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Weder Regen noch Wind hielt ihn von dieſer nächtlichen Promenade ab; ja, am liebſten ſchien es ihm zu ſein, wenn der Sturm die alten Bäume ſchüttelte, daß ſie ächzten, die Wetteefahnen kreiſchten und die Ziegel vom alten Schloß niederpraſſelten, als wäre das jüngſte Gericht im Anzug. Wenn es ſo ſtürmte und brauſte in dee empörten Natur, dann ging der wunderliche Mann ſpazieren, den alten Mantel umgeſchlagen, oft ohne Hut, ſo daß die langen Haare um die bleiche Stirn im Winde flatterten. Abgeſehen von dieſen eigenen Liebhabereien war ee gut und ſanft wie ein Kind und den Armen der Umgegend gab er auf ſeinen einſamen Wanderungen Alles, was er eben bei ſich teug.

Dee Fürſt ſah gern dieſen Künſtlerlaunen nach, obgleich die gänzliche Vernachläſſigung allee Formen, welche der Gaſt offen zeigte, dem gütigen Mäcen manche Unannehmlichkeit bereitete. Der junge Virtuoſe haßte jeden Zwang und beſaß einen edlen Stolz, ein Unabhängigkeitsgefühl, welches ihm die bitterſte Armuth eher ertragen ließ, als legend eine Erniedrigung. So hatte ee nur auf vieles Bitten des Fürſten ſich endlich dazu verſtanden, bei den trefflichen

Digitized by Google

Hofconcerten mitzuwirken. Er war Meiſter im freien Phantaſieren auf dem Klavier, und während er am Inſtrument ſaß, übte er eine unbedingte Herrſchaft über alle Gemüther aus. In jener Zeit lebte noch der Sinn für eine echte und gute Muſik, das Virtuoſenthum hatte zwar noch nicht dieſe ſchwindelnde Höhe der techniſchen Vollendung erreicht wie in unſerer Zeit, welche es zu einer hals- oder vielmehr fingerbrechenden Kunſtreiterei gebracht hat; dafür beſaßen aber die damaligen Künſtler einige Eigenſchaften, welche den heutigen ganz zu fehlen ſcheinen: Keuſchheit und Wahrheit des Gefühls, Tiefe der Empfindung und ein ſeelenvolles Spiel. Mit dieſen Mitteln wirkte unſer Freund Wunder. So lange er an dem Inſtrumente ſaß, bannte er ſeine Zuhörer mit magiſcher Gewalt. Der Concertſaal wurde zum Heiligthum, zu einem himmliſchen Aſyl, wohin die Seele vor dem betäubenden Geräuſch der Welt ſich flüchtete, um in ihrem Gotte auszuruhen. Am tiefſten aber fühlte ſich Comteſſe Clementine von dem Zauber ergriffen, den der fremde Meiſter in ſolchen Augenblicken entfaltete. Ihr ganzes Weſen war Muſik, ihre Seele voll Harmonie. Sie war ſchön und blieb, wie eine Nachtviole voll von verborgenem ſüßen Duft; ihr Gefühl eines von denen, welche man nie vergeſſen kann, rührend durch ſchwermüthevolle Grazie; blonde Locken, jedes Haar ein goldener Faden, umgaben die feinen, durchſichtigen Schläfe; durch die weiße Haut ſchimmerten die zarten blauen Adern; geheimnißvoll leuchteten die tiefen Augen wie ein Bergſee in ſtillem Mondlicht; ſie ſprach nicht viel, aber ſang um ſo lieber, obgleich ihr das der Arzt wegen ihrer ſchwachen Bruſt verboten hatte. Es wäre unmöglich, die Rührung und das Entzücken zu ſchildern, welches die Comteſſe beim Anhören dieſer vorzüglichen Muſik empfand. Jetzt war es ihr erſt, als hätte eine überirdiſche Hand den Vorhang des Tempels fortgezogen, als wäre ihr das ewige Geheimniß aller Kunſt plötzlich von dem Genius derſelben offenbart. Hinter dem Seſſel des Meiſters ſaß ſie mit gefalteten Händen, ſprachlos, wie gebannt. So lange er ſpielte, ſchwebte ſie in reinſtem Aether, und wenn er aufhörte, erwachte ſie wie aus einem tiefen Traume. Einmal vergaß ſie ſich ſo weit, daß ſie die Hand des Meiſters ergriff, wobei ſie eine Bewegung machte, als wollte ſie dieſelbe küſſen oder an ihr klopfendes Herz führen. Als der Gaſt ſeine Hand verlegen zurückzog, glänzte eine Thräne ihm entgegen.

Zwar wurde die Gräfin für ihren kindiſchen Enthuſiasmus tüchtig ausgeſchelten, aber ſie ſetzte es doch mit ihren Bitten durch, daß ſie bei dem Künſtler Unterricht im Klavierſpiel nehmen durfte. Anfangs weigerte ſich dieſer und ſchützte ſeine Ungeſchicklichkeit als Lehrer vor, aber Clementine ſchaute ihn bittend mit ihren geheimnißvollen Augen an, und der Sonderling vermochte nicht länger ihren Wünſchen zu widerſtehen.

Die Lehrſtunden wurden bald der Comteſſe das Liebſte auf der Welt, man konnte ihr anſehen, wie ſie mit ganzer Seele an dem Unterrichte hing. Sie war glücklich über die Fortſchritte, welche ſie machte, und wenn gar der ſtrenge Meiſter durch ein Lächeln ſeine Zufriedenheit zu erkennen gab, dann röthete ſich ihr bleiches, edles Angeſicht vor Glück.

So verging die Zeit in ſtiller Seligkeit bis auch nach Grätz der Krieg mit ſeinem ſchlimmen Gefolge kam. Eines Tages rückte der Feind in das freundliche Städtchen ein. Auf dem Schloß quartierte ſich ein franzöſiſcher General ein, der mit einem Theile der Truppen hier lagerte. Der Fürſt nahm die ungebetenen Gäſte freundlich auf und die franzöſiſche Einquartirung betrug ſich gegen ihn, da unterdeß auch wegen eines Waffenſtillſtandes verhandelt wurde, mit zuvorkommender Höflichkeit und Schonung. Der General war ein junger, ſchlank gewachſener Mann mit feinen Manieren und zeigte eine nicht gewöhnliche Bildung. Auch er liebte die Muſik und wurde dadurch ſchon dem Fürſten mit jedem Tage werther. So kam es, daß man bald auf dem Schloß vergaß, daß der General ein Franzoſe und Feind Oeſterreichs ſei. Er jagte mit dem Fürſten in den Wäldern, ſcherzte und unterhielt ſich mit der Fürſtin, tanzte mit den jungen Damen und wußte ſich als echter Franzoſe bei aller Welt beliebt zu machen. Niemals war es auf dem Schloſſe ſo luſtig zugegangen, als zu der Zeit, wo der Krieg noch herrſchte. Ein Feſt verdrängte das andere, am Tag wurden Spazierfahrten oder Jagden veranſtaltet und des Abends kleine Bälle gegeben oder muſizirt.

Nur ein Mann war mit der Anweſenheit der Franzoſen unzufrieden und wich ihnen auf allen ſeinen Wegen aus. Der fremde Künſtler ließ ſich nirgends ſehen, er hatte ſich wieder in ſein Zimmer eingeſchloſſen oder irrte des Nachts nach ſeiner Gewohnheit in dem alten Park umher. Die Klavierſtunden hatten aufgehört, denn vor lauter Feſten und Bällen war dazu keine Zeit. Aber auch bei den Hofconcerten erſchien der Sonderling nicht mehr und vergebens ſchaute Comteſſe Clementine nach der Thür, durch die er einzutreten pflegte. Die Anweſenheit oder vielmehr Abweſenheit des Meiſters war aber dem fremden General nicht entgangen. Derſelbe hatte bereits in Wien von dem berühmten Virtuoſen gehört und war neugierig, ſeine Bekanntſchaft zu machen. Dieſen Wunſch äußerte er eines Tages gegen ſeinen zuvorkommenden Wirth, der ſich ſogleich beeilte, denſelben zu erfüllen.

Zu dieſem Zweck ſollte ein Hofconcert unter Mitwirkung des Künſtlers ſtattfinden. Es waren die glänzendſten Vorbereitungen getroffen, der ganze Adel der Umgegend und ſämmtliche Offiziere und Generäle, welche in der Nähe ihr Quartier hatten, waren eingeladen. Der Fürſt ſelbſt hatte in eigener Perſon das Arrangement übernommen, die aufzuführenden Muſikſtücke ausgewählt, die Proben angeordnet und das Programm entworfen. Den Glanzpunkt des Abends ſollten die freien Phantaſien des Virtuoſen bilden. Zu dieſem Zwecke begab ſich der großmüthige Mäcen auf das Zimmer ſeines Schützlings, um denſelben zur Theilnahme an dem Hofconcert aufzufordern. Wie ſehr aber mußte der Fürſt erſtaunen, als der Künſtler in dürren Worten ſeine Mitwirkung verſagte. Alle Ueberreden, Bitten und Drohungen waren ganz vergebens. Seine Antwort blieb ſtets dieſelbe: „Lieber will ich mir ſelbſt dieſe Hand mit einem Beil abhauen, als daß ich vor dem Feinde des Vaterlandes damit ſpielen ſollte.“ — Nun ſtellte ihm der Fürſt die Verlegenheit vor, welche dieſe Weigerung ihm bereiten mußte. Er hatte dem General ſein Verſprechen gegeben und durch ſeine Schilderung des ausgezeichneten Spieles die Neugierde deſſelben rege gemacht. Der ganze Adel der Umgegend war zu dieſem ſeltenen Genuß ausdrücklich eingeladen. Welche Entſchuldigung ſollte er ſeinen Gäſten gegenüber geltend machen? Alle dieſe Gründe brachte der Fürſt mit vieler Schonung an, ohne jedoch den hartnäckigen Componiſten zu überzeugen. Dieſer blieb bei ſeiner ausgeſprochenen Weigerung und ſchlug ſelbſt mit einem geringſchätzigen Lächeln eine bedeutende Geldſumme aus, die ihm geboten wurde. — „Ich fühle, daß ich Ew. Durchlaucht zum höchſten Dank verpflichtet bin,“ ſetzte er dabei hinzu, „fordern Sie, was in meinen Kräften ſteht, nur das Eine nicht, daß ich vor dem Feinde ſpiele.“

Empört über ſolche Halsſtarrigkeit verlor der Fürſt endlich auch ſeine Geduld und wurde viel heftiger, als er eigentlich beabſichtigt hatte. Er drohte und ſchwur, daß er ihn zu zwingen wiſſen werde, und verließ in höchſter Aufregung den eigenſinnigen Virtuoſen, der allein in ſeinem Zimmer zurückblieb.

In der Seele des Künſtlers war indeſſen der Entſchluß gereift; eher wollte er ſein und bleiben, lieber Elend und Armuth als Schmach und Erniedrigung ertragen. Seine Seele war voll Trauer, in den Augen ſeines Wohlthäters als ein Undankbarer zu erſcheinen; aber er konnte nicht anders handeln und mußte dem Gotte folgen, der ihn rief. Einen ſchmerzlichen Blick warf er noch auf die Räume ſeines Zimmers, welche ihm ſo theuer waren, dann raffte er in Eile ſeine geringen Habſeligkeiten zuſammen und packte damit das leichte Ränzchen voll. Als das beendet war, ſetzte er ſich an den Tiſch und ſchrieb einige Zeilen an den Fürſten, voll tiefgefühlter Dankbarkeit. Noch einmal verſuchte er ſein Benehmen zu rechtfertigen, indem er auf die Unmöglichkeit hindeutete, gegen ſeine innere Ueberzeugung zu handeln. Neben dieſen Brief legte er einige Gulden, die er noch beſaß, für Ignaz hin, der ſomit ein Trinkgeld

Digitized by Google

fand, das alle seine Erwartungen von einem armen Musikanten überstieg.

Unterdeß war es dunkel geworden, die Wägen der eingeladenen Gäste rollten bereits in den Hof. Er durfte nicht länger zögern; in seinen Mantel gehüllt, das Pianzchen unter dem Arm, wollte er entfliehen. Leise schlich er über den Gang, da rauschte es in seiner Nähe und leichte Tritte klangen an sein Ohr. Vorsichtig verbarg er sich hinter einem Vorsprung der Mauer. Der Corridor war hinlänglich erleuchtet, so daß er die Comtesse Clementine deutlich erkennen konnte, welche im vollendeten Ballstaat aus ihrem Zimmer trat, um sich nach dem Concertsaale zu begeben. So schön war sie ihm noch nie erschienen. Ein leises Zittern hatte ihn erfaßt, krampfhaft preßte er die Hände auf seine Brust. — „Auch das noch!" flüsterte er mit einem tiefen Seufzer. Seine Seele kämpfte einen schweren Kampf. Ahnungslos schritt sie an ihm vorüber und fast berührte ihn der Saum ihres seidenen Gewandes. Ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, sie dachte in diesem Augenblick an ihren Lehrer und den hohen Genuß, den ihr sein ausgezeichnetes Spiel bereiten werde. Sie lächelte, während eine Thräne in seinen Augen zitterte. In Gedanken nahm er auf ewig Abschied von dem Götterbild, welches seine Künstlerseele ganz erfüllte. Noch konnte er zurück, noch lange Zeit in ihrer bezaubernden Nähe weilen, aber sein Stolz und seine Vaterlandsliebe trieben ihn hinaus.

Sobald die Comtesse mit ihrer Begleitung verschwunden war, trat er aus seinem Versteck hervor. Wenige Augenblicke hatten hingereicht, ihn für immer zu verändern. Seine Wangen waren bleich, sein Auge erloschen und das Herz gebrochen. Schwankend stieg er die breite Treppe nieder und stahl sich aus dem Hause. Bei dem Geräusch, welches die Ankunft der Gäste verursachte, wurde er nicht bemerkt. Mit schnellem Fuße durcheilte er den wolbekannten Park, noch einmal mußte er sich umwenden. Er sah das Schloß mit den erleuchteten Fenstern, die Schatten der Gäste, und einzelne verlorene Töne der Musik klangen an sein Ohr. Dort stand das sichere Asyl, welches ihm Schutz und Obdach gewährte, dort lebte die holde Gestalt mit den zauberhaften Augen. Rings um ihn war finstere Nacht. Der Sturm raste in den alten Bäumen und kein freundlicher Stern leuchtete auf seinen Wegen. Ihn schauerte, dichter zog er den alten Mantel um die Schultern und schlug den Fahrweg ein, obgleich er selbst nicht wußte, wohin er sich begeben sollte, wo sein müdes Haupt noch ruhen werde. **Ludwig von Beethoven,** das war der Name des Künstlers, wankte nicht und ging in tiefster Dunkelheit der Armuth und Unsterblichkeit entgegen.

Die Comtesse Clementine soll noch in demselben Jahre an einer schleichenden Brustkrankheit gestorben sein. Kurz vor ihrem Tode verlangte sie nach ihrem Instrument. Ihre abgezehrten Finger glitten leise über die Tasten hin; sie spielte eine Melodie, die er für sie geschrieben. Mit dem letzten Ton verhallte auch ihre Seele in süßem Klagelaut.

Omer Pascha.

(Mit Holzschnitt, Porträt.)

Omer Pascha, der Oberbefehlshaber der türkischen Armee an der Donau, wurde am 24. November 1806 zu Ogulin in der Militärgrenze Kroatiens geboren von Eltern, die der nicht unirten griechischen Kirche angehörten. Sein eigentlicher Name ist Michael Latas. Als Kind besuchte er die Elementarschule zu Gračac an der äußersten Grenze und soll damals so lebhaft oder vielmehr wild und ausgelassen gewesen sein, daß die Eltern stets froh waren, wenn sie ihn für einen Tag los sein konnten. Als sein Vater zum Kommando der Militärgemeinde Ogulin berufen wurde, verließ Michael die Gračacer Schule, um die zu Ogulin zu besuchen; später ging er nach Gospic, wo er den ersten Unterricht im Militärwesen empfing. Er zeigte die vortrefflichsten Anlagen und machte vorzüglich im Zeichnen außergewöhnliche Fortschritte. Endlich trat er in die Armee ein, machte eine Rundreise im Gebirge mit einem Ingenieur-Hauptmann und blieb auch später bei demselben in Zara. Sein Vater, übrigens ein ehrenwerther Mann, gewöhnte sich das Spielen an und um seine Spielschulden zu decken, vergriff er sich an der ihm anvertrauten Militärkasse. Solche Vergehen werden nie verziehen, am allerwenigsten beim Militär. Er wurde abgesetzt und dem jungen Michael fiel die schwere Aufgabe anheim, für seine Eltern und zahlreichen Geschwister zu sorgen, die sich plötzlich in großer Noth befanden. Zwar dienten noch zwei seiner Brüder in der österreichischen Armee, aber ihr Sold reichte eben nur zu ihrem eigenen Auskommen hin. Michael übernahm ohne Zögern, ohne Bedenken die neue Pflicht und kämpfte muthig mit den Widerwärtigkeiten; aber zu denselben fügte das Schicksal noch neue hinzu. Durch das Vergehen, welches sein Vater in einem unglücklichen Augenblicke sich hatte zu Schulden kommen lassen, war der Name der Familie befleckt worden. Der Gedanke daran haftete zu tief in Michael's Gemüth und er glaubte in seinem Weiterkommen gehindert zu sein. Was sollte er thun? Das türkische Gebiet war nicht weit entfernt und die dort herrschenden Sitten und Gewohnheiten sind dem kroatischen Gebirgsbewohner nicht fremd. Der jugendliche Michael Latas brannte vor Begierde, sich als Soldat auszuzeichnen, während sein Vaterland Oesterreich des tiefsten Friedens sich erfreute. In der Türkei aber konnte er Krieg finden, einen andern Namen annehmen und durch seine militärischen Kenntnisse und seinen unbeugsamen Muth zu einer glanzenden Stellung gelangen. — Im Jahre 1828 floh er wirklich nach Kisin in Bosnien, wo er durch sein offenes und energisches Wesen sich bald zahlreiche Freunde erwarb und er selbst dem eben durchreisenden Großvezier vorgestellt wurde. Sein erstes Auftreten in Bosnien war indeß kein so glückliches, wie er vielleicht gehofft und erwartet hatte; er bekleidete Anfangs sogar eine sehr untergeordnete Stelle bei dem die Provinz kommandirenden Vezir. Hierauf ging er nach Bulgaricu zu dem Vezir von Widdin, Hussein Pascha und übernahm dessen Kinder zur Erziehung. In dieser Stellung blieb er volle fünf Jahre und beschäftigte sich in seinen freien Stunden vorzugsweise mit Erlernung fremder Sprachen. Omer Pascha spricht deutsch, illirisch, türkisch, arabisch, italienisch und französisch. — Mit Empfehlungsschreiben seines Gönners in Bulgarien versehen reiste er 1834 nach Konstantinopel, wo er sogleich eine Stelle als Sekretär im Kriegsministerium erhielt. Auch hier zeichnete er sich sehr bald vor allen Andern aus; seine Arbeiten fanden den Beifall in solchem Grade, daß er nach vier Jahren zum Obersten ernannt wurde und schon 1839 finden wir ihn in Syrien an der Spitze eines Truppenkorps, das gegen Ibrahim Pascha von Aegypten gesendet wurde. Er schlug den überlegenen Feind bei Bekaha und erhielt dafür das Generalmajorspatent mit dem Orden in Brillanten. Bald darauf erwarb er sich neuen Ruhm durch die Unterdrückung eines Aufstandes der Drusen im Libanon; der Sultan sandte ihm unter andern einen mit Diamanten reich besetzten Säbel als Geschenk. Im Jahre 1845 bändigte er die Empörung der Arnauten in Albanien, indem er sich des Arnautenführers Gjuleka bemächtigte, welcher, wie Omer Pascha, zum Islam übertrat, der Vertraute und Günstling seines Siegers wurde und endlich den Befehl über die Truppen erhielt, welche an der Grenze der Herzegowina standen, um die unruhigen Montenegriner im Zaum zu halten. In den letzten Unruhen zog Gjuleka gegen die Montenegriner und fiel an der Spitze eines Bataillons; die Felsen schnitten ihm den Kopf ab.

Omer Pascha's Glück und Ruhm erregte ihm viele Feinde unter den höheren Offizieren. Man machte verschiedene Versuche, ihn beim Sultan zu verdächtigen und namentlich klagte man ihn an, er habe die Ueberwundenen stets mit erbarmungsloser Strenge behandelt. Der Sultan indeß ließ sich in seinem Vertrauen zu Omer Pascha nicht erschüttern und überhäufte ihn mit Gunstbezeugungen. Dieser glaubte nun Alles erreichen zu können und bewarb sich um den Posten des Seraskiers; da er denselben nicht erhielt, bat er um seine Entlassung. Jetzt behaupteten seine Gegner sogar, Omer Pascha warte nur auf eine günstige Gelegenheit, um sein Schwert gegen den Sultan zu kehren, die europäische Türkei zu einem selbstständigen Reiche zu machen und dem gestürzten

Digitized by Google

Sultan nur die asiatische Türkei zu lassen. Omer Pascha zog sich, in seinem Stolz verletzt, in's Privatleben zurück; aber schon nach acht Monaten erschienen Boten des Sultans bei ihm, welche ihn zur Unterdrückung des Aufstandes der Kurden aufforderten. Omer Pascha übernahm den Oberbefehl und bereits nach einem Monate war die Ruhe hergestellt und Bedir Khan nebst mehreren anderen Kurdenhäuptlingen gefangen. Zum Andenken an diesen Sieg ließ der Sultan eine Medaille schlagen, die er Omer Pascha eigenhändig überreichte. In den letzten Jahren indeß hatte Omer Pascha ganz besonders Gelegenheit seine Feldherrntalente zu zeigen. Nach der Revolution von 1848, die ihre Wellen bekanntlich bis nach den Donaufürstenthümern schlug, hatte er diese zu besetzen und er mußte sehr vorsichtig und klug auftreten. Er löste die schwierige Aufgabe zu allgemeiner Zufriedenheit und empfing darum auch von dem Kaiser von Rußland den St. Annenorden erster Klasse. Dann hatte er eine aufständische Bewegung in Bosnien zu unterdrücken. Omer Pascha war zu der längst erstrebten Würde, der eines Generalissimus, ernannt worden, rückte mit 15.000 Mann in Bosnien ein und nach einem Jahr war der Frieden in dem Lande wie in der Herzegowina wieder vollständig hergestellt. Nach den drei Siegen bei Gjulbissar, Jasee und Bichae, die Omer Pascha 1851 errungen, konnte sich die europäische Türkei endlich vollständiger Ruhe erfreuen. Die Christen sogar, welche bis dahin von dem fanatischen Pöbel verfolgt worden waren, konnten frei aufathmen, als plötzlich 1852 ein Befehl erschien, welcher den Rajahs (christlichen Unterthanen der Pforte) in Bosnien gebot, die Waffen auszuliefern. Die Gründe zu dieser Maßregel sind nie vollständig bekannt geworden. Man beschuldigte Omer Pascha die Maßregel veranlaßt oder wenigstens die Vollstreckung derselben mit übergroßer Strenge betrieben zu haben. Die serbischen Zeitungen, welche bis dahin die Talente Omer Paschas bis in den Himmel gehoben hatten, überschütteten ihn mit den gehässigsten Schimpfworten. Zu seiner Entschuldigung und Vertheidigung läßt sich anführen, daß er vielleicht den Sturm ahnte, der sich in Montenegro zusammenzog, und durch jene Maßregel eine Unterstützung desselben von außen verhindern wollte. Seine Ahnung, wenn er sie hatte, rechtfertigte sich bekanntlich vollständig.

Omer Pascha ist auch ein tüchtiger Diplomat. Obgleich rauh und streng von Charakter, weiß er doch auch glatte, gefällige Formen anzunehmen. Sein Gesicht verräth Geist, sein Blick, seine Züge drücken ein seltsames Gemisch von militärischer Steife und orientalischer Lebendigkeit aus. Er ist Meister in allen körperlichen Uebungen, ein vollendeter Reiter und liebt leidenschaftlich die Jagd, welcher er alle Nachmittage regelmäßig widmet, wenn er nicht an der Spitze seines Heeres steht. Bei seinen ehemaligen Landsleuten genießt er ein großes Ansehen, auch bei seinen Soldaten ist er sehr beliebt. Er versteht es aber auch, die Liebe derselben zu gewinnen; er geht oft im Lager umher, spricht mit den Soldaten, kostet ihren Reis, erkundigt sich nach ihren Bedürfnissen und sorgt väterlich für sie, so weit es in seinen Kräften steht. Omer Pascha ist verheiratet. Seine erste Frau war eine Türkin, seine zweite eine Griechin, die ihn eine Tochter hinterließ, welche jetzt im achten Jahre steht; seine jetzige Frau ist eine Deutsche, aus Kronstadt in Siebenbürgen, Namens Simonis, die ihm aber noch keine Kinder geboren. Er hat einen Neffen, den Sohn seiner Schwester, aus Oesterreich zu sich berufen, der den Islam annahm und, kaum zwanzig Jahre alt, als Staabsoffizier in der türkischen Armee dient unter dem Namen Jefik Bei. — Nun sind es eben sechs und zwanzig Jahre, daß Omer Pascha sein Vaterland Oesterreich verließ.

Bilder aus der Türkei.

Die asiatische Kriegslandschaft. Der Schauplatz, auf welchem der asiatische Theil des russisch-türkischen Kampfes so eben seine ersten Scenen spielt, ist auch auf der schlechtesten Karte erstaunlich leicht zu bezeichnen. Es ist die Küste der östlichen Ausbuchtung des schwarzen Meeres. Eine grade Linie von Constantinopel nach Tiflis durchschneidet Batum, den türkischen Grenzort, und kaum fünf Meilen nördlich liegt die russische Grenz- und Hafenfestung St. Nikolai (Nikolaijef, Nikolaja), nochmals fünf Meilen nördlich mündet die unmittelbare Verbindungsstraße zwischen Tiflis und dem Meere im Hafenort Redut-Kaleh. Zwischen St. Nikolai und Redut-Kaleh strömt der reißende Rion (Rionsk) in das Meer. Von Nikolai bis etwa oberhalb Redut-Kaleh bildet das Meeresufer ein nur leicht gehügeltes Land, welches sich im Halbkreise etwa 5—6 Meilen landeinwärts zieht, ehe die Vorberge der hier vom Norden und Süden aufeinanderstoßenden, mehr oder minder ineinander geschobenen Ketten des kaukasischen und armenischen Gebirges beginnen. So bildet der Kriegsschauplatz ein Amphitheater, dessen Arena ihrer Länge nach vom Rion getheilt ist. Sie ist der Ausgangspunkt des altklassischen Kolchis und der Rion ist der Phasis.

Digitized by Google

Von den immergrünen Wäldern dieser Landschaft, dem Wein-, Obst- und Fruchtreichthum ihrer Thäler, der Heerdenfülle ihrer Höhen haben nicht blos die Dichter und Historiker des Alterthums begeistert gesprochen, sondern auch die Reisenden der Gegenwart mit gleichem Entzücken. Georgien wird nun diese Landschaft von seinem ehemaligen Dynastengeschlechte der „Georg" genannt, Grusien haben's die Russen getauft, Imerethien nennen's die Einwohner, Gurdschistan, d. i. Sclavenland, die Perser. Daß sein Menschenschlag den schönsten der Welt zuzählt, ist weltbekannt, eben so, daß frühere Untersuchungen über die Stelle des biblischen Paradieses und die Urheimath des Menschengeschlechtes in dieser großen Einsenkung zwischen den beiden Gebirgszügen Kaukasiens und Armeniens die gesuchte Stätte gefunden zu haben glaubten. Wir haben flüchtig auf weniger poetische Erinnerungen hinzuweisen und vorzugsweise den westlichen, also ans schwarze Meer grenzenden Theil Georgiens im Auge zu behalten.

Hier führten schon im 15. Jahrhundert die Herrschaftsansprüche verschiedener Nebenzweige der Fürstendynastie zu Kämpfen, Zersplitterungen, Zerstörungen. Der Rion ward zur Grenze zweier kleinen Fürstenthümer, welche, landeinwärts von den Gebirgsarmen umschlungen, natürlich von den größern Nachbarmächten abhängig wurden, welche ihre Reiche vom Süden herauf und vom Norden herab bis hierher erweiterten. Gurien heißt der kleine Staat südlich vom Rion, Mingrelien der nördliche und zwischen beide ragt vom Gebirge herab mit einer verschmälten Spitze Imerethien, ohne die Meeresküste zu erreichen. Aber es ist größer als jene und machte deren Fürsten zu Vasallen seiner Könige. Mit Hilfe der Pforte befreiten diese sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts, unterlagen jedoch der türkischen Herrschaft als sogenannte Schutzländer, nachdem Georgien jener unmittelbar unterworfen worden war. Je weiter Rußland vom Norden herabdrang, desto hoffnungsvoller blickten sie auf dieses. Es ließ nicht auf seine Unterstützung warten, beförderte die Befreiung von der Pforte und fand bald Gelegenheit, zuerst Imerethien seinem Reiche gänzlich einzuverleiben (1801), wozu es nachher (1810) Gurien rechnete, weil dieses in letzter Zeit Imerethien tributär gewesen war, und welches durch Mediatisirung seines Fürsten (1838) zur russ. Provinz wurde. Dadurch wurde natürlich auch die nominell belassene Souverainetät des Fürsten (Dadian) von Mingrelien aufgehoben. Der letzte, Namens David, lebte noch vor wenigen Jahren, von den Russen Durchlaucht genannt und mit dem Range eines Obersten beehrt, in Dürftigkeit zu Snbdidi mitten in seinem Lande, aber abgeschnitten von allen Verbindungen.

Bis zur Eroberung von Achalzich durch Paskiewitsch war den Türken noch immer eine Art Einfluß auf das südlich vom Rion gelegene Gurien geblieben; seitdem dagegen durch den Frieden von Adrianopel auch die fünf nördlichen Statthalterelen (Sandshaks) des Paschalik Achalzich mit der Hauptstadt russisches Eigenthum geworden sind, endet das türkische Gebiet am Meere unmittelbar am Fuße des Saganing und Adschaigebirgs. Ganz speziell ward die Hafenfeste Nikolajef dem russ. Besitze beigesellt. Nun aber war nicht festgestellt, auf welcher Linie zwischen Batum und St. Nikolai (beide etwa 5 Meilen von einander entfernt) die Grenze vom Meer in das Land hineinlaufen solle, und so rechneten die Russen zu ihrem Besitze das Land unmittelbar bis zu den Mauern von Batum, während die Türken dieselbe Landbreite bis an die Tschuruk-su (bei St. Nikolai) als nördlichsten Theil der Provinz Erzerum (Sandschak Tschaldir) beanspruchten. Während der gegenseitig friedlichen Verhältnisse blieb diese Frage unerörtert. Als jedoch der gegenwärtige Krieg ausbrach, beabsichtigten die Russen sofort die Anlegung eines Lagers auf der streitigen Grenzbreite. Die von ihren Kundschaftern gut unterrichteten Türken kamen ihnen durch Besetzung des dazu auserlesenen Terrains zuvor und so ward diese allerdings wichtige Grenzbreite der erste asiatische Schauplatz des russisch-türkischen Krieges.

Nach den Zeitungsberichten könnte man glauben, sowol Batum als St. Nikolai seien an sich wichtige Punkte. Dies ist aber keineswegs der Fall. Batum (Batumi) ist vielmehr eine ganz offene Stadt, deren Hafen jedoch durch eine tiefe Einbuchtung große Sicherheit bietet und vorzugsweise von den Sklavenhändlern benutzt wird. Die Verbindung der Stadt mit dem Innern des Landes ist ziemlich gering, nur ein einziger ehemals gut erhaltener Fahrweg steigt über das Adschaigebirg direkt in östlicher Richtung nach der Stadt Achalzich. Die übrigen Straßen sind Saumpfade, welche sich südöstlich gegen Kars und Erzerum wenden. Selbst die Küstenstraße nach Trebisonde (Trapezunt) ist schlecht unterhalten. Das Sandschak Tschaldir steht jedoch unter dem Pascha von Kars, der wieder dem Seraskier von Erzerum (jetzt Abdy Pascha) untergeben ist. Obgleich fruchtbar und wasserreich, ist es schlecht bebaut. Weizen, Gerste, türkische Bohnen wachsen, nebst verschiedenen Obstsorten, in den Niederungen; in den Höhen baut man Jnsluck (d. i. eine Mischung von Roggen und Weizen). Die ehemals sehr bedeutende Viehzucht ist seit dem letzten Kriege ebenfalls außerordentlich gesunken und nur die ungewöhnliche Größe der Büffel, dicht- und langwolligen Schafe, Esel, die treffliche Ausdauer und Behendigkeit der starknochigen, aber kleinen Pferde zeugen dafür, welches glückliche Land durch die Trägheit des Volks in immer tiefere Unkultur versinkt.

Indessen ist's auf der russischen Seite nicht besser, und namentlich hat dort die Volksarmuth im letzten Jahrzehent (die Russen sagen: durch die Ueberschwemmungen des Rion und seiner Nebenflüsse) noch bedeutend zugenommen. Trotzdem daß hier die Berge so weit zurückweichen, daß nur leichte, milde Hügelungen von der Cultur zu erobern wären, so ist's doch nicht geschehen; besonders ist die Gegend in der Nähe des Seestrandes fast ganz uncultivirt. Erst nördlich von St. Nikolai beginnen auch recht eigentlich die „immergrünen Wälder" von Kolchis als Ufersäume des Rion-Phasis. St. Nikolai selbst aber ist eine von jenen sogenannten Festungen, welche hier um den Nordrand des schwarzen Meeres hinlaufen — lauter strategische Inseln am Abhange des unbesiegten tscherkessischen Ufers. St. Nikolai besteht, wie die meisten derselben, aus einigen Blockhäusern, welche zugleich Casernen, Commandantenwohnungen ꝛc. sind, von einem einfachen Graben umzogen werden, dessen ausgeworfene Erde den Wall bildet, worauf Dornen und Stachelgewächse aufgehäuft sind. Der wenig bedeutende Tschuruk-su, welcher hier in's Meer fällt, bildet noch einen natürlichen Graben gegen das (streitige) türkische Gebiet. Einige kleine Kreposten sind über den Fluß geschoben und je mit 8 Mann Kosaken besetzt. Ihren Rückhalt am (türkischen, linken) Ufer des Tschnruk bildet ein elendes Dorf, Tschekvetil, welches von den Kanonen St. Nikolais beherrscht ist. Nordwärts ziehen sich eben solche Kreposten zum Baleitiflnß, dem diejenigen vom Hafenörtchen Poti, am Ausfluße des Rion (etwa drei Stunden nördlich von Nikolai), entgegenkommen. Erst jenseits des Rion beginnt eine ausgiebigere Ueberwachung der Landschaft, welcher vorzugsweise die Sicherung der bei Redut-Kaleh ausmündenden, direkten Heerstraße nach Tiflis obliegt.

Redut-Kaleh ist erst seit 1829 von den Russen gegründet und heißt eine Stadt und ein Hafen. Es besteht aus drei Reihen kleiner, durchaus hölzerner Häuser, welche durch das Flüßchen Chopi und eine lange, mit Kies überschüttete Straße von einander getrennt werden. Fünfzehnhundert Menschen, ein Gemisch von Griechen, Türken, wenigen Russen und Armeniern, bewohnen den Ort, welcher immer mehr abstirbt, seitdem die Handelsfreiheit aufgehoben ist (1832). Nur noch von einigen Türken, Juden und Kosaken bewohnt ist endlich auch Anaklea (vielleicht das alte Heraklea) auf der Nordgrenze Mingreliens gegen das abchassische Gebiet von Samursachan.

Am ganzen Ufer dieser eben bezeichneten Strecke herrscht das ungesundeste Klima. Die Bewohner, durch die früheren Kämpfe der Dynastien, Türken und Russen auf ihrem Gebiete decimirt, werden voraussichtlich, wenn nicht unmittelbar gezwungen, in einem

Digitized by Google

ruſſiſch-türkiſchen Kampfe ganz thatlaſr Zuſchauer bleiben. Was dagegen dir Hilfsmittel der zu Felde lirgenden Heere anbelangt, ſo waren vor dem unglücklichen Seetreffen allerdings dir Türken im Vartheil. Abgeſehen davan, daß ihnen Kars, Erzerum und Trapezunt näher liegen, als den Ruſſen irgend ein größeree Waffenplatz, haben ſie keinen Feind oder zweifelhafte Lande unmittelbar im Rücken. Könntrn ſie die Ruſſen bis hinter Redut-Kaieh treiben, ſo iſt dieſen die unmittelbare Verbindung mit Tiflis abgeſchnitten und 'eine ruſſiſche Operatian von Achalzich her würde namentlich in jetziger Jahrözeit faſt unmöglich ſein. Vorausſichtlich würden dagegen die Bergvölker von Abchaſien oder Dſchighetiſtan ſofart auf die Feſtungsinſeln am Nordrande des ſchwarzen Meeres herabſtürmen', ſowie dir Tücken einige Vortheile errungen. Und wie dies Beiſpiel auf den Oſten im Kaukaſus, ſowir ſelbſt auf den Nordrn Perſiens wieken würde, iſt unſchwer voraus̈zuſehen. Der Kampf aber kann hier weder örtlich, nach ſelbſt ein bloßer Landkampf bleiben.

Heinrich Proch.

(Mit dem lith. Porträt.)

Heinrich Proch, k. k. Hofkapellmeiſter, gehört zu den drſten Liedercompaſiteurs. Viele ſeiner Schöpfungen, welche ſich vorzüglich durch tiefes Grmüth und zauberiſche Einfachheit auszeichnen, ſind Lieblingslieder des deutſchen Volkes gewarden, wir zum Beiſpiele das tiefergreifende „Alphorn" u. a. m. — der ſchlagendſte Beweis für ihre Vortrefflichkeit. Näheres über dieſen Meiſter des Liedes werden wir im künftigen Hefte mittheilen.

Miszellen.

Der Hof von Berlin.

Von A. v. Sternberg.

Der Hof von Berlin bildet, wenn nicht ein glänzenderes, doch rin bunteres Gemiſch als dee Hof von Wien, ſchon aus dem Geunde, weil hier einer großen Anzahl von Perſonrn der Zutritt geſtattrr iſt, dem er dort verſagt wird. Der Wiener Hof gibt demnach ein impaſanteres Gemälde. Der Wiener Hof mit ſeinem jungen Kaiſer, ſeinen jungen Erzherzogen, ſeinem blühenden Flor von Schönheiten macht einen ungleich einſchmeichelnderen Eindruck auf den Beſchauer, als es der Schauplatz eines Hofes machen kann, wo der Fürſt weder die Schönheit der Frauen noch die Jugend der Männrr in ſeine Nähe zu rufen einen Antrieb fühlt. Dieſe beiden ſind jedoch dir wahren Lichter der Höfe, ſind es immer geweſen, werden es immer bleiben; denn ohne ſie geben die fürſtlichen Säle nur den Beden her, wa höchſt achtbare Anciennetäten nach dem ewig glrichbleibenden Takt langweiliger Ceremonie ſich reſpektvall herumbrwegen. Der König van Preußen iſt ſelbſt zu geiſtvoll, um nicht Luſt zn haben, ſeiner Umgebung einen kleinen Zuſatz unhöfiſchen Elements zu geben; er thut dies, indem er die Träger dee Wiſſenſchaft und Kunſt an ſeinrn Hof heranzieht. In dieſe Regian der ſchmuckloſen Geſtalten ſieht man den König ſich oft brgrben und im Geſpräch verweilen, von den forſchenden Augen ſeiner Miniſter begleitet. Die „ſuchende Largnettr" iſt ein magnetiſcher Strahl für das ganze umbergeuppiete Hoftableau; jedesmal wenn dieſe zwri kleinen Gläſer ihre Richtung verändern, glaubt man, ſie ſeien auf uns gerichtet, und man macht ſich bereit, eine jener ſchnell hingeworfenen und oft ſchwer zu beantwortenden Fragen zn hören, dir der ſüeſtlichr Mund an ſeine Zuhörer zu richten pflegt. Dieſe Fragen ſind nicht ſelten dir Schrecken dee Herern der Wiſſenſchaft und dee Diplomatie, denn ſie werden plötzlich dem Manne, für den ſie beſtimmt ſind, über Tafel zugeworfen und ſind mit einer faſt neckiſchen Feinheit ſa eingerichtet, daß ſie ein kleines Examan rigorosum für ſich enthalten. Alsdann muß geantwertet werden à tout prix, wahr oder falſch, nur kein Stacken, kein langes Beſinnen. Der König liebt raſche Erwiederungen. Obgleich drr König keine einzige Richtung der Literatur entſchieden begünſtigt, ſo daß man ſagen kann, dahin wendet ſich ſein Geſchmack, eine ſolche Poeſie, ein ſolcher Roman hat auf ſeinen Beifall zu rechnen, ſo läßt er ſich doch hier und da ein eben in die Mode kommendes Werk in den kleinen Abendkeriſen, wo er ſich mit der Königin und einigen vertrauten Männern und Frauen ſeiner Umgebung allein befindet, vorleſen; dieſes Vorleſen muß aber gefällig dem Geſpräch Platz machen, wo dieſes aufzutauchen Luſt hat. Von den vorgeleſenen Werken, dem Beifall oder dem Mißfallen, das ſie erregt, verlautrt jedoch niemals etwas im Publikum. Während des Vorleſens zeichnrt der König öfters kleine architektoniſchr Skizzen. Man ſieht aus allen dirſen kleinen Anardnungen, daß ihm jeder Zwang läſtig iſt. Was das Aeußere des Königs betrifft, ſo ſtört das immer mehr ſchwindende Haar einigermaßen das Gleichmaß der Züge, indem es der Stirn einr allzugreße Ausdehnung verleiht; auch entwöhnt man ſich nach und nach, dem Strahl und dem Lichtblick des Auges zu begegnen, da die ſtets vorgeſchobene Lergnette rin Hinderniß hergibt, zugleich verdeckt dir Hand, die das Glas hält, einen Theil und zwar einen ſehr weſentlichen der Geſichtszüge; es ſind die Züge um den Mund, die bei dem König charakteriſtiſch voll Lieblichkeit und Milde ſind. Wenn der König das Band eines Ordens umlegt, ſo iſt rs bezeichnend, daß rr dieſes Band braucht, um ſeinen Arm und ſeinr Hand bequem hineinzubetten, der andere Arm handhabt alsdann den Federbut aber den etwas unbequem zu haltenden prachtvollen Silberhelm des Regiments Garde du Carps. Wenn der König, was jedoch ſelten geſchieht, den ſchwarzen Frack anlegt, ſa iſt's, als wenn eine völlig andere Perſönlichkeit vor Einem ſtünde; es gibt Perſonen, die ihn gerade in dieſer Tracht vorzugsweiſe gern begrüßen, und es iſt nicht zu leugnen', daß die enge Umgrrnzung des militäriſchen Reckes einer Erſcheinung, wie der des Königs, vielleicht am wenigſten zuſagt. Was dir Geſellſchaft betrifft, ſo iſt ſie nicht — wir in Wien — eine ſelbſtſtändige, durch Reichthum und uralten Adel impoſantr, ſondern eine kleine, ſich völlig dem Hof anſchließende. Es gibt nur wenige Häuſer, die für ſich eine Coterie zuſammenbilden und ſich die Hofgeſellſchaft nennen; unter dieſen Häuſern ſind ein paar von altem unabhängigen Adel und ein paar von großem Reichthum, die übrigen ſind Hofchargen. Ueberwiegend im Körper der Geſellſchaft zeigt ſich die Beamtenwelt vertreten, und bei Hoffeſten iſt ſir es, dir dir Säle füllt, zugleich mit drm zahlreichen Offizierscorps und mit Hinzuziehung der Künſtler- und Gelehrtenwelt. Dieſes Zuſammenſtrömen einer ganzen Staatsgliederung gibt, wie ſchon bemerkt, dem preußiſchen Hofe ein ſehr eigenthümliches Anſehen, doch iſt es das moderne, das vielbeliebte jetzt und wird rber einem höheren Aufbau der Geſelligkeit föderlich als nachtheilig ſein.

Scherz und Laune.

Ein Burſche lief in London mit einem Kaſten voll Widderhörner durch die Straßen und ſchrie mit lauter Stimme: „Ganz was Neues! Wer kauft?" Ein Lard, der das Geſchrei hörte, ſteckte den Kopf zum Fenſter und fragte den Ausrufer: „Was habt Ihr zu verkaufen? zeigt mir es." — Es geſchah und der Lord ſprach zornig, als er die Hörner geſehen: „Wie könnt Ihr ſo unverſchämt ſein, deshalb durch Euer Geſchrei die ganze Nachbarſchaft zu ſtören? Hol' Euch der Henker mit Euern Hörnern." — „Gnädigrr Herr! nichts für ungut. Ich biete ſie ja nicht denen feil, die ſchon damit verſehen ſind, ſondern denen, die nach keine haben." —

Der ſächſiſche Hofkapellmeiſter Naumann hatte viel von dem Talent für Muſik der böhmiſchen Bauern gehört. Auf einer Reiſe durch Böhmen kam er Sonntags in ein Dorf, wo die Meſſe mit Kirchenmuſik gehalten wurde. Er fand ſich bei derſelben alſobald ein, und als er die Erlaubniß erhalten, mitzuſingen, gab er

Digitized by Google

Digitized by Google

sich mehrere Male die Mühe, die Leute aus dem Takt zu bringen, um zu sehen, ob sie ihrer Sache gewiß wären, aber ohne den geringsten Erfolg. Die Leute sangen ruhig und ungestört fort. Nach Beendigung des Gottesdienstes ging Naumann zu dem Schulmeister und frug ihn sehr erfreut, auf welche Art sie sich denn ihre Musik einstudirten, da sie so merkwürdig taktfest wären. „Ja," sagte ein Dorfmusikant, „das lernen wir beim Dreschen, wenn da einmal ein Flegel ausbleibt, merkt man es gleich."

Ein Professor wohnte auf dem Ochsenmarkte. Er hatte sich einige unruhige Köpfe unter den Studenten zu Feinden gemacht und durch deren Kabale wurde er eines Tages in einer Vorlesung sehr stürmisch ausgetrommelt. Sehr kalt sagte er zu seinen Zuhörern: „Meine Herren, ich muß um Ihrerwillen recht sehr bitten, mich nicht daran zu erinnern, wo ich wohne." — Diese kurze sichhaltige Anrede verfehlte ihren Zweck nicht und es trat bald die gewöhnliche Stille unter den Zuhörern ein.

In einer Straße der Hauptstadt fuhr ein Leichenwagen mit einem Doktor der Medizin nach dem Kirchhofe. Eine Höckerin sprach zu der andern: „Wie geht es wol zu, daß dem Doktor keiner von seinen Bekannten folgt?" — „Weil sie alle schon vorangegangen sind," war die Antwort.

In einer Weinstube, wo gewöhnlich wohlhabende Gewerbsleute ihr Gläschen zu leeren pflegen, befindet sich folgendes Gedenkblatt:

Am 3. August 1853.

Auf die Gesundheit ihres Königs tranken hier
Zwölf Bürger sechsmal zwölf Bouteillen aus,
Und gingen dann um halb Vier
In folgender Beschaffenheit nach Haus.

Herr Glasermeister R. hatte zu tief in's Glas geguckt, Herr Spediteur M. hatte schief geladen, Herr Instrumentenmacher P. sah den Himmel für eine Baßgeige an, Schwertfegermeister K. hatte einen Stich erhalten, Herr Gewehrfabrikant L. jedoch einen Schuß, Herr Cravatenhändler N. hatte etwas zu viel hinter die Halsbinde gegossen, Müllermeister F. hat zu viel auf's Korn genommen, bei dem Maurermeister Z. war es im Oberstübchen nicht richtig, Schustermeister M. hatte einen gehörigen Stiefel getrunken, Fischer B. hatte einen tüchtigen Zug gethan, Friseur P. hatte sich einen ungeheuren Haarbeutel angeschnallt.

Zum Modebild Nr. 1.

1. Sehr kurzschirmiger Hut von Sammet und Spitzen; Kleid mit offenem Schößchenleibchen; Rock ohne Ausputz und nach unten weite halblange Aermel mit Spitzenunterärmeln; Bussy-Mantel von Sammet, mit Atlasbändern, Sammetstreifen und langen Fransen verziert.

2. Hut mit sehr kurzem Schirme von Tülle und Spitzen; Kleid von Sammet mit langem offenem Jäckchenleibchen, das rundherum mit schwarzen Spitzen garnirt ist, die sich doppelt vorn auf dem Rocke hinunterziehen und auf den Mousquetaire-Aufschlägen der Aermel sich finden; darunter geschlossene Unterärmel.

3. Kopfputz von Atlas und Sammet, welcher letztere mit Spitzen garnirt ist; Kleid von Brocat, vorn offen über einem Unterkleide mit drei Spitzen-Volants, mit einem sehr weit offenen Leibchen, das eine reiche Chemisette sehen läßt; an der innern Armseite und vorn auf den beiden Seiten des Rockes eine Reihe Rauten mit abstechendem Atlas unterlegt, mit schwarzen Spitzchen eingefaßt und durch schwarze Sammetschleifen getrennt; weite Spitzenunterärmel.

4. Zughut von Atlas in zwei Farben; Kleid von Atlas mit plattem Leibchen à la Clotilde, mit Schößchen, besetzt mit abstechendem Sammet, wie die oben fast ganz engen, unten ausgeschnittenen Aermel und der Rock auf zwei Seiten, so daß zwischen den beiden Reihen Bandschleifen angebracht werden konnten.

Prager Bühne.

Unsere Theaterzustände gehören zwar nicht in das Bereich der „Erinnerungen," denn ihnen wäre besser, sie blieben in Vergessenheit; aber zum Jahreswechsel ist es Gebrauch, aufzuräumen, Bilanz zu machen, zu prüfen, was Nutzen oder Schaden brachte, und so wollen wir auch einen Rückblick, nur einen kurzen, auf die Leistungen der hiesigen Bühne werfen, denn eine förmliche Beleuchtung würden dieselben nicht aushalten. — Betrachten wir zuerst die Wirkungen und gehen wir dann zu den Ursachen über, und wir werden sie in dem richtigsten Verhältniß zu einander finden. Wir haben vom 1. Dezember 1852 bis 1. Dezember 1853 im Ganzen nur zwei neue Opern: „Rigoletto" und „die lustigen Weiber von Windsor" und das Singspiel „die Heimkehr aus der Fremde" zu hören bekommen. Alle drei Pieçen machten kein entschiedenes Glück: die erste hielt sich nur wegen eines pikanten Liedchens, das Steger nicht genug dem Publikum singen konnte, die zweite, in sich ohne Werth, wurde zum Lückenbüßer, und die dritte, die eine bessere Behandlung sowol von Seiten der Darsteller als des Publikums verdient hätte, hatte man von keiner Seite in Ehren gehalten. Was sonst an Opern geboten wurde, war alt, und was ewig neu bleibt, war ungenügend zur Aufführung gebracht; man konnte von keiner Opern-Vorstellung sagen, daß sie im Ganzen gelungen war, immer waren es nur Einzelnheiten oder Favorit-Stellen beliebter Mitglieder, die gefielen und für die man die ganze unerquickliche Opernleistung als Zuwage in den Kauf nehmen mußte. Und warum das? Weil 1) nicht alle ersten Fächer mit ausreichenden Kräften besetzt sind, weil 2) die vorhandenen nicht zweckmäßig verwendet werden und 3) weil der Rollenvertheiler wie das Glück ist, das ungleich seine Gaben vertheilt. — Gerade so ist es auch mit dem rezitirenden Schauspiel und seinem Schicksal in der Gestalt seines Regisseurs. Ephemeren, die gegeben wurden, konnten sich nicht halten und Klassisches wurde nicht gehalten. Von sämmtlichen neuen Lust- und Schauspielen, die hier in dem verflossenen Jahre zur Aufführung kamen, ist nicht eines, ein dauernder Gewinn für's Repertoir. Die besseren darunter, und ihre Zahl ist sehr gering, zogen das Publikum um der Neuheit oder des Renommées willen in die erste Vorstellung, aber schon mit der zweiten war der mißbrauchte Reiz stumpf geworden, und noch ein Paar Wiederholungen machten bei leeren Schauplätzen den Wiederholungen für immer ein Ende. Und warum das? Aus demselben Grunde, wie schon erwähnt. Man führt die alten Invaliden in die Schlacht, und läßt die jungen, rüstigen Krieger zu Hause. Alle Achtung sonst vor den verdienstvollen Veteranen, sie gehören der Kunstgeschichte unseres Theaters an, auch sie können noch immer einen ehrenvollen Platz einnehmen, aber voran in's Treffen gehört die jugendliche Kraft, die eine Zukunft, nicht aber das Invalidenthum, das nur eine Vergangenheit hat. —

Bei uns gehen die Leiter des Instituts mit den alten Mitgliedern gerade so zu Werke, wie so mancher Herr mit seinen Dienern. Je länger diese ihren bestimmten Dienst versehen, desto mehr sind sie demselben gewachsen, und der Herr läßt jeden in seiner Sphäre dienen bis an sein seliges Ende. So hier. Weil der X oder die Z. seit zwanzig und noch mehr Jahren jugendliche Rollen spielen, so läßt man dieselben in ihrem Besitz; es wäre ja höchst undankbar, Jemanden, der in einer Rolle grau geworden, sie auf seine alten Tage wegzunehmen. — — Inzwischen sind die jugendlichen Kräfte, die dem Institute große oder doch ersprießliche Dienste leisten könnten, wenig, unzweckmäßig, oder gar nicht beschäftigt, und eben deshalb überall mehr zu Hause, als auf der Bühne. Ein solches Gebahren bleibt der Anstalt, dem Publikum wie diesen jugendlichen Kräften, die dadurch verkümmern, gegenüber unverantwortlich. Nur für den lauten Markt ist durch Memus gesorgt, und da kann die Direktion nur von Glück sagen, denn ein solches vierblättriges Kleeblatt, wie Feismantel, Scutta, Dolt und Brannecker-Schäfer ist kaum noch wo zu finden. Dem lauten Markte gegenüber ist also die Direktion von Vorwurf frei.

Wollen wir hoffen, daß die Direktion, durch Schaden klug geworden, in ihrem eigenen und dem Interesse der Kunstanstalt, in diesem Jahre nur dem erprobten Rathe verständiger Kunstfreunde folgen werde, und nicht den Einflüsterungen dornirter theatralischer Parteigänger oder befangener Miethlinge, wie sie an den großen Höfen kleiner Direktoren ihre Existenzen fristen.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Olmützer Scene.

Herr. Pst, pst, schöns Kind, warum so ritig?
Dame. Mein Herr! Sie irren sich in der Person; ich bin nicht, was ich scheine.

Herr. O nein, ich irre mich nicht, holder Engel! Ein Kuß von Dir, und — —"
Dame. Sehen Sie mich an beim Laternenlicht, und es wird Ihnen sicher der Appetit vergehen. Der Schein trügt.

Aus dem Gebirge.

Richter. Euer Bube ist schon über 6 Jahre alt und Ihr schickt ihn nicht in die Schule. Ist das Ordnung?
Bauer. Ja! Ja! Der Vater hat über sei r'gurs Kind nix mehr zu sogen. Erscht kann er's 6 Johr 'rumschleppen, dann kriegt's der Schulmeister, dann r Lehrmeister, dann r Exezirmeister, und kann ist's do aus, do nimmt's schu wiedrr a Weib untrr'n Pantoffel.

Die erste Idee zum Frack.

Mein guter Freund, der Herr Schneidermeister Bügeleisen, ist ein ganz lieber Mann, nur hat er die Eigenheit, sein ehrenwerthes Handwerk auf Kosten der anderen Gewerbe hervorzuheben. Vor Kurzem erst gab's im Wirthshaus einen gewaltigen Streit, welche Profession wol die älteste sei. Mein Freund behauptete: der Schneider sei der älteste Professionist, denn schon Adam habe sich gekleidet und zwar habe er einen Frack getragen, der nur im Stoff von dem modernen Frack wesentlich unterschieden war.

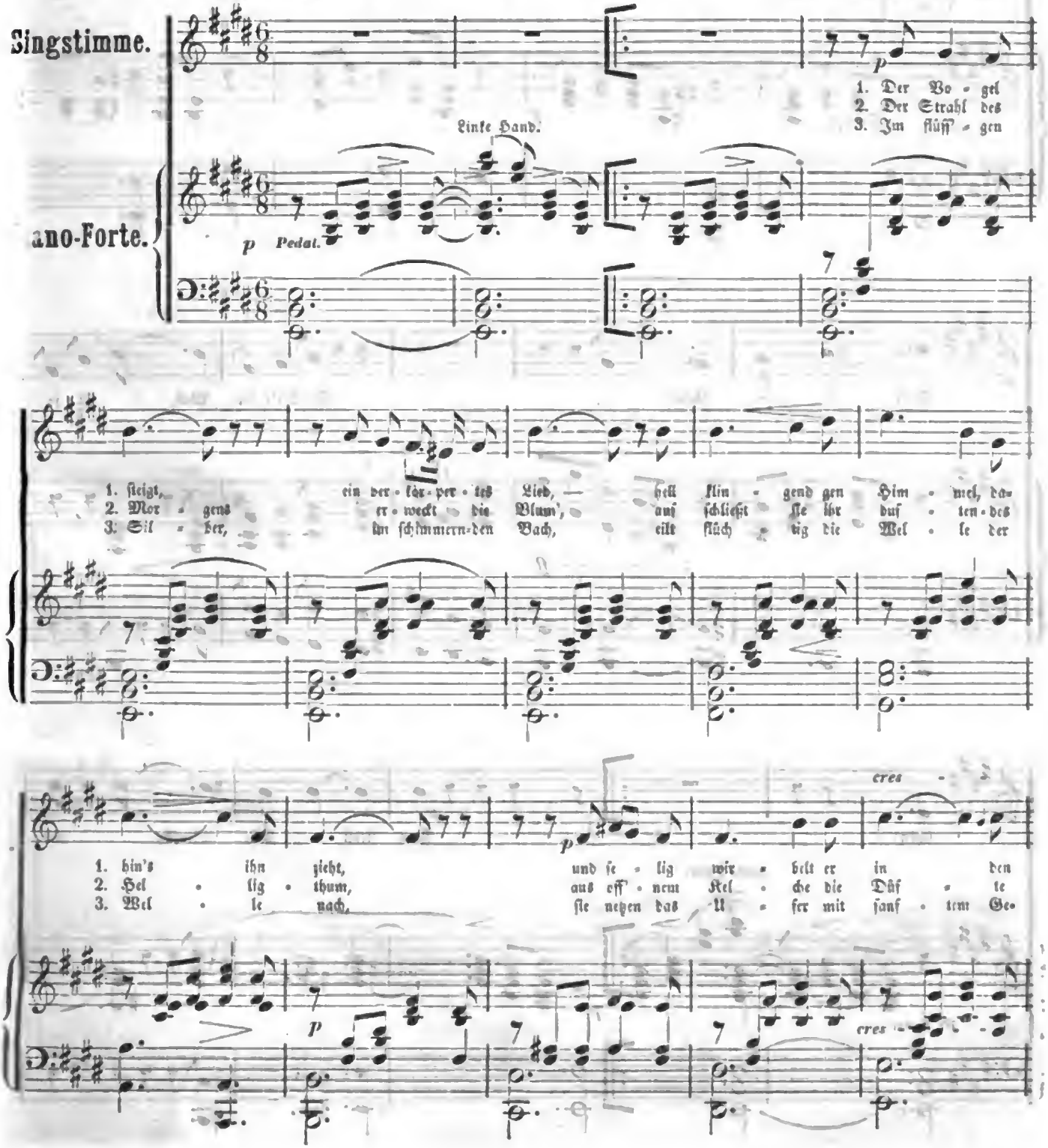
Digitized by Google

Digitized by Google

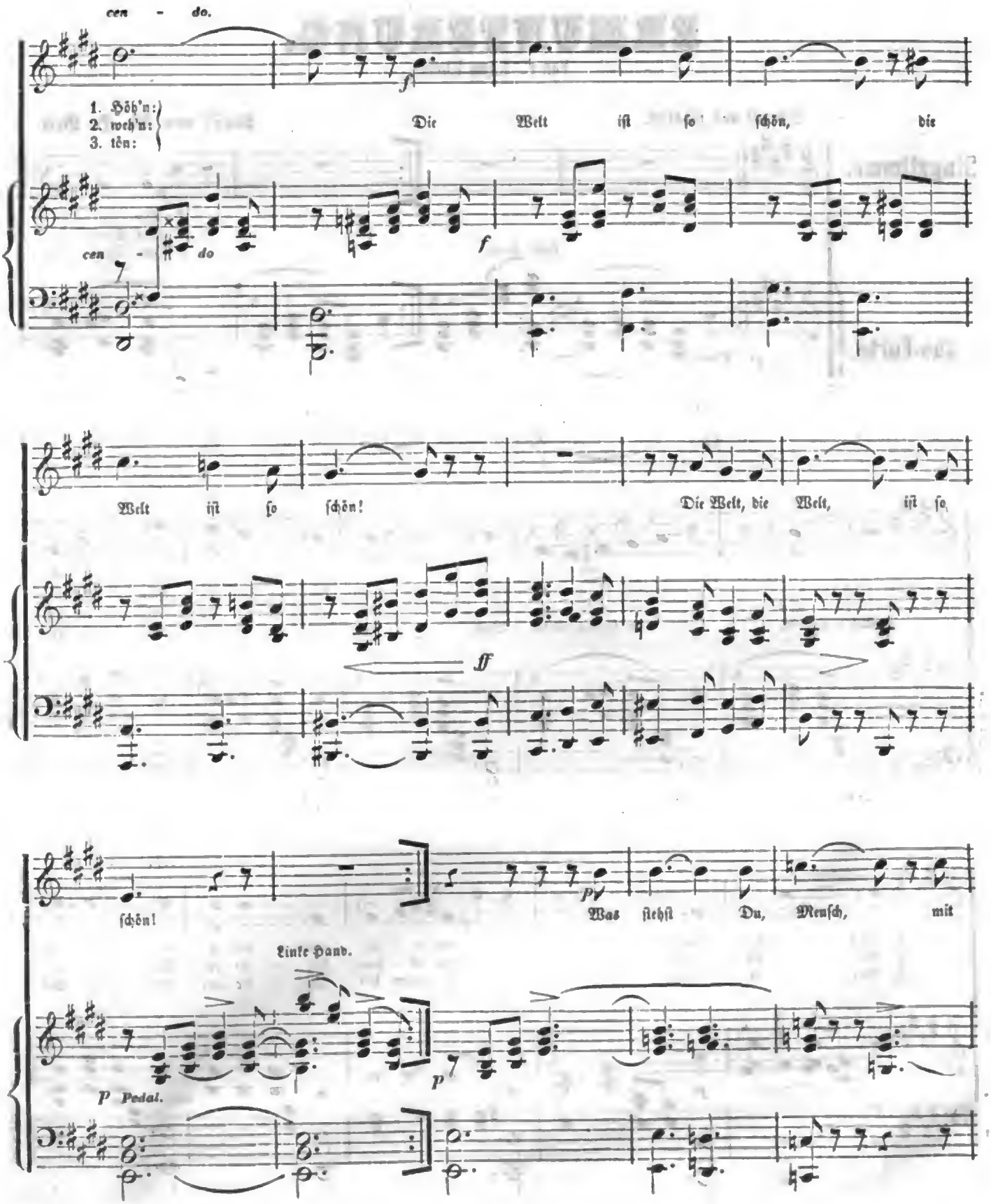
ERMUNTERUNG.

Von C. Egon Ebert.

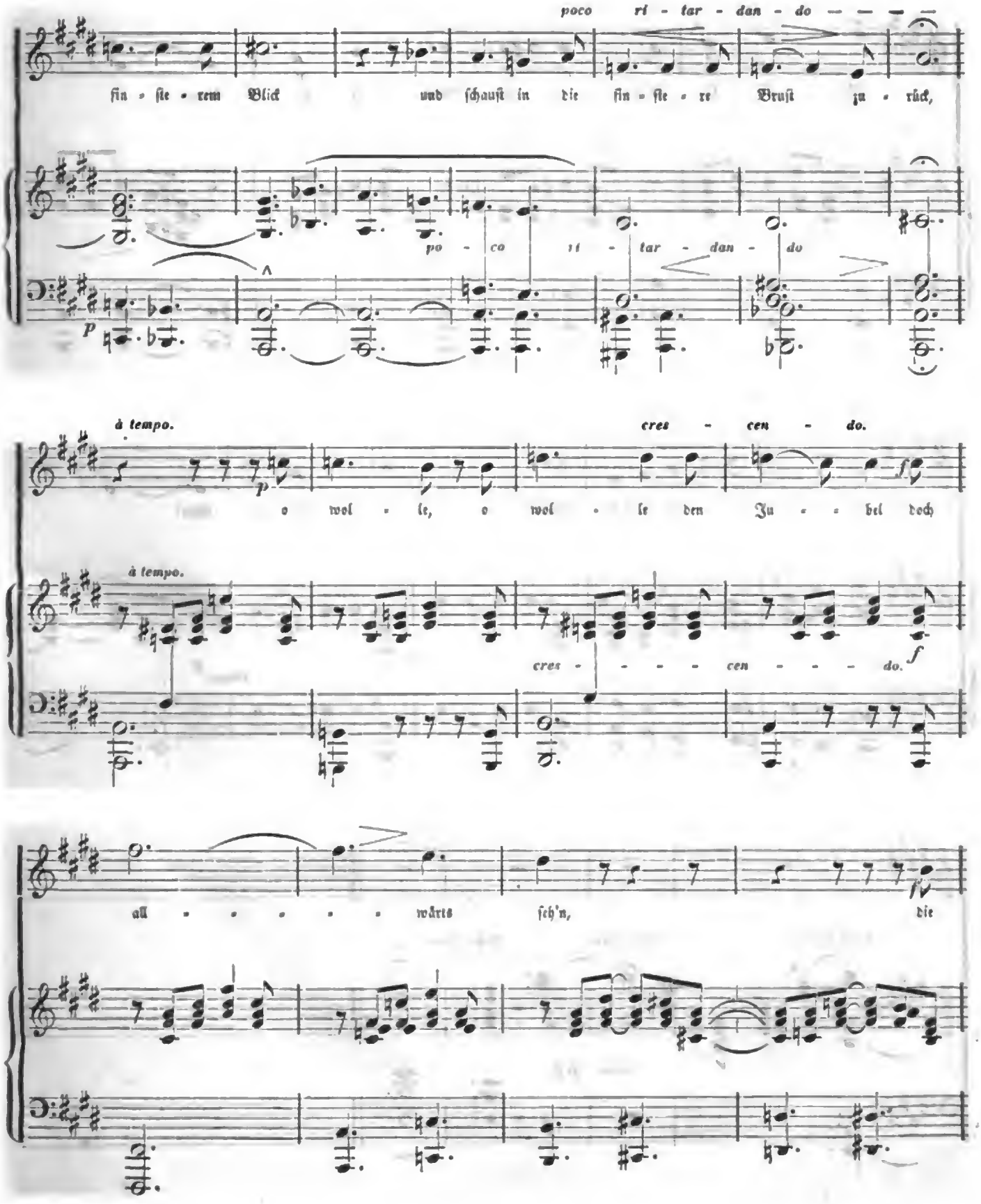
Schnell und fröhlich. Musik von W. H. Veit.



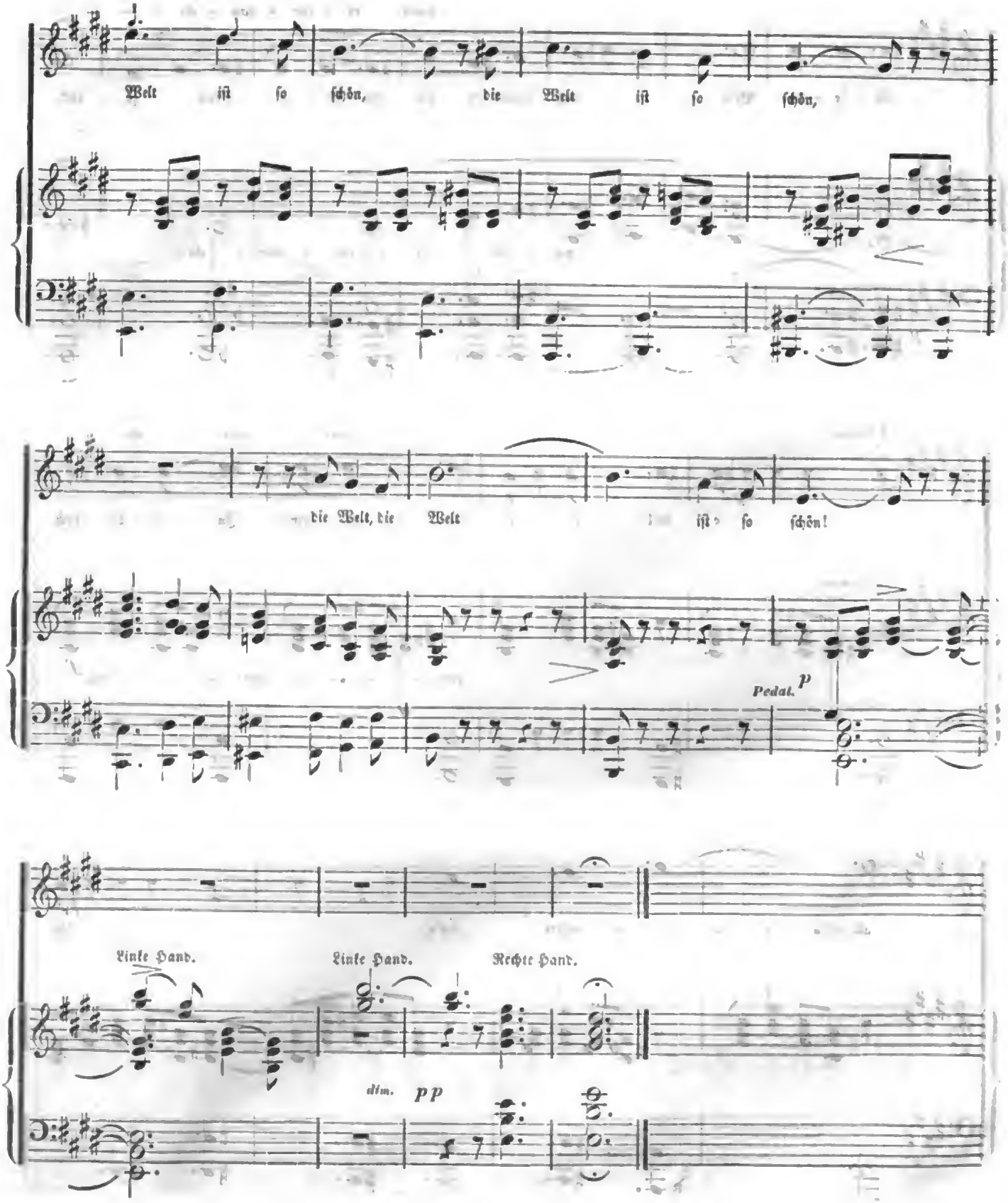
Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google



Digitized by Google

Digitized by Google

Abdul Medschid.

Digitized by Google

Die Felſenſchmiede in Bulgarien.

Romantiſche Erzählung aus dem gegenwärtigen türkiſch-ruſſiſchen Kriege, von J. B. (Mit dem lithogr. Porträt des Sultans Abdul-Medſchid.)

Die Nachrichten von den Kriegsrüſtungen an den Ufern der unteren Donau durchhallten ganz Europa und während ſich die ruſſiſchen Truppen in der Walachei immer feſter ſetzten, ſammelten ſich im gegenüber, am rechten Ufer des majeſtätiſchen Fluſſes, gelegenen Bulgarien die türkiſchen Mannſchaften immer mehr und mehr an; dennoch war es zu der Zeit, in welcher unſere Erzählung beginnt, noch zu keinem Zuſammentreffen gekommen.

Es war an einem jener lauen Oktobertage, welche wie der Reſt des entflohenen Sommers von der lieben Natur noch vor dem Beginn rauheren Wetters auch den Bewohnern jener Gegend geſpendet werden, als zwei Reiter die zwiſchen Siſtowa und Ruſtſchuk gelegene Gegend im ſchnellen Trabe durcheilten. Der voranreitende Herr war in einem ſonderbaren Anzuge, welcher mit keiner der in dieſer Zeit dort ſichtbaren zahlreichen europäiſchen, aſiatiſchen und afrikaniſchen Uniformen eine Aehnlichkeit hatte, denn während ſein blauer Wams etwas mittelalterlich ausſah, waren ſeine Waffen und ſein ſonſtiger Schmuck elegant europäiſch und modern; zu dem Allen aber trug er einen Fes aus ſeinem Stoff auf dem Kopfe. Sein Diener war einfacher und mehr landesüblich gekleidet und ſeine Kopfbedeckung beſtand in einem grobſtoffenen etwas fleckigen Fes. — — Die große Eile, mit welcher die beiden Reiter dahin flogen, ſchien die Wichtigkeit ihres Vorhabens anzudeuten, als auf einmal der Herr, gleich als ob ihm plötzlich etwas Ungewöhnliches aufſtieße, ſein Pferd derart zum langſameren Reiten anhielt, daß ſein Diener faſt mit dem ſeinigen an ihn geſtoßen hätte. Nachdem Beide noch eine Weile ſo langſam fortgeritten waren, Erſterer in tiefen Gedanken verſunken, ſagte derſelbe halblaut in franzöſiſcher Sprache vor ſich hin: „Narr, der ich war! übernehme da eine Art diplomatiſcher Sendung an jemand, der ſicher kein Wort franzöſiſch verſteht und ich — hier mitten unter zehnerlei Nationalitäten — verſtehe keine andere, als die Sprache meines lieben Vaterlandes Frankreich. — Sollte mein hoher Auftraggeber daran nicht gedacht haben? Freilich ſpricht mein Bedienter vielerlei Sprachen, aber ich darf ihn nicht als Dollmetſcher gebrauchen, denn er ſoll nichts von dem Zweck meiner Sendung erfahren.“ Nach einer Pauſe wandte er ſich mit der Frage zu ſeinem Diener: „Höre, Ellos, wie weit können wir noch bis zum Ziele unſerer Reiſe haben?“

„Es wird ſicher dunkel werden, bevor wir die Felſenſchmiede erreichen,“ antwortete Ellos, „daher ich wol anrathen möchte, unſere Pferde den früheren Trab wieder annehmen zu laſſen, denn die Gegend, welche wir noch zu paſſiren haben, iſt nicht ganz ſicher.“

„So?“ meinte ſein Herr. „Nun, da wollen wir wieder anstraben; vorher aber ſage mir, was iſt Mutſched für ein Landsmann?“

„Das weiß Niemand,“ antwortete Ellos.

„Welche Sprache ſpricht er denn aber?“ fragte ſein Herr wieder.

„Welche Ihr wollet, Herr. Der Felſenſchmied verkehrt mit Türken, Griechen, Romanen, Slaven, Deutſchen und Franzoſen, und jeder redet in ſeiner eigenen Sprache mit ihm.“

Dieſe Antwort, welche Ellos lachend ſeinem Herrn gab, war ganz geeignet, den jungen, zuweilen etwas leicht außer Faſſung zu bringenden Franzoſen zu beruhigen; bald darauf trabten Beide wieder eben ſo munter als vorher in die immer romantiſcher werdende Gegend hinein und Suvier, ſo heißt der Franzoſe, ergötzte ſich an dem herrlichen Anblick der fernen durch die untergehende Sonne vergoldeten Berg- und Felſenſpitzen. Es war nämlich die Ebene, welche unſere Reiter durcheilten, eines jener breiten Streifen Landes, die ſich im nördlichen Bulgarien an den Ufern der Donau entlang ziehen und welche an der anderen Seite von den zum Theil felſigen Abhängen des Vorgebirges des Balkans begrenzt ſind. Je weiter ſie indeß kamen, je mehr ſchienen die Berg- und Felspartien zuſammen zu rücken und eine ſolche verworrene Felſengruppe ſchien ihnen in einiger Entfernung den Weg geradezu verſperren zu wollen, als Ellos ſeinen Herrn darauf aufmerkſam machte, daß ſie durch das Durchreiten eines Gebüſches ein bedeutendes Stück Weges erſparen könnten. Sein Herr war dazu ſogleich bereit, denn die Sonne war ſchon eine Weile untergegangen und eine heranziehende Wolkenmaſſe beförderte ſchneller und ſchneller das Dunkelwerden.

Es mochte darüber wol beinahe eine Stunde vergangen ſein und Suvier bedauerte längſt, den Rath Ellos befolgt zu haben, denn es war als kämen ſie in dem dunklen Gehölz nicht von der Stelle, obwol daſſelbe nach Ellos Ausſage ſogleich zu Ende ſein müſſe, als des voranreitenden Herrn Pferd plötzlich ängſtlich ſchnaubend ſtehen blieb, die Vorderpfoten anſtemmte und nicht von der Stelle zu bringen war. Ellos wollte nun vorreiten, aber auch deſſen Pferd machte ſchnaubend einen Seitenſprung und beide Pferde zitterten ängſtlich.

„Es muß ein Loch dort ſein,“ ſagte Suvier, „eine Art Grube.“

„Ich werde ſogleich nachſehen,“ rief Ellos, ſprang vom

Digitized by Google

Pferde, legte den Zaum um ſeinen Arm und griff, vorwärts gehend, gebückt mit der Hand am Erdboden herum. Plötzlich ſprang er mit einem Fluch, den er in ſeiner vaterländiſchen, nämlich der griechiſchen Sprache ausſtieß, zurück.

„Was gibt's denn?" rief Suvier ungeduldig.

„Ich habe in ein eiskaltes Todtengeſicht gegriffen," antwortete Ellos. „Es liegt ein Leichnam quer über den Weg. Kehren wir um, Herr!"

„Halt!" rief Suvier. „Das müſſen wir unterſuchen; es kann ein Mord hier vorgefallen ſein."

„Ueberlaſſen wir das dem Scherif," meinte Ellos „und ſchlagen wir, etwa fünfzig Schritte rückwärts, den Weg rechts ein; dort iſt's lichter und — ſelbſt wenn etwas weiter doch beſſer zu paſſiren. Dunkel iſt's nun ohnedies einmal, was liegt an einer halben Stunde ſpäterer Ankunft."

Suvier war damit einverſtanden und nachdem Beide ohne weiteres Vorkommniß noch etwas über eine Stunde geritten waren, bot ſich ihnen plötzlich einer der intereſſanteſten Anblicke dar, deren ſich Suvier zu erinnern wußte.

Als die beiden Reiſenden um die Ecke eines ihnen entgegenſtehenden Felſens bogen, erblickten ſie gegenüber bizarre Felspartien, deren vorſtehende Theile und Ecken hell erleuchtet waren, während die unregelmäßigen Niſchen und Löcher derſelben im tiefſten Dunkel blieben; links lag die geheimnißvolle Felſenſchmiede vor ihnen, und daſſelbe Feuer, welches die Felsvorſprünge ſo maleriſch beleuchtete, warf ſeinen abenteuerlichen Schein, bald greller, bald durch Entfernung gemildert, auch auf die umſtehenden Bäume. Die Schmiede ſelbſt ſchien der ausgehöhlte Theil des großen Mittelfelſens zu ſein und nur eine genauere Betrachtung bei Tage zeigte, daß ſie nicht im Felſen, ſondern zwiſchen zwei eng aneinanderſtehenden Felſen eingebaut ſei. Die ganze Gegend nannte ſie daher auch nicht anders als die „Felſenſchmiede;" was dieſelbe aber noch wichtiger machte, war, daß ihr Beſitzer, der Felſenſchmied, nicht blos Schmiedearbeit verrichtete — dieſe beſorgten nur ſeine Geſellen — ſondern hauptſächlich Arzt und Rathgeber verſchiedener Art für alle Umwohnenden und ſelbſt weiterhin war. Es mochten Menſchen oder deren Thiere krank ſein oder ſonſt menſchliches Elend zu mildern, Sorgen zu beheben ſein; man wanderte von weit und breit zum Felſenſchmied.

Als unſere Reiſenden, der junge Franzoſe Suvier und ſein griechiſcher Diener Ellos, ſich an dem überraſchenden Schauſpiele der grellen Beleuchtung und des grellen Dunkels eine Weile ergötzt hatten, warf der Franzoſe einen Blick in die Schmiede ſelbſt, welche durch die weit geöffnete Thür faſt ganz zu überſehen war und fand dort ebenfalls Stoff zu einer intereſſanten Betrachtung. Zwei ſtämmige Schmiedgeſellen begannen eben von Neuem ihre hämmernde, funkenſprühende Arbeit an dem im Hintergrunde hell brennenden Feuer, in deſſen Nähe der Ambos ſtand; links ſaß mit untergeſchlagenen Beinen ein ſtill vor ſich hinblickender Türke und ſchien auf eine Arbeit zu warten; rechts ſaßen zwei unheimlich ausſehende Geſtalten, deren Geſichtszüge, ſobald ſie vom Feuer beleuchtet wurden, jene raffinirte Verſchmitztheit erblicken ließen, welche wie für den Galgen reif erſcheint und alle Sorten thieriſcher Lüſte ausdrückt, obwol ſie in ihrer traurigen Vollkommenheit nur bei Menſchen, nach fürchterlicher Entartung, vorkommt.

Nicht ohne Bangen ſtieg Suvier vom Pferde, gab den Zügel ſeinem Diener und trat mit einigem Herzklopfen in die einſam daliegende Felſenſchmiede; jedoch kaum in dieſelbe getreten, war es ihm, als ob ein beruhigendes Gefühl ſein Inneres wohlthuend durchwehte, und zwar durch den Anblick des Felſenſchmiedes ſelbſt. Es ſtand nähmlich im Halbdunkel und daher von außen nicht ſichtbar, ein großer, wol über ſechs Schuh hoher alter Mann von faſt ehrwürdigem Anſehen, denn ſein offenes ehrliches, von den Furchen des Alters und der Lebensplagen vielfach durchzogenes Geſicht, ſein eisgraues Haar, ſeine klugen, ernſt, doch keineswegs unfreundlich blickenden Augen flößten dem jungen leicht empfänglichen Franzoſen gleich im erſten Augenblick des Erblickens das vollſte Vertrauen ein. Er bot dem alten Manne mit ſo heiterem Tone einen „guten Abend," als habe er denſelben ſchon lange Zeit gekannt und fügte dann erſt die Frage hinzu: „Ihr ſeid doch Mutſched, der ſogenannte Felſenſchmied?"

Das heitere, entgegenkommende Weſen ſchien auf den alten Mann einen recht angenehmen Eindruck zu machen, denn die Bewohner jener Gegenden pflegen ſolchen Benehmens nicht ſonderlich befähigt zu ſein und der alte Felſenſchmied nahm daher den Franzoſen freundlich bei der Hand und führte ihn, ohne erſt nach ſeinem Begehr zu fragen, blos mit den Worten: „Kommet in mein Wohnzimmer!" rückwärts über ein Paar Stufen durch eine alte braune Thür in ein ärmliches, doch leidlich wohnliches Gemach.

„Ich bin von einer hohen Perſon zu Euch geſendet, Meiſter Mutſched," fing der Franzoſe an, als Beide Platz genommen hatten, „und Ihr dürftet vielleicht über die Wichtigkeit meines Auftrages ein wenig erſtaunen."

„Nicht ſonderlich," ſagte Mutſched lächelnd. „Ihr kommt aus dem Hauptquartier, junger Freund; und wenn es Omer Paſcha ſelbſt wäre, der Euch ſendet, ſo wäre auch das mir keineswegs etwas ſo gar Neues oder Unerwartetes. — Doch, Euer Weg war weit, erlaubt, daß ich Euch eine kleine Erfriſchung vorſetze."

Während der Felſenſchmied ſich damit beſchäftigte, ſeinen unverhofften Gaſt zu bewirthen, überließ ſich Suvier ſeinem Staunen über das ſchöne reine Franzöſiſch, welches Mutſched ſprach und über ſein Benehmen überhaupt, das jedenfalls eine bei weitem feinere Bildung verrieth, als man bei einem Schmiedmeiſter anzutreffen pflegt. Er empfand eine große Neugierde, zu erfahren, wer Mutſched eigentlich ſei oder früher war.

„Man ſieht, daß Ihr kein Türke ſeid, Meiſter Mutſched," rief Suvier lachend, ein Glas mit perlendem Wein in die Höhe haltend, „denn die Moslems trinken keinen Wein."

„Sie trinken ihn ſo gern wie wir Chriſten," antwortete Mutſched, „wenn auch nicht ſo öffentlich. Die äußeren Formen ſind bei ihnen oft Hauptſache, wie leider auch bei vielen Chriſten, und nur ein gewaltſames Aufſtacheln ihres Propheten-

Digitized by Google

glaubens ruft einigen Fanatismus hervor, wie es zum Beispiel in diesem Augenblick den Russen — vielleicht gegen ihren eigenen Wunsch — gelungen ist. Uebrigens ist es für uns Rajas ein Glück, daß die Türken nicht mehr so eifrige Anhänger des Korans sind als sonst, denn es lebt sich seitdem nicht mehr so übel unter ihnen. — Doch, mein lieber junger Freund, wollet Ihr nicht, wenns Euch beliebt, von Eurem Auftrage an mich reden?"

„Mich sendet Achmet Pascha," begann Suvier, etwas verlegen darüber, daß sein Forschen über den wahren Stand des Felsenschmiedes so bald höflich zurückgewiesen wurde. „Er gab mir dieses als Beweis seiner Sendung mit; wenn Ihr es durchlesen haben werdet, so soll ich dann das Uebrige mit Euch mündlich besprechen."

Mutsched nahm das Schreiben Achmet Pascha's aus der Hand des Franzosen, erbrach es und las es aufmerksam und mit Pausen des Nachdenkens durch. — Werfen wir unterdessen einen Blick auf die in der Schmiede versammelte Gesellschaft.

Der lange Zeit still dahockende Türke erhielt zuerst seine bestellte Arbeit aus der Hand der Gesellen, legte schweigend die Zahlung auf den Ambos und ging, seinen Nachtgruß murmelnd, von dannen, ohne die beiden verdächtigen Kerle auch nur eines Blickes zu würdigen; diese saßen zwar ebenfalls anscheinend ruhig — aber bei genauerer Beobachtung war doch ein unverkennbares Zeichenspiel zwischen ihnen zu entdecken. Am auffallendsten wäre es einem Beobachter gewesen, zu bemerken, daß, als der Felsenschmied mit seinem Gaste in das Gemach eintrat, diese beiden sehr aufmerksam mit den Augen folgten, als ob sie dort in Mutsched's Wohnzimmer etwas Wichtiges entdecken wollten. Suvier's Bediente, Ellos, dem es draußen kühl wurde, trat ebenfalls in die Schmiede ein, placirte sich auf den von dem Türken verlassenen Platz und schlief bald ein. Die zwei verdächtigen Männer waren daher ganz ohne Zeugen, als sie nach Erhalt der bestellten Arbeit die Schmiede verließen. Die beiden Gesellen schloßen gleich hinter ihnen die Thür und kaum war dies geschehen, so kamen die Räuber aus dem Felswinkel, in welchem sie sich einstweilen verborgen hatten, wieder hervor und besprachen sich folgender Art mit einander:

„Höre, Nikoso," sagte der Erstere in einer mit Romanisch und Serbisch vermischten Sprache, wie man sie in Albanien zuweilen reden hört, „Du bist mir heut etwas unverständlich gewesen. Meinst Du, daß wir den Fremden auf's Korn nehmen?"

„Nicht doch, Pieruz," antwortete der Andere. „Es handelt sich um etwas viel Einträglicheres .... Glaubst Du, daß der Felsenschmied nichts weiter als die Schmiede und das eine daranstoßende Zimmer hat?"

„Ich verstehe Dich nicht," erwiederte Pieruz.

„So besteige mit mir diesen Felsenabhang und Du wirst es sehen," sagte Nikoso.

Beide bestiegen vorsichtig den Vorsprung, darauf richtete Nikoso den Kopf seines Kameraden nach einer hinter der Schmiede zwischen den beiden Felsen befindlichen Stelle und fragte: „Siehst Du dort etwas?"

„Ich sehe nichts als einige gegen den Felsen fallende Lichtstreifen," antwortete der Andere.

„Nun, das ist genug," fing Nikoso wieder an; „dort steckt das Geheimniß der Felsenschmiede, welches uns sehr viel eintragen soll. — Doch, die Felsen könnten Ohren haben; machen wir uns fort!"

Der alte Mutsched und der Franzose waren unterdessen mit ihrem Gespräche ziemlich zu Ende gekommen. Der Auftrag, welchen der Letztere von Achmet Pascha mitgebracht hatte, schien den Schmied nicht sonderlich zu erfreuen. Mit sorgenschwerem Blick sagte er nach längerem Nachdenken zu Suvier: „Ich bin, wie gesagt, gern bereit, Eurem Pascha und der guten Sache mit meinen Kriegserfahrungen und mit meiner genauen Kenntniß der ganzen Balkan- und diesseitigen Donaugegenden zu dienen, jedoch da hinüber nach dem anderen (linken) Ufer, nach der Walachei, kann ich mich nicht begeben."

„Das ist es aber gerade," warf Suvier ein, „was man im türkischen Hauptquartiere am dringendsten von Euch verlangt. Es handelt sich um nichts mehr und nichts weniger, als die Stellung und Bewegungen des Feindes zu beobachten und über die besten Stellen des Ueberganges zu berichten, indem die bis jetzt von drüben erhaltenen Nachrichten den Kriegsrath nicht befriedigen."

Mutsched runzelte halb verdrüßlich, halb traurig die Stirn und erwiederte: „Ich bin zu alt zum Spion — zum Reisen, wollte ich sagen. Uebrigens kann ich den Pascha's das Alles — wenigstens was das Terrain betrifft — von hier eben so gut angeben. ... Doch, saget ja nicht, daß ich diesen Dienst ablehne; — im äußersten Falle der Nothwendigkeit ist mein ohnehin nur noch kurzes Leben ganz der hohen Pforte gewidmet."

„Ich freue mich sehr, Achmet Pascha diese Antwort bringen zu können," sagte Suvier, „und wünschte nur, Euch begleiten zu dürfen."

„Ihr seid ein junger Abenteurer," erwiederte Mutsched, „der die Gefahren, in welche er sich stürzt, nicht so genau abwägt."

„Es ist wahr," antwortete Suvier, „daß die Sucht nach Abenteuern mich aus dem bequemen Leben hier nach diesem beginnenden Kriegsschauplatz herlockte. — Vielleicht ist es Euch früher einmal ebenso ergangen, Vater Mutsched," fügte er forschend hinzu; „denn Ihr gehört sicher keiner der hier existirenden Nationalitäten an?"

„Davon ein anderesmal," antwortete Mutsched — „Ihr werdet Alles, was Euch zu interessiren scheint, erfahren und zwar in meinem eigenen Interesse, denn — mein lieber junger Freund — Ihr sollt mir einen großen, großen Dienst leisten."

„O, verlanget!" rief der leicht erregbare Franzose, „ich stehe Euch gern in jeder Beziehung zu Diensten."

„So kommet bald einmal wieder," sagte Mutsched,

Digitized by Google

ihm die Hand reichend; „jetzt müßt Ihr fort, man wird Eurer Antwort im Hauptquartier harren."

Es war tiefe Nacht, der Himmel ganz mit dichten Wolkenmaſſen überzogen und nur des Dieners Ellos genauer Kenntniß der Gegend hatte Suvier es zu verdanken, daß die beiden Reiter ſich auf dem Rückwege nach Ruſtſchuk nicht verirrten. — Der Franzoſe war mit Betrachtungen über den räthſelhaften alten Felſenſchmied beſchäftigt, als ihn einige, in geringer Entfernung fallende Gewehrſchüſſe aufſchreckten.

„Was iſt das, Ellos?" rief er ſeinem Diener zu.

„Vielleicht Streifpatrouillen," antwortete Ellos, „die von allen Plätzen aus ſeit einiger Zeit bis zur Donau ſtattfinden und ſich vielleicht von Siſtowa und Ruſtſchuk begegnet haben. Es werden daher nur blinde Signalſchüſſe ſein."

Suvier beruhigte ſich dabei; ſie waren indeß noch nicht lange weiter geritten, als ſich von der rechten Seite herüber ihnen ein dunkler Knäul entgegen bewegte. Suvier wollte dem Pferde die Sporen einlegen, um demſelben auszuweichen; aber in demſelben Augenblick entwickelte ſich die dunkle Maſſe und eine lange Linie Bajonnete verſperrte ihnen den Weg. Suvier gerieth für einen Augenblick außer Faſſung, Ellos jedoch, der wol wußte, daß es nur türkiſches Militär ſein konnte, zündete eiligſt eine aus der Schmiede mitgenommene Fackel an. Es war dies auch das beſte Mittel jeden Verdacht von ſich abzulehnen und dadurch den anrückenden Trupp zu beſchwichtigen. Der Offizier trat mit einigen Mann vor und forderte Beiden die Waffen ab, darauf wurden ſie inmitten der Soldaten nach der nächſten Wachtſtation in ein bulgariſches Dorf geführt. Es waren Redifs (türkiſche Landwehr), welche wegen der zahlreichen Räubereien dort zu Streifungen kommandirt waren. Suvier legitimirte ſich durch ſeine Papiere aus dem Hauptquartiere, mußte jedoch ſammt ſeinem Diener ein längeres Verhör beſtehen; denn es war inzwiſchen die Leiche in dem Gehölze, durch welches die Beiden auf dem Wege zur Felſenſchmiede geritten waren, aufgefunden worden und man hatte in dem Ermordeten einen bojariſchen Gutsbeſitzer entdeckt, welcher ohne Zweifel von Räubern überfallen worden war. — Suvier hätte gern der beiden verdächtigen Männer in der Felſenſchmiede erwähnt, er wollte jedoch dem alten Schmied keine Verlegenheiten bereiten, nahm ſich daher im Stillen vor, ſeinen vorgeſetzten Paſcha, deſſen Attaché er war, um eine kleine Expedition zum Zwecke der Auffindung derſelben zu bitten, nicht ahnend, welchen bedeutenden Dienſt er dadurch unbewußter Weiſe dem Felſenſchmied leiſten würde.

Suvier und Ellos wurden nach aufgenommenem Protokolle von den Redifs entlaſſen. Während Beide ihren Weg nach dem Hauptquartier fortſetzten, wolle uns der Leſer noch einmal zur Felſenſchmiede zurückfolgen, die nun verſchloſſen und in tiefſter Nachtruhe dalag.

Als Mutſched nach Entfernung ſeines Beſuches und nach vorſichtigem Schließen der Schmiede in ſein Wohnzimmer zurückgekehrt war, ſchloß er auch dieſes zu und begab ſich mit einiger Haſt an diejenige Stelle des Zimmers, an welcher — vor ſeinem Lager — eine Art Vorhang an der Wand befeſtigt war. Die ſchmale Leiſte, welche den Vorhang hielt, zurückſchiebend, drückte Mutſched an eine verborgene Feder und trat durch eine ſich öffnende Thür ein. Ein dunkler enger Raum trennte dieſe Thür von einer zweiten, welche der Alte ebenfalls öffnete und nun in ein ſo elegant eingerichtetes, hell erleuchtetes Zimmer trat, daß gewiß jeder, der dort nur die Schmiede und das einfache Wohnzimmer geſehen hatte, auf's höchſte überraſcht geweſen wäre. Was aber für jeden Uneingeweihten das Ueberraſchendſte geweſen wäre, waren zwei blühende junge Mädchen, das eine etwa 16, das andere 18 Jahre alt, deren orientaliſche Schönheit, erhöht durch eine feine europäiſche Tournure, das über des Alten Stand herrſchende Dunkel nur noch vermehren mußte. — Die beiden jungen Damen ſaßen auf einer Ottomane und ſowol ihr, ſogar durch koſtbare Schmuckſachen gehobener Anzug, als die ganze Einrichtung dieſes kleinen eleganten Salons, beſtand in einem ſo ſonderbaren und doch geſchmackvoll gewählten Gemiſch von orientaliſchen und europäiſchen Moden, daß der angenehme Eindruck dieſer Erſcheinung dadurch nur immer räthſelhafter werden mußte.

Die beiden jungen Damen ſprangen beim Eintreten des Alten mit dem Rufe: „So ſpät, lieber Vater!?" von ihrem Sitze auf und warfen ſich in deſſen Arme. Mutſched küßte gerührt ſeine Töchter auf die Stirn, zog ſie dann ſanft wieder zur Ottomane hin und ſagte: „Wol iſt es ſpät geworden heut, meine Kinder, und ich habe noch ernſte Angelegenheiten mit Euch zu beſprechen. — Euren alten Vater drücken ſchwere Sorgen."

„O theile ſie mit Deinen Töchtern, Vater!" ſagte die Jüngſte von ihnen, ein ſchwarzäugiges, im hohen Grade lebhaftes Mädchen.

„Ihr habt ohnehin Euren Theil davon zu erwarten, und auch Du, meine Aglata, ſo jung Du noch biſt, wirſt des Lebens Bitterkeiten bald zu empfinden haben."

„O ich habe Muth genug dazu!" rief Aglata mit Lebhaftigkeit.

„Was iſt es denn aber, was Dich, guter Vater, gerade heut ſo ſehr niederbeugt?" fragte die ältere, zwar eben ſo jugendfriſche, doch nicht ſo übermäßig lebhafte Tochter.

„Du ſollſt es gleich hören, Selma," antwortete Mutſched, „doch ſiehe vorher, ob Eure Pflegerin ſchläft."

Bevor Selma ſich erhoben hatte, war Aglata ſchon im leiſe rauſchenden Fluge an einer dem erſterwähnten Eingang gegenübergelegenen Thür, trat einen Augenblick hinein, verſchloß, wieder heraustretend, dieſelbe und nahm an des Alten Seite Platz.

„Uns drohen von zwei Seiten große Gefahren," hob Mutſched an. „Die eine beſteht darin, daß der eben beginnende Krieg mich aus meinem, für uns ſo glücklichen Dunkel herausreißen und vielleicht mein politiſches Leben wieder erwecken, mich verrathen wird."

„Wir haben uns vorhin ſo etwas Aehnliches gedacht," ſagte Selma. „Als Du, lieber Vater, ſo lange nicht kamſt,

Digitized by Google

ſahen wir durch den verſteckten Schieber, den Du uns für gewiſſe Fälle zu öffnen erlaubt haſt und erblickten einen jungen ſchönen Mann bei Dir."

„Er war von Achmet Paſcha geſchickt, um mir eine Sendung in's feindliche Lager aufzutragen," ſagte Mutſched.

„Eine Reiſe!" rieſen beide Mädchen erſchrocken, „o, lehne ſie ab, Vater!"

„Ihr wißt, wie viel mir daran liegt, den Türken gefällig zu ſein, Ihr wißt, daß ich nach der Strenge des Korans den Tod verdient habe ... Ich werde alſo reiſen müſſen!"

„Welches iſt denn aber die zweite Gefahr?" fragte Aglata.

„Haſt Du ſchon vergeſſen, daß vor einigen Wochen einige vornehme Türken in dem kleinen, hier zwiſchen den Felſen befindlichen Garten Euch geſehen haben? — Glaubſt Du, das habe keine Folgen? — Ich müßte mich ſehr irren, wenn zwei verdächtige Menſchen, deren Beſuches ich mich heute zu erfreuen hatte, nicht in der Abſicht gekommen ſind, ſich die Lokalität genauer anzuſehen, um einen ihnen zu Theil gewordenen entſetzlichen Auftrag auszuführen."

„Was kann man von uns armen Mädchen wollen?" fragte Selma.

„Vielleicht irre ich mich dennoch," ſagte Mutſched, ohne auf der Tochter Frage direkt einzugehen. „Das ſorgliche Alter läßt mich überall Gefahren erblicken, wo ſolche wol kaum vorhanden ſind. — Beunruhigt Euch darüber vor der Hand nicht, indeß müßt Ihr vorſichtig ſein. Gehet ſo ſelten als möglich in Euren kleinen Garten."

„Das einzige Vergnügen, welches wir haben!" ſagte Aglata traurig.

„Geduld!" tröſtete der Alte. „Ich werde trachten, Euch wo anders unterzubringen; in einer großen Stadt werdet Ihr ſicherer ſein als hier."

„Ohne Dich, guter Vater?" fragte Selma, ſich an ihn ſchmiegend.

„Vielleicht überſiedeln wir zuſammen," antwortete Mutſched. „Doch, es iſt ſpät; begebet Euch zur Ruhe!"

Der Alte küßte ſeine Töchter auf die Stirn und zog ſich in das erſte, einfache Zimmer zurück, den Eingang mit der Seitenleiſte wieder vorſichtig verſchließend, ſo daß daſſelbe ganz das Anſehen eines Zimmers ohne jeden weiteren Ausgang hatte.

Gegen die Mitte des Monats Oktober begann es auf der Nordſeite Bulgariens in den türkiſchen Lagern ſich allgemein zu regen. Bedeutende Truppenmaſſen koncentrirten ſich, Adjutanten und Couriere flogen nach allen Richtungen von dem derzeitigen Sitze Omer Paſcha's, nämlich von Schumla aus. Am 13. hatte der Commandant des Corps, deſſen Stab in Ruſtſchuk ſich befand, mit ſeinen Oberofficieren eine längere Berathung gehalten, nach deren Beendigung Achmet Paſcha ſeinen Attaché, den jungen Franzoſen Suvier, zu ſich rufen ließ.

„Ihr habt Euren erſten Auftrag ſo gut ausgeführt, daß ich ſchon einen zweiten für Euch habe," ſagte Achmet bei deſſen Eintritt.

„Ihr wißt, wie gern ich Eure Befehle entgegennehme," antwortete Suvier. „Der Weg nach der Felſenſchmiede gehört zu den intereſſanteſten meines Lebens, ohne daß es mir eigentlich recht klar iſt, weshalb?"

„So macht ihn unter Allah's Schutze noch einmal. Ihr könnt ihn mit dem gewünſchten Streifzug gegen die dort hauſenden Räuber verbinden, nehmet daher eine angemeſſene Bedeckung mit."

Suvier wollte ſeine große Freude über dieſen ihm gewordenen Auftrag ausdrücken, doch der phlegmatiſche Türke winkte ihm mit der Hand und fuhr fort: „Gebet genau Acht, was ich Euch ſagen werde. Die Paar Räuber ſind Nebenſache, es paßt mir nur gerade als Vorwand. Laßt Euch von meinem Dollmetſcher, der Eure Sprache beſſer ſpricht als ich, Alles Nöthige erklären, dann gebe ich Euch Eure kurze, aber genau einzuhaltende Inſtruktion."

Der Dollmetſcher, ein Albaneſe, welcher zugegen war, nahm ſogleich das Wort nnd ſagte zu Suvier: „Fürſt Gortſchakoff, der Anführer unſerer Feinde, die Allah's Rache treffen möge, hat unſeres hohen rechtgläubigen Omer Paſcha's Aufforderung, die Moldau und Walachei zu räumen, zurückgewieſen; zu dem kommt noch, daß ſo eben Nachrichten von jenſeits der Donau hier eingetroffen ſind, daß alle muſelmänniſchen, rechtmäßigen Bewohner jener, unſerem höchſten Padiſcha gehörenden Länder aus der Walachei dieſer Tage ausgewieſen werden ſollen. Mehr kann die hohe Pforte ſich nicht gefallen laſſen. So eben iſt ein Courier nach Widdin abgegangen, um dem dortigen Befehlshaber den Befehl zu überbringen, ſogleich mit einer angemeſſenen Macht die Donau zu überſchreiten und die Ruſſen aus der kleinen Walachei zu verjagen. — So ſtehen die Angelegenheiten; machet vor der Hand Geheimniß zu jedermann daraus."

„Nur dem Felſenſchmied könnet Ihr davon ſagen," ergänzte Achmet Paſcha. „Dieſer muß es wiſſen. Dann gebet ihm dieſes Schreiben und betreibet ſeine Abreiſe. — Gelingt unſer Vorhaben, ſo werdet Ihr Beide reichlich belohnt werden; folget übrigens in Allem dem alten Mutſched und wo er Euer bedarf, da ſeid ihm zur Seite. — Allah geleite Euch!"

Der übrige Theil der Inſtruktion betraf nur Nebenumſtände und der Abenteuer ſuchende Suvier beeilte ſich, ſoviel er konnte, ſeine Mannſchaft zu erhalten, um den Streifzug zu beginnen; ſein Jugendfeuer wurde indeß ſchon dadurch abgekühlt, daß er anſtatt der erhofften Reiterei nur 12 Mann Fußvolk erhielt. Dieſe Redifs bildeten einen eben nicht ſehr kampfluſtig ausſehenden Trupp und ſchienen überdies keine große Luſt zu dem Zuge zu haben, da dergleichen Streifzüge unter den Soldaten nicht ſehr beliebt ſind. Die türkiſche Armee ſchien zwar von größtem Eifer beſeelt zu ſein, gegen die Ruſſen zu marſchiren, alle anderen Befehle aber wurden nur mit Lauigkeit ausgeführt. Der Marſch ging ſehr langſam von Statten und die kleine Expedition hatte noch das Komiſche, daß

Digitized by Google

Suvier's Kommandoworte erſt immer von deſſen Diener Ellos in's Türkiſche überſetzt werden mußten, um verſtanden und befolgt zu werden. — Zu Allem dem kam noch, daß Umwege gemacht werden mußten, um dem Zwecke der Expedition: das Donauufer und wo möglich die jenſeitigen etwaigen Bewegungen des Feindes zu beobachten, nachzukommen. — Suvier fing an in ſeinem Doppelauftrage etwas Widerſinniges zu erblicken, indem er einerſeits an Mutſched den Befehl zur ſchnellen Abreiſe überbringen, anderſeits aber auch mit ſeiner ſchneckenartigen Mannſchaft kreuz und quer herumziehen ſollte. Zwar hatte ihm Achmet Paſcha geſagt, es ſeien die Räuber Nebenſache, aber die Beobachtung der Ufer hatte man ihm nachher als wichtig aufgetragen.

Es war am zweiten Tage des Streifzuges, als Ellos ſeinen Herrn darauf aufmerkſam machte, daß ſich jenſeits der Donau eine verdächtige Bewegung zeige. Der Strom war an dieſer Stelle weniger breit als anderswo, drängte ſich aber um ſo mächtiger zwiſchen ſeinen Ufern durch. Suvier ſtieg mit Ellos ab, ließ beide Pferde tiefer in's Land führen und befahl der Mannſchaft zu lagern, um nicht von drüben bemerkt zu werden. Mit Hilfe ſeines Fernglaſes beobachtete Suvier ziemlich genau ein Piquet Koſaken, welches ſich langſam der Donau näherte und eine Weile an deren Ufer entlang ritt.

Als ſie gegenüber der Stelle gekommen waren, wo die Türken lagerten, ließ Suvier laden, dann ſeinen Trupp plötzlich aufſtehen und hinüber feuern. Obgleich die Breite des Stromes, trotz der ſchmaleren Stelle, immer noch ſo beträchtlich iſt, daß keiner der Koſaken getroffen wurde, ſo machten dieſe drüben doch ſogleich Kehrt und ritten landeinwärts.

Suvier ſchrieb über dieſen an ſich unbedeutenden Vorfall einen kurzen Bericht an Achmet Paſcha, ſandte denſelben durch einen Redif bis zum Officier der nächſten Kantonirung und ſetzte trotz der nun mehr und mehr hereinbrechenden Dunkelheit mit ſeinem Trupp den Weg zur Felſenſchmiede fort. — Es war ein trüber nebliger Abend, die dicke gelbliche Luft ſchien mit Safran gefärbt zu ſein und ein unangenehmer Wind peitſchte naßkalt die Geſichter der Reiſenden. Man hoffte die Felſenſchmiede vor Mitternacht endlich zu erreichen und der gewiſſenhafte Suvier machte ſich über die Länge ſeines Streifzuges ſchon Vorwürfe, indem er aus dem Zweifel nicht herauskam, ob er an Mutſched den bekannten Auftrag nicht ſchneller hätte überbringen ſollen.

Der Trupp hatte eben einen jener lehmigen Hügel erſtiegen, welche in allmäligem Abfall zwiſchen der Donau und den Vorländern des Balkans liegen, als Suvier ſüdlich von dieſer Stelle einen hellen Schein bemerkte, welcher von einem nicht unbedeutenden Feuer herzurühren ſchien. Er rief Ellos und ſagte zu demſelben: „Dort ſcheint es in einem Dorfe zu brennen.“

„In dieſer Richtung liegt meines Wiſſens kein Dorf,“ antwortete Ellos, „wol aber die Felſenſchmiede.“

„Die kann es wol nicht ſein,“ meinte Suvier lächelnd, „denn Felſen brennen bekanntlich nicht und Holzwerk habe ich dort faſt gar nicht bemerkt.“

„Ich kann Euch nur ſoviel verſichern, Herr,“ entgegnete Ellos, „daß dort weit und breit kein anderes Gebäude iſt, als die Felſenſchmiede.“

„Wenn das iſt,“ rief Suvier mit der ihm eigenen Lebhaftigkeit, „ſo laß uns voraneilen und befehle dem Korporal, uns ſo ſchnell als möglich zu folgen.“

Suvier ließ ſeinem Diener kaum ſoviel Zeit, dem nunmehrigen Führer des Trupps den Weg genau zu beſchreiben, darauf ſetzten Beide die Sporen ein und jagten den Hügel hinab durch die Dunkelheit der Stelle zu, wo ſich der Schein gezeigt hatte.

Wir müſſen den Leſer hier zunächſt um einige Tage früher und nach Bosnien verſetzen. Im nordöſtlichen Theile genannten Landes liegt eine von romantiſchen Bergen urchzogene große Herrſchaft, deren Beſitzer wie die meiſten großen Grundbeſitzer Bosniens ein Türke iſt, welcher vor Zeiten im Rufe eines Chriſtenfeindes ſtand, gegenwärtig ſich jedoch ſo wenig als möglich davon merken ließ, weil die Osmanen ihres Reiches Rettung, wenigſtens Hilfe in ihrem Kriege mit Rußland von Chriſten, nemlich von den Engländern und Franzoſen erwarteten. Dieſer alte, einſt ſeiner Grauſamkeiten wegen berüchtige Paſcha, einer der reichſten Türken Bosniens, beſaß den gewählteſten Harem des ganzen Landes und ſcheute keine, wenn auch noch ſo große Geldſumme, um die Anzahl ſeiner Weiber zu vermehren. Seine Günſtlinge machten förmlich Reiſen, um neue Schönen ihm zuzuführen und dieſe waren es, welche auch Mutſched's ſo ſehr verborgene Töchter entdeckt hatten und dem alten Türken ſolche Wunder von deren Schönheit berichteten, daß dieſer bereit war, Alles daran zu ſetzen, um ſie — wie er ſich ausdrückte — zu Perlen ſeines Harems zu machen. Zuerſt verſuchte er es mit einem offenen Antrage, den aber der alte Felſenſchmied entſchieden ablehnte und der Leſer wird ſich erinnern, daß Mutſched zu ſeinen Töchtern in jener Nacht ſeiner dieſerhalb gehegten Beſorgniß erwähnte, ohne aus Zartgefühl für die jungen Mädchen über den ihm gemachten Antrag, der nach dortigem Gebrauch eine Geldſumme in ſich faßte, etwas zu äußern. Eine bald darauf erfolgende Drohung, des Felſenſchmiedes wahren Stand zu entdecken, blieb ebenfalls ohne Erfolg.

An einem Vormittage ging es auf dem Landſitze dieſes Alttürken *) Kalid Paſcha ſehr lebhaft zu. Derſelbe hatte nemlich eine Rekrutirung auf ſeinem ausgedehnten Beſitzthume vornehmen laſſen und ein großer Theil der waffenfähigen Männer waren um ſeinen Wohnſitz herum verſammelt und harrten des Handgeldes, welches ihnen zugeſagt worden war. Mitten unter dieſen überall herumſtehenden nnd auf verſchiedenen Gegenſtänden — wie zum Beiſpiel gefällten Bäumen

*) Alttürken werden bekanntlich diejenigen Osmanen genannt, welche den alten muſelmänniſchen Gebräuchen am eifrigſten anhängen, die wenigſte europäiſche Bildung beſitzen und auch zu dem Kriege gegen Rußland am meiſten beigetragen haben.

Digitized by Google

und dergleichen sitzenden Menschen, welche zum großen Theile zerlumpt und wild aussahen, konnte man auch jene zwei Männer bemerken, welche an dem Abend, als der junge Franzose das erstemal die Felsenschmiede betrat, dort sich aufgehalten und auf denselben einen so unheimlichen Eindruck gemacht hatten.

Im ersten Stockwerke des Schlosses, in einem echt orientalisch ausgestatteten Salon saß auf einer Ottomane ein alter, düster und unfreundlich vor sich hinblickender Türke; es war Kalid Pascha selbst. Ein arabischer Diener war so eben mit dem wiederholten Stopfen des kurzen, an langem schlauchartigen Rohre befindlichen Tabakskopfes fertig und zündete, mit der einen Hand seinem Herrn kniend die große Bernsteinspitze reichend, mit der anderen mittelst eines wolriechenden Fidibusses den Tabak an. Neben der Ottomane stand ein niedriger, schön ausgelegter Tisch mit einer silbernen, halbkugelartigen Kaffeekanne und neben dieser eine ganz kleine Schale, welche nach beendigtem Pfeifeanstecken von dem Araber gefüllt wurde. Das ganze Gemach war mit kostbaren Teppichen belegt; über den drei Ottomanen waren kostbare, mit goldenen Quasten versehene, betthimmelartige Vorhänge angebracht, wovon der, welcher über Kalid Paschas Ottomane sich befand, noch mit glänzenden Edelsteinen besetzt war. An dem einen Ende des kleinen Saales sprang gefärbtes, wolriechendes Wasser aus kleinen Bassins und füllte die Luft mit aromatischen Gerüchen. Ohne seine grollende Miene zu verändern schlürfte der Türke von dem Kaffee und gab nicht die geringste Antwort, als der Araber mit demüthiger Geberde seitwärts knieend ihn fragte, ob er die den Tag habenden Frauen herbeirufen solle. Es wechselten nemlich die zahlreichen Weiber des Türken täglich in der Bemühung, ihren Gebieter zu unterhalten. Der Araber nahm das Schweigen seines Gebieters für eine Bejahung, entfernte sich leise hinter den um die Ottomanen befindlichen Vorhängen und wenige Minuten darauf traten drei jugendliche weibliche Wesen ein, wovon eine besonders schön und kostbar, die anderen zwar elegant, doch minder kostbar gekleidet waren. Die Erste trat mit orientalischer Unterthänigkeitsgeberde zu ihrem Gebieter und nahm dann schweigend auf einer der beiden leeren Ottomanen Platz; die beiden anderen stellten sich hinter diese.

Betrachten wir uns die drei Mohamedanerinen genauer, so erblicken wir eine große, kalt und gefühllos aussehende, aber dennoch schöne Gestalt, von mehr üppigen als schlanken Formen. Sie war eine Tscherkessin, für eine große Summe aus Georgien verschrieben. Die anderen beiden waren nicht so groß, doch ebenfalls üppig gebaut und besonders die eine, mit tief schwarzen Haaren — mehr Liebreiz und Anmuth entwickelnd als die Favorite. Die beiden letzteren waren nicht als Türkinen geboren; sondern, die eine Griechin, die andere dunkelhaarige, eine asiatische Jüdin, hatten den mohamedanischen Glauben angenommen, um das traurigglänzende Loos einer Harembewohnerin Kalid Pascha's zu erreichen. Alle drei hatten bei ihrem Eintritt den langen Schleier zurückgeschlagen, wodurch bei jeder nicht blos das volle, schöne Gesicht, sondern auch ein Theil des ätherisch feinen schneeweißen Busens und selbst der übrigen, nur zart und anschließend bedeckten üppigen Körperformen sichtbar wurde.

Als nach einer längeren Pause der mürrische Gebieter kein Zeichen der Theilnahme oder zum Sprechen von sich gab, reichte auf einen Wink der Tscherkessin eine der anderen beiden Schönen derselben eine kostbar verzierte und mit Edelsteinen ausgelegte Lyra. Die Favorite hatte jedoch kaum mit ihren zarten Fingern dem wolklingenden Instrument einige Töne entlockt, die in dieser beängstigenden Stille fast unheimlich klangen, als der mürrische Alte ein leichtes Zeichen mit der Hand gab, welches allen Dreien gebot, sich zu entfernen. — Mit derselben gleichgiltigen Miene erhob sich die Favorite und alle Drei warfen den langen Schleier um sich und verließen kaum hörbar den Saal. — Nach ihrer Entfernung trat der Araber wieder ein, ließ sich auf einem Knie neben dem alten Türken nieder und sagte: „Was gefällt Dir, rechtgläubiger Herr, zu begehren, da ich doch sonst immer nach dem Frühbade Deine engelgleichen Frauen rufen muß?"

Kalid Pascha murmelte, immer mit derselben düsteren Miene, einige Worte, welche außer seinem Diener wol Niemand verstanden haben würde, denn es trennten sich des Alten Lippen kaum dabei. — Der Araber eilte sogleich hinaus und wenige Minuten später öffnete sich die zwischen den kleinen Bassins, den Ottomanen gegenüber, befindliche Flügelthür, durch welche man in ein vorderes, etwas weniger reich ausgestattetes großes Gemach sehen konnte, und es trat ein junger Türke, etwa gegen dreißig Jahre alt, ein, der auf einen Wink des Pascha auf derjenigen Ottomane Platz nahm, welche bisher leer geblieben war, denn es wäre eine Etiquette-Verletzung gewesen, einen besuchenden Mann sich auf der Frauen Ottomane setzen — eigentlich lagern zu sehen. Auf einen zweiten Wink trug der Araber leise, doch gewandt, einen zweiten niedrigen Tisch, noch einen Kaffee und eine Pfeife dem Gaste zu und entfernte sich sodann.

Der junge Türke wartete ein Zeichen ab, um reden zu dürfen; als dieses erfolgte, sagte er: „Ich bringe Dir, hoher Herr, Nachricht von den paradiesisch schönen Töchtern des Felsenschmiedes. Meinen Kundschaftern gelang es, bis zu ihnen zu dringen und fanden sie bereit, das glänzende Loos, welches Du ihnen bietest, anzunehmen. Der alte Mutsched aber ist dagegen, doch .... gestatte, Herr, daß ich sie ohne des Alten Einwilligung holen lasse!"

Des alten Wüstlings Kalid Pascha's Gesicht heiterte sich bei dieser Nachricht merklich auf und erst in Folge dessen schien er im Stande zu sein, mit seinem Günstlinge zu reden. „Lasse sie kommen," sagte er; „doch nur unter zwei Bedingungen — die Zeit zwingt mich dazu; — erstlich, wenn sie es selbst wollen, Mutsched wird dann müssen, den haben wir längst in der Hand; und zweitens ohne Anwendung solcher Mittel, welche die fremden Gesandten Gewaltthaten nennen könnten. Es ist ein Unglück für alle Rechtgläubige, daß man in dieser Zeit bei allem erst die Fremden um Erlaubniß bitten möchte. Einst werden noch die Rajas unsere Herren werden."

Digitized by Google

„Sobald die Ruſſen nur geſchlagen ſind, wird ſich das Alles ändern," meinte der Günſtling.

„Ich habe noch einen Auftrag für Dich," ſagte Kalid Paſcha. „Du weißt, daß dieſer Tage der Vezir von Bosnien bei mir war. Er verlangt, ich ſolle mit in den Krieg ziehen. Ich ſagte ihm, ich werde Alles für Allah ſchon thun, aber von hier aus. Ich laſſe unten anwerben, nimm Dich des Geſchäftes an. Wir müſſen Truppen haben, um die Serben zu beobachten und, wenn es ſein muß, zu demüthigen."

„Soll ich mich aber der Werbungen annehmen und die ſchönen Töchter Mutſched's auslaſſen?" fragte der Günſtling.

„Nein, nein!" erwiederte der Alte lüſtern. „Ich habe zu wenig Aufheiterung in meinen alten Tagen; in meinem Harem ſtockt es; — beſorg' mir Friſches. — Du haſt ja doch Leute dazu?"

„Zwei tüchtige Burſche," antwortete jener, „die ihren Auftrag zur Zufriedenheit ausführen werden, aber — es wird viel koſten."

„Was verlangen die Schurken?"

„Sie wollen unter zwei tauſend Piaſter das Wagſtück nicht unternehmen. Sie ſagen, Mutſched ſei ein furchtbarer Feind."

„Sei es!" ſagte Kalid. „Doch präge ihnen ein, nur in der Nothwehr irgend jemanden Uebles zuzufügen, jede Verwundung zu vermeiden und für alle Fälle das tiefſte Geheimniß daraus zu machen, wohin die briden Schönen geführt werden. — Sorge auch für bequeme und angenehme Reiſegelegenheit für die beiden guten Kinder."

„Ich werde Alles Eurem Wunſche gemäß ordnen, rechtgläubiger Paſcha," ſagte der Günſtling und fügte dann hinzu: „Die engelgleichen Weſen werden gewiß in froher Vorausſicht und Erwartung der glänzenden Lage ganz glücklich ſein."

Ein Wink der Hand des alten Türken trieb ſeinen Günſtling zur Eile an und dieſer, erfreut, ſeinen Protektor in ſo gute Laune verſetzt zu haben, verließ mit Unterwürfigkeits-Bezeugungen den Salon und ließ die beiden unten harrenden Wichte Nikloſo und Pieruz rufen, um mit ihnen das Weitere abzumachen.

Einige Zeit darauf — es war an demſelben Tage, an welchem Suvier mit ſeinem Trupp den Streifzug zur Felſenſchmiede beendigte — begab ſich Mutſched, den die ganze Zeit hindurch bange Ahnungen geplagt hatten, Nachmittags durch ſeiner Töchter und deren Pflegerin Zimmer in den kleinen Garten, der vermöge ſeiner von Felſen umgebenen, abgeſonderten Lage, ſowie ſeiner Einfachheit wegen dieſen Namen kaum verdiente, denn es befand ſich nur ein einziger, nicht großer Baum daſelbſt, deſſen Schatten das Fenſter des dritten hinter der Schmiede gelegenen Zimmers bedeckte. Das Ganze bildete vielmehr nur einen kleinen Platz, auf welchem Selma und Aglata mühſam einige Blumenbeete angelegt hatten und diente zum Luftſchöpfen der ſo von der Welt abgeſonderten Mädchen. An Ende dieſes Plätzchens bildete die hintere Felſenwand einen ſtumpfen Winkel und zugleich einen kleinen Zwiſchenraum, der leichter als der übrige Theil der Felswand zu erſteigen war und durch welchen Mutſched mit ſeinen Töchtern in ſeltenen Fällen einen kleinen Ausflug in die benachbarte Gegend gemacht hatte. Dieſe Stelle war aber auch für die Entdeckung des Geheimniſſes der Felſenſchmiede die gefährlichſte. Durch ſie hatte der Günſtling Kalid Paſcha's die beiden Mädchen entdeckt und auf demſelben Wege wollte Nikloſo ſein einträgliches Wagſtück ausführen.

Es war kaum dunkel geworden, als vier vermummte Geſtalten ſich der in das Thal ſich hinabſenkenden Felſenzunge näherten, zwiſchen welcher die Schmiede eingebaut war. Es waren Nikloſo, Pieruz und zwei Helfershelfer, welche die beiden Erſteren aus Kalid Paſcha's Rekruten zu dieſem Zwecke gegen ein Stück Geld angeworben hatten. Sie hatten mühſam einen ziemlich ſteilen Abhang erſtiegen, ſtellten auf Nikloſo's Geheiß eine Arte Sänfte in eine Vertiefung und beſprachen noch einmal leiſe den Entführungsplan.

„Steiget Ihr Beide nun vorſichtig da hinauf," ſagte Nikloſo zu den Helfershelfern, „und thuet, wie ich Euch geſagt habe, dann eile ſogleich Einer von Euch zu der Sänfte, der Andere aber komme uns zu Hilfe, für den Fall, daß wir ſolcher bedürfen."

Die Beiden, denen dieſer Auftrag galt, nahmen einige Gegenſtände mit ſich, die man in der Dunkelheit nicht erkennen konnte und begannen den Felſen zu erklimmen. Oben angelangt näherten ſie ſich ſoviel als möglich dem Rande desſelben, von dem aus ſie das an der Schmiede angebaute, die beiden Geheimzimmer enthaltende Häuschen unter ſich erblickten. Es war das Dach deſſelben abſichtlich niedriger gebaut, als die Schmiede mit dem zunächſt daranſtoßenden Wohnzimmer, um ſolches von dieſer Seite für jedes Auge zu verſtecken, während die Felſen es von den anderen drei Seiten dem Blicke verbargen. — Mutſched's an demſelben Nachmittage in dem Garten angeſtellte Unterſuchungen hatten den Zweck, zu erforſchen, ob nicht irgend eine Veränderung zu Verdacht Anlaß gäbe; da er indeß gar nichts Außergewöhnliches auffand, ſo begab er ſich beruhigt in das Haus zurück, erwähnte nichts von ſeiner Beſorgniß zu den Töchtern, um ſie nicht neuerdings zu beunruhigen und ſah dann, wie gewöhnlich um dieſe Zeit, in der Schmiede nach den Arbeiten ſeiner Geſellen.

Die Räuber hatten zur Ausführung ihres Vorhabens abſichtlich dieſe Abendzeit gewählt, in welcher das Geräuſch der Schmiedehämmer den erſten Theil deſſelben übertönen dürfte und ſie hofften ſo ſchnell ſich mit ihrer Beute entfernen zu können, daß die Hilfe der Geſellen dann zu ſpät kommen mußte. Die beiden ſauberen Gehilfen waren, wie erwähnt, bereits an die bezeichnete Stelle gekommen und harrten lautlos eines verabredeten Zeichens, um zu erfahren, ob Nikloſo und Pieruz ſchon an ihren Plätzen angekommen ſeien. Nach längerem Harren zog ſich ein gedehnter, klagender Ton von der unteren Felspartie herauf, ähnlich dem Geſchrei eines dort hauſenden Nachtvogels. Die beiden auf dem Felſen hockenden Böſewichter machten eilig ein Licht an und daſſelbe in einer

Digitized by Google

Vertiefung gegen den Wind schützend, steckten sie die mitgebrachten Pechkränze daran und warfen sie auf das niedrige Holzdach, jedoch so nahe als möglich dem höheren, mit Ziegeln gedeckten Hause, um die an die Schmiede grenzende Stelle des kleinen Gebäudes zuerst in Brand zu stecken. Gleich darauf wurden auf dieselbe Weise zwei andere Pechkränze hinabgeworfen und als in wenigen Minuten das Feuer auflohderte, verließen die Beiden diesen Ort und eilten hinab.

Der furchtbare Plan der Räuber, die Mädchen durch das Feuer in den Garten zu jagen, indem gerade der an das Wohnzimmer des alten Mutsched grenzende Theil ihrer Behausung zuerst brannte, gelang vollkommen. Zwar machten die beiden, durch Rauch und Feuerprasseln aufgeschreckten Mädchen in dem ersten Augenblick einen Versuch, in des Vaters Wohnzimmer zu gelangen; aber da dieser in der Schmiede sich bei den hämmernden Gesellen befand, wo er anfangs nichts vom Hilferufe seiner Töchter hörte, und die beiden zwischen den bekannten Zimmern sich befindenden Thüren so vorsichtig verschlossen waren, daß die Mädchen in ihrer Angst sich eine Weile vergeblich damit bemühten, so folgten sie dem Rath ihrer alten Pflegerin, durch ihr noch nicht brennendes Zimmer nach dem Garten zu eilen. Alle Drei eilten daher durch das hinterste Zimmer in den Garten hinaus. — Dorthin waren Nikloso und Pieruz schon eingedrungen und während Letzterer der zuerst herausstürzenden Frauengestalt eine Schlinge umwarf, um sie fortzuschleppen, bemerkte er bei dem Licht der in Folge des starken Windes schnell sich verbreitenden Flamme zu seinem großen Erstaunen, daß er im Begriff sei, ein altes Weib zu entführen. Mit einem Scheltwort machte Nikloso ihn ebenfalls auf den Irrthum aufmerksam und zeigte auf die zuletzt aus dem Hause eilende Selma, während er selbst Aglatens sich bemächtigte. Da die Räuber nur zwei Bänder zum schonenden Umlegen der Arme ihrer Opfer mitgebracht hatten, so nahm Pieruz der Alten die Schlinge schnell ab, wurde aber mit furchtbarem Gekreisch von dieser gepackt. In diesem Augenblick langte der dritte Schurke von dem oberen Felsen an, entriß Pieruz schnell die Schlinge und warf sie um Selma, gleichzeitig aber ließ die alte Pflegerin Pieruz los und stürzte sich mit solcher Wuth auf den eben mit Aglata beschäftigten Nikloso, daß dieser einen gellenden Schmerzensschrei ausstieß, denn die Alte hatte in furchtbarer Wuth sein Gesicht mit ihren Nägeln zerfleischt. Vielleicht hätte Nikloso seine Beute vor Schmerz fahren lassen, wenn nicht Pieruz in demselben Augenblick mit seinem krummen Säbel den Schädel der alten treuen Pflegerin gespalten hätte, so daß sie lautlos niederstürzte.

Während dies vorging, hatten fliegende Funken bereits Mutsched den Brand bemerken gemacht. Ohne auch nur einen Augenblick darüber außer Fassung zu kommen, eilte er mit den beiden Gesellen durch sein Wohnzimmer in die, nun verrathenen Gemächer seiner Töchter, die zwar an sich noch keineswegs von den Flammen gänzlich ergriffen waren, wo jedoch herabfallende Brandstücke den Eintritt gefährlich machten. Die beiden Gesellen wurden mit Wasser auf den über dem Wohnzimmer befindlichen Boden geschickt, um von dort aus zu löschen; Mutsched selbst, der immer noch ein nur durch Zufall oder Unvorsichtigkeit ausgekommenes Feuer vermuthete, vor welchem sich die Töchter in den Garten gerettet, überblickte bald darauf die ganze Schwere des ihm zugestoßenen Unglückes, als er, im Garten angelangt, Niemanden erblickte, als die in einer Blutlache schwimmende, entseelte Pflegerin seiner Töchter. Verzweiflungsvoll stürzte er zurück, den Gesellen zurufend, Alles brennen zu lassen und ihm in der Verfolgung der geraubten Mädchen beizustehen. Eben waren die drei in der Schmiede beschäftigt, sich in Eile zu bewaffnen, als draußen Pferdegetrappel sich vernehmen ließ. — Es war Suvier mit seinem Diener Ellos.

„Woher kommt Ihr?" rief der alte Felsenschmied dem von Pferde springenden Franzosen entgegen.

„Vom Donauufer," antwortete dieser; „doch, was brennt dort hinter Eurer Schmiede?"

„So könnet Ihr sie nicht angetroffen haben," rief Mutsched hastig, ohne die zweite Frage Suvier's zu beantworten. „Dennoch seid Ihr mir in dieser fürchterlichen Stunde von Gott gesandt. — Mein einziges Gut ist mir geraubt worden; — die nichtswürdigen Räuber haben mir meine Töchter entführt!"

„Wie," rief Suvier, „Ihr habt Töchter!? — Doch, was frage ich erst in solchem Augenblicke? — Ellos, vorwärts! — Alter Mann, saget schnell, welchen Weg die Räuber genommen haben können?" Mit diesen Worten schwang sich Suvier wieder auf sein Roß.

„Halt!" rief Mutsched dem ebenfalls wieder aufsteigenden Ellos zu: „Ueberlaßt mir Euer Roß und Euer Schußgewehr, ich umreite mit Eurem Herrn diesen Felsen und wir müssen die Schurken antreffen, denn dadurch gewinnen wir einen Vorsprung."

Mit Jugendkraft schwang der Greis sich auf Ellos Roß und jagte in die Dunkelheit hinein, in welcher Suvier Mühe hatte ihm zu folgen. — Nach Verlauf einer kleinen halben Stunde hielt Mutsched an derselben Stelle, an welcher die Räuber den vor dem Felsen liegenden steilen Hügel bestiegen hatten und sagte zu Suvier: „Hier können die Bösewichter noch nicht vorüber sein, es ist auch der einzige Ausgang aus dieser Felsengruppe, indem den Nordausgang meine Schmiede deckt und im Osten und Süden die Felsen unübersteiglich sind."

Nachdem Mutsched und Suvier die Pferde seitwärts befestigt hatten, stiegen sie aufwärts und stellten sich an einer dunklen Stelle auf, um die Räuber hier zu erwarten. Der alte Felsenschmied erzählte nun seine Entdeckung des Brandes und die Vermuthungen, welche er daran knüpfte. Als diese kurze Mittheilung geschehen war, ließ es weder Suvier's noch Mutsched's Ungeduld zu, länger dort zu harren, sondern Beide machten sich auf, um den Räubern entgegen zu gehen. Sie stießen auch gerade auf der Stelle auf sie, wo die Sänfte verborgen war, in welche die beiden Mädchen eben gebracht werden sollten. — Suvier, im Begriff, sich auf die vier Kerle zu werfen, wurde von dem in allen schweren Augen-

Digitized by Google

blicken überlegenden Mutſched zurückgehalten, welcher ihm leiſe in's Ohr raunte: „Laſſen wir die Mädchen erſt bis zur Sänfte bringen, dann ſchießen wir zwei von dem Geſindel nieder, jetzt iſt dies zu gefährlich wegen der Kinder ſelbſt.“

Suvier ſah ſehr wol ein, daß Mutſched Recht hatte. Unterdeſſen hatten ſich die vier Räuber bei der Sänfte zuſammengefunden, zogen ſelbe bei dem Lichte zweier brennenden Fackeln aus dem Verſteck hervor und Nikoſo nahm Aglaten zuerſt das um Arme und Leib geſchlungene Band ab. In dem Augenblick jedoch, als der Räuber die Thür der Sänfte öffnen wollte, um ſeine Beute hinein zu ſchieben, ſprang Aglata auf Nikoſo zu, entriß ihm mit Blitzesſchnelle ſein Gewehr, ſprang eben ſo ſchnell einige Schritte zurück und ſchoß den Räuber durch den Rücken in die Bruſt, ſo daß dieſer laut ſtöhnend niederfiel. In demſelben Moment waren die beiden Helfershelfer im Begriff ſich auf Aglata zu ſtürzen, fielen aber von Mutſched's und Suvier's Kugeln getroffen zuſammen. Als ſie hierauf aus ihrem Verſtecke hervor und auf Pieruz zuſtürzten, flüchtete dieſer ſich in dieſelbe Felſennische, in welcher vorher die Sänfte verborgen geweſen und drohte jeden niederzuſchießen, der ſich ihm nahe. Aglata eilte in die Arme ihres Vaters und beide befreiten gleich darauf Selma von ihren Banden.

„Mit dieſem Halunken dort iſt es eine ſchwere Aufgabe,“ ſagte Mutſched darauf zu Suvier. „Wir müſſen ihn wo möglichſt lebendig haben, damit er gegen den, der die Räuber gedungen, ausſage und ſtehen hier gewiſſermaßen in Gefahr, von ihm erſchoſſen zu werden.“

Pieruz war jedoch ſo vorſichtig, ſeinen Schuß im Gewehr zu behalten und rührte ſich nicht aus ſeinem Verſtecke. Darüber vergingen einige Sekunden des Nachdenkens, während welchen Suvier ſich an dem überraſchenden Anblicke der ſchönen Mädchen ergötzte, deren jedes eine der den Räubern entfallenen Fackeln in der Hand hielt. Da mochte dem Franzoſen wol der Gedanke durch den Kopf fahren, wie abſcheulich dieſer ſchändliche Raub war und mit einer an Beſinnungsloſigkeit grenzenden Wuth ſtürzte er ſich mit ſeinem Degen auf Pieruz. Dieſer feuerte ſogleich auf Suvier und traf ihn an der Schulter, dagegen rannte der Franzoſe ihm den Degen in den Arm; zugleich packte Mutſched den Räuber, band ihm mit Suvier's Hilfe die Hände auf den Rücken und zwar mit denſelben Bändern, welche die Räuber mitgebracht hatten, um ihren Raub für die erſte Strecke der Reiſe zu feſſeln. Hierauf begaben ſich alle, den gebundenen Räuber in der Mitte, zu den Pferden, unbekümmert um die daliegenden anderen drei Räuber, welche abwechſelnd Stöhnen und Röcheln vernehmen ließen. Nachdem die beiden, am ganzen Körper zitternden Mädchen auf die Pferde gehoben worden waren, ging der Zug der Felſenſchmiede zu, von wo aus ihnen bald einige Redifs mit Ellos entgegen kamen.

Das Feuer war unterdeſſen mit Hilfe der angekommenen Soldaten gelöſcht worden und Suvier nahm ſogleich ein Verhör mit Pieruz vor, der von den Schmerzen ſeiner Armwunde übermannt, Alles geſtand, zumal Mutſched ſelbſt ſchon den größten Theil der ganzen Begebenheit errathen hatte. — Suvier's Streifwunde an der Schulter war ſehr unbedeutend und wurde durch Mutſched ſo ſchnell als möglich heilkräftig verbunden. Die beiden gänzlich ermatteten Mädchen begaben ſich zur Ruhe. Mutſched und Suvier aber hatten es ſich in der Schmiede ſelbſt ſo wohnlich als es eben ging, eingerichtet und warteten an den nächſten Tagen die Antwort auf Suvier's Rapport über dieſe Frevelthat aus dem Hauptquartiere ab. Die Soldaten waren in das nächſte Dorf dirigirt worden, um dort ebenfalls auszuruhen.

Am Abend des folgenden Tages ſah es in der Felſenſchmiede recht traurig aus. Die von Natur etwas zu feurige Aglata, ſeit den letzten Tagen ohnehin ſchon unwol, — lag an einem heftigen Fieber darnieder. Selma ſaß an deren Bett und der alte gebeugte Mutſched ging ab und zu von dem Lager ſeiner kranken Tochter in die Schmiede zu ſeinem Freunde Suvier, dem es in Folge der Nachtanſtrengungen und ſeiner Wunde ebenfalls nicht wol ging. Das Schmiedefeuer war erloſchen und die Hämmer der betrübten Geſellen ruhten.

Es war in einer Zwiſchenzeit der Erſchöpfung der kranken Aglata, als Mutſched etwas länger bei ſeinem Freunde Suvier verweilte. Dieſem war das Räthſelhafte der Felſenſchmiede durch die letzten Begebenheiten, namentlich durch den Anblick der ſchönen Töchter ſeines Wirthes, nur um ſo verworrener geworden und ſeine Begierde, Etwas darüber zu erfahren, machte ſich bald durch dahin zielende Fragen im Laufe des Geſpräches Luft. Der Alte ging diesmal auf das ungeduldige Forſchen des jungen Franzoſen ein und machte ihn durch einen gedrängten Umriß mit den Begebenheiten ſeines Lebens bekannt.

„Ihr könnet aus meinem vielbewegten Lebenslauf ſo Manches entnehmen, wenn Ihr wollet,“ begann der alte Mann ſeine Geſchichte, „denn auch in mir ſtürmte der Drang nach Thaten, nach Abenteuern, wie ich in Euren Jahren war. In meinem Vaterlande gab es zu der Zeit keine Gelegenheit dazu, daher mich dieſer Drang in die weite Fremde trieb. Ihr drücktet geſtern Nachts Eure Verwunderung darüber aus, daß ich mit meinen Kindern deutſch ſprach; nun, ſo wiſſet denn, ich bin ein geborner Deutſcher und obgleich meine Mädchen als Mohamedanerinen geboren wurden, ſo unterrichtete ich ſie doch ſpäter in meiner Mutterſprache.“

„Es war in der Zeit der griechiſchen Freiheitskämpfe,“ fuhr Mutſched fort,“ als ich — urſprünglich däniſcher Unterthan, da meine Eltern in den zu Dänemark gehörenden deutſchen Provinzen ihr Beſitzthum hatten — mich entſchloß, jene Freiheitskämpfe der Abkömmlinge der alten Hellenen und Achäer, für welche ein großer Theil der Jugend Deutſchlands damals glühte, mitzumachen. Ihr erblicket alſo in mir einen jener Philhellenen, von welchen die Welt längere Zeit hindurch ſich unterhielt und ich war es mit einer Aufopferung, die mir eine Menge Tapferkeits-Auszeichnungen und einen ziemlich hohen Rang erwarb. Nach beendigtem Kampf aber lernte ich

Digitized by Google

die Undankbarkeit der Neugriechen kennen — vielleicht das Einzige, was sie von ihren Vorfahren erbten, während fast alle besseren Eigenschaften sich verloren zu haben scheinen. — Ich will Euch mit einer langen Schilderung der Kränkungen verschonen, die ich unter jenem Volke erfuhr, kurz ich entschloß mich in der Zeit, als der vorige Krieg der Pforte mit Rußland anfangen sollte, zu den Türken überzugehen."

„Eine glänzende Carriere öffnete sich da meinen weitaussehenden Blicken. Meine Ruhmsucht fand ihre volle Nahrung und mit der Tochter des damals einflußreichen Ali Pascha vermält, schwang ich mich selbst bis zum Pascha empor und — im Jahre 1828 schnell von Stufe zu Stufe steigend — wollte man mich bald darauf zum Großvezir erheben, als die Friedensunterhandlungen mit Rußland begannen, die Tapferkeit daher wieder anfing weniger Werth zu haben und ein Stillstand in meiner Laufbahn eintrat, der mir Gelegenheit darbot, von einer tiefen Reue über einen früher gethanenen Schritt ergriffen zu werden. — Ich war nemlich, wie aus dem Allen schon hervorgeht, zum Glauben des Propheten übergetreten; dies begann ich zu bereuen, anfangs im Stillen, endlich im Mitwissen meines geliebten Weibes. — Es vergingen zwar darüber noch Jahre; ich war begütert und lebte in hohem Ansehen; aber ich hatte während dieser Zeit meine Gemalin in der christlichen Religion unterrichtet und diese — was bei wenigen Türkinen der Fall — ein eben so zart empfindsames als leicht empfängliches Wesen, wurde im Geheimen so intensiv Christin, daß sie selbst in mich drang, mit ihr zu diesem heiligen Glauben zurückzukehren. Ich hatte zu thun, sie nur bei Lebzeiten ihres im hohen Grade alttürkisch gesinnten Vaters davon abzuhalten, leider aber raubte der Tod sie mir bald nach dessen Heimgang im Jahre 1838, nachdem sie auf ihren dringenden Wunsch kurz vorher im Geheimen zur christlichen Religion übergetreten war. Die beiden damals noch sehr jungen Töchter, welche sie mir hinterließ, waren noch Mohamedanerinen, jedoch mußte ich ihr auf dem Sterbebette versprechen, sie, sobald die Umstände es möglich machten, in der christlichen Religion zu erziehen. Seitdem verfolgte ich mit eiserner Beharrlichkeit diesen Plan. Anfangs in der Absicht, aus der Türkei zu entfliehen, gab ich diesen Gedanken — theils aus Liebe zu dem Lande, wo ich so hoch gestiegen war, theils auch deshalb, weil meine einflußreichen Freunde die üblen Folgen dieses Schrittes von mir fern zu halten versprachen — wieder auf, legte nach und nach alle meine Ehrenstellen nieder, sah mich aber genöthigt, auch meine Besitzthümer zu opfern, um diesen, mich ganz beherrschenden Zweck ungestraft erreichen zu können; denn nach dem Koran steht auf diesem Uebertritt die Todesstrafe."

„Ich glaube nun Euch nichts mehr hinzufügen zu müssen," endete Mutsched seine Lebensgeschichte. „Ich und meine Töchter sind Christen; doch ich habe durch alle Opfer die Sicherheit einer offenen Existenz nicht erreichen können. Die vom Propheten festgesetzte Strafe schwebt noch immer über meinem Haupte und, obwol ich keinen Grund habe zu glauben, daß man je so hart gegen mich verfahren wird, so habe ich doch für besser gehalten, meine Töchter soviel als möglich zu verbergen, denn diese, als minorain, würde man mir sicher entreißen können. Aus diesem Grunde muß ich mich zu Allem bereit finden lassen, was die türkischen Machthaber von mir verlangen. — Ich kann sagen, daß ich hier in dieser Felsenschmiede eine zufriedene, fast glückliche Zeit verlebt habe; — nun aber ist es aus! Ich muß fort von hier und Ihr, junger Freund, werdet mir gewiß dazu behilflich sein."

„O gewiß! mit Leib und Seele!" rief der junge Franzose, auf dessen Gemüth das Schicksal des Alten einen tiefen Eindruck machte. „Wäre nur Eure jüngste Tochter erst gesund, — im Hauptquartier, glaube ich, wird man von der gefährlichen Sendung, die Ihr übernehmen sollet, abstehen, sobald man meinen Rapport über den Euch widerfahrenen Ueberfall erhält."

„Wir werden das bald erfahren," erwiederte Mutsched mit einer Miene und in einem Tone, der bedeutenden Zweifel verrieth. Darauf begab sich der betrübte alte Mann zu dem Krankenlager seiner wieder unruhiger werdenden Tochter zurück.

Die Hoffnung Suvier's, daß man in Rustschuk und Schumla in Folge der letzten Ereignisse in der Felsenschmiede von der Sendung Mutsched's abstehen werde, erfüllte sich nicht. Es blieb zwar die Antwort so lange aus, daß der Franzose glaubte, es seien bereits andere Dispositionen getroffen worden, als aber die Antwort endlich anlangte, lautete sie um so kathegorischer. — „Mutsched," so hieß es ganz lakonisch in dem Schreiben Achmet Pascha's, „habe sich sogleich nach Widdin zu begeben, wo er weitere Befehle finden werde, Suvier habe ihn als Attaché zu begleiten." — Außerdem lag zwar ein freundlicheres Schreiben bei, welches jedoch nicht offiziell war und in welchem sowol Mutsched als auch Suvier eine große Belohnung nach glücklicher Beendigung ihrer Sendung verheißen wurde. Zur Versüßung des strengen Befehles war außerdem gesagt, daß man — nachdem der Felsenschmied sein Wort gegeben habe, die Sendung zu übernehmen — nun nicht mehr davon abgehen könne, und zwar um so weniger, da Mutsched der einzige Mann, der sie auszuführen im Stande sei.

Der alte Mann lächelte bitter über dieses Kompliment und seufzte dann resignirt: „Wenn nur meine arme Aglata sich erst einigermaßen besser befände, aber — es sieht leider recht traurig mit ihr aus."

Etwa drei Stunden später kam noch ein Eilbote mit Wiederholung desselben Befehles der schnellsten Abreise, da eine neuerdings aus der Walachei eingetroffene Nachricht dies noch viel dringender nothwendig mache.

Dieser Bote fand Mutsched am Todtenbette seiner eben verschiedenen jüngsten Tochter Aglata.

Der tief empfindende Suvier war außer sich. Er weinte in verzweiflungsvoller Betrübniß über das dem alten Manne zugestoßene neue Unglück und fluchte über die Rücksichtslosigkeit der Türken im heftigsten Tone, jedoch glücklicherweise französisch, was zwar von Mutsched und Selma,

Digitized by Google

nicht aber von dem als Courier aus Ruſtſchuk noch anweſenden türkiſchen Offizier verſtanden wurde. — Der alte Mutſched dagegen erhob ſich mit einer faſt an Erhabenheit grenzenden Beſonnenheit und Würde von ſeinem Sitze neben der Leiche ſeiner Tochter und ſagte zu dem Courier: „Wartet einige Augenblicke und berichtet, was Ihr hier hören und ſehen werdet, Eurem Paſcha!“

Hierauf beugte ſich der alte Mann noch einmal über die Leiche, küßte ſeiner geliebten Tochter die kalte Stirn, wandte ſich darauf zu der zerknirſchten Selma und ſagte in ſanftem, doch entſchiedenem Tone zu ihr: „Höre auf zu weinen; — lege Deine beſten Sachen zuſammen und mache Dich reiſefertig!“ — Danach rief er die beiden Geſellen, zwei brave Serben, herein und trug ihnen die Fürſorge für die Beerdigung der Tochter und was ſonſt damit zuſammenhängt, ſowie die Bewahrung der Felſenſchmiede während ſeiner Abweſenheit auf. Er ſelbſt war der erſte, der reiſefertig daſtand und bald darauf ritten die fünf Perſonen Mutſched, Selma, Suvier, der türkiſche Offizier und Suvier's Diener Ellos mit tiefem Ernſt und Schweigen von der Felſenſchmiede, um den nach der Feſtung Widdin führenden Weg zu gewinnen.

„Es hängt nun von Euch ab,“ ſagte Mutſched zu dem Courier, „uns ſoweit zu begleiten, als Euch beliebt, um Euch zu überzeugen, daß wir ungeſäumt der Erfüllung des mir gewordenen Auftrages entgegen eilen, oder ſchon jetzt umzukehren und nach Ruſtſchuk zurückzureiſen.“

„Mein Auftrag iſt zu Ende,“ antwortete der Türke. „Ich eile meinem Paſcha das, was ich geſehen, als Eure Antwort zu überbringen. Allah möge Euch ein glückliches Wiederkehren geſtatten; Ihr dienet unſerer heiligen Sache mit großem Eifer!“ — Darauf wendete er ſein Pferd und eilte in entgegengeſetzter Richtung davon.

In Nikopolis angelangt, mußten die Reiſenden ſich einen kurzen Aufenthalt gönnen, weil Mutſched ſeine Tochter hier bei einem der wenigen alten Freunde, die ihm noch geblieben waren, zurücklaſſen wollte. Dieſe einſt ſo blühende Handelsſtadt wurde im Jahre 1811 von den Ruſſen gänzlich zerſtört und hat ſich ſeitdem nur ſo langſam erholt, daß ſie noch gegenwärtig kaum halb ſoviel Einwohner zählt, als vor jener Zeit. Die Stadt erſchien namentlich deshalb zum Aufenthaltsorte für Selma geeignet, weil bis dahin der Feind ſchwerlich gelangen dürfte, indem die Ruſſen in den letzten Kriegen immer mehr unterhalb der Donau ihren Uebergangsort wählten. Als es zur Trennung kam, ereignete ſich noch eine Scene, die der Leſer wol für früher oder ſpäter ſchon vorausgeſehen hat; denn was war natürlicher, als daß der junge feurige Suvier für die eben ſo ſchöne, als ſo frühzeitig vom Schickſal verfolgte Selma in Liebe entbrannte, und wer wird es unnatürlich finden, daß dieſe — die den Franzoſen ſchon beim erſten Anblicke „einen ſchönen Mann“ genannt hatte, ihrem nunmehrigen Retter und Freund im hohen Grade zugethan war? — Von einer langen, allmälig ſich entwickelnden Liebesgeſchichte kann hier keine Rede ſein; die ſich zutragenden Begebenheiten beſiegten den Moment und die Helden unſerer Erzählung, — der Abſchiedsmoment war daher auch derjenige der Erklärung Suvier's und der alte Mann legte mit einer Miene die Hände der jungen Leute in einander, welche für einen Augenblick anſtatt der ſtarren, alles Leid beſiegenden Entſchloſſenheit, den Ausdruck wehmüthiger, doch wolthuender Freude annahm.

Des Vaters Segen erbaut der Kinder Glück! — aber, was hier noch zwiſchen dem Segnen dieſes Bundes durch Mutſched und dem Einzug in den Hafen ehelichen Glückes lag, das war in dieſem Augenblick für die Betheiligten noch dunkel. — Möge der Leſer es verſuchen, ſich die traurigen und freudigen Empfindungen der Verlobten und ihres alten Vaters vorzuſtellen, — wir würden ſie mit der Feder ohnehin kaum treu geben können und daher den Faden unſerer Erzählung zwecklos dehnen. — Bevor wir jedoch die, neuen Gefahren entgegen gehenden beiden Männer weiter begleiten, wollen wir noch einen Blick nach Bosnien werfen.

Kalid Paſcha harrte mit Lüſternheit der Ankunft der entführten Mädchen und je länger er vergebens darauf wartete, um ſo unleidlicher wurde er für ſeine Umgebung. — Eines Morgens hatte er eben wieder das Bad verlaſſen, als der Araber ihm meldete, daß ſein Günſtling in der Nacht zuvor von den Polizei-Agenten des Vezirs abgeholt und noch nicht zurückgekehrt ſei. Des alten Türken Erſtaunen darüber ſollte bald noch bedeutend größer werden, denn es war noch nicht eine Stunde vergangen, als er im Schloßhofe ein ungewöhnliches Geräuſch vernahm. Langſam mit der Pfeife im Munde ſich gemächlichen Schrittes einem der großen Flügelfenſter nähernd, ſah er ſeinen Wohnſitz von Militär umzingelt. Kaum hatte er einige Minuten dieſe ſonderbare Erſcheinung angeſtaunt, als der Araber eintrat und ihm die Ankunft des Vezirs von Bosnien mit ängſtlicher Miene meldete.

„Er ſoll gleich heraufkommen und mir Rechenſchaft wegen dieſes beleidigenden Verfahrens geben!“ rief der hochmüthige Türke erzürnt.

Es währte nicht lange, ſo trat der Vezir mit zwei türkiſchen Beamten ein, jedoch keineswegs, wie Kalid Paſcha erwartete, — um ihm Erklärungen zu machen, ſondern ſolche zu verlangen. „Ich komme in einer für Euch ſehr traurigen Angelegenheit,“ ſagte der Vezir, nicht etwa mit der Miene des Bedauerns, ſondern im Tone des Vorwurfes. „Die gleichlautenden Ausſagen eines Räubers und Eures Hausgenoſſen klagen Euch des Mitwiſſens und ſogar der Veranlaſſung zu Brandſtiftung und Mädchenraub an, wobei außerdem noch Mordthaten vorfielen.“

Dem erbleichenden Kalid Paſcha entfiel die Pfeife, doch, gleich darauf ſich faſſend, wollte er den früheren hochmüthigen Ton wieder annehmen; aber der Vezir benahm ihm jede Täuſchung über ſeine Lage, indem er ihm kalt und froſtig erklärte, daß er, inſofern er ſich nicht gänzlich rechtfertigen konnte, als Verbrecher daſtehe. Es wurde darauf ein Protokoll mit dem alten Sünder aufgenommen, wobei derſelbe, der Ungewohnheit dieſer kritiſchen Lage wegen, alle Faſſung ver-

Digitized by Google

lor und — um nicht mit dem Räuber konfrontirt zu werden — Alles zugab, sogar mehr als er eigentlich verschuldet hatte, denn es war bekanntlich nicht sein Wille gewesen, Gewaltthaten zu verüben, wenn auch nur die Vorsicht ihm dazu gerathen hatte.

Nach beendigtem Verhöre sagte der Vezir zu Kalid: „Ihr habet alle ehrenhafte Rechtgläubige durch diese Schändlichkeit in eine höchst nachtheilige Lage versetzt, denn es war nicht zu vermeiden, daß die Kunde davon zu den Ohren der vielen zu unserer Hilfe im Hauptquartier befindlichen Fremden gelangte und es ist leicht zu befürchten, daß auch die Gesandten in Konstantinopel den einem Christen zugefügten Gräuel erfahren."

„Mutsched ist ein Abtrünniger vom Glauben des Propheten," sagte Kalid.

„Das ganze Ereigniß hat die größte Erbitterung gegen Euch hervorgerufen," fuhr der Vezir fort, ohne des Angeklagten Einwand zu beachten. „Ueberliefert mir daher sogleich alle Eure Schlüssel, denn ich muß mit Strenge gegen Euch verfahren." Als Kalid Pascha noch Einwendungen machen wollte, fügte er hinzu: „Nur insofern Ihr Euch willig und ohne die geringste Widerrede meinen Anordnungen fügt, kann ich Euch hier als Hausgefangenen bis zur Beendigung des Prozesses lassen, andernfalls muß ich Euch in's Landesgefängniß sogleich abführen."

Der alte Türke verlor vor Wuth und Scham fast die Sprache. Der Vezir ließ alle wichtigen Papiere und Effekten versiegeln, alle Gemächer bis auf eins, in welchem der Gefangene sich befand, verschließen, stellte den Harem unter besondere Bewachung und erklärte alles Besitzthum Kalid's unter gerichtlicher Administration. Darauf befahl er dem zitternden Gefangenen den vor dem einen Flügelfenster befindlichen Balkon zu betreten. Hier mußte er Zeuge eines wenig einladenden Schauspieles sein. Der bereits verurtheilte Räuber Pieruz wurde durch Halsabschneiden vor den Augen Kalid's hingerichtet; dessen drei, bei der Entführung schwer verwundete Kameraden waren sämmtlich nicht mehr am Leben gefunden worden. Danach wurde eine starke Bewachung für Kalid zurückgelassen, dessen Günstling, der eigentliche Leiter dieses gräßlichen Unternehmens, wurde in Banden mit fortgeführt.

Ohne die Beendigung dieses Kriminal-Prozesses hier beifügen zu können, ist doch soviel gewiß, daß Kalid mindestens sein großes Vermögen und alle seine Ehrenstellen dabei eingebüßt hat, denn da es in dieser Zeit in der Türkei am meisten an Geld fehlte, so kam die Gelegenheit zur Confiskation der reichen Besitzungen, so zu sagen, gelegen und die Aussagen des früheren Günstlings des alten Paschas waren ganz geeignet, dessen Sache nur schwieriger zu machen, denn dieser hatte nichts anderes im Auge, als sich selbst zu retten. — Die Dünkelhaftigkeit, Selbstsucht und Leidenschaftlichkeit des alten Kalid aber konnten nicht besser bestraft werden, als durch Entziehung aller Mittel zur Befriedigung und der persönlichen Freiheit; denn die dann sich einstellende marternde Reue läßt alle im Leben gehabten Genüsse dann nicht anders wie als ekelerregende Giftkost erscheinen.

Am 27. Oktober entwickelten sich große Heeresmassen aus der Festung Widdin, um nach Ueberschreitung der Donau die kleine Walachei in Besitz zu nehmen. Als die Türken indeß auf dem bedeutend niedriger gelegenen linken Donauufer (Walachei) gar keinen Widerstand fanden, wurde ein Theil dieser Heeres-Abtheilung zurückkommandirt, und es überschritt ein an Zahl geringeres türkisches Corps den Strom, als Anfangs bestimmt war. — Die über die Donau geschlagene Brücke gewährte von der hohen, einen Halbkreis bildenden Festung Widdin aus ein malerisches Bild, denn sie war eine lange Zeit hindurch mit Infanterie, Kavallerie und Artillerie bedeckt. Als ein Theil der Truppen die Brücke überschritten hatte, passirte solche der Befehlshaber des Corps mit seinem Stabe und unter diesem waren Mutsched und Suvier zu bemerken.

„Saget mir, Vater," fragte Suvier Mutsched, als sie für kurze Zeit unbeobachtet waren, „warum trug man Euch durch mich auf, einen Uebergangspunkt zu ermitteln, da doch hier das Ueberschreiten der Donau schon stattfindet?"

„Die Angelegenheiten verhalten sich anders, als Ihr und ich Anfangs vermutheten," antwortete Mutsched. „Die Uebergangspläne Omer Pascha's sind längst fertig und zwar sind solche, wie es scheint, mit Hilfe eines viel geeigneteren Agenten entworfen, als ich es bin. Ihr wißt, daß die Türken bereits am 23. den ersten Angriff vornahmen, indem sie bei Isaktscha eine russische Flotille beschoßen. Vor diesem Beginn der Feindseligkeiten waren die Uebergangspunkte schon bestimmt."

„Was sollet Ihr dann aber drüben machen und wie kann Omer Pascha einen — wie Ihr sagt — geeigneteren Agenten drüben haben, da man sich doch soviel Mühe gab, Euch dafür zu gewinnen?" fragte Suvier weiter.

Bevor Mutsched diese Fragen seines jungen Freundes beantwortete, blickte er um sich, ob sie unbeachtet seien, obwol die in französischer Sprache geführte Unterredung kaum von jemanden in der Nähe verstanden wurde; dann sagte er zu Suvier: „Ich kann Euch im Vertrauen mittheilen, daß meiner begründeten Vermuthung zufolge Omer Pascha eine wichtige Verbindung in der nächsten Nähe des Fürsten Gorczakoff hat; ich trage selbst einen Brief an einen seiner Secretäre mit mir, den man mir in Widdin übergab. Von dieser Seite dürften meines Erachtens nach die nöthigen Notizen in Betreff des besten Uebergangsortes bereits gegeben worden sein und meine Sendung hat nur den Zweck, bei der Ausführung thätig zu sein, oder — im Fall die eben genannte geheime Correspondenz auf irgend eine Weise unterbrochen werden sollte, solche weiter fortzusetzen. Schon als am 17. die hier zwischen Widdin und Kalafat gelegene Donauinsel von türkischer Seite besetzt wurde, hatte man die Absicht, die Aufmerksamkeit der Russen hierher und von dem Orte abzulenken, wo man den eigentlichen Uebergang vollbringen will."

Digitized by Google

„Was soll denn aber hier geschehen?“ fragte Suvier weiter, „wo gar kein Feind zu sehen ist?“

„Was das Corps hier machen wird, weiß ich nicht,“ antwortete Mutsched. „Wir Beide bleiben nicht hier, sondern begeben uns nach Bukarest.“

„Was sagt Ihr, Vater Mutsched, als erfahrner Krieger, zu dem ganzen von Euch jetzt erkannten Plane?“ fragte Suvier nochmals. „Heißet Ihr ihn gut?“

„Keineswegs so unbedingt,“ erwiederte Mutsched. „Ich würde fast das Umgekehrte der ganzen Idee vorgezogen haben, nämlich hier in die kleine Walachei mit dem Gros der Armee übergehen und weiter unten einen Scheinübergang vornehmen. Diese meine Ansicht habe ich auch von Widdin aus Achmet Pascha mitgetheilt. Es ist immerhin ein Vortheil, mit der Armee auf festem Boden zu stehen und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich annehme, daß — im Fall des Mißlingens des unteren Ueberganges — hier später noch der Hauptübergang stattfinden wird, denn die Türken haben hier das Terrain für sich, indem die Bevölkerung der kleinen Walachei viel mehr türkisch gesinnt ist, als diejenige der großen.“

Das Gespräch konnte wegen Annäherung türkischer Officiere nicht in dieser Weise fortgesetzt werden. — Als ein Haufen elender Lehmhütten erreicht war, die sich einerseits an eine Anhöhe lehnen, anderseits in das Donauthal hinabreichen, war Suvier sehr erstaunt, zu vernehmen, daß dies die Stadt Kalafat sei. Das Innere dieser Hütten entsprach vollkommen dem äußeren Anschein und der junge Franzose äußerte nur sein Vergnügen darüber, daß von einem Dortbleiben keine Rede war, sondern die Reise noch in derselben Nacht weiter fortgesetzt werden mußte. Mutsched aber warnte ihn lächelnd, sich auf die Fortsetzung dieser Reise nicht allzusehr zu freuen, da schwerlich irgendwo sonderliche Annehmlichkeiten würden zu finden sein.—

Da Beide in einer solchen Verkleidung reisen mußten, die so wenig als möglich Aufmerksamkeit erregen durfte, so nahm Mutsched, der der romanischen (walachischen) Sprache vollkommen mächtig, die Tracht eines dort einheimischen Bojaren und Suvier machte als dessen Diener die Reise mit, zu welcher Verkleidung namentlich der Umstand mitwirkte, daß Suvier keine andere Sprache als die französische redete und daher dies bei jeder Standesperson leicht hätte Verdacht erregen, während dagegen die dortigen Bojaren, welche die eigentlichen Gutsbesitzer ausmachen, häufig französische Dienerschaft sich halten.

In der Nacht auf den 28. reisten die beiden Sendlinge der türkischen Machthaber von Kalafat auf einem gewöhnlichen, dort üblichen Fuhrwerk ab und hatten einen Walachen zum Kutscher, der den etwas schwierigen Weg genau kannte. Sie mußten sich nämlich in nördlicher Richtung derjenigen Straße zuwenden, welche von Wien aus bis Bukarest führt, und welche sie zwischen Orsova und Krajova erreichen wollten. Es mußten daher unwegsame Gegenden und Berge passirt werden, welche diese nächtliche Reise nichts weniger als angenehm machten; denn so flach auch die ganze große Walachei an sich ist, ebenso hügelig und holperig ist die kleine Walachei und namentlich die Gegend, welche Mutsched und Suvier in der genannten Nacht zu durchreisen hatten. —Bei allen Unannehmlichkeiten trug sich indeß nichts Besonderes zu, indem die dort in elenden Dörfern wohnenden Leute vom eben stattfindenden Kriege wenig wußten und auch von dem, Tags vorher erfolgten Uebergang der Türken noch nichts erfahren hatten, daher auch unsere Reisenden ganz unbelästigt blieben. Anders war es dagegen bei ihrer Ankunft in Krajova, einer Stadt von etwa 8000 bis 9000 Einwohnern, welche die Hauptstadt der kleinen Walachei genannt wird und allerdings auch um Einiges besser aussieht, als das vorhin genannte Kalafat. — Unsere Reisenden kamen des Morgens dort an und wollten sich in jeder Beziehung das Ansehen geben, als kämen sie nur von einer der nächsten Ortschaften, indem auch ihre Einfahrt in die Stadt von der Kalafat entgegengesetzten Seite, nämlich auf der großen, nach Oesterreich führenden Straße geschah; aber der gewaltig dicke Schmutz, der an Rädern und Pferden hing, verrieth, daß sie weit herkämen und da die ganze Stadt in Folge der bereits am Abend vorher eingetroffenen Nachricht von der Besetzung Kalafats durch die Türken in Aufregung war, so wurden unsere Reisenden gleich bei ihrer Ankunft angehalten und über die Annäherung der Türken mit zahllosen Fragen bestürmt. Suvier, der den Zweck dieses Andringens nicht kannte und die Leute nicht verstand, hätte beinahe aus der Lebhaftigkeit der Geberden einen Angriff vermuthet und — seine Bedientenrolle vergessend — ein Vertheidigungs-Manöver gemacht, wenn nicht Mutsched ihm noch bei Zeiten zugeflüstert hätte, daß man nur freundschaftliche Aufklärungen — Befriedigung der Neugierde — wünsche. Dessenungeachtet war auch Mutsched nicht ohne Besorgniß, obwol aus einem ganz anderen Grunde. Es lagen nämlich zu der Zeit bereits die russischen Vorposten in Krajova und wenn diese, gleich den Einwohnern, auf die Vermuthung geriethen, die Reisenden als aus Kalafat kommend zu betrachten, so konnte allerdings eine ernstere Gefahr daraus entstehen.

Mutsched hatte zu wiederholten Malen stehend vom Wagen aus den Umstehenden erklärt, daß er von dem Uebergange, oder gar von einem Anrücken der Türken gar nichts wisse, weil er von einem entgegengesetzten, an der österreichischen Grenze gelegenen Orte komme und wollte eben weiter durch die Stadt fahren, als sich ein Kosak, der jedoch zu Fuß war, dem Wagen näherte und mit der Hand zum Stehenbleiben winkte. Mutsched hielt selbst die Pferde sogleich an, Suvier aber erbleichte ein wenig, denn so nahe war ihm noch kein Kosak gekommen und der Gedanke, sich bereits auf einem von denselben besetzten Terrain, so gut als in ihren Händen, zu befinden, machte in ihm nicht die geringste angenehme Empfindung rege. — Als der Kosak den Wagen erreicht hatte, befahl er den drei sich darauf befindlichen Personen, sogleich zum Hettmann zu kommen. Mutsched stieg indeß allein ab und ging — dem Kutscher und Suvier ein Zeichen zum Sitzenbleiben gebend — allein mit dem Kosaken, der auch, nachdem Mutsched einige Worte mit ihm gewechselt hatte, so ziemlich einverstanden

Digitized by Google

damit zu ſein ſchien. Die Beklemmung, welche ſich des jungen Franzoſen nun bemächtigte, läßt ſich nicht leicht beſchreiben; er erblickte ſich ſchon als Spion erkannt und auf Koſakenpiken geſpießt und dabei ſchlichen ſich leiſe franzöſiſche Fluchworte auf die Türken zwiſchen ſeinen Lippen durch, bei denen er keineswegs mit der Abſicht in den Dienſt getreten war, ihnen einen Spion abzugeben. Bald war er im Begriff ſich zu flüchten, da er annahm, daß ihm Mutſched vielleicht dazu Zeit laſſen wolle; bald bedauerte er, nicht mit ſeinem väterlichen Freunde zum Hettmann der Koſaken gegangen zu ſein. Während deſſen ſaß der walachiſche Kutſcher ſehr gleichmüthig da und ſchaute auf ſeine Pferde, ohne den immer noch Fragen an ihn richtenden Umſtehenden die geringſte Antwort zu geben. Der trotz des naßkalten Herbſtwetters vor Angſt ſchwitzende Suvier dagegen antwortete einigemale in der Zerſtreuung auf ſolche an ihn gerichteten Fragen mit franzöſiſchen Worten, welche die guten neugierigen Krajovaner nicht wenig ſtutzig machten und zur Folge hatten, nun erſt den Kutſcher von neuem mit Fragen über den ſonderbaren Paſſagier zu beſtürmen.

Endlich ward Mutſched wieder ſichtbar. Er war zwar eigentlich kaum eine halbe Stunde weggeblieben, die aber Suvier ſehr lang geworden war. Mit begierig fragenden Blicken ſah der Franzoſe dem Ankommenden entgegen, dieſer aber zeigte die ruhigſte Miene von der Welt, beſtieg ohne ein Wort zu ſagen das Fuhrwerk und gab nur dem Knecht ein Zeichen, daß er fahren ſolle, wobei er ihm die einzuſchlagende Richtung derart angab, daß ſie auf dem kürzeſten Wege aus der Stadt kamen.

Als ſie die Stadt im Rücken hatten und auf der nach Bukareſt führenden Straſſe weiter fuhren, athmete Suvier freier, gleichzeitig aber ſtellte ſich eine Mahnung ſeines Magens ein, denn mit dem Verlaſſen der Stadt war nun auch die Ausſicht auf Reſtaurirung deſſelben nach langer nächtlicher Reiſe hinausgeſchoben; dazu kam noch, daß er nicht recht wußte, ob ſie der Gefahr gänzlich oder nur zeitweilig entronnen ſeien. Mutſched ſah ſeinem Gefährten die verſchiedenen, denſelben bewegenden Empfindungen an und ſagte zu ihm: „Für dieſes Mal könnet Ihr ganz ruhig ſein; der Koſaken-Hettmann war kein ſo übler Mann; er hat mir es geglaubt, daß ich ein Bojar ſei, der auf einer ſeiner täglichen Fahrten wie gewohnt, ohne Legitimationspapiere reiſe. Es kommt bei dieſen Ruſſen ſehr viel darauf an, mit welcher Perſönlichkeit ſie es zu thun haben, denn es gibt vielleicht kein zweites Volk in der Welt, welches ſoviel auf die äußere Erſcheinung hält, als die Ruſſen."

„Wie habt Ihr aber den Koſaken beſchwichtigt, der im erſten Augenblick verlangte, daß auch ich und unſer Knecht ihn begleiten ſollen?" fragte Suvier.

„Die Koſaken laſſen ſich leicht durch eine Ausdrucksweiſe beſchwichtigen, die ihnen allen ſehr verſtändlich iſt," antwortete Mutſched lächelnd, „denn ſie ſind alle arme Teufel und man hegte im Grund keinen Verdacht gegen uns, ſondern es waren nur die dummen Krajovaer, welche trotz unſeres Umweges, um von entgegengeſetzter Seite die Stadt zu erreichen, durch ihre Muthmaßungen und zudringliche Neugierde uns hätten in die größte Gefahr bringen können."

Suvier war wieder ganz der leichtmüthige Franzoſe, als er hörte, daß die Reiſenden nun die Gefahr hinter ſich hatten, daher denn nun zunächſt die Mahnungen ſeines Magens ihn in Anſpruch nahmen. Er rief mit einem Ausdruck, der die Freude über die Rettung und den Hunger, der ihn quälte, zugleich darthat: „Mich hungert ſehr!" Doch bedeutete ihm Mutſched, daß ſie jedenfalls das Erreichen eines einſamen Wirthshauſes abwarten müßten, um ſich zu erfriſchen, indem jeder Aufenthalt in einem belebten Orte mit neuen Gefahren verbunden ſei.

„So werden wir alſo noch oft in eine ähnliche kritiſche Lage gerathen?" fragte Suvier.

„Ohne Zweifel," antwortete Mutſched, „doch denke ich ſolchen, gleich der erſten, mit Gottes Hilfe zu entrinnen. — Mir wäre vor Allem dem nicht bange," ſetzte er nach einer Pauſe mit ſchwermüthigem Ausdruck hinzu, „wenn nur meine Geiſtesgegenwart immer dieſelbe wäre; ich fühle jedoch leider, daß das gewaltſame Zurückdrängen des tiefeingreifenden Schmerzes über den Tod meiner geliebten Tochter ſeine Nachwehen äußert. Die wenigen Jahre, welche ich mit meinen Töchtern in der Felſenſchmiede in Bulgarien verlebte, waren die glücklichſten meines langen, ſturmbewegten und theilweiſe glanzvollen Lebens. Nun iſt es leider aus damit! — Meine wohnliche Stätte iſt Ruine geworden; meine liebe Aglaia verfiel dem Tode, ohne eigentlich recht gelebt zu haben. Meine Ruhe, meine Exiſtenz, mein väterliches Herz ſind zeriſſen und mein altes, eisgraues Haupt trage ich als Spion im Dienſte der Pforte mitten in's feindliche Lager, wo es vielleicht vom Rumpfe getrennt werden wird. — —O! mich bewegen bange, ſehr bange Ahnungen! — —"

Suvier hing mit thränenvollen Blicken an den Zügen des alten Mannes und konnte kein Wort der Beruhigung hervorbringen. — Doch, gleichwie nach einem ſchnell vorüberziehenden Regen die Dunkelheit einer wieder erheiternden Helle weicht und bald darauf der blaue Himmel die befeuchtete Gegend überwölbt, eine milde Luft ſie wieder trocknet, ſo nahm auch das Antlitz Mutſched's nach und nach die gewöhnliche Ruhe wieder an und die Stimmung beider Reiſenden kam in dasjenige ruhige Geleis, welches auf dieſer ſo gefahrdrohenden Reiſe unumgänglich nothwendig war.

Die walachiſche Hauptſtadt Bukareſt, ſo wenig ſie auch nach unſeren Begriffen dem Namen einer Hauptſtadt entſpricht, tritt dennoch für diejenigen Reiſenden bedeutend hervor, welche die elenden, theilweiſe in bloßen Erdlöchern mit einem nothdürftigen Dache beſtehenden Dörfer, ſowie die halbverfallenen kleineren Städte der Walachei bereiſten. Mutſched und Suvier waren auf dieſe Weiſe dahingelangt, nachdem ſie, die Stadt eines Theiles umkreiſend, die von Herrmannſtadt dahin führende Straſſe erreicht hatten. In einem der Stadt zunächſt gelegenen Dorfe hatten ſie ihr ohnehin nicht bedeuten-

Digitized by Google

des Gepäck gelaſſen und waren, ſo wenig auffallend als möglich gekleidet, zu Fuß in die Stadt eingetreten.

In einem der ſchmutzigſten und entlegenſten Theile von Bukareſt befinden ſich, zwiſchen theilweiſe ganz unbebauten Plätzen, mehre kleine faſt zerfallene Häuſer, die wenig anders, als die Lehmhütten eines Dorfes ausſehen. Die fünf bis etwa ſieben Häuſer lagen am Abend des 1. Novembers im Dunkeln, mit Ausnahme eines einzigen, des am wenigſten zerfallenen, durch deſſen Fenſter ein matter Lichtſchimmer die öde Gegend ſoweit kaum merklich beleuchtete, als die kleinen, löcherähnlichen Fenſter es zuließen. Das Gemach, welchem dieſe Fenſterchen angehörten, war ohne jedes Ameublement, ſelbſt ohne Spur von einem Ofen oder Kamine. Auf dem Geſimſe der einen ſchiefen Wand war ein brennendes Stückchen Wachskerze angeklebt und die beiden Männer, welche in ihre Mäntel gehüllt in dem Gemache ſchweigend auf und ab gingen, ſchienen eben kein beſonderes Behagen an dieſem Aufenthalte zu finden. Es waren Mutſched und Suvier. Letzterer trat zuweilen mißmuthig zum Fenſter und verſuchte, ſoviel es die Dunkelheit geſtattete, hinauszublicken, kehrte aber jedesmal bald mit leiſem Ausrufe: „Teufel! welch' ein öder Ort!“ in die Mitte des Zimmers zurück.

„Er läßt lange auf ſich warten!“ ſagte Mutſched, nach einer Weile die tiefe Stille unterbrechend.

Suvier war froh, daß der Alte nur endlich anfing zu ſprechen und erwiederte ſchnell: „Wer weiß, was ihm unterwegs zugeſtoßen iſt? Wer kann in dieſen elenden Kabanen anders hauſen als Diebsgeſindel und Ihr beſtandet darauf, daß wir den Weg hierher ganz ohne Waffen machen. — Ich weiß nicht, wie wir zurückkommen werden?“

„Ich verſichere Euch,“ antwortete Mutſched, „daß uns gegen die Gefahren, die uns hier bedrohen, Waffen gar nichts helfen würden, denn von Räubereien, wie Ihr glaubt, iſt hier nichts zu hören, auch iſt für jetzt noch die Furcht vor den Ruſſen zu groß.“

„Warum wähltet Ihr aber dieſen Ort zu der beabſichtigten Beſprechung?“ fragte Suvier.

„Weil an jedem anderen Ort in Bukareſt uns leichter Verrath hätte treffen können und weil auch dieſe erſte Unterredung hier in Bukareſt ſelbſt ſtattfinden muß.“

Nach einer abermaligen Pauſe ſagte Suvier, der wieder zum Fenſter getreten war: „Ich ſehe dort links hinüber eine ſich durch vermehrte Dunkelheit unterſcheidende Stelle, welche ſich hierher zu bewegen ſcheint.“

„So tretet gefälligſt vom Fenſter und laßt uns ſchweigen; es dürfte der Erwartete ſein,“ ſagte Mutſched.

Es verging eine geraume Zeit, während welcher der ungeduldige Franzoſe noch einige Male zum Fenſter ſchlich und leiſe Ausrufe der Ungeduld hören ließ. Endlich hörte man ein leiſes Rauſchen an der äußeren Wand des Hauſes und bald darauf klopfte eine Hand an das eine Fenſter, deſſen wenige Scheiben eigentlich nur in Scherben beſtanden. Man konnte indeß von Innen nichts als die bloße Hand ſehen, indem die Perſon, der ſie angehörte, ſich an der Wand verſteckt hielt. Mutſched trat an diejenige Seite des Gemaches, welche durch eine Bretterwand begrenzt war und klopfte fünfmal an dieſelbe, worauf man draußen einiges Geräuſch und ein leiſes Schieben hörte.

„Wie?“ fragte Suvier „ſind wir nicht allein in dieſer Kabane?“ Mutſched winkte ihm zu ſchweigen.

Bald darauf wurde ein einer Thür ähnliches Brett der Wand zurück und gleich nach dem Eintreten einer großen in einen Mantel gehüllten Geſtalt wieder zugeſchoben.

Nach einer Pauſe, während welcher der Eingetretene aus dem ſein Geſicht tief verhüllenden Kragen die beiden dort befindlichen Männer zu muſtern ſchien, murmelte er einige für Suvier unverſtändliche Worte, welche von Mutſched in eben der, dem Franzoſen gänzlich unbekannten Sprache erwiedert wurden. — Es mochte wol nur eine Art Loſung ſein, denn der Fremde ſchlug gleich darauf den Kragen zurück und reichte Mutſched mit den Worten: „Ihr bleibt lange jenſeits der Donau!“ die Hand. Dann fragte der Fremde mit einem Blick auf Suvier: „Ihr ſeid alſo nicht allein gekommen?“

„Unſer Vertrauter,“ antwortete Mutſched und fügte hinzu: „auf den ich, ſowie Ihr vollkommen bauen könnet.“

Da dieſe Worte in franzöſiſcher Sprache gewechſelt wurden, ſo verſtand ſolche Suvier vollkommen und fühlte ſich ſogar mit eigenthümlichem Gefühle, ihm ſelbſt unbewußter Theilnahme zu dem Fremden hingezogen. Da derſelbe in der Nähe des Wachskerzenſtummels ſtand, ſo bot ſich für Suvier Zeit und Gelegenheit denſelben zu betrachten. Es war ein nicht mehr junger, doch noch in den beſten Jahren ſtehender Mann mit ſchönen Zügen., die vielleicht zu weich ausgeſehen hätten, wenn nicht ein großer ſchwarzer Schnurbart ſie beſchattet hätte. Dem äußerſt lebhaften, faſt glühenden Auge hätte es gewiß Niemand angeſehen, daß es bald erlöſchen ſollte und die feinen Manieren des intereſſanten Fremden widerſprachen allen denjenigen Vorſtellungen, die ſich Suvier von einem Ruſſen gemacht hatte, ſowie auch Allem dem, was er auf ſeiner Reiſe durch den einen Theil der Walachei geſehen hatte. — Doch, hören wir weiter, um was es ſich hier eigentlich handelt.

„Mein langes Ausbleiben,“ ſagte Mutſched zu dem Fremden, „iſt nur zum kleinſten Theile meine Schuld. Man ſcheint ſich in den Entſchlüſſen überhaupt drüben verſpätet zu haben.“

„Das wol nicht,“ erwiederte der Fremde; „denn Ihr wißt vielleicht nicht, daß bereits in dieſem Augenblick der Uebergang von Turtukan nach Olteniza bewerkſtelligt wird, vielleicht ſchon bewerkſtelligt worden iſt.“

Sowol Suvier als Mutſched äußerten ihr Erſtaunen über dieſe ihnen ganz neue und höchſt wichtige Nachricht; der Fremde fuhr fort: „Ihr ſehet daher, daß ich Omer Paſcha bereits die größten Dienſte leiſtete und zwar bedeutendere, als es unſerem Abkommen gemäß iſt.“

„In der That,“ antwortete Mutſched; „es bleibt mir da wenig zu thun übrig.“

Digitized by Google

„Doch noch," erwiederte der Fremde. „Ihr ſeid Eurer zwei und werdet beide noch Geſchäfte genug haben; vor Allem abee empfehle ich Euch die größte, die allergrößte Vorſicht, denn von dem Augenblick, in welchem Fürſt Gorezakoff die Nachricht von dieſem Uebergang erhält, wird ſich ſein Mißtrauen nach jeder Richtung hin verdoppeln. — Nun ſaget mir aber, was bringet Ihr mir für Botſchaft aus Bulgarien?"

Mutſched holte zwei kleine gut verſchloſſene Packete hervor, wovon das eine innerhalb ſeiner Fußbekleidung, das andere auf der bloßen Bruſt verſteckt geweſen war und übergab ſie dem Fremden mit den Worten: „Dies Beides wurde mie in Widdin für Euch übergeben."

„Gut!" ſagte der Fremde, indem er die Papiere übernahm. „Es wird kaum eine beſondere Antwort darauf nothwendig ſein, auch dürfen wir hier nicht lange verweilen, denn ich habe mir vorſichtshalber vorgenommen, in dieſen Tagen mich ſoviel als möglich unter den Augen des Fürſten zu bewegen. Jede Abweſenheit könnte Verdacht erregen."

„So ſaget mir nur noch gefälligſt," ſprach Mutſched, „was ich zunächſt zu thun habe, um die von Euch getroffenen Einleitungen fortzuſetzen; das Weitere denke ich dann ſchon ſelbſt zu vollbringen."

„Ich muß mich von jeder weiteren Unterhandlung gänzlich zurückziehen," ſagte der Fremde. „Hier übernehmet die gedrängte Mittheilung des bisher bedachten und theilweiſe ſchon in Ausführung gebrachten Operationsplanes; durchleſet es genau und ſendet es ſobald als möglich ins türkiſche Hauptquartier." Hiermit übergab der Fremde an Mutſched mehre offene Papiere und wandte ſich dann mit den Worten zu Suvier: „Da Ihr wahrſcheinlich der Ueberbringer des übee die Donau hinüber zu ſendenden Rapportes ſein werdet, ſo unterlaſſet es nicht, Euren dortigen Herren über Alles, was Ihr hier ſahet, genau zu berichten, beſonders aber auch darübee, daß ich keine Gefahe ſcheute, den Türken gefällig zu ſein, obwol," fügte er mit einem ſonderbaren Lächeln hinzu: „obwol ich es aus Liebe zu den Türken nicht gethan habe. Euch kann ich das wol ſagen, Ihr ſeid ſelbſt keine Türken."

Mutſched vermied es aus leicht begreiflichen Gründen, die letzte Aeußerung des Fremden zu beantworten, ſondern beſprach nur noch flüchtig das Nothwendigſte über eine, etwa noch dringend nothwendig ſein ſollende Unterredung, welche jedoch der Fremde auf keinen Fall in Bukareſt eingehen wollte. — Bald darauf trennte man ſich, indem der Fremde wieder zuerſt das Gemach verließ und Mutſched mit Suvier zurückblieben. Der Aufenthalt in dieſem Lehmhauſe war jetzt noch unangenehmer als früher, denn auf des Fremden Erſuchen wurde das Licht gleich nach deſſen Entfernung ausgelöſcht und beide befanden ſich im Dunkeln.

„Saget mir um's Himmelswillen," rief Suvier; „wer iſt dieſe höchſt intereſſante Perſönlichkeit?"

„Wie er Euch ſelbſt geſagt hat, gehört er zur Umgebung des Fürſten Goezakoff," antwortete Mutſched; weiter kann ich Euch nichts hinzufügen und — glaubt mir — es iſt beſſer für Euch ſelbſt, wenn Ihr weiter nichts erfahret."

„Alſo doch ein Ruſſe?" fragte Suvier weiter, dem in dieſem Augenblick die eigene Neugierde übee Alles ging.

„Meinem Vermuthen nach ein geborner Pole," antwoetete Mutſched, jedoch abſichtlich in einem ſolchen Tone, der Suvier das weitere Fragen zu benehmen ſchien. — Es war aber ſo dunkel, langweilig und unheimlich, daß der Franzoſe nicht lange im Schweigen zubringen konnte.

„Ich werde alſo in's türkiſche Hauptquartier zurückmüſſen," ſagte er nach einer Pauſe und fügte dann mit ſehr freudigem Tone hinzu: „werde in Nikopolis meine theure Selma ſehen?!"

„Ihr irrt Euch," ſagte Mutſched, „Beides werdet Ihr nicht. Denn ſo lieb es mir ſelbſt wäre, Nachricht von Selma zu erhalten und ihr durch Euch einigen Troſt in ihrer Einſamkeit überbringen zu laſſen, ſo wenig kann ich mich entſchließen, Euch den Gefahren des Alleinreiſens untee ſolchen Umſtänden in einem Lande preiszugeben, deſſen Sprache Ihr nicht einmal kennet. Um die Schreiben des Fremden und meinen Rapport zu überbringen, dazu iſt ein gewöhnlicher walachiſcher Bauer der Landes- und Sprachkenntniſſe wegen viel beſſer zu verwenden, als Ihr. Ich ſende einen ſolchen morgen früh ab und zwar nur bis Kalafat, wo die Vorhut der Türken ſteht."

Suvier ſchwieg jetzt ebenfalls und ſchien in eine Stimmung verfallen zu wollen, die nichts wenigee als heiter war; doch Mutſched, der dies vermuthete, meinte, daß es nun wol Zeit ſei, ſich auf den Weg zu machen, da der Fremde bereits einen hinreichenden Vorſprung haben müſſe. Er zündete darauf den kleinen Reſt ſeiner Wachskerze wieder an und Beide gelangten aus der Hütte, ohne daß ſich jemand blicken ließ. Im Begriff das Licht auszulöſchen, um den Weg anzutreten, ſchien ſich Mutſched plötzlich auf etwas zu erinnern und — leiſe in das Haus zurücktretend — rief er mit halblauter Stimme nach innen: „Golbino! Golbin!"

Bald darauf kam aus einer ſchmalen und niedrigen Thür eine gebrechliche Geſtalt, deren Anblick dieſen Ort für Suvier noch unheimlicher machte. Es war nemlich die Geſtalt eines alten, hageren, verkrüppelten Menſchen, deſſen weniges, rothes und ſtruppiges Haae einen kahlen, holprigen Schädel umgab. Das Geſicht dieſes Menſchen vereinigte ſondeebarerweiſe den Ausdruck des Grinſenden und des Mürriſchen; ſein linker Arm ſchien gänzlich gelähmt und verbogen; am rechten Fuße wae das Knie faſt ganz nach der Seite und er ſchien überhaupt nur mit der größten Anſtrengung die wenigen Schritte aus ſeinem Loche bis zum Eingaug des Hauſes zu machen.

„Hört, Golbin!" ſagte Mutſched in walachiſcher Sprache zu dem Krüppel; „ich habe einen guten Auftrag für Euch, wenn Ihr abermals ein Stück Geld verdienen wollet."

„Ich bin bereit," antwortete jener; „befehlet nur!"

„Ihr müſſet auf einem Umwege morgen Oltenize zu erreichen trachten und den dort befindlichen türkiſchen Vorpoſten etwas, das ich Euch in der Früh hierher bringen werde, übergeben." So redete Mutſched weiter zu Golbin und fuhr dann warnend fort: „Doch, ſeid vorſichtig und verſchwiegen! — Das ſage ich Euch!"

Digitized by Google

Der Krüppel ließ einige Betheuerungen vernehmen und Mutſched ging mit Suvier fort. Sie waren indeß noch nicht lange gegangen, als Suvier ſich nicht enthalten konnte, Folgendes zu äußern: „Ich kann Euch nicht ſagen, Vater Mutſched, was dieſe gräuliche Geſtalt für einen entſetzlichen Eindruck auf mich gemacht hat. Die Walachen ſind, ſoviel ich bis jetzt bemerkt habe, ein faſt durchgehends ſchöner Menſchenſchlag, um ſo abſcheulicher iſt mir dieſer Krüppel vorgekommen."

„Man braucht auch ſolche Leute," ſagte Mutſched hierauf. „Ich habe mich nämlich erinnert, daß es eine wahre Thorheit wäre, einen Boten den Umweg nach Kalafat nehmen zu laſſen, nachdem — wie uns der Fremde mitgetheilt hat — die Türken hier bereits ſo nahe ſtehen. Was die Geſtalt des alten Golbino betrifft, ſo würde dieſe auf Euren Pariſer Modejournalen allerdings nicht als Muſter zu verwenden ſein, zu ſo einer Botſchaft aber iſt er gut, denn er bettelt ſich, ſobald man auf ihn merkt, durch, während jeder gerade gewachſene Menſch von den Ruſſen angehalten werden würde."

„Aber," fing Suvier wieder an; „traut Ihr denn dieſer entſetzlichen Phyſiognomie? Kann dieſer ſcheußliche Krüppel uns nicht alle Drei verrathen?"

„Wenn er das wollte," antwortete Mutſched, „ſo könnte er es heut Abend ſchon gethan haben. „Er iſt ein Ruſſenfeind und ſteht mit mehreren Anhängern der Türken in Verbindung. — Dennoch," fuhr Mutſched nach einer Pauſe nachdenkend fort, „dürfte Eure Bemerkung einiger Beachtung verdienen und ich bin feſt entſchloſſen, ihn nur zu dieſer einen Sendung zu gebrauchen und auch dabei ſo vorſichtig als möglich zu ſein."

Sehr ermüdet langten die beiden Freunde endlich in ihrer am anderen Ende der Stadt gelegenen Behauſung an und Suvier eilte ſogleich zum Lager, während Mutſched noch längere Zeit ſchrieb, auch am nächſten Morgen, als der Franzoſe aufſtand, das Haus ſchon verlaſſen hatte.

Der November war für die Bewohner Bukareſt's ein ſehr bewegter Tag. General Dannenberg kämpfte an dieſem Tage gegen die Türken bei Oltenize und die Bewohner der walachiſchen Hauptſtadt waren in Angſt und Sorge verſetzt, denn es gab nicht allein Viele, welche in allem Ernſte an ein Vorrücken der Türken und an eine Einnahme von Bukareſt wobei der Stadt großer Schaden geſchehen wäre, glaubten, ſondern man lispelte ſich auch allerhand von Verrath und geheimen Verbindungen zu. Der Uebergang des türkiſchen Corps von Turtikan nach Oltenize war Allen eine Ueberraſchung; und als Beweis, daß man auch in höheren ruſſiſchen Kreiſen Verdacht wegen Verraths hegen mochte, diente die wiederholte ſtrenge Verordnung gegen alle Fremde, welche Fürſt Gorezakoff erließ. — Noch viel mehr in Spannung gerieth die Bevölkerung Bukareſts, als ſich die Kämpfe am 5., 6. und 7. ſowohl bei Giurgewo als bei Oltenize fortſetzten, indem es den Ruſſen nicht gelungen war, die Türken über die Donau zurückzuwerfen; daher ſich plötzlich die Nachricht durch die Stadt verbreitete, Fürſt Gorezakoff ſei ſelbſt nach dem Kampfplatze aufgebrochen. — Unter ſolchen Umſtänden war für Mutſched und Suvier ein längerer Aufenthalt in Bukareſt zur Unmöglichkeit geworden; dazu kam noch ein anderer Umſtand, der Beide noch tiefer in die Gefahr hinein trieb. Der Krüppel Golbino hatte nämlich untrügliche Belege ſeiner Anweſenheit innerhalb der türkiſchen Verſchanzungen an Mutſched übergeben, womit bei dieſem ſich der in Folge der Aeußerungen Suvier's eingeſchlichene Verdacht behob. Der Franzoſe war aber diesmal ſonderbarer Weiſe viel mißtrauiſcher als ſein väterlicher Freund und äußerte namentlich ſein Bedenken darüber, daß Golbino unverhältnißmäßig lange ausgeblieben ſei, was indeß auch wegen des nothwendigen Umweges veranlaßt worden ſein konnte.

Am 7. Abends waren Mutſched und Suvier eben im Begriff, unter dem Schutze der Dunkelheit und in ärmlichem Anzuge die Stadt zu verlaſſen, als Golbino mühſam herangeſchlichen kam und Mutſched im Namen des bereits erwähnten Fremden zu einer Zuſammenkunft in ſeiner dem Leſer bereits bekannten Lehmhütte aufforderte.

„Es iſt mir ſehr auffallend," ſagte Mutſched zu Suvier franzöſiſch, „daß der Fremde mich dazu auffordert, nachdem ich in den letzten Tagen mit ihm beſprochen habe, nicht mehr perſönlich zuſammen zu kommen und zwar zu unſerer beiderſeitigen Sicherheit."

„Ich würde dieſer Auffoederung in keinem Falle Folge leiſten," antwortete Suvier.

„Das geht nicht gut," entgegnete Mutſched; „es könnten den Türken wichtige Nachrichten dadurch entgehen und mich Vorwürfe treffen. Doch, ich werde es auf eine andere Weiſe machen. Der Fremde geht ohnehin ebenfalls nach dem Kriegsſchauplatze ab; dort wird leichter ein verſteckter Ort in der Nähe aufzufinden ſein, als hier, wo ich auf keinen Fall auch nur eine Stunde länger bleibe."

Darauf beſchrieb Mutſched dem Krüppel ein zwiſchen niedrigen Anhöhen gelegenes Dorf, ein Stück nordweſtlich von Oltenize, wo er den Fremden zu einer beſtimmten Zeit treffen wollte, worauf Golbino ſich entfernte und die Beiden ſich aus Bukareſt nach der Donau hin flüchteten.

Die an ſich flache, nur hier und da von niedrigen, lehmigen Anhöhen unterbrochene Donaugegend der großen Walachei lag am 10. in der früheſten Morgendämmerung, als zwei einſame Wanderer mühſam ihren erſchöpften Körper über den von anhaltendem Regen gänzlich aufgeweichten Boden fortſchleppten. Es waren Mutſched und Suvier, die ſchweigend und von bangen Ahnungen geängſtigt einen jener, wie erwähnt dort ſeltenen Hügel zu erreichen trachteten. Eingeklemmt in einer geringen Vertiefung derſelben niedrigen Anhöhe, waren einige im Halbdunkel wie Gräber ausſehende längliche Erhöhungen ſichtbar, in welchen Mutſched bald die Dächer eines aus in der Erde befindlichen Hütten beſtehenden Dorfes erkannte, desſelben, in welchem die Zuſammenkunft mit dem Fremden ſtatthaben ſollte. Noch etwa fünfzig Schritte von dem elenden Dorfe entfernt erſchreckte ein ziem-

Digitized by Google

lich naher Kanonenſchuß die Wanderer, und als kaum ihre Füße ſich zwiſchen den niedrigen Dächern bewegten, dröhnte eine betäubende Kanonade auf der ganzen Linie des von da wenig entfernten Kampfplatzes.

„Iſt das nicht die gefährlichſte Gegend, welche Ihr zu dieſer Zuſammenkunft nur wählen konntet?“ ſagte Suvier mit mißmuthiger, von Ermattung zeugender Stimme.

„Es iſt der dazu einzig mögliche Ort,“ antwortete Mutſched, an deſſen Stimme man die Ermattung und an deſſen Betonung man das Trübſelige der Stimmung ebenfalls erkennen konnte. Darauf fuhr er fort: „Wir müſſen gleich nach dieſer Unterredung die türkiſchen Vorpoſten zu erreichen trachten, denn ich habe wichtige Nachrichten zu überbringen, die ich nicht zum zweiten Male einem Fremden anvertrauen kann. Unſer Freund aber kann von ſeinem jetzigen Standorte aus hierher ebenfalls am leichteſten gelangen. — Doch, laßt uns zählen: eins, zwei, drei...“ Nachdem er ſofort bis 11 die Hüttendächer gezählt hatte, fügte er hinzu: „Hier müſſen wir eintreten!“

In ein Erdloch hineinkriechend, tief gebückt, dann einen ſehr niedrigen Eingang ebenfalls durchkriechend, gelangten Beide in das elendeſte Gemach, welches Suvier je betreten hatte und in welchem ſich der in einen Mantel gehüllte Fremde bereits befand.

„Was bewog Euch, mich noch einmal hierher zu beſtellen, nachdem unſere Angelegenheiten bereits geordnet ſind?“ fragte der Fremde Mutſched, zu des Letzteren großem Erſtaunen.

„Wie!?“ rief Mutſched, „es waret nicht Ihr, der mich zu einer nochmaligen Zuſammenkunft beſtellte, wie es Golbino ausrichtete!“

„Ha, das iſt Verrath!“ ſchrie der Fremde in faſt verzweiflungsvollem Tone auf; dann fügte er etwas gefaßter hinzu: „Jetzt nur nicht hier verweilen, nur zwei Worte, jedoch ohne jeden Zeugen.“

„So ſeid ſo gut,“ ſagte Mutſched zu Suvier, „Euch indeß hinaus zu begeben, ich folge ſogleich nach.“

Suvier kroch eiligſt aus dem ohnehin nicht angenehmen Aufenthaltsorte und begab ſich, während die Beiden innerhalb der Erdhütte ſich kurz beſprachen, auf die niedrige Anhöhe, an welche die Erdhütten ſich anlehnen.

Es war unterdeſſen um Einiges heller geworden, der Regen und mit ihm das Trübe des Himmels ließen jedoch nicht nach. Kanonendonner und Gewehrfeuer erſchütterten Luft und Erdboden; was aber für Suvier das Erſchreckendſte war, das war die Entdeckung einer unregelmäßigen Linie zerſtreut reitender Koſaken, welche ſich mit ziemlicher Schnelligkeit dem Dorfe näherten. Eben im Begriff, Mutſched und den Fremden davon zu benachrichtigen, ſah er den Letzteren mühſam aus der Erdhütte kriechen, rief ihm ſogleich zu, zurückzukehren, jedoch zu ſpät. Die ſcharfen Augen der Koſaken hatten den Mann bereits entdeckt und mit unglaublicher Schnelligkeit waren die Hütten umzingelt. Suvier warf ſich inſtinktmäßig hinter dem dort häufigen Eichengeſtrüpp auf den naſſen, gänzlich erweichten Lehmboden und wartete von dort mit faſt athemberaubender Angſt der weiteren Vorgänge, indem er durch die Zweige und ſpärlich daranhängenden gelben Blätter hinabblickte.

Der Fremde, der im erſten Augenblicke in die Erdhütte zurückkehren zu wollen ſchien, trat, als er ſich entdeckt ſah, gefaßt hervor, ging in ſtolzer Haltung den Koſaken entgegen und rief ihnen, die ihn ſogleich umgaben, einige laute ruſſiſche Worte zu, mit welchen er ſich zu erkennen gab, um ihnen Reſpekt einzuflößen und zugleich anzudeuten, daß er keiner der Feinde ſei. Die Koſaken jedoch, anſtatt, wie es der Fremde wol erwartet haben mochte, reſpektsvoll zurückzuweichen, deuteten durch ganz freundliches Kopfnicken an, daß gerade er es ſei, den ſie ſuchten. Gleichzeitig aber wurde von den übrigen Koſaken das Dach der Hütte, aus welcher der Fremde getreten war, ohne Umſtände herunter geriſſen und, von den Lanzen und Piſtolen der Koſaken bedroht, befand ſich bald auch Mutſched in deren Händen. Einige von dem Lärmen aufgeſchreckte Bauern, worunter wahrſcheinlich auch der Eigenthümer der Erdhütte, wurden ebenfalls ergriffen und gebunden, worauf ſich der Zug, die Gefangenen in der Mitte, fortbewegte, ohne auf die übrige Umgebung des Ortes weiter die geringſte Aufmerkſamkeit zu verwenden.

Wäre der in ſeinem Verſteck befindliche Franzoſe nicht in hohem Grade erſchöpft geweſen, ſo hätte ſeine gewöhnliche leichte Erregbarkeit ihn wohl zu einem unbeſonnenen Verſuch, ſeinen väterlichen Freund zu befreien, hingeriſſen; in der gänzlich entmuthigten Stimmung jedoch, in welcher er ſich befand, ſah er das Unmögliche eines ſolchen Vorhabens vollkommen ein und befand ſich rathlos und unbeweglich noch einige Zeit hinter dem Geſtrüpp, nachdem die Koſaken die Gegend ſchon verlaſſen hatten und nur der Lärm der aufgeſchreckten Bauern hörbar war. Endlich mahnte ihn die Näſſe ſeines Aufenthalts, an ſeine eigene Flucht zu denken, was er denn auch ſogleich mit blutendem Herzen zu bewerkſtelligen trachtete.

In der Abſicht, die türkiſchen Vorpoſten zu erreichen, irrte Suvier den ganzen Tag über kreuz und quer herum, ohne Nahrung zu ſich zu nehmen und ohne es zu wagen, irgendwo ein Obdach zu ſuchen. Der Kampf entbrannte während des Tages über an verſchiedenen Stellen immer von Neuem und, dieſe Stellen bald fliehend, bald ſich denſelben nähernd, gerieth der Franzoſe auf die Schlachtplätze der vorigen Tage, wo noch zahlreiche Leichen unbeerdigt lagen und wo das Schreckliche des Anblicks die Gräuel des Krieges in vollem Maße darſtellte. Tauſende von Menſchen waren in dem Zeitraum vom 4. bis zum 10. hier gefallen, hatten theils Leben, theils Gliedmaſſen verloren, denn die eigentliche Anzahl der dort Gefallenen und Verwundeten iſt bisher nirgends bekannt geworden.

Als bei einbrechender Abenddämmerung die Hoffnung, die Türken zu erreichen, ganz verſchwunden war, indem Suvier nur ſo zu ſagen aus einem Verſteck in den andern ſich fortbewegen konnte, da erfaßte ihn die Stimmung verzweif-

Digitized by Google

lungsvollen Muthes und er wendete sich der Richtung Bukarests zu, um im nächsten Orte seinen nicht mehr zu ertragenden Hunger zu stillen. Ein solcher Ort war auch bald aufgefunden, nämlich der Edelhof eines der französischen Sprache mächtigen Bojaren, der aus Theilnahme für den jungen Franzosen und dessen Geschick denselben gastfrei aufnahm und ihn am nächsten Tage über Bukarest, Krajowa und Kalafat geleiten ließ.

In Bukarest harrte seiner noch eine gräßliche Nachricht; indem nämlich Suvier Auskunft über Mutsched zu erhalten trachtete, erfuhr er, daß sein väterlicher Freund an demselben Morgen früh als Spion erschossen worden sei. — Der von uns sogenannte Fremde war bereits nach Petersburg abgeführt worden und erlitt dort denselben Tod als Verräther. — — Suvier aber gelangte mit Hilfe seines freundlichen Führers glücklich nach Kalafat und weiters zu seiner Selma nach Nikopolis. — Den türkischen Dienst verlassend, besuchte er mit Selma noch einmal die Felsenschmiede und führte sie dann als Gattin heim.

Die k. k. Schloßkapelle zu Reichstadt.*)

Von Ferdinand B. Mikowec.

Das Schloß zu Reichstadt (Böhmisch-Zákupy), ehemals eine stattliche Residenz mächtiger böhmischer Geschlechter, der Herren von Ralsko und Wartenberg, der Berka von Duba, der Nowohradský von Kolowrat, dann prachtliebender Fürsten und Fürstinen, welche daselbst glänzenden Hof hielten, stand beinahe ein Jahrhundert von seinen Eignern verlassen, und in den letzten fünfzig Jahren geschah kaum das Nothdürftigste, das massive Hauptgebäude vor dem drohenden Verfalle zu bewahren; erst der gegenwärtige Oberamtmann der Domäne Reichstadt that einiges Wesentliche zur Erhaltung des alten Baues. Die Anwesenheit der beiden Majestäten, des Kaisers Ferdinand und der Kaiserin Maria Anna, rief unerwartet die alten Tage des Glanzes und Glückes auf Reichstadt und dessen Weichbild zurück. Das Schloß wurde völlig restaurirt und dessen Inneres einfach, ohne Prunk, aber geschmackvoll im edelsten Komfort zu einem der annehmlichsten Sommersitze eingerichtet. Allen Schmuck und Aufwand konzentrirte der hohe fromme Sinn der Majestäten auf die Schloßkapelle, welche durch Zusammenwirken anerkennenswerther artistischer Kräfte mit möglichster Schonung alles Alterthümlichen darin, was eben nur irgend Schonung verdiente, glanzvoll erneuet, zu einer ihrer kaiserlichen Wiederherstellerwürdigen Gottesverehrungsstätte geworden ist.

Ueber den Ursprung dieser Kapelle ist gar nichts, über deren Schicksale nur wenig Geschichtliches zu finden. Die Gründe und das felsenfeste Gemäuer derselben sind sonder Zweifel ein Werk des bekannten Staatsmannes Zdislaw Berka von Duba auf Böhmisch-Leippa, Melnik und Reichstadt, des treuesten Anhängers und Rathes Ferdinand I., desselben Zdislaw Berka, welcher schon unter dem letzten Jagelloniden die Würde eines Oberstlandrichters im Königreiche Böhmen bekleidete und für einen der thätigsten Faktoren bei der böhmischen Königswahl im Jahre 1526 angesehen werden muß. Er war selbst einer der vier und zwanzig Königswähler, welche am 24. Oktober 1526 in der Wenzelskapelle des Prager Doms die böhmische Krone dem Erzherzoge Ferdinand zusprachen, und ließ der Erste durch einen vertrauten Ritter dem neuen Könige die geschehene Wahl schleunigst notifiziren. Zdislaw Berka starb am 11. September 1553 hochbetagt als Oberstthofmeister von Böhmen und Landvogt der Lausitz, und ward in der ehemaligen Dekanalkirche St. Peter und Paul zu Böhmisch-Leippa beigesetzt. Das ihm errichtete Broncegrabmal muß, älteren Beschreibungen zufolge, ein imposantes Prachtwerk gewesen sein; neben einer Denkschrift in lateinischer Prosa, waren darauf lateinische Distícha zu lesen, deren deutsche Uebersetzung ich hier einschalte:

„Zbynko, vom hehen Stamme der Berka, bekannt in des Landes
Umkreis, Zbynko der Held, baute dies Denkmal auf.
Ehern wollt' er damit den edlen Zdislaw, ob dessen
Ruhm der Berka Geschlecht stolzer erheben sich mag,
Denn er prangte geschmückt mit solch' erhabenen Würden,
Welche selten zugleich Einem das Schicksal verleiht:
Dies bezeuget der Ruhm, der Hof des Königs bezeugt es,
Dies auch deutet der Leu neben dem Grabe Dir an."

Diesem Zdislaw verdankt der Haupttrakt des Reichstädter Schlosses, in dessen Erdgeschoße sich die — ursprünglich vielleicht zu profanen Zwecken, z. B. zu einer Waffenhalle bestimmte — geräumige Kapelle befindet, hauptsächlich seine gegenwärtige Grundgestalt. Außer vorhandenen urkundlichen Belegen erinnert an diesen Umbau das Berka'sche Wappen (die zwei gekreuzten, knorrigen Eichenäste) über dem innern Schloßthore und eine jenem Wappen untergesetzte Inschrift in etwas ungelenken lateinischen Versen, deren Endzeilen lauten:

„Haec quoque Zdislaus posi tot bellique togaeque
atque animi ingentis dat monumenta bonus:
accem hanc Berciadum generi, patriaeque, sibique
ex imo coeli sidera ad usque tulit."

Eine radikale Restauration, von welcher der jetzige Kapellenplafond herrührt, wurde wahrscheinlich in den Jahren 1622—1636 mit der Schloßkapelle vorgenommen, und ich irre schwerlich, wenn ich entweder Zbynko Nowohradský von Kolowrat, oder noch lieber den zweiten Gemal der

*) Die lithographirte Abbildung des Innern der Schloßkapelle nach Kandler's Originalzeichnung bringen wir im nächsten Hefte.

Digitized by Google

Josef Rybička gez. und gest.

KAPELLE DES K.K. SCHLOSSES REICHSTADT.

Digitized by Google

Digitized by Google

schöne Witwe Anna Magdalena von Kolowrat, geb. Popel von Lobkowic, den Herzog Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg, als Urheber derselben bezeichne. Die reiche Stukaturausschmückung des Plafonds stammt gewiß aus jener Zeit; sie hat so viel Verwandtes, ja frappant Aehnliches mit der Ornirung des Bankettsaales im Waldstein'schen Palais zu Prag, daß man sogar versucht wird, den Anordner des Waldstein'schen Saales, einen tüchtigen Meister, mit den Stukaturen in der Schloßkapelle zu Reichstadt in Verbindung zu bringen, eine Vermuthung, welche noch mehr Annehmbarkeit gewinnt, wenn man sich erinnert, wie häufig und nahe Herzog Heinrich Julius von Sachsen-Lauenburg mit Albrecht von Waldstein in Verbindung stand, so nahe, daß er beinahe mit in dessen Sturz hineingerissen worden wäre. Die erwähnte Ornamentik am Plafond der Reichstädter Schloßkapelle ist im Renaissancestyle sehr reich und wacker angeordnet; die darin angebrachten lebensgroßen Figuren, Engel mit den Passionswerkzeugen, sind gut und mannigfach konzipirt, und so durchgebildet, daß sie — ist man nur die etwas gedrückten Köpfe zu übersehen geneigt — selbst den besseren Werken italienischer Meister im 17. Jahrhundert mit Ehren an die Seite gesetzt werden können; nur zwei Engelsgestalten erscheinen ganz barok, die eine durch ihre Stellung, die andere in der ganzen Arbeit, doch scheint gerade diese letztere blos ein leidiger Remplacant des durch irgend einen Zufall verdorbenen Originals zu sein.

Die erstgeborne Tochter des letzten Sachsen-Lauenburgischen Herzogs Julius Franz, Prinzessin Anna Maria Franziska, war zuerst mit dem Fürsten Philipp Wilhelm von Pfalz-Neuburg vermählt, und entschloß sich nach ihres jungen Gemals frühem Tode über Zureden ihrer hohen Verwandtschaft zu einer neuen Verbindung mit Gaston, dem Großherzoge von Toskana. Diese zweite Ehe war keine glückliche, die Großherzogin trennte sich von ihrem Gemale, und ging auf ihre großen böhmischen Besitzungen zurück. Wie schon bei Lebzeiten ihres ersten Gemals, residirte sie mit einem zahlreichen und glänzenden Hofstaat*) auch nach der Trennung vom Großherzoge Gaston am liebsten und häufigsten auf Reichstadt. Diese fromme Fürstin, welche der Dechant Graf Joseph Lažanský eine Mutter des Klerus, einen Spiegel der Andacht und das vollendetste Musterbild der Fürsten nannte, unternahm und beendete im Jahre 1697 eine neue Restauration der Reichstädter Schloßkapelle. Der Fürsterzbischof zu Prag, Johann Joseph Graf von Breuner, ertheilte am 6. November 1697 die Erlaubniß zur Einweihung derselben. Der vom erzbischöflichen Offizial Wenzel Bilek von Bilenberg gefertigte Lizenzschein gibt einige Andeutungen über deren damalige Beschaffenheit: er nennt dieselbe „alt zwar, aber großartig gebauet, nun sauber ausgeweißet und mit anständigen Malereien ausgezieret" (sacellum quoddam in arce Reichstadiensi situm, vetus quidem sed magnifice aedificatum, nunc munde dealbatum et picturis decentibus exornatum). Die Einweihung wurde am Nikolaustage (6. Dezember) 1697 durch den dazu eigens bevollmächtigten Reichstädter Stadtdechant P. Wenzel Veit Sukub auf den Namen des heiligen Franz von Assisi vollzogen. Dieses Patrozinium wählte die Fürstin aus Pietät zum Andenken ihres 1689 verstorbenen Vaters. Dieser, der Herzog Julius Franz von Sachsen-Lauenburg, hatte sich nämlich als kaiserlicher Feldmarschall in einer Türkenschlacht von Feinden hart bedrängt, aus deren Händen ihn nur ein wunderbar glücklicher Sprung seines weißen Schlachtrosses rettete, dem „Pater Seraphicus," dem heil. Franz von Assisi verlobt, welchem Gelübde auch das Kapuzinerkloster zu Reichstadt „ad impressionem stigmatum Sti. Patris Francisci**) seine Entstehung verdankt.***)

*) Im Hofstaate dieser Fürstin befanden sich viele italienische Hofbediente, welchen u. A. die niedliche Kapelle am Fuße des Kamnitzberges nächst Reichstadt ihre Entstehung verdankt. Ueber dem Eingange derselben steht folgende, in dem interessanten Brochürchen: „La Residenza imperiale di Reichstadt descritta" (Venezia, 1853, co tipi della „Gazz. Uff. di Venezia") zum erstenmale mitgetheilte Inschrift:

„Jesu, Mariae, Joseph,
In Aegypto exulantibus,
obsequii voliique ergo
Gens Etrusca posuit
atque die X. octob. MDCXCVIII
dicavit."

**) Die katholische Kirche feiert dieses Fest am 16. September. Ort und Zeit der Legende von der Imprägnation der Wundmale des heil. Franz von Assisi ist der Berg Alverno und das Jahr 1221. Ausführliches darüber schreibt die beinahe gleichzeitige Biographie des „Pater Seraphicus" vom Kardinal Benaventura, und mit Benützung dieser Hauptquelle das Breviarium Romanum (XVI. Sept. Lectio IV.—VI.). Papst Benedikt der IX. bewilligte zu Anfang des XIV. Jahrhunderts das Fest der Wundmale des h. Franz allen nach dessen Regel lebenden Religiosen und empfahl dessen Feier der übrigen Christenheit. Viel später, erst durch Papst Paul V. (1605—1621) wurde dasselbe für die ganze römisch-katholische Kirche angeordnet. Durch diesen Umstand werden zwei altböhmische Miniaturen, welche die erwähnte Wundenimprägnation des h. Franz von Assisi verstellen, um so merkwürdiger, da dieselben gerade in einer Zeit entstanden, in der die Akatholiken in Böhmen die entschiedenste Oberhand hatten. Die eine befindet sich im zweiten Bande eines lateinischen Gradual (nun in der k. k. Ambraser Sammlung zu Wien Nr. 2 u. 3), welches Jakob von Olmütz in den Jahren 1499 bis 1517 auf dem Schlosse Bechin für Ladislaw von Sternberg mit zahlreichen Miniaturen schmückte. Das zweite, weit größere und tüchtiger durchgeführte Bild desselben Gegenstandes ziert als Anfangs- und Dedikationsblatt einen in böhmischer Sprache verfaßten und mit zahlreichen Illustrationen versehenen Prachtkodex in der Prager k. k. Bibliothek (unter der Signatur XVII. A. 2), welcher die Legenden heiliger Kirchenväter und Eremiten enthält und im Jahre 1516 für denselben Ladislaw von Sternberg (damals Oberstkanzler von Böhmen) geschrieben worden ist.

***) Das Erbauungsjahr der Reichstädter Kapuzinerkirche gibt folgendes über deren Portale angebrachtes Chronograph:

„Deo et sanCto seanCIsCo
eXIgVXIt
IVLIVs franCIsCVs DVX saXoniae angariae et
VVestphaLiae."

Während des langjährigen Aufenthaltes dieser Dame auf Reichstadt befanden sich in der dasigen Schloßkapelle zu verschiedenen Malen zahlreiche Reliquien und mehrere vollständige Skelette von Märtyrern, welche Anna Maria Franziska mit außerordentlichem Kostenaufwande aus Rom kommen ließ und an die Kirchen ihrer weitläufigen Besitzungen in Böhmen vertheilte. Die Uebertragung derselben aus der Reichstädter Schloßkapelle an den Ort ihrer Bestimmung geschah in der Regel mit dem größten Gepränge unter Zulauf vielen Volkes aus dem Runde mehrerer Meilen. Eine sehr ausführliche Beschreibung einer solchen Reliquienübertragung, welche am 29. August 1729 eben auch von der Reichstädter Schloßkapelle ausging, befindet sich in der sonst unbedeutenden Brochüre von P. Ignaz Meisner: „Lebensbeschreibung des heiligen Blutzeugen und Märtyrers Julius, dessen irdische Ueberreste in die Pfarrkirche der heil. Elisabeth zu Zwickau vor hundert Jahren übertragen wurden, und daselbst seit dieser Zeit zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt sind, sammt Beschreibung der dabei stattgefundenen Feierlichkeiten, sammt Lobgesang und Litanei." (Zwickau, 1829.)

Am 15. Oktober 1741 starb die Großherzogin Anna Maria Franziska von Toskana, den Folgen eines wiederholten Schlagflusses erliegend in ihrer Residenz zu Reichstadt, aufrichtig betrauert von allen Untergebenen. Ihre Leiche wurde, wie es die fromme Frau vor ihrem Hinscheiden ausdrücklich angeordnet hatte, mit dem Habit der Sklavenbrüderschaft (confraternitas captivorum) bekleidet und darüber das Ordenskleid der Cölestinerinen angelegt. So lag sie in einem hölzernen Sarge auf einem von zahlreichen Kerzen beleuchteten Katafalk inmitten der Reichstädter Schloßkapelle durch sechs Tage bis zur Beerdigung. Mehr als hundert Messen wurden in dieser Frist an den drei Kapellenaltären für das Seelenheil der Großherzogin gelesen. Am 21. Oktober erst übertrug man die Leiche mit vielem Gepränge in die Dekanalkirche und setzte sie daselbst in der herrschaftlichen Gruft an der Seite ihres vorangegangenen ersten Gemahls, des Pfalzgrafen, bei.

Die Erbtochter der verewigten Großherzogin aus der ersten glücklicheren Ehe, Prinzessin Maria Anna Karoline, Witwe des Herzogs Ferdinand in Baiern (mit dem vollen Titel: Herzogin in Ober- und Niederbaiern, auch der obern Pfalz Herzogin, Pfalzgräfin bei Rhein, Landgräfin zu Leuchtenberg, geborne Pfalzgräfin bei Rhein, Herzogin in Baiern, zu Jülich, Kleve und Berg, Fürstin zu Mörs, Gräfin zu Veldenz, Spannheim, der March und Ravensberg, Frau zu Ravenstein) kam wenige Tage nach dem Leichenbegängnisse ihrer Mutter nach Reichstadt und bestimmte das zu einer herzoglichen Hofhaltung vollkommen eingerichtete Schloß zu ihrem Witwensitze. Gleich im Januar 1742 erwirkte Maria Anna Karolina vom Prager Fürsterzbischof Moriz Gustav Grafen von Manderscheid-Blankenheim die Erlaubniß, daß in der Schloßkapelle zu Reichstadt bei brennender ewiger Lampe das Sanktissimum aufbewahrt, bei Messen und Rosenkranzandachten ausgesetzt und damit der Segen ertheilt werden dürfe, letzteres aber nur in Gegenwart der Herzogin (quando scilicet altefata Sua Sarenitas ejusmodi devotioni ipsa interesse voluerit). Der Schlüssel zum Tabernakel jedoch mußte für gewöhnlich bei dem Stadtdechant in Verwahrung bleiben.

Schon im nächsten Januar (1743) mußte die Herzogin, als nahe Verwandte Karl's VII. (als Gegenkönig in Böhmen Karl III.), plötzlich und unerwartet die gesammten österreichischen Lande verlassen*), und kehrte erst im Oktober 1746 nach Böhmen, und zwar zuvörderst nach Reichstadt zurück. Und wieder war die Schloßkapelle der erste Gegenstand ihrer frommen Sorgfalt; sie erwirkte für dieselbe einen Ablaßbrief und erließ noch im nämlichen Jahre folgende Stiftungsurkunde (gegeben auf Reichstadt den 8. November 1747): Maria Anna Karolina, Herzogin in Ober- und Niederbaiern ꝛc. ꝛc. urkunden hiemit und kraft dieses, wie daß, nachdem Wir bei Sr. päpstlichen Heiligkeit auf Unsere Hofkapellen zu Reichstadt an verschiedenen Festtagen theils vollkommenen, theils unvollkommenen Ablaß ausgewirkt haben, Unser gnädigster Wille und Verordnung sein, daß in Unserer Hof- oder Schloßkapellen nachstehende Gottesdienst und heilige Messen jährlich gehalten werden sollen, und zwar: Primo, an dem Vorabend des zweiten Sonntag Novembris als an dem Fest Patrocinii solle nach gegebenem Zeichen um 5 Uhr Abends durch einen Priester der Rosenkranz vorgebetet, sodann die Lauretanische Litanei abgesungen werden, an dem Sonntag, als an dem Hauptfest selbst aber sollen von 7 bis 11 Uhr allstündlich eine, mithin in Allem vier heilige Messen gelesen, um 11 Uhr aber ein gesungenes Amt und Abends der Beschluß mit einem Rosenkranz und Litanei gehalten werden. Ferners und Secundo seien an dem Fest Mariä Reinigung Früh von 7 bis 10 Uhr incl., also alle Stunde eine, mithin vier heilige Messen zu lesen; überdies und Tertio sollen hindurch das Jahr außer obigen wochentlich drei heilige Messen um 11 Uhr, und zwar Montags für Unsere lebende, Mitwochs aber für Unsere abgeleibte hochfürstliche Familie, Samstags hingegen durchgehends auf Unsere Intention gelesen werden," u. s. w. Der übrige Inhalt dieses Stiftsbriefes gibt die näheren Bestimmungen, wie jene Messen abgehalten werden sollten, wenn hohe Feiertage mit den bestimmten Meßtagen zusammenträfen u. dgl., und überträgt die Abhaltung dieser Messen und Rosenkranzandachten dem Reichstädter Kapuzinerkonvent gegen ein jährliches Deputat.

*) Die k. Hofkommissäre, welche die k. Ausweisungsordre am 27. Januar 1743 der Herzogin Maria Anna Karolina von Baiern persönlich überbrachten, waren die Kreishauptleute von Königgrätz und Jungbunzlau, Freiherr von Gestheim und Ritter Zhotsky von Zhok. Denselben Tages wurde Ludwig Freiherr von Frauenhofen, Hofkavalier der Herzogin Maria Anna Karolina, und der Geheim-Sekretär Maximilian Vogel mit einer Eskorte von viezig Küraſſieren, kommandirt vom Rittmeister De-Fin, nach Prag abgeführt, und da wegen vermeinter Verbindungen mit der Partei Karl's VII. eine Zeit gefangen gehalten.

Digitized by Google

Im Jahre 1749 erfolgte ein neuer Ablaßbrief für die Reichſtädter Schloßkapelle und am 31. März 1750 ordnete die Herzogin Maria Anna Karolina neue Meſſen in derſelben an und beſtimmte zu deren Ableſung abermals die Kapuziner. Dieſe Meſſen und Roſenkranzandachten ließ der Herzogin Maria Anna Karolina Sohn und Erbe, Klemens Franz Herzog in Baiern, nach dem Ableben ſeiner Mutter, welche auf einer Reiſe in Weſtphalen 1751 verſtarb und zu Münſter begraben ward, alleſammt regelmäßig nach der urſprünglichen Intention perſolviren. Noch aus dem Jahre 1767 finden ſich Beſtätigungen über die richtige Perſolvirung von Seiten der Reichſtädter Kapuziner vor, welche bei dieſem Anlaſſe allemal ausdrücklich bemerkten, daß ſie „das hierfür abzureichende heilige Almoſen als eine höchſtherrſchaftliche nach gnädigſtem Wohlgefallen dero jetzt regierenden herzoglichen Durchlaucht zu Baiern ... alle Augenblick abänderliche Gnade genießen.“ — Mit dem Tode des Herzogs Klemens Franz († 1770), nach welchem Reichſtadt und die übrigen baieriſchen Beſitzungen in Böhmen an deſſen Vetter Kurfürſt Maximilian Joſeph von Baiern (laut Teſtament vom 4. Auguſt 1770) übergingen, mag die Perſolvirung jener zeitweilig geſtifteten Andachten in der Reichſtädter Schloßkapelle eingeſtellt worden ſein.

Als Ihre k. k. Majeſtäten Kaiſer Ferdinand und Kaiſerin Maria Anna das Schloß Reichſtadt zu Höchſtihrem Sommerſitze zu erwählen geruhten, war von der alten Pracht der Kapelle wenig mehr übrig: nur die mit allzudicker Kalchtünche bedeckten Ornamente des Plafonds hatten ſich glücklich erhalten; die alten, blos in Oel gemalten Deckenbilder waren völlig verdunkelt, theilweiſe ſogar verwiſcht; die drei Altäre waren ganz geſchmacklos, deren Altarblätter ohne Kunſtwerth und die ganze Kapelle durch ein koloſſales und plumpes hölzernes Oratorium ungemein eingeengt. Die nothwendige Reſtauration mußte demnach — die Renaiſſance-Ornamente des Plafonds billig verſchonend — eigentlich eine gänzliche Neugeſtaltung des Innern werden. Der Plan und die Ueberwachung der Reſtauration wurde im Jahre 1851 dem eben aus Rom zurückgekehrten böhmiſchen Maler Wilhelm Kandler*) übertragen, welcher ſeine ehrenvolle Aufgabe in verhältnißmäßig kurzer Zeit rühmlichſt löſte.

Die Kapelle liegt in dem merkwürdig feſten, auffallend dick gemauerten Erdgeſchoße des Hauptgebäudes. Ueber einige breite Stufen gelangt man in das einfache Atrium, welches ganz in ſeiner urſprünglichen Geſtalt belaſſen blieb. Der einzige, aber ſehr werthvolle Schmuck deſſelben iſt ein vortreffliches altdeutſches Holzgemälde aus den letzten Jahren des XV. oder den erſten des XVI. Jahrhunderts, eine figurenreiche, dramatiſche Kompoſition der Kreuzigung Chriſti auf Golgatha. Unten an dieſem, durch den Inſpektor der Bildergallerie der patriotiſchen Kunſtfreunde zu Prag, Herrn Kratzmann, mit Umſicht reſtaurirten Kabinetsſtücke ſteht in alten Minuskeln mit einigen Abreviaturen der Text:

„En suavis crucl datur,
grossis clavis perfortur
hunc manibus et pedibus.
Quem sinister exprobravit,
latro dexter adoravit;
regnantem coeli sedibus.“

Das Atrium wird durch ein hohes und breites Portal mit der eigentlichen Kapelle verbunden. In der obern Hälfte dieſes Portals iſt die neue, elegante Bethloge der Majeſtäten angebracht, die untere wird durch ein eiſernes, bronzirtes Gitter abgeſperrt, welches der Prager Schloſſermeiſter Janoušek recht geſchickt gearbeitet hat.

Von dieſem Gitter aus hat man den erſten mächtigen Eindruck; er iſt ein vollkommen einheitlicher, er iſt der der Pracht und des Geſchmackes. Der alte, bereits erwähnte Plafond ward durch gut angebrachte, nicht überladene und doch reiche Vergoldungen gehoben und der Styl des Plafonds bei der ganzen neuen Ausſchmückung berückſichtigt. Die bedeutendſte Arbeit ſind zwanzig Freskogemälde, erfunden und ausgeführt von Kandler. Dieſelben ſind theils zwiſchen die alten Renaiſſance-Ornamente zweckmäßig vertheilt, theils mit neuen, ſtylgerechten, kunſtvoll verzierten Einrahmungen (von W. Lewý, einem Schüler Ludwig von Schwanthalers) wirkſam umgeben. Die erſte Freskengruppe ſchließt in der erſten Abtheilung des Gewölbes um die vergoldete Mittelroſette der vier geſpannten Bögen deſſelben und enthält: „die Verkündigung Mariens,“ „die Heimſuchung,“ „die Geburt Chriſti“ und „die anbetenden Weiſen aus dem Morgenlande.“ An der Seite: „die Ruhe auf der Flucht nach Egypten,“ und gegenüberſtehend: „die Krönung Mariens.“ Der Mittelgurt des Plafonds trägt drei Fresken: „Chriſtus als Knabe im Tempel lehrend, gefunden von Maria und Joſeph,“ „die Himmelfahrt der hl. Jungfrau“ und „Maria empfangen vom Heiland in der Auferſtehungsglorie.“ Das zweite Gewölbe enthält: „die Beſchneidung des Herrn,“ „die Begegnung des kreuztragenden Heilands mit ſeiner Mutter,“ „Chriſtus nach der Abnahme vom Kreuze auf dem Schoße ſeiner Mutter“ und die

*) Wilhelm Kandler iſt geboren im Jahre 1816 zu Kratzau im ehemaligen Bunzlauer Kreiſe Böhmens, woſelbſt auch Führich das Licht der Welt erblickte. Dieſem ſeinem berühmten Landsmanne verdankt Kandler auch die Einführung in den Tempel der Kunſt; ſeine weiteren Studien machte derſelbe an der Prager Akademie der bildenden Künſte unter den Directoren Waldherr, Tkadlik und Ruben. Im Jahre 1843 erhielt Kandler das durch den Austritt des Bildhauers Emanuel Max erledigte Klaeſche Künſtlerſtipendium zur Reiſe nach Rom. Kandler blieb bis in das Jahr 1850 zu Rom, von wo er zahlreiche Beweiſe ſeines Kunſtfleißes mitbrachte und dieſelben zu Wien und Prag öffentlich ausſtellte. Zwei dem Publikum aus jener Ausſtellung bekannte Bilder („die Verbrennung des Tempelgeräthſchaftes Jakab Melav“ und „Papſt Gregor IX. ſtillt bei einem Umgange mit den Reliquien der Apoſtelfürſten Peter und Paul eine ausgebrochene Empörung“) wurden von Sr. Majeſtät dem Kaiſer Ferdinand angekauft und ſind jetzt in den k. k. Appartements zu Reichſtadt aufgeſtellt. — Kandler's neueſte Arbeit, welche erſt in dieſen Tagen die letzte Feile erhielt, iſt ein großes Altarblatt (die Himmelfahrt der heil. Jungfrau) für die katholiſche Kirche zu Moskau.

Digitized by Google

„Grablegung Chriſti.“ An den Seiten: „die Himmelfahrt Chriſti“ und die „Herabſendung des heil. Geiſtes.“ Den Mariencyklus gewiſſermaßen abſchließend befindet ſich in dem von Swoboda in Prag aus dem ſchönſten böhmiſchen Marmor niſchenartig ausgeführten Seitenaltar eine Marienſtatue. Zu beiden Seiten dieſes Altars ſind in Ovaleinrahmungen zwei liebliche Gruppen ſchwebender Engel an die Wand gemalt; den Gedanken der Verbreitung des Ruhmes und der Verehrung der heil. Jungfrau über die ganze Erde ausſprechend iſt die eine über ein Meer, die andere über ein Gebirge fliegend dargeſtellt. Die Spruchbänder derſelben enthalten die ſinnvollen Worte: „*Pulchra ut luna, electa ut sol*“ und „*Foederis arca, stella matutina.*“

Ein zweiter Seitenaltar, welcher ehedem dem Marienaltar gegenüberſtand, wurde aus räumlichen Rückſichten entfernt. An deſſen Stelle kam ein Freskobild des frühern Altarpatrones, St. Anton von Padua, welches ſich durch ſeine Auffaſſung und Styliſirung auszeichnet. Kandler wählte zum Gegenſtande desſelben recht glücklich eine der intereſſanteſten Scenen aus der Antoniuslegende, die bekannte Fiſchpredigt, welche die verſtockten Herzen der Bewohner von Rimini zur Buße brachte, und im zweiten Junibande der „Acta sanctorum“ (Antverpiae, apud hueredes et viduam Henrici Theuilliar, 1698, pag. 724 et 725) ſehr ausführlich erzählt wird.

Den Beſchluß der Kandler'ſchen Fresken bilden zwei Doppelbilder zu beiden Seiten des Hochaltars, das eine St. Ferdinand und St. Thereſia, das andere St. Anna und St. Klara vorſtellend. Zwiſchen beiden erhebt ſich der römiſche Hochaltar, zierlich und edel in der Form, zuſammengeſtellt aus den ſchönſten italieniſchen Marmorarten. Der Verfertiger dieſes ſchönen Altars iſt Herr Peter Bonanni aus Carara*). Als Altarblatt dient vorläufig eine gute Kopie eines Holbein'ſchen Marienbildes; das eigentliche Altarblatt, den Tod des heiligen Franz von Aſſiſi darſtellend, ſteht bereits fertig im Atelier Kandler's in Prag und dürfte nächſtens an ſeinen Beſtimmungsort gelangen. Den Hochaltar krönt ein Zirkelfenſter mit einem Glasgemälde des Heilands, welcher, angethan mit einem violetgrauen Gewande und einem Scharlachmantel, die mit den Wundmalen bezeichneten Hände ſegnend erhebt. Dieſes vollkommen harmoniſche Bild, nach Kandler's Entwurfe von Quaſt in Prag ausgeführt, iſt namentlich durch ſeine friſche, wie ſelten bei Glasbildern natürliche und weiche Karnation überaus verdienſtlich. Die dasſelbe umgebende weiße, brillant geſchliffene Strahlenglorie iſt von dem bekannten greiſen Glaskünſtler Friedrich Egermann aus Haida.

Die beiden Fenſter dem Hochaltare zunächſt prangen mit größeren Glasmalereien, welche ebenfalls von Quaſt nach Kandler'ſchen Kartons ausgeführt wurden. Die Malerei des einen ſtellt die heil. Ludmilla, die des zweiten den heil. Wenzel im herzoglichen Kriegsſchmuck vor. Beide ſind von einer Farbenpracht, ja ich möchte ſagen Farbengluth, wie wir ſie nur bei den allergelungenſten Münchner Werken dieſes aus Jahrhunderte langem Schlummer zu neuem Leben erweckten Kunſtzweiges wieder finden. Die Stücke, aus welchen die Quaſt'ſchen Glasbilder mittelſt ſehr dünner, kaum bemerkbarer Bleizüge zuſammengefügt ſind, haben eine bedeutende Größe und geben darum bei der Feinheit und geſchickten Anbringung des verbindenden Bleies ein noch einheitlicheres Ganzes, als alle alten Glasbilder. Die reinen, intenſiven und trefflich abgeſtuften Farben ſind zum Theile nach Quaſt's eigener Methode bereitet und eingebrannt, und können ungeſcheut mit dem Auslande konkurriren. Die Glasmalereien zu Reichſtadt haben, als die erſten größern heimiſchen Erzeugniſſe dieſer Art in Böhmen, eine kunſthiſtoriſche Bedeutung.

Der Fußboden iſt aus drei Sorten böhmiſchen Marmors moſaikartig zuſammengeſtellt. Der Schmuck der beiden Altäre und die meiſten Kapellengeräthſchaften ſind in Uebereinſtimmung mit dem vorherrſchenden Styl und ſämmtlich ſehr zierlich gearbeitet.

Ferdinand B. Mikowec.

*) He. Peter Bonanni aus Carara läßt eben jetzt in ſeinen Ateliers zu Caraca zwei Engel in weißem Marmor ausführen, welche als Träger von Lampen an die Stufen des Hochaltars in der Reichſtädter k. k. Schloßkapelle beſtimmt ſind. Bonanni lieferte auch Skulpturen für den Gauer Dom.

Feuilleton.

Mariechen.

Novellette von M. Straka.

Im Zuchthaus der Hauptſtadt befand ſich vor Kurzem ein junges Mädchen, das einen ſeltſamen Eindruck auf den Beſucher machte. Es mochte ungefähr 17 Frühlinge zählen; denn ihr ovales Liliengeſichtchen trug noch Spuren naiver Kindlichkeit. Man konnte ſich keine lieblichere Erſcheinung denken; das blonde Haar umrahmte wie ein lichter Glorie ihr ſchmerzverklärtes Antlitz, die ſchwärmeriſchen Veilchenaugen ſahen ſo wehmüthig in die kalte Welt hinaus und um ihre Korallenlippen ſchwebte ein ſo melancholiſcher Zug, daß ſie der heiligen Magdalena nicht unähnlich ſah. Dieſe verkörperte Unſchuld bildete einen ſo grellen Contraſt gegen die Umgebung, daß ſich jeder Beſucher unwillkürlich bewegt fühlte und ſich im Innern fragen mußte, welcher Sturmwind dieſe Frühlingsblüthe hieher verweht habe. Sie glich einer Senſitive mitten im Unkraut und zog ſich vor jeder Berührung mit der Außenwelt in ſich zurück. Sah man ſie mit ſtiller Ergebenheit ihr Loos ertragen, ohne daß eine Klage ihrem Mund entſchlüpfte, ſo war man faſt verſucht, ſie für eine Märtyrerin der Tugend aus der chriſtlichen Vorzeit zu halten; und doch litt ſie die Strafe einer Verbrecherin. Jedenfalls wäre ſie jedem ein unbegreifliches Räthſel geblieben, wenn es nicht der Aufſeher der Strafanſtalt, ein alter, vertrauenerweckender Mann, dem ſie ihre Geſchichte vertraut hatte und der ihre Lage ſo viel als mög-

Digitized by Google

lich zu erleichtern ſuchte, dem mitfühlenden Herzen löſen würde. Marlechen war die Tochter einer armen Wittwe, deren Mann in Folge ſeiner ausſchweifenden Lebensweiſe ſtarb und ihr das ſchuldenbelaſtete Häuschen in der Vorſtadt hinterließ, das ſie jetzt mit ihrer Tochter bewohnte. Mutter und Tochter mußten ihre Exiſtenz durch Händearbeit friſten und ſich ſelbſt in den nothwendigſten Bedürfniſſen einſchränken. Sie bezogen ein Zimmerchen im Hintertheil des Hauſes, während ſie das geräumigere vermietheten. Ihr diesmaliger Miethsmann war ein Student der Rechte, ein lockrer Zeiſig, der ſich mehr mit heiläugigen, lebensfreudigen Mädchen, als mit der blinden, tiefernſten Juſtitia zu thun machte und ſich ordentlicher im Kaffeehauſe, als im Collegium einzufinden pflegte. Marlechen mochte wol der Magnet geweſen ſein, der ihn in die abgelegene Vorſtadt zog, während doch in der Stadt bequemere Wohnungen zu vermiethen waren. Die Mutter ſchien die Anziehungskraft ihrer Tochter zu bemerken und war unmütterlich genug, aus der Entdeckung Nutzen zu ziehn. Sie ſteigerte den Miethzins, Herr Fernand war reicher Leute Kind und konnte ſeine Paſſion zufrieden ſtellen. Er zog ein; Marlechen bekam vollauf zu thun. Sie mußte die Aufſicht führen über die Reinlichkeit des Zimmers, die Wäſche beſorgen und allen etwaigen Bedürfniſſen abhelfen. Sie unterzog ſich dieſen Verrichtungen mit jener kindlichen Einfalt, die den mütterlichen Befehlen Folge leiſtet, ohne die Folgen zu ahnen. So wurde dem Studenten die Annäherung von Seite der Mutter erleichtert und das arme Mädchen ſeinen Lüſten preisgegeben. Fernand ſtudirte einen Operationsplan; denn hier, war er ſich auch ſeines Glückes bei Weibern bewußt, konnte er nicht auf eine ſchnelle Eroberung hoffen. Er mußte vorſichtig zu Werke gehn, ſollte er zum Ziele kommen. Die Mutter ſchien ſeine Abſichten zu merken und — ſo unglaublich es auch iſt! — zu theilen. Marlechen, dies unerfahrene Opfer mütterlicher Gewinnſucht, wandelte in ihrer Unbefangenheit unter Roſen, ohne die Dornen zu bemerken, die ihre reine Seele zu verwunden drohten. Sie ſah in ihrer Unſchuld die Welt im hellen Lichte und überſah die Schattenſeite. Marlechen feierte ihren Namenstag; als ſie Morgens Fernand's Zimmer betrat, um aufzuräumen, übergab ihr dieſer ein zierlich gefaltetes Papier mit den Worten: „Dies meiner kleinen Hausfrau (ſo pflegte er ſie ſcherzweiſe zu nennen) zum Namensfeſte.“ Marlechen erröthete und zupfte in der Verlegenheit an ihrer Schürze; ſie wußte nicht, ob ſie es annehmen ſoll oder nicht. Doch Fernand machte dem Zögern ein Ende und drang es ihr geſchickt auf. Dabei überbot er ſich in der Galanterie, daß das arme Mädchen nichts Anderes zu thun hatte, als zu erröthen. In ihrem Inneren ging eine Veränderung vor; es erwachten in ihr Gefühle, die bisher geſchlummert. Fernand weckte ſie mit ſeinen Schmeichelreden; denn ſo hatte zu ihr noch kein Mann geſprochen. Und Fernand war von ſchönem Aeußern; ſchwarze Locken umwallten ſeine hohe Stirn, ſeine Augen brannten in rothem Brillantfeuer und um ſeine Lippen ſpielte ein ſo humoriſtiſcher Zug, daß ſich ihm jedes Frauenherz auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Auch Marlechens Herz erzitterte in ſchnelleren Schlägen, als ſie ein geheimes Plätzchen aufſuchte, das zierlich gefaltete Papier öffnete, ein goldenes Fingerreif ihr entgegenrollte und ſie folgende feingeſchriebene Verſe im Stillen las:

„Alle Blumen die den Lenz verſchönen,
Mögen Deine Jugendfreuden krönen;
Aber keine Thräne darf Dir nahn!
Lieb' und Freundſchaft ſollen Dich geleiten,
Jeden Tag Die friſche Roſen ſtreuen
Auf des Lebens mühevoller Bahn.“

Marlechen legte das Papier zuſammen und ging zur Mutter, um ſich Raths bei ihr zu erholen, ob ſie das Ringlein behalten ſolle oder nicht. Ein leiſes Etwas in ihr ſtimmte für das Letztere, die Mutter jedoch für das Erſtere. „Du mußt es behalten!“ ſprach ſie ſtrahlenden Angeſichts, „die Zurückgabe würde ſeine Freigebigkeit beleidigen.“ Marlechen mochte einwenden, was ſie wollte, die Mutter beſtund hartnäckig auf ihrer Ausſage. „Die Mutter muß es beſſer wiſſen, als ich“ — dachte ſie zu ihrer Beruhigung — „ob es ſich ſchickt oder nicht.“

Es war eine ſtille Nacht; der Mond goß ſein Silberlicht aus über die ruhende Natur und guckte auch neugierig in Marlechen's Kämmerlein, um das liebliche Mädchen zu belauſchen. Es ſaß im leichten Nachtgewand am offenen Fenſter (die Mutter war auf einen Tag einer dringenden Angelegenheit wegen verreiſt), athmete in langen Zügen die duftige Abendluft ein, horchte den Liebesliedern der Nachtigall und überließ ihr reichgelocktes Goldhaar dem buhleriſchen Spiel des Frühlingswindes. Ihr ganzes Weſen war in einer Art trunkener Seligkeit verloren, ihre Augen ſchwammen im feuchten Schimmer und ſüße Seufzer hoben ihren jungfräulichen Lilienbuſen. Sie bemerkte nicht in ihrer ſeligen Selbſtvergeſſenheit, daß ſich die Thüre leiſe öffnete und leichte Tritte ſich ihr näherten. Da fühlte ſie ſich plötzlich umarmt — ſie ſchauerte zuſammen, wandte ſich um und ſah in das weinglühende Geſicht Fernand's. Ein leiſer Schrei entfuhr ihrer gepreßten Bruſt. Sie ſuchte ſich zu ſammeln und ihren Anzug zu ordnen. „Herr Fernand! Sie haben ſich gewiß in der Dunkelheit verirrt und Ihr Zimmer verfehlt; ich will gleich anzünden.“

„Laß es gut ſein, ſchönes Kind! Die Liebe ſoll zwar blind ſein, aber ſie hat mich recht geleitet.“ Und dabei ſchlang er wieder ſeine Arme um ihre ſchlanke Taille.

Marlechen entwand ſich ſeiner Umarmung und ſprach mit der Aufregung zitternder Stimme: „Ich verſtehe Sie nicht, Herr Fernand! Ich will Ihnen auf Ihr Zimmer leuchten.“

„Sei nicht kindiſch, Mariechen! Biſt Du nicht reizender bei dieſer magiſchen Mondbeleuchtung? Liebes Närrchen, ſo bringſt Du mich nicht fort. Wenigſtens ein Küßchen von Deinem Zuckermündchen.“

„Scherzen Sie nicht ſo grauſam, Herr Fernand, mit einem armen Mädchen!“ bat ihn mit faſt weinender Stimme Marlechen.

„Scherzen? Bei Gott nein! Ich meine es im Ernſt; dir Gelegenheit muß man bei den Haaren faſſen.“ Und er küßte ſie trotz ihrem Sträuben. „Du biſt heute nicht aufgelegt, Liebchen — auf ein andermal alſo!“ Er ging fort — Marlechen blieb erſtarrt ſtehen. Das Morgenroth blickte durch das Fenſter in Marlechen's Kämmerlein und ſpiegelte ſich in den Thränen, die auf ihren Wangen zitterten wie Morgenthau auf Lilien. Sie hatte eine ſchlafloſe Nacht zugebracht; ihr war ein ſchreckliches Licht aufgegangen. — „Er hält mich für eine feile Dirne,“ lispelte ſie ſchluchzend, „und ich habe ihn geliebt — den Wüſtling!“ Ein neuer Thränenſtrom erſtickte ihre Stimme. Sie ſchien einen Entſchluß gefaßt zu haben, trocknete ihre verweinten Augen und erwartete gefaßter die Ankunft der Mutter. Dieſe kam endlich von der Reiſe zurück und war nicht wenig erſtaunt, als Marlechen mit ängſtlicher Haſt zu ihr ſprach: „Herr Fernand kann nicht länger bei uns wohnen; Mutter! ich bitte Dich, kündige ihm die Wohnung auf — aber ſo bald, als möglich.“

„Was fiel Dich an, Mariechen? Du biſt ja ganz erhitzt!“

„Frage nicht, Mütterchen; thu' es mir zu Lieb'!“

„Du ſahſt Herrn Fernand ja gern; wie kommt es . . .“

„Er iſt ein Scheinheiliger! — ein verkappter Wüſtling!“

„Du biſt ſonſt ſanft wie ein Lamm — was hat Dich ſo erboſt?“

„Mütterchen! erſpare mir die Antwort. Ich kann mit ihm nicht länger unter einem Dache wohnen — kündige ihm die Wohnung auf, wenn Dir etwas an meiner Ehre gelegen iſt.“

„Wie Du ſo reden kannſt! Herr Fernand iſt reich — wir ſind arm; morgen ſoll er den Miethzins zahlen, er zahlt richtig — und ich ſoll ihn aus dem Hauſe weiſen, uns der letzten Unterſtützung beeauben? Sei vernünftig, Mariechen!“

„Iſt Dir das Geld lieber, als meine Ehre?“

„Sei nicht kindiſch, Mariechen! Du willſt leben — ich auch; zum Leben braucht man Geld! Weiſe ich ihn aus dem Hauſe, ſo ſchneide ich mir ſelbſt den letzten Nahrungszweig ab und uns bleibt nichts anderes übrig, als am Hungertuch zu nagen.“

Digitized by Google

„Lieber ehrlich hungern — als unehrlich schwelgen!"

„Das ist leicht gesagt — versuch' es aber! Du mußt es mit der Ehre nicht so genau nehmen und nicht so spröde thun gegen den jungen Herrn. Im Gegentheil, Du kannst es Dir zur Ehre anrechnen, daß ein so junger, schöner, reicher Herr . . ."

„Halt' ein, unmütterliche Mutter — ich versteh' Dich! — Ich bin verloren, wenn ich mir nicht selbst helfe; die Mutter selbst hat mich verkuppelt!" klagte Mariechen und rang nach einem Entschlusse.

Die Mitternacht war nahe, Alles lag im tiefen Schlaf begraben. Nur Mariechen wachte und suchte im Gebet eine Stärkung zur Ausführung ihres verzweifelten Entschlußes. Sodann warf sie ein weißes Tuch über, überzeugte sich vom Schlafe der Mutter, öffnete leise und ging wankenden Schritts nach dem Zimmer Fernand's. Vor der Thür blieb sie unschlüssig stehen und lehnte sich, um sich zu erholen, an die Pfosten. „Morgen soll er den Miethzins zahlen, sprach die Mutter. Er darf nicht zahlen — er darf nicht! Meine Ehre — meine Zufriedenheit fordert's. Wenn er nicht zahlen kann, weiset ihn die Mutter aus dem Quartier — und ich bin vor seinen Nachstellungen gesichert. Es ist nichts Böses, was ich beabsichtige; ich will ihm ja sein Geld dann wieder in die Hände spielen!" — So ermuthigte sich das zum Aeußersten greifende Mädchen und öffnete behutsam die Thür. Dennoch durchbebte ein leiser Schauer ihren Körper, als sie eintrat. — „Mein Gott! wenn er erwachte," dachte sie bei sich selbst und sie beeilte sich, ihren Plan zu verwirklichen. Sie nahm die am Schreibtisch liegende Brieftasche, die goldene Uhr, und aus dem Schubladen die Geldbörse heraus, nicht ohne im Innersten zu erzittern, und wollte eben mit der Beute den Rückweg antreten, als sich Fernand im Bette regte. Mariechen blieb wie eingewurzelt stehen und ein Mondstrahl, der sich aus dem Nachtgewölk hervorstahl, beleuchtete ihr todtenbleiches Antlitz.

„Diebe! — Räuber! — Hilfe!" schrie aus vollem Halse Fernand, die weiße Gestalt wie im Traum anstarrend.

„Jesus Maria!" entfuhr es, wie der Aeolsharfe ersterbender Hauch, Mariechen's Lippen — und die Nachtwandlerin sank ohnmächtig nieder. Fernand sprang bestürzt vom Bette und erkannte mit Erstaunen in der Ohnmächtigen — sein liebes Mariechen! Eine geknickte Lilie lag sie da, im Schoße Fernand's Brieftasche, Uhr und Geldbörse. Fernand erholte sich noch nicht von seinem Schreck, als die vorbeiziehende Nachtwache, die seinen Hilferuf gehört, hereindrang. — Mariechen wurde verhaftet und als schuldig erkläet; der Schein zeugte gegen sie. Eine einjährige Zuchthausstrafe war der Lösepreis ihrer Ehre.

Churfürst Balduin vor Castellaun.

(Siehe die lithographirte Abbildung.)

Die Herzoge von Nassau und die Grafen von Spanheim lagen mit dem Churfürsten Balduin von Trier in Fehde und sengten und brannten in den Trier'schen Landen am Rhein umher. Um so größer war daher die allgemeine Freude, als der Graf von Spanheim, dessen Gattin gestorben, um Adelgunde, die Tochter des Churfürsten, sich bewarb, weil der heiß ersehnte Friede die nothwendige Folge davon sein mußte. Der Churfürst hatte die Hand seiner schönen Tochter dem Grafen zugesagt und Adelgunde fügte sich dem väterlichen Willen. Als der Tag der Trauung erschien und das Glöcklein der Schloßkapelle den Beginn des feierlichen Aktes verkündete, da fehlte die Braut. Der Churfürst wie der Graf waren wie vom Donner gerührt; sie ließen die Entschwundene allenthalben aufsuchen, aber erst am zweiten Tage darauf erzählte ein Schäfer: er habe während jenem verhängnißvollen Hochzeitsfeste zwei schwarz gekleidete Männer in wilder Flucht durch das Waldesdickicht eilen sehen, deren jeder ein holdes Frauenbild hinter sich auf dem Rosse gehabt hätte. Da ward die frühere Vermuthung des Churfürsten, daß Adelgunde mit dem Ritter von Virneburg entflohen sei, zur Gewißheit, um so mehr, als der Fürst sich erinnerte, daß seine Tochter zum Ritter geheime Liebe gehegt und ihn öftee gebeten habe, sie dem Virneburg als Gattin zu gewähren. Ergrimmt ob solchem Frevel ließ der Churfürst eiligst seine Mannen aufbieten, um durch eine Belagerung der Virneburg den Räuber seines Kindes zur Herausgabe Adelgunde's zu zwingen; mußte aber von seinem Vorhaben abstehen, da der Graf von Spanheim mit seinen Reisigen vor des Churfürsten Burg erschien, um die ihm angethane Schmach mit dem Tode Balduin's, den er im Einverständniß mit Adelgunden glaubte, zu rächen. Bereits mehre Wochen lang währte die Belagerung, als eines Morgens die Feinde plötzlich verschwunden waren. Ein schwarzer Ritter nämlich hatte den Grafen Spanheim und seinen Genossen, den Herzog von Nassau, auf Tod und Leben herausgefordert und im ergrimmten Kampf mit seinen Gegnern dem Grafen eine lebensgefährliche Wunde beigebracht. Balduin, höchlich verwundert über diesen seltsamen Vorfall, vermuthete in dem kühnen schwarzen Ritter den Entführee seiner Tochter, und zog vor die Virneburg, wo er die räthselhafte Kunde vernahm: der Ritter habe seinen Ahnensitz seinem Vetter Hartberg vermacht und sei darauf, blos von zwei Leibknappen begleitet, fortgezogen, wohin, das wisse man nicht.

Sechs Jahre waren verflossen, als in den Trier'schen Landen alles Volk aufgeboten wurde, um eine Wölfin zu erlegen, welche große Verheerungen anrichtete. Der Churfürst selbst stellte sich an die Spitze der Jäger; aber trotz aller Mühe konnte man das Unthier nicht erlegen, da die wilden Schluchten und Abgründe des Hundsrückengebirges den Verfolgern unzählige Schwierigkeiten und Hindernisse daebten. Der Churfürst verfolgte zu hitzig die Fährte der Wölfin, er verlor sein Gefolge aus den Augen und sah sich plötzlich allein in der unwegsamen Wildniß, während die Nacht hereinbrach. Er ließ sein Jagdhorn mächtig erschallen, aber ihm antwortete nur der Wiederhall aus den Felsenklüften oder die krächzende Stimme eines aufgeschreckten Käuzleins. Inzwischen hatte die Nacht ihren Sternenmantel ausgebreitet über das tiefe Schweigen der Waldeinsamkeit; Balduin, dem nun jede Hoffnung, noch eine menschliche Wohnung erreichen zu können, entschwunden war, lagerte sich, den Anbruch des Tages abwartend, an einer Quelle, das treue Schwert in der kampfgewohnten Faust, um stets gefaßt zu sein bei einem etwaigen Ueberfall wilder Thiere, die dazumal in jenen Bergen hausten. — Der Morgen kam und der Churfürst gelangte nach einer mühseligen Wanderung durch das jeden Schritt hemmende Gestrüpp endlich an eine lichte Stelle und — wer schildert seine freudige Ueberraschung — als vor seinen erstaunten Blicken eine wohlverwahrte Burg da lag, auf die er sogleich zuschritt, Einlaß begehrend. Erst nach oftmaligem Pochen und langem Harren öffnete sich ein eisernes Pförtchen und ein riesig großer Knappe frug barsch nach dem Begehren des, wie es schien, unwillkommenen Gastes. Der Churfürst bat nur um kurze Rast und einen Wegweiser, da er sich auf der Jagd verirrt habe und ermüdet sei, verschwieg jedoch seinen Namen. Der Wächter hieß ihn mit kurzen Worten warten, schloß die Pforte und kam erst nach längerer Zeit mit dem Bescheid zurück: der fremde Ritter möge sich zum Burgherrn begeben. Er fand denselben sammt seiner Gemalin im Empfangssaale und erkannte in der Burgfrau sogleich seine entflohene Tochter Adelgunde, in deren Gemal den Ritter Guido von Virneburg; er selbst aber, den Aller und Gram bereits sehr verändert hatten, wurde im einfachen Jagdkleide von jenen nicht erkannt. Am nächsten Morgen schon verließ er in Begleitung eines klugen, kräftigen Burschen die seltsame Burg. Ungeachtet sein Begleitee ihn auf gar wunderliche Weise kreuz und quer, bald durch fast unwegsame Felsenschluchten, bald durch das unheimliche Dunkel eines Forstes führte, — der Churfürst merkte sich trotzdem die Lage dee Burg, indem ihm zwei bekannte hohe Berge

Digitized by Google

Churfürst. Balduin von Castellaun. 1320.

Digitized by Google

zur Richtſchnur dienten. Wenige Tage darauf ſtand der Churfürſt mit einem ſtarken Heere vor der Waldburg und beſchloß nach mehrmaligen fruchtloſen Verſuchen einer Erſtürmung die Beſatzung durch Hunger zur Uebergabe derſelben zu zwingen. Das aber war ein langwierig Stück Arbeit und das thatenloſe Daliegen für den Feuergeiſt des alten Kämpen höchſt verdrießlich. Eines Morgens ſchritt er eben unmuthig vor ſeinem Zelte auf und nieder, als urplötzlich ſeine Tochter mit ihren drei Kindern auf der einen, ſein aufgedrungener Eidam auf der andern Seite zu ſeinen Füßen lagen, um Gnade und Erbarmen flehend. Der Churfürſt wandte erzürnt ſein Antlitz; als aber die lieben, engelſchönen Kleinen unter heißen Thränen ſeine Knie umklammerten und mit weichen, ſüßen Schmeicheltönen an ſein Herz ſich wandten, während ihr Vater auf eine tiefe Narbe ſeiner Wange deutete mit den Worten: „Sie zeichnete mir das Schwert des Grafen Spanheim, als ich Euch, Herr Churfürſt, von ihm befreite!“ — da ſchmolz das ſtarre Eis ſeines Herzens und er verzieh ſeiner Tochter und ihrem Gatten. — Die Burg Caſtellaun wurde durch neue Bauten vergrößert und verſchönert, der dunkle Forſt umher in einen anmuthigen Park verwandelt und der Churfürſt Balduin begab ſich nun oft hieher, um von Kämpfen oder Regierungsſorgen im Kreiſe des ihn wahrhaft kindlich liebenden und verehrenden Ehepaares und ihrer herrlich aufblühenden Sproſſen auszuruhen. — Die ehemals ſtattliche Burg liegt nun in Trümmern, aus ihren Steinen jedoch entſtand ein anmuthiges Dörfchen.

Gräfenberg.

(Dazu die xylographirte Abbildung.)

Unter den Fortſchritten, welche die neuere Zeit aufzuweiſen hat, verdient, was auch ihre Gegner ſagen mögen, die Waſſerheilkunde einen ehrenvollen Platz und die erſte Waſſerheilanſtalt eine anerkennende Erwähnung in unſeren Blättern. — Das große Publikum hat längſt begriffen, daß man in der Apotheke nicht Geſundheit verkaufe und daß man ohne Arzt bei einfacher Lebensweiſe geſunder bleibe, als mit dem Arzt bei allerhand künſtlichen Genüſſen. Ohne der Heilkunde nahe treten zu wollen, kann man wol behaupten, daß nicht der Arzt von einer Krankheit heilt, ſondern die jedem Menſchen innewohnende Naturheilkraft, ohne welche ſein räthſelhaftes Daſein geradezu unmöglich ſein würde, dieſelbe Kraft, welche die Pflanze wachſen und blühen läßt und die ganze organiſche Welt lebendig erhält. —

Die erſtaunlichen Erfolge, welche die erſten Waſſerkuren hatten, riefen eine ungeheure Begeiſterung für die Hydropathie (Waſſerheilkunſt) hervor und man vergaß, daß für einen geſchwächten Leib Schonung und eine regelmäßige Lebensweiſe beſſer ſei, als eine alle Lebensorgane anreizende und zu höherer Thätigkeit antreibende Kur. Dies der Grund, warum Nichtgeheilte Zweifel und Klagen erhoben. Daß im Waſſer allein Geſundheit und Leben nicht zu finden ſei, iſt ausgemacht; aber eben ſo wahr bleibt es auch, daß wir im Waſſer und der Prießnitz'ſchen Methode eines der einfachſten und unmittelbarſten

Digitized by Google

Hrilmittrl beſitzen und daß die Umgeſtaltung, welche dieſelbe in der Heilkunde und Lebensweiſe hervorgebracht hat, der geſammten Menſchheit zum Heil gereicht. Doch iſt zu wünſchen, daß die Anwendung nur in den Händen geſchickter und vorurtheilsfreier Aerzte ſich befinde.

Die erſte Kaltwaſſerheilanſtalt iſt Gräfenberg, vor ungefähr zwanzig Jahren kaum im Kreiſe einiger Meilen bekannt, aber durch Vinzenz Prießnitz und ſeine Jünger bald über die Grenzen Europas hinaus berühmt geworden. Gräfenberg liegt in Oeſterreichiſch-Schleſien und zwar in demjenigen Theile der Sudetn, den man das Geſenke nennt, vier Meilen von Neiſſe, drei Meilen von Johannisberg, zehn Meilen von Troppau und etwa zwölf Meilen von Olmütz. — Die oberſte Gruppe der Häuſer, welche wir auf dem Bilde erblicken, bildet die eigentliche Waſſerheilanſtalt. Links ſieht man das große ſteinerne Haus mit ſeinem Speiſe- und Verſammlungsſaal, ſeiner Küche, ſeinen großen Wanaen, ſeinen vielen Wohnungen und Ställen; rechts das große Bretterhaus, welches bis 1839 den Mittelpunkt der Anſtalt bildete und jetzt mit Krankenbetten beſetzt iſt; unterhalb des großen Bretterhauſes iſt das kleine ſteinerne Haus mit dem Saale, welcher nach 1837 während der rauhen Jahreszeit als Speiſe- und Verſammlungsſaal diente, jetzt aber auch mit Kranken beſetzt iſt; daran ſtößt Prießnitzens ehemaliges Wohnhaus, jetzt ebenfalls Kranke enthaltend. Dann das kleine Bretterhaus, die Scheune, ferner einige wenige Häuſer ober- und unterhalb der Prießnitz'ſchen Gebäude ſind auch mit Kranken angefüllt und mit den nöthigen Einrichtungen zum Baden verſehen. Die übrigen Häuſer ziehen ſich in einer Schlucht des Gräfenbergs nach dem Städtchen Freiwaldau herab.

Alle Häuſer ſind für Kurgäſte eingerichtet und die Eigenthümer beziehen von dieſen einen bedeutend größeren Nutzen, als von ihrem in dem rauhen Klima nicht ſehr ergiebigen Ackerbau. Viele der Wohnungen ſind ſo leicht gebaut, daß ſie nur für die warme Jahreszeit dienen können; bei ſehr großem Andrange nehmen ſogar Perſonen von Stande mit dem Winkel einer Scheuer oder eines Stalles vorlieb. — Links von den Prießnitz'ſchen Gebäuden, den Berg hinauf, führt ein Weg nach dem Hirſchbadkamme und den Sturzbädern. Dieſer Weg bietet eine entzückende Ausſicht nach dem Thal. Die vielen ſehr kalten und klaren Quellen, die überall hervorſprudeln, liefern den Grundbeſtandtheil der Gräfenberger Kur und gewähren den Spazierenden den Vortheil, überall die ihnen vorgeſchriebene Menge Waſſer trinken und die Bewegung mit der Kur verbinden zu können.

In dem jetzigen Leiter der Heilanſtalt beſitzt Gräfenberg einen würdigen Nachfolger des großen (wie bekannt verſtorbenen) „Waſſerdoktors" Prießnitz.

Poetiſches Album.

O Herr! laß mich nicht ſchuldig werden.

Wenn bei der Abendglocke Klingen
Ein heilig Ahnen Dich durchbebt
Und ſich Dein Herz im keuſchen Drängen
Zum Geber alles Glücks erhebt;
Dann ſtehe nicht, wir Alles ſteht,
Um Glanz und Reichthum hier auf Erden;
Dann ſei Dein einziges Gebet:
„O Herr! laß mich nicht ſchuldig werden!"

Was hilft Dir jedes Glück hienieden,
Was jeder Glanz und jede Pracht,
Wenn Deines Herzens innerer Frieden
Durch eig'ne Schuld verſinkt in Nacht?
Was nützt Dir alles Geld und Gold
Und Ruhm und Ehr' in allen Stücken,
Wenn Dir die eig'ne Seele grollt,
Die Dich allein nur kann beglücken?

D'rum bete nicht, wir Alle beten,
Um Glanz und Reichthum auf der Welt;
O fleh', wie einſt die Weiſen flehten,
Daß Gott die Unſchuld Dir erhält!
Die Schuld begleitet jeden Schritt,
Den ſelbſt auf Roſen Du gegangen
Und trägt den dunklen Schleier mit,
Ein jedes Hoffen aufzufangen.

Die Schuld verbirgt ſich in dem Kleide,
Das Dir der Stolz zum Schmuck erkor
Und macht zum Linnen Dir die Seide,
Daß allen Schimmer ſie verlier;
Dir Schuld reißt ſelbſt aus ſüßem Traum
Dich auf mit ihren ſpitzen Krallen
Und ſtachelt Dich durch Zeit und Raum,
Bis Du dem Tod anheimgefallen.

Doch, wenn der Blumr im Gefilde
Du gleich geblieben, keuſch und rein,
Dann wird die Unſchuld Dir zum Schilde
Für jeden Erdenkummer ſein;
Dann trotzeſt Du des Lebens Noth,
Wie auch die harten Loose fielen;
Dann iſt Du fromm Dein letztes Brot
Und achteſt nicht der Hand voll Schwielen.

Dann lächelt ſelbſt im Bettlerkleide
Dir Welt Dich freundlich an und hold,
Dann wird das Linnen Dir zur Seide,
Dann wird das Eiſen Dir zum Gold.
D'rum bete nicht, o bete nicht
Um Glanz und Reichthum hier auf Erden!
O fleh', wenn Alles Dir gebricht:
„O Herr! laß mich nicht ſchuldig werden!"

Hiſtoriſche Miszellen.

Die Ehen zwiſchen den Herrſcherhäuſern Oeſterreich und Baiern. Unter allen europäiſchen Heerſcharen finden ſich keine, die ſo häufig in eheliche Verbindung getreten ſind, als die beiden Regentenfamilien Oeſterreichs und Baierns. Die Verbindungen ſind ſeit 580 Jahren ſo zahlreich, die Verhältniſſe ſo innig, daß man die vorübergehenden Zwiſte, die zwiſchen beiden Häuſern ſtatthatten, beinahe wie ein Familienunglück betrachten muß, worauf dann immer nur engere Verbindung folgte. Bei der nun bevorſtehenden Vermälung des Kaiſers von Oeſterreich mit Prinzeſſin Eliſabeth von Baiern iſt ein Rückblick auf die geſchloſſenen Ehen zwiſchen beiden Herrſcherhäuſern wohl nicht ohne Intereſſe. Bis jetzt ſind 21 ſolcher Ehen eingegangen worden und ein Orientaliſt würde gewiß darin eine günſtige Vorbedeutung finden, daß nach drei Mal 7 Ehen, die im Orient heilige Zahl 7 zum vierten Mal grade mit der Heirat des Kaiſers Franz Joſef beginnt.

Betrachten wir zuerſt die Reihenfolge der öſterreichiſchen Prinzeſſinen, die nach Baiern gehrirathet haben; es ſind deren 10. Ihre Reihe beginnt ſchon unter Rudolf v. Habsburg, dem Gründer der Macht des Hauſes Oeſterreich. 1. Mechtilde, Tochter des Kaiſers Rudolf, wurde vermält mit Ludwig dem Strengen, Kurfürſten von der Pfalz, im Jahre 1273. 2. Katharina, eine andere Tochter Kaiſer Rudolf's, wurde vermält mit Herzog Otto von Baiern im J. 1278; es iſt derſelbe Otto, der im J. 1305 von den Magyaren zum Könige von Ungarn gewählt wurde, Katharina aber hatte dies nicht erlebt. 3. Margaretha, Tochter Herzog Albrecht's IV. von Oeſterreich, wurde 1412 die Gemalin Herzog Hein-

Digitized by Google

rich's des Reichen von Baiern. 4. Kunigunde, Tochter Kaiser Friedrich's IV., vermälte sich im J. 1487 mit Herzog Albrecht IV. von Baiern; die Ehe wurde vermittelt durch den nachmaligen Kaiser Maximilian I., Friedrich's einzigen Sohn. Die Spannung, die damals zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Baiern bestand, wurde durch Maximilian's und Kunigundens vereinte Bemühungen ausgeglichen. 5. Maria Anna, Tochter Kaiser Ferdinand's I., wurde 1546 mit Albrecht V., Herzog von Baiern, vermält. 6. Maria Anna Josefa, Tochter Ferdinand's III., vermält mit Johann Wilhelm, Herzog von Pfalz-Neuburg, 1678. Johann wurde nachmals Kurfürst. 7. Maria Antonia, Tochter Kaiser Leopold's I. Ihr Gemal war der ritterliche Kurfürst Max Emanuel, der Eroberer von Belgrad. Die Vermälung fand 1685 statt. Maria Antonia's Mutter war die spanische Prinzessin Margaretha Theresia. Der einzige Sohn Max Emanuel's und Maria Antonia's hatte bei dem nahe bevorstehenden Erlöschen der spanischen Habsburger die Aussicht auf die größte Erbschaft der Welt; denn ihm hätten nach dem Erlöschen der spanischen Habsburger Spanien, Neapel, Sicilien, Mailand, die Niederlande und alle spanischen Besitzungen in Amerika und Asien gehört, aber Gott rief den siebenjährigen Prinzen von der Welt ab, als der König Karl von Spanien noch lebte. 8. Maria Amalia, Tochter Kaiser Josef's I., wurde vermält mit dem Kurfürsten Karl Albrecht, nachherigen Kaiser Karl VII., 1722. Die pragmatische Sanktion Kaiser Karl's VI. hatte festgesetzt, daß im Falle des Erlöschens seiner männlichen und weiblichen Nachkommenschaft das Erbe auf die Deszendenten seiner beiden Nichten, der Kurfürstinen von Baiern und Sachsen, übergangen habe. 9. Maria Leopoldina, Tochter des Erzherzogs Ferdinand von Este, heiratete den Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Baiern-Sulzbach im Jahre 1795. 10. Auguste, Tochter Leopold's II., vermält mit Prinz Luitpold, Sohn König Ludwig's von Baiern 1844.

Nach Oesterreich wurden bis jetzt 11 baierische Prinzessinen vermält und zwar: 1. Elisabeth, Tochter Herzogs Stephan von Baiern, mit Otto dem Fröhlichen im Jahre 1334; aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, die aber im jugendlichen Alter starben. 2. Johanna, Tochter Albrecht's I. von Baiern, mit Albrecht IV., Herzog von Oesterreich, 1396. Ihr Sohn war der nachherige Kaiser Albrecht II., unter dessen Herrschaft Böhmen zum zweiten Mal, Ungarn zum ersten Mal an das Haus Oesterreich kam. 3. Elisabeth, Tochter Kaiser Ruperts, vermält mit Herzog Friedrich mit der leeren Tasche, 1406. Die Chronik sagt von ihr: „Eine schöne bleiche Frau." Als Friedrich durch Kaiser Sigmund in die Acht erklärt wurde, hielt sie im Unglück standhaft bei ihm aus. In ihrem Sohne Sigmund erlosch die tirolische Linie des Hauses Oesterreich. 4. Maria, Tochter Albrecht's V., Gemalin Erzherzogs Karl von Steiermark, Vermälung 1570. Karl's Vater, Ferdinand I., hatte die österreichischen Erblande unter seine drei Söhne getheilt, so war Steiermark an Erzherzog Karl gekommen. Seine Gemalin Maria war eine eben so geistreiche als fromme, eben so kluge als standhafte Frau. Sie ist die Stamm-Mutter aller nachfolgenden Habsburger. Wer ausführlich über das mannigfache Wirken dieser höchst merkwürdigen Fürstin unterrichtet sein will, findet in Hurter's Geschichte Ferdinand's II. Alles, was bis jetzt über dieselbe bekannt ist. 5. Maria Anna, Tochter Herzogs Wilhelm von Baiern, Gemalin Kaiser Ferdinand's II., Vermälung 1600. Der Kaiser war der Sohn des Nr. 4 erwähnten Erzherzogs Karl und Maria von Baiern. 6. Eleonora Magdalena Theresia, Tochter Herzogs Wilhelm von Pfalz-Neuburg, dritte Gemalin Kaiser Leopold's I., vermält 1676. Eine überaus fromme, christlich-demüthige Frau. Als sie erfuhr, daß ihr Beichtvater einen Aufsatz über ihre Tugenden geschrieben, ließ sie sich den Aufsatz geben und warf ihn in's Feuer. Wissenschaftlich gebildet schrieb sie auch ein Andachtsbuch, welches gedruckt wurde; sie war aber nicht nur fromm, sondern auch politisch thätig; da der Kaiser nichts Französisches lesen wollte, verfaßte sie Auszüge aus französischen Staatsschriften, wenn sie glaubte, daß ihm die Kenntniß derselben nöthig sei. Sie überlebte den Kaiser und auch ihren erstgeborenen Sohn Kaiser Josef I. Bei dem unvermutheten Tod des Letzteren übernahm sie die Zügel der Regierung und führte sie unter verwickelten Verhältnissen mit Umsicht und Kraft bis zur Ankunft ihres zweiten Sohnes Karl VI., der damals in Spanien war. Ihr gebührt der Ruhm, die Rakoczi'sche Rebellion durch den Szathmarer Frieden geschlossen zu haben. Ausführliches über sie ist in Mailath's Geschichte des österreichischen Kaiserstaates, 4. Band, nachzulesen. 7. Maria Josefa, Tochter Kaiser Karl's VII., vermält mit Kaiser Josef II., 1765. 8. Maria Karolina Augusta, Tochter Maximilian's I., Königs von Baiern, vermält mit Franz I., Kaiser von Oesterreich, 1816. 9. Sophia, Tochter Maximilians I., Königs von Baiern, vermält mit Erzherzog Franz Karl, 1824. 10. Adelgunde, Tochter König Ludwig's von Baiern, vermält mit Erzherzog Franz Ferdinand, Herzog von Modena, 1842. 11. Hildegarde, Tochter Königs Ludwig's von Baiern, vermält mit Erzherzog Albrecht, 1844.

Die nächstbevorstehende Verbindung des Kaisers Franz Josef mit der Prinzessin Elisabeth wird, wie schon gesagt, die zwei und zwanzigste Ehe sein zwischen den Häusern Oesterreich und Wittelsbach. Nur der Vollständigkeit wegen erwähnen wir noch, daß auch zwischen den spanischen Habsburgern und dem baierischen Regentenhaus eine eheliche Verbindung stattgehabt hat. Maria Anna, Tochter Herzogs Wilhelm von Pfalz-Neuburg, wurde mit Karl II., König von Spanien, im Jahre 1690 vermält. Sie war die Schwester der Nr. 6 erwähnten Prinzessin Eleonora, Gemalin Leopold's I. Die Ehe blieb kinderlos. Es würde ein an häuslichen und Regententugenden reiches Buch geben, wenn ein baierischer oder österreichischer Geschichtsforscher die Biographien dieser Fürstinen schreiben wollte.

Amüsantes.

Aus der Theaterwelt.

„Im Himmel," sagte ein Schauspieler, „stehen zwei Stühle, bestimmt zur Ehre der Sitzung für zwei Seltenheiten; der eine ist der Ehrenplatz für die Stiefmutter, welche nie stiefmütterlich dachte, der andere für den schlechten Schauspieler, welcher es selbst gesteht, daß er ein schlechter Spieler ist. Die Stühle stehen schon seit undenklichen Zeiten leer, und auf ihren Sitzen liegt handhoher Staub."

Einem Herrn Sastro wollten seine Kinder und Freunde an seinem Geburtstage eine kleine häusliche Feierlichkeit veranstalten, und um Zeit und Gelegenheit zur Vorbereitung zu gewinnen, bewegen sie ihn, in das Theater zu gehen, wo er seit zwanzig Jahren nicht gewesen war. Im Theater wurde die „Zauberflöte" gegeben, die ihm außerordentlich gefiel; als jedoch im Finale des ersten Aktes der Chor ertönte: „Es lebe Sarastro! Sarastro soll leben!" glaubte er sich jetzt völlig überzeugt, daß die Zauberflöte ein Gelegenheitsstück auf seinen Geburtstag wäre; er stand daher im Parterre auf, neigte sich mehreremal gegen die Bühne und rief: „Ich danke Ihnen, meine Herren! Zu viel Güte! Zu viel Umstände! Das wäre ja nicht nöthig gewesen!" — Man kann sich das Gelächter der Zuschauer vorstellen.

Von einer Theaterdirektion sagte man, als sie Pferde und Hunde auf die Bühne brachte: „Nicht genug, daß sie das Theater auf den Hund bringt, bringt sie auch noch den Hund auf das Theater.

Ein unbedeutender Schauspieler beklagte sich bei einem Freunde, daß er noch nie beklatscht werden sei, und erhielt hierauf folgenden Neujahrswunsch:

Digitized by Google

Es möge zu dem neuen Jahr
Der Himmel eine Weiberſchaar
Dir, Freund, als Publikum beſcheeren;
Dann wirſt Du gewiß immerdar
Dich ſicherlich beklatſchet hören.

Der Komiker einer kleinen Truppe wurde gefragt, ob der Direktor nicht auch bald das Schauſpiel „die Schuld" geben werde? — „O," erwiederte der Komiker, „die geben wir überall, wo wir hinkommen, aber man hat uns noch nirgend Beifall gezollt."

Ein Seekapitän, dem die Schaubühne eine fremde Welt war, ging eines Tages in die Oper, und als ihn ein Freund fragte, wie ihm die Oper gefallen, ſagte er: „Je nun, von der Muſik verſtehe ich freilich nichts; aber nach dem zu urtheilen, was ſich Viele, die ich doch für Muſikkenner halte, gegen einige Spieler erlauben, muß ich glauben, daß ſie ihre Sache nicht ſonderlich machten. Eine Sängerin ſang ſo herzlich ſchlecht, daß ſie faſt Alles noch einmal ſingen mußte."

Ein Schauſpieler zu Paris ließ ſich auf der Straße die Schuhe putzen, und der kleine Savojarde wollte ſeine Mühe nicht bezahlt nehmen. Der Schauſpieler fragte verwundert: „Warum ſoll ich Dir denn nichts geben?" — „Von Kameraden," verſetzte der Kleine, „darf ich nichts nehmen. Ich mache in der Oper die Ungeheuer, wie Sie dort die Könige machen."

Was iſt für ein Unterſchied zwiſchen einem Trauer-, einem Schau- und einem Luſtſpiel? — Wenn ein Menſch dumm iſt, ſo iſt das ein Trauerſpiel für ihn; trägt er die Dummheit öffentlich zur Schau, ſo iſt das ein Schauſpiel für die Geſellſchaft, und wenn man ſich über ihn luſtig macht, ſo iſt das ein Luſtſpiel. —

Scherz und Laune.

Ein Profeſſor ſagte zu einem jungen Ehemanne: „Sie ſind der glücklichſte Menſch auf der Welt." — „Sie haben recht, ich habe Alles, was zu einem erfreulichen Leben Anſpruch macht, aber in der Liebe bin ich ſeit meiner Jugend unglücklich. Meine erſte Geliebte ging in ein Kloſter, meine zweite raubte mir der Tod und meine dritte — iſt meine Frau geworden."

Ein Handwerksburſche wollte ſeine Liebſte an ihrem Geburtstage mit einem gereimten Glückwunſche überraſchen und auf einem recht ſchönen Bogen geſchrieben zuſenden, aber er fand in keinem Papierladen, was er ſuchte, entſprechend, denn alles war zu wolfeil. Zufällig hörte er einen andern Käufer einen Bogen um 4 Gulden C. Mze. verlangen, und ſofort begehrte er auch einen ſolchen und erhielt — einen Stempelbogen.

In einer Geſellſchaft behauptete der Hofnarr des Königs Sigmund von Polen, Staneżyk: der Stand der Aerzte ſei der zahlreichſte und verſprach in dem kleinen polniſchen Städtchen, wo man ſich eben zufällig auf der Jagd befand, binnen drei Tagen mehr als hundert Aerzte aufzuweiſen. Ein benachbarter Edelmann, welcher genau wußte, daß in dem kleinen Orte ſich nur ein einziger Arzt befand, wettete dagegen mit hundert Dukaten. Folgenden Tages ſah man den Narren mit verbundenem Geſicht ſtöhnend umherlaufen und über heftige Zahnſchmerzen klagen, worauf ihm Jeder, den er begegnete, ein unfehlbares Mittel gegen ſeine Zahnſchmerzen anrieth, das ſich der Schalk dann ſchriftlich Schwarz auf Weiß geben ließ. So bekam er bald die bedungene Zahl der Aerzte zuſammen, und das Beſte war, der Edelmann, welcher es beſtritten und deshalb mit ihm gewettet hatte, befand ſich ſelbſt auf der Liſte dieſer Aerzte, und half ſo ſeinem Gegner die Wette gewinnen.

Buntes.

In Spanien gibt es noch immer Räuberbanden, welche in den Bergen ihre Schlupfwinkel haben und die Reiſenden auf den Straßen berauben, und welche man noch nicht gänzlich vertilgen konnte. Als man jedoch auf dieſelben Jagd machte, flüchtete ſich eine Schaar derſelben in die Wälder von Alamine. Dieſe gehören dem Herzoge von Oſſuna, einem der größten Herrſchaftsbeſitzer, und nachdem ſeine Leute mit den Räubern vergeblich vielmal ſcharmützelt hatten, ſchloß man mit denſelben einen Waffenſtillſtand, nach welchem die Räuber gelobten, keinen Verwandten des Herzogs auszuplündern, die Leute des Herzogs ſich dagegen verbindlich machten, die Räuber in ihrer Induſtrie nicht weiter zu ſtören. Der Vertrag wurde gewiſſenhaft gehalten.

Im vorigen Jahre aber überfielen die Räuber den Wagen der ſchönen Marquiſe von C., die natürlich ohnmächtig wurde, und nahmen ihr alles Geld und allen Schmuck, doch mit ritterlicher Artigkeit. In Madrid klagte die Marquiſe dieſen Unfall dem Herzog, der ſie zuerſt fragte, ob ſie den Räubern nicht geſagt habe, daß ſie ſeine Couſine ſei? Die Marquiſe entgegnete, ſie habe es nicht ſagen können, da ſie ohnmächtig geworden ſei, und der Herzog entließ ſie mit den Worten, daß ſie von ihm hören werde.

Nach neun Tagen wurde ſie erſucht, ſich in den Palaſt Oſſuna's zu begeben. Hier erwartete ſie der Herzog mit einem Fremden, und führte ſie an einen Tiſch, auf dem ein Sack voll Geld nebſt vielen Schmuckſachen lagen. „Wie viel Geld hatten Sie in Ihrem Wagen?" fragte er. — „Viertauſend Realen." — Das Geld wurde hingezählt und es fehlte nichts daran, wie auch unter den Schmuckſachen nicht einmal eine goldene Nadel vermißt wurde.

„Wie haben Sie aber Alles dieſes ſo ſchnell erlangt?" fragte die Marquiſe. — „Durch den Herrn da, er iſt der Hauptmann der Räuber, die Sie anhielten. Ich beſchwerte mich bei ihm und ſagte ihm, daß Sie meine Couſine wären. Er bedauerte ſehr, daß Sie ihm das nicht ſogleich geſagt, weil er Sie in dieſem Falle nicht nur nicht angehalten, ſondern Ihnen ſogar eine Bedeckung mitgegeben haben würde und bittet um Ihre Verzeihung.

Der Räuberhauptmann verbeugte ſich galant, die Marquiſe verzieh und wollte ihm den Schmuckkaſten überlaſſen, aber er verſicherte, daß ihm ſeine Ehre verbiete, dieſen anzunehmen, und war mit vielem Zaudern endlich zu bewegen, als Andenken einen einfachen Ring an ſeinen Finger zu ſtecken.

Seit dieſem Tage war kein ähnliches Verſehen vorgekommen und der Herzog hatte alle Urſache, mit ſeinen Räubern zufrieden zu ſein.

Der reiche hindoſtaniſche Prinz Twaugh-hor beſuchte in Paris die Saiengeſellſchaften bei der gefallſüchtigen Madame D..; er verliebte ſich in dieſelbe, gewahrte aber drei Perſonen, die ſtets anweſend waren; zwei ſchienen gleichfalls ſich um ihre Gunſt zu bewerben, die dritte war aber kalt und ernſt, und erwies dem Prinzen alle mögliche Aufmerkſamkeit, um ſo weniger aber der Herrin des Hauſes. Er theilte die Unterhaltung mit ihr äußerſt ſelten, ſprach beinahe nie, und brach ſeinen kurzen Beſuch immer ſchnell ab. Wie hätte der Prinz in dieſem Manne den Gatten der Madame D... erkennen ſollen? Er war nicht wenig erſtaunt, als ihm dieſe Entdeckung gemacht wurde, aber eben ſo auch der Herr Gemal verwundert, als der Prinz alſo zu ihm ſprach: „Hätte ich früher gewußt, daß Madame D... Ihre Frau wäre, würde ich Ihnen zuerſt den Eindruck mitgetheilt haben, welchen ihre Reize auf mein Herz hervorgebracht haben; aber ich kenne die Pariſer Sitten zu wenig, und da ich nie gehört habe, daß Sie verheirathet ſind, hielt ich die Dame für frei. Uebrigens bin ich nicht im entfernſten gewillt, Ihr Eigenthum mir zuzueignen, Ihre Rechte antaſten zu wollen. Sind auch die Sitten in unſern beiden Ländern verſchieden, ſo ſind

Digitized by Google

es doch nicht die Pflichten. Wenn es Ihnen indeſſen möglich geworden iſt, ſo vieler Schönheit und Anmuth überdrüſſig zu werden, ſo iſt es Ihnen vielleicht erwünſcht, einen Andern an Ihrer Stelle zu ſehen, und in dieſem Falle ſtehe ich nicht an, Ihnen zu erklären, daß ich mit der Hälfte meines Vermögens nicht zu theuer das Glück erkauft glaube, ſie zu beſitzen und ihr meine Hand anzubieten."

Der Herr Gemal, der die Sache für einen Scherz hätte hinnehmen ſollen, nahm ſie aber ernſtlich und forderte den Prinzen zu einem Duell. — Der Prinz erſchien zur beſtimmten Stunde auf dem Wahlplatze, aber allein, und ohne andere Waffen, als die zwei Dolche, die er gewöhnlich in ſeinem Gürtel trug.

„Wählen Sie — mein Herr," ſagte er, ihm dieſe anbietend.

„Unſere Sitte erlaubt uns nicht, unſere Hände in das Blut unſerer Brüder zu tauchen, um eine geſchehene Unbilde zu rächen. Bei uns iſt das Duell, wenn es durchaus nöthig iſt, ein doppelter Selbſtmord. Wählen Sie nun einen der beiden Dolche, dieſen ſtoßen Sie ſich ſo oft in den Unterleib, als es Ihnen Ihre Kraft erlaubt; ich ſchwöre Ihnen, daß ich nicht zurückbleiben werde."

Dies war dem beleidigten Ehegerrn doch zu viel, und die Geſchichte endete ohne Blutvergießen.

Kleine Erzählungen.

Die Banditen (Mörder) ſind auf der den Franzoſen gehörigen Inſel Corſika ſeit Jahrhunderten zu Hauſe und auch die Blutrache in ſteter Anwendung. Erſt unter der Regierung Napoleon's III. hat man kräftige Maßregeln angewendet, dieſe Böſewichter auszurotten.

Ein Arzt, der ſeine Studien in Frankreich gemacht, fand bei ſeiner Heimkehr den Vater todt, und ſein väterliches Vermögen beſtand in einem faſt ungebauten Ackerland. Zu dieſem gehörte ein Häuschen, das eine Familie ſeit zwanzig Jahren bewohnte, ohne eine Miethe zu zahlen. Des Arztes Vater hatte ſie nicht gemahnt, weil eine zahlreiche Familie ſich vorfand und geringer Lebenserwerb; allein die Kinder waren inzwiſchen herangewachſen und konnten ſich ſelbſt ernähren. Der Doktor hielt es alſo an der Zeit, eine Miethe und nur blos für die Gegenwart zu fordern, und da man nach Verlauf eines Jahres ſich weigerte, zu zahlen, verklagte der Doktor den Miethsmann gerichtlich.

Kurz darauf erhielt der Doktor von dem berüchtigten Banditen Decio, der ganze Dörfer zu brandſchatzen wagte, einen Brief, er ſolle die Gerichtskoſten tragen und die Leute im ungeſtörten Beſitz des Hauſes laſſen, und als dieſer ſich erfolglos erwies, einen zweiten, in welchem eine Geldbuße von 500 Franken von dem Banditen verlangt und bei Nichtbezahlung der Tod in dem erſten beſten Buſchwinkel in Ausſicht geſtellt wurde. Der Doktor ſchickte den Brief an den Staatsanwalt und war auf ſeiner Hut, wodurch er aber ſeine Kundſchaften aufgeben mußte und in einem halben Jahre ganz brodlos war. Er faßte alſo den Entſchluß, ſein Leben auf's Spiel zu ſetzen, um ſeiner bedrängten Lage zu entgehen, ſchrieb daher an den Banditen und bat um eine Unterredung mit ihm. Sie wurde ihm bewilligt, aber nur unter der Bedingung, allein und unbewaffnet zu erſcheinen.

Der Doktor machte ſich alſobald auf den Weg, jedoch heimlich mit zwei Taſchenpiſtolen bewaffnet. An dem beſtimmten Orte fand er blos einen kleinen Hirten, der ihn eine halbe Stunde weit zu einem ſteilen Felſen führte, an deſſen Höhe Decio mit zwei bewaffneten Spießgeſellen ſtand. Von hier entſpann ſich die Unterhandlung, und man ward endlich einig, daß der Doktor 1200 Franken zahlen ſollte auf einen Wechſel auf den Namen eines Dritten.

Decio hatte Papier, Feder und Tinte bei der Hand. Er ſtieg von dem Berge herab und ſagte: „Wenn Du Dich rührſt, ſo ſchießen Dich meine zwei Burſchen todt."

Der Bandit zog ſein Schreibzeug aus der Taſche, als der Doktor den Augenblick erfaß und ihm eine Kugel durch den Kopf jagte, ihm die Flinte entriß und ſich hinter einem Felſen verſteckte. Zwei Kugeln pfiffen bei ihm vorbei, doch mit einer großen Schnelligkeit ſchlüpfte er durch das Dickicht und entging glücklich den Banditen. Dieſe äußerten in der Folge, der Doktor habe wie ein tapferer Kerl gehandelt, und da Decio nicht ihr Verwandter wäre, ſo hätten ſie mit der Sache nichts weiter zu ſchaffen.

Dieſe muthvolle That erwarb dem Arzte viele Freunde, allein da Decio einen zehnjährigen Knaben hinterlaſſen, der ſich im Schießen und Scheibenſchießen fleißig übt, ſo blüht dem Doktor keine freundliche Zukunft, wenn ſich die Sachlage nicht ändert.

Zum Modebild Nr. 2.

1. Talma-Mantel mit weiten Aermeln, in abſtechender Farbe gefüttert, mit kleinem Kragen, der vorn zuſammengeknöpft wird; kurzer Rock; bunte Cravate; ſchwarze Beinkleider.

2. Hut von Atlas und Sammet, am Schirme mit einer weißen und ſchwarzen Spitze ausgeputzt; Kleid von Brocat mit langem Schneppenleibchen, das unten ausgezackt, vorn herunter und unten herum, wie an den weiten Aermeln mit Spitzen garnirt iſt und zwiſchen den Schößchenzacken Sammetſchleifen hat.

3. Häubchen von weißen und ſchwarzen Spitzen, mit Bandſchleifen ausgeputzt; Kleid von Taffet mit kleinen Volants und einem Shawlrevers an dem Leibchen, das unten eine Sammetſchleife mit langen Enden ſchließt; neue Aermel und neue Beſetzung des Rockes durch vier kleine Volants, die nach unten zu an Ausdehnung gewinnen, oben ganz ſchmal ſind und mit einer ſchwarzen Sammetſchleife anfangen.

4. Hut von Sammet, Seide und Spitzen, mit Federn ausgeputzt; Kleid von Seide mit grellabſtechenden eingewirkten Bandſtreifen, offenem Leibchen und weiten Aermeln; Mantel-Mantille von Sammet, mit Poſamentirarbeit und langen Franſen ausgeputzt.

5. Ballanzug: weiße Cravate; geſtickte weiße Weſte mit roſa Shawlkragen, ſchwarzer Frack mit langen Schößen und nicht ſehr weiten Aermeln mit großen Aufſchlägen, ſchwarze Beinkleider, Schuhe und Strümpfe.

Briefkaſten der Redaktion.

Anonymer Brief mit einer Roſe in Gath. — „Franz, das war ein dummer, ein ſchlechter Streich!" Ihre Wuth, ſich einen Namen zu machen um jeden Preis, muß Ihren Werth in unſeren Augen ſehr herabſetzen. Ein Ehrendieb iſt ärger denn zehn Peitſchendiebe, und Sie haben ſich durch den Brief eine derbe moraliſche Ohrfeige gegeben. Wer ſich ſelbſt erhebt, macht ſich höchſtens zum goldenen — Kalbe, das, wenn es ſich vollkommen entwickelt, der Geſetzen der Natur gemäß, zum Ochſen wird. Was ein Zwerg bleiben ſoll, wird kein Rieſe, wenn man es auch in Goliath's Wiege legt, und auf unehrlichem Wege gelangt man nicht zu einem guten Namen. Sie haben in der anonymen Maske — die, nebenbei bemerkt, einen wahren Stümper verräth — Schmähliches uns zugemuthet; wenn wir Sie nicht entlarven, wie Sie es ſelbſt verlangten und auch verdienen, ſo ſchreiben Sie dies nur unſerem guten Herzen und unſerem Glauben zu: daß dieſer Verſuch Ihr erſter und letzter iſt.

Hrn. J. A. in M. — Wozu die lange, lange Entſchuldigung, da es ja nicht der kürzeſten bedarf? Was ſcheint dieſe Gründlichkeit, auf jedem Briefcouvert bis auf die Geburt eines Menſchen zurückzugehen und ihn mit dieſer Hebammenängſtlichkeit noch gewiſſen Manipulationen gebaren werden zu laſſen, in der That maßlos. Nur bei den moraliſch oder geiſtig Nichtſeienden möchte es nöthig ſein, noch in jedem Briefe beſonders davon zu erinnern, daß ſie auch wirklich geboren ſind.

Hrn. J. T., Wirthſchaftsbeſitzer in M. — Wir danken herzlich für den wohlgemeinten Rath. Sie haben wahre und treffende Bemerkungen gemacht, die ſowohl Ihrem Verſtande als Ihrem Herzen zur Ehre gereichen; wie können Sie alſo durch Saphir's Witz, der nur das Individuum, nicht den Stand angreift, ſo tief berührt werden?

☞ Das 3. Heft „Erinnerungen" bringt: „Des Henkers Liebchen." Ein Nachtſtück. — „Ein Dorfphiloſoph." Novelle. — Saphir's Selbſtbiographie mit Porträt. — Das Turnier mit einer Abbildung.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Scene aus der Braunauer Gegend.

Scholza-Seffe: Wos Teifel!? soir mer ock, Schenkajerche, ihr sauft ju wie a Loch, grode os wellt'r an Boen auslarn.

Schenkajerche: Jo, a Schok on ane Gorchel braucha viel! — Ich hette drüna aim Schemmrich (Schönberg, Städtchen in Pr. Schlesien) a Verrichtung on do docht' ich, doß doch ern der Waig derfure stiht, nemmste a Schok Hariche mite; de Ahle eßt se geene on de Kender sein wie verrockt druf. De Jächer waen doch hoite ai dam Hundewater ne possa. Do begaint ich grode en Schemmeichee on frocht'a, ob denn de Loft rain war'; ich soit's em ach, wos ich truche. Do lacht'a derzu on mainte, waeom ich se denn met'a Köppa mitnähme; wenn se hörich ohne Köppe sein, do kon ma'r ruberschleppa, wie viel os ma wil, weil se do ne fer a Handel, on ok zer Waigzehriche bestimmt sein. Nu, docht' ich, Honger hoste, gude Zähne ach, eßt' dos Schok Köpplan zosomma! — Ich woe bale fertich deemite; frailich woe mersch wiedee laid dremm, wie ich o de Geanze quom on kane Seele mich ne ohielt'. Jo, etze quoma ober erscht de rechta Denge; wie das Schok Harichgoscha saufa wulde, kriecht' ich am Waiche a su en Dorscht, daß ich, eb ich da Born deetaichte schon a poe Klompa Schnie assa mußte, doß se ok derweile wos zo Lecka hetta. — No, etz is schon gut, doß ich do bin, — ich sauf do schon schier 'n Stonde ai em foet.

Ein Paar Hosen, das selbst dem Juden zu weit ist.

Jude. Handele wous! Hob'n Se nir ze handelen, junger Herr? Jach kann Alles brauch'n; mach'n mer a Geschäft. — Student. Ich hätte ein Paar Hosen zu verkaufen; aber ich fürchte, daß sie Euch zu weit sind. — J. Wous is wait? Jach kann brauch'n enge und weite, kleine und grauße Housen. Zaig'n Se mer se. — St. Da müßt Ihr mit mir gehen; aber ich wiederhole nochmals: die Hosen werden Euch zu weit sein.

J. Nü, junger Heer, woll'n Se mer zaig'n die Housen, wail mer nü sain ohne Haus, ohne Püblikom? — St. Das geht nicht, Ihr müßt mit mir kommen, ich habe sie ja nicht bei mir. — J. Wous haißt mitgaihn? Sain mer doch auf der Straße. — St. Die Hosen hab' ich zu Hause, ich wohne an der preußischen Grenze und sagte Euch deshalb: die Hosen werden Euch zu weit sein. — J. Waih g'schrie'n! Bin jach a dümmer Jüd, weil jach hob machen wollen a Geschäft mit einem Studenten!

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Des Henkers Liebchen.

Nachtſtück von M. Strala.

I.

„ — — Wer mag die Qual der Stunde faſſen,
In der ein Herz vom Lieben kommt zum Haſſen —
Das ſind Momente, wo der Himmel weint."

Levitſchnigg.

Ein lauer Maiabend ſenkte ſich auf die Stadt; es ward nach und nach ſtille in den Werkſtätten und Alles ſuchte im Freien Erholung von den Mühen des Tages. Auch im Hauſe des ehrſamen Schlächtermeiſters Balthaſar ward es ſtill und ruhig, wenn auch nicht im Inneren ſeiner Bewohner. Im Garten, wo eben die erſten Tulpen und Narziſſen blühten, wandelte Balthaſar's Töchterchen — das ſchöne, aber ſtolze Suschen. Ihre ſchwarzen Feueraugen ſchweiften ungeduldig nach der Hausflur, als erwarteten ſie Jemanden. Endlich knarrte die Gartenthür, eine männliche Geſtalt ſchlüpfte durch die Hecke und Suschen ging dem ſehnlichſt Erwarteten entgegen.

„Biſt Du es, Huldrich?" ſprach, unangenehm überraſcht Suschen.

„Ja, ich bin es," entgegnete die männliche Geſtalt; „ich habe Dich doch angenehm überraſcht, Suschen?"

„Du konnteſt Dir Deine Uiberraſchung erſparen!" nahm unwirſch Suschen das Wort.

„Ich bin alſo nicht der Erwartete?" fragte mit verhaltenem Grimm Huldrich, — „ich ſah Dich im Garten und dachte bei mir ſelbſt: eine günſtigere Gelegenheit zum Stelldichein bietet ſich nicht ſo leicht wieder, benütze ſie daher, um eine Mißhelligkeit in's Reine zu bringen."

„Und die wäre?" fragte ſpitzfindig Suschen.

„Wie kannſt Du noch fragen," fuhr ſie Huldrich mit wuthbebender Stimme an; „Dein Gewiſſen, wenn Du ja eines haſt, Meineidige, muß Dir Antwort geben."

„Vergiß nicht, Geſelle meines Vaters, mit wem Du ſprichſt!"

„Ha, Tod und Teufel! ſoviel hat es bei Dir geſchlagen?" fluchte Huldrich; „die verdammte Dragoneruniform muß Dich empfindlich in die Augen geſtochen haben!"

„Frecher Geſelle, verlaß den Garten — augenblicklich!" herrſchte ihn Suschen an.

„Mein Liebchen hat das Kommandiren dem Liebſten abgelernt!" grinſte Huldrich. „Bis der Dragoner ſatt iſt Deiner Judasküſſe, kommandirt er Dich: Marſch!"

„Hinweg, Elender; ich verachte Dich!"

„Du erwarteſt den Buhlen, verrätheriſche Dirne! Ich mach' ihm Platz — der abgedankte Liebhaber, und ſegne Eu'ren Liebesbund mit einem Fluch!" — Er ſprach's und raſte davon.

In der Gartenthür ſtieß er an den Dragonerrittmeiſter, der in Balthaſar's Hauſe ſeit einem halben Jahr im Quartier lag. „Ungehobelter Bengel!" brummte der Schnurbart den Raſenden an und ging klirrenden Schritts nach der Gartenlaube.

„Verdammt!" grollte Huldrich in ſich hinein. „Er hat mir ihre Treue geraubt; jetzt geht er ſeinen Raub zu genießen. Tod und Teufel! ich muß noch meine Schande ſehen — ſie in ſeinen Armen — dieſe hölliſche Wolluſt noch ſchmecken, bevor ich die Mördergrube meines Lebensglücks auf ewig fliehe. — Könnte ich auch mir ſelbſt entfliehen!" Er ſchlich ſich behutſam durch die Gartenhecken bis an die Immergrünlaube, die in ihren ſäuſelnden Ranken für ihn eine Hölle barg. Ein kühles Abendlüftchen ſtreichelte beſänftigend ſeine glühenden Wangen — er fühlte es nicht; die Nachtviolen hauchten ihm ſüße Wohlgerüche zu, er roch ſie nicht; im nahen Fliederbuſch flötete Philomele ihr ſchmelzendes Brautlied — er hörte es nicht; aus einem Silberwölkchen blickte der bleiche Mond heraus — er ſah ihn nicht. In ihm war es finſter wie in einer Gewitternacht; er fühlte blos das Blut wie ſchmelzendes Blei ſeine Adern durchſieden, er roch blos den übel riechenden Verrath, er hörte blos Liebesſeufzer — die Todtenglocken ſeiner Liebe — und Judasküſſe rauſchen, er ſah blos das ungetreue Suschen liebegirrend, in Liebe aufgelöſt, von wolluſtigen Armen feſt umſpannt . . . es dunkelte vor ſeinen Augen.

„Liebſt Du mich auch wahr, mein Friedrich?" liſpelte Suschen in ſeligem Liebesrauſche.

„Wie mich ſelbſt, mein ſüßes Leben!" entgegnete der beglückte Offizier.

„Und den Teufel!" ergänzte wild auflachend Huldrich und taumelte davon; die ganze Hölle lachte mit in ſeiner Bruſt. —

Früh ſtand Huldrich vor Meiſter Balthaſar und verlangte von ihm ſeine Entlaſſung.

„Biſt Du toll, wack'rer Burſche?" ſah ihn dieſer mit großen Augen an.

„Mir kam die Wanderluſt an," entgegnete Huldrich mit trockenen Worten.

Digitized by Google

II.

Hopp, Rärrchen — welch' ein Maha!
Was ich that, daß Du mitgethan;
Kein Schloß hab' ich erbrochen,
Wenn ich kam anzupochen,
So war schon aufgethan.

Bürger.

Ein halbes Jahr war verfloſſen ſeit der Abreiſe Huldrich's; in Balthaſar's Hauſe hatte ſich Vieles verändert, Suschen, ſonſt heiter und muthwillig, ſchlich ſo trübe und niedergeſchlagen umher, als wenn ſie ein verlorenes Kleinod ſuchen möchte. Ihre roſigen Wangen waren bleich, das feurige Auge matt und um den ſonſt lächelnden Mund ſchwebte ein ſchmerzlicher Zug. Je ähnlicher Suschen einer Büßerin ſah, deſto ausgelaſſener benahm ſich der Rittmeiſter — ja ſeine Laune war zuweilen ſo muthwillig und leichtfertig, daß ſich ihr Herz vor banger Ahnung krampfhaft zuſammenzog. Die Urſache dieſer verſchiedenartigen Wirkung war der nahe Abmarſch des Rittmeiſters, deſſen Schwadron zum Regimente ſtoßen mußte. Auch die Zuſammenkünfte des Paars hörten allmälig auf; der Rittmeiſter entſchuldigte ſeine auffallende Lauheit mit der Maſſe von Geſchäften, denen er obliegen mußte. So kam der Tag des Abmarſches heran. Die Dragonerſchwadron ſtand in Reih' und Glied aufgeſtellt vor dem Hauſe, des Führers harrend; die Roſſe ſtampften ungeduldig den Boden und wieherten der Stadt den letzten Gruß zu. Der Rittmeiſter hatte noch eine kitzliche Sache abzuthun — von Suschen Abſchied zu nehmen auf Nimmerwiederſehn!

„Mein Friedrich!“ ſchluchzte ſie, an ſeinem Halſe hängend. „Nicht wahr, Du kommſt bald wieder und dann werde ich Dein Weib vor der Welt, wie ich es jetzt vor Gott bin?“

„Mein Liebchen, das hängt nicht von meinem Willen ab; ich bin Soldat und die Soldaten müſſen ſich an die Subordination und die Ordre binden; ſie ſind ſchon genug gebunden, um noch an ein innigeres Bündniß denken zu können.“

„Friedrich, ſcherze nicht in dieſer ernſten Stunde! Du wirſt mich nicht elend machen wollen — was würde aus mir, was aus dem Kinde werden, dem Unterpfand unſerer Liebe, das ich unter meinem Herzen trage?“

„Dafür weiß ich keinen Rath,“ meinte Friedrich achſelzuckend; „auch habe ich darüber keine Ordre.“

„Um Gotteswillen!“ ſchrie Suschen in herzzerreißenden Tönen; „Du willſt mich täuſchen, Du haſt mich verführt!“

„Weder das Eine, noch das Andere!“ meinte der Rittmeiſter, ſich den Pallaſch umgürtend. „Ich mache Dir ja keine leeren Hoffnungen und ſage unverblümt heraus: Daraus wird nichts! Du haſt Dich ſelbſt verführt — Dich ſelbſt getäuſcht. Hab' ich um Deine Gunſt gebettelt, habe ich ſie geſtohlen? Meine Schuld iſt es nicht, daß Du Dich in mich vernarrt und einen Soldatenſcherz für Ernſt genommen haſt. Und ein Jeder müßte ein Narr ſein, wenn er die zum Genuß einladende Frucht nicht pflücken möchte.“

„Ich bin verloren!“ kreiſchte Suschen und taumelte ohnmächtig in ſeine Arme.

Die Trompeten ſchmetterten; der Rittmeiſter hielt die Sinkende auf, legte ſie phlegmatiſch nieder, nahm den blinkenden Helm und ſchritt gravitätiſch zur Thüre. „Gott tröſte Dich, mein Liebchen. — Adieu!“ Er ſchwang ſich auf ſein Roß, leiſe vor ſich hinträllernd: „Ja Scheiden und Meiden thut weh!“ kommandirte: Marſch! — und die Schwadron ſetzte ſich, während die Trompeter ein luſtiges Reiterſtückchen bliesen, in Bewegung.

Huldrich's Worte gingen in Erfüllung. —

Vor ihrer Hütte in der Vorſtadt ſtand Frau Martha und ſchielte mit ihren rothen Triefaugen den abziehenden Dragonern nach. Es war ein altes, häßliches Weib; die gelbliche Geſichtshaut war in unzählige Falten zuſammengeſchrumpft, die ſpitzige Naſe war einem Rabenſchnabel nicht unähnlich und um ihren zahnloſen, höhniſch verzogenen Mund zuckte ein giftiger Spott. Sie verwaltete das Amt einer Hebamme, Krankenwärterin und, konnte man den Stadtgerüchten trauen — einer Hexe; man wollte um Mitternacht aus ihrem Rauchfang Funken kniſtern geſehen haben, und daraus ſchloß man, ſie braue da ihre Zaubertränklein.

„Balthaſar's ſchönes Suschen iſt Witwe!“ lachte ſie in ſich hinein. „Der ſchmucke Freier zieht auf und davon. Mein Neffe — der arme Huldrich — war ihr nicht recht; ihre Untreue jagte ihn in die Welt hinaus. Sie hat's um den Jungen verdient! Wer ſich erhöht, wird erniedriget werden — und die hl. Schrift hat Recht. Hochmuth kommt vor dem Fall.“

III.

Im Geſtimmer funkelnder Sterne zucke
Dir des Kindes grauſer Sterbeblick,
Es begegne Dir im blut'gen Schmucke,
Geiſte Dich vom Paradies zurück.

Schiller's: Kindesmörderin.

Einige Wochen verfloßen ſeit dem Abmarſch der Dragoner. In Balthaſar's Hauſe war es wüſt und öde; Suschen ſchlich wie ein Nachtgeſpenſt umher — ihr Zuſtand wurde immer bedenklicher. Die Zeit rückte mit Rieſenſchritten heran, wo ihre heimliche Liebe offenbar werden ſollte; Suschen ſah ihr mit ſtummer Verzweiflung entgegen. Ihr Inneres war ein Schlachtfeld der widerwärtigſten Gefühle; die getäuſchte Liebe kämpfte mit dem Haß, der beleidigte Stolz mit der Demuth. Der Rittmeiſter in den Armen einer Anderen — und der mit dem Fluche drohende Vater waren die Geſtalten, die ihre verworrenen Träume belebten. Ihr Zuſtand ließ ſich nicht länger verheimlichen — ihre Verzweiflung erſtieg den höchſten Grad — ſie war nahe daran, ſich das Leben zu nehmen und ihre Doppelſchuld durch einen Doppelmord zu potenziren. Der ehrſame Schlächtermeiſter Balthaſar, dem die Hausehre über Alles am Herzen lag, war wie niedergedonnert. Es war ein harter Schlag für den gutmüthigen Mann, der ſeine Liebe zur verſtorbenen Gattin auf deren Tochter übertragen hatte; im erſten Augenblick lähmte er alle ſeine Lebenskräfte, im zweiten erzeugte er in ihm eine furchtbare Wuth. Er ahnte nicht den Mörder ſeiner Ehre in ſeinem ehemaligen Quartiergaſt; ſeine Rechtlichkeit war nicht ſo ſcharf-

Digitized by Google

blickend, um das ſein angeſponnene Verſtändniß zu bemerken.

„Wer iſt der nichtswürdige Bube, der mein Haus geſchändet hat?“ donnerte er das zitternde Suschen an.

Sie kannte die gerechte Strenge des Vaters und wußte recht gut, daß die Nichtnennung ihres Verführers ihn noch mehr reizen würde.

„Alſo der Schandfleck hat meine Gaſtfreundſchaft ſo belohnt? Und Du, elendes Soldatenbräutchen, warſt ihm behilflich, einen Nagel in meinen Sarg zu bohren? Du haſt mein in Ehren grau gewordenes Haupt mit Schande überhäuft, mich zum Geſpötte der loſen Mäuler gemacht, mir ein frühzeitiges Grab gegraben — ich kenne Dich nicht, ſchamloſe Bubldirne! Mein Haus iſt zu ehrlich für Dich, geh' zu Deinem Buhlen, den Du mehr geliebt haſt als den greiſen Vater — mein Fluch begleite Dich!“

„Habt Erbarmen!“ beſchwor ihn Suschen, ſeine Kniee umfaſſend, — „wenigſtens mit dem unſchuldigen Kinde!“

„Fort aus meinen Augen — und aus meinem Hauſe; ich kenne Dich nicht, Elende!“ Und er ſtieß ſie von ſich. — —

In Frau Martha's Hütte lag am dürftigen Lager Suschen, neben ihr das neugeborene Kindlein. Es war Nacht — draußen und in Suschens Herzen; ſchwarze Wolken jagten am nächtlichen Himmel dahin, ſchwarze Gedanken durchzuckten Suschen's fieberndes Gehirn; draußen wimmerte die Windsbraut, in der Stube das neugeborene Kindlein, als fühlte es die Schuld, der es ſein Daſein verdankte. Martha hatte die Unglückliche, als ſie bei ihr eine Zuflucht ſuchte, freundlich grinſend aufgenommen, ihr Hilfe geleiſtet und lag jetzt ſchnarchend nahe am Bett der jungen Mutter. Das Kind weinte fort — über ſeinen Eintritt in die Welt, wo ihm ſein künftiges Schickſal mit finſteren Augen entgegenſtarrte.

„Schrei' nicht ſo laut, mein kleines Gewiſſen!“ wandte ſich Suschen zum Kinde. „Hörſt Du? ich will ſchlafen; mahne mich nicht an den geliebten Verräther, Du — ſein Ebenbild! — Frage nicht nach Deinem Vater — Du haſt keinen! Frage nicht nach meinem Gatten — ich habe keinen! Mahne mich nicht an ihn, der jetzt eine Andere umarmt. — Sei ſtill, meine Schande; — ſchlafe, mein weinendes Gewiſſen! Ich will auch einſchlafen — um nie zu erwachen.“

Das Kind weinte fort.

„Wie, Du willſt nicht ſchweigen, — Du höhnſt mich noch, kleiner Wurm? Willſt Du mein Inneres zernagen? Dein Weinen klingt wie Höllengelächter; — hör' auf — hör' auf!“ — Das Kind weinte fort. — „Kind! — Baſtard! Du biſt ein verkörpertes Teufelchen — Du trägſt ſeine Züge — er ging auch teufliſch mit mir um; er mordete meine Unſchuld und hinterließ Dich mir zum Andenken, eine Höllengabe! Ich will ſie nicht — ich gebe ſie zurück!“

Und ſie wickelte das weinende Kind in die Betten, um ſein Weinen zu erſticken und ſang mit einwiegender Stimme: „Schlaf' wol, mein Kindlein!“

„Suschen, was treibſt Du?“ krächzte Martha, ſich nach ihr umwendend.

„Ich wiege mein kindiſches Gewiſſen ein. — Sei ſtill — weck' es nicht — es ſchläft!“

Martha ſtand auf, ſah nach dem Kinde — es war todt!

IV.

Weib, wo iſt mein Vater? lallte
Seiner Unſchuld ſtumme Donnerſprach',
Weib, wo iſt Dein Gatte? hallte
Jeder Winkel meines Herzens nach.

Schiller's: Kindesmörderin.

Der Morgen dämmerte und ſein Strahl drang durch das Gitterfenſter in den Kerker, wo Suschen auf einem Strohlager lag. Ihre Rabenlocken hingen in wilder Unordnung um das todtenbleiche Antlitz, ein verſteinertes Bild der Verzweiflung; nur das ſtürmiſche Wogen des Buſens verrieth, daß ſie keine Leiche ſei. Sie öffnete ihre Augen, ſah mit trüben Blicken um ſich und ſchloß ſie wieder, um die ſchreckliche Wirklichkeit nicht zu ſehen. „Ich bin verflucht!“ liſpelten ihre Lippen. „Der Fluch geht in Erfüllung — ich ward eine Mörderin — Mörderin meines eigenen Kindes! Die Löwin pflegt ihr Junges und wüthet, will man es ihr rauben; und ich war wahnſinnig genug, es mir ſelbſt zu rauben! Jetzt ſteht es — ein verklärter Engel — vor dem Richterſtuhle Gottes und klagt die unnatürliche Mutter des Kindesmordes an. Ihr ſchaudert, kahle Mauern? Thränen rieſeln von eueren Wangen? Wol euch, ihr habt ein menſchlicheres Herz, als ich; meine Augen haben keine Thränen, um meine Höllenqual zu kühlen — und ſie haben Recht, ich verdiene keine Linderung. Stürzet über mir zuſammen, weichherzige Mauern und begrabet auf ewig meine Schuld und Schande in eueren Trümmern! ihr verübt ein barmherziges Werk.“

Der Frühſtrahl röthete das Innere des Kerkers; die Kindesmörderin, vom goldnen Schein verklärt, lag betend auf ihren Knieen. „Der Himmel öffnet ſich,“ liſpelte ſie weiter, „ſein Gnadenſtrahl dringt in meine Lebensnacht, er verſchließt ſich nicht dem reuigen Sünder!“

Die Kerkerthür knarrte in den Angeln, der Kerkermeiſter trat mit zwei Trabanten ein, um ſie zum Kriminalgerichte abzuführen. —

Zu dieſer Zeit hatten noch die Städte die Gerichtsbarkeit auch über todeswürdige Verbrechen. Im geräumigen Gerichtsſaal ſaß der ehrwürdige Bürgermeiſter im Richterſtuhl, um ihn herum die Geſchworenen aus der Bürgerklaſſe in ſchwarzer Tracht, und unter ihnen der ehrſame Schlächtermeiſter Balthaſar, der Vater der Verbrecherin. Sein Haupt hatte der Gram gebeugt, das Haar gebleicht; ſeine Kraft gebrochen; er war in den letzten fünf Wochen um fünf Jahre gealtert. Vor dem Richterſtuhl ſtand ein ſchwarzbehangener Tiſch, am Tiſch zwiſchen zwei brennenden Kerzen ein Crucifix mit einem Todtenkopf. Suschen wurde von Trabanten hereingeführt. Ein Gemurmel durchfuhr die zahlreiche Schaar der Zuſchauer.

„Seht die gebeugte Geſtalt,“ liſpelte zu ihrer Nachbarin eine im Lebensherbſt ſtehende Jungfrau. „Wer würde in ihr Balthaſar's ſtolzes Suschen ſuchen und finden! —

Digitized by Google

Der arme Vater — warum hat er ſie gehätſchelt wie ein eigenſinniges Kind! Jetzt ſchmeckt er die bittre Frucht ſeiner Affenliebe! Ein Dragonerrittmeiſter — und ein junges Mädchen — wie Suschen — unter einem Dache — welche Unvorſichtigkeit! Da nehme ich mich beſſer vor den Männern in Acht!" —

Das Gericht begann; der Richter winkte und Martha trat als Zeugin vor das Crucifix, leiſtete den vorgeſagten Eid und berichtete, was ſie von der Erſtickung des Kindes wußte. Hierauf wurde die Anklage vorgeleſen und Suschen gefragt, was ſie zu ihrer Vertheidigung vorzubringen habe.

Sie erhob ihr bisher geſenktes Haupt und ihr Blick traf das gramgeſchmolzene Antlitz des Vaters. — Sie erbebte und ſprach: „Das Leben ward mir eine zu ſchwere Laſt, als daß ich zu ſeiner Vertheidigung ein Wort verlieren ſollte."

Der Richter entfernte ſich mit den Geſchworenen in ein abſeitiges Gemach zur Berathung und zum Fällen des Urtheils. Es entſtand eine einſtündige Pauſe — eine Ewigkeit für die zwiſchen Tod und Leben ſchwebende Verbrecherin. Endlich ward das Urtheil gefällt und geleſen; der Schluß lautete: „Sie iſt ſchuldig — und des Todes würdig!"

Wiewol Suschen auf den Tod gefaßt war, ſo durchſchauderte es ſie doch, als ſie ihr Urtheil vernahm. „Mein Blut komme über ſein Haupt!" ſprach ſie, die Hand wie zum Fluche erhebend; „meine Geſtalt möge ihn Tag und Nacht verfolgen; — er höre nichts, als das Gewimmer des gemordeten Kindes; — er ſehe nichts, als das hingerichtete Opfer ſeiner Lüſte; — er fühle nichts, als die Skorpionſtiche des Gewiſſens!"

Sie ſchwieg. Die Verſammlung ſchauderte — ihr Vater war ruhig — eine Leiche!

V.

Mein Liebſter auf Erden — Du Henker bleich!
Nun mußt Du mich doch nochmal küſſen,
Eh' die Leiter, die mich zum Galgen trug,
Mir weggeht unter den Füßen.

„Die Kindesmörderin." Ballade.

Uiber der Stadt lag ein neblichter Morgen ſchauerlich und düſter, wie die Scene, die er bald ſehen ſollte. Am großen Platze vor dem Stadthauſe wogte unruhig eine bunte Menſchenmenge, irgend ein ungewöhnliches Ereigniß erwartend.

„Ich bin begierig zu ſehen," krächzte die häßliche Martha ihrer Bekannten zu, „wie ſich das ſtolze Suschen benehmen wird auf ihrem letzten Wege. Sie hat meinen Huldrich in die weite Welt gejagt — der arme Junge iſt gerächt an der Verrätherin!"

Das Armeſünderglöcklein ertönte und hallte wie das Weinen eines Engels über die gefallene Unſchuld durch die ſchauernde Morgenluft. Am Balkon erſchien der Bürgermeiſter mit den Rathsherren und las noch einmal das von der Landesbehörde beſtätigte Todesurtheil vor. Ein ſchwarzer Wagen, umringt von der Dragonerſchwadron, die unterdeſſen wieder hier ſtazionirte, kam unter dem Kommando ihres Rittmeiſters angefahren. Suschen trat, vom Beichtvater begleitet, aus dem Stadthauſe und ſtieg in den Wagen. Sie bot einen rührenden Anblick dar; ein weißes Gewand umwallte, von einem ſchwarzen Gürtel am Buſen zuſammengehalten, ihre ſchlanke Geſtalt, ihre Rabenlocken waren mit weißen Roſen bekränzt, ihre Hand hielt ein Crucifix, ihre Lippen bewegten ſich im leiſen Gebete. Der Rittmeiſter erbleichte und wandte ſo ſein Pferd, daß er aus ihrem Geſichte kam. Der Zug ſetzte ſich unter Vortritt der Franziskanermönche, welche die Bußpſalmen herſagten, und von einer unüberſehbaren Menſchenmenge begleitet, zur Richtſtätte in Bewegung.

Es liegt etwas Tragiſches in der Neugierde der Menſchen, einen Mitmenſchen verbluten zu ſehen! Sie gleichen hungrigen Hyänen, die nur der Anblick des Blutes ſättiget.

Der Zug hielt am ſchwarz behangenen Blutgerüſte.

Der Rothmantel, eine hagere Geſtalt mit bleichen Zügen, ſtand mit blankem Schwert, wie eine ſteinerne Bildſäule, am Richtblock. Der Beichtvater ertheilte der Deliquentin den letzten Segen und ſie beſtieg, mit dem Himmel verſöhnt, ſchwankend das Blutgerüſte, wo ſie von den Henkersknechten empfangen wurde. Ihr ſtierer Blick begegnete dem Blick des Rittmeiſters, der ein Quarrée formirte, und in dieſem Blick lag ein himmelſchreiender Fluch — eine qualvolle Ewigkeit — Vernichtung! Er mochte dieſen ſtarren Blick fühlen — er hielt ſich kaum im Sattel und ſchloß die Augen, um ſeine Schuld nicht zu ſehen und die blutige Cataſtrophe, die ſie herbeiführte.

Die Knechte ſchoren Suschen das lange Haar kurz und entblößten ihren Nacken. Der Henker unterſuchte ſein Schwert; dabei kam ſein Geſicht aus dem Mantel, in den es vermummt war, zum Vorſchein.

„Huldrich!" krampfte Suschen aus der von Todesangſt gepreßten Bruſt hervor.

„Ei, Du kennſt mich noch, mein Liebchen?" grinſte Huldrich. „Ich kenne mich nicht; ich war ein ehrlicher Geſelle und ſchlachtete das Vieh, das unſchuldige! Deine Untreue jagte mich in die Welt — und ich ſchlachte lieber die Menſchen, die Schuldigen! Was ich bin, iſt Dein Werk."

„Huldrich, um des Himmels Barmherzigkeit willen, verzeihe mir!" ſtöhnte Suschen.

„Ein ſeltſames Rendezvous!" lachte wahnſinnig Huldrich. „Mein Gevatter — das finſtre Schickſal, hat es erſonnen! Sieh, Liebchen! Du haſt mein Lebensglück hingerichtet, und ich richte Dein Leben hin — ſo gleichen wir uns aus; Gott möge mir verzeihen, wie ich Dir verzeihe!"

„Habe Dank!" hauchte Suschen und legte ihren Schwanenhals auf den Block.

Des Henkers Züge verzerrten ſich, ſein Schwert blitzte — und Suschen's Haupt rollte am Boden. Huldrich ergriff es bei den Haaren und zeigte es der ſchaudernden Menge: „Seht da mein Liebchen — jetzt iſt es mein — ich hab' es mir vermält — eine luſtige Hochzeit! Der rothe Wein fließt in Strömen!"

„Heilige Mutter Gottes!" heulte Martha; „mein Neffe iſt wahnſinnig!"

Digitized by Google

Huldrich drehte ſich wie toll im Kreiſe und warf das Haupt in die Menſchenſchaar. — Die kreiſchte auf; das Haupt traf das Pferd des Rittmeiſters, es wurde ſcheu und jagte mit dem Ohnmächtigen, wie ein raſender Dämon, im ſauſenden Galopp über Stock und Stein davon. Man fand ihn in einem Graben zerſchellt. —

Ein Dorfphiloſoph.

Novelle von Marc. Hein.

I.

Felix Beauvoir war der ſchönſte Junge in einem Dorfe an der Grenzſcheide Spaniens und Frankreichs, an den Pyrenäen. Wenn er morgens hinter ſeinen Stieren zur Feldarbeit zog, in der blauen Blouſe mit dem Ledergürtel, welche ſeinen ſchlanken Wuchs, ſeine herkuliſchen und doch ebenmäßigen Körperformen im günſtigſten Lichte hervorhob, da ſchauten ihm gewiß alle Mädchen verſtohlen nach und jedes weibliche Herz flog ihm entgegen. Aber Felix war ein ganz eigener Menſch und alle dieſe Huldigungen ſchienen ihn nur zu langweilen.

Er war der Sohn eines begüterten Bauern und hatte im nahen College von Pau einige Jahre zugebracht. Der Tod ſeines Vaters entzog ihn den Studien, da er nun der einzige Ernährer ſeiner Mutter und mehrerer unmündigen Geſchwiſter wurde. Ohne Murren fügte er ſich anfangs in ſein Schickſal, ſein Geiſt war mehr von der kräftigen, praktiſchen Art, und er hatte ſich ſchon längſt von den ſtaubigen Büchern hinweg, hinaus in Gottes freie Natur geſehnt. Die Fülle der Beſchäftigungen, welche in der erſten Zeit ihn umlagerten, der Reiz der Neuheit, das Streben, ſich in ſeinem Fache immer heimiſcher zu machen, hatten ihn eine geraume Zeit den Abſtand vergeſſen gemacht, den ſeine jetzige Umgebung gegen die frühere bot.

Aber bald gelangte er dazu, ſich und ſeine Lage zu verwünſchen. Er hatte nach ſeiner Meinung Niemanden, dem er ſich mittheilen, der ihn verſtehen konnte. Seine Jugendgeſpielen waren ihm entfremdet; die Alten ſchüttelten das Haupt, wenn er irgend eine ſeiner Theorien im Kauderwälſch der Halbgebildeten vortrug. Selbſt die Schönen des Dorfes ſchaute er nur mit verachtenden Blicken an; er hatte ſich nur zu früh daran gewöhnt, die Schönheit mit einem eleganten Hute, einem neumodiſch geſchnittenen Kleide zu identifiziren, ſo daß er an den Huldinen mit dem kokett geſchlungenen Kopftuche und den ſchwieligen Händen keinen Geſchmack finden konnte.

Er ſchlich alſo mißmuthig und trübſinnig umher und verbitterte ſich gewiſſermaßen gewaltſam das Leben. Nur in Gegenwart ſeiner Mutter heiterte ſich ſeine ſonſt umwölkte Stirne auf, denn bei aller Verſchrobenheit ſeiner Anſichten hatte er doch ein zu gutes Herz, um die Trauernde noch tiefer zu beugen.

Jetzt ereignete ſich eine große Begebenheit im Dorfe. Der neue Gutsbeſitzer, ein Banquier aus Paris, war mit ſeiner Familie angekommen. Felix war zu ſtolz geweſen, um, den andern Bauern gleich, den Ankommenden entgegen zu eilen und mit gezogenem Hute, gaffendem Munde die Pracht zu bewundern. So hatte er es nur vom Hörenſagen, daß das Fräulein wunderſchön ſei, aber ſtolz, gewaltig ſtolz. Er mußte auch in den darauf folgenden Tagen ſo viel und ſo Mannigfaches über dieſen Gegenſtand hören, daß ſein Kopf ordentlich warm und er im höchſten Grade begierig wurde, das Wunder zu ſehen. Er ſchlich einigemal verſtohlen um das Schloß in dem Parke herum, aber der Zufall war ihm nicht günſtig und er ſah nichts — als einmal die falſchen Locken der Frau Mama durch ein Fenſter.

Eines Tages ſtand er in ſeinem Gärtchen, welches er mit ungewöhnlicher Vorliebe kultivirte und das ſein einziger Troſt in ſeiner trüben Stimmung war. Es hatte aber auch dafür in der ganzen Umgegend den Ruf als das Schönſte ſeiner Art. Eben lehnte er nachdenkend über die Hane, als plötzlich Schritte hinter ihm ertönten.

„Guten Morgen, mein Freund!“ — Dies war in einem herablaſſenden Tone geſprochen, und wie er ſich umwandte, erblickte er einen wohlbeleibten, ältlichen Herrn im Frack, weißem Gilet und dito Halstuch, der eine goldene Tabatière in ſeinen fleiſchigten Händen umherwälzte.

„Guten Morgen, mein Freund!“ wiederholte dieſer. „Sie werden ſich über meinen Beſuch wol wundern, aber der Verwalter ſagte mir, daß wir einen Philoſophen im Dorfe hätten, Cicero in Tuskulum — he, Unſereins hat auch einmal die Naſe in die Klaſſiker geſteckt! — und da meinte mein Erneſtinchen, ſie wollte doch einmal ſo ein Stück moderner Antike in der Nähe betrachten, und ich als cher papa mußte das Geſchäft übernehmen, Sie einzuladen.“

Wir müſſen es hier geſtehen, den erſten Augenblick fühlte Felix nur allzuwol die verſteckte Impertinenz, die in allem dieſem lag, und er beſann ſich eine Sekunde lang, ob er nicht dem Hämiſchen die Thüre zeigen ſollte. Dann aber kam die Eitelkeit, er wollte den Bauern zeigen, daß er aus beſſerem Stoffe gemacht ſei, als ſie; er malte ſich im vorhinein die Verwunderung aus, welche im ganzen Dorfe herrſchen würde— und er zog höflich ſeine Mütze.

„Wenn es wirklich dem Fräulein Ernſt iſt,“ ſprach er, „die Bekanntſchaft eines Mannes zu machen, der in ſeinen jetzigen Verhältniſſen ſo tief unter ihr ſteht, ſo bin ich zu Befehl.“

„Très bien!“ lautete die Gegenrede des Banquiers; „wir erwarten Sie heute Nachmittag nach dem Diner, da iſt eine kleine Commotion am geſündeſten; aber nehmen Sie ſich nicht erſt die Mühe, mon ami! ſich in Galla zu werfen; meine Tochter will Sie durchaus nur in der Blouſe ſehen, die Sache

Digitized by Google

könnte ſonſt alles Pikante verlieren.“ Damit klopfte er auf ſeine Doſe, nahm eine Priese und war nach einer leichten Verbeugung aus dem Garten.

War Felix ſchon früher faſt überzeugt, daß man ihn nur als Gegenſtand der Neugierde, als irgend ein Spielzeug behandle, das man nach dem Gebrauche wegwirft, ſo wurde er es durch den Schluß der Unterhandlungen ganz. Aber er wurde dadurch doch nicht in ſeinem Vorhaben erſchüttert, auf das Schloß zu gehen. Das Fräulein hatte ihn ja noch nicht geſehen; was lag an dem groben Vater? Es war ja nicht um deſſen willen, daß er hinging, und übrigens konnte er nicht im ſchlimmſten Falle Verachtung mit Verachtung vergelten?

Dieſe und ähnliche Betrachtungen anſtellend, war er in das Zimmer geeilt und holte, zur Verwunderung ſeiner Mutter, eins nach dem andern, ſeine beſten Kleidungsſtücke hervor, jedes mit vieler Aufmerkſamkeit muſternd.

„Biſt Du vielleicht doch Willens, beim Nachbar Rudhomme zum Taufſchmaus zu gehen?“ fragte ſie; „wahrlich es freut mich, daß Du die Unfreundlichkeit, mit der Du es ihm geſtern abſchlugſt, wieder gut machen willſt.

„Nein, Mütterchen,“ erwiederte Felix lachend; „der Nachbar mag nur immer ſeinen Taufſchmaus ohne mich halten; ich bin nicht dazu geſchaffen, mit den rohen Geſellen Cider und Branntwein um die Wette zu ſaufen, ich werde heute in's Schloß gehen.“

„In's Schloß! Du willſt wahrſcheinlich Deine ſchönen Blumen an den Mann bringen; dazu würde ich beſſer taugen, laß mich gehen.“

„Es handelt ſich nicht um meine Blumen; der neue Gutsbeſitzer hat mich ſelbſt geladen, ihn zu beſuchen.“

Felix hatte hier den eigentlichen Grund der Einladung verſchwiegen, wie auch die ſeltſame Manier, in welcher dieſelbe gemacht worden war. Seine Mutter war daher über die ihrem Sohne widerfahrene Ehre faſt außer ſich und half ihm mit haſtiger Eile ſich ankleiden, obwol er noch einige Stunden vor ſich hatte. Dann eilte ſie weg, ſie konnte die große Neuigkeit nicht verſchweigen, und bald wußte man in der ganzen Nachbarſchaft, daß Felix Beauvoir Nachmittags wahrſcheinlich mit Sechſen in's Schloß fahren werde. Er aber hatte ſich in ſeiner Kammer eingeſchloſſen und probirte Verbeugungen vor einem Taſchenſpiegelchen.

II.

Der Nachmittag war endlich da und Felix im Schloſſe. Er war am Portale unentſchloſſen ſtehen geblieben, die Angſt hatte ihn beſchlichen und hätte er ſich nicht vor der Mutter geſchämt, er wäre ſicherlich umgekehrt. Ein Bedienter bemerkte ihn und machte dem Kampfe in ſeinem Innern ein Ende. Nicht ohne einen Anflug von Spott fragte er ihn, ob er Monſieur Beauvoir ſei, und als er es bejahte, bat er ihn zu folgen. Jetzt waren ſie vor dem Salon angelangt, wo die Familie ihren Kaffee nahm, der Laquai riß die Thüre auf und meldete ihn. Aller Augen waren alsbald auf den Eintretenden gerichtet. Der Banquier ſtellte ſeine Taſſe nieder, erhob ſich und führte ihn vor. Die Repräſentation begann. „Meine Frau, Madame Lombard! — Herr Beauvoir! — Meine Tochter Erneſtine!“

Felix wandte ſich etwas barſch von der wohlbeleibten Frau hinweg, die ihn durch eine goldene Lorgnette aufmerkſam muſterte, Erneſtinen zu. Dieſe war lebhaft erröthet. Sie hatte ſich den Dorfgelehrten als einen halbrohen, mit Holzſchuhen bekleideten, lächerlichen Menſchen vorgeſtellt, der leicht zu äffen ſein würde. Daß er ſolch' ein hübſcher Junge ſein könnte, daran hatte ſie gar nicht gedacht. Ihr Intereſſe verdoppelte ſich, wenn es auch einer ganz andern Quelle als früher entſprang. Sie nöthigte Felix zum Sitzen und bot ihm auf's artigſte Erfriſchungen. Nach und nach wurde dieſer zutraulicher, als er ſich ſo freundlich behandelt ſah und bald entſpann ſich ein lebhaftes Geſpräch, woran die Eltern ſich nur hie und da durch einzelne abgeriſſene Bemerkungen betheiligten.

„Sie haben alſo früher Studien gemacht, ehe Sie ſich in dieſe Einſamkeit zurückzogen?“ fragte Erneſtine.

„Ja,“ erwiederte er. „So lange mein armer Vater lebte, that er das Aeußerſte, um mir ein beſſeres Schickſal zu verſchaffen; ſein Tod zwang mich hieher zurückzukehren, um meiner Mutter und den unmündigen Geſchwiſtern beizuſtehen.“

„Sie müſſen ſich hier wol traurig fühlen?“

„Ich will es nur geſtehen, ich habe meine ſchwarzen Augenblicke, aber wenn ich bedenke, daß ich eine heilige Pflicht erfülle, wird mir Alles leicht. Zudem hat das Land auch ſein Anziehendes.“

„Beatus ille“ — bemerkte der Banquier mit einem ſelbſtzufriedenen Lächeln.

„Ja, man bekommt da friſche Erdbeeren,“ warf Madame Lombard gähnend ein; „aber es iſt ſo abſcheulich langweilig.“

„Mir ſcheint dies nicht, ich kann mir mit meinen Büchern überall die Zeit vertreiben“ — und Erneſtine zog bei dieſen Worten einen eleganten, mit Goldſchnitt verzierten Band hervor.

Felix griff darnach. „Wollten Sie wol erlauben, mein Fräulein? Ach es iſt Soulié! wie mögen Sie nur an dieſem phantaſtiſch ſkeptiſchen Geiſte Geſchmack finden?“

„Er iſt doch zum wenigſten pikant,“ entgegnete Erneſtine. „Nicht die Alltagsgeſchichte von Eduard und Kunigunde, nicht der rührend ſentimentale Ton, welche alberne Gänschen über Paul und Virginie weinen macht.“

In dieſem Tone ging es fort. Felix befand ſich jetzt auf einem Terrain, wo er ſich ganz in ſeinem Elemente fühlte. Er hatte ſchon in ſeinen Studienjahren einen auffallenden Hang zu jenen ephemeren Erzeugniſſen der Tagesliteratur gehegt, die, als willkommenes Aufregungsmittel für geiſtige Blaſirtheit, damals ganz Frankreich in Aufruhr verſetzten. Im Collège war manche Vorleſung des Profeſſors unbeachtet, manche Aufgabe unausgearbeitet geblieben, weil ein Roman von Sue und Dumas ſein ganzes geiſtiges Weſen befangen hielt. Daher kam auch die Halbheit ſeiner Bildung, wie die Uiberſpanntheit ſeiner Lebensanſichten. In ſeiner jetzigen

Digitized by Google

Lage war nach des Tages heißen Mühen die Lektüre dieſer Bücher ſeine einzige Erquickung. Kein Wunder alſo, wenn er es in ſolcher Beleſenheit ſelbſt mit einer Pariſer Dame aufnehmen konnte.

Die Debatte wurde immer muntrer, ſie fühlten ſich in mehr als einem Stücke geiſtesverwandt und alle Schranken der Convenienz wurden vergeſſen. Der Abend war ſchon hereingebrochen, die Diener hatten bereits die Wachskerzen gebracht, ehe Felix an Aufbruch dachte, und Erneſtine entließ ihn nur mit dem Verſprechen, daß er täglich wiederkommen wolle.

Er hielt Wort und fühlte ſich bald im Schloſſe heimiſch. Erneſtine behandelte ihn mit einer ſteigernden Aufmerkſamkeit; der Bücherballen, welcher wöchentlich von Paris kam, war jetzt gemeinſchaftlich und ſie brachten halbe Tage in den dunklen Laubgängen des Parkes damit zu, d' Artagnan in ſeinen Kämpfen mit dem Kardinal Richelieu, oder Rodin in ſeinen Abſcheulichkeiten zu folgen. Der Banquier und ſeine Frau ſahen dieſe Vertraulichkeit lächelnd mit an; ſie kannten ihre Tochter zu gut, als daß der Argwohn einer Mesallianee bei ihnen hätte aufkommen können und ſie freuten ſich nur, daß Erneſtinchen ein Mittel gefunden, ſich die Langeweile zu vertreiben.

Die arme Bäuerin, die Mutter von Felix, betrachtete die Sache aus einem ganz andern Geſichtspunkte. Sie mit ihrem ſchlichten Verſtande ſah bald, wie leicht hier das ganze Lebensglück ihres geliebten Sohnes untergraben werden konnte. Auch materielle Sorgen wandelten ſie an. Die Zeit der Ernte nahte, wo jede Wirthſchaft eines umſichtigen Oberhauptes bedarf, und Felix ging tagelang nicht auf's Feld, hatte für nichts Sinn als für Erneſtine und ihre Bücher. Sie machte ihm ſanfte Vorſtellungen; aber er wies ſie, zum erſtenmale in ſeinem Leben, ſo barſch ab, daß ſie dieſelben nicht zu wiederholen wagte. Sie weinte im Stillen und um ſo bitterlicher, als ſie nicht einmal bei ihren Nachbarinen Troſt fand, welche, von ihrem erſten Triumphe über die Felix widerfahrene Auszeichnung verletzt, jetzt zu ihren Klagen die Achſeln zuckten und nicht undeutlich von „Hochmuth vor dem Falle" murmelten.

III.

Urplötzlich ſchickte der Himmel der gebeugten Frau einen Tröſter. Jules Regnier, ihr Couſin, war in ſeinen jungen Jahren ein leichtes Burſchchen geweſen, dem es bald in ſeinem heimatlichen Dorfe zu enge wurde. Napoleon erfüllte damals die Welt mit ſeinem Ruhme, ſeinen Großthaten. Jules glaubte in ſich die glühende Liebe für's Vaterland zu finden, die ſelbſt den Tod nicht ſcheut, wenn es gilt, dasſelbe zu vertheidigen. Er trat alſo als Freiwilliger in die große Armee. Eigentlich war es nur Hang zum Fremdartigen, Außerordentlichen, was ihn von ſeiner Heimath wegtrieb; aber er machte jedenfalls ſeinem neuen Stande Ehre. Von der Schlacht bei Auſterlitz bis zu jener bei Waterloo folgte er den Fahnen des großen Imperators und oft wurde ſein Name in den einzelnen Berichten mit Auszeichnung genannt. Bald ſchmückte das Kreuz der Ehrenlegion ſeine Bruſt und er hatte es bis zum Kapitän gebracht, als der allgemeine Friede der Fortſetzung ſeiner kriegeriſchen Laufbahn ein Ziel ſetzte. Er nahm ſeinen Abſchied und wurde Inſpektor auf einem Gute ſeines Oberſten, der ihn längſt als wackern Mann ſchätzen gelernt hatte. Dort machte er die Bekanntſchaft eines hübſchen, ſittſamen Bürgermädchens und lernte in ihrem Beſitze das wahre Glück der Häuslichkeit kennen. Sein braves Weib war ihm nun geſtorben und die Sehnſucht nach der Heimath war gekommen. Mit einem ſehr beſcheidenen Vermögen und ſeiner einzigen Tochter Marie, dem treuen Abbild ihrer liebenswürdigen Mutter, kehrte er in ſein Dörfchen zurück, wo er von allen ſeinen Verwandten nur noch die Witwe Beauvoir lebend fand. Er wurde von ihr mit offenen Armen aufgenommen. Jetzt hatte ſie doch Jemanden, dem ſie ihr Leid klagen konnte, und ſie that dies auch oft genug.

„Laßt nur gut ſein, Couſine!" tröſtete ſie Regnier dann; „Euer Felix muß noch eine bittere Erfahrung machen, ehe es anders mit ihm wird, und glaubt mir, ſie wird nicht ausbleiben. Ich will indeſſen nach Euern Feldern ſehen und die Ernte beſorgen; bis es zur Ausſaat kommt, iſt die ſaubere Geſellſchaft wieder in der Stadt und dann wird der Junge froh ſein, wenn er nur etwas zu arbeiten hat."

„Ach, wenn es nur der Arbeit wegen wäre!" jammerte ſie gewöhnlich weiter, indem ſie ſich die Augen mit der Schürze wiſchte; „aber ſeitdem Eure Marie da iſt, das gute, liebe Kind, drückt es mir völlig das Herz ab. Es wäre die größte Freude meines Lebens geweſen, wenn ich ſie hätte meine Tochter nennen können, und der Verblendete ſtößt ſein Glück mit den Füßen von ſich."

„Nu, nu, Muhme, auch das kann noch gut werden," meinte Regnier; „er hat im Grunde ein gutes Herz und das iſt die Hauptſache. Wenn er von ſeiner Verirrung zurückkommt, wenn er bereut, wollen wir ſehen."

Indeſſen ſchien auch mit Felix allmälig eine Veränderung vorzugehen. Gleich anfangs hatte ihn Mariens ſtilles, liebliches Weſen, ſo entfernt von des reichen Fräuleins herzloſer Koketterie, angezogen; jetzt ſah er an der Thätigkeit Regnier's, welch' ſchändlicher Trägheit er ſich bis dahin hingegeben, er empfand Gewiſſensbiſſe und mit dem feſten Vorſatze, Alles wieder gut zu machen, riß er ſich gewaltſam aus dem Zauberkreiſe, den Erneſtine um ihn gezogen, und begann ſein früheres arbeitſames Leben wieder. Wenn er dann Abends nach Hauſe kam, der Mutter leuchtende Blicke ſah, Marie ihm das ländliche Mahl auftrug, welches der Hunger und ihre eigenhändige Zubereitung ihm doppelt würzten, ſo fand er ſolch' eine reichliche Entſchädigung für die Entbehrungen des Tages, daß er faſt ganz auf das Schloß zu vergeſſen anfing. So war ſchon beinahe eine Woche vergangen und immer friedlicher geſtalteten ſich die Verhältniſſe in der Familie Beauvoir, als Erneſtine eines Abends wie von ohngefähr in Begleitung einiger Diener durch das Dorf ritt. Felix ſaß eben mit dem Onkel und Marie auf der Bank vor dem Hauſe und lauſchte mit innigem Vergnügen auf die leben-

Digitized by Google

digen Schilderungen des alten Kriegers, der mit ſtrahlenden Blicken die Heldenthaten jener Periode erzählte, wo die Alliirten bereits den Rhein überſchritten hatten und die Franzoſen in Napoleon nicht mehr den herrſchſüchtigen Emporkömmling, ſondern nur den Vertheidiger ihres Landes ſahen.

Als ſie der Cavalkade anſichtig wurden, wollte er, von ſeinem guten Geiſte getrieben, in's Haus eilen, aber es war ſchon zu ſpät, Erneſtine war bereits zu nahe und er konnte ſie nicht mehr mit Anſtand vermeiden. Sie winkte ihn zu ſich heran und neigte ſich an ſein Ohr.

„Mein Ritter iſt mir untreu geworden!" ſprach ſie ſchelmiſch lächelnd; „wie ich ſehe, iſt ihm die paradieſiſche, einfältige Unſchuld lieber, als aller weltliche Glanz. Ich wünſche ihm Glück dazu und ſage nur noch, daß, wenn er morgen nicht kommt, unſer Haus ihm für immer verſchloſſen iſt." — Ehe Felix noch antworten konnte, hatte ſie ihrem Pferde die Sporen gegeben und war im Galopp entſchwunden.

Dieſe Nacht brachte er ſchlaflos zu. In ſeinem Innern war ein heißer Kampf entbrannt; die Worte Erneſtinens hatten Hoffnungen in ihm rege gemacht, die er früher nur im geheimſten Winkel ſeines Herzens hegte. Jetzt glaubte er an die Möglichkeit ihrer Erfüllung, aber dieſe konnte ihn nicht mehr ſo wie früher beſeligen. Er fühlte es deutlich, wie herzlich lieb ihm Marie ſei, wie ſehr ihre ſanfte Freundlichkeit ihn in den wenigen Tagen, die er ihr gewidmet, beglückt hatte. Nun dachte er wieder an die glänzende Schönheit des Fräuleins, an alle die Reize, welche nur die verfeinerteſte Kultur zu verleihen vermag, er ſah ſich im Geiſte als reichen, vielbeneideten Gutsherrn — und Marie mit ihrer beſcheidenen Anmuth, mit dem ſtillen, häuslichen Glücke, das ſie einzig zu bieten vermochte, mußte in den Hintergrund treten.

Er war am Morgen zerſtreut und unwirſch, verſah auch ſeine Geſchäfte in verdrüßlicher Stimmung. Nach dem Mittagmahle näherte Marie ſich ihm freundlich.

„Geht Ihr nicht mit in den Garten, Vetter?" fragte ſie; „ich will den Kleinen Kränze winden, ſie plagen mich ſo ſehr darum."

„Ihr werdet dies auch ohne mich zu Stande bringen," erwiederte er rauh; „ich habe für heute dringende Geſchäfte."— Damit nahm er ſeinen Hut und war fort.

Marie ſah ihm lange nach. — „Ach, Väterchen!" rief ſie traurig, „er geht wieder auf's Schloß."

„Mag's d'rum ſein," antwortete Regnier; „er will es nicht anders haben, ſo ſoll er ſich nur die herbe Täuſchung holen. Glaube mir, er wird bald und bitter bereuend zu Dir zurückkehren."

IV.

Einige Wochen waren vergangen und Felix hatte ſich, wenigſtens wie er glaubte, immer feſter in die Gunſt Erneſtinens geſetzt. Bereits beſchränkten ſich ihre Unterhaltungen nicht mehr allein auf die Belletriſtik; ernſtere Geſpräche kamen an die Reihe und er ſah es mit wonnigem Entzücken, wie ſie ſeine keineswegs undeutlichen Anſpielungen nicht immer mit der Strenge abwies, welche er fürchtete. Seine Hoffnungen und Befürchtungen beſchäftigten ihn dergeſtalt, daß er der armen Marie gar nicht mehr achtete, nicht bemerkte wie ſie ſich härmte und täglich bleicher ſah.

An einem Sonntag Nachmittag ging er wie gewöhnlich hinauf in's Schloß. Aber heute zum erſtenmale verweigerten ihm die Bedienten den Eintritt unter verſchiedenen Vorwänden. Unmuthig kehrte er um, als er auf dem Wege einen wirren Lärm aus der einzigen Schenke des Dorfes vernahm. Noch nie war er dorthin gegangen, aber heute wollte er ſich zerſtreuen und trat ein. Ein ſeltſamer Anblick bot ſich ihm dar. Außer den Bauern, welche ſich beim Kruge Cider von den Anſtrengungen der Woche erholten, waren noch Schmuggler da, rieſige, kühne Geſtalten mit ihrer maleriſchen Tracht und den blitzenden Waffen. Die große Wetterfahne Frankreichs, Paris, zeigte nämlich wieder auf Sturm, unheilſchwangere Gerüchte durchflogen die Provinzen und Jene hatten ſich aus ihren Schlupfwinkeln hervorgewagt, den Möven gleich, die den nahen Orkan anzeigen. Alles ſtand eben in bunten Gruppen um einen Tiſch, der einem wunderlichen Redner zur Tribune diente.

Felix kannte das krüppelhafte Männchen wol, es war der Dorfſchulmeiſter. Uiber deſſen Vergangenheit waren eben nicht die vortheilhafteſten Gerüchte im Umlauf, er ſollte früher manchen Strauß mit dem Geſetze beſtanden und erſt als dieſes ihn wiederholt und hart gezüchtigt, ſich um ſeine jetzige Stellung beworben haben. Eben hatte er eine alte Zeitung in der Hand, aus welcher er ſeinen Zuhörern vordemonſtrirte.

Die Rede des modernen Grachus war für Felix verloren gegangen. Er hatte anfangs gar nicht darauf geachtet und ſich ſeitwärts in einen Winkel geſetzt, wo er ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen konnte. Aber jetzt wurde der Tumult immer lauter, immer ſchriller tönte die quickende Stimme des Schulmeiſters. — „Nein, ſo kann es nicht bleiben!" rief dieſer endlich überlaut; „wir müſſen Rache nehmen! Nieder mit den Schlöſſern! Nieder mit den Reichen!"

„Ja nieder mit ihnen!" riefen die Zuhörer im Chor; „nieder mit dem Schloß und dem ſchurkiſchen Wucherer! wir wollen ihm den rothen Hahn auf's Dach ſetzen und einen Denkzettel ſchreiben, daß er daran zeitlebens gedenken ſoll."

Länger konnte ſich Felix nicht halten. Er hatte ſich früher einer ſchlechten aufregenden Lektüre hingegeben und war, wie bereits geſagt, blos das, was man halbgebildet zu nennen pflegt und ſo hatte das Feuer der Wiſſenſchaft ſeinen Geiſt eher geblendet als erleuchtet. Er war auf dem beſten Wege geweſen, den verderblichen Truglehren des Socialismus, die durch ihren Wortprunk nur oberflächliche Köpfe verführen können, zu huldigen. Jetzt aber ſollte er die Folgen in nächſter Nähe ſehen und er ſchauderte um ſo mehr davor zurück, als er den Apoſtel verabſcheute, welcher dieſe Doktrinen verbreitete. Zudem hatten ſich auch die Verhältniſſe geändert. Wie er wenigſtens ſicherlich meinte, trennte ihn nur noch eine kurze Spanne Zeit vom Beſitze Erneſtinens und des Gutes, und die Verführten wollten ſein Eigenthum zerſtören. Auch er ſprang jetzt auf den Tiſch und rief mit lauter Stimme in's

Digitized by Google

Getümmel hin ein, daß man ihn hören möchte. Er genoß stets ein gewisses Ansehen im Dorfe, wo seine Familie immer eine geachtete Stellung eingenommen hatte. Dazu kam noch, daß er allgemein für einen gewaltig Gelehrten ausgeschrien war und so trat auf seine Aufforderung gänzliche Stille ein.

„Ihr Unglücklichen!" begann er; „bedenkt, was Ihr thun wollt. Wißt Ihr, wohin es bald mit Euch kommen würde? Ich will es Euch sagen: die Guillotine wäre Euer Lohn! Warum laßt Ihr Euch von diesem schändlichen Krüppel da verführen, der selber nichts hat und alle Andern aus bloßem Neide gern zu Bettlern machen würde? Wie würde es Euch wol munden, wenn ein Schwarm Vagabunden daher käme und Euch Eure Häuser und Felder mit Gewalt nehmen würde?!"

Die Bauern hörten aufmerksam zu und die Gründe schienen ihnen einzuleuchten. Der Schulmeister sah, daß er einen Gewaltstreich führen müsse, wenn er nicht unterliegen sollte. „Warum hört Ihr ihn?" schrie er; „wißt Ihr denn nicht, daß er um die saubere Sippschaft herumschwänzelt wie der Hund um den Tisch, um auch einen Knochen zu erwischen? Er ist ja kein Bauer wie ein Jeder von Euch, er ist ein studierter Herr, der täglich mit dem Fräulein spazieren gehen und ihr die Hand küssen darf. Freilich muß er um das schöne Schloß besorgt sein, denn er meint ja, daß es ihm nicht entgehen könne. Ha! Ha! Ha! der Erznarr!"

Felix fühlte sich auf's Aeußerste empört. Er sah sein Geheimniß, das er sich selbst noch nicht deutlich zu gestehen gewagt, allen Leuten preisgegeben, er sah sich von einem Menschen verhöhnt, den er als Abschaum der Gesellschaft verachtete; schon wollte er sich auf den Niederträchtigen stürzen, aber er bedachte, wie viele kräftige Fäuste er dadurch gegen sich in Bewegung setzen, wie wenig Ruhm ihm eine Wirthshausschlägerei bringen würde; er wandte sich also zum Gehen, da rollte eine vierspännige Chaise im vollen Galopp am Wirthshause vorbei.

„Hi! Hi! Hi!" lachte Babilleur — dies war der Name des Schulmeisters — jetzt noch höhnischer. „Gehe nur hinauf, Felix Beauvoir, zu Deiner Schönen, Du wirst sehen, was für einen Empfang sie Dir bereiten wird. Dort fährt ihr Bräutigam."

„Du lügst, Elender!" Bei diesen Worten war Felix auf ihn zugesprungen und hatte mit nervigem Griffe seine Kehle gepackt. So plötzlich war der Anfall, daß Niemand ihn abwehren konnte. Das Männchen ächzte jämmerlich.

„Laßt mich los! bei meiner Seele Seligkeit! ich sage Euch die Wahrheit," stöhnte er; „der Kammerdiener, welcher Nachbars Rosine den Hof macht, hat mir es anvertraut, wie Euch die Schloßleute zum Narren halten und daß heute ein Marquis kommen würde, um das Fräulein zu freien."

Felix ward blaß. Seine Hand, die bis jetzt die Gurgel des Gegners wie in einem Schraubstocke gepreßt hielt, sank an seine Seite herab. Indessen hatten die Umstehenden ihn immer mehr umdrängt und ihre Worte und Gebärden ließen das Schlimmste für ihn fürchten. Aber wider alles Erwarten machte Babilleur den Vermittler.

„Laßt ihn!" sprach er zu seinen Vertheidigern. „Er möge gehen und sich selbst überzeugen. Wenn er zurückkommt, werdet Ihr ihn aus einem andern Loche pfeifen hören."

Auf dies Zureden hin öffnete sich der Kreis und Felix konnte gehen. Er that dies maschinenartig und, ohne es selbst zu wollen, befand er sich vor dem Portal des Schlosses. Er fühlte es, daß er sich erst sammeln müßte, bevor er einträte; er mußte erst überlegen, einen Plan fassen, nach dem er handeln könnte. Er ging also seitab in den Park. Dort warf er sich auf eine Bank, wo er oft in süßem Geplauder mit Ernestine gesessen. Jetzt ließ er die Bilder der jüngsten Zeit wieder vor seinen Geist treten. Er hörte die liebevollen Mahnungen seiner besorgten Mutter, sah das höhnische Lächeln, welches so oft und ihm unerklärlich den Mund des Banquiers umspielte; auch des heutigen auffallenden Benehmens der Bedienten gedachte er, aber dennoch konnte er sich von seinen Illusionen nicht losreißen. Er konnte so viel Heuchelei, so viel Schändlichkeit nicht fassen.

„Bin ich nicht ein Thor, daß ich mich von den Worten dieses Elenden so ergreifen lasse?" rief er endlich. „Es ist gewiß nichts als eitles Lügengewebe, um mich in meinem Innersten zu kränken. Nur zu gut ist es ihm gelungen! aber jetzt will ich die schwarzen Gedanken von mir werfen, will zu Ernestinen gehen und sie selbst soll mir sagen, wie schlecht es von mir war, so übel von ihr zu denken."

Mit einem Sprunge war er an einer Seitenthür und bald stand er auf der Freitreppe. Vom Speisesaal her schallten fröhliche Stimmen und Gelächter und mit der Sicherheit eines Hausfreundes schritt er dorthin.

Aber ein Bedienter stellte sich ihm in den Weg. — „Monsieur Beauvoir," sprach er; „ich habe gemessenen Befehl, Sie heute nicht vorzulassen, die Herrschaften haben Gesellschaft."

„Sagen Sie Fräulein Ernestinen, daß ich ihr sehr Wichtiges mitzutheilen hätte und sie nur auf einige Minuten zu sprechen verlange."

„Es geht durchaus nicht," remonstrirte der Laquai mit Bedeutung, „der Marquis ist drinnen."

„Und wenn es der König selbst wäre, ich muß sie sprechen!" und aufgeregt wie er war stieß Felix den Diener zur Seite. Er trat mit dem gewöhnlichen Gruße in den Saal, doch Niemand schien seiner zu achten. Endlich wandte sich der Banquier an den Marquis, nachdem er einen großen Bissen Rebhuhn bedächtlich mit Burgunder hinabgeschwenkt hatte.

„Sie sprachen vorhin von der Oede des Dörfchens; da haben Sie eine seiner pittoresken Seiten. Dieser gute Mann hier hat uns bis jetzt die Zeit nach Kräften vertrieben, er wußte wahrscheinlich nicht, daß wir heute in so guter Gesellschaft wären und kam uns seine Dienste anzubieten. Aber wie Sie wol sehen werden," fuhr er mit einer spöttischen Verbeugung gegen Felix fort, „sind diese von nun an überflüssig."

„Ja, mein lieber Beauvoir," fügte Ernestine bei; „ich wollte es Ihnen eben sagen lassen, daß ich Ihrer nicht

Digitized by Google

mehr bedürfe. Der Herr Marquis hat mir bereits verſprochen, mir nöthigenfalls die Romane zu erklären.“

War Felix durch das früher Vorgefallene gewiſſermaßen auf einen grauſamen Schlag vorbereitet, auf ſo viel Herzloſigkeit war er doch nicht gefaßt. Er war wie niedergedonnert; er fühlte wol, daß ſeines Bleibens hier nicht länger ſei, aber doch konnte er ſich noch nicht zum Gehen entſchließen. Er wollte reden, wollte dieſen Leuten mit tauſendfachem Wucher die Kränkungen zurückgeben, die er von ihnen empfangen, aber er konnte keine Worte finden. So vergingen einige Minuten, die Unterhaltung am Tiſche hatte indeß ihren Verlauf genommen, als der Marquis ſich plötzlich umwandte.

„Der gute Mann ſcheint etwas ſchwer zu begreifen,“ ſprach er. „Seht Ihr denn nicht, guter Freund, daß hier eine Perſon zuviel iſt?“

Dieſer letzte Schlag brachte Felix zur Beſinnung. „Ihr Elenden ſollt es mir blutig büßen!“ rief er und ſtürzte wüthend hinaus.

V.

Am andern Morgen ſaß der Schulmeiſter in ſeiner ganzen Würde als Lehrer da, um ihn die hoffnungsvolle Jugend des Dorfes. Die Stube war zum Erſticken heiß, wenn ſie auch nur ſchlecht gepflaſtert war und nebſt den offenen Fenſtern die Thüre auch an manchen Stellen klaffte. Die Kinder waren nämlich ſo gedrängt, daß eines dem andern faſt auf dem Rücken ſaß, da kaum für die Hälfte geräumig Platz geweſen wäre. Trotzdem war hier gewöhnlich nichts von den tumultuariſchen Vorgängen einer Dorfſchule zu ſehen. Babilleurs bösartiger Charakter bewährte ſich auch hier und die ſchweren Strafen, die er für kleine Vergehen diktirte, imponirten den Rangen. Aber heute ſchien der Präceptor, in tiefes Nachdenken verſunken, gar nicht auf das zu achten, was um ihn vorging. Er ſchaute jeden Augenblick durch das Fenſter und warf ſich immer wieder mit der Miene getäuſchter Erwartung auf ſeinen wurmſtichigen Stuhl zurück. Die Kinder machten erſt ſchüchterne Verſuche ſich hörbar zu machen, und als dieſe wider alles Erwarten ungeſtraft blieben, begannen die größern Operationen.

„Was meinſt Du, Pierre,“ ließ ſich der ſtämmige Sprößling des Pächters vernehmen; „warum mag der Schulmeiſter ſo fleißig zum Fenſter hinausſchauen?“

„Er ſieht nach, ob ihm der Gemeindehirt die Kühe richtig heimbringt,“ war die Antwort.

„J! der Schulmeiſter hat ja gar keine Kuh,“ bemerkte naiv ein drolliges ſechsjähriges Mädchen.

Dieſe Zwiſchenrede brachte eine ganze Salve von Gelächter hervor. Erſchrocken über ihre eigene Kühnheit blickten die Kinder auf, ob ſich nicht die fürchterliche Ruthe über ſie ſchwinge und ſteckten dann die Naſen emſig in die Buchſtabiertafeln. Alles blieb ſtill wie früher, Babilleur lag mit halbem Leibe zum Fenſter hinaus.

„Meinſt Du, Pierre,“ begann die erſte Stimme wieder, „wir könnten es auch einmal verſuchen, wie das ſchwarze Zeug in der Büchſe dort ſchmeckt, das der Schulmeiſter immer in die Naſe ſtopft?“

Geſagt, gethan. Der kleine Schelm kroch auf allen Vieren zu dem Tiſche, der die Stelle von Katheder, Rechnentafel und Schreibbuch zugleich verſah, und mit einem Ruck hatte er die unglückliche Doſe gefaßt. Mit ausnehmender Galanterie wurde ſie herumgeboten, ohne Unterſchied des Geſchlechtes bediente man ſich ihrer und — ein Nieſen erfolgte, wie es nur in Abdera ſeines Gleichen hätte haben können, wenn ſich die guten Bürger den Nieſewurz des Hypokrates anders zu Gemüthe geführt hätten.

Jetzt wurde unſer Mann aufmerkſam. „Wo iſt meine Doſe?“ ſchrie er mit Stentorſtimme; o weh! jetzt ſchwang ſich das pädagogiſche Szepter in ſeiner Rechten — da ſchallten Schritte in der Hausflur.

„Warte, Franeois Baurien, wir ſchließen ein andermal unſere Rechnung; für heute könnt Ihr nach Hauſe gehen.“

Kaum hatte Babilleur dieſe Worte geſprochen, als ſeine Schüler, denen ein Alp vom Herzen fiel, wie losgekoppelte Hunde zur Thür hinaustobten. Einen Augenblick ſpäter trat Felix durch dieſelbe ein. Er ſah verſtört, faſt wild aus, ſein Geſicht trug die deutlichſten Spuren einer ſchlaflos durchwachten Nacht und das Haar hing ihm wirr über Stirn und Schläfen herab.

„Ich habe Euch erwartet,“ rief ihm der Schulmeiſter entgegen; „ich wußte, daß Ihr kommen werdet. Ich kenne Euch ſchon von früher, wenn Ihr auch wenig mit mir umgegangen ſeid; aber Euer ganzes Weſen zeigt, daß Ihr nicht zu den Schwachköpfen gehört, die ſich auch einen Naſenſtüber gefallen laſſen, wenn er nur von einer fein behandſchuhten Hand kömmt.“

„Nun wol, Ihr habt Euch in mir nicht getäuſcht,“ erwiederte Felix. „Mein Gemüth iſt auf das Aeußerſte empört; o könnte ich Alle zermalmen. Aber dennoch muß ich Euch ſagen, daß ich mit mir noch nicht im Reinen bin. Schon früher dachte ich im Stillen nach über die Grundſätze, die Ihr geſtern laut proklamirt habt; nach Allem, was mir widerfahren, lechze ich nun nach Rache, aber mir ſchaudert vor der That. Ja, konnte ich die Schändlichen bekommen im ehrlichen Kampfe, Auge gegen Auge, ich würde mir kein Gewiſſen daraus machen, ſie zu meinen Füßen niederzuſchmettern. Aber ein Mordbrenner zu werden, dazu werde ich mich nie entſchließen.“

„Ich hielt Euch für verſtändiger,“ ſagte der ſchändliche Babilleur; „ich glaubte Euch über die Skrupel hinweg. Aber Ihr müßt das Ding beim rechten Namen nennen; — nicht hinterliſtig im nächtlichen Dunkel ſollt Ihr ein Paar Wehrloſe überfallen; nein, am hellen, lichten Tage kommt Ihr, im Namen der Nation, der Menſchheit, Rechenſchaft von den Ruchloſen zu fordern. Zudem bedenkt, daß Ihr etwas thun müßt, um den Spott von Euch zu wälzen, der Euch ſicher treffen würde, wolltet Ihr die Beleidigung ruhig einſtecken.“

Das Letzte wirkte mehr als alle vorhergehenden Argumente; war doch, wie wir ſchon geſagt, die Eitelkeit das

Digitized by Google

Hauptlaſter unſeres Helden. — „Ja,“ rief er, „die Schändlichen ſollen es büßen! Aber ſagt, was muß ich thun?“

„Ich will es Euch ſagen,“ entgegnete der ſchlaue Verführer. „Seht, nicht umſonſt ließ ich mich geſtern von Euch wie ein Hund behandeln, ohne es Euch bitter entgelten zu laſſen. Das Land wird bald ganz in Aufruhr ſein. Jetzt gilt es raſch zugreifen, den Kühnen lächelt das Glück. Wie Ihr mich da ſeht, unanſehnlich und verkrüppelt, tauge ich nicht zum Führer. Ihr aber ſeid dazu wie geſchaffen, darum wählte ich Euch. Kühne Herzen ſtehen uns zu Gebote, ſtellet Euch an ihre Spitze und Ihr werdet groß werden, ſo groß, daß das ſtolze Fräulein es noch einmal für ein Glück anſehen ſoll, wenn Ihr Euch zu ihr erniedrigt. Ich habe jetzt mit Euch offen und ehrlich geſprochen, ſeid Ihr zufrieden?“

Felix ſah es wol, wie der ſchändliche Ränkeſchmied ihn hinter's Licht führen wolle, wie er ihn im Augenblicke der Gefahr vorſchiebe, um ſpäter durch irgend eine Verrätherei den Erfolg ſich zuzueignen. Er fühlte ſich überdies durch alle die hohlen Phraſen keineswegs beruhigt; aber er war beleidigt, verhöhnt worden, er wollte und mußte ſich rächen. Auch war in ſeinem Innern eine ganze Veränderung vorgegangen. Die Neigung zu Erneſtine war geſchwunden, um dem Haſſe, der Verachtung Platz zu machen. Marie aber ſtand in neuer, verklärter Glorie vor ſeinem Geiſte; doch wagte er es nicht, als ein von einer Andern Verſchmähter um ihre Hand zu werben. Er wollte erſt groß, berühmt werden; dann wollte er von dem Schauplatze treten, alle Ehre irgend einem Nebenbuhler, und wäre es auch Babilleur, überlaſſen, um in ſtiller Häuslichkeit das Glück der Liebe zu genießen.

„Ich bin es zufrieden!“ ſprach er endlich und der künftige Danton reichte dem neuen Marat die Hand, ehe ſie ſchieden.

VI.

Felix trat aus dem Schulhauſe, den Kopf hoch und die Augen glänzend. Er ſah ſich bereits als Führer einer gewaltigen Schaar, die ſeiner Befehle harrte und dieſelben blitzſchnell vollzog. Er dachte wol an ſeine Mutter, an Marie, an den ſchweren Kummer, den die ihm drohenden Gefahren ihnen verurſachen würden; aber er wollte ſie dafür reichlich durch den Ruhm entſchädigen, welchen er ſeiner bis jetzt obſcuren Familie verſchaffen würde. So ſchritt er im wachen Traume einher, als er plötzlich einen leichten Schlag auf den Arm ſpürte. Er wandte ſich um und Onkel Regnier ſtand hinter ihm.

„Komm, Felix, ich habe ein ernſtes Wort mit Dir zu reden,“ ſprach dieſer und zog ihn mit ſich nach Hauſe, auf ſein Zimmer fort. Dort angekommen, ſchloß er ſorgfältig die Thüre, nachdem er ſich überzeugt hatte, daß kein Unberufener in der Nähe ſei; dann nahm er ein Blatt aus der Taſche und reichte es Felix hin, auf eine bezeichnete Stelle deutend. Dieſer las mit Beſtürzung die Nachricht, daß die Bewegung in der Hauptſtadt vollkommen unterdrückt ſei, mit Randgloſſen über die Schändlichkeit der Emeute.

„Du ſiehſt nun,“ ſprach Regnier jetzt, „daß das Geheimniß verrathen iſt. Schon geſtern ſah ich, wie die Bauern die Köpfe zuſammenſteckten und allerlei Zeug munkelten, von dem ſie beſſer nie etwas hätten wiſſen ſollen. Einer von ihnen, noch ein alter Bekannter von mir, war treuherzig genug, mir von dem großen Vorhaben zu erzählen, das in ihren Köpfen ſpuckte, und mir die Anführerſtelle anzutragen. Er erzählte mir auch die geſtrige Szene im Wirthshauſe und ich war wahrlich ſtolz auf Dich, als ich hörte, wie muthig Du die gute Sache vertheidigt eſt. Aber auch die Geſchichte mit dem Marquis war mir bekannt, und als Du geſtern abends ſo verſtört nach Hauſe kamſt und alles freundliche Zureden von unſerer Seite mürriſch abwieſeſt — da wußte ich, wie unſere Vorherſagungen endlich eingetroffen, wie endlich die Binde Dir von den Augen geriſſen ſei. Wir dankten alle Gott; durften wir doch hoffen, Dich jetzt gebeſſert und von Deiner Thorheit geheilt, als neuen Menſchen wieder in unſere Mitte aufzunehmen. Aber heute früh waren Deine Züge ſo entſtellt, daß ich gleich auf einen ſchrecklichen Entſchluß von Dir dachte. Ich ging Dir nach und als ich Dich bei jenem Schurken eintreten ſah, errieth ich Alles. Ich eilte zum Pfarrer und lieh unter irgend einem Vorwande die neueſte Zeitung. Ich wußte im Vorhinein, was ſie enthielt; aber ich wollte Dir vollkommene Uiberzeugung verſchaffen. — Und nun ſage, willſt Du noch bei Deinem aberwitzigen Vorhaben beharren, welches Dir den Tod, Deiner ganzen Familie aber unvergängliche Schande bringen muß?“

„Glaubt mir, Onkel!“ entgegnete Felix niedergeſchlagen; „ich bin wirklich ein unglücklicher Menſch. Nicht nur, daß ſtets alle meine Hoffnungen in der Blüthe geknickt werden, ich bin noch dazu verurtheilt, immer verkannt zu bleiben. Ihr werdet gewiß denken, daß einzig das Gelüſt nach Rache mich in einer Nacht ſo umgewandelt, mich dazu bewog, mit einem Manne in nähere Verbindung zu treten, den ich geſtern noch ſo heftig bekämpfte. Aber ich muß Euch geſtehen, ſchon längſt grübelte ich über Verſchiedenes nach, das anders ſein ſollte. Wenn ich geſtern dennoch im entgegengeſetzten Sinne ſprach, ſo war dies nur, weil ich vor den ſchrecklichen Folgen zurückſchauderte und nicht ganz an die Verderbtheit gewiſſer Leute glauben konnte. Ich dachte, es müſſe doch mehr als bloßer Zufall, es müſſe eigenes Verdienſt ſein, welches ſie auf die Höhe hob, die ſie einnehmen. Aber wie Ihr wißt, wurde ich nur zu ſehr enttäuſcht, und empört, wie ich mit Recht war, bot ich zu dem Unternehmen, das ſie züchtigen ſollte, die Hand.“

„Das Uibel ſitzt alſo tiefer, als ich dachte!“ ſprach Regnier ernſt; „was ich nur für momentane Aufregung hielt, war alſo die Folge einer ſchon lange gehegten irrſinnigen Idee. Aber ſage mir, was wollteſt Du nachher thun, wenn nach Deinem Plane Alles ſchon drunter und darüber gegangen wäre, um die bürgerliche Ordnung wieder herzuſtellen?“

„Ihr fragt zu viel, Onkel! ich hatte noch eigentlich nicht darüber nachgedacht. Es ſchwebte mir nur vor, als ſollten — — Nur der Gebildete ſollte Anſpruch auf Auszeichnung haben und —“

„Ei, ſeht den weiſen Geſetzgeber, der ſich ſelbſt zuerſt bedenkt!“ lachte Regnier höhniſch. „Du glaubſt Dich ein

Digitized by Google

wenig polirt und wolltest Dir also auf die wohlfeilste Art Wohlleben verschaffen? Nun das wäre nicht übel! Aber sage mir, Du Tugendheld, würdest Du da nicht eine neue Aristokratie geschaffen haben, die im besten Falle aus nichts anderm bestände, als ein Paar Genies und Tausenden elender Reimschmiede! Und wenn diese ausartete, was wolltest Du an ihre Stelle setzen?"

Felix schwieg betroffen.

„Komm Kind!" fuhr der Alte fort. „Sieh', trotz aller Deiner Verirrungen habe ich doch das größte Vertrauen zu Deinem guten Herzen. Ich kenne den brausenden Geist der Jugend, der auch mich auf manche Abwege führte. Aber um desto mehr sollst Du meinen Erfahrungen vertrauen. Du weißt es, ich sog mit der Muttermilch die Ideen der großen Revolution ein, die damals die ganze Welt erschütterte. Vergleiche jene Zeit mit dem Jetzt und Du wirst finden, daß jede Erschütterung der gegenwärtigen socialen Zustände, die so viel als möglich Jedem Gerechtigkeit widerfahren lassen, nur ein gewaltsamer Rückschritt in der Entwickelungsperiode der Menschheit wäre, der sich an seinen Urhebern früh oder spät rächen müßte. —

Das Fantom einer Republik vollends ist das Räthsel der Sphinx, welches Jedem, der es lösen will, nur Verderben bringt. Nie wird die vielköpfige Hyder, das Volk, sich einigen können. Ein Haupt muß sein und das ist der rechtmäßige König. Und glaube mir: groß und heilig ist die Idee, welche Einen über Alle setzte, Einen, der fern von allen Leidenschaften, allen Nebenrücksichten, das Gute unbeschränkt üben kann, wie er nur will. Sieh' her, da sind die Bildnisse zweier Monarchen, in unsern Bergen geboren, der große Heinrich und der arme Handwerksbursche Bernadotte. Mußt Du nicht darin einen Wink der Vorsehung sehen, daß Beide zum Heile ihrer Völker, so fern vom Throne geboren, doch auf denselben gelangen und Dynastien gründen konnten, während der große Mann, der das All mit seinem Ruhm erfüllte, aber durch seine Herrschsucht mit Verderben bedrohte, auf ferner Insel als Verbannter sterben mußte?" Der Greis wischte sich hier bei dem Andenken an seinen Kaiser ein paar Thränen aus den Augen. Auch Felix war innigst gerührt.

„Ihr habt Recht, Onkel!" rief er. „Ich bin der Unglücklichste der Menschen. Ich habe auf schändliche Art gefehlt und nie kann ich wieder glücklich werden! Ich muß es Euch nun sagen, ich bin zur Erkenntniß gekommen. Schon früher liebte ich Eure Marie mit ganzer Seele und nur ein Blendwerk des Teufels verhinderte mich, deutlich in mein Herz zu schauen. Aber der Schuldbeladene darf sich dem reinen Engel nicht mehr nähern und ich will in die weite Welt!"

„Aber sage mir, wird sich denn Dein Blut nie abkühlen, mußt Du denn immer zum Aeußersten überspringen?" Bei diesen Worten hatte Regnier seinen Neffen freundlich beim Arm ergriffen. „Was würde Deine Mutter sagen," fuhr er fort, „wenn ihr Ernährer, ihr Stolz, sie so plötzlich verließe? Doch ich will Dich nicht länger quälen. Weder der reine Engel, wie Du Marie zu nennen beliebst, noch die Mutter wissen irgend etwas von der ganzen Geschichte. Wir wollen sie in dieser glücklichen Unwissenheit lassen, damit wir ihnen die heutige Freude nicht verderben; denn wisse, ich hatte es schon längst beschlossen, Du, und kein Anderer, sollst die Marie haben. Aufdringen könnte ich sie Dir nicht; aber nun, da Du sie begehrst, soll heute noch die Verlobung gefeiert werden."

Wir brauchen es wol nicht zu schildern, mit welcher Freude Felix hier seinen Onkel umarmte, welcher Jubel bei der Nachricht das ganze Haus erfüllte. Ein Paar Wochen darauf standen sie als ein glückliches Paar vor dem Altare.

Auch Ernestine heirathete ihren Marquis; aber obwol die Dukaten des Banquiers dessen Wappen vergoldeten, wurde es doch nie von den Kennern der Heraldik als echt anerkannt. Er kümmert sich übrigens nicht darum, denn in Hamburg und Pyrmont, seinem eigentlichen Wirkungskreise, wird er stets von jenen Herren als ebenbürtig anerkannt, die man gemeiniglich mit dem Namen Glücksritter zu bezeichnen pflegt.

Babilleur war aus dem Dorfe verschwunden. Die Vorfälle in der Schenke waren bekannt geworden und hatten einen Trupp Gensd'armen nach dem Dorfe gezogen. Darunter bemerkte er ein bekanntes Gesicht, das ihm auf seiner frühern Laufbahn bereits mehr als einmal entgegengetreten war, und da er überdies sein Gewissen beschwert fühlte, zog er sich mit seinen edlen Freunden, den Schmugglern, zurück. Bei diesen soll er nun nach einer bis jetzt noch unverbürgten Sage, das Amt versehen, mit dem Bulwer in seinem „Paul Clifford" den gelehrten Redakteur des Athäneum belieh.

Das Bulgarenmädchen.

Erzählung von Eduard Schwarzbach.

Dort, wo der Balkan sich zu seinen höchsten Gipfeln erhebt, an der Grenzmark zwischen Serbien und Bulgarien, liegt eine Wiese, grün und üppig, von waldigen Höhen rings umkränzt. Am Rande der Höhe, im Laubwerk fast versteckt, stand ein Hüttchen, nett und freundlich; dahinter Hürden und niedrige Ställe. Dies alles gehörte dem alten Georg Michaelowitsch, der seit vielen Jahren schon Witwer und dem von zehn blühenden Kindern nur eins geblieben war. D'rum sah man gewöhnlich ihn still und finster vor seiner Hausthür sitzen, und nur wenn Agapia die schönen Heerden an ihm vorübertrieb, zog ein sanftes, wohlgefälliges Lächeln über sein faltiges, düsteres Gesicht. Sie war seines Herzens einzige, letzte Freude; über sie wachte er mit treuem, liebenden Vaterherzen. — Da sie heute länger als gewöhnlich ausblieb, erhob er sich und

Digitized by Google

ging hinab nach dem Erlengebüſch am Flüßchen, wo das Vieh, der Heimkehr harrend, ermüdet von der Hitze des Tages ſich gelagert hatte. Hier ſaß auch Agapia und blickte ſinnend in die vorüberrauſchenden Wellen. Die langen, vollen Flechten ihres ſchwarzen Haares hingen weit hinab über die ſchön gerundeten Schultern, und in den Wimpern glänzte eine Thräne, in welcher die dunkle Glut ihres Auges ſich ſpiegelte.

„Agapia," ſprach jetzt der Alte, „Agapia, mein Vögelchen, mein Herzchen, was ſitzeſt Du ſo einſam und ſchauſt ſo traurig in die wilde Welle?"

„O laß mich, Vater, laß mich hier allein. — Es iſt wol gut, ich komme noch nicht nach Hauſe. Oder iſt er ſchon da geweſen und hat mit Dir geſprochen?" und forſchend und bittend zugleich ſah das Mädchen dem Vater in das Auge.

„Wen meinſt Du, Agapia? — Zu mir iſt Niemand gekommen. Wer ſollte wol zu dem alten Michaelowitſch kommen? Wenn Du nicht bei mir biſt, mein Kind," fuhr er nicht ohne Abſicht zärtlich fort und ſchlang ſeinen Arm um ihren Rücken, „dann bin ich einſam und verlaſſen, und wenn Du einſt aufhören könnteſt mich zu lieben, wird keine Thräne fließen, wenn einſt der alte Michaelowitſch ſtirbt."

„Niemals, niemals, Vater; Dein war mein Herz zuerſt, Dein ſoll es vor allen bleiben!" rief das Mädchen und warf ſich leidenſchaftlich an des Alten Bruſt, ihren Thränen freien Lauf laſſend.

Hundegebell rief jetzt den Vater zur Hütte zurück; Agapia aber verkroch ſich noch weiter hinter das Erlengebüſch, und die Zweige ein wenig auseinanderſchiebend verfolgte ſie ihn ſchüchtern, ja ängſtlich mit ihren Blicken. Und ſie hatte ſich nicht geirrt: Feodor war es; er kam dem Alten entgegen, der ihn kalt empfing und ihn zur Hütte zurückgeleitete.

„Was führt Dich ſchon wieder zu mir, junger Mann?" ſprach er, indem er ſich auf die Steinplatte vor der Hausthür niederließ und den Gaſt durch ein Zeichen mit der Hand einlud, ſich neben ihn zu ſetzen.

Doch Feodor blieb feſt und gerade vor ihm ſtehen und, ſein Käppchen in der Hand, antwortete er: „Michaelowitſch, Ihr wißt, ich liebe Eure Tochter, und ſie liebt mich, noch einmal komme ich, um ihre Hand zu werben, noch einmal, Michaelowitſch; überlegt es wol, es iſt das letzte Mal. Denn betteln kann ein Stefano nicht, um ein Stück Brod ſo wenig, wie um ſein höchſtes Glück."

Er ſchwieg; tiefer noch runzelte ſich die Stirn des Alten, ſtill malte er mit ſeinem Stabe Figuren in den Sand. Dann endlich erhob er ſich langſam und ſprach: „Feodor Stefano, Dein Vater war mein Feind, mein Todfeind war Dein Vater; wir haßten uns, wie nie zwei Sterbliche ſich je gehaßt. Er war ein wilder Geſelle, gerade ſo wie Du. Nichts nannte er ſein als ſein Gewehr, nichts kümmerte ihn mehr als das Pulver auf der Pfanne und die Kugel in dem Laufe, Tag und Nacht ſchweifte er herum in Wald- und Bergesſchluchten; uns aber verfolgte er mit Hohn und Spott, die, durch bittere Erfahrungen belehrt, ein friedlich ſtilles Leben führen mochten und daheim bei Frau und Kind für ihre Heerden ſorgten und für fette Triften. Sieh, Feodor, grad ebenſo biſt Du, und beim heil'gen Michael! ich muß mich wundern, daß Du es wagſt, der Sohn meines Erzfeindes, der wilde Abenteurer, der arme Schelm, zum dritten Mal um Georg Michaelowitſch's Tochter, die ſchöne Agapia, zu freien, die reiche Erbin bald von alle dem, was Du in dem ganzen Thal ringsumher überſchaueſt. Nein, junger Mann, ziehe hin in Frieden, doch Agapia bekommſt Du nicht."

Feodor ging; dem Alten aber ſchnitt es tief in's Herz, daß er Agapia kränken mußte, ſein Liebſtes auf der Welt. Die ſchnellen Schritte mehrer herannahender Männer weckten ihn aus ſeinen trüben Gedanken; er ſah auf und gewahrte drei Türken, Juſſuf, des Paſchas Günſtling an der Spitze, von Marco Jurewitſch geführt. Dieſer galt nach ihm für den reichſten unter den Hirten; er war ein ſtiller, friedlicher Mann, auf die Blüthe ſeines Hausſtandes ſorgſam bedacht; ihn hätte der Alte vor Allen gern als Schwiegerſohn begrüßt. Doch da waren ſie, und Marco zog ehrerbietig ſein Käppchen und ſprach: „Dies, Ihr Herren, iſt Georg Michaelowitſch den Ihr ſucht."

„Michaelowitſch," hub Juſſuf an, „ſchon zweimal hat mein gnädigſter, mächtigſter Herr Muſtapha, Paſcha von Niſſa, zu Euch geſendet, und beide Male hat er Euch thöricht und verblendet gefunden. Nun ſendet er mich und bittet noch einmal, was er zu fordern wol ein Recht hat. Alter Mann, bedenket, was Ihr thut, verſcherzet nicht durch eiteln Trotz und ſträflichen Ungehorſam Euer eignes Glück und das Eurer Tochter. Mein gnädiger Herr, er liebt Euer Kind, er liebt es wie die Sonne das Saatkorn, das ſie ſproſſen läßt und blühen. Empfanget, Alter, mit Dank und Ehrfurcht ſeine Gnade und füget Euch willig in ſeinen Befehl."

„Schweig, Unverſchämter," unterbrach ihn heftig Michaelowitſch, und ſein Auge glühte vor Zorn im Feuer der Jugend, „iſt Deinem Herrn mein Wille noch nicht klar? Warum beſchimpft er mein in Ehren grau gewordenes Haupt auch noch zum dritten Mal mit ſeinem abſcheulichen, teufliſchen Antrag? Entferne Dich, frecher Muſelmann, ich ſage Dir, entferne Dich ſchnell, ſonſt . . ."

„Sonſt," wiederholte höhniſch lächelnd der Türke und zog den Säbel.

„Wie, Bube," rief der Alte, „Du willſt Gewalt gebrauchen! drohſt hier in meinem eignen Hauſe mir mit der blanken Waffe!"

„Michaelowitſch's Kopf oder Michaelowitſch's Tochter! alſo lautet mein Befehl," erwiederte Juſſuf und trat dem Alten näher.

„Marco, Marco, zu Hilfe, zu Hilfe!" ſchrie dieſer in wildeſter Verzweiflung, doch Marco Jurewitſch trat erſchreckt zurück und bat mit ſchüchterner, furchtſamer Stimme: „Fügt Euch, Vater, der Gewalt; Ihr ſtürzt Euch und Eure Tochter, uns alle in namenloſes Unglück."

„Der Jurewitſch iſt geſcheit," erwiederte der Türke, „und ich frage Dich, Alter, noch einmal, willſt Du mir Deine Tochter zuführen oder nicht?"

Digitized by Google

„Beim heil'gen Michael, nein!"

Und Juſſuf ſprach zu ſeinen Begleitern gewendet: „So faßt ihn."

Da ſprangen ſie herbei und packten den Alten, der ſchwach und zitternd ſich ihnen überließ, doch in demſelben Augenblicke lagen ſie Beide ſich krümmend am Boden, und zwiſchen Michaelowitſch und den Türken tretend, brüllte Feodor mit Löwenſtimme: „Hinweg, Du erbärmlicher Wicht, oder ich ſchlage Dich nieder, wie man einen tollen Hund erſchlägt!"

Juſſuf erblaßte: Feodor war ihm aus einem früheren Streite nur allzuwol bekannt. Darum zögerte er nicht, ſeinem Befehle ſofort zu gehorchen und ſeinen Begleitern, die unterdeſſen ſchon die Flucht ergriffen hatten, in das nahe Gehölz zu folgen. „Sagt nur Euerm Herrn," rief Feodor ihm nach, „die Agapia habe noch andere Beſchützer, als ſolche feige Memmen, wie der Marco Jurewitſch!" und ehe ſich der Alte wieder faſſen konnte, war auch er nach der entgegengeſetzten Seite im Walde verſchwunden.

Endlich erhob ſich der Greis und wandte ſich ſpöttiſch zu Marco, der jetzt noch immer ſchüchtern und unentſchloſſen ſich ihm näherte. „Geh, Marco, geh," rief er ihm zu, „oder glaubſt Du wirklich, ich würde einem ſolchen Feigling meine Tochter geben, die wahrlich jetzt andern Schutzes bedarf?"

„Wie Ihr ſelbſt wollt, Michaelowitſch," antwortete Marco, im Stillen erfreut, ſo leicht aus dieſer gefahrvollen Lage befreit zu werden, grüßte flüchtig und eilte von dannen. Der Alte aber ging ſeiner Tochter entgegen, die den Lärm vor dem Hauſe gehört hatte und um den Vater beſorgt jetzt herbeieilte. —

„Väterchen," rief ſie ihn zärtlich umarmend, „Du biſt ſo bleich und zitterſt; o ſage, was iſt geſchehen? Mir war, als hörte ich Feodor's Stimme."

„Ja," erwiederte der Greis gerührt, „Feodor war da; ihm habe ich Glück und Leben, Du Ehre und Freiheit zu verdanken; ich habe ihm unrecht gethan; ja, Agapia, Feodor ſei Dein."

Es war ein lichter, herrlicher Sonnenblick, der ſo unerwartet die trübe Nacht ihres Herzens erhellte. Sie herzte und koſte den Vater und hörte kaum, wie er ihr das Weitere erzählte; nur wenn er ſeinen Namen nannte, jubelte ſie laut über den herrlichen Feodor. So hatten ſie ihre Wohnung erreicht, und da jetzt der Alte ſeine Beſorgniß äußerte, wie wol dem ſo ſehr beleidigten Bräutigam die frohe Kunde mitzutheilen ſei, lächelte Agapia, verſprach, ihn alſobald herbeizuſchaffen und ſprang luſtig in den Wald hinein nach dem ſtillen, verborgenen Plätzchen, wo er ſie Abends immer zu erwarten pflegte. Doch es wurde Nacht und wurde wieder Morgen, und weder Agapia noch Feodor kehrten zurück; ja es vergingen Wochen und Monde, und alles Fragen und Forſchen blieb vergebens.

Lange ſchon ſtand Muſtapha auf dem Söller ſeiner Burg und folgte mit gierigen Blicken dem Lauf der Niſſava in die waldigen Berge. Schon ſank die Sonne, und noch immer zeigte ſich keine Spur von Juſſuf und ſeinen Begleitern. Da fiel ein Schuß und wieder einer, und immer unruhiger ward der Paſcha. Er hatte mit dem Tode gedroht, wenn man auch diesmal unverrichteter Sache heimkehre. Schon fing er an zu bereuen, daß er einen ſeiner vor allen geliebten Diener, der in dem Verhältniß eines treu ergebenen Freundes zu ihm ſtand, nutzlos in den Tod gejagt, als auf dem ſchmalen Pfad, der am Ufer des Flüßchens entlang aus dem Berg ſich hervorwand, eine Staubwolke aufwirbelte und mit reißender Schnelligkeit ſich näherte. Muſtapha griff nach dem Fernrohr und ein flüchtiger Blick genügte, um zu erkennen, daß es Juſſuf ſei, der mit der theuern, heißerſehnten Beute im Anzuge war. In fieberhafter Aufregung verfolgte er ihren Weg bis an die Thore ſeines Schloſſes.

Agapia ward ohnmächtig hinaufgetragen, und als ſie erwachte, ſah ſie ſich mit den reichſten Stoffen bekleidet, mit dem koſtbarſten Schmucke ausgeſtattet; man nahte ihr ehrerbietig wie einer Königin, nicht wie einem armen gefangenen Chriſtenmädchen; ſie ward auf das ſorgfältigſte bedient, auf das köſtlichſte bewirthet; ihre Zimmer, Muſter orientaliſcher Pracht und Uppigkeit, waren mit allem reichlich verſehen, was nur immer die Phantaſie zu reizen, die Sinne zu bezaubern vermag. Agapia war die Perle unter Muſtapha's Frauen; darum zeigte er ſich auch gegen ſie von ganz ungewöhnlicher Geduld und unerſchöpflich in Erfindung immer neuer Künſte der Verführung. Doch Feodor's Braut ſtand feſt wie die Felſen, in welchen ſie geboren, und Ehre, Stolz und Liebe waren der Panzer, an dem alle Pfeile des Mächtigen wirkungslos zurückprallen mußten.

So war ein Monat ſchon vergangen und der Tag gekommen, wo Juſſuf, von den Wunden geheilt, die er von Feodor's Kugeln auf der Flucht erhalten, an dem Feſtmahle Theil nehmen konnte, das Muſtapha ihm zu Ehren veranſtaltet hatte. Doch kaum hatten ſie ſich niedergelaſſen, kaum waren die Diener erſchienen mit den lieblich duftenden Schüſſeln, als Juſſuf entſetzt aufſprang und den Paſcha bei Seite zog. „Gnädigſter Herr," ſprach er leiſe, „welch' racheſchnaubende Beſtie habt Ihr in Euern Sold genommen. Gelobt ſei Allah, daß nicht ſchon jetzt ein gräßliches Unglück ſich ereignet! Der Sklave dort — ſeht nur, welch' verzehrende Glut, welche Wildheit in ſeinen Blicken! — Niemand anders iſt es, als der unverſöhnliche Feind aller Gläubigen, der Chriſtenhund, der von allen Moslemin ſo ſehr gefürchtete und gehaßte Feodor Stefano.

„Unmöglich, Juſſuf," erwiederte Muſtapha, „Du irrſt Dich, der Sklave, den Du meinſt, — erſt kürzlich habe ich ihn gekauft, er iſt der ſchönſte und iſt mir der liebſte von allen meinen Sklaven."

„Herr," unterbrach ihn Juſſuf ängſtlich, „o Herr, zu Eurem Heile glaubet mir, er ſinnt auf Euer Verderben, denn er iſt der Bräutigam des ſchönen Rajahmädchens, das ich erſt neulich mit eigener Lebensgefahr Euch zugeführt. Denn er war es, der mich verfolgte, der auf mich geſchoſſen."

„Agapia's Bräutigam!" rief der Paſcha und Zornes-

Digitized by Google

röthe überzog ſein Geſicht. Er ſchwieg und verließ mit Juſſuf den Saal. Sie traten in die Gemächer Agapia's, die ernſt und in ſich gekehrt wie immer dicht verſchleiert in einem Winkel ſaß.

„Agapia," ſprach der Paſcha, „es wird Jemand zu zu Dir kommen, der Dich kennt. Sprichſt Du ein Wort mit ihm, ja gibſt Du ihm auch nur das leiſeſte Zeichen, ſo iſt er des Todes. — Schau her — ich ſehe, ich höre alles."

Noch redete er leiſe mit Juſſuf, der ſich dann ſchnell entfernte, während er ſelbſt hinter einer verborgenen Tapetenthür verſchwand. Agapia wußte nicht, was ſie von alle dem denken ſollte; unwillkürlich aber war ſie von ihrem Sitze aufgefahren und ſtand nun zitternd da und wagte nicht nach der Thür zu ſehen, die jetzt geöffnet wurde. Ein Sklave trat herein; er war hierher zum Paſcha beſchieden, und doch war Niemand zu ſehen, als dort in jenem Winkel eine ſeiner Frauen. Er näherte ſich ihr. „Iſt der Paſcha hier?"

Keine Antwort. Wahrlich ſeltſam! Waren dies nicht die Gemächer, die man ihm als den Lieblingsort des Paſcha, als den Aufenthalt ſeiner jüngſten, vor allen geliebten Frau bezeichnet hatte, die ganz beſonders ſtreng bewacht wurde? — Und dieſe Geſtalt, dieſer Wuchs! Dieſe Locke, die unter der Hülle hervor über die Schulter fiel! Er trat heran. — An dem kurzen, heftigen Athmen, an den zuckenden Bewegungen ihrer Bruſt erkannte er, welch' furchtbare Aufregung in ihrem Innern tobte. Da erfaßte auch ihn die nur mit Mühe gedämpfte Leidenſchaft; noch einmal ließ er ſeinen Blick im Zimmer ſchweifen; alles leer, alles ſtill.

„Verzeiht, wenn ich mich irre," ſprach er und der Schleier fiel. Ja, ſie war es, Agapia, ſeine Braut; ſchon wollte er ſie in ſeine Arme ziehen, ſie mit ſeinen glühenden Küſſen bedecken, doch ſie trat ſtarr und ſchweigend einen Schritt zurück. Da ſtand auch Feodor wie feſtgebannt und wilder Schmerz durchzuckte ſeine Seele. „Agapia," rief er, „o Agapia," ſprich zu mir, in Deinen Worten liegt der Himmel wie die Hölle! Und biſt Du noch mein, o dann verzweifle nicht! Allmächtig iſt die Liebe; ſie wird auch hier den Weg zur Rettung finden!"

Da öffnet ſich die Tapete und Muſtapha tritt hervor; Agapia wankt und ſinkt ohnmächtig in ſeine Arme. Feodor aber wird auf ein gegebenes Zeichen ergriffen und gebunden.

An einem Fenſter des Schloſſes ſtand der Paſcha mit Agapia und ſie ſchauten hinab in den Kreis, der unten im Hofe ſich bildete, und in deſſen Mitte Feodor halb entkleidet geſchleppt ward. Der Henker trat vor, er hob den Arm zum ſchweren Todesſtreiche, es blitzte das Schwert im Glanz der Abendſonne. „Agapia," ſprach der Paſcha, „noch liegt ſein Leben in Deiner Hand. Ein Wort von Dir, und er geht frei hinab in ſeine Berge!" — —

Welch Toben, welch' ein Rennen und Getümmel unter den Haiducken! „Feodor Stefano iſt wieder da! Er iſt in Niſſa geweſen, er ſelbſt hat ſie geſehen! Nicht er hat ſie entführt, auch iſt ſie nicht verunglückt, nein, der Paſcha Muſtapha hält ſie in Niſſa gefangen, des alten Michaelowitſch Tochter iſt geraubt! Rache, Rache an den Türkenhunden, die unſere Töchter ſtehlen und entehren!" ſo erſcholl es weiter und weiter durch das Gebirge, und die Hirten zogen ſchaarenweiſe in das Thal der Niſſava, bewaffnet und alle wuthentbrannt, und als es tauſend waren und darüber, da führte ſie Feodor Stefano an dem Fluſſe hinauf gegen die Burg des Paſcha. Was ſeiner Kraft allein mißlungen, wollte er mit Hülfe ſeines Volkes jetzt erkämpfen. Als der Haufe ſich der Veſte Niſſa näherte, erſchrak der Paſcha und ſchickte Abgeordnete entgegen, nach ihrem Begehr zu fragen. Wenn der Paſcha, erklärte Feodor, Agapia, des Georg Michaelowitſch Tochter, nicht ſofort ausliefere, ungekränkt und unverletzt, ſo ſolle in Niſſa kein Stein auf dem andern und kein Kopf auf dem Rumpfe bleiben. Was war zu thun? Der Ort war nur ſchwach beſetzt, die Werke zu einer ernſtlichen Vertheidigung nicht geeignet, ſchnelle Hilfe nirgends zu erwarten, von der Wuth der Chriſten aber alles zu fürchten. Mit ſchwerem Herzen entſchloß ſich daher Muſtapha, durch Nachgiebigkeit die aufgeregte Menge zu beruhigen.

Einige hundert Schritte vor den Thoren hatte ſich der Haufe gelagert, Feodor war vorausgegangen, mit Ungeduld des Paſcha Antwort erwartend. Da öffneten ſich die Thore der Stadt und langſam, feierlich näherte ſich der Zug, Juſſuf an der Spitze, in der Mitte das unglückliche Mädchen. Kaum hatte Feodor die Braut erkannt, ſo eilte er ihr entgegen, die lang Vermißte an ſein Herz zu drücken. Die Muſelmänner traten zurück; doch Agapia bedeckte ihr Geſicht mit beiden Händen, Thränen ſtürzten aus ihren Augen; ſie wehrte ſeine Liebkoſungen von ſich ab und ſchluchzend ſtammelte ſie endlich die Worte: „Laß mich, Feodor, laß mich; nie kann ich die Deine werden. Dein Leben, Feodor, habe ich mit meiner Ehre erkauft." Bewußtlos ſank ſie zuſammen, Feodor aber ſah es nicht: Wuth und Verzweiflung hatten ganz ſich ſeiner bemächtigt; mit gezücktem Schwerte drang er auf die Muſelmänner ein; Juſſuf war der erſte, der unter ſeinen Streichen erlag. Selbſt zwar verwundet bahnte er ſich dennoch den Weg nach dem noch offenen Thore; wieder mußte er ſich den Eingang erkämpfen, wieder erhielt er einen Schuß in die Seite. Doch ſeine Rieſenkraft war noch nicht erſchöpft. Immer weiter drang er vor, bis in den Hof des Schloſſes, wo der Paſcha ſaß, die Antwort ſeiner Abgeſandten erwartend. Als er den Wüthenden auf ſich losſtürmen ſah und ihn ſogleich erkannte, zog er den Säbel und alles ſtürzte herbei, den Herrn zu retten, allein zu ſpät; ſchon hatte Feodor mit ſeiner letzten Kraft, die ihm geblieben, ſein Schwert zum furchtbaren Hiebe geſchwungen, den der Paſcha nicht zu pariren vermochte; tödtlich verwundet ſank er mit Feodor zugleich zu Boden. — Agapia aber hatte ſich wieder aufgerafft und war verſchwunden. Niemand hat mehr von ihr etwas geſehen noch gehört.

Digitized by Google

Moritz Gottlieb Saphir.

Selbstbiographie. (Mit dem lithographirten Porträt.)

Herr Redakteur!

Sie wollen die Welt, d. h. die Lesewelt, noch einmal mit meinem Bildniß beglücken. Sie müssen wahrscheinlich die Nothwendigkeit einsehen, der Welt so viel Bildnisse wie möglich von mir zu verschaffen, und sind nicht einerlei Meinung mit dem Marquis Posa, welcher sagt: „Die Nothwendigkeit wird menschlich sein." Ich wälze die Verantwortlichkeit aller Leser in interessanten Umständen auf Ihr redigirendes Haupt und komme zu dem zweiten Theile Ihres Ersuchens: von mir selbst eine kurze biographische Skizze dazu zu erhalten. Eine Selbstbiographie? und eine kurze! Hätten Sie eine lange gewünscht, das wäre leicht gewesen, aber eine kurze, wo soll ich die Zeit dazu hernehmen? Glauben Sie, ich habe deshalb 58 Jahre lang gelebt, um mein Leben selbst zu verkürzen? Wie lange lebt der Mensch? 70 Jahre. Was thut er in diesen 70 Jahren? Er selbstet. Sein kurzes Leben ist ein Selbsten, er athmet für sich selbst, er hört am liebsten sich selbst, er sieht am freundlichsten sich selbst, er liebt am meisten sich selbst, er vermehrt am eifrigsten sich selbst; kurz das Ich ist das erste Hilfszeitwort und heißt in der regelmäßigen Form: selbsten.

Ich selbste, Du selbstest, er selbstet, selbste Du, selbstet Ihr u. s. w. — und ich selbst soll in meiner Selbstbiographie in dieser nachgeholten 58jährigen Selbstung von mir selbst kurz sprechen können? Diese Kunst ist an und für sich schon eine Biographie, und es wäre die beste und schönste Grabschrift für einen Gestorbenen: Selbst von sich selbst sprach er kurz!" Sie sehen, mein verehrter Herr, daß ich schon lang werde, noch ehe ich für Sie geboren worden bin. —

Da sind wir nun plötzlich bei Dem, was unumgänglich nöthig zu einer Biographie ist: bei dem Umstand, daß ich geboren wurde, angelangt. Also ich wurde, in der Voraussetzung meiner späteren Einwilligung, geboren. Es hilft nichts, daß sich der Mensch gegen das Geborenwerden sträubt, er stellt sich auf den Kopf, aber es nutzt nichts. „Der Mann muß hinaus, in's feindliche Leben ꝛc." Ich wurde geboren, das ist ein fait accompli; — wann und wo und wozu? das sind drei echt orientalische Fragen! —

Wenn Sie das Licht von 1795 ein Licht nennen wollen und wenn Sie das Dorf Lavásbérény, im Stuhlweißenburger Comitat in Ungarn, eine Welt nennen wollen, so erblickte ich dort am 8. Februar 1795 das Licht der Welt und das Licht der Welt erblickte mich, und ich kann nicht bestimmen, wer von uns Beiden das Auge zuerst beschämt niederschlug.

Nach neunmonatlichem Arrest wurde ich meiner Haft entlassen und als entlassener Sträfling nach acht Tagen in das Judenthum eingereiht.

Mein Vater hieß Gottlieb, meine Mutter Charlotte Saphir. Viele meiner witzigen Gegner haben mir einen Tort zu thun geglaubt, wenn sie den Namen Saphir von „Sopher" ableiteten, welches im Hebräischen einen Schreiber bedeutet. Ich verzeihe ihnen dies um so mehr, als ihnen wahrscheinlich meine weltbekannte Kalligraphie dazu Veranlassung gegeben haben mag. Aber es wird vielleicht als Curiosität nicht ganz ohne Interesse sein zu erfahren, wie ich zu diesem gemüthlich himmelblauen Namen gekommen bin.

Mein Urgroßvater — — glauben Sie nicht, mein Herr, daß hier, wie der Monolog im Freischütz, nun die Worte kommen werden: „hieß Uno und war Erbförster, so wie ich!" — — nein, mein Urgroßvater war ein israelitischer Kaufmann. Ein israelitischer Kaufmann ist ein Mann, der Alles kauft: Wolle auf dem Schafe, Rindshäute auf den Ochsen, Honig in der Biene, Milch in dem Euter, ungebornen Weizen, Ehepartien noch im Mutterleib, Unschlitt und Juwelen ꝛc. — Mein Urgroßvater handelte also auch mit Juwelen. Zu jener Zeit erließ Kaiser Joseph den Befehl: die Juden müßten sich Familiennamen beilegen. Da entstand denn das jüdisch-botanische Geschlecht der Rosenthale, Rosenberge, Rosenzweige, Rosenblühe, Rosenfelde, Mandelzweige, Apfelbäume, Birnbäume, Tannenbäume ꝛc. ꝛc., und das jüdisch-aminalische Geschlecht der Hirsche, Kühe, Wölfe, Lämmel ꝛc. — Mein Großvater kam gerade zum Stuhlrichter, um demselben einen Saphir zum Kauf anzubieten, als dieser ihm sagte, er müsse sich jetzt einen Familiennamen beilegen.

Mein Großvater suchte lange in den Vegetabilien herum und da sagte der Stuhlrichter endlich: „Weißt Du was, Israel, heiße Dich Saphir!" und „so ward Percival vermält!" — Jenem mineralischen Stuhlrichter verdanke ich also meinen schönen blauäugigen Namen, sonst würde ich gewiß jetzt statt dem M. G. Saphir, M. G. Blumenhügel oder M. G. Apfelbaum zu heißen so glücklich sein.

Mein Vater — dessen Apfel sehr weit vom Stamme fiel, von seinem Stamm und vom Stamme Juda — war ein großer, schöner, starker Mann, dabei wohlhabend, ein gelehrter Talmudist, mehrerer Sprachen kundig, von einem anerkannt scharfsinnigen Verstand, und von allgemein geachtetem Charakter. Er bekleidete lange die Stelle eines k. k. Obersteuer-Einnehmers und aus den entferntesten Gegenden Ungarns kam man, um seinen Rath und seine Einsicht in Anspruch zu nehmen. Er war besonders ein guter Patriot, und ich erinnere mich noch klar seines Enthusiasmus im ersten französischen Kriege, wie er die Soldaten bewirthete, und wie der berühmte National-Geigenspieler Bihary oft bei uns spielte. Meine Mutter, eine einfache Frau, mit einem Herzen voll Milde und Wohlthätigkeitssinn, war Mutter der Armen in ihrem Kreise;

Digitized by Google

M. G. Saphir.

Digitized by Google

ich verlor ſie leider zu früh durch die Folgen eines unglücklichen Sturzes aus dem Wagen. Aus meinen früheſten Kinderjahren weiß ich mich nur zu erinnern, daß ich viel mit Hebräiſch und Schlägen heimgeſucht wurde. Ich wüßte mich aber keines Zuges zu entſinnen, der an mir irgend eine hervorragende Geiſtesfähigkeit verrathen hätte. Ich glaube ſogar im Gegentheil und ganz beſtimmt, daß ich ein recht dummer Knabe war, obſchon meine Lehrer und die Rabbiner ſagten: der Junge hat einen eiſernen Kopf. Ich weiß nur, daß ich eine Leidenſchaft hatte, während des Talmudvortrags Haſelnüſſe zu knacken, und mein Lehrer ſagte: „Wart nur, Freitag werd' ich knacken!" — Freitag war nämlich immer große Prüfung; ich knackte aber getroſt bis Donnerſtag — Haſelnüſſe; Donnerſtag Nachmittag wiederholte der Lehrer den ganzen Wochenkurs, und da feierte ich dann Donnerſtag Knack-Stillſtand, paßte auf, und wußte Freitag Alles perfect. Aber Schläge bekam ich doch; der Lehrer ſchlug mich und ſagte: „Jetzt erſt recht bekömmſt Du Deine Wichſe, denn, wenn Du ſchon das Alles lernſt, wenn Du knackſt, was hätteſt Du erſt gelernt, wenn Du nicht geknackt hätteſt."

Mein ſeliger Vater hielt viel auf eine ſchöne Schrift, ich aber brachte es nie dahin, irgend einen Buchſtaben in die Welt zu ſetzen, welcher dem Geſchlechte der Buchſtaben Ehre gemacht hätte. Mein Vater prophezeite mir auch: Du wirſt Dein Lebtag nicht leſen und nicht ſchreiben können, und ſo geſchah es auch: ich kann heute nicht leſen, was ich geſtern geſchrieben habe, und kann nicht ſchreiben, was ich gern gedruckt leſen möchte. Ungefähr in meinem 12. Jahre verließ ich mein väterliches Haus und zwar nicht aus einem wiſſenſchaftlichen, ſondern aus einem Trieb zum heiligen Eheſtand; ich wollte nämlich eine Frau. Man ſieht mir wol jetzt als Eſſig an, daß ich ſehr früh ſauer geworden bin. An einem ſchönen Tage überraſchte ich meinen Vater mit der naiven Bitte: „Vater, ein Weib möcht' ich nehmen!" Mein Vater, nicht wenig von dieſer genialen Idee überraſcht, ſchlug mir dieſe Idee im buchſtäblichen Sinne mit zehn Fingern aus dem Kopf. Grenzenloſe Eitelkeit und Starrköpfigkeit, die mich nicht nur jetzt, ſondern ſchon in meiner frühſten Jugend auf die lächerlichſte Weiſe beherrſchten, verbunden mit einer Empfindlichkeit, die noch jetzt meinem beſten Freunde unerträglich wird, trieben mich nach dieſem niederſchlagenden Korb aus dem väterlichen Hauſe und aus der Heimat, die ich, einige Groſchen in der Taſche, ſogleich verließ.

Ich lief zu Fuß von Peſth bis Preßburg, wo wir eben auf dem Markte anweſend waren. Dort lebte meiner Mutter Bruder, J. Brill, ein ſehr reicher und ausgezeichnet vortrefflicher Mann. Da blieb ich einige Tage und ging dann mit einigen Gulden verſehen wieder zu Fuß nach — — Prag, wo dazumal die Hochſchule des Talmuds war. Dort erwarb ich mir durch ſcharfſinnige Kenntniß des Talmuds die Gunſt des Oberlandes-Appellanten, des berühmten Rabbi Ezechiel Landau, der mich unterſtützte und an reiche Judenhäuſer empfahl, in welchen ich den Kindern den Talmud dozirte.

Durch das Erlernen der Buchhalterei machte ich die Bekanntſchaft des mit der Prüfung beauftragten Geiſtlichen Pater Schöps (vom Jeſuiten-Collegium), der Fähigkeit in mir zu entdecken glaubte, mir die erſten Elemente der deutſchen und lateiniſchen Sprache beibrachte und mich mit den dazu nöthigen Studienbüchern verſah. Ich warf mich nun mit Eifer auf Alles; ich lernte deutſch, franzöſiſch, lateiniſch und engliſch auf einmal, ſowie auch Geſchichte, Logik u. ſ. w., alle möglichen Kenntniſſe wollte ich auf einmal erwerben. Ich ließ nun den Talmud ganz fallen, und brachte mich dadurch um die Unterſtützung der jüdiſchen Reichen, ſo daß ich, da ich von meinem Vater durchaus keine Unterſtützung annehmen wollte, am Hungertuche nagte. Lange Zeit lebte ich davon, daß ich mir jeden Tag ein Weißbrod auf dem Roßmarkt kaufte, vor das Thor hinausging und mit meinen Büchern im Graſe liegen blieb. Ein lichterer Punkt begann, als mir die Köchin des reichen Bankierhauſes T. die Rechnungsführung ihrer Wochenausgabebücher übertrug und mich dafür mit Erdäpfeln und zweimal die Woche mit dem ſogenannten Schalet verſah. Ich übergehe die Periode einiger Jahre, in welcher ich alle die Gegenſtände, die ich ergriff, vollkommen auffaßte und mir eigen machte. Nach der Schlacht bei Kulm veranlaßten mich die plagegraſſirenden Peſt- und Spitalfieber Prag zu verlaſſen und nach Peſth zu gehen; dort begannen ſpäter meine erſten Verſuche in der damals erſcheinenden Zeitſchrift Panonia. Im Jahre 1816 erſchien mein erſtes gedrucktes Gedicht; es war an Fräulein T. S. gerichtet, und dieſes erſte Monſtrum meiner verliebten Muſe begann wie folgt:

Rieſa, Rieſa, Rieſa, Morgenrothsgetümmel
Tanzt dahin durch meines Lebens Himmel,
Wenn auf Deinen Silberakkorden
Töne ſich werden!

Zur Beruhigung der Leſer mag es dienen, daß dieſes Mordgedicht ſeinen Zweck nicht verfehlte, — und da jeder Erfolg ein Beichtvater iſt, der von den Fehlern abſolvirt, ſo halte ich noch jetzt dieſes Gedicht für eines meiner beſten und wünſchte noch mit demſelben Erfolge mehrere ſchreiben zu können. Im Jahre 1819 erſchien das erſte Bändchen Gedichte von mir, „poetiſche Erſtlinge," von welchen der damals gefürchtete Minos, Adolph Müllner, in ſeinem Mitternachtsblatt ſagte, ſie verriethen das glücklichſte Studium Schillers, und der Verfaſſer des proſaiſchen Theiles dieſes Bändchens ſei einer der glücklichſten Schüler Jean Paul's. Dadurch wurde ich auf Jean Paul aufmerkſam, und machte mit dem Titan Bekanntſchaft, worauf mich die zunehmende Kränklichkeit meines Vaters veranlaßte, zu ihm nach Moor zu gehen und ſeine Geſchäfte zu führen. Es war ein Woll- und Knopperngeſchäft! Manche meiner Gedichte und Aufſätze, die noch jetzt in deutſchen Sammelwerken als die beſten Erzeugniſſe meiner Muſe mitgetheilt werden, ſind zu jener Zeit entſtanden, theils auf hohen wollſackbeladenen Wägen, theils in den Szomágyer Wäldern beim Einſammeln der Knoppern. Nach der Geneſung meines Vaters ging ich nach Wien und wurde Mitarbeiter der Theaterzeitung. Eine Frauenangelegenheit, über welche noch zu wenig Gras gewachſen iſt, um

Digitized by Google

ſolche mitzutheilen, war die Grundurſache, daß ich Wien zu verlaſſen bewogen wurde und nach Berlin ging. In Berlin machten meine beiden Zeitſchriften, die Berliner Schnellpoſt und der Berliner Courier, beſonders Glück. Der Kampf mit 13 Bühnendichtern und der Sieg, den ich über ſie in der Broſchüre: „Der getödtete und dennoch lebende Saphir!“ im ſchwarzen Dintenmeer davontrug, iſt literar-hiſtoriſch geworden. Im Jahre 1830 verließ ich freiwillig Berlin und folgte dem Rufe der Stuttgarter Frank'ſchen Buchhandlung, welche in München unter den Auſpizien des freiſinnigen Königs Ludwig ein neues Etabliſſement gründete. Es iſt alſo hiermit jenen böswilligen Gerüchten widerſprochen, welche hie und da ausſtreuten, daß ich Berlin verlaſſen mußte. In München gründete ich zwei Journale: „Münchner Bazar“ und „deutſcher Horizont,“ über deren Werth und Verbreitung ich mich ferner nicht auszuſprechen nöthig finde.

Allzuſcharfe Kritik gegen entſchiedene Theatergünſtlinge zogen mir die Verweiſung aus München zu und ich ging nach Paris, wo ich im Salon Boſſange Vorleſungen hielt, die ſehr beſucht und von der Publicität mit Acclamation gewürdigt wurden. Der Aufenthalt wurde mir dadurch noch intereſſanter, daß ich mit meinem alten Freund Börne zuſammen wohnte, und Gelegenheit hatte, ſein edles Herz und ſeinen lautern Charakter kennen zu lernen und zu erfahren, daß Alles, was er ſchrieb, wenn es auch nicht immer gebilligt werden konnte, doch ſeine innere Ueberzeugung war. Meine Sehnſucht nach Deutſchland zog mich dahin zurück. König Ludwig von Baiern rief mich wieder nach München und ernannte mich ſpäter zum Hoftheater-Intendanz-Rath, eine Satisfaction, welche die Hochherzigkeit dieſes geiſtreichen Monarchen mir zu geben nicht anſtand. Im Jahre 1834 kehrte ich — nach voller zehnjähriger Abweſenheit nach Wien zurück und — on revient toujours à ses premières amours, fiel wieder in die offenen Arme Bäuerle's und ſeiner chère Theaterzeitung. In jenem Jahre hielt ich in Wien meine erſte humoriſtiſche Vorleſung zum Beſten der Wiener-Neuſtädter Abgebrannten und eröffnete mit ihr jene Reihe meiner humoriſtiſchen und humaniſtiſchen Akademien, die noch jetzt, nach 20 Jahren, ihren Reiz nicht ganz verloren zu haben ſcheinen. Im Jahre 1837 gründete ich meinen Humoriſt. Es kann in dem Raum dieſer Blätter und in dem Zweck dieſer Miniatur-Selbſtbiographie nicht liegen, näher in die Schickſale, Stürme, Kämpfe, Entwicklungs- und Uibergangsperioden, dieſes meines 20jährigen Aufenthaltes in Wien einzugehen. Was ich in dieſen 20 Jahren Gutes und Ungutes in Wien wirkte, was ich geirrt, gefehlt, gebüßt und wieder gut gemacht habe, das Alles liegt offen in der Erinnerung derjenigen, die ſich für meine geringe Perſönlichkeit zu intereſſiren beliebten. Es drängt mich aber das Eine hier auszuſprechen, nämlich: daß während dieſes meines 20jährigen Aufenthalts in Wien es nur das große Publikum, der Kern des gebildeten Geſammtpublikums war und iſt, welches mich und mein geringes Talent getragen hat. Andere Stählungen, Kräftigungen und Stärkungen meines geringen Wirkens und Strebens ſind mir nicht geworden, und es wäre Undank von mir, wenn ich es nicht ausſprechen wollte, daß nur die ungeſchmälerte fortgeſetzte Theilnahme des Publikums und die Fortdauer ſeiner Gunſt für meine ſchwachen Erzeugniſſe mich empor gehalten, mir Luſt gegeben und die Elaſticität meines Geiſtes und meiner literariſchen Freudigkeit aufrecht erhalten hat.

In der Literatur habe ich mir bei meiner Rückkehr nach Wien mit dem geiſtigen Ellenbogen Platz machen müſſen und ſagen: gebt Raum einem kleinen Talente! An ein gefälliges Zuſammenrücken der damaligen Zunftgenoſſen, die ſich in Kameraderien ergingen und einpferchten, um einem Gaſt ein bischen Platz zu machen, war nicht zu denken. Es gab dazumal eine gewiſſe Clique in der Literatur hier, deren Mitglieder ſich gegenſeitig als heilige Leiber verehrten und Keinen für ſelig hielten, der nicht von ihnen ſelig geſprochen wurde. Ein Theil dieſer Clique erwartete, ich ſollte kommen, mich in Demuth der Gnade empfehlen, und die großen Zunftmeiſter devoteſt um Erlaubniß bitten, ob ich hier ein bischen Privatliteratur arbeiten könnte und dürfte.

Eine Individualität wie die meinige, welche mit ihren vielen Mängeln und wenigen Vorzügen ſo ganz auf ſich ſelbſt beruht, eine ſolche ſpecielle Perſönlichkeit wie die meinige war dieſer Clique ein Gräuel, und die Kritik, die ſich unterſtand die leichte Decke der Glorie, die ſie um ſich zog, zu ritzen, mußte als eine Verketzerung, als eine Läſterung aller Menſchlichkeit von ihr betrachtet werden.

Einen Beweis, mit welcher Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit ich als Gaſt empfangen wurde, liefere Folgendes: Meine erſte Vorleſung gab ich, wie geſagt, zum Beſten der Wiener-Neuſtädter Abgebrannten. Der Erfolg war für den armen Vorleſer wie für die armen Abgebrannten brillant. Es erſchien dazumal eine Moden- und Schneider-Zeitung welche Hr. Dr. Withauer, ein ehrenwerther Mann, ein Mann, von eben ſo viel Redlichkeit als Galle, ein Mann von viel weniger Urtheil als Hämorrhoiden, ein vortrefflicher Menſch, aber ein ſehr mittelmäßiges Talent, redigirte. Er begrüßte mich in ſeinem Blatte mit einer Kritik dieſer Wohlthätigkeits-Akademie, in welcher er mit eben ſo viel Scharfblick als Freundlichkeit prophezeite: ſolches Zeug könnte man wohl einmal hinnehmen, aber nicht mehr und nicht öfter, und ſchloß mit dem Vers:

Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Geſtalten.

Das war der Empfang, deſſen ich mich in Wien von jener Clique zu erfreuen hatte. Wenn ich dieſes an und für ſich unbedeutenden Vorfalles hier erwähne, geſchieht es nur, um nicht die ganze Schuld des berühmten Berliner Sprichwortes „Karnickel hat angefangen!“ auf mich kommen zu laſſen, wenn Jemand der Polemik gedenken ſollte, in welche ich mich damals zu ſtellen genöthigt ſah. Indeſſen ſage ich mit jenem großen Dichter: „Sieh, es trennet uns Neigung und Meinung, aber es bleichet indeß das Haar Dir ſich wie mir.

(Oe. Ill. Ztg.)

Digitized by Google

DAS TURNIER.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Turniere.

Geſchichtliche Reminiszenz. (Hierzu die lithographirte Abbildung.)

In den alten Waffenſpielen der Germanen kämpften Edle und Freie, zu Fuß und zu Pferd, mit Schwertern und Kolben, verbunden mit Uibungen im Ringen und Laufen; in den Ritterzeiten aber kämpften nur Edle mit Edlen mit Lanze und Schwert, in voller Rüſtung hoch zu Roß. Dies Letztere waren die eigentlichen Turniere, deren Zweck nicht blos Waffenübung, ſondern auch Ermunterung zur Ausübung der Ritterpflichten ſein ſollte. — Der Urſprung der Turniere iſt ohne Zweifel in Deutſchland zu ſuchen, wenn man auch zugeben muß, daß die Franzoſen ihnen den höchſten Grad der Ausbildung gaben. Die Deutſchen führten ſchwere Lanzen, hinten mit Blei ausgegoſſen, kämpften ohne Schranken und nur zwei Stöße waren ritterlich: rechts auf die Bruſt und vor die Stirne. Die Franzoſen erfanden die Planken, welche die Ritter trennten, und legten darauf ihre Lanzen an, um die rechte Höhe zu halten. Theuerdank ſagt davon: „Der Franzoſen Stechen war nur leicht, luſtig anzuſehen und ein artiges Purzeln.“ — Die Turniere ſind ſehr alten Urſprungs. Schon im Jahre 1066 wurden die Gewohnheiten der Turniere geſammelt, woraus abzunehmen, daß ſie ſchon lange vorher geübt wurden. Ihre Blüthe erreichten ſie jedoch erſt, als das Ritterweſen zu ſinken anfing und man fühlte, daß es Stützen brauchte.

Sollte ein Turnier abgehalten werden, ſo ließ man es, in der Regel drei Monate zuvor, feierlich durch Herolde und Waffenkönige anſagen. Dieſe Herolde waren ſehr unterrichtete Leute, gleich erfahren in Waffen wie in Genealogie und Heraldik. Der Anſager hieß Appellant, die Angeſagten Defendants; zugleich machte man die Kampfrichter bekannt. Der Turnierplatz war in Deutſchland meiſt in den Reichsſtädten. Mit großer Pracht zogen die Ritter ein und vor eines Jeden Wohnung wurden Wappen und Panière aufgepflanzt; ſodann war Helm- und Wappenſchau, meiſt in den Kreuzgängen von Klöſtern und unter Leitung der Herolde. — Die Geſetze der Turniere waren ungemein ſtreng. Alle diejenigen wurden abgewieſen, oder wenn ſie ſich doch zudrängten, geſchlagen und mit Verluſt ihres Pferdes und der Waffen aus den Schranken gewieſen, welche 1. etwas wider die Religion geſagt; 2. nicht wenigſtens drei Ahnen von väterlicher und mütterlicher Seite nachweiſen konnten; wiſſentlich ihr Ehrenwort gebrochen; 4. etwas wider die Ehre des Fürſten oder Lehensherrn ſich hatten zu Schulden kommen laſſen; 5. ihren Lehensherrn verrathen oder in der Schlacht verlaſſen hatten; 6. welche Frauen beleidigt und gekränkt; 7. welche Siegel verfälſcht, Eide gebrochen, Klöſter beraubt, Witwen und Waiſen geſchädigt; 8. welche gegen Ritterehre dem Gegner durch Raub, Brand und Verwüſtung Schaden zugefügt; und endlich 9. ohne Erlaubniß des Lehensherrn neue Zölle angelegt und dadurch den Handelsverkehr geſtört hatten. Uiberhaupt ſchloß jede ehrloſe That von den Turnieren aus und ſo trugen dieſelben nicht wenig zur Erhebung und Erhaltung der Sittlichkeit im Mittelalter bei. — Anfangs turnierte man nur mit ſtumpfen Waffen, bald aber auch mit ſcharfen, um das Spiel ernſthafter zu machen und dadurch die Spannung der Zuſchauer zu erhöhen. Nachdem Wappen und Namen gemalt und aufgeſchrieben waren, ſtand der Eingang in die Schranken frei. Die Kampfrichter beſtanden aus Rittern und Damen; ſie verurtheilten und begnadigten und auf ihren Wink wurden allzuhitzige Kämpfer aus einander gebracht, oder Geſchlagenen Hilfe geleiſtet. Die Turniervögte beſorgten die Einrichtung des Platzes, die Schranken, innere und äußere, die Gerüſte der Damen oder die Bühnen der vornehmen Zuſchauer und die Seile, welche die Kämpfer bis zum Zeichen des Angriffs trennten. Die Herolde unterſtützten ſie hiebei; die Grießwärtel (auch Kreiswärtel), Prügelknechte und Stäbler ſorgten für Ruhe und Ordnung. — Die Knappen pflegten mit leichteren Waffen an der Turniervesper oder Vorabends ein Geſtech abzuhalten, das Vorſpiel des Ritterturniers, das den folgenden Tag gegen ein Uhr Nachmittags gewöhnlich den Anfang nahm. Die Schranken wurden geöffnet, die Reihen geordnet, — drei Trompetenſtöße — die Seile fielen und die erſte Linie der Ritter rannte mit den Lanzen gegen einander. Waren die Lanzen zerſplittert, ſo nahm man das Schwert oder die Kolbe, um ſich die Helmkleinodien abzuhauen.

Das Geſtech in hohen Zeugen, wo beide Kämpfer eine Scheidewand trennte, ſo daß ſie ſich nur mit den Lanzen berühren konnten, war reines Lanzenbrechen und aus dem Sattel Heben. Wer ſeinen Gegner aus dem Sattel hob, hatte in der Turnierſprache „einen ledigen Fall gewonnen.“ Oft fielen Beide, oft Keiner. Es galt aber auch für einen ledigen Fall, wenn der Ritter die Lanze am Gegner zerſplitterte, während die ſeinige ganz blieb und nicht traf. Wer die Meiſten aus dem Sattel gehoben oder die meiſten Fälle gewonnen hatte, war Sieger und erhielt den Stechdank. — Dieſe Art des Turniers ſtellt unſere Abbildung dar.

Wenn die Lanzen zerſplittert waren und Schwert oder Streitkolbe das Ihrige gethan hatten, ſo kam noch zuletzt der Dolch Misericorde, gewöhnlich das Ende des Ganzen. Einzelne fochten gegen Einzelne — Haufen gegen Haufen — und endlich die ganze Maſſe, als echtes Sinnbild der Schlacht.

Das Schönſte bei den Turnieren war, daß ſie den Uiberwundenen nicht verdunkelten, wenigſtens nicht erniedrigten. Der Sieger blieb immer beſcheiden und konnte von Anderen nie rühmlich genug, von ſich ſelbſt nie wenig genug ſprechen. „Heute war mir das Glück günſtig; morgen erliege ich vielleicht einem Gegner, weniger furchtbar als Ihr!“ ſo tröſtete der Sieger den Beſiegten. —

Digitized by Google

Feuilleton.

Prinz Eugen und der deutsche Philosoph Leibnitz.

In einem großen prunkvollen Saale eines geräumigen Wiener Palastes, an dessen Wänden sich rings Bücherschränke an einander reihten, saß im Sommer des Jahres 1714 ein alter Herr in stattlicher Allongeperrücke an einem Marmortischchen und schrieb. Sein Aeußeres fiel auf durch einen etwas zu großen Kopf und kleine, aber klug schauende Augen. Von Schultern war er breit und der Kopf schien sich tiefer auf das ihm vorliegende Papier zu neigen, als die Stellung eines Schreibenden es erfordert; auch wichen die von dem Lehnstuhl, in dem er saß, herabhängenden Beine um ein bedeutendes von der perpendikulären Lage ab.

Ihm gegenüber stand in der Mitte des Saales ein junger blühender Mann in der kleidsamen Tracht eines Hausoffiziers der damaligen Zeit, den zierlichen Galanteriedegen an der Seite. Die hofmäßige Haltung desselben hatte etwas Theatralisches, wozu das dunkle Haar, das feurige Auge, die schlanke ebenmäßige Gestalt vortrefflich paßten. Der alte Herr schien ihn nicht zu bemerken.

„Verzeihen Sie, Herr Baron!“ sagte im wohlklingendsten Italienisch der junge Mann, indem er die Stimme erhob, „verzeihen Sie, ich kann Sie nicht verlassen, ehe ich nicht Ihre Antwort habe. Es ist vielleicht zudringlich, daß ich bereits dreimal meinen Auftrag wiederhole, ohne Antwort von Ihnen zu erhalten; aber der Prinz würde zürnen, wenn ich keine bestimmte Antwort wiederbrächte!“

Der Greis fuhr fort zu schreiben. Mit einem raschen Schritt stellte sich der junge Mann zu seinen Häupten und wiederholte seine Rede. Der Schreibende fuhr auf und eine blitzschnelle Zornesregung zuckte, seine Wangen röthend, über seine Züge, wich aber alsogleich einem feinen anmuthigen Lächeln, als er den vielgewandten Garderobemeister und maître de plaisir des Prinzen Eugen von Savoyen, den Signore Taddeo Acriboni aus Lodi, gewahrte. — „Was haben Sie eigentlich gesagt, Signor Acriboni?“ fragte er mit einem Gleichmuth, welcher unter diesen Umständen etwas sehr Komisches hatte.

„Der Prinz läßt Sie bitten, mit ihm nach Schwechat zu reiten, um den Löwen zu begrüßen, der heute aus dem Osten für ihn anlangt!“

„Zur guten Stunde!“ erwiederte der Greis, der kein anderer war, als der damals 68jährige Gottfried Wilhelm Freiherr v. Leibnitz; „mein Tagwerk ist vollbracht und der Rest des heutigen Tages kann der Unterhaltung gewidmet sein. Melden Sie dem liebenswürdigen Hausherrn meine Ehrfurcht; ich komme sogleich.“

Acriboni verschwand. Leibnitz aber packte sein Convolut zusammen und steckte es in eine der geräumigen Taschen seines Rockes. An das Fenster tretend warf er einen dankbaren Blick auf den Prinzen, welcher im Hof bei den Pferden stand und höchsteigenhändig an dem Sattel des Pferdes richtete, welches Leibnitz besteigen sollte; der große Gelehrte war nämlich kein Meister der Reitkunst und sein kränklicher Leib forderte gewisse bequeme Vorrichtungen an dem Reitzeug, für welche Prinz Eugen stets selbst mit zärtlicher Vorsicht bedacht war.

„Endlich, endlich!“ sagte der Prinz, als Leibnitz in den Hof trat, „tandem Phoebus Apollo! Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie den Musen entreiße, lieber Leibnitz, um Sie mit einem Löwen bekannt zu machen; aber Ihr Verehrer ist zugleich Ihr Sie innig liebender Freund und Bewegung in frischer Luft thut Ihnen Noth und wol! Die übrige Gesellschaft ist längst voraus; nur ich wollte mir das Vergnügen nicht versagen, an Ihrer Seite den kurzen Ritt zu machen!“

Man ritt im Schritt — denn des Trabes war der deutsche Gelehrte längst entwöhnt — zum Stubenthor hinaus. — „Auch möchte ich Sie fragen,“ hub der Prinz Eugen von neuem an, „wie lange Sie — nicht der Welt — sondern Ihrem Freund noch die Arbeit entziehen wollen, die Sie unter der Feder haben? Sie werden mir wiederholen, was Sie schon oft sagten, daß dieses Buch, welches die durch ein langes Leben gewonnenen Principien darlegen soll, kein Werk der Uibereilung sein dürfe. Man würde Ihnen gestatten, so beschrieben, oder besser gesagt, so unbillig gegen sich zu sein, wenn Sie dadurch nicht zugleich unbillig gegen die Mitwelt würden.“

Statt der Antwort zog Leibnitz sein Manuscript aus der Tasche und reichte es mit vielem Anstand dem an seiner Seite reitenden Eugen hin. „La Monadologie ou principes de philosophie,“ sagte dieser mit einer gewissen Ehrfurcht, indem er den Titel der Schrift las. „Seltsamer Manni dieses Buch, welches noch kommende Jahrhunderte bewundern sollen, wurde mir zu Pferd überreicht. Ich werde nicht ermangeln, dieses denkwürdige Ereigniß mir ins Gedächtniß einzuprägen. Die Freude daran wiegt eine reiche Provinz auf.“ Und mit diesen Worten steckte er das Manuscript in seine Brusttasche. Es war dieselbe Schrift, für welche Eugen später ein kostbares Kästchen anfertigen ließ, und die er nach Graf Bonneval's Aeußerung heilig wie eine Reliquie hielt.

Wir sprechen nichts von dem prachtvollen Löwen, der in Begleitung orientalischen Gesindes in Schwechat angelangt war und von den zwei andern Löwen des Jahrhunderts bewundert wurde. Wir sprechen nicht von dem philosophischen Mahl unter dem errichteten Zelt, wo Eugen seine Gäste bewirthete. Wir erwähnen nur, daß Eugen, als man Abends wieder die Rosse bestieg, statt nach Wien zurück, den Hals seines Pferdes nach Norden an die Ufer der Donau wandte. „Sie staunen, Herr v. Leibnitz,“ sagte er schadenfroh zu dem Verwunderten, „aber Sie müssen wissen, daß schon lange ein Complot gegen Sie im Werk ist. Ihre Gesundheit leidet, wie mir mein Arzt sagt, unter Ihrem eisernen Fleiß, und er hat mir gerathen, Sie zu einer wohlthätigen Luftveränderung zu vermögen. Sehen Sie dort zwischen den Auen die lustigen Wimpel flattern? Das ist mein Schiff, die „Croce di Savoja,“ welches uns noch diese Nacht dem schönen Ungarland entgegenführen soll. Sie sind mein Gast. Keine Entschuldigung! Ihr Gepäck ist seit gestern auf dem Schiff, Sie sind brieflich bei allen Bekannten in Wien wegen Adieux hollandais entschuldigt.“ — Und wie sollte Leibnitz sich durch so viel zarte Aufmerksamkeit nicht geehrt fühlen? Sein Verhältniß zu Prinz Eugen erinnert, wie sein Biograph Dr. Guhrauer bemerkte, lebhaft an die Freundschaft Alexander's des Großen und Aristoteles. Und wenn auch die ersehnte Frucht dieses Verhältnisses: die Gründung einer Akademie der Wissenschaften zu Wien, erst 131 Jahr später reifen sollte, so gibt doch diese Periode aus dem Leben eines Mannes, dem Oesterreich so viel verdankt, der interessanten Momente sehr viele.

Die Reise ging den herrlichen Donaustrom hinab bis weit über das wieder gewonnene Ofen, nämlich an den historisch merkwürdigen Punkt, wo zwei Jahrhunderte früher in der Schlacht bei Mohacs das Schicksal Ungarns entschieden wurde. An der Battinyaer Ueberfuhr wurde gelandet, und dort standen die Wagen bereit, welche die Gesellschaft nach Bellye führten.

Schloß Bellye, im Mittelpunkt einer reichen Besitzung gelegen, hatte sich Prinz Eugen erbaut, eines jener fünf Schlösser,

Digitized by Google

womit er ſein Adoptivvaterland geziert hat. *) Es lag oder liegt vielmehr nicht weit von jener Ecke, wo die Drau ſich in die Donau ergießt. Eſſegg gegenüber beginnt das weitläufige Beſitzthum, gegenwärtig Eigenthum jenes erlauchten Sproſſen des Kaiſerhauſes, welcher an des Monarchen Stelle das größte Kronland verwaltet. Dort ſpendet Villany's Rebe herrlichen Traubenſaft, unüberſehbare Wälder der Knopperneiche ſpenden ein in induſtrieller Beziehung ſo wichtiges Material, von veredelten Schafen wird ein edles Vließ gewonnen, die Gewäſſer enthalten auch hier halb Fiſch halb Waſſer, die eigenthümliche Wirthſchaft des Gulyaviehs ſteht hier in vollſter Blüthe, eine troglodytiſche Bevölkerung beſorgt den Rohrſchnitt ꝛc., der Ueberfülle an Cerealien aller Art nicht zu gedenken, welche unter einem faſt italieniſchen Himmel reifen.

Die Arbeiten an dem weitläufigen Schloß waren kaum vollendet, ſo ſchlang ſich ein anmuthiger Garten um daſſelbe, wo die zahlreichen Produkte des Landes in üppigen Exemplaren gediehen. Es war um die Zeit der Obſternte, und Prinz Eugen, der ſich mit Veredelung des Obſtes gerne und erfolgreich beſchäftigte, hatte in dieſem Augenblick grade ſeine Aufmerkſamkeit auf die ſogenannten Waſſermelonen gewendet, welche jeder Beſucher Peſths von jenen rieſenhaften Exemplaren aus kennen dürfte, die zur Marktzeit an den Donauquais abgelagert werden.

Zu wiederholten Malen hatte man in Wien an großen Tafeln eine Art Verdammungsurtheil über dieſe Obſtſorte ausgeſprochen — ein Urtheil, welches ohne Zweifel noch zur Stunde von vielen Obſtkennern gefällt wird. Eugen hatte es ſich zum Ziel geſetzt, ein derartiges Vorurtheil zu zerſtören. Er hatte aus Spanien Melonenkerne kommen laſſen und nach Bellye verpflanzt. Mit großer Genugthuung hatte er alſo diesmal am Abend ſeiner Ankunft bei einem Spaziergang durch den Garten bemerkt, daß ein prachtvolles Exemplar ſeiner Zöglinge einen für das Kennerauge unzweifelhaften Grad von völliger Reife erreicht habe. Er gab den Befehl, die Melone am nächſten Tag zum Deſſert aufzuſetzen.

Beim Mahl ſelbſt verfehlte der Prinz nicht, bei ſeinen Gäſten wie zufällig die Rede auf obiges Vorurtheil zu bringen. Leibnitz war, wie bekannt, den Freuden der Tafel nichts weniger als abhold. Er mochte vielleicht wie Plato denken, als ihm jemand vorwarf, wie er als Weltweiſer ſo viel auf guten Tiſch halten könne: „Glaubſt Du, Gott habe die guten Dinge blos für die Thoren geſchaffen?“ Leibnitz theilte das Vorurtheil. Als Eugen vergebens verſucht hatte, den Freund auf andere Art zu überzeugen, wollte er es auf praktiſche Art verſuchen, und befahl, man ſolle die Prachtmelone auftragen.

Mit allen Zeichen des Schreckens erſchien Aeriboni und meldete mit halblauter Stimme, es ſei ein großes Unglück geſchehen. Als nämlich Eugen's Gärtner die bewußte Melone von ihrem Standort löſen wollte, bemerkte er mit Entſetzen, daß irgend ein Unberufener ihm zuvorgekommen ſei. Sie war verſchwunden und ihre Genoſſen durchaus nicht in dem Zuſtand, um auf die prinzliche Tafel geſtellt werden zu können.

Der Prinz, als leutſelig bekannt, war doch natürlicherweiſe von dieſem Zwiſchenfall nicht wenig contrariirt; es gehörte auch ein großer Stoicismus dazu, um im Augenblick eines anzuhoffenden Triumphes ſo bitter enttäuſcht zu werden und nicht die Galle überlaufen zu fühlen. „Aeriboni!“ ſagte er kurz und mit der Cäſarmiene, welche ihm ſo wol anſtand, „es macht nichts, nur der Gärtner iſt ſeines Dienſtes entlaſſen.“

Die kleine Scene hatte eine ſichtbare Verſtimmung in der ganzen Geſellſchaft zurückgelaſſen. Man fühlte den Aerger des Hausherrn mit und fand ſich unbequem ſeiner gerunzelten Stirne gegenüber. Erſt der geiſtvolle Ungarwein, der rothe Villanyer vom eigenen Grund und Boden der Herrſchaft, ſtellte das geſtörte Gleichgewicht des Geiſtes wieder her. Ja zuletzt war die üble Laune des großen Eugen ſo verflogen, daß er ausrief: „Ma foi, Messieurs! ich bin ſo froh und ſo heiter im Kreis meiner werthen Freunde, daß ich im Stande wäre, dem Geſellen, der uns um die Melone gebracht hat, zu verzeihen und ihm zur beſſeren Verdauung noch ein Glas Purpurwein mit in den Kauf zu geben!“

In den Vorzimmern hatte der Zorn des Prinzen keine geringe Aufregung hervorgebracht. Der Gärtner, der ohnehin ſeit Entdeckung des Unfalls keine ruhige Minute gehabt hatte, war außer ſich über ſeine unplötzliche Entlaſſung und jammerte, indem er alle Theile des Gartens durcheilte, als wolle er von allem Anvertrauten Abſchied nehmen. Aeriboni trat eben aus dem Speiſeſaal und erzählte die letzte Aeußerung des Prinzen.

„Dazu kann Rath werden!“ ſagte keck ein junger Burſche, einer der Gartenarbeiter, welcher eine athletiſche Geſtalt zeigte; „ich habe die Waſſermelone genommen und will es dem Herrn ſelbſt ſagen, wenn Herr Aeriboni mich melden will!“

Es läßt ſich ermeſſen, mit welchem Auge der junge Mann von der verſammelten Dienerſchaft angeſehen wurde. Aeriboni hingegen fand ſein Begehren völlig unſtatthaft. Während man hin und her ſtritt und lauter wurde, als es die Nähe der Herrſchaften hätte geſtatten ſollen, trat Prinz Eugen mit ſeiner Geſellſchaft aus dem Gartenſaal, wo man geſpeiſt hatte, auf die vor demſelben liegende Terraſſe und erblickte die lebhafte Gruppe.

Den Prinzen zu erblicken und ſich mit Blitzesſchnelle zu ſeinen Füßen zu werfen, war für den jungen Mann das Werk des Augenblicks.

„Wer ſeid Ihr und was wollt Ihr von mir?“ ſagte Eugen nicht ohne Hoheit, indem er mit Wolgefallen die ſtattliche Geſtalt des jungen Magyaren zu ſeinen Füßen betrachtete.

„Ich bitte um Gnade für den Gärtner, Ew. Hoheit, und biete mich als den Schuldigen zur gebührenden Strafe an!“ —

„Wer ſeid Ihr?“ wiederholte der Prinz.

„Ein Sohn der Baranya **), Hoheit, eines Landes, wo man dem Bettler nicht verwehrt, ſich eine Melone zu nehmen, wenn ihn der Weg an eines Bauern Hof verüberführt.“

„Ihr ſeid in meinen Dienſten?“

Der Jüngling nickte bejahend.

„Wie konntet Ihr Euch an dem Eigenthum Eures Herrn vergreifen?“

„Ich habe gefehlt und bin bereit, meine Strafe zu dulden. Ein Mädchen, welches ich liebe, war die Urſache, daß ich dieſe Nacht die That gewagt habe, eine jener Melonen zu rauben, welche bis jetzt jedes Jahr weggeworfen, weil ſie nie würdig genug befunden wurden, den Tiſch Ew. Hoheit zu zieren!“

„Es wäre nicht mehr als billig, daß Ihr beſtraft würdet, wenn auch Euer freiwilliges Geſtändniß die Schuld in etwas mindert. Aber dankt es dieſem Herrn,“ ſetzte Eugen hinzu, indem er auf Leibnitz zeigte und demſelben innig die Hand drückte, „der es mir für heute unmöglich gemacht hat, jemanden zu zürnen! — Man fülle einen Becher mit edlem Villanyer! — Und nun ſtehe auf, mein Sohn, und leere dieſes Glas auf das Wol unſeres Monarchen, der heute vor ſiebzehn Jahren bei Zenta Dein Vaterland von der Gewalt des Halbmondes befreite.“

„Durch die Hand unſeres edlen Wirthes!“ ſetzten ſämmtliche Gäſte hinzu, indem ſie ihre Gläſer hoben, und durch den ſtillen Sommerabend ſchallte ein vielſtimmiges: „Vivat Carolus Sextus semper Augustus!“

Auf Miklos machte dieſe Scene einen unvergeßlichen Eindruck. Prinz Eugen hatte einen jener Acte geübt, welche auf das

*) Der Palaſt in der Himmelpfortgaſſe, Belvedere, Schloßhof, Petronell und Bellye.
**) Name der Gegend und des Comitates, in welchem Bellye liegt.

Digitized by Google

Herz des einfachen Menſchen einen unabweisbaren Zauber äußern. Er hatte ſeinem Kaiſer einen braven Soldaten geworben.

„Ja, es lebe der Kaiſer!“ ſchloß Prinz Eugen, „und ich ſage es diesmal nicht ohne feierliche Betonung. Ich fürchte als Staatsbürger, ich hoffe als Soldat, wir haben die längſte Zeit Frieden gehabt. Von dort drüben jenſeits der Drau und Save droht ein neues Ungewitter; von neuem wird das kaiſerliche Banner zum Kampfe ſich entfalten, und dann, Ihr Herren, ſoll Gott uns helfen und ein treues Schwert. Gott ſchütze unſern kaiſerlichen Herrn!“

Und die Zeit kam. So weit die deutſche Zunge reicht, lebt noch im Lied das Andenken an jenen Tag, wo

„Prinz Eugen der edle Ritter,
Wollte ſchlagen eine Brücken,
Vor der Stadt und Feſtung Belgerad!“

Aber auch halb Europa ſandte ſeine Freiwilligen in Eugen's Heerlager. Der Kurprinz von Baiern und ſein Bruder, ein Prinz von Heſſen, wie auch viele franzöſiſche Große fanden ſich ein. Und der 16. Auguſt 1717 führte die blutige Löſung herbei. Zehntauſend Feinde deckten die Wahlſtatt, viele tauſend wurden verwundet oder gefangen, 131 Kanonen, 30 Mörſer und 52 Fahnen blieben in den Händen der Sieger.

Der edle Ritter aber ward ſelbſt verwundet. Und als man ihn, den Arm in der Binde, nach beendeter Schlacht zurückreiten ſah, erſchollen Tauſende von Vivats, ſelbſt aus den Schaaren der Verwundeten. Er dankte freundlich und leutſelig wie immer; einmal aber erheiterte ſich ſein Antlitz ſichtlich, als er einem verwundeten Soldaten zurief, einen ſchönen blühenden Männergeſtalt, der ſeine Mütze jubelnd gegen ihn ſchwang: „Recht ſo, mein Sohn! Du haſt die Waffermelone redlich bezahlt!“

Noch heutzutage exiſtiren Abkömmlinge der Eugen'ſchen Melonen.

Kleine Erzählungen.

Abenteuer in Weſtindien.

„Nun Maaten, da Ihr es denn einmal verlangt, ſo will ich Euch einen Faden abſpinnen, der Euch die lange Mittelwache kurz genug machen ſoll, wenn Ihr mir ordentlich zuhört und nie Keiner einſchläft, wie neulich geſchehen!“

So redete John Ratcliff, ein Bootsmaatmann, die Matroſen der Wache an, die, für den Augenblick unbeſchäftigt, auf dem Back einer ſchönen Korvette es ſich behaglich gemacht und ihn als den unermüdlichſten Erzähler aufgefordert hatten, ihnen die Zeit zu verkürzen.

Mit allen Segeln geſetzt, durchſchnitt die Korvette die Wogen des Antillen-Meeres, im Aufſuchen von Piraten begriffen, die in jener Zeit dieſe Gewäſſer ſo unſicher machten. Es war eine jener prächtigen, ſternenhellen Tropennächte, wo Wind und Wetter beſtändig ſind und kein Tornado zu fürchten iſt; — ganz dazu geeignet, die rauhen Söhne des Ozeans zum Wunſche zu veranlaſſen, im ſüßen Nichtsthun einer jener Geſchichten anzuhören, die John immer im reichen Vorrathe beſaß. Schnell war er auch bereit, ihnen eine zu bieten, zu der ihn die Nähe des Schauplatzes, auf dem ſie geſpielt, die ſchönſte Gelegenheit bot.

Nachdem er eine bedeutende Ladung Tabak in ſeinen etwas weitläufigen Mund eingenommen und von der Aufmerkſamkeit ſeiner Maaten ſich überzeugt hatte, begann er folgendermaßen:

„Wie gefriert das Blut in den Adern, wenn ich nur daran denke, was ich Euch erzählen ſoll, und ich habe doch die Geſchichte ſelbſt durchgemacht; — ja, ja, — durch die ganze Geſchichte, — und nur die Hälfte der Jungens, die in die Affaire geriethen, iſt übrig geblieben, die Nummer ihrer Back anzugeben. Nun, wir wurden aus den Klauen blutiger Piraten durch den Willen der Vorſehung und durch das ſchöne Betragen eines Spaniers gerettet, — ein herrlicher Kerl das, — und wird der nicht in dieſer Welt dafür belohnt, — nun ſo wird er es gewiß in der andern, — wenn's anders wahr iſt, was der Kaplan neulich ſagte. Indeſſen Ihr ſollt hören, Maaten, wie's zuging. Ich war damals in einem Kauffahrer, ſeht Ihr, und lange genug ſoll's dauern, ehe Ihr mich wieder in ſolch' einem Fahrzeug muſtert.

Seht, ich war in dem Vernon, — das war vorn eine Brigg und ein Schooner hinten, ungefähr neunzig Tonnen Laſt. Jakob Cunningham war der Name unſres Schiffers. Armer Teufel! — und da ich gern ausführlich bin, ſeht Ihr, ſo muß ich Euch ſagen, daß unſre Equipage noch aus Fünfen außer ihm beſtand, wovon Einer der Koch war.

So am 25. April ſegelten wir von Falmouth auf der Nordſeite von Jamaika nach Halifax, — denn wie gehörten nach Halifax, wißt Ihr, — fünfundachtzig Fäſſer Rum waren am Bord und außerdem noch ein paar Kiſten mit Kaufmannswaaren. Unſere Fahrt ging gut bis zum 1. Mai, wo Kap Antonio auf Cuba Nord bei Oſt drei Leaguen theilte, — da war es, wo unſer Unglück begann. 'S war eine flaue Kühlte, ſeht Ihr, und wir gingen nur langſam durch's Waſſer, — als wir mit einem Male ein kleines Boot auf uns zurudern ſahen, ungefähr eine Flintenſchußweite, — und das beginnt auf uns zu feuern. Nun wir, wir hatten von ſo was nicht geträumt, denn wir waren auf den Friedensfuß ausgerüſtet, ſeht Ihr, und da war weder Flinte noch Piſtole, noch ein Körnchen Pulver an Bord; — was konnten wir alſo thun? — und das Boot kam immer näher, ſo ſchnell als vier Ruder es durch's Waſſer treiben konnten, — ſo dachten wir denn, es ſei das Beſte, uns unter Deck zu verſtecken, Schiffer und alle Mann, um aus dem Bereiche der Kugeln zu kommen, die uns um die Ohren pfiffen.

Nun, Maaten, ſo wie das Boot anlegte, ſprangen Euch ſieben Galgengeſichter auf Deck, — alle in Hemd und Hoſen, zwei nur mit Strohhüten auf dem Kopfe — der Reſt mit Tüchern um ihn gewunden. Jeder hatte zwei Meſſer im Gürtel, drei hatten Flinten und der eine Kerl, der ſich Kapitän ſchimpfen ließ, trug zwei Piſtolen fertig zum Niederſchießen. Na, Jungens, was thun? — wir wurden an Deck gerufen und Einer ſagte in ſchlechtem Engliſch: „Gebt Eure Papiere her“; — und der Schuft ſagte noch, daß wir nichts zu fürchten hätten, da ein Kriegsfahrzeug dicht bei in einer Bucht krankert ſei, das nach uns geſchickt hätte. Weiß der Himmel wie ſehr wir uns jetzt unter die Lee eines Kriegsſchiffes wünſchten — obgleich wir wußten, daß er log: Ein Kriegsſchiff ſolche Schurken nach unſern Papieren zu ſenden! Wie konnten uns aber nicht helfen, und das wußten die Piraten ſo gut, als wir ſelbſt, ſeht Ihr. So gaben wir ihnen denn die Papiere, dann zwangen ſie uns, die Flagge zu heiſten und nach dem Lande zu ſteuern, einen Paß vom Kriegsſchiffe zu holen. Was konnten wir thun, als umbraſſen, wie ſie befahlen, ſeht Ihr, — und gegen Sonnenuntergang ankerten wir in einer kleinen Bucht an der Nordſeite von Kap Antonio und beſchlugen die Segel. Um uns ſicher zu haben, ſeht Ihr, zwangen uns die Piraten unter Deck und machten die Luke zu. Da war ein Fiſcherkanoe nicht weit von uns, gerade vor'm Bug, — die Piraten feuerten ein paar Flinten darauf ab, wo denn das Kanoe ſchnell auf die Seite kam und zwei Fiſcher blieben an Bord. Später kam noch ein Fiſcherboot auf die Seite, und ein Mann daraus kam an Bord, ſo daß außer den ſieben Piraten, die unſer Fahrzeug gekapert hatten, noch drei übrige Leute an Bord waren. Bald darauf, ſeht Ihr, riefen ſie uns auf Deck, und ließen uns eſſen. Die Piraten und die drei Fiſcher blieben hinter dem Maſte, wir mußten auf den Back, wißt Ihr, und erwarteten jeden Augenblick maſſakrirt zu werden, — aber ſie ſperrten uns wieder ein.

Was das für eine Nacht war, Maaten! — Am Morgen frei und luſtig — unſre eigne Herren und zufrieden mit dem alten Vernon — und am Abend — das Fahrzeug gekapert — das Fahrzeug in den Händen von Piraten und wir Gefangene — mit der Erwartung, daß jeder Augenblick für uns der letzte ſei.

Digitized by Google

Nun, am nächſten Morgen, ſeht Ihr, riefen ſie uns wieder auf Deck mit Tagesanbruch und ließen uns Anker lichten und Segel ſetzen, — und ſo kreuzten wir bis Sonnenuntergang die Küſte entlang, wo wir denn an der Mündung eines Fluſſes ankerten, — deſſen Namen ich nicht weiß, und die Nacht verbrachten, wie die vorige. Den Morgen darauf ſagten die Piraten, daß ſie die Ladung an's Land bringen wollten und den Vernon in Ballaſt mit uns fortſegeln laſſen wollten. Schöne Neuigkeit für uns — aber nichts im Vergleich zu dem, was nachkommen ſollte! So griffen wir denn zu und warfen die Rumfäſſer über Bord, damit ſie an's Land trieben; — aber die Entfernung vom Fluß war zu groß, müßt Ihr wiſſen, um die Ladung ſchnell genug an's Land zu bringen für die Piraten, — ſo mußten wir denn wieder Anker lichten und fünf bis ſechs Meilen näher an's Land legen, bis uns zuletzt die Mangrovebüſche hart und feſt aufbrachten, wo wir dann von Neuem anfingen, die Rumfäſſer auszuheiſten, ſie über Bord zu werfen, und ſie dann in einer kleinen Bucht feſtmachten. Die Arbeit, ſeht Ihr, nahm uns einen ganzen Tag weg, und eine andere Nacht brachten wir wie die frühere zu. Das Ausheiſten der Rumfäſſer war am nächſten Nachmittage fertig, ſo daß von der ganzen Ladung nur die Kiſten übrig blieben, die die Piraten an Bord erbrachen und das Beſte herausnahmen. Wieder brachten wir eine ſchreckliche Nacht in bangen Zweifeln zu, denn wir wußten nicht, was aus uns werden würde. Den nächſten Morgen bei Tagesanbruch befahlen uns die Piraten, das große Boot auszuſetzen, da ſie Ballaſt holen wollten. Sie hießen den Kapitän, den Koch, mich und noch einen Matroſen einſteigen, was wir denn auch ſchnell thaten, und fünf Piraten kamen mit, jeder mit einem langen Meſſer im Gürtel, und ſtießen ab, die andern blieben an Bord. Ich kann Euch ſagen, Maaten, daß wenn ich daran denke, ſeht Ihr, was damals geſchehen iſt, ſo kann ich ſelbſt kaum glauben, daß ich, John Ratcliff, in eigner Perſon noch hier bin, es Euch zu erzählen. Nun, Ihr ſollt Alles hören!

Wir ſtießen alſo ab vom Vernon, um Ballaſt zu holen, wie ſie uns ſagten, — und wie wir ungefähr einen Flintenſchuß weit weg waren, — befahlen ſie uns, die Ruder einzulegen. Kaum geſagt, ſo gethan — und ſo wahr mein Name John iſt, — einer der blutigen Piraten ſchlug nach dem Koch und erſtach ihn dann mit ſeinem Meſſer! Das war der Anfang des blutigen Werkes — und da ich wol denken konnte, ſeht Ihr, daß die Reihe, erſtochen zu werden, in gehöriger Zeit an mich kommen werde, ſo reſolvirte ich mich kurz, ſprang ſchnell über Bord, um, wenn ich es vermöchte, an's Land zu ſchwimmen, denn was konnte ich gegen ihre langen Meſſer anfangen? — Ich ſah mich nur einmal um, ob meine Backsmaaten dasſelbe gethan, oder ob mich das Boot verfolge, und da ſehe ich den armen Koch über Bord werfen und höre den Todesſchrei des Schiffers und meines andern Maaten, das überzeugte mich, daß die Piraten ihr blutiges Werk zu Ende brachten — und die Todesangſt gab mir Kräfte, könnt's glauben.

Nachdem ich wol eine halbe Stunde geſchwommen, kam ich an's Land, das ſo dick mit Mangrovebüſchen bedeckt iſt, die aus dem Waſſer zu wachſen ſcheinen, wie Ihr wißt, — ſie waren ſo dicht, ſeht Ihr, daß ich mich gut darin verſtecken konnte, und gewiß zwei Stunden lang verhielt ich mich ruhig. Dann kroch ich in den Büſchen entlang, bis tief in die Nacht; — zuletzt kam ich aus Waſſer und merkte, daß ich auf einer Inſel gelandet war; — ſo ſchwamm ich denn hinüber zu dem, was mir Feſtland ſchien, und verkroch mich wieder in die Mangrovebüſche. Dann ſuchte ich meinen Weg weiter und ruhte von Zeit zu Zeit aus, mit meinem Kopfe auf den Zweigen und meinem Leibe im Sumpfe.

So trieb ich's drei Tage und drei Nächte, und nie in der ganzen Zeit koſtete ich einen Tropfen friſchen Waſſers, — denn ſeht Ihr, 's war alles Salzwaſſer, was ich fand, — zu eſſen hatte ich auch nichts bis zum letzten Tage, wo's mir gelang, eine wilde Taube zu fangen; und das warme Blut des armen Vogels war eine Gottesgabe für mich — um mich vom Verhungern und Verdurſten zu retten!

Aber ich kann Euch was ſagen, Maaten, wenn ein armer Kerl ſo weit gekommen iſt, daß er bald verhungert, dann iſt's ihm ſo ziemlich einerlei, wie er um's Leben kommt, — denn der blaſſe Tod ſtiert ihm überall in's Geſicht, — hier oder dort packt er Einen doch, ſeht Ihr, — und die Meſſer der Piraten ſchienen mir jetzt beſſer, als das Verſchmachten in Mangrovebüſchen und Sumpf. Doch vielleicht iſt noch irgend etwas an der Küſte für mich zu holen, dachte ich, — und da ich mir eigentlich nicht viel mehr daraus machte, was zunächſt käme, ſo ſuchte ich ſo ſchnell wie möglich aus den Büſchen zu kommen, ſeht Ihr, ſo hinkte ich, ſo gut ich konnte, dem Strande zu, und das erfriſchte mich ſchon ein wenig.

Nun, ich war kaum im Freien, als ich einen Schooner ſah, der aber ſo weit weg lag, daß ich ihn nicht hätte preien können, wäre ich auch nicht ſo matt geweſen — und an Bord konnten ſie mich auch nicht ſehen, wie hätten ſie's auch gewollt? Doch war die Sicht eines Segels ſchon ein Troſt für mich — und ich kam mir ſchon etwas geſtärkter vor. Doch war ich entſetzlich ſchwach und über den ganzen Körper voller Wunden. Ich ſaß da, bis die Sonne unterging, und verlor den Schooner aus Sicht, — legte mich dann auf den Sand und erwartete den Morgen. Wie der Tag anbrach, da lag der Schooner vor Anker, aber es war weit, doch war es mir lieb, ihn zu ſehen, denn ich dachte, es müßte ein Ort in der Nähe ſein, mit dem er Handel treiben wollte, ſeht Ihr. So raffte ich mich denn auf und hinkte am Strande entlang; war auch ſchon eine ziemliche Strecke fortgekommen, als ich mit einem Male ein Boot vom Schooner abſtoßen ſah, das nach der Küſte ruderte; — ſo ſchnell es meine Beine vermochten, lief ich darauf zu, denn — Gott ſegne mich! — 's war mir alles einerlei, daß ich nicht daran dachte, daß es wieder Piraten ſein könnten, — wenn ich nur mit ihnen zuſammen käme, — denn ſeht Ihr, wie ich Euch ſchon vorher ſagte, ich war ganz in Verzweiflung, — halbtodt vor Durſt und Hunger, überall voll Wunden, ſo daß ich mir nichts mehr daraus machte, erſtochen zu werden. So ging ich denn auf's Boot zu, als es anlegte, und übergab mich dem Kommandanten davon, ſo wie er den Fuß an's Land ſetzte. Nun, Jungens, ich will nicht John heißen, wenn er mich nicht anglotzte, als hätte er nie ſolch' einen Anblick erlebt. 'S iſt wahr, ich war beinahe todt und ganz nackend, denn die Büſche hatten mir die Kleider vom Leibe geriſſen, und die Haut und das Fleiſch dazu, — die Musquiten, die Sonne und der Sumpf hatten auch das Ihrige dazu gethan, ſeht Ihr, und ich glaube gern, daß ich eher wie ein lebendiges Skelet ausſah, das aus des Doktors Stube davongelaufen war, als wie ein lebendiger Menſch, — doch war mir, wie geſagt, Alles einerlei. Aber ſeht Ihr, der Spanier, denn das war er, war bald im Reinen mit mir, — er ſprach nicht engliſch, — ich nicht mehr ſpaniſch wie eine franzöſiſche Kuh, — doch, wie Ihr wißt, können die Leute mit den Augen ſprechen, wenn ſie's mit den Zungen nicht können — und er gab mir bald zu verſtehen, daß er kein Pirat ſei, denn er führte mich zu einer Fiſcherhütte, die nahe bei war und gab mir 'was zu trinken, und nachher, ſeht Ihr, nahm er mich mit an Bord des Schooners, den ich den vorigen Tag in Sicht gehabt hatte und der jetzt vor Anker lag. Dort wurde ich von Allen an Bord gut aufgenommen, ſie behandelten mich als gute Chriſten, wie ſie waren, wißt Ihr, denn ſie retteten mich vom Hungertode, — wenn je ein armer Teufel vor dem Hunger gerettet ward, war ich's, — und ſo ruhte ich aus, und erholte mich 'was.

Nun wollen wir ein wenig zurückgehen in der Hiſtorie, und ich will Euch ſagen, was mit meinen armen Backsmaaten geſchah, die ich an Bord des Vernon zurückgelaſſen, — doch halt, ich muß Euch erſt ſagen, daß des Spaniers Name Antonio war, Don Antonio, denn er war Kapitän vom Schooner, wo ich an Bord war, — und der Schooner hieß Toro.

Als wir an jenem Morgen von der Schoonerbrigg abſtießen mit den fünf Piraten, die mit uns in's Boot gingen, — nun, unſre beiden zurückgebliebnen Maaten ſahen nichts mehr von uns

Digitized by Google

— aber mehr als einen Eimer voll Blut im Boote, ſo daß ſie gewiß überzeugt waren, was für ein Werk da geſchehen war, und dachten nur daran, daß ihre Zeit auch gekommen wäre. Kurz darauf nahm der ſchurkiſche Kapitän einen großen Stein von ungefähr fünfzig Pfund ſchwer und eine Flaggenleine und mit ſeinen Piſtolen und Meſſern, wie gewöhnlich, ſtieg er in's Boot mit zwei Piraten, um, wie meine Backsmaaten dachten, die todten Körper zu verſenken. In ungefähr einer halben Stunde kehrten ſie zurück und das Boot war ganz rein, ohne eine Spur von Blut darin. Nun ſeht Ihr, meine armen Maaten waren halbtodt vor Furcht, und erwarteten jeden Augenblick maſſakrirt zu werden, — doch ſie mußten nur hart arbeiten, um den Vernon abzutakeln, während jene ihre blutige Arbeit verrichteten, und hatten wenig Zeit dazu, ſich umzuſehen.

So wie das Boot wieder an Bord war, fingen die Piraten an, alle Schotter und Verſchläge zu zerſchlagen und Alles zu zerreißen und zu vernichten, was ſie nur finden konnten. Was ſie zerſchlugen und zerriſſen, warfen ſie in den Raum, dann ſchlugen ſie ein Rumfaß ein, was ſie zu dem Ende an Bord behalten hatten, wißt Ihr, ließen es auslaufen, nahmen ein Segel, warfen es ebenfalls in den Raum und alles Pech und Theer darauf, was an Bord war. Dann beluden ſie die Boote mit den andern Segeln, Blöcken, Tauwerk, Ketten und andern brauchbaren Gegenſtänden, und zündeten darauf den Vernon im Hinterraume an. Drauf ſtiegen die Piraten und Fiſcher in die Boote und befahlen meinen Maaten mitzukommen, was die ſich nicht zweimal ſagen ließen, wie Ihr denken könnt. Als ſie eine kurze Diſtanz weggerudert waren, blieben ſie ruhig auf den Rudern liegen und ſahen zu, wie die Schoonerbrigg brannte, lachend und ſich freuend über den ſchönen Anblick, während meine armen Backsmaaten in Verzweiflung waren, daß das arme Fahrzeug verbrannte, und ſie, aller Wahrſcheinlichkeit nach, abgeſchlachtet werden würden.

Nachdem die Piraten ſich überzeugt hatten, daß das Fahrzeug gut brenne, ſetzten ſie Segel, und gegen Mittag landeten ſie in der Nähe einer Fiſcherhütte, die an der Küſte ſtand, und den ganzen Nachmittag brachten ſie die Takellage an's Land und zogen die Boote auf's Trockne. Dann gaben ſie meinen Maaten etwas zu eſſen, um ſie nicht verhungern zu laſſen, und wie die Nacht kam, gingen die armen Kerle am Strande auf und ab oder legten ſich ſchlafen, wenn ſie konnten. Am nächſten Tage mußten ſie Segel und Spieren für das große Boot machen und den Tag darauf mit den Piraten auslaufen, Waſſer von einem Orte zu holen, der ungefähr zehn Meilen weg war. Den folgenden Tag mußten ſie einen Maſt für das Boot machen — und als ſie den Tag nachher das Boot kalfaterten, ſahen ſie ein Boot nach ihrem Ankerplatze zukommen. Die Piraten ſahen es ebenfalls, ſeht Ihr, und ladeten ihre Flinten, doch als das Boot näher kam, ſo daß ſie ſehen konnten, wer darin war, ſchienen ſie überzeugt, daß ſie nichts zu fürchten hätten von der Equipage, die ſie zu ſuchen kam, und ſo erlaubten ſie ihr, zu landen.

Nun, Maaten, müßt Ihr wiſſen, das Boot kam vom Schooner, auf den ich gebracht worden war, und Don Antonio, der Kapitän, war darin. Er hatte ſich einen Plan gemacht, ſeht Ihr, und wohl wiſſend, was die Piraten wollten, ſprach er mit ihnen, erzählte von mir, der ich von ihnen geſchwommen ſei, — und er und ſeine Leute und alle Piraten frühſtückten auf's vergnügteſte mit einander. Dann gab er ihnen drei Flinten noch außerdem, ſie ſchenkten ihm eine Schildkröte, eine Flaſche eingemachten Pfeffer und etwas Rum; meine Backsmaaten aber hielten Don Antonio und ſeine Leute auch für Piraten, da ſie ſahen, daß ſie ſich ſo mit den andern befreundeten. Jedoch änderten ſie ihre Meinung, als Don Antonio Jedem eine Cigarre gab, und während er es that, ſie auf eine Art anſah, die mehr mitleidig war, als wenn er ſie mit kaltem Blute hätte maſſakriren wollen, wie ſie ihre Maaten hatten umbringen ſehen. Nun, Ihr wißt, ein Ertrinkender haſcht nach einem Strohhalme, und da er wieder fortſegelte, waren ſie froh, daß er ſie geſehen hatte. Nun, am nächſten Morgen ladeten die Piraten ihre Flinten, ſteckten die Meſſer in die Gürtel und fünf von ihnen ſegelten mit dem Boote nach dem Schooner, meine Maaten und die beiden Piraten blieben bei den Fiſchern zurück. Unter den Piraten, die im Boote waren, war denn auch der Bluthund, den ich hatte den Koch erſtechen ſehen, ich kannte ihn, ſo wie ich ihn an Bord kommen ſah. Don Antonio, wißt Ihr, hatte ſie eingeladen, zu ihm an Bord zu kommen und mit ihm zu frühſtücken, und ſie erwarteten noch mehr Beute, denn Ihr müßt wiſſen, daß ein anderer Schooner Tags zuvor zu uns gekommen war, den Antonio neben ſeinen Toro feſt gemacht hatte, um die Piraten hinter's Licht zu führen, und ſie dachten, daß ſie nun noch mehr blutige Arbeit haben würden, außerdem, daß ſie mich wieder bekämen; — aber ſie machten die Rechnung ohne den Wirth, ſeht Ihr.

So kamen ſie auf die Seite des Schooners und erſt ſtieg Einer hinauf; — kaum war er über's Fallreep, als er auch gepackt und ihm's Maul verſtopft wurde, — und ſo wurden alle Fünfe gepackt, Einer nach dem Andern. Nun, das ward Alles gethan, ſeht Ihr, ohne großen Spektakel und Verwirrung, — ſo ruhig und ſtill als möglich — und ſo ſchnell ſie in ſichrer Verwahrung unter Deck waren, ſetzte Don Antonio ſeinen vollen Plan in's Werk. Das Piratenboot ward mit vier Mann bemannt mit Don Antonio, noch einige ſeiner Leute mit mir ſtiegen nach in's Boot, aber er ließ ſie der Länge nach hinlegen, daß ſie nicht geſehen werden konnten, ſo daß nur er und ich und die Ruderer in Sicht waren, ſo daß die zurückgebliebenen Piraten glauben mußten, daß ihre Kameraden mich als ihren Gefangenen mitbrächten. So ruderten wir dann an's Land, und kaum liefen wir auf, ſeht Ihr, als wir auch Alle herausſprangen und die zwei Piraten packten und gleich in's Boot warfen, — meine Backsmaaten ſprangen nach, — wir ſchoben ab und ruderten nach dem Schooner zurück — und da hatten wir denn, Gottlieb! die Piraten ſicher genug an Bord, ſeht Ihr.

Nun, das war ein ſchönes Manöver von Don Antonio, und der Plan war gut ausgedacht und noch beſſer ausgeführt, ſeht Ihr, denn er bekam dieſe ſieben blutigen Piraten mit der beſten Manier in ſeine Gewalt, mit ihren Meſſern, Piſtolen und Flinten und Allem. Am Nachmittage, nachdem die neue Ladung gut verſorgt war, warfen wir den andern Schooner los, — er hieß Evariſta, ſeht Ihr, lichteten Anker und ſegelten die Küſte entlang die ganze Nacht und bis ſpät am andern Morgen, wo wir gegenüber einem kleinen Fluße ankerten. Hier landeten wir die Piraten, und ſie wurden mit uns ungefähr neun Meilen weit in's Land gebracht, wo wir ſpät am Nachmittage an einem Orte ankamen, der Mentna hieß.

Da wurden die Piraten in Eiſen geſetzt und wir blieben Alle dort, vier Tage lang. Don Antonio kam mit uns und ſorgte gut dafür, daß ſeine Gefangenen wohl und ſicher aufgehoben waren, und ich und meine Backsmaaten gut verpflegt und logirt.

So in den vier Tagen, ſeht Ihr, nahmen die ſpaniſchen Advokaten Alles zu Papier, was wir ihnen ſagten, und dann wurden wir Alle mit einander nach der Havannah geſchickt. Dort wurden die Piraten vor Gericht gebracht, — und von ihren Landsleuten gerichtet und verurtheilt und alle erſchoſſen, — denn ſie waren Deſerteure von einem ſpaniſchen Regimente, wißt Ihr. Na, reichlich verdient hatten ſie's — und die Fiſcher wurden zu harter Arbeit auf Schiffen verurtheilt.

Nun ſeht, Maaten, dieſe Spanier waren recht gutmüthig gegen uns und behandelten uns gut, während wir durch ihre Städte nach der Havannah marſchirten, nun und Don Antonio, wißt Ihr, ich hoffe, daß jeder gute Seemann, der ihn antrifft, niemals vergeſſen wird, daß er drei tüchtigen Matroſen — obſchon ich's ſage, ſeht Ihr, — durch ſein braves Betragen das Leben rettete, — und daß er ſeinem Lande Ehre machte, denn er war die Urſache, ſeht Ihr, daß ſo viele ſchurkiſche und blutige Piraten ihren wohlverdienten Lohn erhielten!"

A. Terme.

Digitized by Google

Poetiſches Album.

Die Mutter.

(Mit einer Xylographie.)

Ein Mutterherz! Nur wer es kennt,
Wer recht vom Grund es kennt,
Der weiß, was man verliert an ihm,
Weiß, was kein Schmerz benennt.

Von allen Herzen auf der Welt
Iſt keines — keins ſo reich,
Iſt keines — keins ſo liebevoll,
Iſt keines — keins ſo weich.

Von allen Herzen auf der Welt
Iſt keines — keins ſo ſtark,
Iſt keines ſo unwandelbar,
Iſt keines ſo voll Mark.

O Mutterlieb', du heilig Amt,
Vom Herrn der Ewigkeit verliehen,
Die Seele, die vom Himmel ſtammt,
Dem Himmel wieder zu erziehen.

O Mutterlieb', du ſtrenge Pflicht,
Der Ewigkeit gehört dein Walten!
Die Rechenſchaft, vergiß ſie nicht,
Laß deinen Eifer nicht erkalten!

Fräulein L. S. in's Album, improviſ.

In Freud' und Leid erinnre Dich der Stunde,
Der ſchönen Stunde, als den Mund zum Munde
Ein Blick von Dir unwiderſtehlich bannte,
In dem die ganze volle Liebe brannte;
Der Blick war unſrer Seelen Wonnegruß —
Da wurden unſre Herzen himmelweit
Und auf den Lippen loderte ein Kuß,
Der erſte Kuß voll Himmelsſeligkeit!

Doch wenn auf Erden hier zwei Feuerſeelen
Im mächt'gen Herzensdrange ſich vermählen,
So ſtürmen die getheilten Liebesflammen
In Eine Flamme ſchmerzlichſüß zuſammen;
Dann fängt der Liebe ew'ges Opfer an —
Die Ruhe flieht, die ſchwerſte Thräne fließt —
Die Liebe giebt, was ſie nur geben kann,
Weil ja ihr Reichthum unerſchöpflich iſt. — —

Drum kann, wer auch nur einmal hier auf Erden
Recht treu geliebt, nie wahrhaft elend werden:
Ob Alles ſtirbt, es lebt in ſeinem Innern
Die Liebe fort als ſeligſtes Erinnern.
Die Liebe iſt des Lebens höchſtes Gut —
Ja! der hat nie gelebt, wer nie geliebt —
Nur Lieb' iſt's, die der Mannskraft echten Muth,
Der Frauenſchönheit höchſten Adel giebt. —

Drum freu' Dich der Erinnrung an die Stunde,
Die ſchöne Stunde, als der Mund am Munde,
Der Blick im Blicke weltvergeſſen glühte
Und zaubriſch ſich erſchloß der Liebe Blüthe. —
Vergiß, was Dich geängſtigt und gequält
An unſerm Herzensbündniß, menſchlich rein; —
Ob ihm auch noch des Prieſters Segen fehlt,
Es ſoll darum nicht minder heilig ſein!

W. H. Landt.

Humoriſtiſches.

(Fromme Wünſche.) O Himmel, gieb den Hungerigen Speiſe, und den Speiſewirthen Hungerige; bringe den Mädchen Ehemänner, und nimm dafür den Ehemännern die Mädchen; gieb den Schauſpielern gute Kritiker, und den Kritikern gute Schauſpieler; laſſe die Kaufleute gut meſſen, und gieb dafür den Kaufleuten gute Meſſen; laſſe die Hüte von beſſerem Filz machen, und behüte uns vor den Filzen! —

Es iſt noch eine unentſchiedene Frage, ob der Teufel ein lediger oder verheirateter Mann iſt. Er ſoll aber ein pfiffiger Kerl ſein — wird alſo wol auch ledig ſein! Es giebt jedoch noch eine Kathegorie der Teufel — die dummen Teufel; die freilich findet man zuweilen verheiratet. Dann giebt es auch noch Teufel, die ganz eigentlich auf das Heiraten ſpekuliren — das ſind die armen Teufel!

Das Antlitz einer Dame iſt der wahre Spiegel ihrer Seele. Die Männer aber haben die ungeſchminkte Wahrheit nicht gern, darum ſchminken ſich eben die Damen. Man ſieht, Alles aus purer Zärtlichkeit.

Das Menſchengeſchlecht iſt eine förmliche Menagerie. Da giebt es wilde Thiere, das ſind viele alte Jungfern, ſie zerreißen den guten Ruf Anderer; dann zahme Thiere, das ſind die Ehemänner — doch gehören dieſe nicht in die Kathegorie der Hausthiere, denn leider ſind ſie gewöhnlich überall, nur nicht zu Hauſe; hübſche Mädchen, junge Witwen zählen zu den Raubthieren, ſie rauben ſo Manchem Herz und Ruhe. Stark vertreten ſind die Vögel. Es giebt ſchöne, ſaubere, geſcheite Vögel, beſonders aber viel Zeiſige mit allen ihren Abarten, lockere, loſe Zeiſige. Nächſtdem liefern den ſtärkſten Kontingent die Gimpel und die Papageien. Viel ſeltener ſind die Nachtigallen und laſſen ſich zumeiſt nur beim Lampenlicht hören für ſchweres Geld. Als reißende Thiere ſind endlich die Löwen und Bären ſattſam bekannt; ſehr brauchbar ſind die Elephanten. Die Wucherer ſind die Spinnen unter den Menſchen; ſie fangen Andere in ihren Netzen, um ſie dann auszuſaugen. Das wären alſo Spinnen, die zum Geſchlechte der Säugethiere gehören. Die Dichter ſind Amphibien. Amphibien leben bekanntlich von

Digitized by Google

Luft und Waſſer, alſo von Luft und Flüſſigkeit. Die Dichter leben auch von Flüſſigkeit, von der Tinte, und wenn dieſe ſie im Stiche läßt, von der Luft.

Wer um ein Mädchen wirbt, iſt ein Freier; hat er um daſſelbe geworben, muß er, da ja das Zweite im Gegenſatze zu dem Erſten ſteht, natürlicherweiſe ein Sklave werden.

Allemal ſitzen die Frauen, wenn ſie das Muſenroß beſteigen, auf demſelben wie auf dem Reitpferde — einſeitig.

Der Parnaß muß ein ungemein ſteiler Berg ſein, denn die Menſchen müſſen ſich hinauf kratzen.

Scherz und Laune.

Auf die an einen Müller gerichtete Frage, wie es zugehe, daß man von den in die Mühle gegebenen Körnern oft ſo wenig Mehl zurückerhalte, antwortete derſelbe: „Darüber darf ſich Niemand wundern; das Getreide mahlt ſich oft, beſonders wenn man neue Mühlſteine hat, ſehr zuſammen, ſo daß es mir ſchon oft begegnet iſt, daß ſich die Körner alle vermahlen hatten und meine Kunden froh ſein mußten, den leeren Sack wieder zurück zu erhalten.

Ein Ruſſe ſoll um die Erlaubniß nachgeſucht haben, ſein Weib dem Vaterlande weihen zu dürfen und es als Freiwillige zur Armee abmarſchiren zu laſſen; er ſei nämlich der feſten Ueberzeugung, daß, wenn ſein Weib die Türken nur halb ſo viel beunruhigte, als es ihn ſchon beunruhigt hat, dieſe in drei Tagen ſich ohne Schwertſtreich zurückziehen würden.

Bei der Aufführung von Schiller's „Kabale und Liebe" verſprach ſich der Darſteller des Ferdinand bei den Worten: „Umgürte Dich mit allem Stolze Deines Englands, ich verwerfe Dich, ein deutſcher Jüngling" — auf folgende, wahrhaft komiſche Weiſe: „Umengle Dich mit allem Gurte Deines Stolzlandes, ich verjüngle Dich, ein deutſcher Werfling."

Ein Baſſiſt mit einer ungemein ſtarken Stimme bezog ein Parterre-Logis in einem neugebauten Hauſe. Während er früh im Zimmer herumgeht und die Arie anhebt: „In dieſen heiligen Hallen kennt man die Rache nicht" — reißt ein Zugwind ihm die Mütze vom Kopf. Der Sänger blickt ſich um; da, o Wunder! ſteht er auf der Straße — — ſein Geſang hatte die leichten Lehmwände umgeworfen.

Der Kaiſer von Rußland, Alexander, und der König von Preußen wurden von der Univerſität Orford zu Doktoren kreirt. Dem Marſchall Blücher widerfuhr dieſelbe Ehre und er bemerkte dabei: „Da die Herren Souveraine zu Doktoren kreirt ſeien, ſo könne er nur höchſtens darauf Anſpruch machen, Apotheker zu werden."

Treffer und Nieten.

Von Ferd. Kauffer.

Die Poeſie iſt eine herrliche Himmelsgöttin, aber eine ſchlechte almanmaler. Cervantes, der „auf der Menſchheit Höhen ſtand", hungerte, während das werthloſe Philiſterthum ſeiner Zeit ſich im Ueberfluße blähte. „Er bat um Brod, man gab ihm einen Stein" — nach dem Tadel — Nicht Alle, die berufen ſind, haben des Spaniers diamantne Stärke, von einer Welt voll Anfechtungen und drückenden Unleidlichkeiten ungebeugt, dem Höheren folgen zu können. Regel iſt es, daß der Mangel der ſchaffenden Kraft die Adierſehne verſchneide und andererſeits die herrliche Kunſt zur feilen Melkkuh werden laſſe.

Wem das Rechtsgefühl: auch an Gegnern das Große und Gute zu achten und werth zu halten, fehlt, der weckt das Bedenken gegen ſich, daß ihm Redlichkeit im Allgemeinen fehle.

Anmaßende Selbſtzufriedenheit iſt das eigenthümliche Kriterium aufſchwungsloſer, fortbildungsunfähiger Mittelmäßigkeit.

Jedes Unglück, das äußere Verhältniſſe dem Menſchen bringen, verliert an Bedeutung, ſo lange dieſen das Vertrauen auf ſich ſelbſt zum Gegendrucke ſpannkräftig, zu planvoll tüchtigem Wirken aufrecht erhält. Wahrhaft elend kann ich nur den nennen, der ſich ſelbſt aufgegeben; der das Bewußtſein der Fähigkeit verloren: ſich je in gleicher Höhe, wie die Sehnſucht, der Drang darnach, aus dem Bette alltäglicher Bedeutungsloſigkeit aufringen zu können.

Ein Träumer ſtößt phyſiſch und moraliſch überall an.

Gibt es wol etwas Würdiges und Reines auf der Erde, dieſem Circus der Thorheit und Leidenſchaft, das durch Verhältniſſe nicht könnte zum Verbrechen geſtempelt werden?

Wer immer konſequent in Geſinnung und That iſt, ſündigt gegen die Weltklugheit; — die wechſelnden Verhältniſſe, die er außer Acht läßt, werden ſich an ſeiner Stätigkeit vielſeitig rächen.

Eitelkeit iſt die gefährlichſte Klippe für's wahre Gefühl. Ein Gefahrener behauptet, daß jeder, der die Eitelkeit eines weiblichen Weſens durch ſinnreiche Phaſen zu befriedigen und für ſich zu gewinnen verſteht, ſelbſt die Sprödeſte zum Falle bringt. Ein Verhältniß, erfließend aus natürlicher Sympathie, erſchöpft ſich bei all' ſeiner anfänglichen Innigkeit nach und nach und wird — langweilig. Der Menſch iſt nun einmal ſeiner Natur nach nicht fähig, in der Schwebe desſelben Gefühls zu bleiben, ohne die Fittige des Triebs erſchlaffe zu ſenken; denn nur im Fortwegen der Triebe, im Haſten derſelben an immer neuen Dingen, beſteht das Leben. Stätigkeit iſt ſein Contrarium, Wechſel ſein Puls. Entweder muß der Begünſtigte ſeiner Huldin dieſen zu bieten wiſſen, oder — ſie ſucht ihn ſelbſt! —

Wenn Einem die Gegenwart, die Wirklichkeit öde, dunkel und freudenleer iſt, da mag wol gerne das Gemüth ſich an dem Abendroth ſchönerer Vergangenheit ſonnen, da iſt es wol natürlich, daß Erinnerung — ſowie die Wünſchelruthe aus kalter Erde Blumen — in einem Herzen, das der Froſt des Lebens beſtrich, manch' ein altes beſeligendes Gefühl noch einmal erblühen läßt.

Glückliche Sanguiniker! in euch iſt nichts Stätes, nichts Permanentes, als der allgemeine Begriff der Beweglichkeit, — keine Einzelregung iſt wahr, weil keine dauernder als der vibrirende Kreis auf des Waſſers Fläche: ja, wie die Welle dem Wind, folgt euer flügger Sinn dem Drange des Augenblicks. Er iſt das wahre Chamäleon, das von anderer Seite, in anderm Lichte, dem Beobachter gleichwillig im Freudenroth wie im Trauerdunkel erſcheint.

Buchſchau.

Wir machen auf ein literariſches Unternehmen aufmerkſam, das, in den öſterreichiſchen Staaten noch immer einzig in dieſer Art, ſeit ſeinem achtjährigen Beſtehen durch das redlichſte, keine Koſten ſcheuende Streben: gute deutſche Originalromane bei anſtändiger Ausſtattung durch den möglichſt wohlfeilſten Preis allgemein zugänglich zu machen, dadurch die größtentheils ſchlechten Ueberſetzungen ausländiſcher Machwerke verdrängen und den Geſchmack der Mittelklaſſen läutern zu helfen, die vollſte Anerkennung und wärmſte Theilnahme des Publikums verdient — wir meinen das „Album." Bibliothek deutſcher Originalromane. Herausgegeben von J. L. Kober. Prag.

Von dem heurigen (neunten) Jahrgange des „Albums" ſind bereits drei Bändchen erſchienen, welche den höchſt intereſſanten, geiſt- und gemüthreichen Roman: „Ein kleinſtädtiſcher Arzt," von Julie Burow (Frau Pfannenſchmidt); ferner die gelungene Novelle „Der Weg in den Himmel," und die meiſterhafte Erzählung: „Klärchen, die Wirthin von Dreieichen" von Joſ. Rank, enthalten. — Bereits beſtimmt ſind für den heurigen Jahrgang noch: „Treu,"

Digitized by Google

Novelle von Joſ. Meßner. „Don Juan," Roman von Julius Seidlitz. „Familiengeſchichten," von Levin Schücking und Louiſe von Gall. „Nach der Flut," hiſtor. Roman von Bernd von Guſeck. „Die Feeunde," Roman von Joſ. Rank. „Die Höllenmaſchine," hiſtor. Roman von F. J. Proſchko. „Pflanzer und Soldat," Bilder und Geſtalten aus dem Banate von K. W. Martini.

Die Namen der angeführten Autoren ſind Büege für den Werth ihrer Werke und wie empfehlen nochmals das „Album" der wärmſten Theilnahme unſeres Leſepublikums. Eine weitere Beſprechung werden wir in den kommenden Heften unſerer „Erinnerungen" bringen.

Silbenräthſel. *)

Von R. Holz.

1.

Mein erſtes Dreipaar liebt die Frauenwelt,
Nicht minder es beim Krieger auch gefällt,
Man ſieht's auch, als des Weſens echten Kern,
Auf manchem Tranke, mancher Speiſe gern;
Nur muß Natur es dann auch ſelbſt gewähren,
Nicht falſche Kunſt, das Auge zu bethören.

2.

Mein letztes Pave gehört in's Thierbereich,
Ein grob verletzend Schimpfwort iſt's zugleich;
Als Zeitwort deutet's oft im Muſenſitze
Des ſchweren Arbeitstages Laſt und Hitze.

Das Ganze.

Willſt Du aus Eins und Zwei mein Ganzes komponiren,
Mußt Du zuvor von Eins das End' apoſtrophiren;
Dann zeig' ich hehren Menſchengeiſtes Kraft
Im ungemeſſnen Feld der Wiſſenſchaft;
Dann ſcheint es, daß ich ewige Geſetze
Durch meinen Ausſpruch gradezu verletze;
Es ſcheint im Kampfe Sein mit Nichtſein dann zu liegen:
Doch läßt Du forſchend Dich nicht durch den Schein betrügen,
So löſt zum Lohne ſich für Deine Müh'
Dann Alles auf in ſchönſte Harmonie.

(Auflöſung folgt.)

Zum Modebild Nr. 3.

Das dem diesmaligen Hefte beigegebene Modebild wird unſeren freundlichen Leſeinnen durch die bloße Anſchauung ſchon vollkommen verſtändlich ſein; in der guten Abſicht, durch eine überflüſſige Erläuterung des Bildes unſere liebenswürdigen Leſeinnen nicht zu langweilen, räumen wir dafür einem andern intereſſanten Artikel den Platz ein.

Briefkaſten der Redaktion.

Frl. M. v. L. in Schleſien. — Sie haben ſich verwundert über den Brief, der Ihnen unſeren Namen vor die Augen führte? Die Verwunderung muß Ihrem allerliebſten Geſichtchen ſo gut geſtanden haben, wie ein neues, weißes Morgenhäubchen! Was Sie über die affektirte Gleichgiltigkeit ſchreiben, iſt nur allzu wahr. Ja, ſo ſind wir Menſchen und ſo tanzen wir Jahr lang an einander vorbei, bei aller Seelennähe ohne allen Seelengruß, und wenn ein Gefühl in uns geboren wird, verſäumen wir mit den Glocken zu läuten, um es zu taufen, und wenn unſere Naturen ſich berühren, laſſen wir den Klang der Berührung nie zu einem vollen wirklichen Wort ausklingen, eilfertig wieder von einander ſtiebend; und ſo leben wir glockenlos, wortlos, feſtlos, während wir doch alle Tage in Feierkleidern der Liebe tanzen könnten! — Sie ſind alſo wirklich Lehrerin geworden am Fräuleinſtift? Nun, das iſt einmal wieder das Loos des Schönen auf der Erde! Wir denken Sie uns in Ihrer unzerſtörbaren Liebligkeit, wie Sie ein weiſes, ſchönes Märchen, unter Ihren kleinen Schützlinnen daſtehen und mit emporgehobenem Zeigefinger holdſelig ihnen die Wege ihres unſchuldigen Wiſſens zeigen. Für die Mutter ſind Sie Schulmeiſterin geworden, um ihr durch Ihren Erwerb des darbenden Alters hartes Brot zu ſüßen und noch einmal reiche Garben um ihr entlaubten Tage zu flechten. Sie ſind groß, holdſelige Lehrerin aus Kindesliebe! — Das Gewünſchte haben Sie wol ſchon erhalten.

Frl. Lid. in O. — Wer einen Jahrgang Liebesbriefe hat, braucht keinen Kalender — das iſt jedenfalls ein Erſparniß. Aber, Fräulein! wer jedem Bettler gibt, wird ſelbſt ein Bettler, und wenn die Gans Jedem eine Feder gibt, muß ſie erfrieren; beſſer heiraten, um zu lieben, als lieben, um zu heiraten; ſo Manche will den Joſef und bekommt nur den Mantel; ſind den Pfauen die Federn endlich ausgerupft, bewundert ſie Niemand mehr!

Hrn. R. Sch. in B. — Die Menſchen ſind einmal gebunden an Raum und Zeit, die Redaktions noch obendrein an die ſtrenggezogenen Grenzen ihrer Blätter. Dies der Grund, warum wir nicht ſchon im vorigen Hefte Ihnen mittheilten, daß der eingeſandte Artikel uns entſpräche. Um ſo angenehmer alſo wird Sie das Heft überraſchen.

Hrn. G. Z. in K. — Sie haben eine rege Natur für das Schöne und Gute, aber Ihre übermächtige Phantaſie, in grillenhafter Einſamkeit genährt, hält Sie von allem Beſtimmten ab und wird Ihr Leben in lauter Bruchſtücke auseinanderreißen, während Sie ein Ganzes ſein könnten und ſollten. Sie werden tyranniſirt von der Phantaſie, welche Sie bald zum Gott, bald zum Schwächling macht. In der Wiſſenſchaft iſt Ihnen dieſelbe am hinderlichſten; ſie überſtürzt Sie da mit tauſend Blüthenſtocken, fliegt nach allen Himmelsgegenden mit Ihnen hin und bricht alle Augenblicke den heiligen Gottesfrieden der Forſchung. In der Poeſie wird Ihnen Ihr Wiſſenſchaftsſinn wieder nachtheilig. Sie werden da zu gründlich und zu bedacht und ſind nicht frei genug. Gönnen Sie ſich Ruhe; ein vielfältiger, zerſetzender Umgang mit Menſchen würde Ihnen gut thun. Das Leben und die Zeit verlangen es heutzutage, daß Wiſſenſchaft und Poeſie, Forſchung und Schaffen, beiderſeitig in den Begabten ſich regen. Von einem Dichter iſt nicht viel zu halten, wenn er jetzt nicht auch Bedürfniſſe der Forſchung, der Wiſſenſchaft, ja der Kritik, in ſich zu befriedigen hat. Nach zwei Seiten hin will und muß jedes große wahrhafte Daſein bewegt und befruchtet werden: nach der Seite der Forſchung und nach der Seite des Schaffens. Aber dieſe beiden Seiten dürfen nie in einander übergreifen, ſondern müſſen als die zwei getrennten Lebenspole ſich ewig ſuchen und ewig fliehen, und im Suchen und Fliehen die Schwingung des Ganzen fördern. Dies iſt das Bildungsgeheimniß des echten Talents, das ſich nicht ausdrücklich beſchreiben läßt. In der Harmonie aller Ihrer Kräfte ſuchen Sie glücklich und thätig zu ſein.

Hrn. E. F. in D. (Ungarn). — Geben Sie Acht! Mancher angelt nach Goldfiſchen und fängt — Häringe; denn wer das Herz auf der Zunge trägt, dem kommt es leicht zwiſchen die Zähne.

Hrn. J. M. in W. M. (Mähren). — Ihre Kompoſition beſitzt einigen Werth und dürfte im engen Kreiſe von Verwandten und Bekannten ohne Zweifel Beifall finden. Viel ſtrengere Anforderungen hingegen ſtellt das große Publikum und beſonders das Leſepublikum der „Erinnerungen," von dem ein beträchtlicher Theil zum Lehr- und Künſtlerſtande zählt, tief muſikaliſch gebildet iſt und ſelbſt mit vielem Glücke komponirt. Auch haben wir im Schlußhefte des vorigen, ſowie im erſten Hefte des heurigen Jahrganges unſerer Zeitſchrift verſprochen: nur ausgezeichnete Muſikſtücke von allgemein anerkannten Komponiſten zu bringen — wir dürfen nicht und werden auch nicht zum Lügner werden.

☞ Im künftigen Hefte bringen wir: „Vor Gericht." Erzählung von A. F. Liebelt. — „Giuſeppe Tartini." Hiſtoriſche Novelle von A. K. W. „Der Goldzahn." Sage aus den öſterreichiſchen Alpen von Heribert Rethel. — Die Biographie und das Porträt des Fürſten Gortſchakow, Oberbefehlshabers der ruſſiſchen Truppen in den Donaufürſtenthümern, ſammt einer Karte vom türkiſch-ruſſiſchen Kriegsſchauplatz u. m. A.

Nächſtens überraſchen wir unſere Leſer mit einer meiſterhaften Novelle von Franz Dedrich, dem genialen Dichter der Dramen: „Köln", „Lady Stanhope", „Mella Gama, Sultan von Sanam."

Im heurigen Jahrgange bringen wir noch: „Burg Scharfenſtein." Vaterländiſche Erzählung von dem beliebten Novelliſten Kleeroth; ferner die hiſtoriſche Novelle: „Ein Flibuſtier", von W. H. Landt, nebſt andern Originalerzählungen, welche ſich des vollſten Beifalls unſerer Leſer gewiß erfreuen werden.

*) Den freundlichen Leſern dieſer Blätter, denen das Löſen von Räthſeln, Charaden u. ſ. w. Vergnügen gewährt, wollen wie einen Cyklus gelungener Aufgaben dieſer Art bieten; zugleich werden wir die Namen oder Namenschiffren jener Herren und Damen, welche uns in portofreien Briefen, binnen einem Monat, die richtige Löſung mittheilen, im „Briefkaſten der Redaktion" bekannt geben. D. Redaktion.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Die Pfeife mit dem Silberbeschlag.

(Braunauer Muadart.)

Tone. No, Bena, wi ſtihn m'r denn met onſerm Handl met dar Pfeife; hot'rn a Juda ſchon gefrocht waja dam Beſchlaje, — wi huch 's Selber ſtiht?

Bene. Ich ho a wul gefrocht, ich konde obr ans'm ne recht kluk wan. A ſolte: wenn har Selber kaft, ſtiht's of fufza, on wenn a's verkaft, ſtihts of dreiſig. — No des wär wul ei dr Ordniche, weil mr von'm niſcht kafa, ea 'm a niſcht verkafa; no ober ey waß ich ne, ſein die fufza ea di droiſig, ſein des gude Bihma oder Bihma (Groſchen) Preiſch Korrant. — Weeſt'r wos, met zwe Golda worn m'r eens, gat m'r noch zwanzich Bihma proiſch Galt vo waja dam Selberbeſchlaje of n Korſch zu, on do hot 'r die Pfeife.

Aus dem Jägerleben.

Noch vor ſehr wenig Jahren hatte die Wilddieberei ſo überhand genommen, daß ſie mit ſchamloſer Frechheit ihr verbrecheriſches Handwerk trieb. Der Förſter hatte einen harten Stand und mußte die treue Erfüllung ſeiner ſchweren Pflicht oft mit dem Leben bezahlen. Jetzt iſt glücklicherweiſe dieſem Unweſen geſteuert.

Digitized by Google

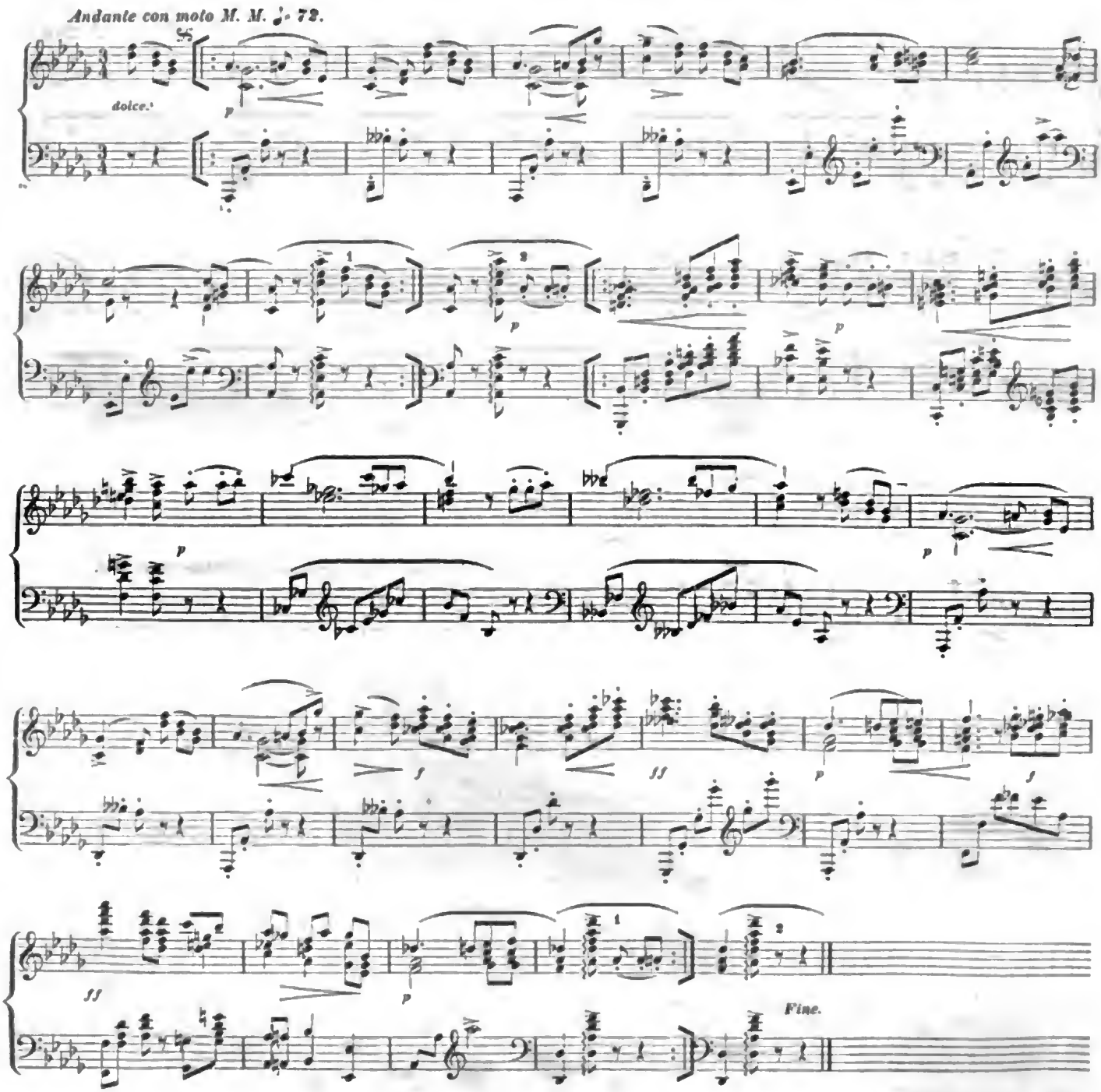
Digitized by Google

UN MENUET SENTIMENTAL

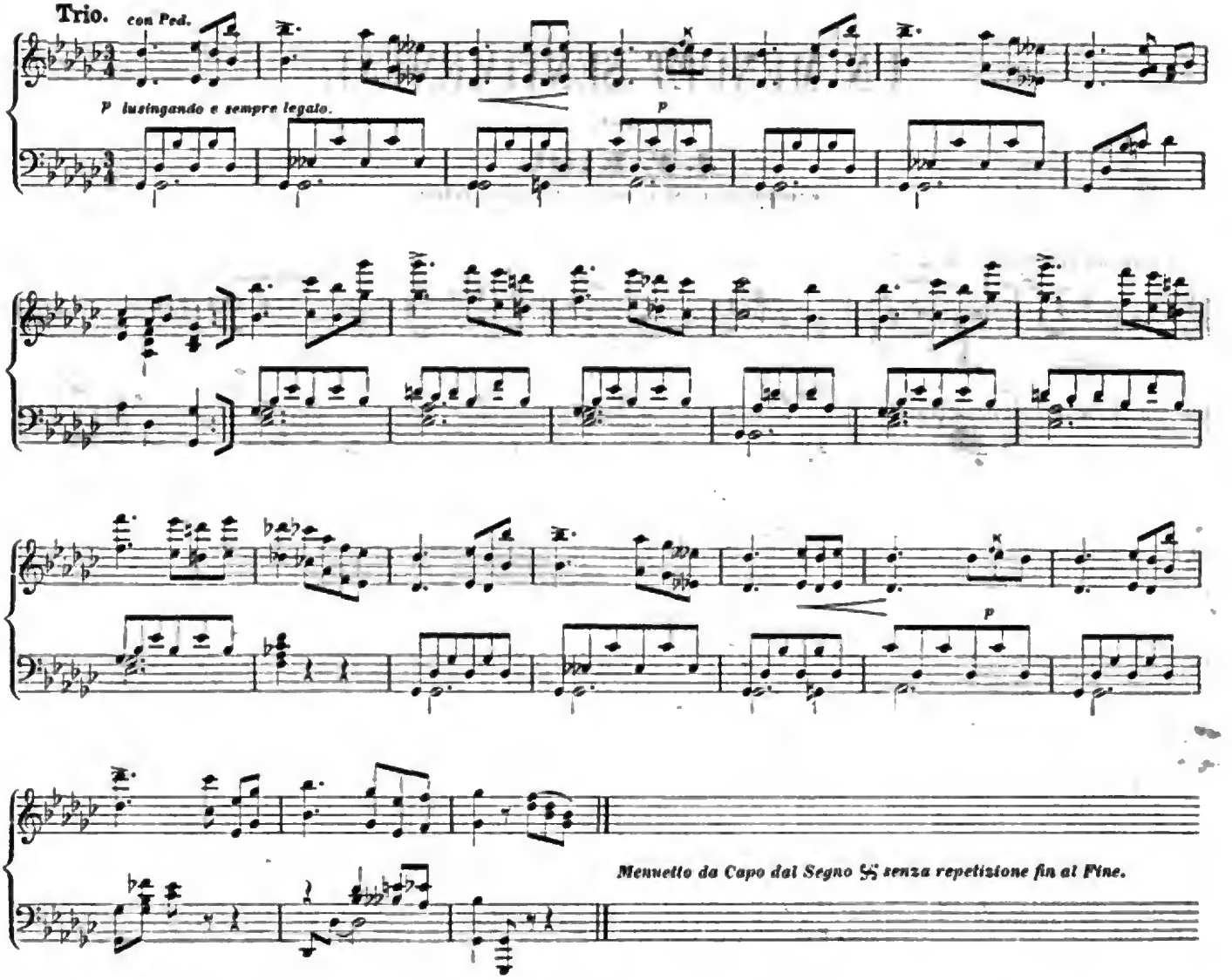
par

J. F. Kittl,

directeur du conservatoire de musique à Prague.



Digitized by Google



Digitized by Google

FREUDEN-GEFÜHLE

vor der

Allerhöchsten Vermälungsfeier

Seiner Majestät

Franz Josef I., Kaisers von Oesterreich,

mit

Ihrer königl. Hoheit

Elisabeth, Herzogin in Baiern.

Bald nahet **SIE**, die Engelgleiche!
So huldvoll und mit Segenswort
Naht **SIE**, die hohe Tugendreiche!
Als Mutter und der Gnade Hort
Knüpft **SIE** mit holden Zauberbanden
Uns fester an den Kaiserthron;
Und all' das Glück in diesen Landen
Verdankt ihr Oestreichs hohem Sohn'!

Dem Rechte will zur Seite stehen
Die Hohe als der Gnade Bild,
Erhörend **IHRER** Kinder Flehen
Und Schmerzen stillend himmlisch mild.
Und spendet unsers Kaisers Gnade
Stets dem Verdienste seinen Lohn,
Schützt **SIE** die Unschuld auf dem Pfade,
Ob ihr auch rings Gefahren droh'n.

Digitized by Google

Und soll in jener hehren Stunde,
Wo Wonne uns den Busen schwellt,
Nicht tönen auch die frohe Kunde
Im Jubelruf durch alle Welt?
Soll nicht in dem „Willkomm" sich einen,
Was nur für **SIE** im Herzen glüht?
Soll nicht der heisse Wunsch der **SEINEN**
Der Dank sein, der gen' Himmel zieht?

Ja, tausendstimmig hall' er wieder,
Der Wunsch, der durch die Länder dringt,
Der tausendstimmig füllt die Lieder,
Die **EUCH** der Völker Jubel singt,
Der aus Millionen Herzen steiget
Empor, ein grosser Seelenbrand,
Und dem sich Gott erhörend neiget,
Der über **EUCH** hält seine Hand.

Wenn dann vom Thurm der Kathedrale
Das festliche Geläute tönt,
Und durch die gottgeweihte Halle
Ein Freudensturm melodisch dröhnt —
Hallt er in Aller Herzen wieder;
Von welchem Volke sie auch sei'n,
Von welcher Sprache auch die Glieder,
Den Ruf andächtig Alle weih'n:

„Heil! Heil **DIR**, hohem Herrscherpaare!
Heil, Vater, **DIR**! Heil, Mutter, **DIR**!
Im Segen Dich uns offenbare,
O grosser Gott, dies flehen wir:
Im Segen, den Du **IHNEN** spendest,
Die unser ganzes Herz umfasst,
Im Geiste, den Du **IHNEN** sendest,
Die doppelt Du geweihet hast!"

Digitized by Google

Vera dixit.

Erzählung von A. F. Klebelt.

Ich erzähle eine mir merkwürdig scheinende Skizze aus dem Leben eines meiner Freunde und lasse ihn selbst sprechen:

Was Du an meiner Persönlichkeit Lobenswerthes, in meinem Schicksale Glückliches erkennst; meine feste Art zu handeln und meine so glänzende Stellung; kurz, Alles, was ich bin und was ich habe, verdanke ich einigen Wahrheiten, die mir der alte Pfarrer meines Geburtsortes offenbarte und die ich durch mein ganzes Leben beachtete, beachten mußte, weil sie sich immerwährend zwischen mir und meine Gedanken und meine Worte und meine Handlungen eindrängten und mich wie ein Genius durch das ganze Leben begleiteten. Nun erwartest Du vielleicht in dem Verlaufe meines Lebens mitunter etwas Außerordentliches, etwas Romanhaftes: es ist mir aber ergangen, wie vielen Tausenden der andern Menschenkinder — abwechselnd gut und bös, freudig und traurig.

Ich hatte die letzten Groschen von meinem väterlichen Erbtheil zugesetzt und Sein oder Nichtsein hing von der Erlangung eines bescheidenen Aemtchens ab, um das ich nach zehn unentgeltlichen Dienstjahren eingekommen war. Zweimal war ich früher mit ähnlichen Gesuchen schon durchgefallen. Das dritte Mal — nein, jetzt konnte ich dessen gewiß sein, weil jetzt auch nicht der leiseste Grund eines Abweises, z. B. daß ich noch zu jung sei, noch nicht lange genug praktizirt habe und dergleichen mehr, geltend gemacht werden konnte. Höchstens noch einige Tage Geduld! Meine Pläne waren schon gemacht; meine künftige Einrichtung, mein stilles, häusliches Glück an der Hand meiner angebeteten Karoline — Alles, was ein junger Mann träumen und wünschen und hoffen kann, das lag fertig in meinen Gedanken, und ich war bereits überglücklich, als mir der Hausmeister einen Brief übergab. Ha, von Karolinen! — ob ich ihn nicht schon auf der Treppe erbrach und las — — und, ach! noch eh' ich mein Dachstübchen erreicht hatte, wußte ich, daß Karoline die Braut eines Andern war, und ich wußte dieses aus ihrem eigenen Munde.

„Du kannst mir's nicht übel nehmen, lieber C....", schrieb sie, „daß ich endlich ernstlich an meine Versorgung denke. Kommt ein Mädchen erst über gewisse Jahre hinaus ....."

Ich steckte den Brief ein. Karoline war eine weitläufige Verwandte von mir. Frühzeitig Waise, wurde sie im Hause meines Vaters erzogen; ich war einige Jahre älter als sie und ich hatte nach dem Tode meines Vaters ihre Erziehung in einem geeigneten Institute vollenden lassen. Seit dieser Zeit war sie auf dem Lande bei einer alten Freundin und unlängst war ihr eine so bedeutende Erbschaft zugefallen, daß sie, unbesorgt um ihre Versorgung, der Neigung ihres Herzens folgen konnte.

„Verführung — moralischer Zwang — morgen, längstens übermorgen muß ich mein Anstellungsdekret in der Tasche haben; dann will ich zu Karolinen; mein Erscheinen wird das alte Verhältniß wieder herstellen!" sprach ich zu mir, setzte mich an mein Instrument und spielte die Melodie des Liedes:

„Weine nicht; es ist vergebens!
Alle Freuden dieses Lebens
Sind ein Traum der Fantasie:
Mühe Dich es zu vergessen,
Daß Du einst ein Glück besessen;
Denke, Du besaßt es nie."

Da pochte es an die Thüre.

„Herein!"

„Der Herr Assessor würde sich freuen, wenn er sogleich mit Ihnen sprechen könnte."

Sich freuen .... O, wie der Herr Assessor doch immer so gütig ist! — Sogleich? O, gewiß meine Ernennung. — Der Herr Assessor hatte mir nie etwas Unangenehmes zu sagen. Ich machte mich sogleich auf den Weg.

„Sie haben befohlen, Herr Assessor — —"

„Nicht befohlen, mein lieber C... Setzen Sie sich. Sehen Sie, da schreibt mir Seine Durchlaucht der Fürst E. aus Ungarn, ihm einen Privatsekretär mit all' den guten Eigenschaften, die ein Fürst von einem solchen Individuum verlangt, ausfindig zu machen. Hätten Sie nicht Lust, diesen Posten anzunehmen? Die Bedingungen sind glänzend, sind — doch hier lesen Sie selbst."

„Ich habe zu viel Beweise, daß der Herr Assessor immer mein Bestes wollen; aber da ich hoffe ....."

„Ja, Sie hoffen auf Ihre Ernennung zum ...; doch im Dienste des Fürsten stehen Sie sich gleich so, wie Sie sich kaum nach drei oder vier dergleichen Ernennungen stehen würden; Sie kennen die Carriere, die uns offen steht und die Zeit, wie lange wir jagen müssen; ich dächte, Sie griffen zu und nähmen das Gewisse für das Ungewisse."

„Es ist unmöglich, daß ich ein drittes Mal durchfallen kann."

„Un—mög—lich, sagen Sie? Und wir haben doch Bei-

Digitized by Google

ſpiele. — Sagen Sie mir, haben Sie je Etwas für Zeitungen, für Journale und dergleichen geſchrieben?"

„Seit längerer Zeit nicht mehr."

„Alſo geſchrieben; und erinnern Sie ſich, was Sie geſchrieben haben?"

„Ich habe noch die Aufſätze im Concept."

„Eben deshalb ....."

„O, reden Sie aus, Herr Aſſeſſor!"

„Sind Sie, trotz meiner eifrigſten Fürſprache, wieder durchgefallen."

„Durchgefallen! Gerechter Gott! Einige Aufſätze, geſchrieben im Leichtſinn der Jugend und in keiner böſen Abſicht — — Und wer iſt denn ſo ſchlecht geweſen?"

„Fragen Sie nicht darnach; den Schlag erduldet, iſt es einerlei, von welcher Hand er kam, und oft iſt es beſſer, dieſe Hand nicht zu kennen. Sie nehmen alſo die eben beſprochene Stelle an?"

„Ich kann nur ſehr dankbar dafür ſein."

„Sie müſſen ſobald als möglich abreiſen."

„Es feſſelt mich hier nichts weiter mehr, als Ihre Güte, Herr Aſſeſſor."

„Es iſt mein Vergnügen, gegen Jedermann gerecht zu ſein. Alſo morgen, übermorgen reiſen Sie?"

Der Uibermorgen ſah mich auf der Heerſtraße zu meiner neuen Beſtimmung und ein kleiner Umweg führte mich zu Karolinens jetzigem Wohnorte.

„Nur Verführung — moraliſcher Zwang, nichts weiter. Ich kenne Karolinen. O, wie glücklich bin ich, ſie bald mein nennen zu dürfen und mit ihr mein freundliches Loos zu theilen!" redete ich mir vor.

„Gott zum Gruß, lirbe Kamilla! Wo iſt ...."

„O, willkommen, lieber C ....!"

„Wo iſt ...."

„Karoline, wollen Sie ſagen? In der Stadt, um ihren Hochzeitsvorbereitungen perſönlich vorzuſtehen."

„Hochzeit, ſagen Sie, Kamilla?"

„Ei freilich! Schrieb ſie Ihnen denn nicht? Haben Sie denn nicht ...."

„Richtig den Brief erhalten, allerdings; allein ich dachte — —"

„O, was dachten Sie, lieber C.....? daß nach Contract und dreimaligem Aufgebot Karoline noch immer Ihre Gehoffte bleiben und Ihre Frau werden könnte?"

„Und wer, liebe Kamilla, iſt denn" — —

„Der Bräutigam, wollen Sie fragen. Ei, ſchrieb denn Karoline Das nicht?"

„Das nicht."

„Nun, der Gerichtsdirektor des Grafen B...."

„Wie? K... iſt — —"

„Iſt der Bräutigam."

„K... ſagen Sie? derſelbe, der nur durch meine Vermittlung dieſen Poſten erhielt? der mir eben ſo viel Dank ſchuldig iſt, als er immer Betheuerungen ſeiner Freundſchaft gegen mich ausſprach?"

„Ich weiß nicht, lieber C...., was Sie gethan und was man Ihnen ſchuldig; aber der Gerichtsdirektor K.... iſt — —"

„So leben Sie wohl, Kamilla!"

Die Gefühle, lieber Freund, die mich nach dieſer Scene überwältigten, kannſt Du in jedem Roman leſen, wo eine ſchmähliche Untreue den redlichſten Liebhaber aus ſeinem Himmel fallen macht. Ich ſetzte meinen Weg fort und ich hatte nur noch von meinem Geburtsorte, von dem Grabe meiner guten Aeltern und von meinem erſten Lehrer, dem Pfarrer, Abſchied zu nehmen, um vielleicht auf immer meinem Vaterlande den Rücken zu kehren.

Da hielt mein Wagen. Ich ſtieg ab, trat in das Gaſthaus und fand zu meinem Troſt und zur freudigſten Uiberraſchung meinen liebſten, theuerſten Jugendfreund.

„Du hier, Fritz? Ein wahrer Troſt für mich, Dich noch einmal umarmen zu können, bevor ich aus unſerem Vaterlande auf immer ſcheide."

„Welche Uiberraſchung! Ich wähne Dich ruhig in P..."

„Ich habe Dir mein Vale ſchriftlich geſagt; das iſt ſo plötzlich gekommen; ich bin Sekretär des Fürſten E.... Aber Dein Urlaub iſt noch nicht zu Ende, warum ſchon wieder zurück?"

„Ei, da erhielt ich eben heute einen Brief, der mich zurück ruft. Ich bin zum Rathe in F.... ernannt, ohne eben angeſucht zu haben."

„Zum Rathe in F ... ohne eben ...."

„Ich glaube meine Ernennung dem Herrn Aſſeſſor B... zu verdanken."

„Dem Aſſeſſor B... ſprichſt Du? Sonderbar! Inzwiſchen meinen herzlichen Glückwunſch."

„Inzwiſchen?"

„Du weißt wol, daß ich um dieſe Stelle eingekommen war." —

„Du? doch allerdings weiß ich es."

„Und daß der Aſſeſſor B ... mir mehr Freund zu ſein ſchien als Dir."

„Allerdings."

„Und doch — —"

„Es ſcheint mir aber, daß Du Dich als Sekretär des Fürſten E.... weit beſſer ſtehen wirſt."

„O gewiß; ich hoffe es."

„Und ſomit wäre uns Beiden geholfen."

„Beiden; ich freue mich."

„Und ſo, lieber C..., bleiben wir bis zum Tode" —

„Die guten Freunde, die wir immer waren. Hier meine Hand! laß Dich umarmen, lieber Fritz; laß Dich — doch Du ſcheinſt ſo bewegt, ſo nachdenkend. — Geſchwind Dein Herz in meinen Buſen ausgeſchüttet!"

„Es iſt nichts, lieber C.... Der Pfarrer, unſer alter Lehrer, von dem ich eben vor wenigen Stunden Abſchied nahm...."

„Nun, der Pfarrer? Er befindet ſich doch recht wohl, der gute Alte?"

Digitized by Google

„Sehr wohl.“

„Nun, und?“

„Und er hat mir ſo einige Wahrheiten entdeckt, die, ich darf ſagen, mir eben nicht neu waren, die mich aber überraſchten und bewegten.“

„Sonderbar; und welche Wahrheiten denn, die Du, oder vielleicht wir Beide nicht ſchon kennen ſollten?“

„Wie geſagt, nicht neu; aber die Würde, mit der er ſpricht; der Nachdruck, mit dem er an's Herz legt. — O, Du kennſt ihn ja, den guten Alten.“

„Freilich; aber dieſe Wahrheiten?“

„Wird er wahrſcheinlich auch Dir, ſo wie mir, gleichſam zum Geleite mit auf den Weg geben. Doch, die Stunde ſchlägt, lieber C.... Auf frohes Wiederſehen!“

„Und Gott mit Dir, mein lieber Fritz!“

Aber, das iſt ein Räthſel! — Fritz bekommt die Stelle, um die ich eingekommen war; der Aſſeſſor hat ihm dazu verholfen, während er mich immer ſeiner Protektion verſicherte und mir nie eine Gelegenheit gab, an ſeinem guten Willen zu zweifeln. — Ich verſank in Träumerei und mein Wagen mochte wol ſchon eine Weile vor dem Pfarrhauſe gehalten haben, als mich die Stimme ſeines ehrwürdigen Bewohners zu mir ſelbſt zurückrief: „Ei, willkommen, mein lieber Sohn!“

„Ich danke, ehrwürdiger Vater, und bitte Sie von heute auf morgen um eine freundliche Aufnahme.“

„Ich hoffe, Du wirſt mir länger das Vergnügen machen. Du ſcheinſt von Deiner Reiſe ſehr angegriffen zu ſein, lieber Sohn.“

„Nicht ſowol von der Reiſe, ehrwürdiger Vater, als von gewiſſen Vorfällen, die eben kurz vor meiner Reiſe und während derſelben meine Seele bewegten.“

„Vorfälle ſprichſt Du?“

Ich erzählte dem guten Pfarrer, was mich betrübte, und ich erwartete ein Wort des Mitleids, des Troſtes.

„Ich wünſche Dir Glück,“ ſagte er.

„Wie? Glück — wozu?“

„Ei, Du haſt in wenigen Tagen das Schickſal eines Lebens durchgemacht: Untreue, Undankbarkeit, Verrath, und in einer Lage, die Dich aus der Tragweite all' dieſer Schändlichkeiten ſetzt. Sollte ich Dir nicht Glück wünſchen?“

„Sie meinen alſo, ehrwürdiger Vater, es war mir dieſes vom Schickſal beſtimmt, und ich habe das Maß, ſtatt in kleinen Doſen, auf einmal gefüllt erhalten.“

„Das meine ich, lieber Sohn.“

„Sie glauben an das Fatum, ehrwürdiger Vater?“

„Und Du, mein Sohn, glaubſt Du nicht daran?“

„Ich meinte immer, unſer Sickſal hänge von unſerer Handlungsweiſe ab.“

„Gut; nenne alſo das, was von unſerer Handlungsweiſe abhängt, Schickſal; nächſt dieſem drängen ſich aber, wie Du wol ſchon ſelbſt gewahrt haben magſt, in unſer Leben, von der Wiege bis zum Grabe, eine Unzahl mehr oder minder bedeutender Begebenheiten, die, unabhängig von unſerer Handlungsweiſe, unſer Wohl und Wehe ausmachen. Wie willſt Du das Reſultat derſelben nennen? — Doch, Du bedarfſt der Stärkung und Ruhe, mein Sohn. Du biſt hier zu Hauſe und wirſt Dir Beides nach eigenem Belieben verſchaffen; ich verlaſſe Dich und wünſche, Dich morgen früh fröhlichen Gemüths zu begrüßen.“

Die Rede des Pfarrers hatte etwas Schneidendes für mich; ich ſchlief ein, indem ich mir die Behauptungen derſelben klar zu machen ſuchte, und mein erſter Gedanke beim Erwachen war: Schickſal, Fatum.

„Es freut mich, mein Sohn, Dich dieſen Morgen fröhlicher zu ſehen, als geſtern Abend,“ begann der Pfarrer nach dem Morgengruße.

„Ihre Nähe verſcheucht ſo leicht Gram und Unmuth, ehrwürdiger Vater. Sie waren für mich immer ein außerordentlicher Mann, und je urtheilsfähiger ich in Ihr Wirken zu ſchauen vermochte, deſto mehr mußte ich Sie bewundern.“

„Mich bewundern, ſprichſt Du? Und warum denn?“

„Darum, nämlich vorzüglich darum, daß Sie mit einer faſt geheimen Gewalt die Glieder Ihrer Gemeinde zu ausgezeichnet rechtſchaffenen und tugendhaften Menſchen machen.“

„Geheime Gewalt, ſprichſt Du, mein Sohn?“

„Ja, ehrwürdiger Vater; wenigſtens war es mir immer ein Räthſel, daß Ihnen Ihr Beſtreben ſo leicht, wie es ſcheint, und faſt ausnahmslos gelingt; und immer, ich muß es geſtehen, habe ich mit einer ehrfürchtigen Neugierde auf das Zimmer geblickt, in welchem Sie Ihre abgeſonderten Verſammlungen hielten und in das Sie Niemand ohne Ihr Beiſein, uns Kinder aber gar nicht, dahin ließen.“

„Es ſcheint, mein Sohn, daß Du, was mich anbelangt, das beſchränkte Urtheil der frühſten Jugend mit in das Mannesalter genommen haſt. Die Verſammlungen, die Du abgeſondert nennſt, ſtanden immer Jedem offen; in das bewußte Zimmer ließ ich deshalb Niemand ohne mein Beiſein, weil es nebſt meiner Bibliothek und meinen Handſchriften eine Menge phyſikaliſcher Behelfe enthält, welche die Neugierde gewiß betaſtet und hie und da Etwas daran verdorben haben würde; und daß ich Euch Kinder gar nicht mit dahin nahm, dürfte Zufall geweſen ſein; denn ich habe keine Urſache, Kinder mehr als Erwachſene von dieſem Zimmer auszuſchließen.“

„Es iſt nicht das Weſentliche, ehrwürdiger Vater, ſondern das, was Sie mit ſo glücklichem Erfolge in den Verſammlungen dort vortragen. Ich bedauere ſeit langer Zeit, daß ich nie die Gelegenheit hatte, denſelben beiwohnen zu können.“

„Dieſe Gelegenheit haſt Du in dieſem Augenblicke. Meine Zauberworte, im Ganzen nicht weitläufig, ſind um ſo kürzer für Leute, die, wie Du, ihre Schule durchgemacht haben. Haſt Du bei reiferem Verſtande mit Aufmerkſamkeit Geſchichte geleſen?“

„Sie war immer mein Lieblingsſtudium.“

„Dann wirſt Du oft bemerkt haben, daß der Laſterhafte auf eine, weit über Grund und Folge, Urſache und Wirkung hinaus gehende Art beſtraft wurde.“

„Sie meinen, ehrwürdiger Vater, daß bei der Beſtrafung

Digitized by Google

des Laſterhaften irgend eine geiſtige Macht thätig iſt; Sie glauben an eine Nemeſis?"

„Nenne es, wie Du willſt; aber geſtehen mußt Du, daß es Beiſpiele giebt, die uns durchaus an eine überirdiſche Hand, die das Racheſchwert führt, erinnern."

„Gewiß; dieſe Beiſpiele ſind nicht ſelten und ſo wunderbar ſind oft die Umſtände, als wären ſie mit Fleiß ſo gekettet worden, um dem Strafwürdigen anſchaulich zu machen, daß er gerade für dieſe oder jene böſe Handlung beſtraft werde."

„Du gehſt ganz in meine Anſicht ein, mein Sohn. Haſt Du aber auch ſchon erwogen, welchen Einfluß eine ſolche Anſicht, wenn ſie bis zur Ueberzeugung gereift iſt, auf unſere Denk- und Handlungsweiſe nehmen muß?"

„Ich muß geſtehen, ehrwürdiger Vater, daß ich in dieſer Hinſicht aus meinem Geſchichtsſtudium nicht all den Nutzen gezogen habe, den ich hätte ziehen ſollen."

„Auch iſt die Geſchichte für dieſen Zweck nicht gerade das vorzüglichſte Mittel."

„Nicht?"

„Perſonen und Handlungen der Geſchichte ſtehen uns zu ferne, um immer den gewünſchten Eindruck auf uns zu machen; das alltägliche Leben der Menſchen in unſerer Umgebung taugt dazu weit beſſer."

„Allerdings!"

„Und ſiehe! Beiſpiele, auf die ich gleichſam mit Fingern zeigen kann, die habe ich zumeiſt benützt, um meine Ueberzeugung zu wecken. Ich habe in meinem langen Leben Gelegenheit gehabt ſolcher Beiſpiele leider nur zu viele zu ſammeln; und die Erzählung, die Beherzigung derſelben, das ſind die Zauberworte, durch die ich die Glieder meiner Gemeinde zu rechtſchaffenen Menſchen gebildet habe. Es wacht ein Auge über unſere Gedanken, Worte und Handlungen, und die Hand des Rächers trifft uns beſtimmt, nicht erſt jenſeits, ſondern ſchon hienieden. Dies war das Thema in den abgeſonderten Verſammlungen, die, wie geſagt, Jedem offen ſtanden."

„Ich begreife nun recht gut, ehrwürdiger Vater. Die Ueberzeugung: daß ein Auge auf alle unſere Handlungen achtet, daß ſie außer den natürlichen Folgen noch dem beſonderen Gerichte eines höheren vergeltenden Weſens unterworfen ſind — dieſe Ueberzeugung muß uns nothwendig vom Böſen abhalten, und mit Dieſem iſt ſchon viel gethan."

„Der erſte Schritt zum Guten iſt gethan. Bemerken muß ich noch, mein Sohn, daß dieſes beſondere Gericht, wie Du es nennſt, nur dann über unſere Handlungen ergeht, wenn wir Andern Böſes thun; wie weit wir uns ſelbſt Böſes thun, bleibt es bei der natürlichen Folge."

„Ich unterwerfe meinen Glauben Ihrer Erfahrung, ehrwürdiger Vater; wiſſen aber möchte ich noch, ob der, dem ich Böſes gethan, auch durch eben dasſelbe Gericht, das über mich ergeht, ſchadlos gehalten wird?"

„Ich glaube auch dieſes mit Ja beantworten zu können, denn es finden ſich hie und da auffallende Beiſpiele."

„Und es iſt kein Zweifel, ehrwürdiger Vater, daß eben ſo das Gute belohnt wird."

„Eben ſo, ſagſt Du, mein Sohn? Das wol nicht; denn das Gute ſteht mit dem Lohne nur in dem Zuſammenhange, wie der Grund zur Folge, wie die Urſache zur Wirkung. Wenn wir Gutes thun, ſind wir im Einklange mit den Geſetzen der Natur; dadurch, daß wir uns in dieſen Einklang ſetzen, können wir das Beſtehen des Theilchens, das wir im großen Ganzen ausmachen, in eben dieſem Ganzen ſichern. Dafür aber, daß wir unſer Beſtehen ſichern, daß wir thun was wir vermöge unſerer Beſtimmung und unſeres Verhältniſſes zum Ganzen thun müſſen, — dafür, meine ich, können wir ja keinen Lohn fordern."

„Die Tugend, meinen Sie alſo, ehrwürdiger Vater, würde nicht belohnt?"

„Das habe ich nicht geſagt, mein Sohn. Gutes thun, oder, was dasſelbe iſt, ſeine Pflicht erfüllen, und tugendhaft ſein — das iſt ein großer Unterſchied. Die Menſchen treiben mit dem Worte Tugend aus Eigenliebe ein arges Spiel; aber der Tugendhafte thut mehr, als ſeine Pflicht iſt, und er macht ſich ein eigenes Geſchäft daraus, zur Beglückung der Welt thätigſt beizutragen. Die Tugend wird in eben dem Maße belohnt, nach welchem das Laſter beſtraft wird."

Ich war in Nachdenken verſunken. Der Pfarrer ſchien in meinem Geſichte zu leſen, daß ich dem Zweifel Raum gab; freundlich faßte er meine Hand: „Nun gehe, mein Sohn! und wenn Du einſt wiederkehrſt, dann ſchreibe auf meinen Grabſtein: „Vera dixit."

Ich war an dem Ort meiner Beſtimmung angekommen; ich ſtand ſchon in dem Vorzimmer des Fürſten und immer noch hallten die Behauptungen des Pfarrers in meinem Herzen wieder. Ich konnte ſie ſeitdem nicht vergeſſen, wenn ich ſie auch hätte vergeſſen wollen.

Die Geſchichte meines Dienſtes, lieber Freund, durfte zu wenig Intereſſe für Dich haben, als daß ich nicht ſchnell darüber hinweg gehen ſollte. Ich ſtieg vom Sekretär zum Rechnungsrevidenten, entdeckte tauſend Betrügereien, die in Tauſende gingen, und wirkte dahin, daß ſie abgeſtellt wurden. Ich verſchaffte mir, von Luſt und einigem Talente dazu angetrieben, ökonomiſche und techniſche Kenntniſſe und benutzte in dieſer Hinſicht ſorgfältig die Reiſen, die ich mit dem Fürſten nach Frankreich, England und Deutſchland machte. Ich wurde Wirthſchaftsrath mit unumſchränkter Vollmacht, auf allen Beſitzungen des Fürſten zu thun und zu laſſen nach meiner beſten Einſicht. Daß ich die mir anvertraute Gewalt zu Nutz und Frommen ausübte, davon zeugt die Belohnung, die mir wurde und dies werden Alle bezeugen, die mich wirken ſahen. Geſtehen muß ich, daß die Behauptungen des guten Pfarrers, die ich im Verlaufe der Zeit ſo oft beſtätigt fand, das Ihrige zu meiner Denk- und Handlungsweiſe redlich beigetragen haben.

Die Wunden, die mir das Schickſal oder das Fatum geſchlagen hatte, waren demnach längſt vernarbt und ich hatte

Digitized by Google

Allen, hatte ſelbſt dem hinterliſtigen Aſſeſſor verziehen, als ich eines Tages vor das Stuhlgericht gerufen wurde.

„Sie werden die Handſchrift Ihres Vaters kennen?“ wurde ich gefragt.

„O, jeden Falls.“

„Ich mache Sie aufmerkſam, daß Sie Ihre Ausſage beſchwören müſſen.“

„Was ich ausſage, werde ich mit gutem Gewiſſen beſchwören!“

„Wolan; erkennen Sie in dieſem Namen Ihres Vaters ſeine eigenhändige Schrift?“

Ich zögerte, ich ſuchte ein Auskunftsmittel: „Erlauben Sie! ich werde Ihnen die Handſchrift meines Vaters aus verſchiedenen Zeiteäumen vorlegen, Sie mögen dann ſelbſt entſcheiden.“

Ich hatte die Briefe meines Vaters ſeit jeher aufbewahrt; ich überreichte dem Gerichte einige derſelben.

„Die Handſchrift iſt entſchieden zweierlei,“ bemerkte der Richter.

„Daran iſt die Lähmung der Hand, die mein Vater in ſpätern Jahren erlitt, die Urſache.“

„Seit welchem Jahre?“

Ich nannte Jahr und Tag genau.

„Somit erkennen Sie, daß dieſes nicht von Ihrem Vater geſchrieben, indem es mit der Handſchrift, die er zu jener Zeit hatte, gar nicht übereinſtimmt?“

„Dies erkenne ich für den beſagten Fall.“

„Sie können abtreten, mein Herr.“

Ich bat um einige Erläuterung über die Abſicht und Urſache meines Verhöres, konnte aber durchaus nichts weiter erfahren, als daß es mich perſönlich gar nicht betreffe.

Und die Sache war nach einigem Hin- und Herdenken, dem ich ſie Anfangs unterzogen hatte, wieder aus meinem Gedächtniſſe verſchwunden. Geſchäfte, die mich bald in dieſe, bald in eine andere Gegend der Welt trieben, riefen mich diesmal nach der Hauptſtadt. Ich hatte da mit einem Freunde meines Fürſten zu thun und bezog ein Zimmer in deſſen Hotel. — Wie leicht man ſich in einem engen Raume von vier Wänden auch orientiren mag; wie wenig mich ſonſt die Gegenſtände eines Zimmers intereſſirten — ich muſterte von einem unerklärlichen Etwas getrieben, mit einer gewiſſen Aufmerkſamkeit das Lokale, das mir einige Wochen zum Aufenthalte dienen ſollte, fand aber nichts, was meine Neugier erregt hätte, außer einem Karton, der mit Fleiß hinter mehrere Bücher einer Handbibliothek verſteckt zu ſein ſchien. Ich zog ihn hervor, öffnete und entdeckte mit Erſtaunen mehrere Notizen, von der Hand meines Jugendfreundes Fritz geſchrieben. „Da erfahre ich Nachrichten, vielleicht recht intereſſante, aus meinem lieben Vaterlande!“ Haſtig durchflog ich die meiſt vergilbten Papiere und ich hatte bald das Vergnügen, auch meinen Namen zu entdecken. Alſo Freund Fritz hat mir den Gefallen gethan, meine leichtſinnige Journalkorreſpondenz anzuzeigen! Daß ich nicht von ſelbſt darauf gefallen bin, da nur er davon wußte. Aber vor achtzehn Jahren, denn dieſe waren ſeit jener Zeit verfloſſen, wie hätte ich damals in meiner Unbefangenheit einen meiner beſten Freunde für niederträchtig genug halten können, auf meinem Rücken ſich den Weg zu ſeinem Fortkommen zu bahnen? Ich blätterte weiter und fand auch den Aſſeſſor B ... deshalb verunglimpft, weil er bei jeder Apertur mich obenan vorſchlug.

Ich machte den Karton haſtig zu und ſetzte ihn wieder an ſeinen Ort. Ein Krampf zog meine Bruſt zuſammen! ich hätte Hab und Gut darum gegeben, hätte ich dem braven Aſſeſſor den unwürdigen Verdacht geſtehen können, den ich ſo lange gegen ihn genährt hatte; hätte ich ihn kniend um Verzeihung bitten können. Es war zu ſpät — er war nicht mehr unter den Lebenden.

Aber zwei Tage, und ich ſtand in der Wohnung der Witwe des Aſſeſſors.

„Sie, lieber C ... ?!“

„Ja, gnädige Frau; und ich komme, ein großes Unrecht gut zu machen.“

„Glauben Sie mir, mein ſeliger Mann hat darum nie aufgehört, Sie für einen edlen Menſchen zu halten; aber geſchmerzt hat es ihn, auf ſo viele Briefe keine Antwort zu erhalten.“

„Er hat mich in ſeinen zwei letzten um ein Unterkommen für ſeine zwei jüngſten Söhne gebeten; ich wünſche, daß es nicht zu ſpät ſei, dieſe Bitte zu erfüllen.“

„Sie reißen mich aus einer großen Verlegenheit, Noth kann ich ſagen.“ —

Dieſe zwei Söhne ſind jetzt in den Dienſten des Fürſten: der Eine als Ingenieur und der Andere als Gerichtsbeamte, und ich glaube, der Fürſt zieht nicht minder Nutzen von ihrer Geſchicklichkeit und Rechtſchaffenheit, als ſie von ſeinem Dienſte ziehen.

Ich vollendete in der Hauptſtadt, wohin ich zurückgekehrt war, meine Geſchäfte und trieb mich wieder, wie gewöhnlich, auf den Herrſchaften meines Fürſten herum. Eines Tages führte mich ein beſonderer Auftrag nach C ..., einer eben erworbenen Herrſchaft an der mähriſchen Grenze. Ich beſah, ordnete an, hörte Klagen und Bitten. Unter andern trat eine Frau in mein Zimmer.

„Sie wünſchen?“

„Ich bin die Witwe des Verwalters von dem dieſer Herrſchaft beigeordneten Gute. Ich bin in den kläglichſten Umſtänden und ich hatte mich deshalb an Seine Durchlaucht den Fürſten gewendet. Eben erhielt ich den Beſcheid, der die Gewährung meiner Bitte in Ihre Hände legt. Erbarmen Sie ſich meiner!“

Jetzt erſt ſah ich die Bittende genauer an. Sie war eine Frau von vierzig Jahren und darüber; ihr Aeußeres verläugnete nicht ihre Dürftigkeit; ihr Geſicht, auf welchem noch Spuren ehemaliger Schönheit waren, zeugte von einer tiefen Melancholie.

„Wie heißen Sie, meine Liebſte?“

„Karoline L....“

„Und von wo ſind Sie gebürtig?“

Digitized by Google

„Ich bin aus einem Dorfe S... in Böhmen.“

„Sie waren ſchon früher an den Gerichtsdirektor K... verheiratet?“

Karoline maß mich mit einem langſamen Blicke. Dann rief ſie aus: „Herr, Du biſt gerecht!“ und ſank zu meinen Füßen.

„Des Herrn Wege ſind wunderbar,“ ſagte ich und hob ſie auf. Sie ſchlug die Augen nieder und ſchien ihr Loos von der Hand eines Feindes zu erwarten. „Erbarmen Sie ſich meiner, denn ich bin ſehr unglücklich!“

„Wir haben die Herrſchaft ohne Verbindlichkeit, das Amtsperſonale zu behalten oder zu verſorgen, gekauft; überdies, Ihr Mann war zu kurze Zeit im Dienſte, als daß Sie regelmäßig auf Etwas Anſpruch machen könnten. — Haben Sie nach dem Tode Ihres erſten Mannes keine Penſion bekommen? Haben Sie ſich dieſe nicht vorbehalten?“

„Ich habe keine bekommen und ich konnte nicht wol auf eine Anſpruch machen.“

„Nicht Anſpruch machen; und warum nicht?“

Die Frau erzählte mir nach langem Widerſtreben und unter vielen Thränen, daß ſie ſehr unglücklich verheiratet geweſen war; daß ſie aus dieſem Grunde ihr eigenes Vermögen zugeſetzt hatte, und daß der Gerichtsdirektor als Teſtamentsfalſificator den Händen der ſtrafenden Gerechtigkeit anheimgefallen wär. — Ihre Erzählung gab mir den Aufſchluß zu dem Verhöre, das ich vor dem Stuhlrichteramte zu beſtehen gehabt hatte, und ich hörte, daß Losſprechung oder Verurtheilung des Gerichtsdirektors von meiner Ausſage noch abhängig gemacht worden war. Ich hätte nichts als die Wahrheit ſagen können, auch wenn ich gewußt hätte, um was es ſich handelte.

„Ihr Schickſal, Ihr Loos,“ ſagte ich, „thut mir unendlich leid. — Ich kann Ihnen, als der Witwe des Verwalters K... aus den Renten meines Fürſten Ihr Anſuchen nicht gewähren; nehmen Sie aber, ich bitte Sie darum, als Karoline L... die Sicherſtellung Ihrer Zukunft, Ihre Verſorgung aus meiner eigenen Hand an!“

„Sie beſtrafen mich grauſam, lieber E....“

„Das iſt nicht meine Abſicht; denn alle Schuld rächt ſich wol ſelbſt auf Erden.“

„Die meinige hat ſich bitter gerächt!“

„Ich bin, liebe Karoline, wie ich Ihnen da erſcheinen mag, glücklich; aber ich ſtehe einſam, ungeliebt, und vielleicht einſt unbetrauert in dieſer großen weiten Welt und... doch genug davon, Liebſte. — Das Haus F... in W... wird Ihnen jährlich 300 Gulden auszahlen; über die Einlage werden Sie erſt, wenn Sie ſolche für dieſes Leben nicht mehr brauchen, verfügen können. Leben Sie wol, Karoline! Leben Sie wol!“

Sie ging; ich dachte an den guten Pfarrer. Trotz aller Philoſophemen, trotz alles Rationalismus habe ich immer an einen lebendigen, über der Welt erhabenen Gott geglaubt; zur Ueberzeugung aber iſt dieſer Glaube mir geworden, indem ich aufmerkſam die ſonderbaren Fügungen beobachtete, in welchen ſich für jeden Menſchen nach ſeinen Handlungen eine waltende Gerechtigkeit kund giebt. Dieſe Ueberzeugung ſchließt das ganze Syſtem meiner Religion in ſich; es iſt kurz, aber es enthält alle Mittel, die man braucht, um tugendhaft zu werden. Nach dieſem Syſteme handelnd, habe ich immer ohne Anſtrengung das Böſe vermieden, immer mit Freuden das Gute gethan, und ein ſeliges Bewußtſein ſagt mir: Ich bin in Gott und Gott iſt in mir.

Vor zwei Jahren ſtarb, wie Du weißt, der Fürſt E... Ich blieb nur noch ſo lange in meinem Dienſte, als ich brauchte, um meine Rechnung zu ſchließen. Unabläſſig in einem mächtig weiten Wirkungskreiſe beſchäftigt, bedurfte ich endlich, endlich der Ruhe. Das ſtille Dorf, wo ich das Licht der Welt erblickt hatte, blieb immer der Platz, nach dem mich mein Herz zog, und ich fühlte mich deſto mehr hingezogen, je näher ich demſelben kam. Beſondere Umſtände führten mich auf der entgegengeſetzten Seite in daſſelbe, und da ſaß ich nach etlichen zwanzig Jahren wieder in eben dem Gaſthauſe, in welchem ich mit meinem Buſenfreunde Fritz zuſammengetroffen war, als er zu der von mir gehofften Rathsſtelle und ich zu dem, mir ſo halb aufgedrungenen Sekretariatspoſten abreiſte. Ich dachte nach; ich war in mich gekehrt, ich träumte, als ein Hereintretender ſich mir gegenüber ſetzte und mit der Freiheit, die Reiſenachbarn ſich gegen einander herausnehmen, ein Geſpräch begann.

„Ich habe wahrſcheinlich das Vergnügen, an Ihnen einen Gefährten zu finden.“

„Schwerlich, mein Herr.“

Ich ſah den Mann an. Sein Geſicht zeugte von einem kummervollen, leidenden Gemüthe. Er erregte meine Theilnahme.

„Wo reiſen Sie hin?“

„Nach Ungarn.“

„Nach Ungarn?“

„Ja, zu einem Freunde.“

„Das iſt weit, wenn die Reiſe blos einen Beſuch zum Zwecke hat.“

„Ich ſuche dort ein Unterkommen.“

„Dann freilich; das iſt etwas Anderes. Dürfte ich bitten, in welchem Fache?“

„Sehen Sie, mein Herr, ich war Beamter, und bin brodlos geworden.“ —

„Aber, mein Herr, in Ihrem Alter iſt es ſchwer, irgend eine Beamtung zu erlangen.“

„Ich weiß das; inzwiſchen mein Freund, von dem ich Ihnen ſpreche, iſt ſo viel vermögend, daß es ihm ein Leichtes iſt, mir einen meinen Fähigkeiten angemeſſenen Poſten zu verleihen.“

„Ach ſo — und dürfte ich nach dem Namen Ihres Freundes fragen?“

„Er heißt C... und iſt das Factotum des Fürſten E...“

„Ich kenne ihn und muß Ihnen mit Bedauern ſagen, daß er aus ſeinem Wirkungskreiſe getreten iſt und Ungarn verlaſſen hat.“

Digitized by Google

Der Mann blieb, wie vom Donner gerührt, ſchweigend, betäubt. Nach einigen Minuten rief er aus: „So iſt meine letzte Hoffnung verſchwunden!“

Ich ließ ihn wieder zu ſich kommen.

„Sie ſcheinen ſehr unglücklich zu ſein,“ begann ich wieder, „und Ihr Schickſal rührt mich. Ich vermag ſelbſt Etwas und gerade in Ungarn. Zwar nicht zu dem Poſten eines eigentlichen Beamten, aber doch zu einem ausreichenden Brode könnte ich Ihnen verhelfen.“

„O, es iſt mehr als ich wünſche.“

„Wolan! Doch werden Sie mir erlauben, Sie nach einem oder dem andern Dokumente hinſichtlich Ihrer Vergangenheit zu fragen.“

Er brachte mehrere Zeugniſſe hervor, die alle zu ſeinen Gunſten ſprachen.

„Dann aber,“ ſagte ich, „begreife ich nicht, wie....“

„Das iſt,“ fiel er mir in's Wort, „meine Schuldigkeit, Ihnen Alles zu entdecken. Ich habe zweien Polen, welche wegen demokratiſcher Umtriebe auf die Feſtung gebracht werden ſollten — und die für einige Tage unſerem Stadtarreſt anvertraut waren, die Mittel an die Hand gegeben, zu entweichen. Ich habe dieſes für Geld gethan, weil ſie reich waren und weil mich wegen einer zahlreichen Familie die Noth drückte. Es wurde entdeckt, und ich wurde zu der verdienten Strafe gezogen. Zwei Jahre ſchwerer Kerker. Ich habe alſo durchaus keine Hoffnung, in unſerem Staate auch nur die geringſte Anſtellung wieder zu erhalten.“

Um den Mann nicht gänzlich zu zermalmen, enthielt ich mich jeder Bemerkung über ſein mir eben mitgetheiltes Verbrechen und die wolverdiente Strafe, und antwortete blos: „Von dieſem bin ich nach Allem, was Sie mir ſagten, vollkommen überzeugt. Darum nehmen Sie an, was ich Ihnen bieten kann. Sie werden Adjunkt des Verwalters eines bedeutenden Gutes, das mir gehört, und es ſoll Ihnen an Nichts fehlen. Mit dieſem Reiſegelde werden Sie bis Ch... kommen, und dieſer Brief ſichert Ihnen, was ich Ihnen ſo eben verſprochen habe.“

Es wäre überflüſſig, lieber Freund, Dir erſt ſagen zu wollen, daß dieſer Mann mein Jugendfreund Fritz war. Ich ließ ihn abreiſen; bei ſeiner Ankunft in Ch... erfuhr er, wem er ſeine Rettung vom Verderben zu verdanken hatte. —

Der erſte Gang, den ich in meinem Geburtsorte machte, führte mich zu dem Grabe des guten Pfarrers. Die Gemeinde hatte ihm ein Denkmal ſetzen laſſen, das mit frommen Bibelſprüchen bedeckt war. Ein kleines Plätzchen war noch übrig, darein ließ ich mit goldenen Buchſtaben die Worte graben:

Vera dixit!

Der Goldkahr.

Sage aus den öſterreichiſchen Alpen von Heribert Rellok.

Leichter mißt das prüfende Auge die auslaufenden Bergketten, wenn es ſich weggewandt von den Hochzinnen der mächtigen Alpenkalkſtöcke, und den tiefblaugrünen Windungen der felsgebetteten Enns folgt. Rechts iſt das Hochgebirge raſch in minder aufragende Waldrücken abgedacht, aber jenſeits des Fluſſes ſind die markigen Arme der Alpenkoloſſe nicht ſo erſchlaffend geſunken und deuten nur allmälig auf den zugänglicheren Charakter der Vorberge hin. Ungeachtet dieſer immer fühlbarer werdenden Höhenabnahme iſt der Ausdruck einer pittoresken Gebirgslandſchaft noch nicht dahin. Meſſerſcharf grenzen die grauweißen Steinzinken den ſaphirnen Horizont ab, um Bruſt und Rücken der Felſen dunkeln wildreiche Forſte und erübrigen in ihren eng geſchnittenen Thalgründen ſpärlichen Raum den urbarmachenden Händen des Bergbauers, über deſſen Geiſtesſchlummer kaum das Frühroth der Volksbildung heraufzieht.

Ungefähr zwei Wegſtunden vom Marktflecken Weyer, nachdem man die Seufzerbrücke der Enns überſchritten und in eines dieſer Alpenthäler, das ein wilder Gießbach durchtobt, eingebogen hat, ſtrecken ſich zur linken Seite weitgedehnte Felspartien hin, die unter dem allgemeinen Namen der „Gemsmauer“ dem nach der nördlichen Außenſeite gekehrten Ennsberge angehören. Prall abſchüſſige Wände, wüſt zuſammengeſchichtetes Felsgetrümmer, tief zerſchründete Steinköpfe, zerhackten Rieſenſchädeln gleich, gewähren ein vollendetes Bild von unwirthlicher Einöde und Abgeſchiedenheit. Höchſtens verkrüppelte Fichten und Ahornbäume, Vogeleſchen, Alpenerlen und die ſchlingarmigen Leggen vegetiren in den einzelnen Kahren, die zwiſchen den kahlen Wällen gleich einer Oaſe eingebettet ſind, und hie und da drängen ſich aus Klüften und Spalten die reichen Blüthentrauben der Alpenroſe hervor, die mit ihrem ſaftigen Blattgrün und glühenden Blumenpurpur einen eigenthümlichen Farbenkontraſt mit dem ſchimmernden, beinahe weiß gebrannten Geſtein bildet.

An einem friſchheiteren Frühherbſtmorgen ſcholl einſt vor beiläufig dritthalbhundert Jahren über dieſe Felſen hin vielſtimmiges und rauhtöniges Halloh und grollte vielfach gebrochen in den Bergen fort. Der Burggraf von Steyer, aus dem altanſehnlichen Lamberg'ſchen Adelhauſe, pflegte mit vornehmen Gäſten des echt ritterlichen Waidmannwerkes und hatte zahlreiche Treiber aufgeboten, durch das Krummholz und über die Felſen her das reichliche Gemswild anzuhetzen. Pfeilenähnlich ſchoß das ſcharf fußende Hochthier über die riffigen Graten, in maſſigen Rudeln wälzte ſich der zuſammengehaltene Trieb vorwärts, von der Ferne geſehen, als ob ein Schwarm dicht aneinander genäherter Raben leicht an den Felswänden hinſtreichte. Und mithinein in das am Anſtand luſtig knatternde Pelotonfeuer heulte der Treibertroß, miſchte ſich das Gekrache

Digitized by Google

niederpraſſelnder Felsſtücke, an Stellen, wo keine menſchliche Sohle die ſchroffen und geböſchten Wandungen überſetzen konnte.

Nicht gleichen Schritt mit den kräftig ausgreifenden Kameraden hielt Steſen, ein dürftiger Häusler aus der Thaltiefe, für welche Fahrläſſigkeit die ſchon ziemlich ins Grauweiße hinüberſchillernden Haare jegliche Verantwortung abwieſen. Vergebens ſtrebte er über die beſchwerlichen Felſenpfade raſcher zu ſchreiten oder ſich von den dichtverſchlungenen Zweignetzen des Krummholzes behender loszuwickeln und die Lücke der Treiberkette wieder zu füllen; er ſank erſchöpft auf einer freien Felskoppe nieder, während die Jagd im vollſten Gange, ein Schuß den andern wetteifernd überholte. Der würzige Morgen und ein tüchtiger Schluck aus der Korbflaſche, die er vorſichtlich in der Schubtaſche der grünverbrämten Lodenjacke verwahrt hatte, ſtärkten baldigſt die altersſchwachen Sehnen; aber nimmer ließ er ſich den Gedanken beikommen, die erquickliche Sieſta zu kürzen. Es war ihm ſo wohlig im Alpenduft bei den einſchlummernden Melodien des Sturzbachs, die aus den Thaltiefen munterfriſch heraufzogen, daß er Jagd und Trieb darüber vergaß und nur noch behaglicher die ſchlaffen Glieder auf dem kurzen und dichten Raſen des Hartgraſes ſtreckte. Unvermerkt machte ihn ein ſonderbares aber leiſes Geräuſch ſtutzig; er neigte ſich raſch vor und unweit unter ihm kletterten einige Gemſen ganz friedlich im Gemäuer und nippten an den Kriſtallfäden, die ein ſpärlicher Quell über Stein und Moos herunterſpann. Schleunigſt war der Mann auf den Beinen; denn durch ſein Erſcheinen mußten die Thiere, da ihnen einerſeits der Weg durch eine aufrechte Wand verſperrt war, nothwendigerweiſe wieder vorwärts. Wie erſtaunte er aber, als ſie plötzlich verſchwanden, gleich als hätte ſie die Erde in ihren Schoß aufgenommen; denn nirgends ſah er ſie abſpringen, was er doch unbedingt hätte ſehen müſſen. Täuſchung konnte da keine obwalten, das verbürgte ihm trotz ſeines Alters das Auge mit der Sehſchärfe eines Bartgeiers; aber nicht einmal war das aufgequollene Moos zerdrückt oder der Waſſerſtrahl getrübt, an dem ſie ſo treulich herum trippelten.

Ueber dieſes fremdartige Abenteuer nachgrübelnd zerkratzte er ſich ſchier den Kopf und zog die Stirne in ſinnende Falten, wie er dieſem Geſichte eine halbwegs natürliche Ausdeutung geben könnte, als er immer abwärts ſtieg und ſorgfältig das Wäſſerlein prüfte. Er hatte nun eine Stelle erreicht, wo ſich das abtränfelnde Naß in einer kleinen beckenartigen Vertiefung anſammelte; aber ſeine Blicke feſſelte nicht mehr eine Prüfung auf Trübe, ſondern ein ungewöhnlich heller Glanz, der das Waſſer hindurchdrang und durch deſſen Klarheit noch erhöht wurde. Der erſte Stoß, den er mit dem Griesbeile that, klang ſo rein als ſchlüge er auf edles Metall. Er wiederholte aufmerkſam die Stöße — immer derſelbe Klang. Obgleich er kein Mineraloge war, erkannte er auf das erſte Erfaſſen hin, daß weder Kalk noch Kieſel mit dieſem Funde etwas gemein habe. Das Waſſer abzulaſſen und auszuſchöpfen hatte keine Schwierigkeit; das Schimmernde lag nun offen vor ſeinen gierig verſchlingenden Blicken, und als die Sonnenlichter zitternd darauf ſprangen, mußte der Ueberraſchte vor Glanz die Augen zudrücken. Als er ſie wieder aufſchlug, glitzerte es noch immer fort, es war daher keine Aeffung, wie er anfänglich meinte; er konnte es, um auch den leiſeſten Zweifel zu beſeitigen, nach Herzensluſt befühlen und betaſten. Das Ding ſchien ſehr hart und ſchwer, das Ganze innig aneinander zu haften und derartig verwachſen zu ſein, als ob es aus der Erde herausgeſchmolzen und gleich wieder vom Waſſer niedergedrückt und geſtählt worden wäre.

Immer räthſelhafter dünkte ihm die ſeltſame Erſcheinung. Er war doch in dieſen Bergtheilen ſo ziemlich heimiſch, wußte ſich aber auf die wunderbare Quelle und überhaupt auf das ganze Plätzchen nicht zu beſinnen. Plötzlich zuckte ein Erinnerungsſtrahl durch's Gehirn; er hielt nachdenkend inne und fing an, mit ſtreng ordnender Schärfe die verſchiedenartigen Fäden zuſammenzuweben, die das Volk geheimnißvoll über eine gewiſſe Stätte im Gebirge ausgeſponnen hatte. Untrüglich war dies der Ort, von dem ſchon in ſeiner Kindheit ſo viel geſprochen wurde, von dem er noch immer ſo ſeltſam wunderlich ſprechen hörte — und vom freudigen Schreck ergriffen prallte er zurück. — Freundlich und einladend blinkte ihm der auswachſende Klumpen entgegen, unwiderſtehlich zog es ihn an; mit raſch gefaßtem Entſchluße trat er näher und begann mit dem ſpitzen Eiſenhacken des Bergſtockes zu ſtemmen. Unverdrüßlich mühte er ſich ſchon eine geraume Zeit ab; von der unausgeſetzten kräftigen Erſchütterung ſchmerzten ihm die Arme, der Stockbeſchlag wurde gebrechlich und locker, und das verwünſchte Stück war noch ſo hart wie der härteſte Stahl.

„Da ſitzt der Böſe drauf!" murmelte er unwirſch zwiſchen die Zähne, indem er die ſchweißtriefende Stirne mit beiden Jackenärmeln abwiſchte und unverwandt auf das Metall hinſtierte, als läge ſein Auge im Bann eines zürnenden Gnomes.

Da er kein anderes Eiſengeräth, was ihm hätte vom Nutzen ſein können, bei ſich führte, ſo ſtrich er die kleinen und größeren Splitterchen, die er durch das anhaltige Pochen brach, ſorgfältig mit der Hand zuſammen, las ſelbſt das winzigſte Flimmchen auf und gab dieſe Ausbeute in das Taſchentuch, das er vorſichtig geknüpft und zuſammengewickelt im Hoſenſacke barg. Noch konnte ihm in ſeiner wunderglänbigen Einfalt die unſichtbare und weitausreichende Hand eines ſchnackiſchen Kobolds den koſtbaren Fang wieder entwenden; er legte daher ein geweihtes Amulett, das er vom Halſe löſte, darauf und hielt, um beſtändig des Vorhandenſeins verſichert zu bleiben, noch die Hand auf den feſt zugeknöpften Sack. Auf die wunderbare Stelle ſtreute er Moos und Legenreiſer, merkte ſich die anſtehenden Felsformen, drehte ſich noch einmal rund herum, um auch die kleinlichſte Einzelheit ſogleich wieder zu erkennen, zugleich ängſtlich herumſpähend, ob kein unberufenes Auge, angelockt durch das frühere, klingende Pochen, ſein ſeltſames Treiben belauſche. Alles um ihn her war mäuschenſtille, die Schüſſe waren gänzlich verſtummt, nur der Alpbach plätſcherte ſein gewohntes monotones Lied. Bei dem mindeſten Raſcheln der Blätter und Kniſtern der Zweige fuhr er unwillkürlich zuſammen und ſchritt ſo ſchwerfällig den ſteilen Gebirgskamm hin-

Digitized by Google

auf, als wäre in die Metallflitter das Gewicht eines Felsblokkes gezaubert worden. Vielgestaltige Gedanken, die er sich selbst kaum zu deuten verstand, wogten durch seine Seele und hielten die Sinne dermaßen gefangen, daß er nicht einmal Nachbar Paul gewahrte, der die Bergschneide quertüber ihm auf den Leib rückte.

„He, Meister Stefen!“ rief er ihm scherzweise zu, „hast Du denn jedes Loch angestochert, um den Braten erst dann aufzutragen, wenn schon abgetafelt ist? Der erste Trieb ist schon längst vorüber, das Weitere bekümmert uns nichts und die Herren werden bald fürder ziehen. Haben auch,“ fuhr er mit gewöhnlicher Redseligkeit fort, „verdammt gute Beute gemacht, fünfzig, sechzig rothe Katzen — das ging Schuß auf Schuß, zielten wahrhaftig waidmannsmäßig und fast jede Kugel traf ihren Mann.“

Als sich Stefen so unversehens angepackt sah, zuckte er sichtlich zusammen und hielt instinktmäßig noch immer die Hand auf die Tasche.

„Hast denn Schaden genommen,“ fragte Paul besorgt, „daß Du die Hand auf das Bein hältst, als ob es Dich schmerze? Bist Du abgefallen, so sprich doch, was ist Dir denn?“

Das war nun seiner Unbeholfenheit ein glückliches Schlagwort, da ohnedem die quälendste Verlegenheit und ein peinliches Greifen nach einer wahrscheinlichen Ausflucht aus allen Poren hervorguckte. — „Ein wenig besser,“ gab er ihm etwas gefaßter zur Antwort, „hätte auch viel schlimmer ausfallen können. Laß Dir die Mähre erzählen. Ich hörte drüben schon Schüsse und nahm's daher mit der Zeit nicht so eilig. Ein bequemer Sitz war da; wie ich aber meinen Frühtrunk hervorlange und guter Dinge sein wollte, gewahrte ich einen Steinwurf unter mir einige Gemsen. Ich machte Lärm und flugs war ich drunten. Die Schlucht ist schmal und hat wenig Ausweg, aber die Teufelsbursche wollten nicht von der Stelle. Bevor sie das Feld räumten, rannten sich mich über den Haufen und ich purzelte kopfüber so ein paar Wasserstaffel hinunter. Der Schwarze hat mehr die Bösewichter gesehen!“

„Nachbar!“ bemerkte Paul spöttelnd, „das klingt lustig! Mit den verwegenen Kerlen in's Handgemenge zu gerathen, da geht es freilich nicht ohne Schlappe aus. Aber Du bist ja ganz durchnäßt, und in dem Reviere weiß ich blos zur Regenzeit Wasser. Hat gewiß der Bergwicht, der den Goldkahr hütet, sich wieder einen derben Spaß erlaubt und das Wasser plötzlich angezapft, um Dich vom Regen noch obendrein in die Traufe zu schicken. Glaub' mir, das Ganze ist sein Werk und sieht ihm auch so ähnlich, wie ein Tropfen Wasser dem andern. Hat auch mich öfters angefochten, wenn ich unten im Forste meinen Geschäften nachging und die Quelle bis auf den letzten Tropfen verronnen war. Dann schreit man recht aus voller Brust einigemale „Hupih!“ und Du hast den übelthätigen Gesellen fortgeärgert.“

Stefen war bei den letzten Worten etwas bläſſer und verwirrter geworden, aber der redselige Paul bemerkte es nicht und fuhr fort unabläſſig zu schwatzen und das gelenkige Maul zu krümmen. Er wußte eine solche Menge schnippischer Abenteuer und haarsträubender Wundermährchen aus selbsteigenem Erlebniß zu erzählen, daß Beide bei ihren Hütten im Thale anlangten, ohne daß Paul kaum die Hälfte seines schon oft mitgetheilten Erfahrungsschatzes ausgekramt hatte.

Der Abend ging vorüber. Stefen hatte, wenn er auch schon die Hand wegzunehmen sich erdreistete, das glänzende Ding noch immer in der Tasche im heiligen Gewahrsam und legte sich eine ordentliche Mundsperre auf, daß ja nicht ein Sterbenswörtlein gegenüber seinem Weibe entschlüpfe, die, als Beide schon im dürftigen Bette zusammengepfercht waren, über diese auffällige Einsilbigkeit noch ihre Besorgnisse äußerte.

Als der Mond mit schwellenden Segeln über den weiten Archipel des Sternenhimmels steuerte, schreckte sie ein sonderbarer Spuck, der um das Häuschen sich herumtrieb, aus dem Schlafe. Die Thüren klapperten, als drehte sie ein Sturmwind in den Angeln, durch den hölzernen Schlot brauste es auf und nieder in pfeifenden Stößen, und schauriges Grabesächzen rang sich gleich Unkenruf und Eulengeschnurre durch die losen, moosverstopften Baumfugen der Wohnstube.

„Heiliger Gott! beschütze uns!“ stotterte das Eheweib in Todesangst; „das ist die wilde Jagd! In sternhellen Nächten heult weder Sturm noch Ungewitter; der wilde Jäger ist's, der mit seinem schnaubenden Gefolge die Waldfrauen wieder über den Rauhkogel herüberhetzt. Allerbarmende Gnade, wenn es unglückweissagend sein sollte!“

Glaubensvoll bekreuzte sich die Alte, hielt zwei Finger in das Gefäß mit Weihwasser, das am Kopfende hing, und krabbelte vom Nagel den Rosenkranz herunter. Stefen, dem schuldbewußt die Haarspitzen sich aufrichteten, vergrub keuchend den Kopf in das Kissen und zog darüber die Bettdecke, um sich so jedes Schreckgesicht abzuwehren.

„Hu!“ kreischte die Alte fort, „wie Geisterschauer streicht die Nachtluft herein; wie das surrt und prickelt, als hätte ein Immenschwarm an allen Wänden sich angelagert; — und sieh doch, Alter, sieh! welche Gespenster ihre scheußlichen Fratzen durch die Fensterstäbe stecken! wie sie die häßlichen Mäuler verzerren! wie sie die Knochenarme spreitzen! Immer wächst ihre Menge — die Stäbe sind geborsten — gräulich Volk wimmelt in die Stube — hilf uns, Herr des Himmels! wir sind verloren!“

„Stille, Plaudermaul!“ herrschte ihr Stefen zu und seine Stimme klang durch die Decke so dumpf und schauerlich, daß die Alte von seiner Seite aus dem Bette fuhr und abgleitend auf die rohen Dielen niedersank. „Drückt Dich der Nachtmar oder hast Dich wieder in dem verdammten Hexenbuch blind und närrisch geguckt, daß Dir das Bildergefasel von den Martern und Qualen der Hölle im kranken Hirn herumrumort und leibhaftige Gespenster vor die blöden Augen zaubert? Ohne Pardon morgen mit dem Dickleib ins Feuer! das schwöre ich Dir, Alte, so wahr es Dich verrückt.“

„Ach! Ach!“ wimmerte das arme Weib und klammerte sich todesbange an die Bettfüße, in immer leiser werdendem Angstgestöhne ermattend.

Da schallten Männertritte, dunkle Gestalten zogen an

Digitized by Google

den Fenſtern vorüber und zugleich ward heftig an der Hüttenthüre gepocht.

„Stefen, macht auf!“ rief eine derbe, barſche Stimme die dem Dorfrichter angehörte, der nach üblicher Sitte an gewiſſen Tagen die Bauernſtreifwache anführte.

Als der Angeredete menſchliche und noch dazu bekannte Laute vernahm, wich ſchnell die Geſpenſterfurcht und er huſchte aus dem Bette, kollerte aber über das ohnmächtige Weib, das nebenan noch vm Boden lag. Eiligſt raffte er ſie auf und bettete die ſchon ſtarre Alte unter die wärmenden Hüllen. Ungeſtümer wurde das Pochen und Stefen hatte höchſte Zeit, das Einſprengen der morſchen Thüre zu verhüten. Der Richter und mehrere Bauern, mit Knitteln und Schußwaffen gerüſtet, traten in die Stube.

„Macht Euch fertig, Stefen!“ ſprach der Richter, „Ihr müßt heute mit. Vertenfelte Burſche machten wieder ſchwarze Zeche und praktizirten ſo ein Dutzend Bartwild vom fürſtlichen Schuſſe hinweg; weiß Gott, mir iſt es unbegreiflich. Es fehlt bei der Zählung, und da ſie nun geſtohlen ſein müſſen, heißt uns ein ſtrenger Befehl auf die Schandbuben Jagd machen.“

„Kann heute nicht ſein,“ replizirte Stefen, der an der nächtlichen Jagd, und namentlich bei ſeiner jetzigen Gemüthsverfaſſung, nicht ſonderliches Belieben fand; „zudem bin ich auch vom Triebe noch todmüde und abgeſchlagen.“

„Warum kann es nicht ſein? Er muß!“ war des Richters kurzer Beſcheid.

„Kann ſchon des Weibes wegen nicht,“ verſetzte Stefen beſtimmt, „ich hatte mit ihr eine fürchterliche Nacht; ſie fabelt in Einem fort von Geſpenſtern und Hölle, und ich kann ſie daher unmöglich — außer Ihr wollt Euch eine ſchwere Todſünde aufbürden — alleine laſſen. Mein Bube iſt gerad heute im Holzſchlag und kommt erſt mit morgen früh.“

Einer der Männer trat vor und leuchtete mit der Laterne auf das Bett der Alten. Erdfahl war das Antlitz, das durch die ſtieren, verglaſten Augen faſt unheimlich wurde, und dicke Schweißtropfen ſammelten ſich in den ungewöhnlich aufgeſtülpten Stirnrunzeln. Der irreude Strahl des Lichtes ſchien den entweichenden Geiſt auf Augenblicke zu feſſeln, indem ſie nochmals die zuckenden Arme, als wollte ſie ein grauſiges Geſicht abwehren, um ſich warf und wie vom neuen Schreck befallen, mit jammervollen, unartikulirten Lauten unter die Bettdecke kroch.

Die Männer ſchüttelten bedenklich die Köpfe und gingen fort.

Stefen, deſſen Gedanken den Tag über zwiſchen ſpannender Erwartung und peinlichem Gefühl herumſchwankten und deſſen aufgereizte Sinne namentlich durch die nächtlichen Vorfälle erſchlaffen mußten, überkam nun ein ſchwerer Schlaf, der bis zum hellen Morgen dauerte; aber nach ſeinem verſtörten Ausſehen zu urtheilen, ſeine geſunde, wolthätige Wirkung nicht ausübte. Er warf einen beſorgten Blick auf ſein Eheweib, doch das ſchlummerte nach ſeinem Dafürhalten noch recht gut; und obwol es gegen ihre Gewohnheit war, das Frühlicht in den Federn zu begrüßen, ſo wollte er ſie doch, in Anbetracht der überſtandenen Schreckensnacht und des angedrohten Autodafé, nicht wecken und ſchob ſich möglichſt geräuſchlos in die Kleider. — Einigermaßen ängſtlich nahm er den geſtrigen Fund vor, doch das Tuch war nicht verſchoben, die Metallſpäne glänzten noch ſo heimtückiſch wie geſtern; Alles hatte über dem beigelegten Amulette ſeine Richtigkeit, und daß auch das Geiſtervolk, das verwichene Nacht muthmaßlich das Geraubte abzufordern kam, ihm nichts anhaben könne — dafür glaubte er volle Ueberzeugung gewonnen zu haben und muthiger ſchlug ſeine Bruſt.

Der heutige Tag war einer von jenen Halbfeiertagen, von denen der Figurenkalender der Bauern, trotz der zeitgemäßen Ausmerzung, noch zur Stunde ſtrotzt und die höchſtens nur durch die ſchon vom Urahn überwachte und daher ſtrenge feſtgehaltene Gepflogenheit, die Vormittagsſtunden mit dem Kirchenbeſuche zuzubringen, gerechtfertigt werden können. Alsbald trollte ſich Stefen auf den Weg nach Weyer, wohin er eingepfarrt war. Nach der ihm zum Gruße dargebotenen Rechte ſeiner Bekannten mit gar wichtiger Eile greifend, hielt er, anſtatt den bergauf führenden Kirchweg einzuſchlagen, die Fahrſtraße ein und verlor ſich im Markte in einem Hauſe, worin zeitweilig ein Mann zur Miethe wohnte, der, wenngleich kein Sohn Iſraels, doch allgemein der „Jude“ genannt wurde und auch in der That ſein ſchmachvolles Handwerk ſo perfekt betrieb, als hätte er ſeine Praxis in irgend welchen ſchmutzigen Winkeln europäiſcher Reſidenzen geſammelt. Beſagter Mann ſtand nicht im beſten Geruche, da er mit ſeinen Kunden auf Leihe, Kauf und Tauſch die ärgſten Prellereien trieb und man auch hie und da munkelte: er ſtehe mit den ſaubern Konſorten in inniger Geſchäftsverbindung, die ſich in der vortheilhaft gelegenen Umgebung auf das einträgliche Handwerk des Fauſtrechtes verlegten, und überdies noch manche Effecten in ſeinem Waarenmagazine zufällig bemerkt worden waren, die früher Perſonen angehört haben ſollten, welche keinesfalls durch die Nothwendigkeit gezwungen waren, ſelbe in ſeine Hand zu veräußern. Kein Menſch aber wagte es, ihn beim Schopfe zu faſſen; lag ja doch auch die Juſtizpflege damals noch in den ſchläfrigen Windeln der Kindheit und hatte nur ihre Freude, Kardinalſpitzbuben zu rädern und zu ſtricken, oder einem alten hirnriſſigen Weibe einen hochnothpeinlichen Hexenprozeß an den Hals zu werfen und nach vorhergegangener ſyſtematiſcher Tortur zum ergötzlichen Schauſpiel des Publikums den Scheiterſtoß zurecht ſchüren zu laſſen. — So ſaß bei derartiger läſſiger Rechtshandhabung der Pſeudojude unangefochten bei dem Scheffel, der ſich trotz der Gemiedenheit füllte, und lachte ſich weidlich ins Fäuſtchen, wenn Dies und Jenes die Leute ſich in die Ohren raunten, die, hätte es ſich um beinzüchtigte Zauberei gehandelt, zweifelsohne einen eiſernen Richter ſelbſt abgegeben haben würden. Daß er aber, alle dieſe Beargwohnungen bei Seite, ein geheimnißvoller Mann war, wußte auch der Unbefangenſte einzugeſtehen. Immer in ſeiner unſauberen Wohnſtube zwiſchen den Objekten halbredlichen und unredlichen Beſitzthum's eingepfercht, ſah man ihn nur bei Nacht oder im Zwielichte den Dunſtkreis wechſeln, zu wel-

Digitized by Google

chen Stunden er seine auswärtigen, geheimen Geschäfte muthmaßlich abthun mußte. Bärtige, wildaussehende Kerle hatten häufigen Zutritt und schienen als Fremdlinge nicht lange herumtappen zu dürfen, um den Winkel ihres Agenten ausfindig zu machen. Hatten sich seine Vorräthe, was das Jahr öfters vorkam, angehäuft, so blieb er immer einige Zeit verreist und kehrte mit Gepäcke zurück, das sonderbare Sachen enthalten mußte, weil es wieder eben so schnell und spurlos verschwand, wie sich die neuen Vorräthe mehrten.

An diesen Mann wendete sich Stefen mit seiner Fundprobe und hatte gar lange zu unterhandeln; denn schon war der Frühgottesdienst vorüber, als er mit verschmitztem, aber selbstgefällig lächelndem Gesichte aus der elenden Baracke stolperte und den Heimweg wieder fürbaß schritt. Alle seine Erwartungen mußten im höchsten Maße durch den Erfolg übertroffen worden sein und ein goldschimmernder Glücksstern vor seinen entzückten Augen leuchten; denn dies lag in seinem lebhaften Mienenspiele und dem gänzlich umgewandelten Wesen offen ausgesprochen. Bald ging er gedankenvoll und sinnend, als müßte er sich ein erfreuliches Begebniß erst recht verdeutlichen; bald schlug er urplötzlich in drollige Geberden und Kapriolen um, als erfaßte er nun die Ganzheit eines unvermutheten Glückes und müßte sich darüber in kindisch überfroher Ausgelassenheit ergehen. In dieser unbedingten Theilnahmslosigkeit für alles Andere, was nicht in das geheime Räderwerk eingriff, das sich in seinem Tiefinnersten abrollte, fiel es ihm gar nicht auf, daß sich bei seinem Häuschen mehr Leute als gewöhnlich angesammelt hatten und geheimnißvoll die Köpfe zusammensteckten. Mit aller sorglosen Nichtbeachtung schlenkerte er mitten durch sie hin in die menschengefüllte Stube, und ein einziger Anblick war vermögend, ihn aus seinen Himmeln hinunter zu stürzen — der Anblick seines aufgebahrten Weibes, das in der verflossenen Schreckensnacht Freund Hain von seiner Seite geholt hatte.

Wenn man von Steyer einen Abstecher über die mäßige Höhe gegen die nach Steyermark führende „Eisenstraße" macht, liegt zur Linken an der Berglehne, zwischen Wald und Feld und Bäumen eingelagert, das Haus „zum Loibner" und zählte zu den lebhaftesten Bauernkneipen damaliger Zeit. Wer nur immer zum anstoßenden Ennsgebiete sich heimisch bekannte und halbwegs einige Batzen zu einem frischen Krüglein aufschlagen konnte, kehrte an Sonn- und Feiertagen daselbst unvermeidlich ein und machte sich an den massiven eichenen Tischplatten, durch gekreuzte stämmige Beine gestützt, breit und behäbig. Da gab es auch mitunter Spiel und Tanz und allerhand lustige Kurzweil und Ergötzlichkeit.

Einige Jahre nach dem Vorfall bei der Gemsjagd, an einem heitern Hochsommertage, ging es in dieser Scheuke gar über die Maßen kunterbunt zu und sollte allen früheren hier gefeierten Ehrentagschmäusen die Krone aufsetzen. Der wohlhabende Meister Stefen hatte seinen einzigen Sohn ausgeheiratet und beharrte unbeugsam bei dem Willen, da, wo er frühere Zeiten hindurch anspruchslos beim Stutzglas Schnaps gesessen, auch mit seinem Sohne zur Hochzeit zu tafeln. Geschirr und Geräthe waren, vielleicht zum Erstenmale, so blank gescheuert und gebohnt, alle Winkelu des bescheidenen Hauses geräumt und gestäubt, um nur die zahlreichen, fremden und einheimischen Gäste zu fassen, die zum Hochzeitschmause geladen waren. Da wußte wol der geängstigte Wirth nicht, wo ihm der sorgenvolle Kopf stand, um diese Außerordentlichkeit tadellos ans Ende führen zu können, und verlor ihn erst gänzlich, als vom Bergabhang herunter der lange Hochzeitszug unter Gedudel, Gepfeife und Juchhei anrückte. Voran bliesen die Spielleute allerhand lustige Weisen und schwenkten vor der Wirthsthüre auf, die Gäste Paar für Paar vorbei passiren zu lassen. Zuerst schritten die Brautleute, die Eltern, der Bittemann mit der Kranzjungfer und den Zeugen, dann die übrigen Paare, je nach den Graden der Verwandtschaft oder sonstiger näherer Beziehung geordnet. Blumensträuße staken an den Hüten der Männer und an dem Mieder der Weiber, und einfache Rosmarinzweige wanden sich durch das Haar der Jungfrauen, die baarhaupt gingen und ihre jugendlich blühenden Gesichter nicht in den entsetzlichen Umfang des Reindelhutes der Weiber vergraben durften, von dessen niederer weißfilziger Platte die weit ausgebauchten abwärts gerichteten Krempen, die außen schwarz und innen mit rosageglänzten Tamis ausgefüttert waren, auf Rücken und Schultern ruhten. Die Mahltafel, die glänzendweiße Linnen mit breiten rothen Querstreifen drapirten, verzweigte sich durch Vorhaus und Nebenkammern, woran zu oberst die Brautleute und die Blutverwandtschaft herumsaßen. Nachdem nun auch den übrigen Gästen ihr Platz vom Bittemann angewiesen war, wurden in mächtigen Zinnschüsseln die für unverwöhnte Gaumen leckerhaften Gerichte aufgetragen, die auf hölzernen Tellern verspeist wurden. Dickbauchige steinerne Krüge standen zwischen denselben und goßen reichlich Wein und Cyder in die kleineren Krüge und Gläser. Die üblichen Brautgeschenke wurden inzwischen vom Bittemann unter verbrauchten, stereotypen Späßen und Sprüchen entgegengenommen und vor der letzten Schüssel das Tafelgeld eingesammelt. Als das Mahl aufgehoben war, wurden rasch die Tischreihen gelichtet und den Tanzspielern, die man aus den innern Bergen berief und in ihrer Kunst als Meister galten, ein orchesterartiger Kasten in der Ecke eingeräumt. Der Bittemann tanzte mit dem ersten Aufblasen einige Takte mit der Braut allein herum, und händigte selbe dem harrenden Bräutigam ein, worauf dann, was Platz hatte, in ungefesselter, lärmender Lust herumhopste. Wie da die Swegelpfeifen dudelten, die zweisaitige Geige schnurrte, wie das Hackbrett hämmerte und die stampfenden Füße taktirten, wie dies Alles zusammen Alt und Jung unwillkürlich zum Tanze hinzog — hatte keines der Anwesenden seine Lebetage weder gesehen noch gehört.

Auch der alte Stefen war festlich herausgeputzt. Ein funkelneuer hellgrüner Leibrock mit blutrother Schoßfütterung, nach höchst unkleidsamem aber nationalen Schnitte, umhüllte vom Halswirbel bis zur Absatzhufe das ganze Hintertheil und ließ nur vorne, wo er mit Häckchen zuzuhaften war, die kalbledernen hohen Riemenschuhe erblicken, welche die mit schim-

Digitized by Google

merndweißen Sockenſtrümpfen bekleideten Waden zur Hälfte verbargen. Die gemshäutene Hoſe, die unter dem Kniebuge zuſammengebunden war, ſpannte über den bunten Bruſtlatz der grünſeidene Hoſenträger, und den mit blauem Wirkbande gelieſten und mit metallgefaßten farbigen Glasknöpfen zuſammengehaltenen Hemdkragen umknüpfte ein lichtrothes Halstuch. Den flachen ſchwarzen Hut, deſſen breite Krempen an die Scheibe auf zwei Seiten locker zugebunden waren, hatte er abgelegt und geſtattete einen freien Blick über ſeine Züge. Obgleich ihnen der heutige Feſttag einen gewiſſen Anflug von Fröhlichkeit lieh, ſo war doch der bisherige, aufrichtig biedere Geſichtsausdruck verſchwunden; ein geheimnißvolles Weſen ſtack hinter dem ganzen Menſchen, unaufhörlich ſchien er mit willenloſer Scheu und befangener Zurückhaltung zu kämpfen. So lange helllichter Tag war, ging es noch an; wenn ſich aber immer länger und länger die Bergesſchatten herabſenkten ins abendliche Thal und das Dunkel der Nacht mit dem Schwarz der Wälder verſchmolz, zogen auch geſpenſtiſche Bilder in die Folterkammer der Seele und malten ein grauſiges Brüten auf die tiefdurchfurchte Stirn.

So drängte er ſich auch heute, als ſchon nächtige Stille auf den Höhen und in der Tiefe webte und die Talglichter an den blechernen Wandſpiegeln zur Hälfte herabgebrannt waren, ängſtlich zwiſchen die Hochzeitsgäſte, als wollte er in ihrer freudigen Harmloſigkeit Schutz vor einem ihn verfolgenden Phantome ſuchen, ſprach ſehr wenig und unzuſammenhängend, war ſo bleich und erſchrak ſchon vor dem bloßen Gedanken, man möchte dieſe übel verhohlene Furchtſamkeit bemerken und ihn um die Urſache der Beklommenheit befragen. Er trank mehr als gewöhnlich, um dieſes unausſprechliche Etwas zu erſäufen, that ſich ordentlich Zwang an heiter zu ſein; aber alle Anſtrengungen unterlagen dem hartnäckigen inneren Kampfe.

Mitternacht war nicht ferne. Da trat mit einemmal durch die Thüre ein ſeltſamer Mann, und zugleich pfiff ein Luftzug durch das Tanzzimmer, daß die Kerzen hell aufflackerten. Auf übermäßigen Spindelbeinen ruhte der hagere Körper, der in die vollſtändige Tracht eines Bergmannes gehüllt war; eine fremdartig zugeſchnittene Tuchmütze umſchattete ſcharf markirte Geſichtszüge, die noch abſtoßender wurden durch den haiartigen Mund und die tiefhöhligen Augen, woraus die Leuchtkugeln verkappter Bosheit ſpielten. Mit einem ſolchen Blicke traf er den verblüfften Stefen, daß er zuſammenfahrend an die Wand zurückbebte. Alles ſchaute befremdet den ungebetenen Gaſt an, der ſich ſo dreiſt im Zimmer herumthat, ja mancher alte Graukopf ließ wol gar den ſpähenden Blick an den Storchbeinen des Fremden heruntergleiten, um vielleicht einen häßlichen Pferdehuf herauszufinden. Ihr Aerger und Unwille, deſſen Ausbruch eine unerklärliche Ergriffenheit niederhielt, ſtieg noch höher, als der unheimliche Gaſt auf die Spieler zuſchritt, ihnen zum Tanzgeld ein blankes Silberſtück hinwarf und ſich das Bräutchen holte, das nach Volksſitte mit Jedem gehen mußte.

Heiſa! wie das nun zuging. Der leibhafte Teufel muß in die Muſikanten gefahren ſein; raſtlos tanzte der Bogen auf den ſchwirrenden Saiten, gellend ſchallmeiten die zerplatzenden Pfeifen, unbarmherziger als Alles trommelte und paukte das Hackbrett, als ſchlüge man es mit eiſernen Fäuſten, und dies kanibaliſche Gelärme raufte ſich ohne Regelung im wahnſinnigen Wirbel herum. Niemand hatte ſich dem Tanze angeſchloſſen, der gerade den Gegenſatz zu ihren gehaltenen, anmuthigen Bewegungen und Verſchlingungen bildete; nur der Fremde brauſte mit der armen Braut im ſchwindelnden Fluge dahin, unaufhörlich, immer mehr erfaßt von dem gräßlichen Ineinandergreifen der Töne. Den Zuſchauern verging Sehen und Hören, der Bräutigam tobte in ohnmächtiger Wuth, die Eltern und Verwandten der Braut jammerten und klagten, die Stube leerte ſich; aber der Tanz wollte nicht enden. Wilder jagten die Takte, ungeſtümer wirbelte das Tanzpaar. Da plötzlich ſtockten die ſchreiendſten Disharmonien in den höchſten Lagen der Töne, den Spielern entſanken die Inſtrumente, klirrend am Boden zerſplitternd; und wie ſie ſaßen in raſender Geberde, ſo hielt ſie eine minutenlange Lähmung erſtarrt. Als das Hölleneonzert verſtummte, warf ſich der Fremde zurück, umpreßte das Bräutchen mit knirſchenden Armen und ließ es leblos aus den Händen gleiten. Wild aufjauchzend drehte er ſich einige Male auf knarrendem Abſatze herum, ſchwenkte im ausgelaſſenen Jubel die wunderliche Mütze und ließ dazwiſchen die Feuerräder ſeiner Augen rollen. Wie in der Mythe vom Schlangenzauber das blickgefeſſelte Thier ſich dem Tode entgegenkrümmt, wankte nun Stefen, von unwiderſtehlicher Macht angezogen, vor. Leicht berührte ihn der Fremde am Arme und führte ihn unter teufliſchem Hohngelächter aus der Tanzſtube.

Mit dem Weggehen Beider war die ſtarre Beklommenheit der Hochzeitsgäſte entſchwunden. Faſt beſinnungslos ſtürzte der Bräutigam auf das Opfer und hob es vom Boden auf; doch die ſchlaffen Glieder verſagten, todt knickte das junge Geſchöpf zuſammen. Ströme Blutes quollen aus Mund und Naſe, die über Hals und Buſen ſich ergießend, alsbald gerannen; eiſig ruhte die Hand in der des Bräutigams, der vom ſtummen, unnennbaren Schmerze zerriſſen ſich niederbog und die entſeelte Hülle jammernd zu ſich emporzog. Das Leid der Aeltern und Angehörigen, als alle Verſuche, die ſchmucke Jungfrau in's Leben zurückzurufen, mißlangen, kannte keine Grenzen. Sie blieben; aber wie der Sturmwind die loſe Spreu zerſtiebt, ſo verjagte der bange Schreck die übrigen Gäſte. Dieſer ſchauerliche Vorfall mußte ihr Denkvermögen verwirren; und wer war im Stande, das aufliegende Zeugniß von dem unheilvollen Walten einer finſtern Macht zu widerlegen? Auf ſolche Weiſe konnte nur der Böſe walten; und daß er es ſo konnte, mußte er ein unbeſtreitbares Anrecht beſitzen, deſſen Fortgange Unſchuld und Unbeſcholtenheit weichen mußten. So lautete ihre unbezwingbare Meinung, worin ſie noch mehr beſtärkt wurden, je inniger ſie das unerforſchliche Treiben Stefen's, der dem Unmenſchen mit der Todesmiene eines Verbrechers folgte, damit verknüpften.

Das tolle Gelärme hatte einer tödtlichen Schweigſamkeit Platz gemacht, Friedhofſtille lag über das Haus aus-

Digitized by Google

gebreitet. Das brütende, rathloſe Dahinſtarren unterbrachen einige Männer, die mit einer ſchlennigſt zurecht gemachten Tragbahre herbei kamen, die welke Bergblume heimzutragen und nach frommer Weiſe in's düſtere Todtenhemde zu kleiden. Wenige Paare ſchloßen ſich an, frommergebend ſich bekreuzend und gläubig bekennend des Herrn großes Gebet mit bebenden Lippen murmelnd, das geheimnißvoll verwehend in die finſterbrütende Nacht hinausklang. Schauerlich war der Zug, der von qualmender Kienfackel grell umleuchtet, die Wegkrümmungen zum Thale niederbog, als trüge man, ſcheu dem Lichte, einen Selbſtmörder aus Gottes Garten geheiligter Umfriedung.

Der Sterne trautes Gefunkel lag in der Wolkenſchwärze begraben; bange, ſchwüle Luftſtille kündete ein nahendes Gewitter. Die Leichengänger maßen die Schritte größer, doppelter Schreck heftete ſich an die beflügelten Sohlen. Sie hatten kaum vom Feldwege in die Straße eingelenkt, als ſchon mächtiger Donner über die Berge rollte und raſches Wetterleuchten blutrothe Streiflichter über die umnachtete Gegend warf. Immer näher ſchallte der Zornruf des Himmels, vervielfältigt vom dumpfen Echo und umbraust vom plötzlich ſich erhebenden, heulenden Sturme, der platzende Gußregen vor ſich her trieb.

Das heimgeſuchte Häuflein blieb ſtehen; kein Obdach, keine Bretterhütte war nahe, um es vor Ungemach zu ſchützen. Dabei breiteten ſich wieder die rabenſchwarzen Fittige der Nacht minutenlang über das Gewitter, daß weder Baum noch Straße bemerkbar war. Das Wetter hatte ſeinen Höhepunkt erreicht; nach allen Seiten hin wälzte ſich die Wolkenſchlacht, kreuzte das elektriſche Feuer und nun ſchoßen die Flammenzungen zur dichten Garbe zuſammen, und als ob das Strafgericht mit allen Schreckniſſen des letzten Tages ſeinen Richterſtuhl zur aufzitternden Erde ſchleudern würde, fuhr dieſer leuchtende Büſchel nieder und begrub ſich in ſchauerlich beſtrahlter Waldestiefe.

„Wo ging das nieder?“ ſtammelte ein Träger mit vor Todesangſt ungelenker Zunge.

„Heiliger Gott!“ liſpelte Paul, der andere Träger; „ich denke, nach der Richtung ſind's die „Gemsmäner.“ Dort iſt der Wald und drüben ſind die Felſen. Und ſeht, welch' dunkle Röthe über den Bergrand herüberleuchtet, als ſtünde das ganze Thal in lohen Flammen. Wolle uns doch die himmliſche Gnade vor Unglück bewahren!“

Ungewöhnlich lange ſprühte ein Lichtmeer von jenem Punkte, inmitten vom peitſchenden Sturm und praſſelnden Regen, und überſchüttete mit röthlichem Schimmer die Bahre, die an einer ſteil zur Enns abbiegenden Mauerböſchung abgeſetzt worden war. Vom düſtern, wortloſen Wahnſinne ergriffen, ſchaute der Hochzeiter nieder zum todesſtarren Herzlieb. Wind und Regen hatte die Haarflechten gelöſt, die wirr um das mit Blut beſudelte Antlitz hingen und es ſelbſt noch im Tode vor den Gräuelſcenen zu verhüllen ſchienen. Wieder bog er ſich nieder und lauſchte, als ob die todte Braut ihm gewinkt und eine ernſte Mahnung zugeflüſtert hätte. Dann warf er ſich raſch empor, ſtieß die Leute bei Seite und hielt am Rande der Böſchung inne. Ein ſtrammer Windſtoß hatte die Fluthen aufgebäumt, die ſich im rauſchenden Wogendrang überwarfen, mit ſchäumendem Gekräuſel Gräber bettend und über die verſchlungenen neue bildend. Sekundenlang ſchwankte er am dräuenden Abgrund und, einen flüchtigen Blick nach der lichten Höhe werfend, ſtürzte er ſich kopfüber in die ſchaukelnden Gräber, über die ſich zum Sargesdeckel neue Gräber wälzten; und Wind und Wogen brauſten ihm den Todtenſang.

Im Dämmerlichte eines freundlichen Herbſtabends lag die Taverne des Schiffmeiſters und Wirthes zur Enns, an der die geſtaltungsreichen Kulturepochen der Neuzeit unwandelbar vorüberglitten, daß ſie noch gegenwärtig in all' den Baueigenthümlichkeiten verwichener Jahrhunderte prangt, die zwar das ungeſchmälerte Lob unerſchütterlicher Dauerhaftigkeit für ſich haben, aber einem noch ſo anſpruchloſen Geſchmacke nicht im mindeſten entſprechen. Rückwärts an die ſenkrecht geſchnittenen Kalkablagerungen gelehnt, tritt die Schänke mit ihren ſtufenweiſe hervorſpringenden Ecken und Vorbauten, die ſich über ein bei Hochwaſſer benütztes Straßenthor legen, zur tiefer liegenden Hauptſtraße herunter und gewährt durch dieſe Verſchrobenheit, mit den gleich Schirmdächern weit vorſpringenden Firſten und dem vor den hochgelegenen Wohnhausfenſtern, die mit dickſtäbigen Eiſenkorben umpanzert ſind, angebrachten Flurgang ein ſonderbar anmuthendes Bild. Für ihr Alterthum ſpricht ein rohes Freskogemälde an der Hauptfronte, das die getreuliche Abbildung ihres uranfänglichen Beſtandes und die Embleme der Schifffahrtsgerechtſame trägt, und die zwei Eingangsthüren, an denen halbverwitterte Doppeladler mit der Schutzparole aus dem Bauernkriege zu erſehen ſind; während an der Seitenfronte zahlreiche Zifferzahlen das Datum großer Waſſernoth vogelartig andeuten, von denen eines in das dritte Viertel des ſechszehnten Jahrhunderts zurückweiſt und in gut erhaltener Originalſchrift die ungeheure Waſſerhöhe der damaligen Überſchwemmung der Nachwelt aufbewahrt.

In der geräumigen, mit einer Oellampe ſpärlich beleuchteten Gaſtſtube ſaßen am Ofentiſche der Dorfrichter und weiland Rottenmeiſter der Streifwache über der Enns und ein graubärtiger Lootſe im Dienſte des Schiffmeiſters, der in den weichen Pölſtern eines rieſigen Sorgenſtuhles ſeinen Fettwanſt behaglich hin und her ſchaukelte.

„Sage mir, Hans,“ wendete ſich der Richter zu dem Schiffmanne; „hat man den Juden ſchon öfter in unſern Bergen herumſchleichen geſehen?“

„Was ich ſage, iſt nicht Weiberdunſt“, lautete die Antwort; „ja, der Galgenvogel ſcheint eine ſtetige Fährte beizubehalten, wie das Wild ſeinen Wechſel. So krabbelte er auch heute wieder durch das Knieholz den „Gemsmäuern“ zu, wie mir der landgräfliche Jäger ſagte. Iſt ein verdammter Burſche das, und könnte ihm den Tales geben, ohne einer fröhlichen Urſtänd wegen zu bangen.“

„Hab' ihn auch ſchon auf's Korn genommen, den Fuchs,“

Digitized by Google

verſetzte der Richter patzig; „aber wie ich anleg', iſt er mir im ſelben Nu entwiſcht. Er iſt gen Schuß, Hieb und Stoß gefeit, er iſt feſt; glaubſt Du das nicht?"

„Pah, feſt!" ſpöttelte Hans, „ein Schurke iſt's und denen hilft der Teufel, bis er ihnen warme Logis räumt. Ein durchtriebener Landſtreicher, ein Buſchklepper, ein Meuchler und weiß Gott, was Alles; denn das ſind kurioſe Dinge, die der Waldhänsler dem Leutprieſter in der Zerknirſchung des Sterbeſtündleins beichtete, und ich möchte mich hoch und theuer vermeſſen, daß er von Stefen's Geſchichte am meiſten zu erzählen wüßte.

„Hm! Stefen — furwahr eine ſeltſame Geſchichte!" ſprach der Richter mit wichtiger, nachdenklicher Miene, „kann nicht klug werden, je länger ich der Sache nachgrüble; ſind ſchon drei Monate verfloſſen und er bleibt weg, als hätte ihn der Kuckuck abgekrächzt."

„Thut mir leid um die raiſonable Kunde!" redete der Wirth mit hämiſchem Augenzwinkern dazwiſchen; „half mir manches Gebünde echten Steirer's ausſtechen, hab' ihm auch kein böſes Wörtlein nachgeredet. Und Notabene: an jedem erſten Werktage blankes Geld in Schnur und Reihe gezählt, keinen Hohlpfennig darüber ſchuldig — das muß man im Handel und Wandel ſchätzen; denn baare Münze lacht und gutes Pfand gibt Kredit. Gott ſtraf mich! ein ehrenwerther Gaſt!"

Des Richters Stirn runzelte ſich ob dieſer Rede, die ihm in das Gewand einer wohlbedachten Anzüglichkeit eingekleidet zu ſein ſchien, und eben wollte er ſeine Lippen zu einer ſtachligen Gegenrede waffnen, als die Thür ſich aufthat und Meiſter Paul hinter ihr ſichtbar wurde.

„Gott zum Gruß, Paul!" bewillkommte ihn der Wirth; „komm' und ſetz' Dich zu mir, die Alte läuft ſchon kopfüber zum Kandelbrett, einen vollen Krug heraufzuholen; nicht wahr, heute trinkſt Du ihn voll?"

„Haſt recht," erwiederte Paul, die angewieſene Stelle einnehmend; „heute trink' ich ihn voll, will ihn ja zu Stefen's Todtenmahl trinken."

„Was das wieder für ein wunderlicher Beiſatz iſt!" bemerkte der Wirth, „der Himmel mag wiſſen, was er mit dem Manne verfügte; ſprachen juſt von ſeinen häufigen Einlagen in der ehrſamen Ennstaverne."

„Wahrlich!" ſagte Paul mit gedämpfter Stimme, „was der Himmel über ihn verfügte, war zu ſtrenge gemeſſen —"

„Was iſt das für Gedipper?" unterbrach ihn haſtig der Richter, „weißt Du um ihn? Du machſt mich begierig, nähere Aufſchlüſſe über ſein Verkommen zu vernehmen."

„Ja, das Verkommen mag wol ewig dunkel bleiben," verſetzte jener geheimnißvoll, „wenn man mit einem halb verweſten Leibwerk zu thun hat, das kaum mehr einem Menſchen ähnlich ſieht."

„Alſo todt?! Erzähle! erzähle!" beſtürmten ihn Alle und neigten die Köpfe vor, um jedem Worte zu lauſchen.

„Ich ging heute Nachmittag," begann Paul nach einer lautloſen Pauſe, „nach den Böcken ſchauen, die ich unter den „Mäuern" weiden durfte und da ſie noch fetten Fraß fanden, klemmte ich wieder friſches Leckſalz in die Steinklüfte und ging dann meiner Wege. Wie ich nun ſo herumzickzacke und an die Wandmäuer gelange, höre ich Etwas im Geſtein herumklappern; ich bieg' um die Ecke und der gräuliche Jude ſteht vor mir."

„Der Jude?" tönte das Echo aus der Uibrigen Munde.

„Bei Sanct Hubert! er war's," fuhr der Erzähler fort; „ich wollte kaum meinen Augen trauen, und dennoch blieb es der ruchloſe Gauch. Da ich ihm nichts anhaben konnte, wollte ich das übelthätige Schächergeſicht mit dem ſtechenden Eidechſenblick, der mir von jeher unerträglich war, meiden; aber ich ſtand wie angewurzelt."

„Kennt Ihr mich?" frug er, indem er auf mich zuging und ſeine Fratze in widriges Grinſen zog.

„Nur zu gut kenne ich Euch," ſagte ich im plötzlich aufſteigenden Zorne, „obwol Euer Geſicht ſeit Stefen's Verſchwinden gar theuer wurde. Ihr müßt wiſſen, was mit dieſem Manne geworden; daher ſteht mir Rede, oder ich walke Euch furwahr mit meinen alten Fäuſten noch die Mäuer hinunter."

„Dafür iſt keine Noth," ſagte der Menſch mit der brutalſten Gelaſſenheit, „und Euer Wunſch kann leicht erfüllt werden."

Mit dieſem ſchritt er etwas vor und hieß mich mit einem höhniſchen Seitenblicke näher kommen. Obwol ich ihm lieber in's Geſicht geſchlagen hätte, befolgte ich den Wink und ſah zu meinem Entſetzen die Uiberreſte eines menſchlichen Leichnams vor mir liegen, um deſſen entfleiſchte Gerippe halbvermoderte Gewandlappen herlagen.

„Wie Ihr vielleicht wiſſen könntet," erläuterte der Jude mit gleißneriſchem Geſichte, „ſteht Ihr unter dem berüchtigten Goldkahr. Als der Quell noch rann und die Goldgrube zu Tage lag, da hatte Stefen vollauf einzuſacken; aber mit dem Böſen iſt auf die Länge kein ſo gewagtes Spiel zu treiben. Er kam und forderte vollwichtig Kapital und Zinſen, und da ſich Stefen auf dieſen Vertrag nicht verſtand, machte er kurzen Proceß — und tauſchte dafür ſeine Seele ein, die er ihm verpfändet hatte."

„Schurke!" rief ich ergrimmt, „das iſt eitel Lug und Trug, das iſt Dein Werk, er ſtarb durch Dich; Du entgehſt uns nun und nimmermehr!"

Ein ſchallendes Hohngelächter blieb mir zur Antwort und mit vieler Gewandtheit eilte der Entſetzliche gemshurtig über die Felſen hinweg, bevor ich den plötzlich über mich hereinſtürmenden Gedankenknäuel halb entwirren konnte. Eine Zeit lang ſtand ich wie faſſungslos dem Entfliehenden nachſtierend, aber die Düſterheit des Ortes ſchreckte mich rachefordernd auf und haſtig ſchlug ich denſelben Weg ein, den der Jude genommen hatte. Sei es aber, daß er mit den Jägerſchlichen beſſer vertraut war, oder meine blöde Verſunkenheit ihm einen zu weiten Vorſprung erlaubte, ich konnte keine Spur mehr ausfindig machen. Voll trüber Gedanken und wüſten Kopfes ging ich die Bergſchneide entlang, als Jäger Mathes auf mich zukam.

Digitized by Google

„Haſt den Juden nicht geſehen?“ frug er in beſonderer Anliegenheit.

„Ja wol,“ erwiederte ich, „in den Wandmäuern wies er mir Stefen's Leichnam und machte dann weislich Reißaus.“

„Was? Stefen's Leichnam? Liegt er da unten todt und zerfallen? Gut, daß wir's einmal wiſſen; aber welchen Weg nahm der Galgenvogel?“

„Bis an's Leggendickicht verfolgte er den Jägerſteig, aber dort war er meinen Augen entſchwunden.“

„Da ſteckt er ſicherlich, der ſchuldbewußte Sünder! Hat er was immer für eine Abſicht, in unſerm Reviere herum zu lungern, ich muß ihn fangen, ſei es todt oder lebendig. Auf dem Bärenkogel lauert mein Junge, er hat Augen wie ein Luchs; ich werde ihm unter den Krüppelbirken aufpaſſen; Du aber gehſt den Gamsſulzkogel wieder hinunter und machſt weidlich Gelärme, daß er dadurch angeködert wird. Geht er in die Falle, ſo bringe ich ihn zum Eunswirthe, und bis dahin gehab' Dich wohl!“

Wie mir die Weiſung ward, ſtieg ich die Gamsſulz herunter, that den Gang durch abrutſchendes Gerölle und machte manches Gejohle, das ich gegen dieſen ſchlauen Fuchs wolbedächtig anbringen mußte, bemerkbar. So gehe ich ſchnurſtraks daher und will abwarten, ob dem Jäger ſein Vorhaben gelungen.“

„Geht der Mathes über die Klauſe?“ frug nun der Richter.

„Wenn er den Juden in die Hände gekriegt hat, ſo muß er wol Sicherheits halber den Weg einſchlagen,“ berichtete Meiſter Paul.

„Dann iſt mein Verweilen hier zu Ende!“ ſagte der Richter mit gewichtiger Miene, ſtand auf und grüßte.

Alle ſahen ohne Leidweſen ſeinen Abgang, da ſie ihm ob der lächerlichen Wichtigthuerei nicht beſonders grün waren und der gute Mann obendrein in allen Weinſchildern vollgeſchnittene Kerbhölzer aufzuweiſen hatte, die ſeiner richterlichen Würde ſtarken Eintrag thaten.

„Mit dieſem Stefen,“ nahm Hans wieder das Geſpräch auf, „hat es doch ſein eigenes Bewandtniß. Wie er in letzterm Jahre geheimnißvoll that, war auch ſein Ende. Und der Goldkahr, ſagſt Du? Hab' wol manches Gefaſel darüber gehört, wenn auch Niemand anzugeben wußte, wo er gerade ſei. Wenn ich mich recht erinnere, ſoll aber damit, wie der Jude ſagte, ein gewagtes Spiel ſein und derjenige, der durch irgend einen Mißbrauch den Zorn der Berggeiſter aufſtachelt, ihrer furchtbaren Rache verfallen. So fand man auch vor vielen Jahren Einen todt unter den Gemsmäuern liegen, der auf Schatzgraben mit Wünſchelruthen und Geiſterbannen im Lande herumſcherwenzte und den Alraunen und Bergwichtlein unterthan geweſen ſein ſoll. Darnach ſinkt immer der Goldklumpen ein halbes Jahrhundert in's Berginnere hinab und braucht eben ſo viele Jahre zum Aufwärtsſteigen. Wenn er aus dem Felſen bricht, umhüllt ihn eine leichte Silberkruſte, eine klare Quelle ſprudelt darüber hin und ihr Fließen ſei das Zeichen ſeiner Erſcheinung.“

„Wie kam nun aber der Duckmäuſer, deſſen Seele Gott gnaden möge, ſo gerade dahinter?“ frug der Wirth im Ausdrucke des Staunens.

„Es mögen drei oder vier Jahre ſein,“ erläuterte Paul, „als wir mitſammen beim Hochtriebe waren. Was mir damals minder auffiel, macht mir jetzt noch immer mehr Gedanken. Als ich nämlich heimging, kletterte der Mann eben die Gemsmäuer herauf und ſagte: er habe einen kleinen Unfall gehabt; war aber dabei derartig kleinmüthig, daß ich Anfangs über das ſonderbare Weſen erſchrak, dann aber daſſelbe auf Rechnung eines Sturzes legte, den er mir vormalte. Seit dieſem Begegnen nun gingen außerordentliche Dinge ſowol mit ihm als ſeinen Verhältniſſen vor. Der blutarme Keuſchler wurde nach und nach vermöglich, wolhabend, welche Veränderung er zwar ſo ziemlich zu bemänteln wußte, die aber einem Nachbar nicht entgehen konnte. Ein Stück um das andere wurde dem Grundbeſitze zugekauft, die baufällige Hütte ausgebeſſert und verſchönert; und das Alles nahm einen ſo gleichmäßig fortrückenden Gang, daß man am Ende gerade nicht viel Aufhebens machte und ſich mit der Muthmaßung begnügte, er habe eine unverhoffte Erbſchaft gemacht, einen Schatz gehoben, und derlei Zeug mehr. Daß es ſeit der beſagten Gemsjagd ſeinen Haken hatte, war ja augenfällig, als wir Nachts auf die Wilderer fahndeten und bei ihm zuſprachen. Die Alte fabelte von Geſpenſtern und Hölle und grinſte dabei ſo hohläugig, wie die aufgeſchichteten Schädeln im Beinhauſe. Sie war doch immer ein vernünftiges, rathſames Weib geweſen, daß uns das Ereigniß als gar ſehr verdächtig auffiel und, weiß Gott, was denken ließ.“

„Ja, da wußte man lange nicht,“ warf der Wirth dazwiſchen; „war es Trauer um das brave Weib, oder etwas Anderes, das ihm im Kopfe herumſpuckte, und ſtanden erſt völlig verblüfft da, als ſeine Umſtände auf ein Mal ganz erklecklich wurden, ohne ihn ſündhafter Wege beſchuldigen zu können.“

„Geld hatte er in Hülle und Fülle,“ bemerkte Paul, „und zu Zeiten, wo ein anderer Gebirger, wie es ſchon zu gehen pflegt, mit keinem rothen Heller in der Taſche klimpert, ſaß der gute Mann gar wolgemuth am Schenktiſche und war guter Dinge.“

„Hielt aber dabei,“ ſchaltete der Wirth ein, „verdammt hinter dem Berge, als ob er ein Geierneſt auszunehmen Sinnes wäre. Wenn ich nicht irre, war es ein Mal gerade an dieſem Tiſche und er wie gewöhnlich verſchloſſen und wortkarg. Da ließ ſich's nun einer ſeiner Nachbarn beikommen, im treuherzigen Tone auf den Glückswechſel anzuſpielen; aber Knall und Fall war Stefen ſchlagfertig gerüſtet und verſetzte ihm einen ſo treffenden Puff auf das Gebreſte, daß es mit einer zweiten verſchleierten Frage ihr Bewenden hatte.“

„Gott's Marter!“ rief Hans dazwiſchen, „hätte ihm ſchon ein Fräßchen geſtellt. Wie er gleich Eſpenlaub zitterte und bebte, als er, der leibhaftige Gottſeibeinns, ſeinen Extratanz hielt. War das ein Höllenſpektakel! Das Haus wird für immer wie ein Peſtlazareth gemieden, der Zapfen vertrocknet

Digitized by Google

am Faſſe. Kann es auch rechtiglich Niemanden verargen, wenn er ſich ein Schild wählt, das im beſſeren Geruche ſteht. Daß aber der Junge einen ſo übereilten Streich that, war etwas heißblütig; denn: ſtirbt mir das Bräutchen im Arm, hab' ich ſchon wieder ein Anderes warm, und dem wäre, ſei es auch noch ſo ein feines Ding, ſchlank und blank, abgeholfen geweſen. Potz Velten! ſagte ich's nicht ſchon lange vorher, daß Einer wieder dem grimmen Tod in den Rachen fiele? Hörte ich doch einen ganzen Monat vorher das Waſſermännlein ſingen und trillern und ſich baß freuen ob des ihm werdenden jährlichen Opfers. Hätte ihm lieber den bärbeißigen Juden zugeſchanzt und mein Remiſori und Gaudium dabei gehabt, wenn es ihm mit einem Liedlein den Lügenmund angewäſſert hätte. Aber der war bei der ganzen Hiſtorie nicht zu ſehen; und war auch gerathen, denn wir hätten nimmer geduldet, die Kreatur bevorzugt zu ſehen!"

„Dieſer abgefeimte Schleicher," verſetzte Paul, „hatte einen gar gewichtigen Stein im Brette und that ſeit der Gemsjagd ſo geheim und zutraulich mit Stefen. Einer umwedelte den Andern, und Stefen konnte gar nie nach Hauſe, ohne ihm den ſtetigen Beſuch gemacht zu haben. Dieſe ungerechtfertigte Gemeinſchaft warf ſchon damals ein trübes Licht auf ſeine Ehrenhaftigkeit, und wenn er es gleich bemerkte, nahm er doch wenig Bedacht darüber. Kaum war aber Stefen's Verſchwinden offenkundig, kam der ſaubere Geſell wie mit dem Blitz angefahren, ſchaltete und waltete mit der Hinterlaſſenſchaft, wie der unbeſtrittene Herr im Hauſe, wenn man gleich nicht wußte, was mit dem Manne geworden."

„Ja, das geht mir nie zu Sinne," ſagte Hans kopfſchüttelnd, „wie es von Rechtswegen anging; aber verzeih' mir Gott die Sünde! ein Beutel Gold löſt auch den Todtſchlag. Kommt mir immer vor, als müßt' ich dies glauben trotz Goldkahr und Allem; denn wer die Nacht ſucht, der ſcheut das Licht und das Ruchbarwerden der That, und wie der Waldhäusler ſeine reuige Seele dem lieben Herrgott empfahl, waren Jude und Stegreifritter weggeblaſen, die Gerichtsherren machten ein verblüfftes Geſicht — —"

Ein unferner Schuß hallte bei dieſen Worten durch die nächtige Stille. Die Männer eilten auf den teraſſenartigen Flurgang, von wo ſie die Straße entlang lauſchen konnten. Rabenſchwarz hing die Herbſtnacht über der Gegend und ließ nicht handbreit vor ſich blicken. Alles war ruhig und ſie wollten wieder in die behagliche Stube zurückgehen, als ein zweiter Schuß fiel und verworrene Stimmen vernehmbar wurden. Schnelles Laufen mit athemloſen Rufen vermengt, drang näher und näher und jetzt konnten ſie deutlich vernehmen, wie ein leiſer, aber flüchtiger Tritt vorüberhuſchte und im weiten Abſtande erſt die Verfolgenden nachkeuchten.

„Haltet ihn! haltet ihn!" rief eine faſt erſtickte Stimme und eine Geſtalt ſtürmte die Straße vorüber, der eine zweite folgte.

„Das iſt Jäger Mathes!" rief Paul erſchrocken, „und wenn das der Jude war, der zuerſt vorüberrauſchte, iſt alles Verfolgen fruchtloſe Mühe. Der flüchtet über Stock und Stein, und da laſſe ich Jemanden nachſchnobern in eitler Nacht!"

„Daß das Donnerwetter darein ſchlage!" fluchte Hans ergrimmt und machte ſich Vorwürfe, daß er nicht ſogleich, als der erſte Schuß gefallen, auf die Straße geſprungen war.

Unter verſchiedentlichen Gedanken kehrten ſie in die Stube zurück und beobachteten ein tiefes Stillſchweigen, in das der Pendelſchlag im ſumſenden Uhrkaſten und das monotone Rauſchen der Enns wenig Wechſel brachte. Bei dem leiſeſten, zufälligen Geräuſche wandten alle drei zugleich die Köpfe und lauſchten gierig nach der Thüre, ob wol Keiner, des blöden Nachlaufens müde, heraufkäme, die ausgetrocknete Kehle aufzufriſchen und ſie ſelbſt aus der unerquicklichen Unwiſſenheit zu reißen. Unmuthig rückten ſie auf der Holzbank hin und her, Einer ſchaute dem Andern in die, unerträgliche Spannung weiſenden Mienen, als über den hölzernen Aufgang und die innere Flur Schritte tönten, die ſich der Thüre näherten.

„Hol' der Henker den verketzerten Richter!" ſtürmte Mathes mit dem Jägerburſchen wuthentbrannt in die Stube; „will ihn von nun an den „Judenrichter" benamſen. Stößt der nichtsnutzige Menſch auf uns, dem eingefangenen Vogel den Laufpaß zu geben. Das vergeß' ich ihm in der Todesſtunde nicht! Ja, ich will ihm einen Stein vor die Thüre ſchmeißen, über den der Richter einmal das Genick bricht, will der ſauberen Wirthſchaft ſeines Richterweſens ein Ende machen —!"

So tobte der aufgebrachte Jäger fort und hätte er Bannſtrahl in Macht und Händen gehabt, er würde das und alle Peſt und Plage auf des Richters Haupt herabgeſchleudert haben. Mit äußerſter Mühe nur war der zornige Ungeſtüm zu beſchwichtigen und nachdem er noch etliche Male auf das alte Kapitel zurück verfiel, gewann er endlich ruhigere Faſſung, die lauter werdenden Fragen der Andern zu befriedigen.

„Wie ich mir's dachte," erzählte er, „ſchnappte der Jude in die Falle. Kaum graute der Abend in den Bergen, ſo knickte es in dem Leggendickicht und eine lange, dürre Geſtalt wickelte ſich wolbedächtig von den Aeſten los. Wie er auf den offenen Platz herauskam und eiligſt die Bergſchneide querüber gehen wollte, vertrat ich ihm eben ſo ſchleunig den Weg und machte ihn kurzgefaßt mit ſeiner nunmehrigen Lage bekannt. Anfangs ſtutzte er gewaltig und ſchien mich mit ſeinem grimmigen Blick durchbohren zu wollen; da ich aber nach Jägerbrauch nicht ſehr glimpflich verfuhr und mein Burſche ebenfalls aus ſeinem Schlupfwinkel zu mir ſtieß, ergab er ſich ohne weitere Widerrede in ſein Schickſal, wir nahmen ihn in die Mitte und ſchlugen den Weg thalwärts zum Klausbache ein. Da ging er fromm wie ein Lämmchen zwiſchen uns und ſchien nicht das mindeſte Verlangen zu haben, unſerm Geleite ſich zu widerſetzen oder einen vortheilhaften Seitenſprung zu benützen. Ich hielt daher eine Verſtärkung für überflüſſig und ſtrikte ihm, als ſchon völlige Nacht hereinbrach, die Hände ganz locker über den Rücken zuſammen. Er ließ Alles willig mit ſich geſchehen und rührte kein Glied. Auf einmal kommt der unſelige

Digitized by Google

Richter uns in den Wurf. Mit empörender Schadenfreude lacht er dem gefesselten Juden unter die Kappe und sagt mir zum Lobe dummes Zeug. Dann schwadronirt er wieder, schnell umgesattelt, über Eingriffe in seine Richterwirksamkeit und wollte darthun, daß vorliegender Fall sich am allerwenigsten auf Jagd- oder Forstfrevel beziehe, sondern lediglich in seine Amtirung greife, da er schon lange marktgerichtliche Weisungen über Einbringung des Juden erhalten habe. Als er noch immer darüber zu tauben Ohren predigte, wurde er unwirsch und leidenschaftlich; von spitzen Worten kam es zu förmlichen Beleidigungen, und da ich selbe nicht einsteckte, ließ sich der aberwitzige Narr beikommen, mich mit thätlichen Händeln anzufallen. Den Augenblick, während ihn der Bursche bei der Gurgel packte und ich umgewendet dem Raufsüchtigen einen derben Kolbenstoß versetze, benützte der Judasschelm, sprang rasch einige Sätze vor und wand sich wahrscheinlich von der Fessel los. Die Straße ging gerade bergab und da lief er trotz seiner Jahre, als machte er den Gandreit auf dem Rücken einer Hexe. Die Schüße, die wir ihm nachschickten, waren in der stockfinstern Nacht ziellos abgefeuert. Der Jude ist nun los, das verzeihe ihm Gott! aber der Richter, das schwöre ich ihm, hat in mir den Mann gefunden, der ihm den Richterdünkel einschwert, so wahr ich Mathes heiße und landgräflicher Jäger bin!"

Wieder floß der entfesselte Strom der Zornrede und dauerte noch fort, als sich Paul und Hans schon längst verabschiedet hatten und der Wirth ernstlich zur Ruhe mahnte.

Der Jude war für immer verschollen und somit jede Hoffnung dahin, inhaltöschwere Geständnisse durch die Foltermarter zu erpressen; aber der Jäger hatte wahr gesprochen und der Richter in ihm den Mann gefunden. Er wurde seiner Richterwürde entsetzt und der Spottname „Judenrichter" blieb ihm zur immerwährenden Denkmünze und pflanzte sich fort auf Sohn und Enkel; denn lange Zeit hieß das Gehöfte das Haus zum „Judenrichter."

Stefen's Uiberresten, für deren Echtheit unverwerfliche Beweiszeichen vorlagen, wurde nach den überaus strengen Glaubensbegriffen damaliger Zeit und auf den allgemeinen Satz hin: er habe mit dem Bösen gotteslästerliche Gemeinschaft gepflogen, die geweihte Erde verweigert und sie an der Stelle, wo sie aufgefunden wurden, verendeten Thieren gleich, mit Reisern und Steinen überworfen. Als ob aber die Natur den starren Schiedssprüchen des Volksglaubens offenen Hohn spräche, löste sich von der Felswand ein blockiger Spalt und legte sich zum riesigen Leichenmal über den schimpflichen Hügel. Jahrzehende rauschten vorüber, in ihrem ernsten Flügelschlage wehte Tod und Entstehen neuer Generationen und das schauervolle Ereigniß schwand allmälig aus dem des Alten überdrüssigen Munde der Allgemeinheit. Aber der schlichte Köhler, der seine Meiler auf selber Stätte aufgeschichtet, die ihm die väterliche Strebsamkeit bezeichnet, erfaßt in seiner friedsamen Abgeschiedenheit all' die Vorgänge im Gebirge, woran sein ganzes Leben und Wissen hängt, mit eigenthümlich fanatischem Eifer und erzählt mit berußten Lippen aber biederer Seele den Söhnen und Enkeln, was in ihrer kleinen Welt begegnet sei und wie noch sein Großahn gehört und gesehen haben soll: welch' unheimliches Leben zur Zeit, wenn die Mondhörner zur vollen Scheibe zusammenfloßen, um den Goldkahr webte. Vielgestaltiges, zwergiges Volk, das wie Glühwürmer die Felsen umleuchtete, wimmelte dann in unabsehbaren Reihen unter der Steindecke hervor und schwirrte zum Thale nieder, das es in langer Feuerstraße durchwogte. Sonach zog es wieder fort mit bangem Klaggestöhne, die Felsen hinauf und verschwand unter der mächtigen Platte. Seitdem man jedoch das Doppelkreuz mit dem Geisterbanne im Thale eingesenkt, seien diesen pünktlich wiederkehrenden Zügen unüberschreitbare Schranken gesetzt und aller schreckhafte Spuck aus dem Umkreise gewichen.

Industrielle Thätigkeit erwachte in dieser Bergschlucht. Durch Tag und nächtliche Weile pochten unermüdlich die Hämmer und geschmeidig fügte sich das norische Eisen unter der dröhnenden Wucht; doch goßen darüber die ungestümen Fluthen des Wildbachs vernichtend hin und wieder steht das Thal, das sich vom Eisenbetriebe der „Hammergraben" nannte einsam und öde, außer wenigen Sölden, die sich zwischen Fels und Wald kümmerlich angebaut haben. Selbst das Kreuz ging unter im Sturme der Zeiten, dessen Wiederaufbau durch die Nothwendigkeit nicht erheischt wurde; denn Stefen schlummerte fortan friedlich unter dem Goldkahr.

Aber noch sind nicht fünfzig Jahre verronnen, daß ein Fremder, Namens Stallburg, der ein gar prächtiges Haus hielt und sich mit großartigen Plänen herumtrug, ein sorgsames Augenmerk auf das Volksgerede richtete und unweit des angeblichen Goldkahrs einen beinahe hundert Klafter langen Schacht in's Berginnere mit ungeheurem Kostenaufwande aufbauen ließ. Jedoch unterliegt es keinem Zweifel, daß seine goldigen Hoffnungen in Nebel zerrannen und kein Gran edlen Metalls die unsägliche Mühe verlohnte; denn die Ehre des getäuschten Mannes scheiterte an dem gewagten Unternehmen, auf dessen Risico er namhafte, geliehene Summen vergeudete. Noch jetzt, wenn man durch eine Seitenschlucht auf einer freieren Fläche, die seither der „Bergknappenbrand" heißt und zur Höhe des Ennsberges führt, angelangt ist, erinnern weit gebreitete Schutthaufen an die stattgehabte Ausschürfung; das Grubenloch ist jedoch theilweise verschüttet und durch die Länge der Zeit gänzlich unzugänglich geworden.

Digitized by Google

Giuſeppe Tartini.

Hiſtoriſche Novelle von A. L. W.

1. Flucht, Gefangenſchaft, Rettung.

Es war um die Stunde der Mitternacht, als ein furchtbares Unwetter über das freundliche Peſaro losbrach. Schwarzes Gewölk, das wie rieſige Berge am Horizonte ſich gethürmt, hatte die ſternhelle Nacht des italiſchen Himmels in dichte Finſterniß gewandelt, die nur von Zeit zu Zeit durch kreuzende Blitze erhellt wurde. Laut brüllte der Donner, begleitet von dem Heulen des Sturmes, der mit entfeſſelter Wuth von der See über das Land hereinbrach und den in Strömen herabſtürzenden Regen durch die Straßen des Städtchens peitſchte. In dieſem Aufruhr der Natur ſuchte, was Leben und Odem hatte, ein ſchützendes Obdach zu gewinnen, und Stadt und Flur glich einer Einöde, wo alles Leben erſtorben. Und doch ließ ein gewaltiger Blitzſtrahl, der für einige Sekunden die Rabennacht zertheilte, auf der Straße vor Peſaro die Geſtalt eines Pilgers erblicken, der in grobhärenem Gewande, den Stab in der Hand, muthig gegen Sturm und Regen kämpfte. Er ſchritt auf ein Licht zu, das, einer Oſteria (Wirthshaus) angehörend, wie ein freundliches Geſtirn dem Wanderer vorzuleuchten und ihn einzuladen ſchien, gegen die Wuth der Elemente Schutz zu ſuchen. Als er nach ſchwerem Kampf endlich das erleuchtete Haus erreichte, hielt es nicht leicht, ſich Einlaß zu verſchaffen. Dreimal mußte er ſein Pochen an dem wohlverriegelten Thore wiederholen, immer wurde es von dem Rollen des Donners und dem Heulen des Sturmes übertäubt. Endlich hörte er Tritte und Schlüſſelgeraſſel; knarrend öffneten ſich die Thorflügel, um den Harrenden einzulaſſen.

„Darf ich hoffen," ſprach der Pilger mit wohltönender Stimme zu dem Oſtiere (Wirth), der ihm geöffnet, „in Euerem Hauſe Schutz gegen das wüthende Unwetter zu finden?"

„Warum nicht, frommer Bruder?" antwortete ehrerbietig der Wirth; „bequem werdet Ihr's freilich nicht haben, denn mein Haus iſt von den Leuten Sr. Eminenz Georgio Cornaro's gefüllt; doch tretet immer ein, ein leeres Plätzchen wird ſich wol noch finden."

„Weiſt mir den einſamſten Winkel des Hauſes an; ein Mann meines Standes iſt leicht befriedigt und taugt nicht für die Geſellſchaft luſtiger Gäſte," ſprach mit bebender Stimme der Mönch.

„Wenn es Euch ſo gefällt, führe ich Euch in ein Dachſtübchen, das zwar etwas beſchränkt, aber für einen genügſamen Mann immer groß genug iſt." Mit dieſen Worten leuchtete der Wirth ſeinem Gaſte ein Paar Treppen hinan, öffnete ein enges Kämmerlein, erſuchte ihn hier einzutreten und es ſich ſo bequem als möglich zu machen.

„Cornaro, Cornaro!" murmelte der Pilger, indem er ſich auf einen Seſſel warf, „verhaßter Name, der mich wie ein Dämon hetzt, das ſchönſte Glück meines Lebens zerſtörte und ſelbſt dem Flüchtigen, von Hunger und Durſt und dem Kampfe mit den Elementen Erſchöpften keine Ruhe gönnt! Und doch," fuhr er nach einer Pauſe ſtillen Nachdenkens fort; „was kann ich beginnen? Soll ich, erſchöpft wie ich bin, in dem furchtbaren Unwetter meine Flucht fortſetzen? Würde ich nicht dadurch den Argwohn der Häſcher, die mir auf der Spur ſind, erwecken? Nein, ich muß, ich will bleiben; ſcheinbar ſorglos will ich mich zur Ruhe begeben, wenn ich zuerſt euch, meine einzigen Vertrauten, die ihr an mir zu Verräthern werden konntet, in Sicherheit gebracht habe." Mit dieſen Worten zog er unter dem durchnäßten Pilgergewande einen Degen und eine koſtbare Amati hervor, die er ſorgfältig in dem Bette vergrub, das die Kammer dem Ermüdeten darbot. Nachdem er den Riegel der Thür vorgeſchoben, warf er ſich neben ſeine Vertrauten auf das Lager hin, und bald verſcheuchte ein erquickender Schlummer das Sorgenheer, das ſeine jugendliche Stirne umlagerte.

Nicht lange hatte er die Wohlthat der Ruhe genoſſen, als ein heftiges Pochen an der Thüre ihn aus dem Schlafe ſchreckte. Unwillkürlich fuhr ſeine Hand nach dem Degen; dann auf dem Lager ſich aufrichtend, fragte er nach der Urſache der Störung.

„Verzeiht, frommer Bruder!" ließ ſich des Wirthes ſchüchterne Stimme vernehmen, „die Leute Sr. Eminenz, trunkenen Muthes wie ſie ſind, wollen durchaus Eure Bekanntſchaft machen und beſtehen darauf, daß ich Euch in ihre Geſellſchaft einführe. Erzeugt mir alſo, um der Ruhe meines Hauſes willen, den Gefallen und folget mir für einen Augenblick in das Gaſtzimmer."

„Die Leute Sr. Eminenz," erwiederte der Pilger, „ſind ſehr neugierig und unhöflich, daß ſie einem müden Wanderer nicht einmal ein wenig Ruhe gönnen; doch wenn es darauf ankommt, den Frieden Eueres Hauſes zu erhalten, ſo bin ich bereit, ihrem unziemlichen Benehmen zu willfahren." Damit erhob er ſich vom Lager, legte den Degen wieder zur Seite ſeiner Amati, als ſollte er in ſeiner Abweſenheit das koſtbare Kleinod bewachen, und befand ſich bald im Kreiſe der lärmenden Gäſte.

„Wir haben Euch rufen laſſen," riefen mehre Stimmen zugleich, „um zu erfahren, wer der Mann ſei, der die Geſellſchaft ehrlicher Menſchen verſchmäht; ſeid alſo ſo gut, uns Euren Namen und Stand, ſowie den Zweck Euerer Reiſe zu eröffnen." Unter dieſen Worten ſah ſich der Fremde von mehren trotzigen herausfordernden Geſichtern umdrängt, die

Digitized by Google

einen weniger herzhaften Mann leicht aus der Faſſung hätten bringen können.

„Nicht Mangel an Achtung, meine Freunde, ſondern das Bedürfniß der Ruhe bewog mich, auf das Vergnügen Euerer Geſellſchaft zu verzichten. Hätte ich vorausſetzen können, daß Ihr an meiner unbedeutenden Perſon einiges Intereſſe fändet, ſo würde ich Euch, ohne mich erſt dazu auffordern zu laſſen, geſagt haben, daß ich mich Franzesko Urbino nenne, ein Diener des hl. Franziskus von Aſſiſi ſei und eine Wallfahrt nach dem Grabe dieſes gottesfürchtigen, erleuchteten Mannes mache."

„Das können wir glauben, wenn wir wollen, und für eine Lüge halten, wenn es uns beliebt," ſprach ein rieſenhafter Mann, welcher der Führer der Andern zu ſein ſchien; „könnt Ihr beweiſen, derjenige zu ſein, für den Ihr Euch ausgebet?"

„Hier iſt ein Schreiben von Sr. Eminenz Georgio Cornaro, das den Bruder Franzesko Urbino dem Abte der heil. Bruderſchaft von Aſſiſi empfiehlt."

Der Mann ſtierte das Blatt eine Zeitlang mit prüfenden Blicken an und gab es dann dem Fremden zurück mit den Worten: „Schon gut! Ihr könnt Euch wieder zur Ruhe begeben."

Der Fremde wünſchte der Geſellſchaft eine gute Nacht und kehrte mit erleichtertem Herzen in ſein Kämmerlein zurück.

So ſtürmiſch die Nacht geweſen, ſo heiter und mild zog der erwachende Morgen am Horizonte herauf. Mit fröhlichen Weiſen begrüßten ihn tauſend gefiederte Sänger, nicht mehr gedenkend der Noth, die das Unwetter der vergangenen Nacht ihnen bereitet hatte. Nicht ſo heiter zog ein Sänger höherer Art, Franzesko Urbino, dahin, deſſen Bruſt, ob auch der Kampf der Elemente ausgetobt, bange Beſorgniß erfüllte. Zwei Stunden mochte er ungefähr gepilgert ſein und ſchon begann die höher ſteigende Sonne brennende Strahlen zu entſenden, als er plötzlich ſeinen Namen rufen hörte. Erſtaunt blickte er zurück und gewahrte mit nicht geringem Schrecken, daß eine gewaffnete Reiterſchaar, in welcher er nur zu bald die unhöfliche Geſellſchaft der vergangenen Nacht erkannte, in aller Eile ihm folgte. Bevor er noch zu einem Entſchluße, wie er der drohenden Gefahr ſich entzöge, gekommen, ſah er ſich von den Reitern eingeholt und umringt.

„Vergebt," rief ihm der Führer derſelben zu, „vergebt, Herr Franzesko Urbino, daß wir Euch neuerdings mit unſerer Geſellſchaft beläſtigen; aber in Eurem letzten Nachtlager habt Ihr ein Schreiben von ſchöner Hand an Giuſeppe T... vergeſſen, das für Euch und uns von großem Werthe zu ſein ſcheint. Vermuthlich könnt Ihr uns über den Mann, der dieſen Namen führt, einigen Aufſchluß geben, denn wir haben von Seiner Eminenz, Georgio Cornaro, den Befehl, den Genannten, wo wir ihn immer treffen, feſtzunehmen."

Erbleichend hörte der Pilger des Reiters höhniſche Rede; doch im nächſten Augenblicke gewann er ſeine Faſſung wieder, riß unter dem Pilgergewande einen blanken Degen hervor, entſchloſſen, ſeine Freiheit gegen die überlegene Schaar zu vertheidigen.

„Laßt das bleiben, mein Freund!" herrſchte ihm der Führer der Reiterſchaar zu; „es führt nur zu unnützem Blutvergießen und wird Euer Schickſal eher verſchlimmern, als verbeſſern. Wir kennen Euch zwar als den tüchtigſten Fechter von Padua — aber Einer gegen Zehn iſt doch barer Unſinn."

Der Pilger, die Wahrheit dieſer Bemerkung nicht verkennend, überlieferte ſchweigend ſeinen Degen dem Führer, wurde gebunden, auf ein Saumroß geſetzt und zurück bewegte ſich der Zug gegen Padua hin.

Der Abend war gekommen und ermattet von des Tages Hitze und dem beſchwerlichen Ritte hielt die Reiterſchaar mit ihrem Gefangenen an einer Oſteria von Rimini. Giuſeppe ward in ein Gemach gebracht, deſſen Thüre und Fenſter ſo wol verwahrt waren, daß ein Entkommen unmöglich ſchien. Man nahm alſo keinen Anſtand, den Gefangenen ſeiner Bande zu entledigen, ſetzte ihm ein einfaches Mahl vor und empfahl ihm, durch einen geſunden Schlaf zum Ritte des folgenden Tages ſich zu ſtärken.

Während die Reiter, vergnügt über den gelungenen Fang, in der Gaſtſtube ſich gütlich thaten, ging der Gefangene trübſinnig in ſeinem einſamen Kerker auf und ab und verwünſchte die Härte der Menſchen, die erſt ſein Glück vernichtet und jetzt ihn auch des einzigen Gutes, das ihm geblieben, der Freiheit, beraubt haben. In dieſer trüben Stimmung fiel ſein Blick auf ſeine Amati, welche die Reiter als ein harmloſes Spielzeug ihm gelaſſen. „So ſei denn du meine Tröſterin im Ungemach, klage du den tauben Wänden dieſes Gemaches die Leiden eines liebenden zerriſſenen Herzens!" Mit dieſen Worten ergriff er ſein Lieblingsinſtrument und ergoß das überſtrömende Gefühl in die zärtlichſten, ſchwermüthigſten Melodien, die je ein Meiſter der Geige entlockte.

Doch nicht allein die gefühlloſen Wände, auch die gefühlvolle Marietta, die achtzehnjährige Tochter des Oſtiere, vernahm die rührenden Töne des Inſtrumentes. Schon bei der Ankunft der Reiterſchaar hatte das blaſſe, jugendliche Geſicht des Gefangenen die Neugier und das Mitleid des Mädchens erregt, es hatte ſich um deſſen Schickſal erkundigt und erfahren — daß ein Liebesverhältniß ihm den Zorn des Biſchofs von Padua zugezogen, auf deſſen Befehl der Flüchtige verhaftet worden und nun einem traurigen Schickſale entgegen geführt werde. Mehr brauchte es nicht, um die Theilnahme einer gefühlvollen Jungfrau, wie Marietta war, auf den höchſten Grad zu ſteigern, was ſie auch antrieb, unter den Fenſtern des Gemaches, wo der Fremde eingekerkert war, zu weilen, um auf irgend eine Weiſe mit ihm in Berührung zu kommen. Hier war es, wo ſie die klagenden Töne des herrlichen Inſtrumentes vernahm; und hatte ſchon früher das traurige Loos des Gefangenen ihre Theilnahme auf das Höchſte geſteigert, ſo ging dieſe Theilnahme nun in den Entſchluß über, den Unglücklichen, durch welches Mittel immer, aus ſeiner Haft zu befreien. Auf dem gewöhnlichen Wege durch Thüre und Fenſter war kein

Digitized by Google

Entkommen möglich, denn die Letzteren waren mit ſtarken eiſernen Stäben verwahrt und vor der Thüre hielt ein bewaffneter Reiter Wache. Doch war noch ein Ausweg, der den ſpähenden Blicken der Reiter entgangen war: eine Fallthüre, über welche man, da ſie nicht gebraucht wurde, ein Bett geſtellt, führte aus dem Gemache des Gefangenen in den Keller; durch dieſe wollte Marietta das Rettungswerk vollbringen.

Die Nacht war ſchon weit vorgerückt und die luſtigen Reiter lagen, nachdem ſie ſich an Speiſe und Trank gütlich gethan hatten, im tiefen Schlaf verſunken. Auch der Gefangene hatte die Geige aus der Hand gelegt und ſich auf ſein hartes Lager geworfen. Aber der Schlaf floh ſeine Augen; unſtät ſchweiften ſeine Gedanken umher, bis ſie ihn endlich nach Padua trugen, wo der bitterſte Haß und die zärtlichſte Liebe ihn erwarteten. Während bald düſtere, bald freundliche Bilder vor ſeiner Seele vorüber zogen, glaubte er ein leiſes Geräuſch in dem einſamen Zimmer zu vernehmen. Erſtaunt blickte er in dem monderleuchteten Raume umher, doch entdeckte er nichts, was das Geräuſch hätte verurſachen können. Indeß wurde der Laut immer vernehmlicher und ſchien unter dem Bette, auf welchem er lag, hervorzukommen. Er ſprang auf, ſtarrte unter das Bett und gewahrte mit Entſetzen, daß eine Fallthüre leiſe ſich hob und ein ſchwacher Lichtſtrahl durch die Oeffnung in das Gemach drang. Schon fürchtete er einen meuchleriſchen Ueberfall und verwünſchte den feigen Entſchluß, ſeinen Degen den Häſchern ausgeliefert zu haben, als der ſchwarzgelockte Kopf einer Jungfrau zum Vorſcheine kam, die mit aufgehobenem Finger zu ſchweigen und unverzüglich ihr zu folgen, bedeutete. Voll Erſtaunen und Freude folgte der Gefangene ſeiner liebenswürdigen Retterin, und bald hatten Beide den freien Hofraum erreicht.

„Jetzt flieht, ſo ſchnell Eure Füße Euch tragen!“ ſprach Marietta; „ein Führer wird Euch begleiten und ſicher zu meinen Verwandten im nächſten Dorfe bringen, wo Ihr ſo lange Euch bergen könnt, bis Eure Verfolger, des vergeblichen Suchens müde, die Gegend verlaſſen haben.“

„Edelmüthiges Mädchen!“ rief Giuſeppe; „womit kann ich dieſen Dienſt Dir lohnen?“

„Keine Worte!“ flüſterte das Mädchen; „Euer unglückliches Schickſal und Eure göttliche Kunſt geben Euch Anſpruch auf die Theilnahme jedes gefühlvollen Herzens. — Aber die Nacht eilt mit ſchnellen Schritten zu Ende, flieht, um des Himmels Willen! und verliert nicht die koſtbare Zeit mit unnützen Worten.“

„So lebe denn wohl!“ ſprach der Scheidende und drückte einen dankbaren Kuß auf die erröthenden Wangen der Jungfrau. „Aber, Gott! meine Amati! ich habe ſie in der Verwirrung in meinem Kerker vergeſſen.“

„Laßt ſie, denkt nur an Eure Rettung!“ drängte das Mädchen. „Eure Geige ſoll bei uns nicht verloren ſein.“

„Nein, nein!“ erwiederte der eigenſinnige Künſtler, „lieber mein Leben, als meine Amati.“

„So wartet denn und haltet Euch ruhig, böſer Mann; ich eile zurück, vielleicht gelingt mir auch das noch.“

Sie verſchwand und kehrte in wenigen Augenblicken mit dem koſtbaren Inſtrumente zurück, drückte es mit Heftigkeit dem ängſtlich Harrenden in die Hand und drängte ihn mit liebender Gewalt auf den Weg.

2. Das Aſyl. Ein wunderbarer Traum.

Das Abendgebet in der Kloſterkirche von Aſſiſi war geendet und die Mönche kehrten in ihre einſamen Zellen zurück, als ein Pilger, der während des Gottesdienſtes, einem Steinbilde gleich, auf den Stufen eines Altares gelegen, ſich erhob und einem der vorübergehenden Prieſter einen freundlichen Gruß zunickte. Verwundert über die Zutraulichkeit des Unbekannten, ſtand der Mönch ſtill und betrachtete mit Wohlgefallen das ſchöne ausdrucksvolle Geſicht, das zu dem groben Gewande, das der Mann trug, nicht zu paſſen ſchien.

„Ihr kennt mich wol nicht mehr, guter Vater Ambroſio!“ hub der Fremde an, mit einem herzlichen Drucke die Hand des Prieſters faſſend.

„Wohl ſcheinen mir Eure Züge bekannt,“ erwiederte der Gefragte, „doch kann ich mich nicht erinnern, wem ſie angehören und wo ich Euch geſehen.“

„Erinnert Ihr Euch denn nicht mehr des Sohnes Eures Bruders, Giuſeppe?“

„Giuſeppe!“ rief der Alte, den Pilger mit Heftigkeit an ſeine Bruſt drückend; „ja Du biſt Giuſeppe, die Züge meines Bruders ſtehen unverkennbar auf deinem Geſichte geſchrieben. Aber was in aller Welt führt Dich nach Aſſiſi, Dich, den ich in Padua wähnte?“

„Ein feindliches Schickſal, guter Oheim, das mir nicht einmal geſtattet, den ehrlichen Namen meines Vaters zu führen. Doch iſt hier nicht der Ort, weiter davon zu ſprechen. Wenn ich, wie ich vertraue, in Eurer Zelle eine Freiſtätte gefunden habe, ſo ſollt Ihr Alles erfahren.“

„Ich will hoffen, daß der Sohn meines Bruders ſich keines Verbrechens ſchuldig gemacht hat; iſt dies der Fall, ſo kannſt Du mit Zuverſicht auf meinen und meiner geiſtlichen Brüder Schutz rechnen.“ Mit dieſen Worten führte der Alte liebkoſend ſeinen Neffen in ſeine Zelle, begierig zu erfahren, welcher Unſtern den hoffnungsvollen Jüngling in die Welt hinausgeſchleudert habe.

„Ihr wißt, lieber Oheim!“ hub Giuſeppe an, nachdem die erſten Ausbrüche des freundſchaftlichen Wohlwollens von beiden Seiten vorüber waren — „daß ich von meinen Eltern, ein unerfahrner Jüngling von 18 Jahren, auf die hohe Schule nach Padua geſchickt ward, um mich daſelbſt dem Studium der Rechte zu widmen. Im Anfange that ich dies mit Eifer und Erfolg; doch als ich nach dem Beiſpiele meiner übrigen Kameraden mich auch in ritterlichen Künſten zu üben begann, zog mich der Fechtboden bald mehr an als die Hörſäle der Profeſſoren, ſo daß ich den größern Theil des Tages auf jenem mich herumtummelte. Dazu kam meine angeborne Neigung zur Muſik, die in Padua, wo ich ſo manchen ausgezeichneten Künſtler hörte, zur Leidenſchaft ſich ſteigerte; ſo theilte ich denn meine Zeit zwiſchen dem Degen und der Geige, und ſo kam es, daß

Digitized by Google

ich in Padua bald für den beſten Fechter und Geiger galt, während ich der Wiſſenſchaft, um derenwillen ich die Hochſchule beſuchte, immer mehr entfremdet wurde. Da es mir bald klar wurde, daß ich als Rechtsgelehrter nie eine erträgliche Rolle ſpielen würde, ſo faßte ich den Entſchluß, mich von der Rechtsgelehrſamkeit ganz loszuſagen und die Fechtkunſt zu meinem Berufe zu wählen. Für dieſen Beruf ſchien mir Neapel oder Paris der angemeſſenſte Ort zu ſein, und ſchon war ich entſchloſſen, mich nach der letzteren Stadt zu begeben, als die Liebe mir einen Strich durch meine Rechnung zog und mich in Padua zurückhielt."

„Das Jahrgeld, das mir die Eltern Behufs meiner Studien in Padua ausgeſetzt hatten, konnte bei meinem Hange zu Unterhaltungen nicht hinreichen; ich ſah mich alſo genöthigt, das Fehlende durch Unterricht, den ich in verſchiedenen Gegenſtänden, namentlich in der Muſik ertheilte, einzubringen. Unter der Zahl meiner Schüler befand ſich ein Mädchen, das zwar arm an Gold, aber überreich an geiſtigen und körperlichen Vorzügen war. Der vertraute Umgang in den Lehrſtunden erzeugte bald gegenſeitige Liebe, und unbekannt mit der Welt und ihren Rückſichten glaubten wir nichts Beſſeres thun zu können, als den Bund unſerer Herzen durch den Segen des Prieſters befeſtigen zu laſſen. Doch, kaum war dies geſchehen, als ein doppeltes Ungewitter über uns losbrach. Meine Eltern, die durch dieſen Schritt ihre glänzenden Ausſichten mit mir auf einmal vernichtet ſahen, entzogen mir ihre Unterſtützung, und nicht minder war der mächtige Biſchof Georgio Cornaro, deſſen Familie meine Conſtanza angehörte, über mich entrüſtet. Der Prälat hatte mit ſeiner Verwandten andere Pläne, die durch unſere geheime Verbindung gleichfalls vereitelt wurden. Er erklärte mich für den Verführer des Mädchens und drohte, mich das ganze Gewicht ſeiner Macht und Rache fühlen zu laſſen. Was nun beginnen? Den Verluſt der väterlichen Unterſtützung hätte ich wol durch Unterricht im Fechten und in der Muſik erſetzen können, aber gegen den Zorn des mächtigen Prälaten vermochte mich keine Macht in Padua zu ſchützen; es blieb mir alſo nichts als ſchleunige Flucht übrig. Conſtanza verſchaffte mir durch den Kammerdiener Cornaro's ein Empfehlungsſchreiben für den Bruder Franzesko Urbino an den Abt der frommen Bruderſchaft zu Aſſiſi; ich riß mich aus den Armen des geliebten Weibes und, bevor der Biſchof ſeine Drohung ins Werk ſetzte, war ich im Pilgergewande auf dem Wege nach Aſſiſi. Indeß hatte Cornaro meine Flucht erfahren und ſandte mir Häſcher nach, denen ich jedoch durch den Beiſtand wohlwollender Menſchen glücklich entkommen bin. Und nun, lieber Oheim," fuhr Giuſeppe, als er ſeine Erzählung geendet, fort: „glaubt Ihr, daß ich in Eurem Kloſter unter fremdem Namen eine Freiſtätte finden könne, ſo will ich meinen Wanderſtab hier niederlegen; wenn nicht, ſo werde ich mein Heil weiter ſuchen müſſen."

„Bleibe hier, mein Sohn," ſprach der Oheim; „leicht werde ich von dem Oberhaupte unſerer Brüderſchaft, das mich mit ſeiner beſonderen Gunſt beehrt, die Erlaubniß erhalten, einen Verwandten, der von einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande zurückgekehrt, bei mir behalten zu können. Nur muß ich Dir rathen, Dich innerhalb des Weichbildes unſeres Kloſters zu halten: weil weitere Ausflüge leicht zu Deiner Entdeckung führen und uns in unangenehme Berührung mit dem Biſchof von Padua bringen könnten. An Beſchäftigung wird es Dir nicht fehlen, und wenn Du auch Deine Fechtkunſt etwas verlernen ſollteſt, ſo kannſt Du deſto mehr Deiner Vorliebe für Muſik leben. Auch wird unſer Padre Boemo, der geſchickteſte Orgelſpieler der Umgegend, es nicht fehlen laſſen, mit ſeinen gründlichen Kenntniſſen in der Muſik Dir an die Hand zu gehen."

Giuſeppe blieb alſo im Kloſter von Aſſiſi und ward durch ſein gefälliges Weſen und ſein ausgezeichnetes Spiel bald der Liebling der geſammten Brüderſchaft. Der Padre Boemo, froh, einen ſo leidenſchaftlichen Verehrer ſeiner Kunſt, wie Giuſeppe war, in den einſamen Kloſtermauern zu haben, unterrichtete ihn auf dem Flügel und führte ihn in die Geheimniſſe der Kompoſition ein. Unter ſolchen Beſchäftigungen floßen dem Flüchtlinge in ſeiner ſtillen Freiſtätte die Stunden heiter und ſchnell dahin, und nur die Erinnerung an ſeine Conſtanza trübte das einfache, ganz der Kunſt geweihte Leben.

Eines Abends ſaß Giuſeppe an ſeinem Pulte, neben ihm Geige und Flügel, mit deren Hilfe er ein Solo für den nächſten Feſttag zu komponiren ſuchte. Doch vergebens; Conſtanza's Bild ſchwebte ihm immer vor der Seele und ließ keinen muſikaliſchen Gedanken aufkommen. Die Nacht war ſchon weit vorgerückt und noch war das Blatt, das vor ihm lag, leer; denn je mehr er die Sehnſucht nach dem theuren Weibe zu bannen ſuchte, deſto mächtiger wurden die Gefühle, die ſeine Seele beſtürmten. Ermattet von dem vergeblichen Ringen gegen eine übermächtige Leidenſchaft, verſank er um die Stunde der Mitternacht in leichten Schlummer. Da dünkte es ihm, als pochte Jemand mit Heftigkeit an. Alsbald öffnete ſich die verriegelte Thüre und herein trat eine ſonderbare Geſtalt. Es war ein kleines Männchen in rothem Mantel, mit grauenerregenden Zügen, einen unförmlichen Klumpfuß mit ſcheinbarer Mühe nachſchleppend.

„Verzeiht, Signor Giuſeppe," krächzte der Kleine, „wenn ich Euch ſtöre; ich ſah Euch traurig und kam, um Euch meine geringen Dienſte anzubieten."

„Was ſollen mir Deine Dienſte?" fragte Giuſeppe, den Mann mit Erſtaunen und nicht ohne Grauen betrachtend.

„O ſehr viel," entgegnete grinſend der Alte; „wo kein Sterblicher zu helfen vermochte, habe ich ſchon geholfen. Auch rechne ich meine Dienſte gar nicht hoch an: Nur zwei Tropfen von Euerem jungen Blute — und Ihr könnt haben, was Euch gelüſtet."

„Wolan," rief Giuſeppe mit Haſt, „ſo bringe mir augenblicklich meine geliebte und ſo lang entbehrte Conſtanza!"

Der Kleine ging zur Thür, öffnete ſie, und alsbald flog Conſtanza herein und lag an des überſeligen Gatten Bruſt.

„Haſt Du ſonſt noch einen Wunſch?" fragte mit triumphirendem Hohnlächeln das Männchen.

Digitized by Google

„Ja wol," erwiederte Giuſeppe; „verſtehſt Du auch etwas von Muſik?"

„Das will ich hoffen, und zwar ſo viel, daß Ihr trotz Enrer Meiſterſchaft auf der Geige noch manches Jahr bei mir in die Schule gehen könntet."

„So nimm denn die Geige, die auf dem Flügel liegt, ſie iſt eines der köſtlichſten Inſtrumente, das aus Amati's Meiſterhand gegangen iſt. Aber nimm Dich in Acht, daß Du dem herrlichen Inſtrumente nicht Schande machſt."

Der Kleine ergriff die Geige. Doch wer begreift Giuſeppe's Staunen, als jener in die Saiten griff. Nachdem er in vierſtimmigen Accorden das Griffbrett von unten bis oben im ſchnellſten Tempo durchlaufen, als wollte er das Inſtrument auf die Probe ſtellen, begann er ein Adagio, voll der ſchmelzendſten Melodien und überraſchendſten Uibergänge, wie ſie die kühnſte Phantaſie eines ſterblichen Künſtlers nie zu erſinnen vermochte. Das Adagio ſchloß mit einer Fermate, an die ſich eine unendliche Triller-Kette reihte, welche den Uibergang zu dem ausgelaſſenſten Allegro machte. Was Giuſeppe je von Schwierigkeiten auf ſeinem Inſtrumente verſucht, war nur Kinderſpiel gegen die ungeheuren Paſſagen und Sprünge, die der unheimliche Geiger mit einer Schnelligkeit und Reinheit ausführte, die alle Vorſtellung übertraf. Und als nun das Tonſtück ſeinem Ende nahte, ging das Allegro in ein ſolches Preſtiſſimo über, daß das erſtaunte Ohr den Tönen kaum mehr zu folgen vermochte. Seiner Sinne nicht mehr mächtig, wollte Giuſeppe aufſpringen und dem übermenſchlichen Geiger ſich zu Füßen werfen, als er — — aus ſeinem Traume erwachte. Er rieb ſich die Augen, blickte ſcheu in der engen Zelle umher, um ſich zu überzeugen, ob das Vernommene wirklich, oder ob nur ein Traum ihn geäfft hätte. Aber Todesſtille herrſchte im ganzen Kloſter, die Thüre war verriegelt, ſeine Amati lag ruhig an derſelben Stelle, wohin er ſie gelegt, und es blieb kein Zweifel, daß die Wunder, die er geſehen und gehört, nur ein ſchöner Traum geweſen. Doch die Töne, welche das grauenhafte Männchen dem Inſtrumente entlockt, waren Giuſeppe's Gedächtniß nicht ganz entſchwunden; ſchnell ergriff er die Geige und ſuchte das Gehörte nachzubilden, der Verſuch blieb zwar unendlich hinter dem Traumgebilde zurück, doch hatte er, bis der Morgen graute, eines der herrlichſten Tonſtücke geſchaffen.

3. Die Zaubermacht der Kunſt. Wiedervereinigung.

Das Oſterfeſt war gekommen und eine zahlloſe Menge gläubiger Chriſten ſtrömte zur hl. Meſſe in die Kloſterkirche von Aſſiſi. Feierlich war der majeſtätiſche Dom erleuchtet und von dem hohen Chore ertönten, wie aus höheren Sphären, die ergreifendſten Geſänge, geeiguet, die Seele auf den Fittigen der Andacht zum Throne des Ewigen emporzutragen. Eben hatte man das Benediktus angeſtimmt, als ein Violin-Solo erklang, das durch die höchſte Vollendung im Vortrage alle Anweſenden mit Bewunderung und Entzücken erfüllte. Unwillkürlich wendeten ſich Aller Blicke nach dem Chore, um den Meiſter zu ſehen, der ſolche Töne zu ſchaffen verſtand; aber ein dichter Vorhang entzog den Chor den Augen der Neugierigen. Doch der Zufall wollte, daß der herrliche Künſtler nicht verborgen blieb. Ein heftiger Windſtoß, der durch ein offenes Fenſter des Domes eindrang, faßte den Vorhang und lüftete ihn, ſo daß der ganze Chor und mit ihm der bewunderte Soloſpieler den Augen der Verſammelten preisgegeben wurde. Unter dieſen befand ſich ein Bewohner Padua's, den das treffliche Spiel vor Allen hingeriſſen hatte. Wie dieſer den Meiſter erblickt, glaubt er, ſeinen Augen nicht trauen zu dürfen; denn es iſt ein Bekannter, es iſt Giuſeppe Tartini, der Flüchtling von Padua, der den bezauberten Bogen führt. Während er noch zweifelnd nach dem Chore hinſtarrt, ſinkt der Vorhang und entzieht den räthſelhaften Mann ſeinen Blicken. Aber die ſchönen Züge ſchweben noch immer vor ſeiner Seele, und je mehr er nachſinnt, deſto mehr wird es ihm zur Gewißheit, daß er Tartini geſehen. Nur begreift er nicht, wie es möglich, in ſo kurzer Zeit zu ſolcher Meiſterſchaft auf dem ſchwierigſten Inſtrumente ſich emporzuſchwingen. Er verläßt die Kirche mit dem Vorſatze, ungeſäumt nach Padua zurückzukehren und Tartini's Gattin von dem, was er geſehen und gehört, Nachricht zu geben.

Auch wir verlaſſen den Helden unſerer Erzählung unter den Glückwünſchen, welche die frommen Väter von Aſſiſi über ſein ausgezeichnetes Spiel ihm darbringen, und wenden unſern Blick gleichfalls nach Padua, wo ein beſchränktes Stübchen unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nimmt. Einfach, doch nicht ohne Geſchmack, iſt des Stübchens Geräthe und ſeine einzige Zierde ein Bildniß, in welchem wir leicht Tartini's geiſtreiche Züge erkennen. Tiefe Stille herrſcht in dem engen Raume, die nur von Zeit zu Zeit durch leiſe Seufzer unterbrochen wird. Es ſind die Seufzee eines reizenden weiblichen Weſens, das, die Augen ſtarr auf das Bildniß gerichtet, auf einem Ruhebette lehnt. Conſtanza Tartini, denn ſie iſt es, ſitzt verſunken in Erinnerung der Vergangenheit: wie ſie nur wenige Tage der Wonne an des geliebten Gatten Seite verlebt, wie ein feindliches Geſchick ſie von einandergeriſſen und noch kein Hoffnungsſtrahl der Wiedervereinigung ihre Einſamkeit erhelle. Aus dieſen trüben Gedanken wird ſie plötzlich durch ein Pochen an der Thüre aufgeſchreckt; ſie eilt, um zu öffnen und wundert ſich, einen ihr wenig bekannten Bewohner Padua's eintreten zu ſehen.

„Verzeiht, Signora," hebt dieſer nach einem freundlichen Gruße an; „wenn ich mir die Freiheit nehme, Eure Einſamkeit zu ſtören; doch ich rechne auf Nachſicht, wenn ich Euch ſage, daß ich Nachricht von Eurem Gemal bringe."

„Nachricht von Giuſeppe!" ſtammelte Conſtanza, von Angſt und Freude zugleich ergriffen. „O, ſagt mir, beſter Signor, lebt er? iſt er wol? gedenkt er noch meiner?" —

„Er lebt, befindet ſich wol und gedenkt auch ohne Zweifel ſeiner liebenswürdigen Gattin. Am verfloſſenen Oſterfeſte ſah und hörte ich ihn mit Staunen und Entzücken im Kloſter von Aſſiſi und beeilte mich, Euch die angenehme Kunde mitzutheilen."

Die Freude des liebenden Weibes kannte keine Grenzen.

Digitized by Google

Drei Jahre, ihr eben ſo viele Jahrhunderte, waren dahingeſchlichen, ohne daß ſie von dem entfernten Gatten irgend eine Nachricht erhalten, und nun erfuhr ſie unvermuthet: er lebe, lebe mit ihr unter dem ſchönen italiſchen Himmel und werde von den frommen Brüdern zu Aſſiſi geſchätzt und bewundert.

Doch wie keine irdiſche Wonne vollkommen iſt, alſo ward auch Conſtanza's Freude über des Gatten Wohlergehen bald getrübt durch den Gedanken an die Zukunft; denn noch immer zürnte der gewaltige Cornaro, und ſo lange er nicht den feindlichen Sinn geändert, war auf keine Wiedervereinigung mit Tartini zu denken. Der Fremde bemerkte die Wolke des Trübſinns, die nach den erſten Ausbrüchen der Freude Conſtanza's Antlitz verdüſterte, und fragte theilnehmend nach der Urſache dieſer Veränderung.

„Edelmüthiger Signor," erwiederte Sie ſeufzend; „ſo ſehr mich die Nachricht von meines Giuſeppe Wohlergehen entzückt hat, ſo ſehr ſchlägt mich der Gedanke an den fortdauernden Groll meines hohen Verwandten Cornaro darnieder. Was ſoll ich nun beginnen? Soll ich mich zu des Biſchofs Füßen werfen und ihn um Gnade für meinen Gemal anflehen? Oder ſoll ich nach Aſſiſi eilen und, vereint mit Giuſeppe, in fremden Landen Zuflucht ſuchen?"

„Wenn Ihr meinem Rathe folgen wollt," entgegnete der Fremde, „ſo geht zu Seiner Eminenz und verſucht Euer Möglichſtes; doch hütet Euch, Eures Gatten Aufenthalt zu verrathen, bevor Ihr die Verzeihung des Prälaten erhalten; ſo wie auch ich keiner Seele es offenbaren werde, wie und wo ich Tartini geſehen."

Der theilnehmende Fremde entfernte ſich, Conſtanza warf ihren Schleier um und eilte unverzüglich zu Cornaro. Aber ihr Flehen war fruchtlos; der Biſchof war unerbittlich, und der Verzweiflung nahe kehrte Conſtanza zurück in ihre einſame Wohnung. Doch, was die Bitten des liebenden Weibes nicht vermocht, bewirkte nicht lange darauf der Zufall und das bezaubernde Spiel ihres Gatten.

Der Biſchof von Padua machte in Angelegenheiten der Kirche eine Reiſe nach Rom zum heiligen Vater und beſuchte bei ſeiner Rückkehr das Oberhaupt des Kloſters von Aſſiſi, mit welchem er in freundſchaftlichem Verhältniſſe ſtand. Die frommen Väter empfingen den Biſchof mit allen ſeinem hohen Range gebührenden Ehrenbezeugungen und boten Alles auf, um dem Kirchenfürſten ſeinen Aufenthalt im Kloſter ſo angenehm, als möglich, zu machen. Während Alles ſich in die Nähe des Biſchofs drängte und ſich ihm gefällig zu machen ſuchte, wich ein Bewohner des Kloſters, unter dem Vorwande der Unpäßlichkeit, nicht von ſeiner Zelle. Es war Giuſeppe, den die Anweſenheit ſeines mächtigen Verfolgers in nicht geringe Verlegenheit ſetzte. Indeß leuchtete ihm doch ein Strahl der Hoffnung, daß er durch ſeine Kunſt einen günſtigen Eindruck bei dem von ihm ſo ſehr gefürchteten Manne bewirken könnte. Am nächſten Sonntage las der Biſchof die Meſſe in der Kirche des Kloſters und kaum vermochten die geräumigen Hallen die Menge der verſammelten Gläubigen zu faſſen. Als es zum Benediktus gekommen, ertönte dasſelbe Solo, das am verfloſſenen Oſterfeſte Alles zum Staunen und Entzücken hingeriſſen. Doch hatte ſchon damals der Künſtler mit vollendeter Meiſterſchaft geſpielt, ſo ſuchte er ſich nun ſelbſt zu überbieten, da es darauf ankam, ſeinen Verfolger zu rühren. Auch verfehlte das unübertreffliche Spiel den beabſichtigten Eindruck nicht. Die ganze Verſammlung war entzückt und ſelbſt der greiſe kalte Prälat fühlte ſich durch die himmliſchen Töne auf ungewöhnliche Weiſe erſchüttert.

„Ich hätte nie geahnt," hub der Biſchof bei der glänzenden Mittagstafel an, „daß das Kloſter von Aſſiſi einen Meiſter der Geige in ſeinen Mauern beherberge, wie ich ihn weder in Padua, noch in der Hauptſtadt der Chriſtenheit, dem geſangreichen Rom, je gehört habe. Wie nennt ſich der vortreffliche Künſtler, um deſſen Beſitz, wenn ich aufrichtig ſein will, ich das Kloſter faſt beneiden könnte?"

„Es iſt ein Verwandter unſers Bruders Ambroſio," erwiederte der Abt, „und nennt ſich Giuſeppe Bordoni, ein vielgereiſter junger Mann, der vor ungefähr drei Jahren von einer Wallfahrt nach dem heiligen Lande zurückgekommen iſt."

Mit wolwollendem Blicke zu Ambroſio ſich wendend, fuhr der Biſchof fort: „Ich wünſche Euch Glück, guter Bruder, zu einem ſolchen Verwandten, und wenn Ihr mir einen Gefallen erweiſen wollt, ſo ſagt dem trefflichen Künſtler, daß mir ſein Spiel ſo wol gefallen habe, daß ich ihn nach aufgehobener Tafel noch einmal zu hören wünſchte."

Ambroſio dankte und erhob ſich, um dem Auftrag des Biſchofs nachzukommen. Nach wenigen Augenblicken kehrte er zurück und begann in ſichtlicher Verlegenheit: „Mein Verwandter findet ſich unendlich geſchmeichelt, daß ſein geringes Talent die Aufmerkſamkeit Eurer Eminenz in Anſpruch genommen, und doch — verzeiht! Künſtler haben ihre Grillen —, doch wagt er es, eine Bitte an Euch zu richten, von deren Gewährung er verſichert zu ſein wünſcht, bevor er ſein Inſtrument zur Hand nimmt."

„Euer Verwandter iſt in der That etwas launenhaft," erwiederte der Biſchof; „und worin beſtünde denn die Bitte, deren Gewährung er ſo eifrig zu wünſchen ſcheint?"

„Verzeihung! Giuſeppe wagt es, um Eure Gnade und Euren väterlichen Segen zu bitten."

„Nun, wenn es nichts Anderes iſt, die ſollen ihm, bei meinem Ring und Stabe! zu Theil werden, ſobald er geſpielt hat."

Kaum war die Tafel aufgehoben, als aus einem Seitengemache des Speiſeſaals die wundervolle Geige, von einem Flügel begleitet, ertönte. So oft auch die Bewohner des Kloſters Giuſeppe's Kunſt bewundert hatten, ſo geſtanden Sie doch mit Einem Munde, daß er noch nie mit ſolchem Gefühl und ſolcher Begeiſterung geſpielt habe. Das Tonſtück war zu Ende und noch ſaßen die Hörer regungslos in ſtummer Bewunderung da, als Ambroſio vor den Biſchof trat und ſchüchtern fragte, ob Giuſeppe erſcheinen und Se. Eminenz um den verſprochenen Segen bitten dürfe?

„Laßt ihn kommen, mein beſter Segen ſoll ihm zu Theil

Digitized by Google

werden!" sprach der entzückte Greis, und in demselben Momente sah er Tartini zu seinen Füßen liegen und mit Thränen in dem großen begeisterten Künstlerauge um Gnade und Segen flehen.

Wie vom Donner gerührt saß der Prälat da, unschlüssig, was er thun solle. An seinen Mienen sah man den Kampf deutlich, der in seinem Innern vorging. Endlich rief er: „Das soll Bordoni sein? Das ist ja Tartini! —" und sah vorwurfsvoll den ehrwürdigen Ambrosio an, der seitwärts mit gesenktem Haupte dastand.

„Ja, mein Neffe Tartini ist es!" erwiederte bittend Ambrosio; „verweigert Ihm nicht Euere Verzeihung und Euren Segen!"

„Nun beim Himmel! Du hast mich schwer gekränkt, junger Mann; aber Deine Kunst hat Alles ausgeglichen. So empfange denn im Angesichte dieser ehrwürdigen Versammlung meine Verzeihung und meinen väterlichen Segen."

Tartini und Ambrosio überschütteten die segnende Hand des Bischofs mit Küssen und Thränen und durch die ganze Versammlung wurden Worte des Dankes und der Rührung laut.

Am folgenden Tage reiste der Bischof mit Tartini nach Padua ab. Mit tiefer Wehmuth verließ der Letztere das Kloster, in dessen Mauern er ganz der Kunst gelebt und zu solcher Vollendung sie gefördert hatte.

Doch wessen Feder beschreibt sein und seiner Constanza Entzücken, als in Padua der Bischof die Hände der sich so innig liebenden und so lange getrennten Gatten in einander legte und durch seinen Segen den früher geschlossenen Bund befestigte.

Tartini weihte von nun an sein ganzes Leben der himmlischen Kunst, die ihm den Besitz des geliebten Weibes errungen, und ward bald von seinen Genossen als der größte Meister seines Instrumentes bewundert.

Feuilleton.

Der russisch-türkische Kriegsschauplatz in Europa.

(Eine etnographische Skizze. Hierzu das lithographirte Porträt des Fürsten Gortschakoff, Oberbefehlshabers der russischen Truppen in den Donaufürstenthümern, nebst einer Uebersichtskarte.)

Das türkisch-russische Kriegstheater zerfällt in zwei Kriegsschauplätze: den europäischen und asiatischen. Der europäische Kriegsschauplatz ist ein großes, nach Osten offenes Amphitheater an der untern Donau, von der Mündung ihres nördlichsten Armes in's schwarze Meer bei Kilia bis zum Vorgebirge des Balkans (Hämus) bei der Seefestung Varna. Zu beiden Seiten, nördlich und südlich, ragen Bergwände empor und zwar im Süden der Balkan, im Norden die transsylvanischen Alpen, welche hier die natürliche Grenze zwischen Siebenbürgen und der Wallachei bilden. Diese beiden Seitenwände des großen Amphitheaters treten im westlichen Hintergrunde in einem weiten Halbkreise zusammen und schließen es so gegen Serbien, Ungarn und das Banat mittelst eines Bergwalles ab, durch welchen sich die Donau zwischen Weißkirchen und Orsowa hindurchzwängt. Zwischen diesem weiten Rahmen, dem schwarzen Meer im Osten, dem Balkan und seinen Ausläufern im Süden, den durchbrochenen serbisch-banatischen Bergen im Westen, den transsylvanischen Alpen im Norden, deren unvollständige Grenzlinie durch den Fluß Sereth und die unterste Donau (von Galacz bis zur Mündung) verlängert gedacht werden muß, dehnt sich die wallachische Tiefebene aus von ungefähr 140 Stunden in der Länge und 16 bis 40 Stunden in der Breite. Aber weder die Kultur, noch das Klima, noch die sonst für die Subsistenz eines Heeres wichtigen Bedingnisse begünstigen das Kriegstheater zu beiden Seiten der Donau. In den auf dem linken Ufer gelegenen Fürstenthümern Moldau und Wallachei ist der Boden im Allgemeinen für Kultur nicht sehr empfänglich und der Getreidebau schlecht bestellt. Der Lauf der Flüsse ist kurz und häufig sehr schnell; sie treten daher leicht aus ihren deichlosen Ufern, zumal, wenn im Gebirge viel Regen fällt, verändern auch dann ihren Lauf und lassen stagnirendes Wasser zurück. Dadurch entstehen viele Uibel, heiße Tage und kalte Nächte. Selbst den Flüssen der Niederung fehlt reines Wasser, der Geschmack desselben ist schlecht und die Luft ungesund. Dies begünstigt das Ausbrechen von Krankheiten, namentlich in der Nähe stehender und fauler Gewässer. Uiberdies haben die Donaufürstenthümer eine nur dünne Bevölkerung, die kaum im Stande sein dürfte, zahlreiche Armeen auf längere Zeit zu ernähren, daher der Nachschub aus rückwärts gelegenen Provinzen erfolgen muß. Auch Bulgarien, auf der Südseite der Donau gelegen, liefert nicht viel besseres Terrain zur Kriegführung; denn obwol das Land gesünder, so ist die noch dünner gesäete Bevölkerung doch nicht im Stande, große Subsistenzmittel aufzubringen. Das Vorrücken eines Heeres über die Donau in die Dobrudscha (so heißt das bulgarische Gebiet von Rassowa abwärts) kann eigentlich nur im Frühjahre bewerkstelligt werden, wo die Ströme wieder in ihr Bett zurücktreten und der üppige Graswuchs hinreichenden Unterhalt für die Pferde gewährt. Dann ist aber ein solches Vordringen möglichst eilig zu erzielen, um sich im Rücken die wenigen Existenzmittel zu sichern, die durch starke Armeen und längeres Verweilen bald aufgezehrt werden müssen. Ein beschleunigtes Vorrücken in diesen Gegenden gewährte nächstdem für ein russisches Heer auch noch den Vortheil, daß, sobald nur ein Hafen am schwarzen Meere genommen ist, dasselbe durch Seezufuhren unterstützt werden kann; denn diese auf der Achse herbeizuschaffen, ist mit unendlichen Schwierigkeiten verbunden.

Der Werth, welchen die Türken von jeher auf Festungen gelegt und die politisch-militärische Wichtigkeit der Donaulinie hat sie bewogen, diese letztere durch eine Reihe von Festungen zu verstärken, deren vorzüglichste **Orsova, Widdin, Nikopolis, Rustschuk, Giurgewo, Silistria** und **Braila** (Beaillow) sind, abgerechnet einige andere befestigte Orte von minderer Wichtigkeit. Flanken und Rücken einer Armee sind deren gefährlichste Punkte, namentlich bei weitgedehnten rückwärtigen Verbindungen, wie sie im gegenwärtigen Kriege unvermeidlich sind, daher spielen die türkischen Donaufestungen eine große Rolle und verdienen eine nähere Betrachtung, welche wir ihnen im Nachstehenden schenken wollen.

Orsova, dicht an der österr. Grenze, auf einer Donauinsel gelegen, eine Stadt mit 3000 Einwohnern. Die Befestigungen bestehen wie die von Widdin und Nikopolis nur aus Mauern und Gräben, sind verwahrlost und dürften kaum eine Belagerung aushalten; Geschütze sind zwar genug da, liegen aber meist auf vermoderten Balken umher und nur ein kleiner Theil hat Lafetten. Orsova befindet sich seitwärts der russischen Operationslinie nach Konstantinopel.

Widdin, Handelsstadt, Sitz eines griechischen Bisthums, mit 20.000 Einwohnern. Schief gegenüber auf dem linken Ufer liegt das befestigte und in letzterer Zeit vielgenannte **Kalafat** (Ka-

Digitized by Google

Fürst Gortschakoff.

Digitized by Google

Digitized by Google

ÜBERSICHTS-KARTE

des

russisch-türkischen Kriegsschauplatzes in Europa und Asien.

Digitized by Google

lefat), ein großes Dorf, aus elenden, meist mit Stroh oder Schilf gedeckten Hütten bestehend, ist gegenwärtig berühmt als Stützpunkt der türkischen Operationen in der kleinen Wallachei. Kalafat, eine Viertel Meile stromaufwärts von Widdin, liegt auf einer kleinen Anhöhe, welche sich allmälig nach dem Flusse zu abflacht; der Boden ringsum ist ebenfalls hügelig und hier haben die Türken jetzt ihre Vertheidigungslinien angelegt. Der Centralpunkt ist Kalafat selbst und vor ihm erhebt sich eine lange Sternschanze. Der Graben und die Schanze erstrecken sich rechts und links von der Donau und werden duech Forts vertheidigt, welche an der ganzen Linie entlang sich erheben. Hinter denselben erhebt sich eine zweite Linie von Forts, welche die erste deckt und das Terrain vor den Schanzen beherrscht. Die Brücke zwischen Kalafat und der dort befindlichen Donauinsel ist ebenfalls duech ein starkes Fort gedeckt, die Insel selbst ist befestigt und mit Kanonen gespickt. (Am 26. Juni 1790 wurden die türkischen Verschanzungen von Kalafat durch die Oesterreicher unter dem F. Z. M. Clerfayt erstürmt und die Türken vollständig geschlagen.) Von Kalafat läuft die Straße durch mehrere Dörfer fortwäheend beegan bis zu dem, durch das blutige Treffen vom 6. Jänner 1854 bekannt gewordenen Dorfe **Cetate** (Cetate, Citade). Es ist ein langes Dorf von zerstreuten Häuseen auf der Höhe, besteht aus einer Gasse, welche fast eine halbe deutsche Meile lang ist und in der Mitte die Kieche hat. An beiden Enden diese Straße hatten die Russen Schanzen und Batterien. Ein groser Teich, von der Donau gebildet, welcher das Dorf an der linken Seite bespült, verwehrte jede Annäherung von dieser Seite. Nach offiziellen Rapports hatten in dem erwähnten blutigen Treffen die Türken 330 Todte und 760 Verwundete, die Zahl der Todten auf Seite der Russen war 5000 (!), an Verwundeten hatten sie 2600 Mann. In dieser Schlacht zeichnete sich die türkische Artillerie besonders aus, während die russische schlecht schoß. Im heißentbrannten Kampfe gewährte Ismail Pascha (unter dessen Befehl 4 Bataillone mit 6 Geschützen standen, um Cetate anzugreifen) einen schönen Anblick; sein unerschütterlicher Kampfmuth erregte Aller Bewunderung; — freilich hätte seine Stellung als General ihm Klugheit rathen sollen. Das Schwert in der Hand, rückte er an der Spitze seiner Truppe in das Dorf ein; auf einem schneeweißen Schimmel, die Brust glitzernd von Dekorationen, in einen weißen Pelz gekleidet, war er der Zielpunkt von Tausenden von Kugeln; aber man konnte sagen, daß ein Talisman ihn schirmte, denn, wiewol zwei Pferde unter ihm getödtet woeden, ward er nur leicht verwundet und erst nach einer nachmoligen Verwundung trat er das Kommando an Mustapha Pascha ab.

Nikopolis, Handelsstadt, Sitz eines griechischen Erz- und eines katholischen Bisthums, mit 10.000 Einwohnern und zwei befestigten Brückenköpfen auf dem linken Donauufer.

Rustschuk, wichtige Handelsstadt mit einem griechischen Erzbischof und 30.000 Einwohnern. Schräg gegenüber am linken Ufer liegt

Giurgewo (Giurgin), 4½ Meile südlich von Bukarest (Bukarest), dem Hauptquartier der russischen Occupationsarmee; Handelsstadt mit 18.000 Einwohnern. Ihre 1829 von den Russen geschleiften Festungswerke wueden in neuester Zeit von den Türken wieder in Stand gesetzt. In diesem Augenblick befinden sich am Donauufer von Rustschuk, im Centrum der türkischen Armee, sieben kleine Kriegsschiffe, 20 Ruderboote und ein Dampfer, gedeckt duech eine verstärkte 36pfündige Batterie. Von Rustschuk an beginnen die im Bereich des möglichen Kriegsschauplatzes gelegenen Uibergangspunkte, die aber nur theilweise befestigt sind; sie sind stromaufwärts folgende: Tuturkan, das vielgenannte Kalarasch-(Stieben) Silistria, Hirsewa, Braila-Matschin, Satunowa und Tultscha; Hirsewa und Tultscha sind die wichtigsten.

Silistria (Dristra), die größte und schönste Stadt Bulgariens mit 30.000 Einwohnern, wichtig wegen ihres Handels und früher auch wegen ihrer Festungswerke; sie hielt sich 1828 und 1829 sehr lange gegen die Russen, welche bei ihrem letzten Abzuge die Wälle zerstörten. Neuerdings fing man an, die Umrisse der Festung nach einem Plane des ehemaligen preußischen Hauptmannes Malinofsky zu Anlagen zu benutzen. — Zwischen Giurgin und Silistria, gegenüber Turtukaj (Turtukan), liegt das an sich unbedeutende Städchen **Oltenitza** mit einer Quarantaine, bekannt durch das erste wichtigere Gefecht zwischen den Türken und Russen im gegenwärtigen Feldzuge, vom 4. November 1853. Der Verlust der Russen betrug (nach authentischen Berichten eines Augenzeugen im „Soldatenfreund") an 400 Todte und 1500 Verwundete; die Türken hatten 50 Todte und beiläufig 200 Verwundete. Die Russen fochten in guter Ordnung und mit tapferer Entschlossenheit; alle Stimmen und Berichte kommen überein, daß Omer Pascha mit seltener Ruhe und Entschlossenheit während der Affaire von einer Batterie zur andern eilte und überall den Geschützen eine günstige Richtung gab, um sie mit dem meisten Vortheile spielen zu lassen. Der Erfolg dieses Sieges war für die Türken in militärisch-operativer Hinsicht keineswegs so bedeutend wie jener bei Cetate, aber der moralische Gewinn war um so größer. Türken und Russen lernten sich kennen und beurtheilen; ihre wechselseitigen Vorzüge und Fehler kamen klar zu Tage und jeder wußte nun, was er von seinem Gegner zu halten habe. Die Russen sahen ein, daß sie statt der undisciplinirten, von schlechten Führern geleiteten Horden der Jahre 1821 und 1829 wolgeübte, disciplinirte, von klugen, kampfeskundigen Anführern geleitete Truppen vor sich haben, die alle möglichen Vortheile der Position und der Waffe zu benützen wissen.

Braila (Brailow, Ibrail), wichtige Handelsstadt, früher Festung, deren Werke 1828 von den Russen zerstört worden, mit 30.000 Einwohnern. In den Türkenkriegen hat Braila immer den Ruf seiner Festigkeit bewahrt, und selbst 1828 gelang es den Russen erst nach einer hartnäckigen Belagerung, sich dieses Platzes zu bemächtigen, den sie dafür im Sommer 1853 ohne Kampf in die Hände bekamen und welcher um so wichtiger, als er der den Donaumündungen nächstgelegene Stützpunkt ist. Braila schräg gegenüber liegt der befestigte Ort **Matschin**, den man in gewisser Beziehung als ein entferntes Außenwerk oder eine Art Brückenkopf von Braila betrachten kann. Nach den Donaumündungen zu befinden sich die zwei kleinen türkischen Festungen, das vielgenannte **Isaktscha** (Isaktschi) und **Tultscha**, während auf dem linken russischen Ufer das durch Suwarow's Sturm berühmte **Ismail** liegt. — Außer diesen genannten Festungen besitzt das türkische Ufer noch mehrere andere befestigte Punkte, bestimmt, die Flußübergänge zu vertheidigen, als: Berza-Palanka, Florentin, Areer, Lom, Zibru-Palanka, Orchowa, Sistowa und Rassewa.

So zieht sich der Donau entlang ein doppelter Güetel von Festungen und Schanzen hin, welche den türkischen und russischen Heeren zum Stützpunkt dienen, von denen im Augenblick jenes genau das rechte, dieses das linke Stromufer behauptet. Dies ist die Donaulinie; sie ist für die Türken im Rücken duech die Balkanlinie, am unmittelbaren Abhang dieses Gebirges gelegen, gedeckt. Die letztere Position stützt sich zu Lande auf das von Natur fast uneinnehmbare **Schumla** (Hauptquartier der türkischen Armee), seitwärts am schwarzen Meer auf Varna. Erst wenn diese Stellung genommen oder durchbrochen, ist die Uibersteigung des Balkans möglich und der Weg in's Mariyathal nach Adrianopel und von da nach Konstantinopel, welches von Schumla etwas über 120 Stunden entfernt sein mag, geöffnet.

Da der russisch-türkische Kampf sich auch in die kleine Wallachei, also bis in die Nähe der österreichischen Grenzen, gezogen hatte, so befahl Se. Maj. unser ritterlicher Kaiser in Seiner weisen Fürsorge, zur Sicherung Seiner Staaten und Seiner Unterthonen vor, wenn auch nur willkürlichen Einfällen, die Aufstellung eines Armeekorps in der serbischen Woiwodschaft und dem Temeser Banate. Oesterreich und sein allverehrter Herrscher üben eine Macht aus, die dem Kampfe nie ein Uiberfließen in's Chaotische gestatten wird.

Digitized by Google

Wenn auch die Wogen der Zeit hoch anſchwellen — an jenen mächtigen Pharus werden ſie nicht hinanreichen, ſeine tröſtende und warnende Leuchte nicht auslöſchen. Heil unſerm innigſt geliebten Monarchen!

Nicht unerwähnt können wir zum Schluſſe laſſen, daß in der Provinz Albanien eine Anzahl Griechen und chriſtlicher Unterthanen der Pforte unter dem Befehl eines aus Griechenland herübergekommenen Offiziers Karaiskaki, deſſen Vater ſich im griechiſchen Unabhängigkeitskriege einen großen Namen erworben, die Fahne des Aufruhes aufgepflanzt hat.

Somit haben wir unſern Leſern eine klare, gedrängte Skizze vom europäiſchen Kriegsſchauplatz entworfen, nach der es ihnen mit Hilfe der Karte ein Leichtes ſein wird, ſich im ruſſiſch-türkiſchen Kampf an den untern Donaugegenden zu orientiren. Die etnographiſche Skizze vom aſiatiſchen Kriegsſchauplatze beigegen wir im nächſten Hefte und liefern im Nachſtehenden noch die Biographie des **Fürſten Gortſchakoff**, des Oberbefehlshabers der ruſſiſchen Heere in den Donaufürſtenthümern.

Fürſt Gortſchakoff iſt zwiſchen 1792 und 1796 geboren und wir finden ihn 1828 bei der Artillerie der kaiſerlichen Garden. Unter General Diebitſch nahm er Theil an dem letzten türkiſchen Kriege, namentlich an der Belagerung von Siliſtria. Als Stabsoffizier des Grafen Pahlen wurde er 1831 nach Polen beordert, kommandirte in dem polniſchen Kriege die geſammte ruſſiſche Artillerie und zeichnete ſich bei Grochow und Oſtrolenka und bei der Belagerung von Warſchau aus. Bald darauf wurde er General der Artillerie und 1846 zum Militärgouverneur von Warſchau erhoben; 1849 befand ſich der Fürſt bei dem ruſſiſchen Hilfskorps in Ungarn. Bei der Begräbnißfeier des Herzogs Wellington, zu welcher alle Armeen Europa's ihre Repräſentanten nach England ſandten, vertrat Fürſt Gortſchakoff das ruſſiſche Heer.

Beim Ausbruch des jetzigen Streites zwiſchen Rußland und der Türkei erhielt, wie ſchon erwähnt, Fürſt Gortſchakoff den Oberbefehl der ruſſiſchen Truppen und er iſt in dieſer höchſt ſchwierigen Stellung bis jetzt thätig geweſen; wo, bekanntlich erſt vor wenigen Tagen, Se. Majeſtät Kaiſer Nikolaus den berühmten Kriegsheld Fürſten Paskewitſch mit dem Oberbefehl über die geſammten ruſſiſchen Truppen betraute.

Tycho de Brahe.

(Mit einer xylographirten Abbildung.)

Dieſer große Aſtronom, der, obwol ein Ausländer, unter die erſten Größen unſeres Vaterlandes gezählt wird, wurde am 14. Dezember 1546 auf dem Schloſſe Knutsdorp in Dänemark geboren. Der altberühmte Stamm der Herren de Brahe kommt eigentlich aus Schweden und gab der ſkandinaviſchen Halbinſel berühmte Staatsmänner, Heerführer, ja ſelbſt Könige. Auch in Dänemark blühte ein Nebenſtamm dieſes Hauſes und war mit den erſten Familien verwandt. Tycho's Eltern waren: Otto de Brahe, Herr auf Knutsdorp und Beate Bilde, Tochter des Klaudius de Bilde. Tycho war der älteſte aus fünf Söhnen; auch hatte er noch fünf Schweſtern. Schon im zarten Alter mußte Tycho das Vaterhaus verlaſſen, da ihn ſein Oheim Georg Brahe, deſſen Ehe kinderlos blieb, adoptirt hatte. Im Schloſſe ſeines Oheims genoß Tycho vortreffliche Erziehung. Kaum 13 Jahre alt begab er ſich auf die Univerſität nach Kopenhagen, wo die Sonnenfinſterniß am 21. Auguſt 1560 zuerſt den in ihm ſchlummernden Aſtronomengenius erweckte. Im Februar 1562 verließ er ſein Vaterland, das ſeinen nach höheren Wiſſenſchaften ſtrebenden Geiſt nicht mehr befriedigen konnte und begab ſich nach Leipzig. Hier bei der juridiſchen Fakultät eingeſchrieben, befaßte er ſich doch am meiſten mit mathematiſchen und aſtronomiſchen Studien. Im dritten Jahre ſeines Aufenthaltes in Leipzig rief ihn der Tod ſeines Oheims und Erziehers in ſein Vaterland zurück, aber bald kehrte er, wider Willen ſeiner Verwandten, nach Deutſchland zurück, um ſich mit ſeinem Lieblingsſtudium zu befaſſen.

Zuerſt ſtudirte er in Wittenberg; beim Ausbruche der Peſt daſelbſt ging er nach Roſtock. Hier ſtudirte noch ein anderer däniſcher Edelmann, Namens Manderup Pasberger; mit dieſem geriet Tycho bei einem Balle in Streit, es kam zum Duell und Tycho verlor die Spitze ſeiner Naſe. Dies geſchah am 29. Dezember 1566; von nun an trug er eine falſche Naſe aus einer Miſchung von Silber und Gold.

Tycho blieb nur noch ein Jahr in Roſtock und beſchrieb die Sonnenfinſterniß vom 9. April 1567. Im Herbſte d. J. beſuchte er abermals ſein Vaterland; das folgende Jahr verlebte er theils in Roſtock, theils in Wittenberg. 1569 begab er ſich nach Lauingen in der Oberpfalz, wo Cyprian Lwowsky von Lwowic*) die Mathematik und Aſtronomie vertrug. Dieſem Manne hatte Tycho am meiſten zu verdanken und Beide wurden bald innige Freunde. Von hier begab ſich Tycho nach Augsburg, wo er Bekanntſchaft mit den Brüdern Paul und Johann Heinzel machte. In dem Schloſſe Pauls machte er ſeine Beobachtungen und ſchrieb ſie auf. Nach ſeiner Angabe und unter unmittelbarer Leitung verfertigten ihm die Augsburger Künſtler aſtronomiſche Inſtrumente von noch nie geſehener Größe und Vollkommenheit, welche von weitem zahlreiche Bewunderer herbeiführten. Unter dieſen war namentlich ein rieſiger Sextant, dann ein Quadrant, den 24 Männer nur mit der größten Anſtrengung auf einen Hügel des Schloßgartens hinauftragen konnten, und ein Modell einer Himmelskugel.

1571 reiſte Tycho über Ingolſtadt, wo er ſich kurze Zeit bei Philipp Appiani aufhielt, nach Dänemark. Hier fand er in ſeinem Oheim, dem Grafen Steen Bilde, einen Unterſtützer ſeiner gelehrten Arbeiten. Steen Bilde baute ihm auf eigene Unkoſten in der Altabtei Heeritzwalde bei Knutsdorp eine Sternwarte, wo ſich Tycho ganz den chemiſchen und aſtronomiſchen Studien ergab, mehrere neue Beſtimmungen bemerkte und einen berühmten Stern im J. 1572 entdeckte und beſchrieb. Um dieſe Zeit beachte ſich Tycho um die Gunſt ſeiner Verwandten, indem er, auf ſeinen fürſtlichen Stamm vergeſſend, die Tochter eines armen Bauers aus Knutsdorp heiratete. Bald darauf wurde er von dem franz. Geſandten dem König Friedrich II. vorgeſtellt, der ihn liebgewann und ihm die Profeſſur der Mathematik und Aſtronomie auf der Akademie zu Kopenhagen übertrug (1574); aber ſchon nach einem Jahre begab er ſich wieder nach Deutſchland, wo er in Kaſſel vom Landgrafen Wilhelm mit beſonderer Gunſt aufgenommen wurde. Bald darauf beſuchte Tycho ſeine Augsburger Freunde Paul und Johann Heinzel, dann bereiſte er Deutſchland, die Schweiz und Venedig. In Regensburg wohnte er der Krönung Kaiſer Rudolph's II. bei (1. November 1575). Unter der großen Menge Gelehrter, die zu dieſem Feſte aus allen Gegenden zuſammenkamen, gefiel ihm am meiſten der böhmiſche Landesprotomedicus und königliche Leibarzt Thaddäus Hagek. Ihre beiderſeitige Freundſchaft bewährte ſich durch ununterbrochene Correſpondenz. Im ſtrengſten Winter kehrte er, vom deutſchen Maler Tobias Gemperlein begleitet, nach Dänemark zurück, um mit Weib und Kind ſich in Baſel niederzulaſſen.

Die Großmuth Königs Friedrich II. änderte aber bald Tycho's Plan. Gewohnt, Gelehrte und Künſtler zu unterſtützen, berief er ihn bald nach ſeiner Zurückkunft nach Kopenhagen, verwies ihm ſein Vorhaben, Dänemark zu verlaſſen und ermahnte ihn, zu bleiben und zur Verherrlichung ſeines Vaterlandes beizutragen. Um dieſes wo möglich ohne alle Hinderniſſe thun zu können, ſchenkte er ihm die Inſel Hreen im Oreſunde, zwiſchen Seeland und den Schonen

*) Cyprian Lwowsky v. Lwowic (nach damaliger Sitte der Gelehrten Leovitius a Leonicz genannt) war in Königgrätz geboren und ſtarb den 25. März 1574 in Lauingen. Nach der Ausſage ſeines großen Schülers gehörte Lwowsky unter die erſten verzeitigten Aſtronomen.

Digitized by Google

Die alte Sternwarte zu Uranibm.

gelegen, und verlieh ihm die Kette des Elephantenordens.*) Hierauf wurde Tycho Kanonikus zu Roeskilde und erhielt die einträgliche Präbende zu Skt. Laurenz und mehrere Mannengüter in Norwegen. Zum Aufbaue eines Schlosses und einer Sternwarte auf Hreen wurden ihm bedeutende Summen aus dem Staatsschatze zugewiesen. In den ersten Tagen des Monats August 1576 wurde auf dem höchsten Punkte der Insel der Grundstein des Schlosses gelegt, das Tycho „Uranienburg" nannte. Auf dieser Insel verlebte Tycho Brahe im Kreise seiner Familie und Schüler 21 glückliche Jahre. Hier beobachtete er öfters die Sonnen- und Mondesfinsterniß; hier schrieb er die Berechnungen der Kometen v. J. 1577 und 1585 und erfand das, jetzt schon ungiltige System, nach ihm das Tycho'sche genannt: die Erde sei der Mittelpunkt des Weltalls und daß sich die Sonne um dieselbe bewege. — Hier bestimmte er den Meridian des Saturnus (1586), ergänzte das System der Fixsterne, entwarf den Grundplan zur Theorie des Mondes und den Anfang der Theorie der Kometen und beschrieb der Erste die Wirkung der brechenden Sonnenstrahlen. Außerdem beschäftigte sich Tycho auch sehr oft mit Alchymie. Die vornehmsten Personen, unter ihnen selbst gekrönte Häupter, und die berühmtesten Männer besuchten die in ganz Europa berühmte Uranienburg. Sein königlicher Gönner Friedrich II. und seine Gemalin, Sophie, geborene Prinzessin von Mecklenburg, eine der gelehrtesten Damen ihrer Zeit, waren mehrmals Tycho's Gäste.

Am 4. April 1588 erlitt Tycho Brahe einen schmerzlichen Verlust; sein königl. Gönner Friedrich II. starb. Weil sein erstgeborner Sohn und Thronerbe, Christian IV. (gebor. 12. April 1577), erst zehn Jahre alt war, übernahmen vier Reichsräthe als dessen Vormünder die Regierung. Diese waren Anfangs Tycho sehr wogen, bestätigten ihm seine vom Könige erhaltenen Schenkungen, gaben ihm noch 6000 Thaler zum Anschaffen neuer Instrumente und bauten ihm in Kopenhagen eine Sternwarte, welche er aber nur selten besuchte. Auch aus andern Ländern erhielt er Ehrenbezeugungen. Kaiser Rudolph II. gab ihm im J. 1590 ein Privilegium, mittelst dessen es allen Buchdruckern des römisch-katholischen Reiches verboten war, Tycho's Schriften nachzudrucken, unter der Strafe der Confiszirung und 20 Mark Goldes. Aehnliche Privilegien kamen ihm auch aus andern Ländern zu. — Jakob II. König von Schottland besuchte den Astronomen im J. 1590 mit seiner Gemalin und dem Hofstaate auf Hreen und blieb da volle acht Tage. Selbst ein Dilettant in der Astronomie und Dichtkunst, besprach er sich viel mit dem Gelehrten vom Kopernik'schen System und improvisirte zu Ehren seines Gastgebers einige Gedichte. Bei seiner Abreise ersuchte er unsern Astronomen, etwas von ihm zu verlangen. Aber der bescheidene Tycho verwarf alle eitle Ehrenbezeugung, selbst das Geldgeschenk und wählte sich nur zwei schöne Windspiele, die ihm ungemein gefielen — ein, wie wir später sehen werden, unheilvolles Geschenk.

Dem König von Schottland folgte in Bälde ein anderer Gast — der Herzog von Braunschweig, Heinrich Julius.

Der junge dänische König war Tycho von ganzem Herzen gewogen. Im J. 1591 besuchte er ihn mit seinem ganzen Hofstaate und verweilte einige Tage in Uranienburg. Am meisten wurde über das Marinewesen und die Hydrotechnik gesprochen, denn es war Christian's Lieblingssinn, das dänische Marinewesen zu verbessern. Tycho erhielt den Befehl, einige junge Adelige in der Nautik zu unterrichten, wofür ihm ein bedeutender Jahresgehalt zugesichert wurde. — Bald aber zog sich ein schweres Gewitter über Tycho's Haupte zusammen. Die ihm erwiesenen Ehrenbezeugungen reizten seine Feinde; dazu kamen Intriguen der zahlreichen Edelleute, mit denen er seiner Heirat wegen zerfiel, und der Universität zu Kopenhagen.

Seine hauptsächlichsten Feinde waren: der Reichskanzler, sein alter Gegner und nunmehriger Reichsrath Manderup Pasberger und der königl. Schatzmeister Christoph Walkendorp auf Chiorup. Letzterer haßte Tycho seiner Windspiele wegen. Diese lagen stets vor der Thüre des Astronomen und ließen Niemanden ein, wenn er studirte. Bei dem Besuche König Christian's auf Hreen befand sich auch Walkendorp unter dem königl. Gefolge und wollte einst in der Frühe zu Tycho gehen, wurde aber von den Windspielen angefallen. Daraus entstand ein großer Lärm und Tycho gerieth mit Walkendorp in Streit. Diese Begebenheit kam auch dem König zu Ohren und Walkendorp erhielt von ihm seiner Zanksüchtigkeit wegen einen derben Verweis. Dieser schwor dem Astronomen Rache, welche aber unterblieb bis zur Zeit, wo Walkendorp Hofmeister wurde. Uebrigens war Walkendorp ein vollkommener Staatsmann und erwarb sich große Verdienste um Dänemark, aber sein Benehmen gegen Tycho bleibt ein Fleck auf seinem übrigens tugendhaften Lebenswandel, dessen einziger Fehler der Jähzorn war. Tycho sah im Voraus seine schlimme Zukunft, denn nicht mehr lange konnte er seiner großen Feindschaft widerstehen; dies vertraute er auch dem gelehrten böhmischen Staatskanzler Jakob Curtius, der vom Kaiser Rudolph II. nach Heeen gesandt wurde, um Uranienburg zu besehen. Er verschwieg ihm auch nicht, daß er befürchte, bald sein Vaterland verlassen zu müssen. Curtius beruhigte ihn, versprach die Unterstützung des Kaisers und lud ihn nach Prag ein, wo er ihm sein auf dem Hradschin zu astronomischen Studien gut eingerichtetes Haus überlassen wollte.**)

(Schluß folgt.)

*) Der Elephantenorden gehört zu den ältesten. Knut VI. stiftete ihn zu Ende des 12. Jahrhunderts und König Christian I. erneuerte ihn im Jahre 1458. Sein Großmeister bleibt der König von Dänemark. Die Zahl der Ritter ist auf 30 festgesetzt und neben diesem Orden darf kein anderer getragen werden. Es ist gleichsam das goldene Vließ des Nordens.

**) Das Curtius'sche Haus stand aller Wahrscheinlichkeit nach an der Stelle des jetzigen gräfl. Czernin'schen Palais.

Digitized by Google

Hervorragende Perſonen im türkiſch-ruſſiſchen Kriege.

I. „Omer Paſcha,“*) ſagt ein franzöſiſcher Offizier, der mit ihm zu verhandeln hatte, „mag etwa 50 Jahre alt ſein, wenigſtens iſt ſein Bart grau, während ſein Körper und Geiſt noch alles Jugendfeuer beſitzt. Von Geſtalt iſt er ziemlich groß und wolgebaut. Sein Geſicht erinnert an den italieniſchen Typus, hat aber mehr Offenheit und ruhigere Würde. In ſeiner Sprache iſt er immer einfach und klar; man merkt ihm ſofort den praktiſchen Menſchen an. In Schumla bewohnt er ein Häuschen auf dem höchſten Punkte, das ſo ziemlich wie ein Schweizer Bauernhaus ausſieht. Am Eingange in ſein Zimmer hing ein Vorhang und wir durften ohne vorhergegangene Anmeldung eintreten. Omer Paſcha ſaß auf einem Stuhle vor einem Kamine, in welchem ein tüchtiges Feuer brannte. Ein General ſprach mit ihm und ſaß auf dem breiten Divan, der ſich an zwei Seiten des Zimmers hinzog. An der hintern Wand hing ein Spiegel; zwei Vaſen mit künſtlichen Blumen, einige hübſch geordnete Waffen auf einer Conſole und ein Dutzend Bücher auf einem Tiſche mochten den ganzen Schmuck des Empfangzimmers aus. Er trug graue Beinkleider mit Fußeiemen und einen reichen polniſchen Schnurrock mit Pelzbeſatz. Er ſtand bei unſerm Eintreten auf, reichte uns die Hand und erſuchte uns Platz auf dem Divan zu nehmen. Während des Geſprächs hörten wir ſeine zwölfjährige Tochter in einem Nebenzimmer auf dem Piano ſpielen.“

II. Seiner äußern Erſcheinung wie ſeinem Lebenslaufe nach jedenfalls die merkwürdigſte Erſcheinung iſt Iskender Bey, bisher Commandant der Vorpoſten von Kalafat, ein Mann von etwa mittlerer Größe, kräftigem Wuchs, pechſchwarzem Haar und Bart, wo möglich noch ſchwärzeren Augen mit dunkeln überhängenden Brauen, langer leicht gebogener Naſe, ſchmalen Lippen, hoher Stirn, wettergebräunter Farbe, und im Ganzen einer der auffallendſten Phyſiognomien. Er iſt Muſelmann von Geburt und von tartariſcher Herkunft. In Beſſarabien beſaß er große Güter, aber ſeit er dem Knabenalter entwachſen, iſt er politiſcher Verbannter geweſen. Perſönliche Neigung machte ihn zum Soldaten, Ruſſenhaß zum abenteuernden Parteigänger. Die Welt hat ſeit zwanzig Jahren wenige Kriege geſehen, an denen er nicht Theil genommen hätte. Er diente im ſpaniſchen wie portugieſiſchen Bürgerkriege und machte ſich da durch ſeine Verwegenheit als Reiterführer berühmt. In Spanien gab man ihn als Befehlshaber einer Legion, die aus allen nichtsnutzigen Perſonen der Armee, Räubern und Mördern, beſtand, welche ihre Offiziere umzubringen gewohnt waren, ſo daß Niemand mehr an ihre Spitze treten mochte. Iskender Bey oder Graf Illinski, wie er damals hieß, ſcheute ſich nicht und gleich bei ſeinem erſten Auftreten unter dieſer Bande ſtieß er eigenhändig drei Soldaten nieder, die Zeichen von Widerſetzlichkeit gaben. Da bekamen die Andern Reſpekt und von nun an hing die Schaar mit größter Ergebenheit an ihm. Mit elf Orden geſchmückt verließ er Spanien und Portugal. Im Jahre 1836 war er bei der berühmten Belagerung von Herat; der engliſch-chineſiſche Krieg lockte ihn nach Canton und er machte ihn bis zu Ende mit. Dann trat er in franzöſiſchen Dienſten in Algier auf, nahm an den meiſten Gefechten gegen Abdelkader Theil und war bei dem furchtbaren Rückzuge von Conſtantine. Mit dem Orden der Ehrenlegion trat er zurück, um den ungariſchen Krieg mitzumachen. Nach Beendigung deſſelben ging er in die Türkei und er ſpielte eine hervorragende Rolle in den Feldzügen in Bosnien und Montenegro. Jetzt iſt er Cavallerie-Oberſt, nicht viel über 40 Jahre alt, ſieht aber um zehn Jahre älter aus, was nach ſeinen Abenteuern und vierzehn Wunden, die er an ſich trägt, wol erklärlich iſt. Als Reiter und Säbelſchwinger hat er ſchwerlich ſeines Gleichen. Im Anfange hatten die türkiſchen Truppen bei Kalafat große Furcht vor den Koſaken und ſobald zwei oder drei derſelben ſich zeigten, meldeten ſie es meiſt als etwas ſehr Wichtiges dem Vorpoſten-Commandanten Iskender Bey, der ſich darum vernahm, ſeinen Leuten die Furcht zu benehmen. So oft ihm gemeldet wurde, es zeigten ſich zwei, drei, vier Koſaken, ſtieg er zu Pferde und jagte im Angeſicht ſeiner Leute mit geſchwungenem Säbel ganz allein den Feinden entgegen. Die Koſaken wortetrn entweder ſeine Ankunft gar nicht ab oder hatten Urſache es zu bereuen. Nachdem er ſo ein Paar Mal gezeigt hatte, daß ſich ein muthiger Mann mit einem Säbel ſelbſt vor drei Koſaken nicht zu fürchten brauche, gaben ſeine Türken ihre Angſt vollſtändig auf. Jetzt liegt er krank in Widdin, denn in der Schlacht bei Cöetate ſtürzte er mit dem Pferde und brach drei Rippen.

*) Porträt und Biographie im 1. Hefte „Erinnerungen“ 1854.

Hiſtoriſche Miszellen.

Papſt Sixtus V. war der Sohn eines armen Winzers und führte den Namen Felix Perreti. Sein Vater konnte ihn nicht ernähren und that ihn zu einem Bauer, der ihn ſeine Schweine hüten ließ. Ein Franziskanermönch erſuchte ihn eines Tages, ihm den Weg nach Ascoli zu zeigen, was er ganz bereitwillig that und da er große Luſt zeigte dort zu verbleiben, ſo behielt man ihn; er genoß allen möglichen Unterricht, ſo lange, bis er zum Prieſter geweiht wurde, nachdem er ſich in ſeinen Studien ſo ſehr ausgezeichnet, daß er Profeſſor der Gottesgelehrtheit zu Siena wurde, und immer höher und höher in den geiſtlichen Würden ſtieg, bis er 1585 auf den päpſtlichen Stuhl erhoben wurde und durch radikale Reformen die beſondere Aufmerkſamkeit von ganz Europa auf ſich zog. — Es war damals der Gebrauch der Vornehmen, ſich ſogar bei gewöhnlichen Promenaden durch eine Menge Pagen, Bedienten, Pickenträger und ſonſtiges Gefolge aller Art begleiten zu laſſen, welche ſämmtlich ganz und gar bewaffnet waren. Ja, einige nahmen deren ſo viele mit, daß ſie eher das Anſehen einer Armee, als einer Eskorte hatten, und wenn ſie ſich begegneten, oft in blutigen Streit, wegen des Ausweichens, geriethen.

Papſt Sixtus verbot ſofort dieſen Unfug und erließ eine Verordnung, gemäß welcher jedem fremden Fürſten und jedem römiſchen Baron bei Todesſtrafe verboten wurde, mit mehr als acht Begleitern auszugehen, Feuerwaffen bei ſich zu tragen, oder ihre Leute tragen zu laſſen, vornehmlich Taſchenpiſtolen, Genueſer Meſſer und dgl., worüber die Römer lachten und ſpotteten, bis ein Ereigniß eintrat, welches die Ausgelaſſenſten verblüffte.

Don Rannuccio Farneſe, der einzige Sohn des Herzogs von Parma, kam nach Rom, und als er die neueſte Verordnung des Papſtes vernahm, beſchloß der zwanzigjährige Prinz, das Oberhaupt der Kirche in Verlegenheit zu ſetzen, indem er ſeinem Befehle trotzig entgegen treten wollte, in der Meinung, daß es der Papſt nicht wagen würde, ihn dafür zu beſtrafen. Er begab ſich zu dem Papſte, beugte dreimal dem Gebrauche gemäß das Knie, und ließ dann mit Geſchick ſeine bis zur Mündung geladenen Piſtolen vor dem Papſte niederfallen, der ſolche ſogleich aufhob, ſchellte, den Prinzen gefangen nehmen und nach der Engelsburg abführen ließ.

Der Kardinal Farneſe, ein Onkel des Prinzen, eilte ſogleich zu dem Papſte, ſtürzte Thränen im Auge zu deſſen Füſſen und bat um Gnade für den unbeſonnenen jungen Mann; aber vergeblich. Der Papſt ſagte: „In einem Schuldigen darf das Geſetz einzig den Schuldigen erkennen. Als Vertreter Gottes auf Erden muß meine Gerechtigkeit gleich der ſeinigen Allen gegenüber dieſelbe ſein. Die Ehre des heiligen Stuhles geſtattet nicht, eine Nachſicht zu üben, welche Schwäche wäre, und lieber möchte ich eine Gewalt, deren ich mich unwürdig zeigte, in andere Hände legen, als ihr nicht bei Allen Achtung verſchaffen.“

Der Gouverneur der Engelsburg erhielt den Befehl, in der

Digitized by Google

letzten Stunde des Tages den Gefangenen enthaupten zu laſſen. „Ein einziges Mittel liegt in unſerer Hand,“ rief der Kardinal, „wir müſſen das Schlagwerk der Uhren von St. Peter und St. Angelo zum Schweigen bringen.“ Und ſo geſchah es auch; die Uhren wurden um 1 Stunde zurückgeſtellt, und als der Gouverneur die Hinrichtung zur Vollziehung bringen wollte, verwunderte er ſich, daß die feſtgeſetzte Zeit, bei der eingetretenen Abendzeit, noch nicht von den Uhren verkündet worden.

Der Kardinal begab ſich indeß zu dem Papſte, der bei ſeinem Eintritte eine kleine Uhr aus der Taſche zog, und nach dem Zeiger der Uhr den Prinzen hingerichtet glaubte. „Was wollt Ihr?“ fragte Se. Heiligkeit. — „Den Leib meines Neffen,“ antwortete der Kardinal, „damit ich ihn nach Parma ſchicken kann.“ Der Papſt ſtellte eine Ordre aus, dem Kardinal den Körper des Rannuccio Farneſe auszuliefern. Der Gouverneur las die Ordre des Papſtes, ohne deren Ausdruck recht zu verſtehen. „Den Körper des Rannuccio,“ wiederholte er, „der Name des Verurtheilten genügte, weshalb dieſe Worte: Körper?“

Der Kardinal zeigte mit dem Finger nach der Thurmuhr und ſagte: „Beachtet die Stunde, noch fehlen 10 Minuten bis zum Augenblick der Hinrichtung und die Gnade iſt mir ſeit einer Viertelſtunde bereits bewilligt.“

Der Gouverneur verbeugte ſich. Der Beweis war ſchlagend. In größter Eile fuhr man mit dem Prinzen davon, und er gelangte glücklich nach Hauſe. P.

Poetiſches Album.

Gedichte.

Von Ferd. Lauffer.

Unter Gräbern. — Am Allerſeelentage.

Wenn ich einſt beigeordnet dieſer Saat,
Der dunklen, die dem Sein des Lichtes reift,
Ob dann wol Liebe meinem Hügel naht
Mit Immergrün, von Wehmuthsthau beträuft? — —
O ſchwaches Herz, in ſolcher Sehnſucht bang!
O Kinderſinn, der ſolche Frage thut!
Wer hier allein den Kampf des Lebens rang,
Mag es ihn kümmern, ob er einſam ruht?
Wenn ihm ein Wiederſehensmorgen tagt,
Wenn, was ihn liebte, ſeiner harrt am Ziel —
Was frägt er, ob hier unten Sehnſucht klagt,
Ob die Einnrung weint auf ſeinem Pfühl.

Das alte Lied.

Haſt Du zu Höherm gläubig aufgeblickt,
Rangſt Du lebendig, hoffend ihm entgegen,
Dann iſt ein heeres Leid, das Dich erdrückt:
Der Widerſtreit im Wallen und Vermögen!
Doch Eines noch, das tiefer Dich verſtimmt —
Wenn Klugheit, in dem Staub gemeinen Gleiſes
Fortkriechend, ſich für ihren Scheitel nimmt
Zuletzt die Palme jedes Erdenpreiſes ...
Es reißt ein Fluch den Syſiphus zurück,
Wie er erraffend nach ſich aufwärts dränge —
Erfolge gelten und nach ſeinem Glück,
Wie immer, mißt des Ringers Werth die Menge!

Nothwendigkeit.

Ob, was ich ſang, ein liebend Echo fand?
Warum ich ſinge, wenn es ſpurlos ſchwand?
Wie hier der Wind die Blüthen ſchüttelnd bricht,
Und dort der Quell im öden Sand verloren —
Es drängt die neue Welle ſich an's Licht
Und friſche Knoſpen ſind am Strauch geboren!

Treffer und Nieten.

Von Ferd. Lauffer.

Es iſt eine Schwäche des menſchlichen Herzens, daß wir ſo gerne das in der Wirklichkeit uns Verlorne oder Unerreichbare, in unſern Träumen als möglich uns vorſtellen und durch den Gedanken wirklichen Beſitzes das ſehnſuchtskranke Herz in ſüße Selbſttäuſchung wiegen.

Man kann ſich eines Bedauerns nicht erwehren, wenn man ſieht, es ſei das weibliche Herz ſo kindlich ſchwach, faſt immer nur an der Form zu haften und deshalb ſelbſt das innerlich Unwerthe ſo zu idealiſiren, daß das ethiſch Würdige bei geringerer Sinnenreizung ohne Einfluß bleibt und unbeachtet in den Hintergrund tritt.

Oft betreten wir eine Gegend zum erſtenmal und Alles heimelt ſo eigen uns an, weckt ſo eigene Gefühle — ein Verſchmelzen von Wehmuth und Behagen in uns, und ſenkt unſre Seele in ahnend Sinnen: als wäre ſie hier ſchon früher — in Ihren Träumen gewandelt.

Die Poeſie löſt den herben Schmerz, den die Täuſchungen eines verfehlten Lebens abſetzen in der Mannesbruſt, durch einen Sonnenſtrahl der Verſöhnung in ſtille Wehmuth und verklärt des Herzens Blutstropfen zu elegiſchen Perlen.

Das Gute kommt dem im Unſtern Gebornen entweder gar nicht, oder ſo, daß er's grade brauchen kann, wie der Mann der Fabel, dem die vor ſeiner Naſe hängenden Kirſchen die Erſchöpfung noch fühlbarer, die Sehnſucht darnach noch unleidlicher machten, weil ihm die Hände fehlten, darnach zu greifen.

Humoriſtiſches.

Der Zauberer aus der Levante, Hr. Profeſſor Levieur Galeucher, welcher ſeine Kunſtſtücke im Bereiche der weißen Magie, Chemie, Phyſik, Mechanik und des Galvanismus eben jetzt den Peagern zum Beſten giebt, hat unter andern folgende, wirklich unglaubliche Beweiſe ſeiner Zauberei dargethan. — Galeucher changirte unlängſt einem Modegecken mit ſolcher Bravour einen heilen Gypsfigurenſchädel hinauf, daß der Modegeck gar keine Veränderung in ſeinen Hauptangelegenheiten fühlte. — Schon die Atmoſphäre Galeucher's bringt optiſche Vergrößerungen hervor. Er ging neulich bei einem bekannten Kaffehauſe vorüber — und die Zuckerportionen vergrößerten ſich darin zuſehends! — Levieur Galeucher iſt auch ein ausgezeichneter Chemiker; er hat eine Seife erfunden, die im Stande iſt, an manchen Charakteren unangenehme Schmutzflecke wegzunehmen. — Galeucher's Zaubermappe dürfte den Gelegenheitsdichtern beſonders erwünſcht ſein. Man legt nämlich ein mattes Gelegenheitsgedicht in dieſe Zaubermappe, und wenn man ſie öffnet, präſentirt ſich ſtatt des Gedichtes eine Fünfgulden-Banknote. — Levieur Galeucher will bei ſeinen „Soiréen“ das hellſte Licht, welches man bis jetzt kennt, in Anwendung bringen. Er hat ſich zu dieſem Zwecke mit einigen der diſtinguirteſten Gas-Laternen Peags in's Einvernehmen geſetzt. — Neulich ſoll ſich beim Herausgehen aus der Galeucher'ſchen Vorſtellung eine Frau, ſtatt in den Arm ihres Mannes — in der optiſchen Täuſchung — in den Arm eines Hausfreundes eingehängt haben. Man ſieht, Hrn. Profeſſor Levieur Galeucher's optiſche Täuſchungen hinterlaſſen bedeutende Nachwirkungen. — In Wien, wo ſeine „Soiréen“ beſonders anſprechen, ſoll Levieur Galeucher mehrere Böſewichter ſo ſpurlos haben verſchwinden laſſen, daß ſie gar nicht mehr wiederzufinden ſind. — Eben ſo verwandelte er einen ganz ordinären Strick in einen ſehr eleganten Jonenaliſten. — Unter andern gab er in ſeine Rieſenmappe mehrere alte Schachteln von beliebiger Qualität hinein — und die reizendſten jugendlichen Schönheiten kamen dann heraus. — Bei ſeinem kürzlichen Aufenthalte in Wien ſollen ſich mehrere Poſſendichter mit der Bitte an

Digitized by Google

Galeuchet gewendet haben: er möchte durch ſeine optiſchen Experimente die Handlungen in ihren Paſſen vergrößern! — Hr. Profeſſor Levieux Galeuchet hat bis jetzt Alles gekonnt, was er gewollt; nur an Einem ſcheiterte ſeine ganze Kunſt: Er wollte nämlich die Brieftaſche eines Millionärs in die Rocktaſche eines deutſchen Schriftſtellers zaubern. Daran ſcheiterte die Kunſtfertigkeit des Zauberers aus der Levante.

Scherz und Laune.

Die deutſche Sprache ſcheint ſehr ſinnreich aus dem großen Alphabet die vier Buchſtaben, welche das Wort Dame ausmachen, gewählt und zuſammengeſtellt zu haben, um höchſt wahrſcheinlich damit ſagen zu wollen: hier paare ſich Die Anmuth Mit Engelsmilde. Es gibt dreierlei Damen: Die Damen im Brettſpiel, die aus gemeinen Steinen entſtehen, — die Karten-Damen — und unſere menſchlichen Damen, die oft eben ſo wie Karten-Damen gemalt ſind. Vornehme Damen ſind die gutmüthigſten Weſen, — ſie thun nie Etwas.

Die Ehe wird leider zuweilen eine Komödie! Am meiſten wird das Stück aufgeführt: „Der häusliche Zwiſt"; es wird alle Tage zum letzten Male gegeben und wird am andern Tage auf allgemeines Verlangen wiederholt. Aber wenn die Ehe zuweilen ein Trauerſpiel iſt, oder ein Luſtſpiel, wer bekommt die Tantième für die Vorſtellung, der Mann oder die Frau? Der Mann, denn bei der Frau ſind alle Darſtellungen umſonſt. — Ein Schriftſteller hat ein drei Bände ſtarkes Werk herausgegeben unter dem Titel: „Von den Freuden und vom Verdruße in der Ehe." Das Kapitel von den Freuden nimmt zwei Seiten ein, den Reſt der drei Bände füllt der Verdruß aus.

Geſänge der Mädchen.

Von 12 bis 14 Jahren:
„Nun kommt die liebe Zeit herbei u. ſ. w."

Von 14 bis 16 Jahren:
„Es iſt gewißlich an der Zeit u. ſ. w."

Von 16 bis 18 Jahren:
„Ach, Eins iſt Noth, o Herr u. ſ. w."

Von 18 bis 20 Jahren:
„Herzlich thuet mich verlangen u. ſ. w."

Von 20 bis 25 Jahren:
„Wenn wir in höchſten Nöthen ſein u. ſ. w."

Von 25 bis 30 Jahren:
„Aus tiefer Noth ſchrei' ich zu Dir u. ſ. w."

Von 30 bis 40 Jahren:
„Ich hab' mein' Sach' Gott heimgeſtellt u. ſ. w."

Von 40 bis 50 Jahren:
„Ach, wie nichtig, ach, wie flüchtig u. ſ. w."

Von 50 bis 60 Jahren:
„Ich bin müde noch zu leben u. ſ. w."

Von 60 bis 70 Jahren:
„Ach, lieber Tod, wann wirſt Du kommen? u. ſ. w."

Von 70 bis 80 Jahren:
„Komm', o Tod, des Schlafes Bruderl u. ſ. w."

Amüſantes.

Einer der reichſten chineſiſchen Kaufleute, Kim Sing, in Singapore kam auf den Einfall einen europäiſchen Ball zu geben. Er ließ eines ſeiner großen Waarenmagazine in Ball- und Bankettſäle umwandeln und ſandte zahlreiche Einladungskarten aus. „Ich übertreibe nicht," ſagt ein Augenzeuge, „daß in der Verſammlung ſich Engländer, Franzoſen, Deutſche, Holländer, Portugieſen, Spanier, Malaien, Parſen, Cambodſchaner, Tonkineſen, Slameſen, Peguer, Araber, Javanen, Türken, Juden, Perſer, Chineſen und Miſchlinge jeder Art befanden. An Damen fehlte es leider ſo ſehr, daß einer jeden zwei Herren zugewieſen werden mußten. Ich tanzte zuerſt mit einer jungen Dame von holländiſcher Abkunft, deren Teint aber ſo dunkel wie der einer Malaiin war. Mir folgte zunächſt ein Jude in bengaliſcher Tracht mit einer kleinen zarten Engländerin, dann ein Parſe mit einer Franzöſin und ſofort in allen möglichen Combinationen, bis es den tanzenden Paaren wimmelte. Einige Male tanzte ich mit einer Spanierin aus Manilla, die während des Tanzes ihre Cigarre rauchte und ein entſetzlich Engliſch ſprach. Später zog ich mich zum Ausruhen hinter die Pfeiler zurück, wo Tiſchchen vor ſchwellenden Divans ſtanden, auf denen einige Chineſen in ſeligem Opiumrauſche ausgeſtreckt lagen. Neben ihnen ſaßen einige Hindus, die aus langen Hukahs rauchten, während in einer Ecke gravitätiſch ein Türke kauerte, der mit ſouverainer Verachtung auf das Treiben umherſah. Das Souper, das folgte, läßt ſich eigentlich gar nicht beſchreiben. Es gab Weine aller Art, Früchte aus Indien, China und dem indiſchen Archipel, ſogar europäiſche; man aß Vogelneſterſuppen, Ragouts von Känguruhſchweifen, Fiſche aller Art und vorzüglich wunderbare Paſteten. Das Schönſte aber war die Tafelmuſik, die nicht wie in Europa bei ähnlichen Gelegenheiten von einer Gallerie herunterbrauſte und das Geſpräch übertäubte, ſondern vielmehr nur mit leiſen lieblichen Harmonien den Saal erfüllte, ohne daß man errathen konnte, woher ſie kam. Sie machte ſo gewiſſermaßen einen Theil des Duftes der Speiſen, Früchte und Weine aus. Endlos war das Sprachengemiſch, in dem die Converſation geführt wurde, aber man vergnügte ſich in der angenehmſten Stimmung bis gegen den Morgen."

Erfindungen.

Das Einbalſamiren des Holzes wird in nicht zu ferner Zeit allgemeiner verbreitet ſein und eine größere Wichtigkeit haben als einſt bei den alten Aegyptern das Einbalſamiren der Todten. Man wendet das Verfahren beſonders bei dem Bauholz an, welches dadurch der Zerſtörung entzogen, zu einer faſt unvergänglichen Dauerhaftigkeit gebracht und zugleich minder leicht verbrennlich gemacht wird. Man könnte kaum begreifen, daß eine ſo wichtige und wohlthätige Erfindung nicht ſofort Anwendung gefunden, wüßte man nicht, daß es im Intereſſe der Maurer und Zimmerleute liegt, die Dauerhaftigkeit der Wohnungen nicht allzuſehr zu erhöhen, und der bekannte Schlendrian ſie den neuen Entdeckungen minder zugänglich macht. Die Bauherren ſind mit dem Verfahren und deſſen Einfachheit eben ſo unbekannt als die Gutsbeſitzer, für welche letztere es zur Conſervirung der Zaun- und Baumpfähle, Hopfenſtangen, Stallſchwellen eine ſehr geeignete Anwendung finden könnte. — De la Bancherie in Paris machte vor 10 Jahren Verſuche, um das Holz vor Fäulniß zu ſchützen, indem er rings um die Schale eines Baumes, dicht an der Erde, einen Sägeſchnitt machen und daran ein ringförmiges Gefäß ankitten ließ, welches mit fäulnißwidrigee Flüſſigkeit gefüllt war, die dann der Baum in ſeinem Stamme in die Höhe ſteigen ließ. Dieſe Methode war wirkſam, aber ihrer Mühſamkeit wegen nur an einzelnen Stämmen ausführbar. Die einzelnen Stämme, ohne Zweige und Blätter nahmen aber die Flüſſigkeit nicht auf, weil die durch die Verdunſtung der Blattoberfläche bewirkte Zugkraft der Flüſſigkeit mangelte. Der Engländer Payne wußte Rath. Er legte Holzſtücke in große Metallcylinder, ließ dieſe durch eine Luftpumpe luftleer machen, welche von einer Dampfmaſchine getrieben wurde, und ließ dann in den luftleeren Raum die Flüſſigkeit einſtrömen, welche mit Hilfe des Druckes der äußeren Luft in die Hölzer gepreßt wurde. Auf dieſe Weiſe werden zu vielen deutſchen Eiſenbahnen jetzt die Schwellen der Bahn präparirt. Allein für längere oder größere Stämme war das Verfahren unanwendbar

Digitized by Google

und außerdem ſehr koſtſpielig. Dr. Lüdersdorf vereinfachte es deshalb auf eine glückliche Weiſe. Sein Verfahren iſt ſo einfach, daß jeder Gutsbeſitzer oder Zimmermann es ausführen kann; es beſteht in Folgendem. Man füllt ein Faß mit Flußwaſſer, in welchem (auf 100 Theile Waſſer 1 Theil) Kupfervitriol aufgelöſt wird; in dieſe Miſchung ſtellt man im Schatten die friſch gefällten Stämme oder Pfähle. Täglich ſteigt die Flüſſigkeit, welche öfter erneuert werden muß, ungefähr Dreiviertel Elle hoch, ſo daß die Zeit der Präparation nach der Länge des Holzes ſich richtet. Will man wiſſen, wie hoch die Flüſſigkeit das Holz durchdrungen, ſo braucht man nur einen friſch abgeſchnittenen Span auf der Schnittfläche mit einer Auflöſung von Blutlaugenſalz zu betupfen; wenn ſchon Kupfervitriol bis dahin gedrungen, ſo wird die Stelle in einer Minute rothbraun. — Durch dieſes höchſt einfache Verfahren kann man dem Nutzholze eine faſt unverwüſtliche Dauer geben und der „Zahn der Zeit" verſchont ebenſo dieſe einbalſamirten Hölzer, als er die vor Jahrtauſenden einbalſamirten menſchlichen Körper unbeachtet ließ. Ein Blick auf die immer lichter werdenden Waldungen belehrt wohl Jeden von der Wichtigkeit der Erfindung.

Kurioſitäten-Kabinet.

Folgender intereſſanter Theaterzettel wurde am Pilſner Markt ausgegeben.

„Es wird der Gefertigter die Ehre haben heute Sonntag den 28. zu geben

Unter den Titel

Der Graf Siechlfried.

oder

der Lebenslauf Genoveſa

Ein Ritterſchauſpiel in 6 Akten

zue Vorſchein kommen

Heher gnädige Verehrungswürdige

Der Gefertigter welcher Alles aufbitten wird ſeinen Kunſt Marionethen Theater auf das Eleganteſte aus zuſtellen und verſichert zu gleich daß man ſich alle Mühe geben wird und daß der Schauplatz mit größten Zufriedenheit verlaſſen wird.

Der Schauplatz iſt bekannt in Peager Vorſtadt zur Gaſthof Leipzig bei den Hr. Kugler

Der Anfang iſt um 6 Uhr

Wird bitten um Ihre kittigen Beſuch

Georg Wawra

Unternehmer."

Räthſel.

Das Wunderblümchen.

Von Simon Hainsfurth.

Dies Blümchen blüht an keiner Quelle,
Nie küßt es eine Silberwelle,
Die ſchäumend ſchlägt an blum'gen Strand.
Wem iſt das Blümchen wol bekannt?

Es keimet nicht in jungen Lenzen,
Nie wird's gepflückt zu Freudenkränzen
Von eines Mädchens Lilienhand.
Wem iſt das Blümchen wol bekannt?

Es pranget nicht im Blumengarten;
Kein Gärtner kann das Blümchen warten,
Es ſtirbt, berührt von ſeiner Hand.
Wem iſt das Blümchen wol bekannt?

(Auflöſung folgt.)

Auflöſung des Räthſels im 2. Hefte: „Paradoxen."

Zum Modebild Nr. 4.

1. Knezer Rock mit weiten Aermeln und großen Aufſchlägen; kleine bunte Cravate; Weſte von carrirtem Sammet und Beinkleider von modiſchem Stoff.

2. Zughut von Plüſch und Blonde mit Maneinis von Blonde und Schneeglöckchen; Uiberrockkleid von ſchottiſcher Popeline mit offenem, geſtreiftem und drapirtem Leibchen, flammändiſchen Aermeln und weiten, geſchloſſenen weißen Unterärmeln; Chemiſette mit Mousquetairekragen.

3. Hut von ſchrägen Sammetſtreifen mit Blonde und Federn; Kleid von Seide mit drei abgepaßten Röcken und Stickereien aus freier Hand in Relief darauf; Uiberwurf von Sammet, mit Marder reich beſetzt.

4. Kopfputz mit zurückgeſtrichenen Scheiteln, einem über die Stien gehenden Bande und Blumen hinten auf dem Haar; Kleid von ſehr dünnem Organdi mit drei Volants, an denen unten am Saume ein breites Band eingezogen, während ſich über dem Saume eine Beſetzung von Illuſionstülle befindet; das Leibchen mit Ruchen und Bänſchen garnirt; kurze Aermel; Tragbandgüetel mit großer Schleife; Halsband von Perlen; ziemlich lange Handſchuhe und Armbänder.

Briefkaſten der Redaktion.

Hrn. G. Z. in Ch. — Vortrefflich an der Erzählung iſt: daß ſie ein Ende hat; leider hat ſie auch einen Anfang, und zwar 10 volle Schreibbogen vor dem Ende: und das iſt ihr gröbſter Fehler. Die Bedeutung des ſtereotypen Gedankenſtriches zu Ende eines jeden Satzes iſt uns nicht ganz klar geworden. Bedeutet der Gedankenſtrich das End eines Gedankens, welchen der Schreiber hatte, oder aber die Wiege eines Gedankens, den der Leſer haben ſoll?

Fr. E. v. R. in J. — Die humoriſtiſchen Schriftſteller ſind in ihren Schriften ungalant: ſie nennen das ſchöne Geſchlecht eine Geißel; allein die Schriftſteller fühlen ganz anders, als ſie ſchreiben (wir kennen das aus Erfahrung), und ſind wie die frommen Braminen, welche ihre Geißel küſſen und keinen Augenblick ohne ihre Geißel leben können.

Frl. Ldv. in O. — Gewiß, ſehr geehrtes Fräulein, das ſind wir nicht im Stande. Aber da fällt uns eine Anekdote ein. Ein junges, luſtiges Mädchen wollte einen Gelehrten, den ſie für einen Pedanten hielt, weil er keine Pfänder mitgeſpielt hatte, necken. Sie befahl ihm daher, ob er ſich getraue, zehn Minuten auf einem Bein zu ſtehen. „Fräulein," ſagte er, „Sie thun wol, daß Sie daran zweifeln; denn ich habe es bis jetzt wirklich für ſehr albern gehalten, mich mit Gänſen in einen Wetteſtreit einzulaſſen."

walla. — Das eine Exequi benützt, wie Sie ſehen; das zweite, obgleich doppelt intereſſant, können wir nicht verwenden, weil Schiller ſagt: „Gefährlich iſt's, den Leu zu wecken." Hinſichtlich der anderen Aufſätze, welche Sie uns freundlichſt zugewendet, dürfte eine mündliche Beſprechung zum erwünſchten Reſultate führen.

Hrn. R. W. in P. — Wir bedauern ſehr, keinen Gebrauch machen zu können.

Hrn. H. R. in W. (Oeſterreich.) — Leider zu ſpät!

Das Silbenräthſel im 3. Hefte haben richtig gelöſt: Die Damen Joſefine Silora, Emma Ritz, G. v. Ch. in Prag; Klementine v. Müllenau, Marie Z..b, Joſefa Klement, Franziska Obert in Wien; Marie v. E. in Graz. — Die Herren: Franz Schwarzbach, Iſidor Seliger in Wien; Quirin Kunſik in Ordenburg. — Hr. J. Krat in Prag hat im Zeitworte die Löſung verfehlt.

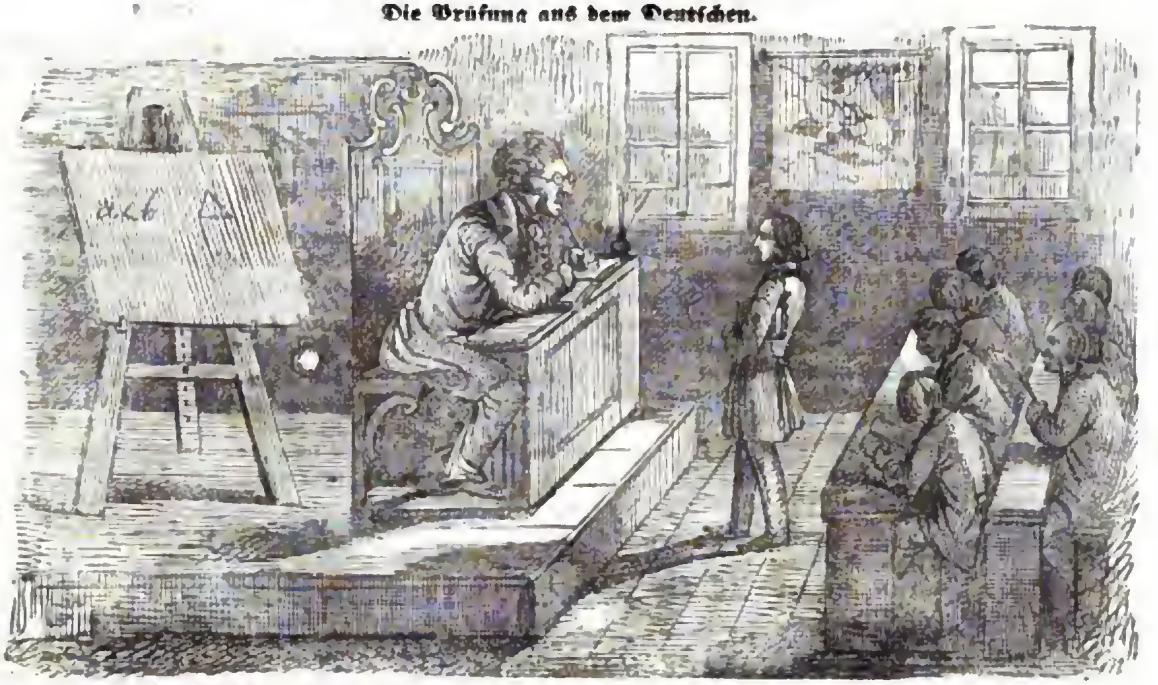
Die Namen der Damen und Herren, welche uns die richtige Löſung des in dieſem Hefte enthaltenen Räthſels einſenden, werden wir im 5. Hefte bekannt geben.

Im künftigen Hefte bringen wir die vaterländiſche Erzählung: „Der Baumeiſter des Kurishofes;" hierauf die bereits angekündigte meiſterhafte Novelle: „Der Alte im Dorfe" von Franz Hedrich; dann „des Thürmers Tochter" von Kleroth; ferner „Cohen," Erzählung aus dem jüdiſchen Volksleben von Dr. K., und die hiſtoriſche Novelle: „Ein Flibuſtier" von W. H. Landt. — Plötzlich eingetretene Hinderniſſe mannigfacher Art, die wir nicht vorausſehen konnten und die nur ſchwer zu beſeitigen waren, haben das Erſcheinen der Abbildung „vom Innern der kaiſ. Schloßkapelle zu Reichſtadt", nach einer Originalzeichnung unſers cähmlichſt bekannten vaterländiſchen Malers Kaudler, ſo ſehr verſpätet. Wir finden uns getrungen, um freundliche Nachſicht zu bitten und zu bemerken, daß die genannte Abbildung dem künftigen Hefte beigegeben werden wird.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Die Prüfung aus dem Deutschen.



Professor: „Aber Sie kennen ja nichts!“

Schüler: „Ich bitte, Hr. Professor, ich habe studiert.“

Professor: „Nun ich sehe nichts davon. Frage ich Sie aus der Literaturgeschichte oder aus der Prosodie Etwas — Sie kennen nichts! — Haben Sie ein Gedicht auswendig gelernt, so deklamiren Sie es.“

Schüler räuspert sich und beginnt:

„Des Knaben Antworten“ von Castelli.

„Ich kannt dem Magister nicht mehr recht machen,
Ich weiß nicht, warum er so schrecklich mich quält,
Er fragt mich um mannigfaltige Sachen
Und was ich ihm antwort' ist Alles gefehlt.
Ich bin noch kein gar so vernagelter Junge
Und mein Gedächtniß ist auch nicht so schlecht,
Auch geht es hübsch lustig mir weg von der Zunge
Und doch ist dem Brummbär gar nichts mehr recht.“

Ein homerisches Gelächter der Schüler verhindert die fernere Deklamation.

Studien auf der Gasse.

Wie eine Frau mit achtzehn Jahren das Schuhband knüpft.

Wie eine Frau mit fünfzig Jahren das Schuhband befestigt.

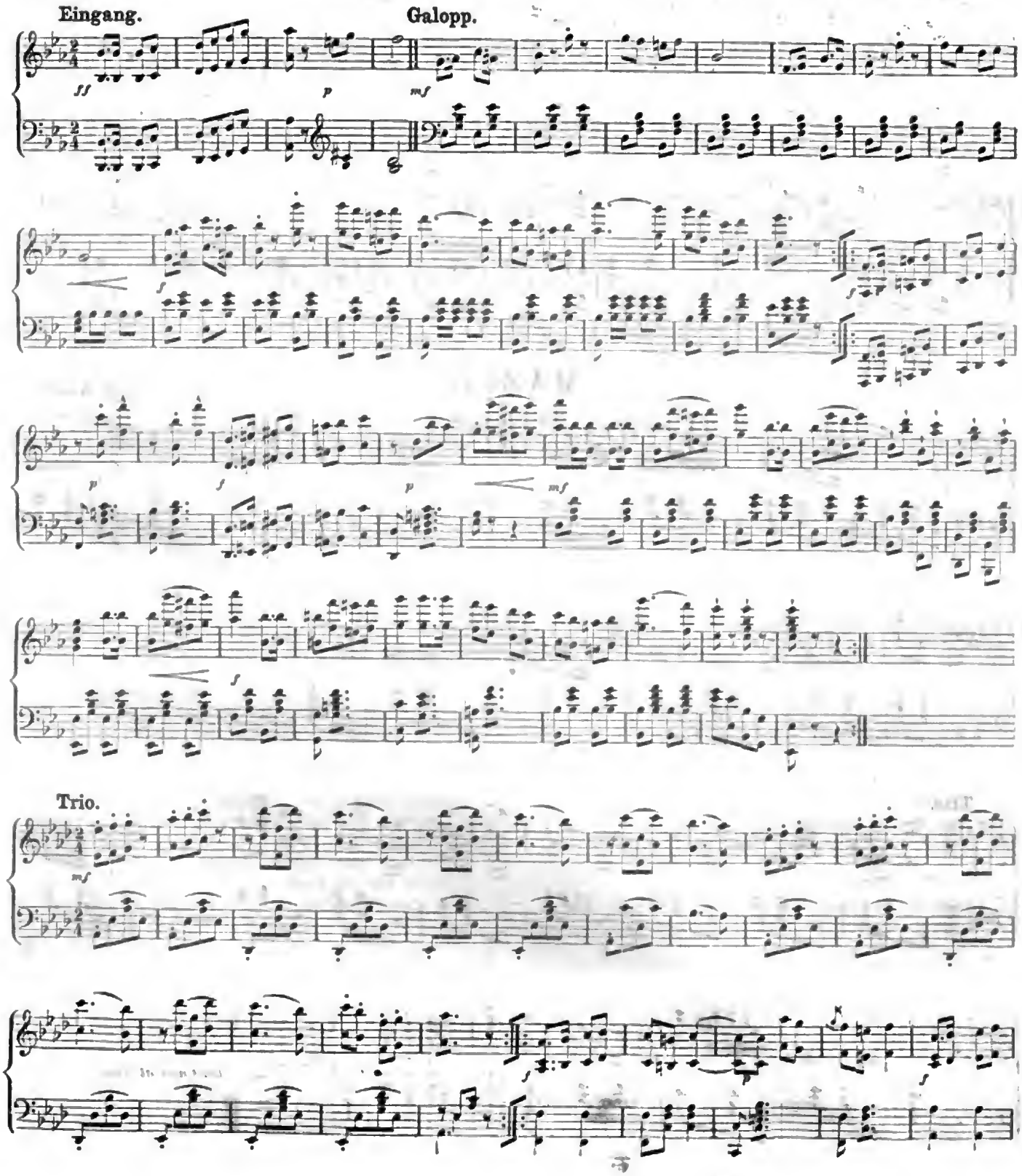
Digitized by Google

Digitized by Google

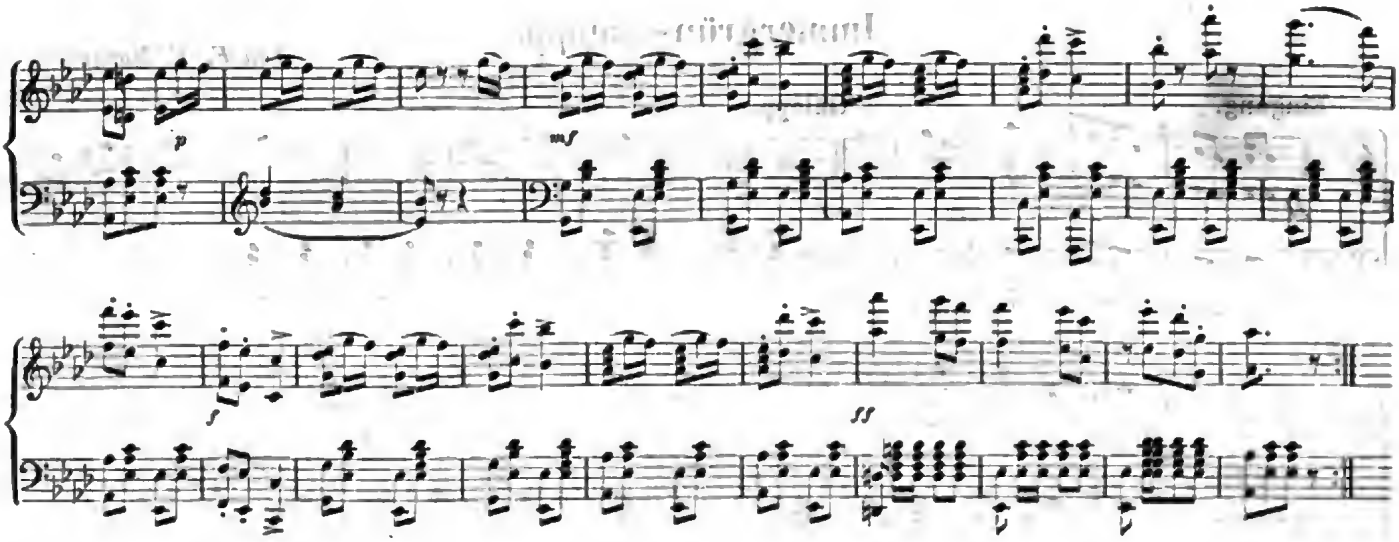
Digitized by Google

Immergrün-Galopp.

Von F. E. Morawek.

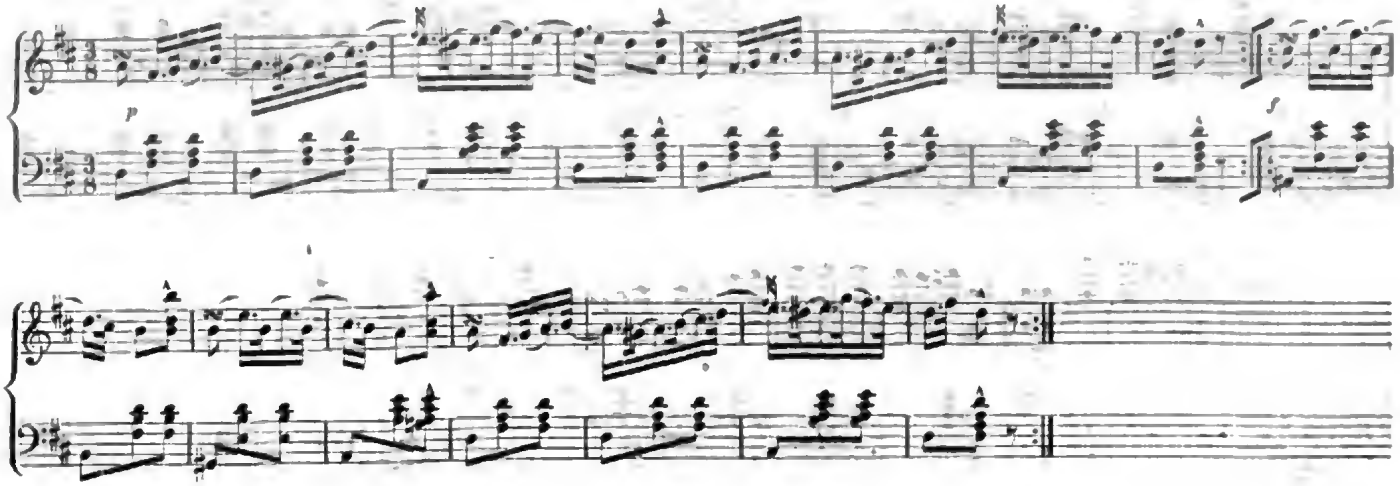


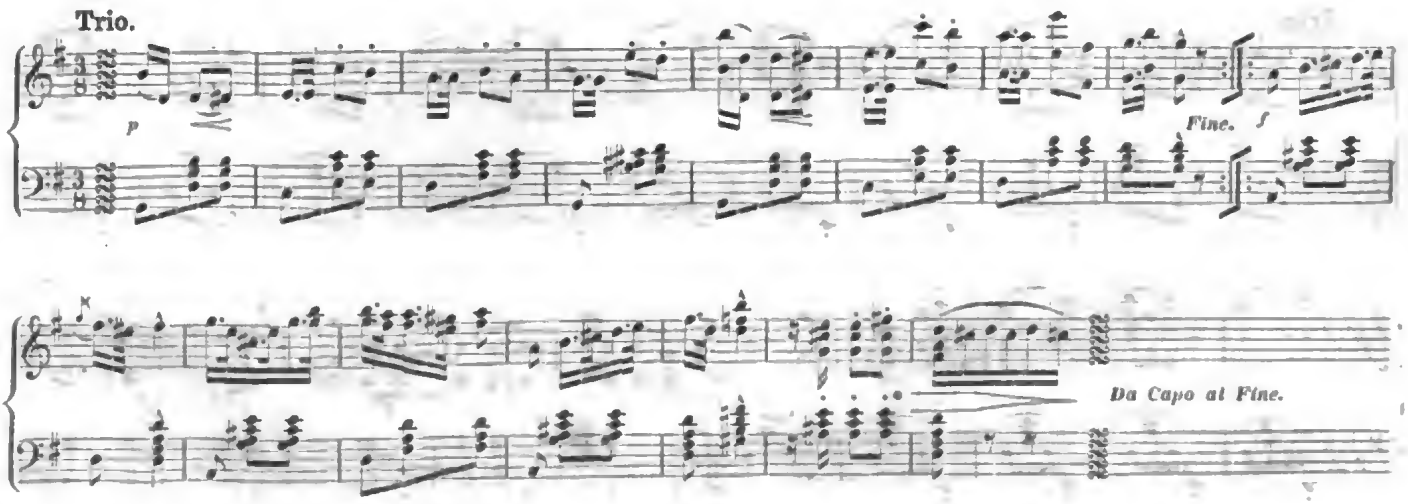
Digitized by Google



MAZUR.

Von Johann Knahl.





Digitized by Google

Der Baumeiſter des Karlshofes.

Vaterländiſche Erzählung aus der Zeit Karl's IV. Nach dem Böhmiſchen des Eduard Herold (im „Lumir“) von Adolf Dexler.

1. In der Zeltnergaſſe.

In der Zeltnergaſſe zu Prag, eigentlich Zaltner- oder Bäckergaſſe, welche Benennung ſie den Bäckerläden daſelbſt dankte, ſaß im Jahre 1350 in einem Gemache des Hauſes zur heutigen „kleinen Poſt“ der junge Baumeiſter Bohuſlaw Stanko hinter einem Tiſche, bedeckt mit Plänen, Zeichnungen, Uiberſchlägen und anderen architektoniſchen Gegenſtänden; eifrig beſchäftigte er ſich mit der Zeichnung einzelner Theile von Ornamenten für eine Kirche, wie es ſchien, deren Plan und Abriß auf einem großen Pergamentblatte daneben lag. Es war erſichtlich, daß er ſich häufig ganz anderen Gedanken hingab, denn ſein Blick wandte ſich oft von der Zeichnung ab und hinaus auf die enge, düſtere Gaſſe, und ſeine Lippen zitterten, als ob ſie ein tiefes Geheimniß entdecken wollten, aber nicht im Stande wären, es auszuſprechen und gewährten nur zeitweilig einem halbunterdrückten Seufzer den Durchgang. Dann aber ſuchte Bohuſlaw jenen Gedanken ſich gewaltſam zu entwinden, worauf er wieder eifrig mit dem Zirkel auszumeſſen begann und dabei irgend ein Nationallied mit leiſer Stimme ſummte. Allmälig aber verfiel er wieder in den vorigen Gedankenwuſt, ſein Blick irrte zum Fenſter und hinaus auf die finſtere Gaſſe, wie erſtorben ſank ſein Arm vom Reißbrett herab und der Zirkel, der ſeiner Hand entfiel, bohrte ſich in den Eſtrich. „Und werde ich es erreichen?“ ſprach er nach einigen Augenblicken, dem Drange ſeiner Gedanken Worte leihend, „werde ich es erreichen?“ Er fuhr mit der Hand über ſein Geſicht und lehnte auf ſie die düſtere Stirne. „Wird der nicht mein Neider und Feind werden, in deſſen Hand dies Alles ruht? Wol habe ich Freunde und Gönner bei Hofe, die Etwas auszuwirken vermögen; ſind ſie aber im Stande, mir zu dieſem Ziele zu verhelfen? Ich habe nicht Macht, nicht reiche Anverwandte, daß Jene Erſatz erwarten könnten, die ſich meiner mit Wärme annahmen. Wenn er es thut, ſo thut er es blos aus Liebe für die Kunſt und zur Verherrlichung Gottes. — Und wenn dieſer mir ſo liebe Gedanke, den ich als Jüngling ſchon im Herzen hegte und der eine ſelige Sehnſucht nach ſeiner Erfüllung in mir entbrannte, wenn dieſer Plan verworfen würde? Wird Arras, der ſtolze Hofbaumeiſter, nicht ſagen: „Dies ſei ein Unſinn, ein thörichter Einfall, deſſen Verwirklichung eine reine Unmöglichkeit?“ So viele Tage und Nächte habe ich, an den Brüſten der Hoffnung meine Seligkeit nährend, mit heißem Eifer geopfert und alle Kraft des Geiſtes, alle Mühe daran gewandt — und vielleicht vergebens, und ſie —“ Da ſchlug er ſich mächtig an die Stirne und wie von Verzweiflung ergriffen ſank er zurück in den hohen Sitz. „Nein! nein! nicht einmal möglich iſt es vielleicht,“ rief er aus, ſprang auf und ging ſcharfen Schrittes in dem kleinen, gothiſch gewölbten Gemache auf und nieder, dann nach kurzem Stillſchweigen fuhr er erregt fort: „Und doch — doch! Sogar ſie iſt mir verloren! Wie wird der ſtolze Bürgermeiſter höhniſch auf mich blicken und im verachtenden Tone zu mir ſprechen: Meine Tochter bekommt nur ein Mann, der mit Talenten ausgeſtattet iſt, ein Mann, der Etwas verſteht, der Etwas für ſich oder für den König erbaut. — Und ſie — ſie wird klagen, Thränen vergießen und dann — gehorchen! ſie iſt ja ſein Kind und muß darum gehorchen. Und ich — welchen Reiz wird für mich das Leben haben, wenn der Stern erliſcht in der Finſterniß meines Lebens, meine einzige Hoffnung, meine einzige Seligkeit! Ach, dahin iſt Alles, Alles verloren! Hinwelken wirſt du, armes Herz, vor Leid und Betrübniß!“ Er hätte der Gedankenfluth noch ferner Worte geliehen, hätte ihn nicht ein halbunterdrücktes Gelächter geſtört. Emporzuckend wandte er ſich um und bemerkte in der halbgeöffneten Thüre die Geſtalt eines bewaffneten Mannes, deſſen geöffneter Mund und überhaupt das ganze Geſicht deutlich bezeugten, daß er der Störer geweſen. „Ei, zum Henker!“ rief der junge Baumeiſter mit ſichtbarem Verdruße, „was iſt denn das, Petřík, daß Du Dich in fremde Gemächer ſtiehlſt wie ein Spion und mich noch auf ungebührliche Art auslachſt? Tritt ein, ſchließe die Thüre und ſprich, was Du willſt.“

Der Mann lachte noch immer, als er mit Gelärme in's Gemach ſchritt. „Ei, bei allen Gehörnten!“ rief er, ſich zum Ernſte zwingend; „ſo wahr ich Schildmacher bin und unſer Patron, der h. Lukas, mir günſtig ſein möge! Bohuſlaw, das dürfte mir außer Dir Niemand ſagen! Wie? ich ſtehle mich herein? In ein fremdes Gemach ſtehle ich mich ein? ich — ja —“ Doch nicht länger konnte er einem heftigen Lachen wehren, es brach mit aller Gewalt hervor und er geberdete ſich dabei ſo poſſierlich, daß auch Bohuſlaw mitlachen mußte.

Doch bevor wir in unſerer Erzählung fortfahren, wollen wir dem Ankömmling unſere nähere Aufmerkſamkeit ſchenken. — Schildmacher hießen im 14. Jahrhunderte ſolche Maler, welche nicht nur Wappen und andere Symbole, deren man ſich bei Turnieren oder auf Häuſern als Aushängeſchilder bediente, auf Holz malten, ſondern auch nebſtbei Harniſche, Schilde und andere Rüſtungen verfertigten und ſie verkauften. Von Steuern befreit, wohnten ſie bei alten Stadtverſchanzungen in Thürmen, die gewöhnlich 200 Schritte von einander

Digitized by Google

entfernt ſtanden. Erſt 1348 traten die Schildmacher, ſowie die Maler heiliger Bilder in eine Bruderſchaft oder Innung zuſammen und wählten den h. Lukas zum Patron der geſammten Malergilde. In dieſe Gilde gehörte daher auch der Schildmacher Petrik. Er hatte einen kurzen Rock von rother Wolle an, am Kragen und an den Aermeln zierlich eingeſäumt, grüne enge Beinkleider und ſchwarze Schuhe mit langen, aufwärts gebogenen Spitzen; der Rock war an der Hüfte mittelſt eines Gürtels geſchloſſen, an dem das Schwert hing, deſſen Scheide mit ſilbernen Buckeln der Länge nach geziert war. Auf dem Kopfe trug er eine rothe Mütze mit weißem Saume, um die Mütze herum lief ein Metallkettlein, an dem ein Medaillon mit dem Bilde des h. Lukas hing.

Die beiden Männer hatten ſchon eine hübſche Weile mit einander gelacht; Petrik war der erſte, der zu reden begann: „Freundchen! ich muß Dir einen guten Rath ertheilen und zwar den, Du möchteſt Dich künftig ein Bischen weniger in Gedanken vergraben, ſondern ſo viel Geiſtesgegenwart haben, um Jeden zu hören, der, wie ich, eintritt. Na und ich gehe doch auch nicht wie eine Feder, meinen Schritt kann ein halb Tauber vernehmen. Zum zweiten gebe ich Dir den Rath: wenn Du denkſt, ſo denke nicht laut, und drittens: klage nicht jämmerlich wie ein altes Weib, das auf die Folter geſpannt wird und dem man dabei Ampfer zu beißen gibt, und viertens —"

„Ich bitte Dich, hör' auf mit Deinem Rath!" rief Bohuſlaw, die Ohren ſich zuhaltend; „Du begreifſt meinen Kummer nicht und kannſt ihn nicht begreifen, denn von dem Augenblicke an, da Du Dich mit dem Ambos und dem Glätten der Schilde befaßteſt, wandelte ſich Dein Hirn und Herz in Eiſen und Stahl."

„Nein, nein," erwiederte der Schildmacher, „ſo wahr der h. Lukas unſer Patron iſt! Mein Herz blieb wie es war und ſchlägt raſch und fühlend mir unter den Rippen. Und was mein Hirn betrifft, Bohuſlaw, das iſt freilich ein wenig gealtert, ward auch im Jahre 46 auf der Brücke bei Remy von den engliſchen Lanzenknechten ein wenig erſchüttert; das macht aber nichts, darunter litten meine Gedanken an Gott und Freunde doch nichts, ſondern blieben feſt. Davon, Freund Bohuſlaw, kannſt Du Dich überzeugen, wenn Du einmal in Noth oder Gefahr kommen ſollteſt; wovor Dich Gott gnädig bewahren möge!"

„Freund Schildmacher," beſänftigte ihn Bohuſlaw, „ich hab' es ja nicht ſo böſe gemeint; ich hatte aber erſchrecklich verzweifelnde Gedanken und da —"

„Da, lieber Bruder," fiel ihm der Schildmacher in's Wort, „hätteſt Du alſo jauchzen ſollen, als Du einen Engel erblickteſt, der Dir tröſtend nahte."

„Du ein Engel?" lachte Bohuſlaw.

„Freilich, ein Engel in Schildmachergeſtalt," fügte Petrik lachend hinzu.

„Wolan denn, Engel mit Röcklein und Schwert, welche freudige Botſchaft bringſt Du mir?"

Da richtete ſich der Schildmacher gravitätiſch empor, blies ſich ein wenig auf und zog ein Pergament heraus, das er dem jungen Baumeiſter mit den Worten überreichte: „Meiſter Dietrich von Prag, Höfling und Maler unſers erhabenſten Herrn, des Kaiſers und Königs Karl IV., von Gottes Gnaden römiſchen und böhmiſchen Königs, unſers liebevollen Vaters, den Gott ſegnen und vor allen andern verherrlichen möge —" Da mußte er einen Augenblick inne halten; Freudenthränen perlten ihm in den Augen bei dem Namen des guten, um das Heil ſeiner Unterthanen väterlich beſorgten Königs.

„Ja, ihm Gottes Segen und Ruhm!" ſtimmte Bohuſlaw mit Rührung ein, „und auch Allen, die den gefeierten Vater des Vaterlandes lieben und ehren." Dabei drückte er dem gutmüthigen Schildmacher die Hand und öffnete das Pergament. Aus dem Zittern der Hände und dem krampfhaften Zuſammenziehen der Lippen konnte Petrik, der unverwandt den Blick auf ihm ruhen ließ, bemerken, daß das von ihm überbrachte Blatt etwas Wichtiges enthalte. Petrik's ſchwache Seite war die Neugierde; kaum bemerkte er, wie ſich Bohuſlaw's Antlitz beim Leſen allmälig erheiterte, ſo begann er ungeduldig hin und her zu treten und in kurzen Unterbrechungen die Worte auszuſtoßen: „Na? — wie? — Nicht wahr? — Was iſt das, Freundchen?"

„Gott ſei Dank, ich bin erhört!" ſagte Bohuſlaw nach kurzem Schweigen und warf ſich Petrik in die Arme. „Der berühmte Meiſter Dietrich ſchreibt mir, daß mein Plan dem König und dem gefeierten Erbauer der St. Veitskirche gefallen habe; morgen ſoll ich zum Könige ſelbſt auf die Burg kommen. Kein Wunder wär's, wenn mir die Bruſt vor Freude ſpränge. — Bauen werd' ich — bauen! werde meinen ſeligen Traum zur Erfüllung bringen, damit er daſtehe zur Verehrung und zum Ruhme Gottes und der Heiligen und ihrer Verehrer! Und ſie, ſie wird — nein, nein!" Ein tiefer Seufzer unterdrückte die ferneren Worte, worauf er aufathmete und wärmer fortfuhr: „Und Du — Du biſt der Engel, der mir dieſe Botſchaft brachte, Du, Freund Petrik, Du —"

„Ja, ich bin der Engel mit Röcklein und Schwert, wie Du ſchon früher erwähnteſt," lachte der Schildmacher; „jetzt aber laß das unnütze Reden und erzähle lieber, was das Alles bedeutet."

„Erzählen?! Nur jetzt nicht, hier nicht; draußen unter dem weiten Himmel; hier iſt mir's zu eng, zu dumpf. Hinaus, hinaus, ſonſt erſticke ich hier vor lauter Freude. Vor Allem aber muß ich zu ihr: ſie muß es ohne Verzögern, ſie muß es die Erſte erfahren —"

„Wer?" fragte der Schildmacher.

Bohuſlaw, ohnehin glühend vor Seligkeit, erröthete noch mehr, worauf er in freudiges Lachen ausbrach und, mit ſeiner Hand Petrik den Mund ſchließend, ſagte er: „Du frägſt: Wer? Pſt, das iſt ein Geheimniß, ein großes Geheimniß. Erreiche ich aber dieſe Seligkeit — Du, Freund, darfſt dann dabei nicht fehlen."

„Da meine Hand, daß ich mich als Freund einſtelle," rief der Schildmacher beruhigt; „und jetzt mach', daß wir auf die friſche Luft kommen, ſonſt erſtickſt Du wirklich, eh' Du zu

Digitized by Google

Deiner Seligkeit kommſt, und ich könnte mich dann dabei auch beim beſten Willen nicht einſtellen. — Aber, Freund, wie gehſt Du mit Deinen Werkzeugen um: da iſt der Zirkel in die Erde gebohrt!"

„Was liegt daran?" entgegnete der vor Entzücken trunkene Bohuſlaw, indem er ſich raſch ankleidete.

„Doch, doch," erwiederte Petrik mit nachdenklichem Geſichte, „meine ſelige Mutter, Gott ſchenk' ihr die ewige Ruh'! pflegte zu ſagen: „Wo ſich ein ſpitzer Stahl oder ein ſpitzes Eiſen in den Boden bohrt, ſtellt ſich gern ein Unglück ein."

„Schäme Dich, Petrik, „verſetzte Bohuſlaw lächelnd. „Welcher Unglückliche, wenn ſich ihm die Himmelspforte öffnet, wollte ſie durch Aberglauben vor ſich wieder ſchließen! Laß' uns lieber gehen." — Bald darauf traten Beide durch den finſteren Flur in die Zeltnergaſſe, die blos von einem Streifen der Mittagsſonne beſtrahlt ward. Der Schildmacher ging den langſamen, feſten Schritt eines wackeren Alters, Bohuſlaw den leichten, elaſtiſchen Tritt der Jugend; jener mit gebeugtem Haupte, wie er es unter dem ſchweren Helme gewöhnte, dieſer das Haupt kühn emporgerichtet, als wollte er in vollen Zügen die friſche Luft trinken. In ſeinem Innern wechſelte Gedanke auf Gedanke mit Blitzesſchnelle. Er redete ſchon im Geiſte mit dem Könige, ſah den ſehnſuchtigen Traum ſeiner Seele ſich verwirklichen; ſchon ſtieg der kühne Bau aus der Erde und ſchwang ſich mächtig höher und höher empor, ſchon lohnte der König mit gnädigem Lob des Baues Meiſter; mehr aber als dies Alles beglückten ihn zwei dunkelblaue Augen, die ihm liebevoll entgegenlächelten und bei jedem ihrer Blicke ihn mit unausſprechlichem Entzücken durchdrangen, und die anmuthige Geſtalt, geſchmückt mit allem Liebreiz, reichte ihm als Braut die Hand, die er heiß erfaßte und an ſeine zitternden Lippen drückte.

Ein plötzliches lautes Lachen riß ihn aus ſeinem Himmelstraume in die trockene Wirklichkeit. „Ei, daß Dich!" tönte die Stimme des Schildmachers; „Du biſt ja völlig närriſch geworden! Stehen wir faſt eine Viertel Stunde da wie ſteinerne Herkuleſe, ohne zu wiſſen wozu, und jetzt läßt Du Dir's gar beikommen, meine alte, mit Schwielen bedeckte Hand zu küſſen. Ei, ei, Freundchen! verurſachte Dir denn meine Botſchaft eine ſo große Freude, daß ſie Dich bis in die Hirnkammer erſchüttert? Nun, ermanne Dich doch und ſprich, wohin Du eigentlich gehen willſt?"

Bohuſlaw erröthete und ließ eilig Petrik's Hand los; dann ſchritt er, ohne ein Wort zu reden, auf den Ring zu.

„Alſo dahin," ſagte der Schildmacher, „wohin gehen wir aber eigentlich?"

„Gleich werden wir dort ſein," war die Antwort. „Unweit von hier ſpringe ich nur auf ein Weilchen in ein Haus und dann begleite ich Dich in Deinen Thurm oder wohin Du willſt und ſage Dir Alles!"

„Alles? hm! hm!" wandte der Schildmacher ein. „Ja, thue das, thu's, lieber Bruder," fügte er nach kurzem Stillſchweigen hinzu. „Biſt freilich in mancher Hinſicht gelehrter und verſtändiger; ich aber bin älter und darum auch erfahrener; habe kälteres Blut und darum in Vielem mehr Ueberlegung als Du; und überdies biſt Du der Sohn meines alten guten Freundes und ich möchte Dich nicht gern in ein Unglück rennen ſehen. Darum verhehle mir, Deinem wahren Freunde, nichts."

„Alles ſollſt Du erfahren, mein Herz will ich Dir öffnen, mein ganzes Hoffen und Fürchten vor Dir entfalten."

„Und ich will Dir in Allem treulich zur Hand ſein, Bohuſlaw; und wäreſt Du nicht ein wenig zu ſtolz — nein! nein! ſo meine ich es nicht," ſetzte er beſänftigend hinzu, als er ſah, daß dieſer Vorwurf ſeinen Freund betrübe; „nein, nein, Gott und der h. Lukas ſind meine Zeugen, daß ich nichts Uibles damit meine! Du biſt verliebt und füllſt den Reſt der Zeit, den Du den Herzensangelegenheiten erübrigſt, mit fleißiger Arbeit aus — nn und ſo verfließt die Zeit wie Waſſer, daß der Menſch nicht einmal weiß, wie. Demungeachtet hätteſt Du mich doch manchmal beſuchen können!"

„Du haſt Recht, ich habe gefehlt," ſagte der junge Baumeiſter verlegen und fuhr raſch fort: „Hier ſind wir ſchon bei dem Hauſe. Verzeih', Freund, ich gehe nur auf einige Augenblicke hinein und bin ſogleich wieder da." Und er wandte ſich am Ende der Gaſſe um die Ecke des Hauſes „beim goldenen Nagel" und verſchwand in dem Hauſe, auf das er gedeutet hatte.

„Uibereil' Dich nur nicht, Freund!" rief ihm der ehrliche Schildmacher nach; „ich warte ſchon und zum Zeitvertreib findet ſich hier auf der Gaſſe auch genug. Hm! wie er hineinflog — wie ein Pfeil oder wie jene neuen Kugeln, mit welchen die Engländer bei Creſſy aus den Donnerſchlünden*) warfen."

2. Der Flüchtling.

Der alte Schildmacher hatte Recht, wenn er ſagte: daß er zum Zeitvertreib hinlänglich Vergnügen auf der Gaſſe finden werde; denn bei der geringen Ausbreitung der Altſtadt war das Gewerbsleben auf wenige Gaſſen beſchränkt und um den Altſtädter Ring konzentrirt. Zuerſt beſah ſich Petrik das Haus, in das ſein junger Freund verſchwand. Beim Anblick dieſes Gebäudes ſchüttelte er mit dem Kopf und murmelte für ſich: „Alſo hier? — Alſo das Täubchen des ſtolzen Bürgermeiſters Wáclaw Rokycan iſt es? Hm — das iſt mir nicht lieb; — und — überhaupt wundere ich mich, daß der Vater, auf ſeinen Reichthum verſeſſen, das zuläßt — ob übrigens — Na, das iſt ſeine Sache; hier werde ich wol dem guten Burſchen wenig rathen können." Aus ſeinem Nachdenken wurde er durch den dumpfen Ton einer Trommel und das durchdringende Gelärm einer Geige unangenehm geweckt. Um dem ſich nahenden lärmenden Schauſpiele, an dem er keinen Gefallen fand, zu entgehen, trat er in den düſtern, gothiſch gewölbten Hausflur des Bürgermeiſters. Und ſchon füllten

*) In der Schlacht bei Creſſy brüllten die erſten Metall-Kanonen, zwei an der Zahl.

Digitized by Google

ſich die Fenſter mit Neugierigen. Aus der engen Gaſſe unter Lachen und Sprüngen drängten ſich zuerſt Knaben, die gewöhnlichen Anführer ſolcher Schauſpiele, hinter ihnen kamen Jünglinge und Männer verſchiedenen Standes in ihren bunten, zum Theile mit Gold und Seide geſtickten Röcken und engen Beinkleidern; hie und da ſchimmerte im Sonnenſtrahl eine Pfauenfeder, erglänzte ein dreieckiger, in eine Spitze auslaufender Helm eines ritterlichen Waffenträgers oder ein deutſcher Eiſenhut, oder eine der damals ſeltneren Reifmützen, einer Art Helme, beſtehend aus einem eiſernen, um den Kopf laufenden Reifen, von welchem wieder kleine Reiflein nach den Seiten hin ausliefen, ſo daß ſolch' ein Helm ausſah, als wäre er aus eiſernen Rippen zuſammengefügt, wobei er mit ſeinem herabhängenden Theile auch die Ohren und manchmal ſogar das Geſicht bedeckte. Mitten in dieſem Volksgemenge waren die Muſikanten und hinter ihnen kamen Gaukler, welche ihre Kunſtſtückchen erſt auf dem Altſtädter Ring aufzuführen gedachten. Aber der Zufall, in Geſtalt eines Affen, hatte es anders beſchloſſen. Außer den Spielern und Gauklern war noch ein Mann da, auf deſſen Kopf und Schultern Affen ſaßen, die ihre poſſirlichen Komödiantenkünſte erſt in den Zwiſchenpauſen, wo die Gaukler, von ihren mitunter halsbrecheriſchen Produktionen erſchöpft, ausruhten, dem dankbaren Publikum zum Beſten gaben. Im erſten Stockwerke des gegenüberliegenden Hauſes öffnete ſich eben ein Fenſter und gleich darauf zeigte ſich der Kopf eines Mannes, deſſen widerwärtiges Geſicht viele Aehnlichkeit mit dem eines Affen hatte. Als die Gaukler nahten, verſchwand jener Kopf, es währte aber nicht lange, ſo zeigte er ſich wieder, bot jedoch einen noch lächerlicheren Anblick dar. Der Beſitzer dieſes Kopfes hielt nämlich, als ob er ein Kind warte, einen Affen im Arm, der lebhaft herumblickte und äußerſt poſſirliche Fratzen ſchnitt; er hatte nämlich ſeine Brüder unten bemerkt und war durch deren Anblick mächtig erregt worden.

„Pfui, Zolinka, das darfſt du nicht, das ſchickt ſich nicht;" ermahnte der Herr ſeinen Liebling.

Zolinka hatte eben keine Luſt, einem vernünftigen Rathe Gehör zu ſchenken und beſtrebte ſich unermüdlich, ihrem Herrn aus dem Arme zu ſchlüpfen, und da es nicht im Guten ging, nahm der Affe Zuflucht zur Gewalt. Da vernahm man plötzlich ein erſchreckliches Lärmen und Jammern im Fenſter, worauf die Aufmerkſamkeit der vorübergehenden Menge und auch der Affen der Gaukler dahin gerichtet wurde. Mit Verwunderung ſchauten Alle in das Fenſter, im erſten Augenblicke nicht anders denkend, als daß ſich zwei Affen herumbalgten. Auf das allgemeine Staunen brach dann ein allgemeines Gelächter aus, in das auch der alte Schildmacher herzlich einſtimmen mußte. Das Ringen im Fenſter währte nicht lange; denn die Affen der Gaukler, die ihren Bruder in Gefahr ſahen, entwanden ſich mit jähem Ruck und flinkem Sprung ihrem Hüter und ſchon waren ſie auf dem gothiſchen Geſimſe des auf Säulen ruhenden Vorſprunges. Gleich darauf nahm der Kampf eine andere Wendung. Als der Mann ſah, daß ihm zwei Gegner Gefahr drohen, ließ er fluchend das Kettlein los, an dem er ſeinen Liebling feſt hielt; und in einigen Augenblicken trieben ſich die drei Affen, zur nicht geringen Beluſtigung des Volkes, oben auf dem Hauſe herum. Das laute Lachen lockte immer mehr Zuſchauer herbei; ja, es währte nicht lange und die Gaſſe, ohnedies eng, war ſo überfüllt, daß im wahren Sinne des Sprüchwortes kein Apfel hätte zur Erde fallen können. „Schaut den Affen, den Affenvater! Schaut, wie er Geſichter ſchneidet, daß ſein Schmierhammel ſich von ſeinem Vaterherzen riß!" riefen Einige aus der Menge.

„Er ſoll ihm nachſpringen, er iſt, wie's ſcheint, auch von derſelben Race," fügten Andere hinzu.

„Rathe Dir jetzt ſelbſt, Du Winkelrath!" ſchrieen wieder Einige, worauf jedesmal ein ſchallendes Gelächter des Volkes folgte.

Der Gaukler, deſſen Obhut die Affen anvertraut waren, bemühte ſich, die Flüchtlinge wieder in ſeine Gewalt zu bekommen; er lockte ſie mit Schmeichelworten, zeigte ihnen Leckerbiſſen, aber vergebens. Auch ſeine Kameraden lockten ſie mit Geigenſpiel und Trommeln: die Affen aber, auf nichts achtend, ſaßen vergnügt oben, gafften hinunter und bleckten die Zähne, brachen den Mauerauwurf oder Steinchen heraus und warfen ſie hinunter auf das luſtige Publikum und ihren drohenden Herrn. Der Schildmacher hatte ſich ſatt gelacht und weil er lange Weile zu bekommen anfing, ging er wieder in das Haus zurück und ſchritt in der düſtern Vorhalle auf und nieder. Da huſchte Etwas an ihm vorbei. Wer es war, vermochte er im Dunkeln nicht zu erkennen, das aber bemerkte er, daß es Jemand war, der, vom Laufe erſchöpft, kaum zu athmen vermochte. Er blieb ſtehen, richtete den Blick ſcharf nach jener Seite, wohin das ſcheue Weſen verſchwunden war, und ward plötzlich von zwei kräftigen Armen erfaßt.

„Ha, hab' ich Dich?" jetzt entrinnſt Du mir nicht mehr!" raunte ihm eine dumpfe Stimme in's Ohr.

„Du irrſt Dich, Bruder," antwortete der Schildmacher, indem er ſich der Umarmung entriß, „ich bin kein Affe!"

Der Unbekannte ließ ihn ſchon nach den erſten Worten los und ſprang zurück, indem er in ſich hineinbrummte: „Affe? Was Affe? Ich ſuche ein anderes Wild, dem ich auf der Spur bin und das mir im Volksgedränge entwiſchte." Worauf er lauter redend den Schildmacher fragte: „Sahſt Du Niemanden hier hereinlaufen?"

„Höre, Bruder," antwortete der Schildmacher mit erhobener Stimme, „wer biſt Du und was willſt Du hier, daß Du ehrliche Leute wie ein Mörder überfällſt?"

„Ich ſuche einen Flüchtling," lautete die Antwort, die aber erſt nach einigen Augenblicken folgte.

„Einen Flüchtling? So?" wiederholte der Schildmacher. „Wer biſt denn aber Du?"

„Schreie nicht ſo, ſonſt —!" ſprach der Unbekannte mit drohendem Tone und wollte den Schildmacher auf die Seite ſchieben und in das Innere des Hauſes ſtürzen. Der Schildmacher, ein übrigens gutmüthiger und leicht verſöhnlicher Mann, war doch als Stadtwächter und Künſtler zu ſtolz, als daß er ſich von einem Unbekannten ſolche Rohheit hätte gefallen

Digitized by Google

laſſen. „Ei, Du Schuft!“ rief er zornig und hielt ihn am Pelzkleide feſt. „Du roher Stock! Du unterſtehſt Dich, ehrliche Leute auf die Seite zu ſtoßen? und dazu in einem fremden Hauſe! Wie, Du weißt nicht, daß ſelbſt ein Rathsherr einen Prager Bürger im Hauſe nicht verhaften darf, wenn er auch ein Flüchtling wäre; außer in dem Falle, daß er einen geſchriebenen Befehl hätte?“

„Hol' Euch Alle der Henker ſammt der Prager Bürgerſchaft!“ tobte der Unbekannte und entriß ſich dem Schildmacher durch einen plötzlichen Ruck. „Zurück! oder ich bade mein Meſſer in Deinem Blute, wenn Du mich nur noch mit einem Finger anrührſt!“

„Oho! Du biſt alſo innerhalb der Stadtmauern mit einem langen Mordmeſſer bewaffnet?“ zürnte der Schildmacher. „Na, warte, Schurke, ich will Dich lehren, Geſetze in Ehren zu halten!“ Mit dieſen Worten eilte er raſch auf den Unbekannten zu, der inzwiſchen auf die Stiege geſprungen war. In dem Augenblicke war das Knarren einer Thür vernehmbar und gleich darauf ertönten von oben Manustritte, welche die Treppen herab kamen. Dieſen Augenblick benützte der Flüchtling, der die Urſache des ganzen Streites war und hinter dem Rücken des Schildmachers hingleitend, lief er zum Hauſe hinaus. Kaum daß dies der Unbekannte, der auf der Treppe ſtand, bemerkte, wollte er ihm ſchon nachſetzen; doch der Schildmacher hinderte ihn.

„Ho, ho, Du entwiſcheſt mir nicht,“ rief er aus. „He! hola! Du dort oben! ſchnell herunter!“ fügte er lärmend bei und erfaßte den Entrinnenden; er hatte aber zu thun, ihn zu erhalten; er hatte mit einem jüngeren und ſtärkeren Manne zu kämpfen, als er war.

„Ich komme ſchon, ſogleich bin ich unten!“ meldete ſich Bohuſlaw, der die Stimme ſeines Freundes erkannte. Gerade ſprang er von der letzten Stufe, als der Unbekannte ſich mit raſcher Wendung der Hand des Schildmachers entriß und hinaus auf die Gaſſe flog, wo er unter der gaffenden und lachenden Menge verſchwand. Als der Schildmacher Bohuſlaw das Begebniß erzählt hatte, begannen Beide nach dem Flüchtling zu ſpähen, fanden jedoch nichts, als eine gewöhnliche Mütze, die Bohuſlaw als unnütz wieder wegwerfen wollte, die aber der Schildmacher zu ſich nahm. Darauf traten ſie aus dem Hauſe und drängten ſich durch die Volksmenge, die noch immer durch die Affen beluſtigt wurde. Als ſie bereits dem Gedränge entkommen waren, erzählte Bohuſlaw ſeinem Freunde, daß er einer ihm ſehr theuren Perſon durch das Vorzeigen von Dietrich's Brief große Freude bereitet habe. „Dies Alles,“ fügte ſchließlich der junge Baumeiſter hinzu, „werde ich Dir ausführlich erzählen, ſobald wir uns in Deiner Wohnung im Thurme feſtſetzen.“

Sie ſchritten über den Altſtädter Ring, ſich manchmal noch umſehend, wenn das lärmende Gelächter der Menge erſchallte, die am Anfange der Zeltnergaſſe ſtand und welcher die Affen kein geringes Vergnügen bereiteten.

„Dieſer Mann dort mit dem Affengeſichte iſt Winkelrath,“ warf Bohuſlaw hin', „und hat, wie ich hörte, ein ſehr böſes Herz, ja, Einige verſichern, daß er ſich dem Teufel verſchrieben habe; denn wer bei den Ordalien, den ſogenannten Gottesgerichten, ſiegen wollte, mußte ſich bei ihm Raths erholen. Er iſt Arzt und Rath, aber nur von Spitzbuben geſucht.“

„Gott und unſerm guten König Karl ſei Dank, daß er dieſen ganzen heidniſchen Unrath verboten,“ erwiederte der Schildmacher, worauf er ſtehen blieb und ausrief: „Ei, ſieh' doch den Mann dort, mit dem ich mein Scharmützel gehabt. Ei, bei allen Teufeln! was hat er denn da?“

Bohuſlaw und Petrik waren inzwiſchen bis zu den Statuen gekommen, die zum Gedächtniß Wenzel's I. auf dem Altſtädter Ringe aufgeſtellt waren. Hinter einer derſelben ſaß ein Jüngling im verwitterten, hie und da zerriſſenen Anzuge; ſein Haupt war geneigt und von üppigen braunen Locken überfluthet. Vor ihm ſtand ein Mann mittleren Alters, von kräftigem, unterſetzten Gliederbau und gemeinen Geſichtszügen; in ſeinem Blicke lag Grauſamkeit und Tücke, zwei Gefährtinen, die ſich ſelten trennen. Er war mit einem braunen Wollrock angethan, der etwas länger war, als zu dieſer Zeit üblich; ſeine Beinkleider waren mit Pelz ausgeſchlagen, von grüner Farbe und eng anliegend; die Schuhe ſchwarz; der Kopf mit einer grün und roth geſtreiften Mütze bedeckt. Beim Ausruf des Schildmachers erhob der Jüngling plötzlich ſein Haupt, das er wie zum Gebete geſenkt hatte und ſtrich ſich ſchnell das Haar aus dem bleichen, gramvollen Geſichte, er wollte aufſpringen, doch der finſtere Blick jenes unbekannten Mannes, ſeines Verfolgers, hinderte ihn daran.

„So haſt Du ihn doch bekommen?“ lachte der Schildmacher, deſſen Aerger, durch die frühere Keckheit des Unbekannten erregt, ſich längſt gelegt hatte. „Hör' aber, Kamerad, Du ſiehſt mir verdächtig aus, ſehr verdächtig. Sag' doch, wer biſt Du und wer iſt dieſer Junge?“

Auf dem trotzigen Geſichte des Unbekannten war bei dieſer Aufforderung ein ſeltſames Mienenſpiel zu bemerken, das aber bald dem Ausdruck verhehlten Grolles und boshafter Verſtocktheit Platz machte. Es war offenbar, daß er über die Maske nachdachte, die er anzunehmen hätte, um den zudringlichen Schildmacher zu beruhigen.

„Der Arme iſt gebunden,“ ſagte Bohuſlaw; „binden wir ihn los!“

„Bei meiner Ehre!“ rief der Schildmacher, einen ſcharfen Blick dem nebenſtehenden Unbekannten zuwerfend, „na, wart', Burſche —“

Darauf wollten Beide, Petrik und Bohuſlaw, den Jüngling ſeiner Feſſeln entledigen; doch der Unbekannte trat ihnen in den Weg und ſagte in einem Tone, der wie Entſchuldigung klang: „Verzeiht, verzeiht, verehrte Herren, daß ich mich Eurem guten Willen widerſetzen muß. Dieſer Jüngling iſt Eueres Mitleids gar nicht werth, er iſt ein Wüſtling, ein leidenſchaftlicher Liebhaber des verfluchten Würfelſpieles, das uns die Kärnthner hereingebracht haben; er lief vom Hauſe weg, um hier in Prag dieſem Laſter ungeſtört zu fröhnen.“

Der Schildmacher und Bohuſlaw blickten bei dieſen

Digitized by Google

Worten ſcharf und ſtreng auf den Jüngling, in deſſen Auge ein Strahl freudiger Hoffnung aufgeblitzt war; jetzt aber, als der Unbekannte ſeine Schuld ausgeſprochen, ſprühte ein wildes Feuer aus ſeinem dunkeln Auge; voll Betrübniß blickte er zum Himmel empor und drehte, wie unwillkürlich, langſam den Kopf und wenn ſein Blick flüchtig den Fremden ſtreifte, ruhte in ihm der Ausdruck tiefſter Verachtung. Bohuſlaw, der dies Alles bemerkte, ward von unwiderſtehlichem Mitleid eingenommen und den Widerſtand des Fremden wenig beachtend, ging er auf den Jüngling zu und befreite ihn raſch von den Banden.

„Tod und Teufel! was thuſt Du?“ tobte der Fremde. „Zdenko!“ zürnte er gegen den Jüngling, der die Hand ſeines Befreiers feſt in der ſeinen hielt und mit dankbarem Blick auf ihn ſah; „Zdenko, Du bäueriſcher Hund! rühre Dich nicht, oder — Und Du, junger Mann, wer gab Dir das Recht —“

„Langſam, Kamerad! langſam!“ fiel ihm der Schildmacher in's Wort. „Was das Recht betrifft, nach dem Du fragen willſt, in dieſem ſteht der Jüngling vollkommen; er iſt ein Prager Bürgersſohn und hat darum ein doppeltes Recht, im Stadtbezirke ſich der Mißhandelten und Gequälten anzunehmen. Ja, ja — blick' ihn nur nicht ſo grimmig an, Kamerad; wir fürchten uns nicht, bei allen Teufeln! auch nicht ein wenig! Uibrigens haben wir ja gleich die Rathsherren vor der Naſe, geh' und verklage uns, wenn Du Luſt haſt.“

„Ich liebe den Frieden,“ erwiederte der Fremde nach kurzem Nachdenken.

„Ja, das thuſt Du!“ lachte der Schildmacher, „das ſieht man ſchon an Deiner Kleidung. Trägt denn ein Friedliebender unter dem Oberkleide ein Drahthemd, das Dir am Halſe und an der Bruſt hervorguckt? Und ich wollte, wer weiß was, wetten, daß Du bei Dir auch ein langes Schwert trägſt, das Dir leicht die rechte Hand koſten könnte, wenn Du Dich nicht auszuzahlen vermöchteſt. Darum, Kamerad, begib Dich hübſch ruhig nach Hauſe und laß den Würfelſpieler in Ruh'; wir nehmen ihn mit uns.“

Der Schildmacher und Bohuſlaw nahmen ihren Schützling in die Mitte und wollten gehen; da ſprang der Fremde herbei, nahm den Schildmacher bei Seite und flüſterte ihm in's Ohr: „Freund, folge meinem Rathe, ſonſt könnteſt Du leicht in fatale Unannehmlichkeiten gerathen. Es iſt ein großer und angeſehener Herr dabei betheiligt und das könnte Dir und Deinem jungen Freunde theuer zu ſtehen kommen! Laßt daher den Burſchen in meiner Gewalt, ich gebe Euch aus eigenem Antrieb zehn Schock und —“

„Kein Wort mehr!“ rief der Schildmacher, „ſonſt führſt Du mich in die Verſuchung, Dich damit bekannt zu machen, wie ſich's im Gefängniſſe wohnt; denn jetzt biſt Du mir dringend verdächtig, und bei Gott! wenn Häſcher bei der Hand wären, ich würde es ausführen.“

Der Fremde blickte mit wilden Augen umher und faßte krampfhaft einen Dolch, den er unter dem Kleide verborgen hielt; doch in dem Augenblicke beſann er ſich, ſenkte die Augen, in denen ſein Grimm wüthete, und entfernte ſich mit ſchnellem Schritte von dem Schildmacher, der ſich beeilte, Bohuſlaw einzuholen, welcher mit dem befreiten Jünglinge ſchon eine hübſche Strecke voraus war. Bald mäßigte der Fremde ſeinen Schritt, bis er endlich völlig ſtehen blieb und dem unbeugſamen Schildmacher nachblickte. „Es wäre toll geweſen,“ ſprach er im Gedanken zu ſich, „wenn ich mich an ihm vergriffen hätte; es wäre dies nur zu meinem Schaden geweſen, zu meinem größten Schaden! Nun wir werden uns ſchon noch finden! Doch den Buben muß ich in meine Gewalt bekommen, ſo bald als möglich, ehe er noch etwas verrathet, ſonſt wäre es unſer Aller Verderben. — Aber der Jenik, der nichtsnutzige Hund, der ihn entwiſchen ließ, ſoll's theuer büßen! Wart', bis ich nach Hauſe komme; das verzeih' ich Dir nicht, und ſollte ich den Stahl in Deine Bruſt bohren! — Da wendet ſich der rohe Kerl mit dem entflohenen Buben um die Ecke, muß eilig hinter ihnen her, um ihren Weg auszuſpähen; um das Uibrige wollen wir uns dann kümmern.“

Inzwiſchen hatte der Schildmacher Bohuſlaw mit dem Jüngling eingeholt. Alle Drei gingen in die Eiſengaſſe gegen das Kloſter St. Gallus und dann über den dortigen Marktplatz, der jetzt „die Kotzen“ heißt, gegen das neue, einer Burg ähnelnde Gebäude, von Heinrich von Burgund erbaut (jetzt das ſogenannte „Plateis“) unfern dem Thore. Bohuſlaw hatte dieſen Weg abſichtlich deshalb eingeſchlagen, weil dort in der Nähe einer ſeiner Freunde wohnte, der zum Stadtrath gehörte, und von deſſen gründlicher Geſetzkunde er erwarten durfte, zu erfahren, wie er dem Jüngling nützlich werden könnte. Sie waren ſchweigend dahingeſchritten, jeder mit ſeinen eigenen Gedanken beſchäftigt. Petrik hatte zwar einige Fragen an den Jüngling geſtellt, doch in Ermangelung der Antwort murmelte er eine Weile in den Bart, bis auch er zuletzt völlig verſtummte. Endlich erreichten ſie das Haus, das Bohuſlaw's Freund bewohnte, erhielten aber auf ihre Erkundigung zur Antwort: daß er nicht zu Hauſe ſei, ſondern ſich auf's Land begeben hätte, von wo er erſt in einigen Tagen zurückkehren würde.

„Es fehlt uns daher nichts,“ ſagte Bohuſlaw zum Schildmacher, „als daß Du einſtweilen dem Armen ein Nachtlager gönnſt, ich werde ſeinetwegen morgen mit dem Bürgermeiſter Rückſprache nehmen.“

Der biedere Schildmacher war damit vollkommen einverſtanden, worauf ſie ihren Weg fortſetzten.

Schon am Ringe war es Petrik und Bohuſlaw auffallend, daß der Jüngling, außer einigen, mit Gewalt der Bruſt entrungenen Lauten, weiter kein Wort hervorbrachte, und auf alle Fragen nur ſeufzte und kläglich mit dem Kopfe nickte; manchmal ſchien es, als ob er den Mund öffnete, um ihnen etwas zu ſagen, jedesmal aber hielt er erſchreckt ein und blickte mit dem Ausdrucke größter Angſt um ſich und drückte die Kappe, die ihm der Schildmacher überreicht hatte, tief in die Augen. Am deutlichſten aber zeigte ſich ſeine große Angſt, als ſie zum Hauſe des Rathsherrn hinaustraten und einem völlig unbekannten Menſchen begegneten, der den unglücklichen

Digitized by Google

Jüngling ſcharf anblickte und dabei ſeine Lippe mit dem Finger leicht berührte. Der Schreck, welcher den Jüngling plötzlich erfüllte, war ſo groß, daß ſeine Kniee zuſammenbrachen und er ſich an dem Rocke des Schildmachers halten mußte, um nicht zu ſinken. „Na, na, Burſche," ſagte der gutherzige Mann, „was treibſt Du denn? Du willſt doch nicht fallen!"

„Der arme Teufel iſt ganz erſchöpft," bemerkte Bohuſlaw voll Mitleid.

„Du glaubſt doch nicht, Freund, daß wir Dich ſitzen laſſen!" rief der Schildmacher aus und ſtellte ſich, als ob er zürne. Damit er nicht denke, als wollten ſie ihn verlaſſen, nahmen ihn Beide unter den Arm, beſänftigten ihn mit freundlichen Worten und tröſteten ihn, worauf ſie ihn in die Wohnung des Schildmachers führten, die in dem runden Thurme am Zdaras lag.

3. Wlk.

Kehren wir wieder in die Zeltnergaſſe zu dem Hauſe zurück, auf deſſen ſteil herabhängendem Dache die Affen zur Beluſtigung des Publikums frei herumſprangen. Die verſammelte Menge hatte ſich bereits verlaufen und die Urheber dieſer Zuſammenrottung waren ſchon längſt zu ihrer gewohnten Pflicht zurückgekehrt. Der Reiz einiger Kuchen, die ihnen ihr Herr durch das Dachfenſter reichte, war ſo mächtig, daß die Affen unmöglich widerſtehen konnten und ſich gefangen ergaben. Der ganze Vorfall endete alſo gut und fröhlich bis auf jenen Herrn, der beim Nahen der Gaukler zuerſt ſein Affengeſicht im Fenſter zeigte und auch ſeinem wirklichen Affen, ſeinem Liebling, den luſtigen Spektakel auf der Gaſſe weiſen wollte; was ihm jedoch übel bekam und noch obendrein den Hohn der Menge eintrug. Jetzt ruhte er auf einem breiten, niedrigen Lager, das vom Affen arg zugerichtete Geſicht verbunden, und ſeufzte kläglich. Seine Augen waren geſchloſſen und beinahe gierig lauſchte er den Gebeten, die ſeine Tochter, neben dem Lager auf reichem Polſter knieend, mit lieblicher Stimme ſprach.

„So, ſo, Töchterchen!" begann er endlich und erhob die Hand, als ob er die fromme Beterin liebkoſen wollte; „und jetzt, mein theures Kind, kannſt Du Dich ſchon erheben und ausruhen. Mir iſt ein wenig beſſer, das Zittern in den Gliedern ließ nach und auch mein altes Uebel, das ſtarke Herzklopfen, minderte ſich bereits. Geh' alſo, doch entferne Dich nicht zu weit, ich wäre nicht gerne allein; denn wenn es mir wieder käme, wie leicht möglich, da — —" Er ſeufzte dabei tief auf und fügte mit unausſprechbarer Angſt hinzu: „Vielleicht wäre es auch möglich, daß mein letztes Stündlein — und ich — ich will nicht ſterben! ich will — ich kann nicht! Wahrlich, nur Dir zu Liebe, mein Täubchen, da Du für mich beteſt, will und kann ich nicht ſterben! — Und was — was iſt's mit dem verfluchten Affen? Haſt Du, wie ich befahl, das boshafte Unthier erſäufen laſſen?"

„Aber, lieber Vater!" ſagte das Mädchen mit flehender Stimme.

„Wie? zu allen Teufeln! Verdammte Nichtswürdige, Du mir ungehorſam?" rief er grimmig aus, worauf er wieder tief aufſeufzte und ängſtlich, doch immer noch verdrüßlich fortfuhr: „Schnell, knie', knie' nieder und bete; ich will nicht ohne Gebet enden — nein, nein, nicht in die Hölle! Knie', verfluchtes Weib, knie' ſogleich und — nein, nein, — ich werde nicht fluchen, nicht Dich verfluchen, mein Täubchen, nur — ich flehe Dich an —"

Da ſtiegen düſtere Bilder vor ſeiner Seele auf, das Blut ſtieg ihm zu Kopf und ſeiner Bruſt entwanden ſich dumpfe Seufzer; bald fuhr er empor, bald warf er ſich wieder auf dieſe, bald auf jene Seite. Das Mädchen kniete nieder an's Lager und begann ein Vaterunſer und andere Gebete zu ſprechen mit zitternder, doch andächtiger Stimme. Während der Vater vor Schmerz auf dem Lager ſtöhnte und ſich krümmte, und die Tochter brünſtige Gebete für ihn zum ewigen Erbarmer ſandte, hatte das Dienſtmädchen draußen einen Streit mit einem Manne. Anfangs wurden Fragen und Antworten ſtille gewechſelt; die Magd hatte den Auftrag, Niemanden in das Zimmer ihres Herrn zu laſſen und wies daher auch den Eindringling ab; der aber, ohne auf ihre Worte zu achten, verſetzte trotzig, daß er mit ihrem Herrn reden müſſe; das Mädchen ſuchte ihn mit Gewalt daran zu hindern, ſo daß der Lärm bis zum Krankenlager drang.

„Fort, mir aus dem Weg!" ſchrie endlich der Mann und ſtieß ſie mit Gewalt zur Seite, jagte mit lärmendem Schritt in das Zimmer und von da in das Gemach, in dem ſich der Kranke mit ſeiner Tochter befand.

„Schließ' die Thüre, Kind! ſchnell ſchließ' die Thüre!" ſchrie der Kranke mit dem Ausdrucke tiefſten Schreckens; „ſchlag' Lärm! rufe zum Fenſter hinaus um Hilfe: daß Räuber da ſind! Mörder!"

Doch ehe das Mädchen, zitternd vor Furcht, den Auftrag des Vaters vollziehen konnte, flogen auch ſchon die Thürflügeln weit auf.

„Laß' Lärm und Furcht, Wlk!" rief der eintretende Zudringling, ſprang zum Fenſter und riß das Mädchen hinweg, das in ſeiner Angſt wirklich um Hilfe rufen wollte. „Laß' die Dummheiten, Thörin! Dein Vater kennt mich; nicht wahr, Alter?"

Im Antlitz des Kranken wich die Furcht einem Lächeln.

„Ja, ich kenne Dich, Prokop, ich kenne Dich," ſagte er beiſtimmend und athmete langſam auf.

„Wolan denn," entgegnete Prokop, „fort mit dem Mädchen, ſchick' es weg, ich habe mit Dir etwas ſehr Wichtiges zu verhandeln und das ſogleich ohne Verzug."

Herr Wlk ſchien keine große Luſt zu haben, dieſer Forderung zu genügen.

„Bei allen Teufeln!" tobte Prokop, und ſah mit wildem Blicke auf den Kranken; „zaudere nicht, ich habe keine Zeit zu verlieren; es handelt ſich darum —" Er neigte ſich zum Kranken und flüſterte ihm Etwas in's Ohr.

Wlk zuckte empor. „Ja, Du haſt Recht, Prokop," begann er zu ſtottern und fuhr mit der flachen Hand über die runzliche Stirn. „Ludmillchen, begib Dich in das nebenſtehende Gemach; geh' mein Täubchen, geh'! Fort geh' mir aber

Digitized by Google

nicht!" ſetzte er mit angſtvoller Stimme hinzu, „hörſt Du? fort geh' nicht! Wenn's mich wieder packen ſollte, mußt Du beten, viel beten. Geh' alſo, geh' — ach, nein! — geh' nicht, bleib' nur hier!"

„Nein, ſag' ich! bei allen Teufeln!" lärmte Prokop, „hier darf ſie nicht bleiben; fort von hier!" fuhr er dann das Mädchen an; „dort hinein, Natter! und hüte Dich, etwas zu erſpähen!" Mit dieſen Worten faßte er das Mädchen unſanft am Arme, ſtieß ſie in die Nebenkammer, ſchlug die Thüre zu und ſchloß ſie ab.

„Das gute Herzchen nennt er Natter!" ſeufzte der Vater. „Sachte, ſachte, Prokop! was gehſt Du ſo roh mit ihr um; Du kannſt ſie ja verletzen!"

„Nu, nu, wird ſie der Henker auch nicht holen!" erwiederte Prokop, ſich dem Bette des Kranken nähernd; „jetzt handelt ſich's um Wichtigeres, als ſo 'ne Kleinigkeit."

Wlk machte eine finſtere Miene und murmelte etwas mißmuthig in den Bart.

„Jetzt, Kamerad, rathe mir!" ſagte Prokop. „Was ſollen wir beginnen: der Junge iſt uns entſprungen, ſchon ſeit drei Tagen."

„Entſprungen? — und vielleicht hier!" rief der Kranke aus und richtete ſich auf ſeinem Lager empor.

„Freilich hier!" erwiederte Prokop. „Ich ging mit Jenik hinter ihm her, mit dem nichtsnutzigen Hunde, der ihn entrinnen ließ."

Wlk rang die Hände und jammerte voll Angſt: „Ach, wenn er Jemanden in die Hände fiele und ſich ihm anvertraute!"

„Das eben fürchte ich und komme zu Dir, Du mußt mir rathen, was da anzufangen. Doch zuvor höre das Weitere. Wir hatten ihm bis nach Prag nachgeſpürt; da erfuhren wir, daß er ſich der Gauklergeſellſchaft angeſchloſſen habe und bei ihnen die Geige ſpiele." — Wlk erinnerte ſich dabei an die Urſache ſeiner jetzigen Unpäßlichkeit und fuhr ſich mit den Händen über das verbiſſene und zerkratzte Geſicht, das er verbunden hatte. — Prokop fuhr fort: „Geſtern entrann er mir und heute wieder, bis ich ihn zuletzt am Ringe unter den Statuen fand, wo ich ihn ergriff." — Wlk zitterte vor Freude. — „Frohlocke nicht zu früh, lieber Kamerad!" ergänzte Prokop mit einer Stimme, die vor Aerger und Wuth zitterte. „Tauſend Donner über den! Schon hatte ich dem Nichtswürdigen die Hände gebunden; da brachte der Teufel zwei Kerle herbei, einen jungen und einen alten, rauhe Geſellen das, mit denen nicht zu ſpaßen war und die ſich ſeiner unter dem Vorwande von — der Böſe weiß, was für Geſetzen! — und kurz ſie nahmen ihn mit und gingen fort."

„Und Du haſt's geduldet? Du, mit ſo gewandter, flinker Hand?"

„Hol' Dich doch ſammt ihnen der Geier! Du glaubſt vielleicht, daß ich ſo ein Dummkopf, ſo ein Feigling ſei, mich nicht zu widerſetzen, wenn ich wüßte, daß ſich was ausrichten ließe? Aber der ältere Kerl war bewaffnet und ſah faſt aus wie ein Stadtwächter, und zu dem Allen war's am Ringe, beinah' beim Rathhauſe ſelbſt. Wenn's wo anders geweſen wäre, bei allen Teufeln! ich hätte ihm trotz ſeiner Waffen gezeigt —"

„Laß' das Prahlen, Prokop! und ſage lieber, wohin ſie ihn führten."

Prokop blickte ihn wild und ſpöttiſch an und erwiederte: „Ich ſtahl mich hinter ihnen her mit aller Vorſicht und begegnete da dem Jenik, dem nichtsnutzigen Hund; dem befahl ich, weiter nachzuſpüren, und eilte her, mit Dir Rath zu halten."

„Kehrte Jenik ſchon zurück?"

Prokop zog die Schulter zuſammen. „Beim „luſtigen Affen" treffen wir uns; dort halten wir uns ſo lange auf, bis ich ihn entweder todt oder lebend in Händen habe."

„Da iſt guter Rath theuer," ſagte der Kranke nach kurzem Nachdenken; „geh' nur, Freund, und warte bis Dir Jenik ſagt, in welchem Hauſe der entlaufene Junge ſich verborgen hält; dann wollen wir ſehen, was zu thun iſt. Jetzt aber beeile Dich, daß Du mir einige Nachricht bringſt!"

Prokop ſah die Nothwendigkeit der Eile ein, verließ ohne ein Wort das Gemach und eilte in das Wirthshaus zum „luſtigen Affen."

3. Das Geheimniß.

Petrik's erſte Sorge, als er mit Bohuſlaw und dem jungen Menſchen in ſeiner Wohnung im Thurme bei der Stadtverſchanzung angelangt, war: ſeine Gäſte mit einer Erfriſchung zu laben; er kredenzte ihnen deshalb einige Becher edlen Gerſtenſaftes. Die Freunde begannen dann, ihre Aufmerkſamkeit auf ihren Schützling zu richten.

„Wenn es mir möglich ſein ſoll, Dir zu helfen," ſprach Bohuſlaw zu dem Jünglinge, der betrübt am Tiſche ſaß, „ſo mußt Du mir von den erlittenen Unbilden ſo viel mittheilen, als Du hinreichend glaubſt, um am Wege Rechtens gegen Deinen Verfolger einzuſchreiten."

Der Jüngling erſchrak bei dieſer Aufforderung und blickte ängſtlich um ſich; darauf legte er den Finger auf den Mund, um ſein Stillſchweigen zu bezeichnen, wies dann nach der Thüre und ſeinen Ohren, worauf er die Hände flehend erhob. — Bohuſlaw und der Schildmacher ſahen ſich mit Verwundern an.

„Freund!" ſprach der Schildmacher halb ärgerlich, „iſt Dir denn das Maul zugefroren, daß Du nicht redeſt? Taub biſt Du nicht und wahrſcheinlich auch nicht ſtumm; Du hätteſt Dir denn die Zunge abgebiſſen. Scheuen brauchſt Du Dich nicht, noch weniger Dich fürchten," fügte er etwas freundlicher bei, als ſein Blick auf den Jüngling fiel und er Thränen in deſſen Augen bemerkte; „hier biſt Du ſicher, lieber Freund; hier fürchten wir den Teufel nicht. Rede darum nur keck, ohne Scheu und Furcht! Hierher getraut ſich Niemand zu kommen, auf hundert Schritte im Umkreiſe; denn Du mußt wiſſen, ich bin Wächter dieſes Thurmes und unten iſt eine eiſerne Thüre, mit gutem Schloß verſehen; d'rum rede nur, Kamerad, rede ungeſcheut!"

Auf dieſes freundliche Zureden ſtieß der Jüngling ein ſchauerlich durchdringendes Geheul aus und zeigte dabei dem Schildmacher und Bohuſlaw auf ſeinen geöffneten Mund. —

Digitized by Google

Beide zuckten plötzlich empor und ſchlugen entſetzt die Hände zuſammen.

„Du haſt keine Zunge?“ rief der Schildmacher mit ſtockender Stimme voll Entſetzen und Mitleid. Der Jüngling ſtimmte mit einem Seufzer bei, dann ſtieß er wieder einen Schrei der Verzweiflung aus, klapperte mit den Zähnen und ſeine Augen rollten wild.

„Heiliger Gott!“ ſchrie Bohuſlaw, „man riß Dir die Zunge aus?!“

„Ha! wer,“ ſetzte der Schildmacher hinzu, „wer that das? wer konnte ſo Erſchreckliches wagen?“

Der Jüngling, zitternd am ganzen Leibe, erhob die Hand und preßte, zum Zeichen des Stillſchweigens, den Finger an ſeine Lippen, worauf er die Hände faltete und auf die Thüre zeigte.

„Ha! ich ſollte den Schurken unter meinen Händen haben; in Stücke würde ich ihn zerfleiſchen und ſein ruchloſes Herz mit Füßen treten!“ zürnte der Schildmacher. „Und wer — wer that es? Hier in Böhmen Einer?“

Der Jüngling ſeufzte tief auf und beſtrebte ſich, durch verſchiedene Geberden ein Zeugniß an den Tag zu legen.

„Trägt er ein Schwert?“

Der Jüngling nickte bejahend.

„Und einen Rittergürtel? Und ſein Name? Nenne mir ihn — ja ſo, ich vergaß, daß Du nicht reden kannſt! Nun denn, ſo ſchreib' uns ſeinen Namen auf, wenn Du ſchreiben kannſt.“

Der Jüngling blickte ihn mit Staunen an.

„In dieſer Kunſt wird er kaum bewandert ſein,“ meinte Bohuſlaw.

Der Schildmacher ging in ſeiner kleinen, gothiſch gewölbten Stube mit ſchwerem Schritte auf und ab. Ob er gleich als Soldat viele blutige Schlachten mitgemacht, manche Verletzung und Verſtümmelung geſehen hatte, kam ſein Blut über eine ſo kalte Grauſamkeit doch in Wallung. Er bedachte und erwog ſorgfältig, wie es möglich wäre, zu erforſchen, wer den ſtrengen Geſetzen gegen Verſtümmelung zuwider es gewagt habe, den Jüngling ſeiner Sprache zu berauben. Nach langem Erwägen ſtellte er ſich endlich vor den Stummen und redete ihn an: „Höre, Burſche, iſt vielleicht der Schurke, deſſen Hand wir Dich entriſſen haben, bei dieſer Schandthat betheiligt oder gar der Thäter ſelbſt?“

Der Jüngling ahmte mit Geberden das Abſchneiden einer Zunge nach und ſchüttelte mit dem Kopfe, worauf er darzuthun ſich bemühte, daß ſein Verfolger, den wir bereits unter dem Namen Prokop kennen, blos das Werkzeug deſſen ſei, der ihn ſo gräßlich verſtümmelu ließ.

„Das macht nichts,“ rief der Schildmacher; „bei Gott! müßte ich jetzt nicht hier am Thurme Wache halten, — zwar ſehe ich nicht ein, warum? — ich würde alle Schänken durchſtöbern und nicht eher ruhen, als bis ich den Schurken beim Kragen hätte! Das macht aber nichts, wir werden ihn ſchon zu faſſen wiſſen.“

„Ich dächte,“ ſagte Bohuſlaw, „es wäre das Beſte, der Jüngling geht morgen mit mir zum Bürgermeiſter; dort kann er unter dem Schutze der neuen Geſetze ſeinen Henker vor Gericht laden.“

„Recht ſo, Freund! recht ſo!“ ſtimmte der Schildmacher bei, „und ich will mich unterdeſſen ein Bischen in der Stadt umſehen; denn ich zweifle, daß der Weiher ſchon davongeflogen.“

Sie ſaßen noch eine hübſche Weile bei Tiſche, während der ehrliche Schildmacher nicht vergaß, ſie mit Speiſe und Trank zu verſehen, bis endlich ſchon ſpät in der Nacht Bohuſlaw und der Stumme die Ruhe ſuchten, der Schildmacher aber, um ſeiner Pflicht zu genügen, bewaffnet hinaustrat, um von den Stadtſchanzen herab Wache zu halten. Ringsumher lag Stille und Frieden, das dunkle Kleid der Nacht war über den ganzen Horizont entfaltet, hie und da flackerte ein Lichtlein von der Neuſtadt, die jenſeits des Grabens lag, bis auch dieſes zuletzt erloſch; und durch die Ruhe der Nacht tönte das Rauſchen der Moldau, das den Schildmacher, der an der Schanze lehnte, in ſüßen Schlummer wiegte.

5. Beim luſtigen Affen.

Hinter dem Kloſter zum hl. Geiſt, das der Prager Bürger Rokycan erbaut hatte, befand ſich im 14ten Jahrhundert ein kleines Sackgäßchen, wo die Schänke „zum luſtigen Affen“ allen Durſtigen, Einheimiſchen und Fremden, jederzeit eine gaſtfreundliche Zuflucht gewährte. An jenem Abende, an dem der aeme ſtumme Jüngling die Gaſtfreundſchaft des Schildmachers genoß, ging's in dieſer Schänke luſtig und lärmend zu. Die Gaukler waren mit ihrer Muſik, welche eben nur aus einem Trommler beſtand, daſelbſt eingekehrt und produzirten den verſammelten Gäſten ihre Kunſt. Zuerſt entwickelten die Sänger Stimmen, die durch tägliches Mühen heiſer waren, und unterſchieden ſich von den übrigen Gäſten durch graue, zugeſpitzte Läppchen, die ſie an den kurzen Röcken trugen. Nun kamen die Spaßmacher; ſie gingen auf den Händen, riſſen Poſſen und Witze, und ernteten jedesmal mehr Lob bei der Geſellſchaft ein, als die Sänger. Am Rock und dem Zipfel der Kapuze hingen Schellen, mit denen ſie jedesmal läuteten, wenn ſie einen Witz oder einen Spaß vorzubringen geſonnen waren. Der Wirth, ein kleiner breitſchulteriger Mann, ſaß in einem ziemlich hohen Seſſel in der Nähe der Thüre und redete mit der Kellnerin, einem häßlichen Frauenzimmer. „Marko,“ ſagte er mit heiſerer Stimme, „vergiß nicht zum Šebir und Matauſch zu gehen — hörſt? — daß ſie herkommen und ſich die Leut' hier anſehen, wer und was ſie ſind, daß ich nicht wieder Konfuſion hab' und am End' wieder, wie neulich, fünf Groſchen Strafe zahlen muß — hörſt? — Aber daß Du nicht wieder plauderſt, daß auch in der hinteen Stube Leut' ſind — hörſt? Denn, wenn es gleich rechtliche, ehrbare Leut' ſind, die ihren Wein trinken — ja, Marko, daß ich nicht vergeſſe! — haſt Du denn den Fremden den verlangten Malvaſier hingetragen?“

„Nein!“ antwortete die Kellnerin verdrießlich; „'s ſind ſchmutzige Kerl's, einer ein größerer Geizkragen als der an-

Digitized by Google

dere; laſſen ſich bedienen, daß es ein Graus iſt und ſtecken Einem nicht 'nen Heller Trinkgeld zu."

„Na, na, ärg're Dich nicht, Mařko, und miſch' ihnen in den Wein eine Viertelpinte Königsſaaler, daß ſie auch böhmiſche Reben verkoſten; König Wenzel hat ſie nicht umſonſt ſetzen laſſen," fügte der Wirth hinzu, gleichſam um mit dieſen Worten ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen.

„Wol," ſagte die Dienerin, „darum aber ſieht meine Taſche doch keinen Heller."

„Närrin!" lachte der Wirth, „ſchreib' dem, der's Meiſte trinkt, eine Pinte zu."

„Ah was," erwiederte die Kellnerin, von der man nicht behaupten konnte, ſie habe viel Grütze im Kopf, „das thun wir immer — meine Taſche erfährt aber wenig davon."

„Ei, Du dumme Gans!" zürnte der Wirth, „was Du zuſchreiben wirſt, bleibt Dein und jetzt laß' Dein Knurren und geh' und vergiß nicht auszurichten, was ich Dir befohlen habe. — Gleich! gleich!" rief er darauf den ungeduldigen Gäſten zu, „'s brennt ja nicht, daß Ihr ſo lärmt! Wollt' Ihr trinken, ſo kommt her, daß ich Euch die Humpen fülle."

Während der Wirth den Durſtigen einſchenkte, trat leiſe und faſt verſtohlen ein Mann von auffallendem Aeußeren ein. Sein Geſicht war eingefallen, gelb und mit Runzeln bedeckt; ſeine hohlen, matt aſchgrauen, beinahe blöden Augen würde man im erſten Augenblicke für den Spiegel einer blöden Seele gehalten haben, aber der ſchärferen Beobachtung konnte ein Blick der Tücke, Hinterliſt und Bosheit, der zeitweilig aus ihnen ſprühte, nicht entgehen. Scheuend das Licht wie ein giftiges Gewürm, war ihm Niemand verhaßter, als der ihm frei in's Geſicht ſah; deshalb hatte er auf die niedrige, ſtark zurückſpringende Stirne eine Kogelhaube nach damaliger Sitte gedrückt und auf dieſer faß eine grau und roth geſtreifte Kappe zu beiden Seiten aufgeſtülpt. Ferner ſteckte er in einem ſchmutzigen Pelzkleide, vorn theilweiſe mit Schleifen und Knöpfen geſchloſſen, in dunkelgrünen engen Hoſen und ſchwarzen Stiefeln. Als er in die vom Rauch der Oellampen halbdunkle Stube trat, ſchritt er mit ſcharf prüfendem Blicke ſchnell an den Gäſten vorüber, die ihre volle Aufmerkſamkeit den plumpen Späſſen der Gaukler widmeten. Es war erſichtlich, daß er Jemanden ſuchte; da er ihn nicht fand, ſtahl er ſich leiſe zu dem Seſſel, auf dem der Wirth ſaß, und zupfte ihn am Rocke. Dieſer, eben im Einſchenken begriffen, ſchrak zuſammen und wollte ſeinem Unwillen über die Unterbrechung in einem derben Fluche Luft laſſen; kaum jedoch ſah er ſich um, ſo blieb der Fluch ihm in der Kehle ſtecken; er war durch das durchdringende, tückiſche Auge jenes Mannes eingeſchüchtert, der mit düſterer, rauher Stimme nach Herrn Prokop fragte.

„Daß Dich, verdammtes Geſpenſt, der Teufel auf Horn ſpießte und auf irgend 'nen glühenden Felſen verſetzte!" dachte der Wirth, ſagte jedoch, mit poſſierlicher Geberde nach Mäßigung ringend, beinahe in dem leiſen Ton der Frage: „Herr Prokop wartet auf Euch; geht nur durch den Hausflur links in die zweite Thüre; dort werdet Ihr ihn finden."

Als der Mann dies vernommen, entfernte er ſich wieder ſo geräuſchlos als er gekommen und tappte draußen im Flur herum, bis er links die zweite Thüre fand. Er öffnete und trat in die Stube, die zwei Oellampen beleuchteten. Drinnen ſaßen zwei Perſonen: unſer bekannte Prokop und bei ihm ein junger Menſch; ſie unterhielten ſich mit dem Würfelſpiele, das mit den Kärthnern, unſeligen Angedenkens, nach Böhmen gekommen und damals ſehr beliebt war.

„Vier gute Groſchen!" rief der Jüngere wettend; „Nenn!"

„Wie?" ſagte Prokop, „Du nichtsnutziger Kerl biſt ſchon viermal im Thurme geſeſſen, willſt noch ein fünftesmal hinein?"

Der Jüngere, dem die Schwelgerei und Zügelloſigkeit aus den Augen blickte, lachte auf und erwiederte im halb ernſten, halb ſcherzenden Tone: „Ja, Bruder, bis jetzt hab' ich mich noch immer aus der Schmiere herausgebracht; nun aber —"

„Na, was wär' denn daran! Sie ſteckten Dich halt in den Sack und würfen Dich ganz artig in's Waſſer; das wär's Ganze," lachte Prokop und ſagte darauf: „Da ſetz' ich einen Goldgulden!"

Der junge Schwelger ſchnitt ein Geſicht und zog aus ſeinem Gürtel langſam einen Goldgulden hervor.

„Warte, warte," — ſagte Prokop, zog die Brauen hinauf und beſichtigte das Geld; „meiner iſt ſchwerer."

„Ich hab' keinen andern," antwortete verdrießlich der Jüngere; „willſt Du, ſo ſpiele; wo nicht, ſo geh' ich fort."

„Na, meinetwegen! ſei's!" ſagte Prokop und warf. „Zwölf; ich hab' gewonnen!"

Der Jüngere ſprang vom Tiſche auf. Jetzt erſt bemerkte Prokop den Mann, der inzwiſchen hereingeſchlichen war und demüthig an der Thüre ſtand. „Langſam, Freund, halt!" rief der Jüngere, der im Spiele Alles verloren hatte und Prokop gewaltſam zurückhielt, als er ſich erheben wollte; „ſo haben wir's nicht ausgemacht! Jetzt, wenn Du mir Alles abgewonnen, wollteſt Du Dich aufmachen? Hoho! das geht nicht!"

Prokop packte ihn ohne Umſchweife bei der Kehle und drückte ihn auf die Seite; der Jüngere ſtöhnte und fuchte ihn auf alle Art von ſich zu ſtoßen. Prokop, ſich entſinnend, daß er ohne Uiberlegung handle, wandte ſich um und ſagte mit Lachen: „Hab' keine Angſt, Freund; 's iſt ja nur Spaß."

„Der Teufel danke Dir für ſolche Späſſe!" erwiderte der Jüngere, heftig nach Athem ringend und ſtellte ſich um vieles beleidigter und gereizter als er wirklich war, in der Hoffnung, einen Vortheil zu gewinnen. „Du haſt mir die Kehle ſo feſt zugeſchnürt, daß ich Luſt hätte, den Wirth zu rufen, er möchte um den Gerichtsdiener ſchicken; und das thu' ich auch — ſogleich, unverzüglich!" Darauf ſetzte er nach kurzem Schweigen hinzu: „Außer, Du erſtatteſt mir das zurück, um das Du mich gepreßt, und noch ſo eine Kleinigkeit darüber. Nur in dem Falle wäre ich zu bewegen, ſonſt nicht." —

„Brüderchen!" lachte Prokop und ſah mit vornehmem Hohn und Verachtung auf ihn herab; „was denkſt Du denn? Du vergißt, daß Deine Hartnäckigkeit uns Beide in den Thurm bringen kann, und dazu hab' ich keine Zeit, ſondern

Digitized by Google

muß mit einem guten Freunde unausweichlich sprechen, der hier wartet, wie Du siehst."

Der Jüngere, durch Prokop's Hohn ergrimmt, rief aus: „Und wenn es mein Leben kosten, wenn man mich wie einen schäbigen Hund ersäufen sollte — Du kömmst mir nicht von der Stelle, bis Du Genugthuung für Dein Verfahren mir geleistet! Sieh' Freund," fagte er dann gemäßigter, mit Erbarmen erregender Stimme; „das war mein letztes Geld, ich habe keinen Heller mehr; das Vaterhaus ist mir verschlossen, ohne Nahrung kann ich nicht leben und ohne Geld bekomm' ich nirgends Etwas. Den letzten Gulden wenigstens, den Du mir eben abgewannst, gib' mir zurück."

Prokop stand am Scheidewege: der Geiz rieth ihm, sein gewonnenes Geld, ohne auf diese Worte zu achten, zu behalten; doch die Vorsicht nöthigte ihn, den verzweifelten Jüngling nicht zum Aeußersten zu treiben, sondern lieber zu trachten, sich ihn geneigt zu erhalten. Prokop zwang sich zu einem Lächeln und fagte: „Na, na, 's wird wol nicht so arg sein, sei nur ruhig!"

Das Gespräch mit dem Manne, der an der Thüre harrte, war kurz.

„Also im Thurme beim Zdarafer Thore übernachtet er?"

Der Andere bejahte.

„Gut," fiel Prokop ein, worauf er in tiefes Nachdenken versank und das kleine Gemach einigemale auf und niedermaß. — „Jenik," fagte er endlich zu dem Manne, der noch immer die Thüre hütete; „Du bleibst hier, kannst mit dem unnützen Kerl meinetwegen Würfel spielen, such' ihn überhaupt festzuhalten; wenn er nicht spielen will, so hab' Dein faules Maul dazu, ihn zu unterhalten. Dergleichen Leute werden wir heute wahrscheinlich brauchen; der Kerl ist zu Allem fähig. Verstanden?"

Jenik bejahte.

In dem Augenblicke trat der Wirth in die Stube und forderte die Gäste auf, sich ruhig zu verhalten, um sich nicht dem Amtswächter zu verrathen, der in der vordern Schänke die fremden Gäste in's Gebet nahm, und zwang Prokop, als jener bemerkte, er müsse sich eilig wohin begeben, eine Fackel in die Hand, weil die Glocke schon zweimal erklungen war und damals jeder nach dem dritten Geläute in der Nacht auf der Gasse mit einer Fackel oder Laterne versehen sein mußte.

„Nun, wenn's nicht anders geht," erwiederte Prokop, „so gib' mir eine Laterne. Mein langes Messer darf ich doch bei mir behalten? Oder muß ich Dir den Stecher abliefern," fügte er höhnisch bei; „so fag's nur, ich will Dir ihn recht gerne beibringen, ohne daß Du es ahnst."

Darauf entfernten sich Beide mit Lachen. Jenik erfreute aber die Aufgabe keineswegs, mit der ihn Prokop bedachte; er verzerrte sein Gesicht, kratzte sich verdrießlich hinterm Ohr und wiegte seine Beine hin und her, als ob er auf glühenden Kohlen stände. Doch er gehorchte; er trat zum Tische, setzte sich an dessen Ecke, zog aus der Tasche einige Geldstücke, die er ganz sachte auf den Tisch legte, nahm die Würfel und warf. „Sieben!" fagte er beinahe flüsternd und setzte einen Silbergroschen. Der Jüngling blickte anfangs verwundert und niedergeschlagen auf Jenik, da nicht nur dessen Aeußeres, sondern sein ganzes Thun und Lassen überhaupt sehr in die Augen stach; als er ihn aber einen Groschen setzen sah, begann er so heftig zu lachen, daß ihm die Thränen über die Wangen liefen. „Daß Dich die Pest!" rief er; ich bin zwar nicht ekel auf meine Kameraden, doch ein Prager Bürgersohn und spiele mit keinem Knecht um Groschen!"

Jenik erhob die Augen und warf einen jener stechenden Blicke auf ihn, die so eindringlich waren, daß man erschreckt zittern und beben mußte, wie wir an dem armen Stummen zu bemerken Gelegenheit hatten, der, getroffen von einem solchen Blicke, den Schildmacher anfassen mußte, um nicht zu Boden zu sinken. Zum Glücke erschien der Wirth, um die Humpen zu füllen, in dessen Gesellschaft Beide zechten und mit Spiel die Langweile verscheuchten. Endlich, nach Verlauf von etwa einer Viertelstunde, kehrte Prokop zurück und Jenik athmete bei dem trostreichen Anblicke, daß seine Aufgabe gelöst, langsam auf. Prokop beredete sich mit dem Knechte bei Seite und trat dann zum Jüngling mit der Frage: ob er gewillt sei, sich einige Goldfüchse zu verdienen?

„Warum nicht?" lautete ohne Bedenken die Antwort.

„Hast Du noch ein paar Gesellen bei der Hand, die nicht blöde wären, einen Spaß bei Nacht mitzumachen?" fragte Prokop darauf den Wirth, der, halb zum Fortgehen bereit, dastand.

Der Gefragte schien anfangs nicht verstehen zu wollen und entschuldigte sich; auf wiederholtes Zureden sagte er jedoch: „Nun freilich, gewissermaßen ließe sich das Ding doch ausmitteln. Da in der hintern Stube, die nach dem Feuer anno 16 öd und leer ist, sitzen ein paar lustige Bursche, die sich nicht um Himmel und Hölle scheeren und gerne ein paar Groschen gewännen."

„Gut, führe sie her!"

„'s darf aber kein großes Spektakel machen."

„Sorg' Dich nicht!"

Nach Kurzem waren Alle beisammen und einig. Versehen mit Laternen und den nöthigen Werkzeugen, die Prokop herbeigeschafft hatte, schlüpfte Einer nach dem Andern aus der Schänke. Um aber in der Stadt Niemanden zu begegnen, dessen Neugierde ihnen hätte lästig werden können, schlichen sie durch das kleine Thor in der langen Gasse, worauf sie sich unterhalb der alten Stadtmauern sehr vorsichtig bis zu dem Orte begaben, wo das Zdarafer Thor stand. Dort blieben sie stehen und beriethen sich in aller Stille, wie der Thurm am leichtesten zu überfallen und hineinzukommen sei.

6. Ungeladene Gäste.

Die Wohnung des Schildmachers im Thurme war keineswegs zum Beherbergen von Gästen eingerichtet; in der niedrigen Stube befand sich eine einzige Bettstelle, welche der Stumme und Bohuslaw in Anspruch genommen hatten; der biedere Petřik wollte es durchaus nicht zugeben, daß sein junger Freund zu so später Stunde nach Hause gehe. Bohuslaw half kein Widerstreben, er mußte im Thurme bleiben.

Digitized by Google

Petrik übernachtete unter freiem Himmel auf der Zinne der Stadtmauer, wo er, wie bereits oben bemerkt, bald in Schlummer sank. Es war etwa 6 Uhr nach böhm. Rechnung, oder dem großen Zifferblatte (nach heutiger Zählung etwa die erste Stunde nach Mitternacht), als der Fall eines Gegenstandes in seiner Nähe den Schildmacher seinem Schlafe entriß. Als alter Krieger, dessen Gehör in früheren Jahren durch Nachtwachen auf unsicheren Orten geschärft war, erwachte er sogleich und ermannte sich vollkommen; doch ruhig und beinahe regungslos blieb er auf seinem Platz in gespanntester Aufmerksamkeit. Gleich nach dem Falle vernahm er ein Geräusch, als ob unweit von ihm auf der Schanze etwas hingeschleppt würde; darauf schien es ihm, als ob man Eisen zwischen die Steine stoßen möchte; und als er vorsichtig über die Zinne blickte, sah er unten in dem vertrockneten Graben mehrere dunkle Gestalten sich hin und her bewegen. — „Aha!" dachte er, „da wird ein Uiberfall gesponnen; sie möchten gern herauf in den Thurm. Geduld nur, Ihr Kerle! ich will Euch die Hölle heiß machen, daß Euch die Lust vergeht, je wieder solche Flegel zu sein!" Darauf griff er mit aller Vorsicht und Stille nach der Seite hin, woher das dumpfe Rasseln kam und fand seine Meinung gerechtfertigt, indem er einen eisernen Haken hervorzog, der mit Fetzen umwunden war und dessen Spitze, von der Umwindung frei, schon zwischen den Steinen eingeklemmt war. — „Ei, zum Henker! wirklich! eine Strickleiter!" frohlockte Petrik im Geiste und freute sich auf die Begrüßung der ungeladenen Gäste. Bald darauf erzitterte der Strick, der an dem Haken befestigt war, ein Zeichen, daß eine von den dunklen Gestalten im Graben sich der Strickleiter anvertraut habe, um sich auf ihr den Weg nach oben zu bahnen. Bei einer andern Gelegenheit hätte Petrik als Thurmwächter ein großes Geschrei erhoben, doch jetzt verhielt er sich ganz still. Sein Hund befand sich nicht bei ihm. Diese Schanzen, vom König Karl zwei Jahre vorher angelegt, zogen sich bis zur Neustadt hin und schnitten dem Feinde jede Möglichkeit ab, sich unter dem Schirme der Nacht von dieser Seite zu nahen. Petrik fiel sogleich bei, daß der Anschlag dem stummen Jünglinge gelte, der in seinen und Bohuslaw's Schutz sich begeben hatte. — „Wartet, Racker, ich will Euch begrüßen!" sprach er zu sich und kroch mit der größten Vorsicht zu dem Thurme, wo unter anderm Haus- und Handwerksgeräthe auch ein großer Kübel mit Wasser stand, den er in aller Stille an den gefährlichen Ort brachte. Dort wartete er mäuschenstill und mit zurückgehaltenem Athem, bis bald ein Schnaufen und ein Geräusch an sein Ohr drang, was ihm den Beweis lieferte, daß einige der ungeladenen Gäste auf der Strickleiter nahten. Schon erhob sich langsam ein Kopf, dem allmälig eine Hand folgte, um den Stützpunkt an der Schanze zu finden. Da sprang Petrik rasch empor und das Gefäß sammt dem Wasser flog dem Heraufkriechenden an den Kopf. Geschrei und ein schwerer Fall in den Graben, zu welchem sich noch halbunterdrücktes Fluchen gesellte, scholl zum Schildmacher herauf.

„Da hast Du's, Hund!" rief er mit schallendem Lachen; „wenn Dich nach mehr gelüstet, komm' wieder!" Darauf erfaßte er rasch den Strick und zog die Leiter hinauf. Sein Blick nach unten überzeugte ihn von der Flucht der dunklen Gestalten. — „Guten Rutsch am Weg'!" schrie er ihnen höhnend nach und wandte sich dann in den Thurm, um Bohuslaw zu erzählen, wie er die ungebetenen Gäste bewillkommt habe.

7. Meister Dietrich.

Der darauf folgende Tag war für den Baumeister Bohuslaw höchst wichtig, da er sich, wie wir wissen, an demselben zum Könige begeben sollte; weshalb der Gang zum Bürgermeister in der Angelegenheit des stummen Jünglings verschoben werden und jener einstweilen beim Schildmacher bleiben mußte. Bohuslaw eilte in seine Wohnung, warf sich in sein bestes Kleid und ging, versehen mit seinen Plänen, pochenden Herzens den Weg, der ihn zum Ziele seines tiefsten und beglückendsten Sehnens führen sollte. Laut der schriftlichen Aufforderung hatte sich Bohuslaw zuerst zum Hofmaler Karl's IV., zu dem berühmten Meister Dietrich, zu begeben. Mit scharfem Schritte ging er durch die Gassen, bis er das weite Dominikanerkloster zu St. Benedikt (an der Stelle des jetzigen Klementinums) erreichte; hier zwang ihn ein großer Andrang des Volkes, seinen Schritt zu mäßigen. Er wand sich nach Möglichkeit durch das Gedränge und erblickte einige bewaffnete Bürger, die dazu auserlesen waren, Ruhe und Ordnung in der Stadt zu erhalten und über dieselbe zu wachen. Mit wichtigem, strengen Gesichte schritten sie in ihren weiten Röcken mit weiß-rothen Streifen und dem Zeichen der Altstadt einher; am Kopf und Nacken saß eine Kogelhaube mit Drahtgeflecht durchzogen, und am Kopf überdies noch eine Pelzmütze. Neugierig drängte sich Bohuslaw zu ihnen, um den Führer über die Ursache dieses Auftrittes zu fragen.

„Die Ruhe der Stadt war heute Nacht durch dies Bürschchen gefährdet," erwiederte der Gefragte.

Bohuslaw wandte seinen Blick hin und sah einen jungen Menschen, der, wenn auch ein wenig hinkend, doch die Augen dreist herum warf und stolz genug daherging.

„'s ist der Peter Tyrl, des Niklas Tyrl's Sohn," sagte der Rottmeister weiter, „ein lustiger Kerl, der schon seine vier Mal im Thurme beim Spittel im Stock saß und doch noch nicht gut thun will. Heute Nacht wurde er betäubt im Stadtgraben gefunden; so führen wir ihn also wieder in den Thurm, seine alte Wohnung, und dann in den Sack mit ihm!"

Unter diesem Gespräche nahten sie sich dem Thurme, der zu jener Zeit als Gefängniß für ungerathene Bürgersöhnchen diente. Es war derselbe Thurm, der vor neun und vierzig Jahren sammt dem Kreuzherrenspital von dem Prager Bürger Olbram zu einer kleinen Veste umgeschaffen wurde, um den Kärnthnern eine Wehre entgegenzustellen. An der Stelle, wo heutzutage der Kopf eines bärtigen Mannes den Pfeiler, der von der alten Brücke übrig blieb, ziert, begann die hölzerne Brücke, damals auf den Pfeilern geschlagen, welche noch

Digitized by Google

ein Reſt jener Brücke waren, welche die Überſchwemmung vor acht Jahren wegriß. Bohuſlaw wandte ſich gegen die Brücke. Das Gedränge war ſo groß, daß er ſich jede Spanne Weges mit ungeheurer Anſtrengung bahnen mußte. Kaum einige Schritte weiter gekommen, erſchallte ein vielſtimmiger Schrei des Verwunderns und Schreckens. Gleich darauf vernahm man den Ruf: „Dort, dort ſchwimmt er!“ — Der Gefangene war, als ſie ſich dem Waſſer nahten, plötzlich entſprungen und gleich darauf den Blicken der Anweſenden, die ſich vor Staunen nicht zu faſſen vermochten, im Waſſer verſchwunden.

Obgleich Bohuſlaw durch Petrik von dem beabſichtigten, doch mißlungenen Überfall wußte, kam ihm, als er die ausführliche Erzählung von der Gefangennehmung des Jünglings vernahm, doch nicht im entfernteſten in den Sinn, daß Peter Tyrk einer der ungeladenen Gäſte ſein könnte, die der Schildmacher ſo derb begrüßt hatte. Seine Seele erfüllten ganz andere Gedanken, von Freude und ſeliger Hoffnung überſtrömend: daß ſein zweifaches Glück, ſein zweifaches heißes Sehnen der Erfüllung nahe. So ging er durch das kleine Stadtthor auf die Kleinſeite (damals kleine Stadt), am Hauſe des Herzogs Rudolf von Sachſen*) vorbei und hatte nur einen flüchtigen Blick für die erzbiſchöfliche Reſidenz, dies durch ſeine Schönheit berühmte Gebäude,**) das der kunſtliebende Biſchof Johann IV. von Draſie von neuem erbaut hatte. Unfern blieb er vor einem unanſehnlichen Häuschen ſtehen und pochte an, Einlaß begehrend. Hier wohnte der berühmte Hofmaler Dietrich. Dieſer ſaß beim Eintritt Bohuſlaw's mit der Schöpfung des Bildes St. Ambroſius beſchäftigt, das der König zur Verzierung ſeiner neuen Burg, ihm zu Ehren Karlſtein genannt, beſtimmt hatte.***)

„Ich habe mit unſerem guten Könige geſprochen, Bohuſlaw,“ ſagte Dietrich, dem jungen Baumeiſter herzlich die Hand drückend, „und habe ihm Deine Zeichnungen vorgelegt. Sie gefallen ihm, ja er iſt mit ihnen völlig zufrieden. — Jedoch —“ und in ſeinen offenen Mienen ſpiegelte ſich einige Verlegenheit — „jedoch, daß ich Dir's frei herausſage: Du haſt Feinde bei Hofe. Nun, nun, erſchrick nur nicht ſo ſehr! Dieſer Feinde gibt's wenige, eigentlich nur Einen, den Du fürchten mußt und der iſt gerade mein Freund; es thut mir leid, daß eben der Dein Feind ſein muß.“

„Es iſt Mathias von Arras,“ ſagte Bohuſlaw erbittert; „und dieſer Franzoſe, dieſer berühmte Fremdling, ſieht mit Verachtung auf mich herab, weil —“

„Laß gut ſein!“ fiel der Hofmaler ein, „er iſt ein Franzoſe und Du biſt ein Böhme; die Fremdlinge wähnen höher zu ſtehen als Unſereiner und ärgern ſich, wenn ſich ein böhmiſcher Lehrling über den Meiſter erheben oder ihn gar belehren will; und das nicht mit Unrecht.“

„Gewiß,“ erwiderte Bohuſlaw freudig, „gewiß wird kein Fremdling mehr wagen, mit unſeren Herren eine Lanze zu brechen. Und ſo ſei's auch in der Kunſt, und vorzüglich in der Baukunſt, in unſerem Königreiche!“

Dietrich nickte lächelnd mit dem Haupte und belehrte Bohuſlaw in kurzen Worten, welche Formalitäten er bei der Vorſtellung beim Könige zu beobachten habe. „Zum Glücke iſt Mathias von Arras eben auf Karlſtein beſchäftigt; ſein hoher, berühmter Geiſt befaßt ſich mit einem erhabenen, würdigeren Werke und hat keine Zeit, ſich den kleinlichen Gedanken des Neides hinzugeben. Du haſt zwar noch einen Feind, doch iſt der keineswegs gefährlich und deshalb magſt Du ohne Furcht ſein.“

„Und der iſt?“ fragte Bohuſlaw neugierig.

„Ein junger Mann, mit Namen Jaroſch Wlk.“ — Bohuſlaw blickte ihn ſcharf an und horchte mit geſpannter Aufmerkſamkeit weiter. — „Jaroſch, der von Rudolf, dem Herzog von Burgund, dem Könige empfohlen und angerühmt worden.“

„Ich kenne ihn,“ ſagte Bohuſlaw, „ich kenne ihn ſehr gut; er baute bei dem Palaſte des Burgunderherzogs jenen Thurm gegen Sonnenaufgang.“

„Ja,“ ſtimmte der Maler bei, „und er iſt, wie ſich Arras über dieſen Bau ausdrückte, ein Bürſchlein, das ſeine Sache verſteht und etwas auszuführen im Stande iſt.“

„Möglich!“ bemerkte Bohuſlaw, die Achſel zuckend, mit einem leiſen Anflug von Spott.

„Du zweifelſt daran?“ fragte Dietrich mit ſcharfem Blicke auf den jungen Baumeiſter, deſſen Geberde ihn ein wenig verletzte.

„Wenn ich zu zweifeln wage, ſo iſt es gewiß nicht ohne Grund. Vor Dir brauche ich kein Geheimniß zu haben,“ ſagte Bohuſlaw ehrfurchtsvoll und zugleich verlegen; „den Entwurf zeichnete ich, er ſetzte ihm blos ſeinen Namen vor; das iſt ſein ganzes Verdienſt.“

„Ei, der unverſchämte Dreiſtling! Doch laſſen wir das. Dein Plan fand bei dem König Gefallen; das Uebrige verwarf er. Jetzt aber, Bohuſlaw, laß uns gehen, ehe die Zeit verſtreicht, die zur Audienz beſtimmt iſt. König Karl, einmal in ſeinen Staatsangelegenheiten vertieft, läßt ſich nicht gern ſtören. Komm!“

Unter mannigfaltigen Geſprächen lenkten ſie bei dem Kloſter St. Thomas und der Kirche St. Peter und Paul vorbei und begannen allmälig den Schloßberg zu beſteigen. Auf der nordöſtlichen Seite der königlichen Burg, beim Eingange, zu dem die alten Schloßſtiegen führten, war zu jener Zeit eine Brücke, welche den ſteilen Weg zum Schloſſe mit jenem Thore verband; ſie ſpannte ſich über jenen Graben aus, den König Otakar II. im Jahre 1278 unter den ſtarken, mit Schießſcharten verſehenen Mauern und Thürmen anlegen ließ. Nun iſt dieſer Graben gefüllt und eröffnet die ſchönſte Ausſicht auf

*) Das Haus beim „Steinig.“ Die Größe und Pracht desſelben verbürgt der Umſtand, daß Karl IV. den Herzog Rudolph mit dieſem Hauſe belehnte. Auf dem flachen Dache des Palaſtes ſchimmerte ein Teich, von Spiegeln umkränzt, die den Unterſtehenden die aufſpringenden Fiſche zeigten.

**) Siehe „Erinnerungen“ 1850, Seite 202.

***) Dieſes Bild befindet ſich jetzt in der k. k. Bildergallerie in Wien.

Digitized by Google

das hunderttthürmige Prag, „die Königin der Städte," wie es damals genannt wurde. Auf dieſer Brücke hielten unſere beiden Künſtler an, um das prächtige Bild, das ſich ihren Blicken entfaltete, zu betrachten. Bohuſlaw, der Jüngling mit einer Feuerſeele und empfänglichen Herzens für alles Schöne und Edle, fühlte bei dem Eindrucke, den die Stadt, vom Sonnenlicht übergoſſen und in den mannigfaltigſten Formen wechſelnd, in ihm erregte, um ſo lebhafter und mächtiger, ſchon darum, weil ſein Herz bewegt und überſtrömt von Liebe war, dem höchſten Ziel ſeiner Hoffnung, dem einzigen ſeiner Seligkeit. In Dietrich's Seele wogten hingegen andere Gedanken und Gefühle. Das Feuer der Jugend war dem kühleren, ernſteren Nachdenken eines reifen Alters gewichen. Obgleich mit Leib und Seele Künſtler und darum für alles Schöne wärmere Gefühle bewahrend, blieb er doch nur ein kalter Beobachter, und ſein Blick flog forſchend und ſcharf auf die mächtige Stadt, die unter ihm ſich ausbreitete. „O Gott, wie ſchön!" rief der junge Künſtler wie in Verzückung; „bei Gott! keine Stadt vermag Prag an Schönheit zu übertreffen! Prag ſteht einzig an Herrlichkeit da und wird es immer bleiben! Dieſe erhabenen Tempel, die ihre Thürme majeſtätiſch in die Wolken ſtrecken! Dies reiche Land, das ſich ringsum in entzückender Mannigfaltigkeit ausbreitet! Dieſes ſilberne Band der Moldau, wie maleriſch windet es ſich durch das Herz des altberühmten Vaterlandes; wie bezaubernd ſpiegelt ſich mit tauſendfältigem Glanz die Sonne in den ſpielenden, immer weitereilenden Wellen!" Da wandte er ſich zu ſeinem Gefährten, als wollte er ſich überzeugen, ob jener in ſeine ſchwärmeriſchen Gedanken einſtimme; doch wie erſchrak er, als er in Dietrich's Blicke einen Ausdruck tiefer Trauer wahrnahm.

„Bohuſlaw!" ſagte Dietrich mit traurigbewegter Stimme und drückte dem jungen Freunde die Hand; „Du wähltest Dir ein ſchöneres, näheres Ziel; ich — ein ruhmvolleres, gefeierteres, doch ferneres! Deine jugendliche, durch keine Leidenſchaft, durch kein Leid getrübte Kraft kann in ihrer Sphäre noch hohe Dinge vollbringen, Du kannſt Dir noch ein Denkmal Deines Ruhmes für eine Ewigkeit errichten; ich, wie viele Andere, ringe nach dem Ideal, ſtrebe die Gottheit und alles Göttliche aus den Höhen des Himmels zu reißen und mit irdiſchen Farben auf kaltes Holz zu malen! Wenn es möglich iſt, dies zu erreichen, ſo werden es Andere erreichen, ich nimmermehr! Die Schöpfung meines Pinſels hat nur für die Augenblicke einiger kommenden Jahre Werth, dann werden meine Gemälde in den Winkel einer Kammer geworfen, faulen und verſchimmeln, und mein Name mit ihnen. — Komm! Komm!" Auf einen Augenblick verſtummend fuhr er dann, gleichſam um ſich jenen Gedanken zu entreißen, die mächtig ſeine Seele überwältigten, heftig fort: „Genug davon! — Da blicke auf dieſen Thurm von gelbem Sandſtein, oben mit vorſpringendem Söller; in dieſem Thurme wurde ein ausgezeichneter, berühmter Mann, Gönner der Kunſt und ſelbſt ein Dichter eingekerkert — ein Adler, der mit eigener Kraft ſich bis zur Sonne ſchwang."

Bohuſlaw ſchüttelte mit dem Kopfe und erwiederte traurig: „Wer ſollte den Zawiš Vitkovic, den berühmten Herrn von Falkenſtein, der ſo blutig endete, nicht kennen!"

Darauf gingen Beide, in düſtere Gedanken verſunken, über die ſchwebende Brücke und durch das gothiſche Thor in die königliche Burg. Damals war es in jenem Theile des Schloſſes noch nicht ſo öde und menſchenleer, wie jetzt. Die königlichen Hofdiener in ihrer reichſten Kleidung, Krieger mit verbrannten Geſichtern, mit denen ſie prahlten, weil ſie in den Kriegen in Oeſterreich, Polen, Lithauen und Frankreich gekämpft hatten, ſtanden entweder in Gruppen oder gingen zerſtreut auf dem Hofpflaſter auf und nieder. Schreiber, Ritter und Bürger gingen eiligen oder langſamen Schrittes, je nach Erforderniß ihrer Pflichten und Angelegenheiten, aus dem Burggrafen-Amte in den Palaſt, oder von dort zurück. Mönche aller Art, Canonici und andere Geiſtliche gingen da vorüber; dort führten wieder Knechte, die auf ihre Herren warteten, die reichgeſattelten Pferde herum. Es war ein Wimmeln von Perſonen, die in Stand und Kleidung die bunteſte Mannigfaltigkeit entwickelten. Von dem gegenüber liegenden Thore her erſchallte Roſſegetrappel; es entſtand ein ſo großes Volksgedränge, daß ſich Dietrich und Bohuſlaw gezwungen ſahen, bei der Kirche zu Allerheiligen ſtehen zu bleiben, bis ſich der Andrang verminderte. Der Erſte, der ihnen in die Augen fiel, war ein großer, ſtarker Mann, in deſſen Mienen Ernſt und Strenge ruhte. Die dunklen Brauen beſchatteten ein dunkles Auge und unter dem Barett floßen graue Locken herab. Sein prachtvoller, enganliegender Rock aus ſchwarzem Sammt war vorn mit einer Reihe goldener Knöpfe und rings um den untern Theil mit einem gezähnten Saume verziert. Sein Rittergürtel funkelte von Gold und am Behänge trug er das große Schwert, das überdies an einem goldenen Kettchen hing, welches an der Bruſt befeſtigt war. Das Heft des Schwertes war von Gold und hing in einer ſchwarzen, mit ſilbernen Zierrathen geſchmückten Scheide. Seine übrige Kleidung beſtand in grünen, engen Beinkleidern und langen, ſchwarzen Schuhen. Der Rappe, den der Greis ritt, war beinahe eben ſo prächtig, wo nicht noch prächtiger geziert. Zu beiden Seiten hing ihm eine große Schabracke aus rothem, ſchweren Damaſt mit breiten goldenen Franſen eingeſäumt herab; ihre Verzierungen, ſo wie das Wappen waren mit koſtbaren Perlen geſtickt. Das Geſchirr und der Zaum ſchimmerten von goldenen Zierrathen.

„Das iſt der ſtolze Herr von Roſenberg!" bemerkte Bohuſlaw; „wer aber iſt denn der junge Mann, der ihm zur Seite reitet?"

„Ein junger Wüſtling, ein Nachkomme des Burgunderherzogs," lautete die Antwort, die jedoch keineswegs aus Dietrich's Munde, an den Bohuſlaw dieſe Frage richtete, ſondern von einem Manne kam, der hinter ihnen ſtand. — Bohuſlaw und Dietrich wandten ſich raſch um.

„Ei, Ritter Pancéř, ſeid Ihr es?" ſagte der Hofmaler; „wie kommt Ihr denn aus Eurem Neſte nach Prag?"

Der Ritter murmelte etwas wie von einem Gange zum

Digitized by Google

Könige, den er im Namen ſeines Gebieters, des Herrn von Pottenſtein, unternähme.

„Und da habt Ihr Euch bewaffnet, als wenn es Krieg gälte?“ lächelte Dietrich.

Jan Pancéř von Smaň oder Smojna zog die Brauen zuſammen, erwiderte jedoch nichts, ſondern ſagte, auf einen Reiter deutend: „Ja, hier reitet unſer ſtolze Burggraf, der Vertreter der alten Landſtände; ein geſcheidter, pfiffiger Herr das! verſteht's prächtig, die klug erſonnenen Anordnungen Karl's gut und trefflich durchzuführen, daß man in ſeinem eigenen Hauſe ſicherer ſchläft als in einem gemietheten.“ — Dann zeigte er auf zwei Männer in koſtbaren Kleidern, die ſehr eifrig mit einander ſprachen und ſagte höhnend: „Da reitet der eiſerne Jindřich mit dem Sohne des Jeřek; wo der Eine iſt, muß auch der Andere ſein, als hätte ſie das Band der Ehe aneinander gekettet. — Ah ſieh', da reitet Einer aus dem Blute des Biwoj und der Kaša, der es fein ausführte, aus einem Eberskopf den eines Schweines zu machen; als wäre nicht Vieh wie Vieh, ein's eben ſo gut wie's andere.“ — Dabei ſpielte er zweifelsohne auf das Verwandeln des Wappens der Herren Zajic von Waldek, die ſich ſpäter auch „von der Haſenburg“ ſchrieben, an. — „Da kommt der Viola Söhnchen in grünem Gewande,“ fuhr der Ritter fort; „ei, wie das Alles blitzt, der Sattel und Rock voll Perlen und anderem koſtbaren Geſtein! Ich wünſchte den reichlich Verſchnörkelten in unſern Wäldern reiten zu ſehen,“ ſetzte er leiſer und langſamer hinzu, „ich wollte ihm dieſen alten eiſernen Schild ſchenken und mir dafür ſeinen perlbeſetzten ausbitten.“

Bei dieſen halblaut geſprochenen Worten wandte ſich Bohuſlaw um, um den Mann beſſer zu ſehen, der ſo vermeſſen zu reden wagte. Jan Pancéř von Smaň warf einen wilden, durchbohrenden Blick auf ihn, wie ein Raubvogel, daß Bohuſlaw zuſammenfuhr. Pancéř hatte damals noch nicht die Bahn eingeſchlagen, die ihn ſpäter an den Galgen brachte; er war noch der unberüchtigte Burggraf von Zampach, der Diener des Herrn zu Pottenſtein. Doch ſchon ſein Anzug ſtempelte ihn beinahe zu einem Stegreifritter. Seine Geſtalt war kurz, doch gedrungen, ſeine Schultern breit. Sein Pelzkleid bedeckte ein Panzerhemd, das unten hervorlugte und am Halſe in einer Kogelhaube endete, die er gewöhnlich über den Kopf gezogen hatte; eben hing ſie ihm am Rücken. An ſeinem Kleide hingen ziemlich große Ringlein von Stahl; von dem einen derſelben liefen zwei Kettchen herab, an deren einem das lange Schwert, an dem andern der lange ſtarke Dolch befeſtigt waren. Seine Füße waren beinahe ganz in Eiſen gekleidet, und um ſeine Beſchreibung zu vollenden, erwähnen wir ſchwarzer Schuhe ohne Spitzen und mit Sporen.

Bohuſlaw wollte ihn anreden; der Ritter ſchien jedoch nicht die geringſte Luſt dazu an den Tag zu legen. „Ach, da reitet eine Menge dieſes Gelichters herbei! — Mit Gott, Meiſter!“ Mit dieſen Worten ging er fort und ſetzte jeder beabſichtigten Frage ein Ziel. Auch Dietrich nöthigte Bohuſlaw, ſich in die Seitenthüren des königlichen Palaſtes zu drängen, und bald darauf ſtanden ſie ſchon im Vorſaale.

8. Beim Könige.

Der Kammerdiener, der eben den Dienſt hatte, bewillkommte den Hofmaler und Bohuſlaw ſehr artig. „Führe uns, guter Freund!“ ſagte Dietrich, „ſo bald als möglich zu Seiner Majeſtät, denn Du weißt, ich habe keine Zeit zu verlieren und es wäre mir daher unlieb, wenn wir unter den Letzten wären.“

„Habt nur die Güte, Euch in dies Gemach zu begeben, Meiſter!“ erwiederte der Kammerdiener mit vielen Bücklingen; „Ihr werdet darin eine Geſellſchaft von Gelehrten finden.“

„Wer iſt darin, Freund?“

„Fra Angelo von Florenz mit noch einem wälſchen Herrn, und Herr Buſek von Welhartic.“

„Hm!“ ſagte Dietrich zu ſich, mit Bohuſlaw dem Kammerdiener folgend, „der andere Italiener iſt vielleicht Petrarka oder Bartolo a Saxo Ferrato? Die werden wol kaum den Kräutler nöthig haben, daß Beide zum Könige kommen.“

Der Kammerdiener öffnete eine kleine, gothiſche Thür und entfernte ſich, als Dietrich und Bohuſlaw eingetreten waren. Der Oberſthofmeiſter des Königs war mit Angelo, dem Hofarzt und Gründer des erſten botaniſchen Gartens in Böhmen, in ein Geſpräch über die Giftpflanzen, die in dieſem botaniſchen Garten wuchſen, ſo vertieft, daß ſie die Eintretenden nicht einmal beachteten. „Wie geſagt,“ ſchloß der Florentiner in ſeiner Mundart, „dieſes Arum maculatum iſt gefährlich, ſehr gefährlich; im Weine tödtet es jedesmal und ſchnell —“ Da jedoch nahten Dietrich und Bohuſlaw. Der Italiener zog ſich zurück und begann mit ſeinem Landsmanne zu ſprechen. — Nach üblicher Begrüßung ſtellte Dietrich Bohuſlaw dem Oberſthofmeiſter als Baukünſtler vor, deſſen Bauplan vom Könige angenommen ſei und ohne Zweifel durchgeführt werde. Bei der Gelegenheit fragte Dietrich im Vorbeigehen, ob jener Fremdling nicht einer von den gefeierten wälſchen Dichtern ſei?

„Nein,“ erwiderte Buſek von Welhartic, „er iſt ein wälſcher Notar.“

„Blos ein Notar?“ bemerkte Dietrich; „wahrlich, ich möchte ihn, wenn ich ihn ſo anſehe, für das Original des Brutus halten, deſſen Säule ich auf meinen Reiſen in Rom geſehen.“

„Es iſt,“ bemerkte der Oberſthofmeiſter flüſternd, indem er ſeinen Mund an das Ohr des Malers legte, „Cola di Rienzi, der Ludwig von Baiern und unſern Kaiſer vor ſein Gericht lud — dieſer Friedensſtörer des Volkes!“

Bald darauf kam der Kammerdiener, ſchritt auf Angelo zu und flüſterte ihm einige Worte in's Ohr, worauf dieſer mit dem vertriebenen Volkstribun Cola di Rienzi in das Gemach des Königs eilte. Bohuſlaw athmete tief auf, denn immer näher kam der Augenblick, der ihm ſein Urtheil von den königlichen Lippen bringen ſollte. Endlich war der ſehnſüchtig

Digitized by Google

erwartete Augenblick gekommen; Bohuſlaw trat mit dem Hofmaler in das Gemach des Kaiſers. Karl ſaß, mit einer Seite gegen das Fenſter gewendet, in einem reichverzierten Lehnſtuhle. Er war, wie gewöhnlich, ſlaviſch gekleidet; der dunkelfarbige Rock war ganz zugeknöpft und reichte ihm bis zum Knie. Obgleich erſt vier und dreißig Jahre alt, war ſein Nacken doch gebeugt und auch der Hals und das Haupt waren vorgeneigt. Sein Geſicht war breit, mit hervorſpringenden Backenknochen, ſein Bart dunkel; über den großen graubraunen Augen wölbte ſich eine breite hohe Stirne, die ſich von dem kahlen Vordertheile des Hauptes durch einen etwas dunkleren Anſtrich unterſchied. Seine Geſichtsbildung trug im Ganzen den Typus ſeiner Mutter, des letzten Sproſſen der Přemyſſiden, nur weniger ſchön und weicher, obgleich mit größerem Ausdrucke von Biederkeit und Herzensgüte. Wie ſchon erwähnt, ſaß der berühmte Herrſcher zur Seite des Fenſters und ſchien Dietrich und Bohuſlaw, die nach ihrem Eintritt unterwürfig an der Thüre ſtanden, nicht zu bemerken. Bohuſlaw, deſſen Blick feſt auf dem Kaiſer ruhte, bemerkte aus den zuſammengezogenen Brauen und den Lippen, die er ſo zuſammenkniff, daß ſie völlig verſchwanden, mit Schrecken, daß der Herr ſeines Schickſals mißgeſtimmt ſei, da er ſelbſt in ſeiner Lieblingsbeſchäftigung, dem Schnitzen, in dem Karl eine große Fertigkeit beſaß, ſich unterbrochen hatte; er hatte ſich eben damit befaßt, ein Bildchen des hl. Nikolaus zu ſchneiden. Nach einigen Augenblicken des tiefſten Schweigens wandte der König ſeinen Blick auf die harrenden Künſtler mit dem Bedeuten, näher zu treten.

Dietrich trat zu ſeinem hohen Gönner vor, bog das Knie und begann alſo: „Auf Befehl Eurer königlichen Majeſtät wage ich es, in tiefſter Unterthänigkeit Euer Majeſtät hier den jungen Baumeiſter vorzuſtellen, deſſen Plan einer zu erbauenden Kirche zur Ehre und zum Ruhme Gottes und ſeiner Heiligen, ſowie zur Verewigung des weiſeſten und gerechteſten Königs, in den hohen ſcharfſinnigen Augen Ew. Maj. Gnade und Anerkennung gefunden.“ Als Dietrich geendet, ſeufzte er tief auf, was dem freundlichen Herrſcher ein leichtes Lächeln entlockte.

„Sieh' da,“ rief Kaiſer Karl und heftete momentan den Blick auf ihn, welcher während der ganzen Rede in dem Gemache herumgeirrt, als ob er den Worten des Sprechers wenig Aufmerkſamkeit liehe; Dietrich ſeufzte wieder nach ſeiner alten Gewohnheit. „Nun, wie denn,“ fügte der Herrſcher gnädig hinzu; „was machen Euere Heiligenbilder, die Unſerer neuen Burg verſprochen ſind?“ — Und wieder begann er eifrig und ſorgſam zu ſchnitzen, wobei er ſeine Blicke aufmerkſam auf das Lindenholz heftete, dem er bereits die Geſtalt eines Kopfes gab.

Bohuſlaw, beim Anblick der väterlichen Milde auf Karl's Antlitz ſich ermannend, trat näher und ließ ſich auf ein Knie nieder, der König blickte ihn flüchtig, doch ſcharf an; dieſer wandte ſein Antlitz nicht ab, ſondern ertrug unerſchrocken den Anblick. Es war erſichtlich, daß dieſe Offenheit und Unerſchrockenheit dem König gefiel, denn wieder blickte er ihn huldvoll an und fragte ihn, in ſeinem Schnitzen fortfahrend: „Dein Name iſt Bohuſlaw?“

„So iſt's, hoher König und Herr!“ erwiederte der Gefragte mit wohltönender, obwol ein wenig zitternder Stimme.

„Der Riß zur Kuppel Unſerer Kirche iſt kühn erdacht, beinahe zu kühn, wie unſer Hofbaumeiſter verſichert. Getrauſt Du Dich, ihn auszuführen?“

„Und mit gutem Bedacht; ich berechnete gründlich den Druck der Wölbung auf ihre Unterlage,“ lautete die kurze Antwort.

Der Blick des Königs fiel wieder flüchtig auf Bohuſlaw und irrte dann unſtät im Gemache herum. Bohuſlaw, unbekannt mit des Königs Gewohnheit, wollte die Antwort wiederholen, als dieſer wieder begann: „Ja, die Wölbung der Kuppel ruht auf den Pfeilern. Dein Plan iſt ſehr kühn, junger Mann!“

Bohuſlaw ſah ſeine Künſtlerehre in Gefahr, wurde leidenſchaftlich und vergaß die Gegenwart ſeines Königs in ſo weit, daß er mit größerem Eifer und Beredſamkeit ſeine Abriſſe aufs Neue zu entfalten und allen Druck und alle Stützen der Wölbung genau auszurechnen begann, um die untrüglichſten Beweiſe zu liefern, daß der Bau dieſer Kuppel ganz ohne Gefahr ſei. Bei dieſer ein wenig langen Rechnung ſchweifte Karl's Blick im Gemache umher, ohne den eifrigen Berechner zu würdigen. Bohuſlaw, der zeitweilig ſein Auge erhob, hielt auf einige Augenblicke inne, um ſeine gründliche Beweisführung zu wiederholen, in der Meinung, der König würdige ſeine Worte keiner Aufmerkſamkeit; als er auch ſchon bei ſeinem Einhalten die Antwort bekam: „Bis jetzt iſt die Berechnung vollkommen in Ordnung; doch Arras und Peter von Wälſchland verſichern — Wir ſelbſt ſind blos ein Laie — daß bei der großen Anzahl der Fenſter und ihrer Verzierungen die ſtützende Kraft der Kapelle bedeutend vermindert werde.“

Als Bohuſlaw durch neue Berechnung erwies, daß dieſe Meinung irrthümlich ſei, erwiderte der König: „Da in Unſerer neuerbauten Stadt noch genug Plätze ſind, ſo beſchließen wir, zur Ehre Karl's des Großen, Unſeres gnädigſten Patrons, eine Kirche zu bauen und zwar dort, wo der Luſtgarten ſtand, und entbieten Dir deshalb, nach Deinem Uns vorgelegten Plane ſogleich Dein Meiſterſtück zu beginnen. Zugleich verpfänden wir Dir Unſer Wort: wenn Du den Bau glücklich vollendeſt, ſo ernennen Wir Dich zu Unſerem Hofbaumeiſter an der Seite des ſtets kränklichen Arras. Was die übrigen Baurequiſiten betrifft, ſo weiſen Wir Dich an Unſern Oberſthofmeiſter, damit Dich Niemand hindere oder Dir ein Leid zufüge.“

Bei jedem Worte, das der König ſprach, pochte das Herz des jungen Baumeiſters ſtärker und ſchneller; es war ihm, als müſſe er unter der Laſt ſeiner Freude zuſammenſinken.

Erſt als der kühle Wind vor dem Palaſte ſeine Wangen ſtreifte, ermannte ſich Bohuſlaw. Der herzliche Dietrich neckte ihn lachend wegen ſeinen Träumereien, weil er im Vorſaale den Herrn Buſek von Velhartic beinahe umgeworfen und ſo derb ergriffen hatte, daß der ſtattliche Herr Buſek

Digitized by Google

erſchreckt zur Seite ſprang. „Jetzt, Bohuſlaw,“ ſagte der Hofmaler, „wo Du Dich wieder ermannt haſt und ein kluges Wort mit Dir zu ſprechen iſt, empfange meinen aufrichtigſten Wunſch zu Deinem Glücke und beweiſe, daß Du ſeiner würdig biſt. Baue! hoffe! liebe! Der gute und erhabene König fand Gefallen an Dir und jedes ſeiner Verſprechen iſt ſo gut wie erfüllt. Heil Karl, unſerm guten König!“

9. Die Liebenden.

Agnes, die Tochter des Bürgermeiſters der Altſtadt, ſaß beim Fenſter, mit dem Sticken eines Meßgewandes beſchäftigt, das für die Kirche beſtimmt war, die ihr ſeliger Onkel erbaut hatte und „zur Barmherzigkeit Gottes“ *) genannt wurde. Sie war zerſtreut, unruhig, die Hände fieberten ihr. Das Sticken ging ihr diesmal nicht, wie ſonſt, von Statten; mehr als einmal mußte ſie trennen; bei der Unruhe ihres Herzens verſchwammen die Farben der ſchweren Seide und mehr als einmal irrte ſie ſich in der richtigen Zählung der Stiche. Aus ihren Augen perlten Thränen herab auf die goldenen Roſen und ſilbernen Lilien des Meßgewandes, welchen ſie nicht wehren konnte, und ruhten da kalt und leblos, ungeachtet ſie aus den ſchönſten blauen Augen des verkörperten Engels thauten. Zuletzt mußte ſie die Arbeit laſſen. Unter tiefen Seufzern ſtieg ihr Blick zum Himmel und ſie drückte die zitternde Hand mächtig an das Herz, als wollte ſie ſein ängſtliches Pochen beſänftigen; darauf ſank ihr der Kopf rücklings auf den Lehnſtuhl und ſie ließ den Thränen freien Lauf. Plötzlich erſchallten Tritte. Agnes wollte empor und nach der Thüre eilen, doch ſie vermochte es nicht; ſie war von der unermeßlichen Aufregung ſo erſchöpft, daß ſie wieder zurückſank. Die Thüre öffnete ſich und der Geliebte, mit freudeverklärtem Antlitz, eilte auf ſie zu, um ſie an ſein Herz zu ſchließen. In den erſten Minuten des ſeligen Wiederſehens entging es Bohuſlaw, daß Agnes, hingeriſſen von dem Strome der Gefühle, immer ſchwächer wurde; und erſt als ihr Arm, mit dem ſie ihn krampfhaft umfaßt hielt, wie gelähmt herabſank, bemerkte er die Leichenbläſſe auf ihrem lieblichen Geſichtchen.

„Barmherziger Gott! Agnes! Agnes! was iſt Dir?“ rief er tödtlich erſchrocken aus und erfaßte ihre Hand, die er heiß an ſein Herz drückte. Agnes erhob, ſelig lächelnd, langſam ihr Köpfchen. Allmälig beruhigte ſich das tobende Herz und ſein Beben war nur mehr ein Beben der Seligkeit, der höchſten und wärmſten Liebe. Ihr Auge ſah empor zu ihm und in dem Thau der Thränen zitterte der Schimmer ihrer heißen Liebe und ſie frug ihn mit gedämpfter, bebender Stimme: was er beim Könige ausgewirkt? O, wie jubelte ihr Herz, als ſie vernahm, daß ihr beiderſeitiges heißes Sehnen ſeinem Ziele nahe! Ach, wer kennt nicht den unnennbaren Jubel liebender Seelen, wenn das Ziel all' ihres Sehnens, das höchſte Erdenglück ihnen endlich errungen ſcheint! Bohuſlaw, entbrannt vom Gefühle ſeiner Seligkeit, wollte noch an demſelben Tage um Agneſens Hand bei ihren Eltern anhalten.

„Geduld, mein Geliebter,“ wendete Agnes ein, „thue es nicht früher, als bis ich meinen Großvater gebeten, bei den Eltern für uns vorzuſprechen. Der gute Greis ſicherte mir eine große Erbſchaft zu und darum wird weder Vater noch Mutter ſeinem Willen entgegenhandeln und deshalb iſt ſein Wort in dieſer Angelegenheit von großem Gewicht. Laß uns daher vor Allem trachten, ſeine Neigung und Einwilligung zu gewinnen, und,“ fügte ſie mit anmuthigem Lächeln hinzu, „ich bin ſein Liebling, er ſchlug mir noch keine Bitte ab!“

Da entſann ſich Bohuſlaw des ſtummen Jünglings; er wollte Agnes eben ſein Abenteuer erzählen, als die Thüre aufging und ein Greis von hoher, achtunggebietender Geſtalt eintrat. Agnes begrüßte ihn mit kindlicher Ehrfurcht und nannte ihn Großvater. Sie näherte ſich ihm, kniete nieder und bat um ſeinen Segen. Der Greis neigte ſich mit herzlicher Rührung über die Jungfrau, küßte ſie auf die Stirne, legte die Hände auf ihr Haupt und ſegnete ſie mit zum Himmel erhobenem Blicke. Dann erhob ſich Agnes, küßte ihm die Hand und führte ihn auf ſeinen gewohnten Sitz, in den hohen, bequemen Lehnſtuhl. Der Greis war der Prager Bürger Olbram, der in den unſeligen Staatsſtreitigkeiten durch kriegeriſche Tapferkeit und Klugheit dem Eindringen der Kärnthner gewehrt und ſich Ruhm erworben hatte. Ungeachtet des hohen Alters trug ſein Antlitz den Stempel ehrwürdiger Schönheit; auf der hohen Stirne, die das kahle Haupt verlängerte, ſpiegelte ſich die einſtige Manneskraft und jener feſte Wille, der von dem geſetzten Ziele nicht abweicht, bis er es errungen; die dichten Brauen wölbten ſich über dunklen, noch immer mächtig blitzenden Augen. Von dem einen Auge lief eine Narbe ſchräg herab, die von einer Wunde herrührte, welche ihm auf der Flucht aus dem Kloſter bei Sedlez der Sohn des Ruthard geſchlagen; den Mund umfloß ein Silberbart über das Kinn herab bis auf den braunen Rock, der faſt bis an die Knie zugeknöpft war und an die ehemalige ſlaviſche Tracht erinnerte; ferner hatte er enganliegende Beinkleider und ſchwarze Schuhe. Obgleich Olbram Bohuſlaw wol bemerkt hatte, ſo ſchien er ihn doch nicht zu beachten; er beſchäftigte ſich mit ſeiner Enkelin und warf nur zuweilen verſtohlen einen forſchenden Blick auf den jungen Baumeiſter. „Mein ſüßes Kind,“ unterbrach der Greis endlich das Schweigen, „ich empfinde ſchon wieder das Sauſen in meinem alten Kopf, das der Vorbote meiner Krankheit zu ſein pflegt; Du, unſchuldiges Herzchen, biſt in ſolch' trüben Stunden mein einziger Troſt, mein Schutzengel und ich ſuche Dich deshalb auf. Ja, ja, mein Goldkind, Du haſt heute auf mich ganz vergeſſen!“

Agneſens Antlitz überflog tiefe Röthe. „Verzeihe, theures Großväterchen!“ ſagte ſie mit ſtockender Stimme und ſank ihm zu Füßen, „verzeihe — aber ich —“

„Nun, was aber?“ lächelte der Greis und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. „Was iſt's, Agnes, das Dich erröthen macht?“ —

Verletzt durch dieſe Worte, erhob ſich die Jungfrau raſch

*) Jetzt die Kirche zum heil. Geiſt.

Digitized by Google

vom Boden; ohne Zögern ſtellte ſich Bohuſlaw dem Greiſe vor. Dieſer begrüßte ihn mit einem Händedruck, worauf er, um ſeine Enkelin zu verſöhnen, freundlich ſagte: „Mein liebes Kind, Du Troſt meines Alters! ich bin nicht gekommen, Dich zu verletzen oder zu betrüben, ſondern die Liebe führte mich zu Dir: mein alter, kranker Geiſt findet Erheiterung nur bei Dir. Geh', mein Täubchen, nimm die Harfe zur Hand und ſei mein David."

Bohuſlaw, den der Greis nicht weiter beachtete, war ſehr in Verlegenheit, ihm ſchien dieſe Gleichgiltigkeit ein Ausdruck von Verachtung und er wollte ſich ſchon entfernen, als Agneſens Blick ihn ſo flehentlich traf, daß er ſeine Ungeduld bemeiſterte und wieder blieb.

„Singe, mein Kind," ermunterte der Greis die zarte Enkelin, „ſinge mir das Lied vom Ritter Zerotin."

Agnes ergriff die Harfe, die reich mit Silber ausgelegt und an dem oberen Ende mit einem Löwenkopf geſchmückt war, und begann mit Meiſterhand in die klangvollen Saiten zu greifen. Sie ſang von dem böhmiſchen Helden Plichta von Zerotin, der im Jahre 1322 in der Schlacht bei Mühldorf *) in ſeinem bekannt gewordenen Panzer ganz allein dreimal die Hauptfronte der Feinde warf und viele derſelben erſchlug; er war ſo lange unüberwindlich, bis ſein Pferd ſank, worauf die Dreſchflegel und Keulen der Feinde ſich die Bahn zum Löwenherzen Zerotin's brachen.

Die Gruppirung der Perſonen beim Geſange erhöhte noch das ſchöne Bild. Das gothiſche Gemach, mit dunklen Eichentäfelchen ausgelegt, gab einen trefflichen, dunkelbraunen Hintergrund, aus dem die ehrwürdige Geſtalt des ſitzenden und begierig lauſchenden Greiſes ſich hervorhob. Die Lichtſtrahlen ſtreiften nur ſein Geſicht, während das volle Licht auf ſeine Enkelin fiel, die ihm zu Füßen ruhte. Die koſtbare Harfe lag auf ihrem Knie; ihre blauen poeſievollen Augen waren zu Boden geſenkt, die linke Seite ihres Antlitzes und der blendende Hals durch ein anmuthiges Halbdunkel beſchattet. Ihre Kleidung war nach damaliger Sitte ein grünes faltenreiches Obergewand ohne Gürtel, bis an die Hüften ausgeſchnitten, unter dem ſie ein ſchwarzes, eng anſchmiegendes Untergewand trug, züchtig bis an den Hals geſchloſſen; ferner Handſchuhe von ſchwarzer Farbe, die bis an's Oberkleid reichten und unter dem Ellbogen endeten. Bohuſlaw, unferne ſtehend, hatte nur Aug' und Ohr für Agnes; gierig trank er die Töne, die aus dem ſüßen Munde klangen. Er ſtand noch immer in ſeligem Verzücken da, als Agnes ſchon geendet hatte und mit leuchtendem Antlitz die Harfe bei Seite ſtellte. Der Greis ſaß unbeweglich, mit beinahe wilder Miene da; auf den Schwingen des Liedes war ſein Geiſt in die Vergangenheit zurückgetragen worden und er ſchlug noch einmal die heiße wilde Schlacht. Agnes bemerkte dies, ſprang auf ihn zu, umſchlang ſeinen Nacken, ſtreichelte liebkoſend ſeine Wangen und öffnete eben die Roſenlippen, um, wie ſie immer mit gutem Erfolg that, ihn durch Scherz und Schmeichelworte dem Wirbel des Wahnſinns zu entreißen, als ihr Vater, Wáclaw Rokycan, derzeit Bürgermeiſter der Altſtadt, ins Gemach trat. Als er Bohuſlaw erblickte, blieb er betroffen ſtehen. — „Vergaßt Ihr denn," begann er mit ſtrengem Ernſt, „alle Schicklichkeit, Herr Bohuſlaw, daß Ihr Euch in die einſame Kammer einer ehrbaren Jungfrau wagt? Und Du Agnes," wendete er ſich mit ſtrafendem Blick zu ſeiner Tochter, „biſt Du ſchon ſo ſehr aller Scham und Ehre bar, daß Du ohne Wiſſen des Vaters von einem Manne Beſuche empfängſt?"

Bei dieſen Worten überflog eine ſo tiefe Purpurröthe das Geſicht der Jungfrau, daß ſelbſt der ſtrenge Vater ergriffen auf ſie zueilte und ſie in die Arme ſchloß. In dem Momente fiel ſein Blick auf das Antlitz des Greiſes, auf dem Unzufriedenheit über dieſe ſchonungsloſe und verletzende Züchtigung ausgeprägt war. Der Vater dies bemerkend, wollte ſich entſchuldigen, aber der Greis gebot mit ſtrenger Würde: „Schweig', Mann meiner geliebten Elsbeth, kein Wort zu Deiner Entſchuldigung! Wer ſein eigenes Kind eines Fehltritts zeiht, klagt ſich ſelbſt an, daß auch er einen Theil der Schuld trage; denn es iſt die Pflicht der Eltern, ihre Kinder in Zucht und Gottesfurcht zu erziehen. Runzle die Stirne nicht, Wáclaw! ich werfe Dir nicht vor, Dein Kind ſchlecht erzogen zu haben; die Tochter meiner Elsbeth iſt fromm und ehrbar wie ſie ſelbſt; doch Du, als Mann, als Vater, ſprachſt da ein hartes, böſes Wort!"

Rokycan unterdrückte nur mit Mühe ſeinen Aerger. Agneſens Herz drohte vor Leid zu ſpringen; es war ihr klar, daß Bohuſlaw beim Vater in Ungunſt ſtehe. Bohuſlaw koſtete es große Ueberwindung, ruhig zu bleiben. Einige Minuten hindurch währte peinliches Schweigen, das endlich Bohuſlaw mit den Worten brach: „Herr Bürgermeiſter, dürfte ich Euch um freundliches Gehör erſuchen?"

Agneſens Lippen entfuhr unwillkürlich ein Schrei, wobei ſie mit thränenvollem, flehenden Auge auf Bohuſlaw blickte. Der Bürgermeiſter trat, ohne ihren Angſtruf zu beachten, auf Bohuſlaw zu und fragte ihn kalt: „Was verlangt Ihr von dem Bürgermeiſter Prag's? Begehret Ihr, daß Euch in irgend einer Angelegenheit Recht geſchehe? Sprecht; denn bei Gott! ich bin heute eben recht bei Laune, um ein ſtrenger Richter zu ſein."

„Ich zweifelte nie an Euerer ſtrengen Gerechtigkeit," erwiderte Bohuſlaw, „und bin überzeugt, Ihr werdet als Prager Bürgermeiſter den Unglücklichen den Schutz der Geſetze auch ferner angedeihen laſſen."

„Wenn nicht mit dem Bürgermeiſter, mit wem ſprecht Ihr denn alſo?" fragte jener herriſch.

„Mit dem Vater, mit Euch, Herr Wáclaw Rokycan!"

„Nun!"

„Erinnert Euch jenes denkwürdigen Tages, des 4. Sep-

*) Welche die ſchwankende deutſche Krone, um die ſich Friedrich von Oeſterreich und Ludwig von Baiern ſtritten, durch Schweppermann's, des Feldhauptmanns der Baiern, Liſt auf das Haupt Ludwigs brachte. Der Ueberſetzer.

Digitized by Google

tembers 1347, an dem unſer König mit ſeiner hohen Gemalin Blanka, der Tochter des Königs von Frankreich, gekrönt wurden. Am St. Gallusplatz war eine prächtige Tribüne errichtet, wo nach beendeter Krönungsfeier der König die hohen und ausgezeichneten Männer der Prager Städte an dem Ehrenmahle Theil nehmen ließ, und unter den Auserwählten waret auch Ihr, Herr!"

„Mein Gedächtniß iſt nicht ſo ſchwach, daß es fremder Nachhilfe bedürfte. Dies hättet Ihr Euch erſparen können."

„Ein ſchweres goldenes Ehrenkreuz, das Ihr nur an den höchſten Feſttagen, an Allerheiligen und Oſtern zu tragen pflegt, hing Euch damals unſer erhabener König eigenhändig um, als Beweis ſeiner Huld und Gnade. Damals gabt Ihr mir, Herr Bürgermeiſter, trunken vor Freude Euer Wort, daß Euere Tochter Agnes mein Weib werde, wenn meine Kunſt mir Habe und Ruhm erworben."

„Ja, ich entſinne mich deſſen ſehr wol, Herr Bohuſlaw," verſetzte Rokycan mit eiſiger Kälte. „Jedes Wort, das ich damals mit Euch ſprach, ſchwebt mir ſo lebendig vor dem Sinn, als hätt' ich es eben jetzt geſprochen. Nun frage ich Euch aber, in wiefern ich mein Wort bisher verletzt?"

Bohuſlaw bekämpfte nur mit Mühe einen Seufzer, der mit Gewalt den Tiefen ſeiner Seele ſich entwand. Herr Rokycan hatte ihm zwar das Haus nicht verboten, doch insgeheim von allen Mitteln Gebrauch gemacht, ihn um Agneſens Neigung und Liebe zu bringen und jeder Bewerbung ein Ziel zu ſetzen. Das wußte Bohuſlaw ſehr wol und ward deshalb von ſchmerzlicher Wehmuth ergriffen. „Das nie!" erwiderte er mit Nachdruck, als fürchtete er, ſeine Gedanken zu verrathen.

„Nun denn, wie ſteht es mit der Bedingung? Ich hatte noch nicht Gelegenheit, außer in meinem Hauſe, Euren Namen mit Lob ausſprechen zu hören."

Bohuſlaw's Antlitz überflog bei dieſem Hohn eine plötzliche Röthe und erblaßte eben ſo ſchnell wieder, wobei ſein Körper zuckte. Agneſens Blick ruhte mit wachſender Aengſtlichkeit auf dem Geliebten; faſt wäre ſie niedergeſunken, als ſie die plötzliche Umwandlung auf ſeinem Geſicht bemerkte, in dem ſich, wie in einem treuen Spiegel, die Pein ſeiner Seele offenbarte. „Ermanne Dich, hoffe!" flüſterte ſie ihm mit liebevoller himmliſch ſüßer Stimme verſtohlen zu, worauf ſie ſich an den Arm des Großvaters ſtützte und ihr Antlitz an ſeiner Bruſt barg, als ob ſie Zuflucht bei dem Greiſe ſuchte, der ihr mit ganzem Herzen gewogen war. Inzwiſchen hatte ſich Bohuſlaw ermannt und erwiderte kalt: „Solange noch die Böhmen, frei von dem Wirken, den Sitten und Gebräuchen der Fremdlinge, blos auf eig'ne Kraft, auf eig'ne Fertigkeit und Kunſt beſchränkt waren, genoß jeder einheimiſche Künſtler und Handwerker Achtung; jetzt —" fuhr er mit einem Seufzer fort, „jetzt iſt es anders! Die Fremdlinge überſchwemmten unſer Land mit guten und ſchlechten Sitten und Einrichtungen und blendeten das Volk, daß der Sohn des eigenen Landes unbeachtet und verworfen bleibt, ja, viele irrten in ihrer Blindheit ſo tief, daß ſie ſich ihrer Mutterſprache ſchämen und bald für eine Schmach halten werden, Böhmen zu heißen. Kein Wunder darum, Herr Bürgermeiſter, daß ich, obgleich Lehrling berühmter Meiſter aus Frankreich und Italien, doch in der Heimat immer bei Seite geſtoßen bleibe, weil mein Name einen böhmiſchen Klang hat."

„Brav, brav ſo, mein Sohn!" rief Olbram ſichtlich bewegt, aus; „Gott ſei's geklagt, daß Du wahr ſprichſt!"

Wáclaw Rokycan blieb bei dieſem Vorwurfe, der zum Theile ihn ſelbſt traf, kalt; mit eiſigem Blick auf den jungen Baumeiſter, ſagte er: „Ihr thut uns und unſerem erhabenen Herrſcher Unrecht, Herr Bohuſlaw. Unter den vielen heimatlichen Künſtlern, die über die Fremdlinge hervorragen, nenne ich Euch blos Dietrich von Prag, den Hofmaler, um Euch zu überzeugen, daß auf dem Throne der Premyſliden der liebevolle Vater des Vaterlandes ſitzt, der vaterländiſche Kunſt und Gewerbe reich und warm unterſtützt und hervorragende Talente zu ſchätzen weiß."

„Ja, ſo iſt es!" rief Bohuſlaw begeiſtert aus und in ſeinen Augen erglänzten Freudenthränen.

„Wolan denn," erwiederte der Bürgermeiſter, „ſo beſchwert Euch nicht über Zeit und Leute, als ob es nicht noch ſo wäre wie zu Zeiten Wenzel's und Otakar's."

„Ich beſchuldige Niemanden," fiel ihm Bohuſlaw ein wenig ungeduldig in die Rede; „jedes Jahr, ja jeder Augenblick gebärt neue Anſichten und Gedanken; warum ſollte das raſtlos fortwälzende Rad in ſeinem Laufe inne halten? Nur den Vorurtheilen widerſetze ich mich, als ob der Böhme nicht mit eben den Fähigkeiten begabt ſein könnte, wie der Franzoſe, Wälſche oder Deutſche. — Doch wir entfernen uns von dem Kern meiner Bitte. Ich wollte Euch, Herr Bürgermeiſter, an Euer mir gegebenes Wort erinnern und zugleich den Beweis liefern, daß ich Euerer Bedingung genügen kann."

„Wirklich?" warf Agneſens Vater höhniſch ein.

„Seine Majeſtät," fuhr Bohuſlaw fort, „unſer erhabener König, geruhte, meinen Plan zur Erbauung einer neuen Kirche in Gnaden aufzunehmen und entbot mir durch das Schreiben des königlichen Kanzlers, ohne Verzug an die Ausführung des Baues zu ſchreiten. Jetzt," fügte er, ſeines Sieges gewiß beinahe ſtolz hinzu, „wollt Ihr gerecht und gewiſſenhaft handeln, dürft Ihr mich, der ich Euch ſo tief verehre und achte, nicht grauſam abweiſen und betrüben, wo ich —"

„Ich will Euer Schwieger werden," ſchnitt der Bürgermeiſter die Rede ab, „Ihr habt Euer Wort nur zur Hälfte gelöſt. Baut und baut zu Ende, bis dahin — mit Gott!"

Bohuſlaw ſtand wie vom Blitz getroffen; ſein Glück, ſein Hoffen war der fernſten Zukunft anvertraut, ja vielleicht ganz vernichtet. Doch wie erſchrak ſein Herz, als ſeine Wange, die mit Leichenbläſſe überzogen war, plötzlich ein ſanfter Hauch anwehte und Agnes, die Göttin ſeines Glückes, mit pochendem Herzen an ſeine Bruſt ſank. Er hätte ſeinen Augen und Sinnen nicht einmal getraut, wenn nicht ihre ſüße Laſt und ein herzliches, genug vernehmbares Flüſtern: „Mein Bohuſlaw!" ihn der Wirklichkeit wiedergegeben hätten.

Digitized by Google

Agnes, als ſie ſah, wie lieblos ihr Vater den Theuren abfertigte, knickte zuſammen; da ſtand Olbram, von Mitleid ergriffen, raſch auf, nahm die arme Enkelin und legte ſie Bohuſlaw in die Arme. Der Bürgermeiſter ſuchte ſich nach ſeinen Worten ſchnell zu entfernen. „Steh', Wáclaw Rokycan!“ rief Olbram mit einer Stimme, die trotz ſeines Alters der Stärke und Volltönigkeit nicht entbehrte; „ſteh' und höre, was ich Dir ſagen werde!“

Die heilige, unverletzbare Ehrfurcht dem Greiſenalter gegenüber war damals noch nicht ſo geſunken, wie wir es heutzutage leider oft wahrnehmen müſſen. Kaum, daß der Wunſch des Alten verhallte, ſo kehrte der Aufgeforderte zurück, obgleich mit finſterer Miene. „Was iſt Dein Begehren, Vater?“ fragte er.

„Ich ſage Dir, Wáclaw,“ erwiederte der Greis, „daß dieſer junge Künſtler ſeinem Worte nachkam und darum lautet mein feſter Wille: daß die Verlobung noch heute vor ſich gehen ſoll, damit Bohuſlaw mit erneuter Kraft und Liebe ſein erhabenes Ziel anſtrebe und daß dieſe meine Enkelin, Dein Kind, Wáclaw, Blut von Deinem Blute, nicht an dem gegebenen Vaterworte und an unſerem Wunſche, ſie glücklich zu wiſſen, zweifle.“

Wáclaw Rokycan hatte einen Einwurf auf der Zunge, doch der ernſte Blick ſeines Schwiegervaters machte ihn verſtummen, worauf er beſtimmte: daß Agneſens Verlobung mit Bohuſlaw ſchon Nachmittags ſtattfinden ſolle. Unverzüglich wurden Boten zu einigen Verwandten, die als Zeugen erſcheinen ſollten, geſandt. Bohuſlaw erkor ſich den Hofmaler Dietrich und den Schildmacher Petřik; Rokycan ſeinen Bruder, den reichen Menhart Rokycan, der vor Kurzem Burg Okoř gekauft hatte, und Oſtrowſký, den reichen Bräuer zu „drei goldenen Kreuzeln“ in der Plattnergaſſe.

Petřik war vor Erſtaunen faſt außer ſich, als er von Bohuſlaw die Einladung erhielt; er traute ihr nicht und ging mit dem ſtummen Jüngling in das Haus des Bürgermeiſters in der feſten Meinung, nur dieſes Armen wegen dahin berufen zu ſein.

„Iſt denn wirklich heute Deine Verlobung?“ fragte der Schildmacher mit ernſter Miene Bohuſlaw, als er ihn daſelbſt traf.

„Ei, Du ungläubiger Thomas!“ lachte Bohuſlaw; „gleich ſollſt Du Dich davon überzeugen.“

„Um Gotteswillen, Freund, handle nicht voreilig! nur heute nicht!“

„Und warum nicht heute?“

„Weil, weil —“

„Nein! nein!“ unterbrach ihn Bohuſlaw; „verſchieben läßt ſich's nicht; jeder Verzug kann Alles verderben.“

„O Gott! Beim h. Lukas, unſerem Patron, beſchwöre Dich nur heute thu's nicht! nur heute unternimm nichts!“ drängte der Schildmacher in wahrer Angſt.

„So nenne mir einen triftigen Grund!“ ſagte der junge Bürgermeiſter verdrießlich.

„Nun denn, wenn Du es mit Gewalt wiſſen willſt,“ erwiederte Petřik mit ſtockender Stimme, „ſo wiſſe — heute iſt —“

„Komm', Bohuſlaw!“ rief die anmuthige Braut, die raſch eintrat und nun holdſelig erröthete, als ſie einen ihr durchaus fremden Mann mit Bohuſlaw reden ſah. Scherzend und lächelnd ging ſie dann mit dem Geliebten in den großen Saal, wo die Gäſte bereits verſammelt waren; Petřik folgte mit geſenktem Haupte. „Ein allerliebſtes Röschen!“ ſeufzte er bei ſich; „ſo jung und ſchon dem Unglück verfallen!“ Bei der ganzen Verlobungsfeier ſtand er wie leblos da, erſt, als die Ringe gewechſelt wurden, die Anweſenden alle den Vertrag ſchon unterzeichnet hatten und die Reihe an ihn kam, erwachte er aus ſeinem Brüten. Mit tiefem Seufzer blickte er auf das junge Paar, in deſſen Augen Freudenthränen glänzten, und unterſchrieb mit zitternder Hand als Zeuge das Blatt, das er mit einer ſchweren Thräne benetzte. Er ſprach kein Wort; erſt als er mit dem Stummen wieder allein war, ſagte er mit trauriger Stimme: „Hör', junger Menſch! gewiß wird Dein Herz vor Kummer bluten, wenn ich Dir ſage, daß Bohuſlaw, Dein Befreier und Schützer, unglücklich ſein wird!“ Der Stumme zuckte empor und das höchſte Entſetzen malte ſich in ſeinen Mienen, worauf er den Blick feſt auf Petřik heftete, als ob er ihn um den Grund ſeiner Rede fragen wollte. — „Ja! ja!“ verſicherte dieſer; „heut' iſt der Tag des heiligen Rufus, ein Unglückstag für jeden echten Böhmen!“

Ein Schmerzensſchrei tönte aus der nebenſtehenden Kammer; der Schildmacher und der Stumme eilten hinein — ſie war leer.

10. Kabalen.

Noch an demſelben Tage ließ der Bürgermeiſter der Altſtadt die Conſuln unter dem Vorwand einer Berathung zu ſich laden, an der auch die anderen Gäſte, mit Ausnahme der Frauen, die bei der Verlobung zugegen waren, Theil nehmen konnten. Der Gegenſtand der Verhandlung war ein Jüngling, von gewaltthätiger Hand verſtümmelt; was zu jenen Zeiten ſtrenge Ahndung nach ſich zog. Gegen wen jedoch ſollte man mit einer Klage auftreten? Der Bürgermeiſter betrieb die Sache zwar ſehr eifrig, ja er verpfändete ſein Ehrenwort Alles aufzubieten, um dem Thäter auf die Spur zu kommen und wäre er ſelbſt ein angeſehenes Haupt; doch, wie einen Blick in die Dunkelheit werfen, in welche die ganze Sache gehüllt war? Aus dem, was der Stumme zu verſtehen gab, konnte man nicht mehr enträthſeln, als daß der arme Jüngling vor ſeiner Flucht unter der Bewachung jener Männer ſtand, welche ihn nach der Hauptſtadt verfolgten. Wer ſie waren, vermochte weder er, noch Bohuſlaw und Petřik anzugeben. Meiſter Dietrich war auf's höchſte erzürnt und ſchwur, die grauſame That dem Könige ſelbſt vorzutragen, damit auf deſſen Befehl mit allem Eifer nach den Uibelthätern gefahndet werde.

„Ich habe zwar eine ſehr wichtige Arbeit,“ verſetzte der Schildmacher wuthentbrannt; „der Sattel zum Turnier und der Schild mit dem Wappen der Herren von Kolowrat

Digitized by Google

harren zwar ihrer Vollendung wie ein Hungriger auf ein Stück Brod; doch der h. Lukas sei mein Zeuge! daß ich durch volle zwei Tage die Arbeit nicht anrühren, sondern ohne Unterlaß von Ort zu Ort ganz Prag durchstöbern und mir nicht früher Ruhe gönnen will, bis ich die verruchten Schurken beim Kragen habe!" Darauf gab der Bürgermeister allen Schenk- und Gastwirthen strenge und angemessene Befehle, auf alle fremden Gäste Acht zu haben, die dieser Tage bei ihnen eingekehrt, und sobald ihnen an irgend Jemanden eine Aehnlichkeit mit dem Manne, der nach Angabe und Schilderung Bohuslaw's, Petrik's und des Stummen beschrieben ward, auffiele, denselben ohne Verzug festzunehmen und bei Gewärtigung strenger Ahndung abzuliefern.

Einige Tage darauf saßen Bohuslaw und Agnes in dem großen Prunkgemache unter süßem Geplauder. Agnes stickte mit kunstreicher Hand an dem Meßgewand, Bohuslaw hielt eine Reißfeder in der Hand und hatte ein Pergament vor sich entfaltet; aber zum Erzählen gab's so viel, daß an eine Arbeit gar nicht zu denken war. Wiewol die Liebe mit Argusaugen sieht, so war Bohuslaw dennoch die stille Wehmuth entgangen, die seit der Verlobung Agnesen's Seele sich bemächtigt und ihre Wange gebleicht hatte. Jetzt erst, da er begeistert ihre Zukunft als ein Bild unaussprechlicher Seligkeit geschildert hatte, bemerkte er, daß seine Flammenworte nicht jenen Eindruck bewirkten, den er erwartet. Agnes saß, das Haupt wie klagend geneigt, ohne durch ein Lächeln oder einen Blick erkennen zu geben, daß sie sein Entzücken theile. Bohuslaw hob ihr Köpfchen sanft empor; doch, wie erschrak er, als er Thränen in ihren lieblichen Augen sah. Seine Hand sank herab und sein Athem stockte fast. „Gerechter Gott!" seufzte er in tiefster Seelenqual, „schütze mich vor Wahnsinn! Agnes! erlosch denn die Liebe zu mir in Deinem Herzen, daß es sich einer schmerzlichen Rührung hingibt, statt in freudiger Hoffnung zu überströmen, wenn ich von unserer künftigen Seligkeit spreche? Du liebst mich nicht mehr!"

Schwere Thränen entfielen seinen Augen und rollten über die bleichen Wangen hinab auf die gefalteten, zitternden Hände. Agnes zuckte empor, ihr Antlitz deckte Leichenblässe und ihre Lippen kniffen sich krampfhaft zusammen. Rasch griff sie nach seiner Hand; kaum dieselbe ergriffen riß sie ihre Hand wieder zurück und preßte sie mit tiefem Seufzer an ihre Brust und ließ sie dann kraftlos in den Schoß sinken. Bohuslaw bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und sank wie in Verzweiflung auf seinen Sitz zurück. Mit einem durchdringenden Schrei sprang Agnes auf, umarmte ihn und drückte ihn fest an ihr Herz. „Bohuslaw!" begann sie mit flehender Stimme, „einzig und ewig Geliebter! — Höre mich und widerrufe, was Dein Mund so voreilig gesprochen. Deine Worte bohrten sich wie glühende Schwerter in mein Herz; o widerrufe sie, daß nicht mein armes Herz in den furchtbarsten Qualen vergehen muß. Wärst Du nicht meine einzige Seligkeit auf dieser Erde, meine Augen würden nicht weinen und mein Herz und meine Seele erbebten nicht vor Leid und Betrübniß um Dich!"

„Um mich?" fragte Bohuslaw staunend. Agnes senkte wieder das Köpfchen und weinte. — „Um mich?" wiederholte er mit wachsender Neugierde.

„Ja, um Dich!" flüsterte das weinende Mädchen.

Bohuslaw drängte in Agnes, ihm die Ursache ihres Kummers zu nennen. Agnes erwiederte nach kurzer Weigerung: „Der Schildmacher Petrik, Dein Freund —"

„Wie?!" rief Bohuslaw, ohne sie ausreden zu lassen, „er, mein treuester Freund, er hätte es frech gewagt, Kummer und Betrübniß in Deine arglose Seele zu streuen?"

„Er that es mit um Dich besorgten Worten, ohne zu ahnen, daß sie mein Ohr erreichen könnten."

„Nun denn, womit erschreckte er Dich so sehr?" fragte Bohuslaw in brennender Ungeduld.

Da erzählte Agnes, daß sie nach vollzogener Verlobung in dem Nebengemache vernommen, wie der Schildmacher sie beklagt habe, weil die Verlobung auf jenen unseligen Tag fiel.

„War es am h. Rufus?"

Bekanntlich waren am Tage des h. Rufus König Otakar II. und Johann von Luxemburg in der Schlacht gefallen und manches andere Unheil hatte an eben dem Tage das Königreich Böhmen betroffen; weshalb er von den Böhmen als unglücksschwanger angesehen wurde. Bohuslaw, diesem Aberglauben weniger ergeben, bestrebte sich seine Agnes zu erheitern und bewies ihr mit Hindeutung auf den liebevollen Schöpfer und Regierer des Weltalls, daß jedes abergläubische Zagen vor einem bevorstehenden Unglück eitel und unverständig sei. Der religiöse Sinn der Jungfrau, der fest am Glauben an Gott hielt, erheiterte sich allmälig; mit andachtdurchglühter Seele lauschte sie den begeisternden Worten über Gottesglauben und die unendliche Liebe des Schöpfers. „Laß' den Muth nicht sinken," schloß er, „geliebte Seele, sondern hoffe! Gott ist der unergründliche Quell der Gnade, der ewigen Liebe und Barmherzigkeit. Das beweist ja die heiße Liebe unserer Herzen untrüglich; er vergönnte mir den seligen Augenblick, Dich zu sehen und mit Gegenliebe beglückt zu werden; ja, das Walten seiner Allmacht beschleunigte den Augenblick, der Dich mir als Braut schenkte, er wird auch den Augenblick beschleunigen, in dem der Gipfel meiner Seligkeit erklommen ist und ich Dich als mein Weib umarmen werde. Darum, mein Engel, laß den Muth nicht sinken, sondern die Hoffnung Deinen Leitstern sein!"

Da erhellte sich Agnesen's Antlitz, in ihren Augen leuchtete der Jubel der Liebe, ihren Mund umspielte wieder das süße zauberische Lächeln und ihre Lippen berührten die des Geliebten im heiligen Kuße. Da störte sie ein leises Pochen. Durch die halbgeöffnete Thüre lugte ein häßliches Gesicht mit diabolisch verzerrten Zügen herein, das eine rothe Kogelhaube umschloß, deren Hintertheil, in einer Spitze endend, nach damaligem deutschen Schnitte, ein paar Schuh vom Kopfe herab hing. Auf das widerliche Gesicht zwängte sich bald auch der übrige Leib in das Gemach und unter vielen Bücklingen präsentirte sich ein Mann, nach damaliger Stutzerart herausgeputzt, wozu ein hochrother Rock und hellgrüne enge Beinkleider

Digitized by Google

gehörten. Jede Bewegung dieſes wunderlichen Mannes war ſo komiſch, daß Bohuſlaw und Agnes an ſich halten mußten, um nicht in helles Lachen auszubrechen, obſchon erſt einige Augenblicke verfloßen, wo ſie mehr zum Weinen als zum Lachen geſtimmt waren. Uiberdies ſchien es ihnen, den läppiſchen, geckenhaften Greis ſchon einmal in ſehr komiſchem Aufzuge geſehen zu haben.

„Der berühmte und weiſe Herr Bürgermeiſter befindet ſich vielleicht nicht bei Hauſe?“ begann das Männchen mit ſüß liſpelnder Stimme unter ſteten Bücklingen.

„Nein, hochgeehrter unbekannter Herr,“ ſagte Bohuſlaw mit einem ſchelmiſchen Blick auf Agnes, die das Lachen kaum bewältigen konnte.

„O, ich bin nicht ſo unbekannt,“ erwiderte das Männchen mit einer Grimaſſe, die ein anmuthiges Lächeln ſein ſollte; „ich bin ja gewiſſermaßen Nachbar des berühmten und weiſen Herrn Bürgermeiſters; ich wohne dort drüben und heiße Wlk.“ Dabei wies er auf das gegenüberliegende Haus.

„Gegenüber?“ wiederholte Bohuſlaw, worauf Agnes in lautes Lachen ausbrach, denn jetzt entſannen ſich Beide des Abenteuers mit dem Affen. Das Männchen, durch ihr Lachen unliebſam berührt, verdüſterte ſich anfangs, daß es furchtbar war ihn anzuſchauen und aus ſeinen Augen ſprühte ein giftiger Groll auf die Liebenden, gleich darauf aber zwang er ſich zu einem Lächeln und flüſterte ſanft: „Ihr lacht, edle Jungfrau und auch dieſer junge Herr ohne Zweifel in Erinnerung an jenen unliebſamen Vorfall mit dem Affen, deſſen Krallen mein altes Geſicht ſo gräßlich zugerichtet haben.“

„Ihr habt es errathen,“ verſicherte Bohuſlaw mit Lachen. „Es war ein ſehr lächerlicher Anblick, als Ihr damals mit dem Affen gerungen hattet, ihm zuletzt als der Geſcheidtere nachgabt und ihn freiließt, daß er ſich mit ſeinen Landsleuten unterhalte.“

„Ja, ja,“ murmelte Wlk, gewaltſam ſeinen Aerger unterdrückend, „zum Teufel mit dem verfluchten Affen und mit ihm Alle die, welche damals zu meinem Unglücke noch lachten!“

„Ei, geht doch!“ beſchwichtigte ihn Bohuſlaw; „das Sprüchwort ſagt ſehr wahr: Wer Unglück hat, braucht für Lacher nicht zu ſorgen.“

„Wenn ich nicht irre,“ warf Agnes ein, „ſo war es an dem Tage, an welchem Du, geliebter Bohuſlaw, den ſtummen Jüngling aus den Händen ſeines unmenſchlichen Verfolgers retteteſt?“

Wlk zuckte empor, als er dieſe Worte vernahm und in dem Blicke, den er verſtohlen nach dem jungen Baumeiſter warf, paarte ſich mit der Neugierde zugleich ein Zug von Bosheit.

„Ja, an dieſem Tage war's,“ antwortete Bohuſlaw, „damals erhielt ich auch die erſte Freudennachricht, welche die Paradieſespforte meiner Wonnen erſchloß.“

Agnes erröthete und blickte verſchämt auf Nachbar Wlk; da begegnete ſie einem Blicke, ähnlich jenem, wie Gift eindringenden der Schlange, wenn ſie auf ihre Beute lauert. Es war ihr in dem Augenblick, als ob ein giftiger Pfeil ihr Herz durchbohrte und die eiſige Hand des Todes ſie berührte; die Röthe auf ihren Wangen erloſch zur Leichenbläſſe. Bohuſlaw bemerkte es nicht, weil eben der Bürgermeiſter in's Zimmer trat, an den ſich Nachbar Wlk ſogleich mit der Bitte wandte, ihm auf einige Minuten Gehör zu ſchenken. „Nun, Herr Wlk,“ fragte der ſtolze Bürgermeiſter der alten Prager Stadt, als er ihn in ſeine Schreibſtube geführt hatte, „wir ſind allein, was verlangt Ihr?“

Herr Wlk räuſperte ſich und ſein Kinn ſtreichelnd, liſpelte er: „Berühmter und weiſer Herr Bürgermeiſter, ich komme im Auftrag einer hohen Perſon.“ — Herr Rokyean blickte ihn mit geſpannter Aufmerkſamkeit an. — „Vor einiger Zeit,“ fuhr Herr Wlk in ſeiner Rede fort, „floh aus dem Gefängniſſe ein gewiſſer Jüngling, mit Namen Jaromir. Dieſer, vielleicht wider ſeinen Willen, kam in den Beſitz hoher Geheimniſſe, worauf ſeine Wächter, die auf ſeine Verſchwiegenheit nicht bauten, für gut fanden, ein Mittel anzuwenden“ — dabei fingirte er das Ausſchneiden der Zunge — „um jedem Verrathe vorzubeugen.“

Der Bürgermeiſter ſprang vor Grauſen von ſeinem Sitze auf. „Und wenn es das Geheimniß der Hölle wäre!“ rief er aus; „es muß an's Licht! Unſer gute König ſoll nicht vergebens das Geſetz über Verkrüppelung und Verſtümmelung gegeben haben!“ — Der alte Wlk blinzelte mit einem ſcharfen, forſchenden Blick nach ihm, wobei er unbeweglich und demüthig daſtand. — „Wie ich bemerke,“ fügte der Bürgermeiſter hinzu, „ſo ſcheint es, daß Ihr von dem furchtbaren Geheimniß eine tiefere Kenntniß habt und ohne Zweifel im Stande ſeid, etwas mehr, z. B. die Namen jener Perſonen, die bei dieſer ruchloſen That betheiligt ſind, anzugeben.“ — Wlk zuckte die Achſeln. — „Dieſem Jüngling muß ebenſo Gerechtigkeit widerfahren, wie dem Pfarrer aus Neuhaus; die Urheber der Verſtümmelung mögen zittern vor dem Arme der Gerechtigkeit!“

„Die Urheber?“ lachte Wlk nach kurzem Schweigen giftig; „den Henker, der dies vollbrachte, könntet Ihr in Euere Gewalt bekommen.“

„Nicht das Meſſer, ſondern die Hand, die es regierte, muß geſtraft werden!“ erwiderte der Bürgermeiſter mit Nachdruck.

„Ich habe ſchon erwähnt,“ verſetzte Wlk, „daß es das Geheimniß einer hohen Perſon ſei“ — worauf er ein wenig gedehnt und mit Nachdruck fortfuhr: „und dieſer iſt ein mächtiger — ſehr mächtiger Herr.“

„Und wäre es der König ſelbſt!“ war die kalte Antwort des Bürgermeiſters; „dem Geſetze muß Genüge gethan werden, ſonſt wäre zuletzt Niemand mehr auf der Gaſſe, ja im eigenen Hauſe ſicher.“

Wlk verzerrte das Geſicht in höhniſchem Lachen. „Da kann ich Euch nicht helfen,“ liſpelte er. „Ich bin blos gekommen, Euch zu warnen, in dieſer Sache nicht viel Lärm zu machen und von den amtlichen Nachforſchungen nach den Verfolgern jenes Jünglings abzulaſſen, ihn ſelbſt jedoch — auszuliefern.“

Rokyean erbebte vor Wuth über die unverſchämte Frechheit dieſer Forderung. „Ihr vergeßt, daß Ihr mit dem Prager

Digitized by Google

Bürgermeiſter, dem erſten Bürger des Königreiches, redet!" rief er mit gewohnter Würde aus. „Geht, wenn ich es für nöthig erachte, will ich den Unterknecht nach Euch ſenden!"

Wlk jedoch blieb ſitzen und ſagte: „Ihr würdet ein wenig verlegen werden, wenn ich Euch den Namen dieſes Herrn in's Ohr raunte; und wenn Ihr jedoch auf Euerem Kopfe beſtehen möchtet, da könnte ich wahrlich nicht für Euer Leben bürgen."

„Wenn ich wollte," erwiederte der Bürgermeiſter, „könnte ich Euch vor's Gericht rufen, weil Ihr es wagt, mir mit dem Tode zu drohen, und Euch für dieſe Drohung blenden laſſen."

Wlk fuhr erſchreckt zuſammen, ermannte ſich jedoch bald und ziſchte, als ob ſein Mund mit Schlangen gefüllt wäre, mit freundlicher Miene: „Laſſen wir das, berühmter und ſehr weiſer Herr Bürgermeiſter! Von der Gerichtsbarkeit ſank in meinen Augen ſchon längſt der geheimnißvolle Schleier des Schreckens, ich bin hinlänglich abgehärtet und achtſam, um beim Schwören nicht verwirrt zu ſein oder ſtatt des linken den rechten Fuß zu gebrauchen, wenn ich in die Schranken trete. — Hm — unſere guten, althergebrachten Gebräuche, die uns jetzt als Geſetze gelten und Richtſchnur in vielen Dingen ſind, haben manches Hinterpförtlein, das Einen durchſchlüpfen läßt. Doch wieder zur Sache, um derentwillen ich ſo kühn war, Euch zu beſuchen. Gegen die Perſon, die am meiſten dabei betheiligt, könnt' Ihr wol kaum auftreten oder ſie gar gerichtlich belangen, denn dieſe ſteht viel höher, als jener Edelmann, der wegen Verſtümmelung des Prieſters ſo hart geſtraft wurde; Ihr würdet nicht mehr ausrichten, als einen angeſehenen, mächtigen Feind mehr zu haben. Darum greift nicht in ein Weſpenneſt, in dem ſich wenig Honig für Euch vorfindet."

„Und wer iſt dieſe hohe, mächtige Perſon?"

Wlk blickte ihn eine Weile unverwandt an und flüſterte dann: „Gebt mir Euer Ehrenwort, Niemanden den Namen dieſer Perſon zu verrathen."

Rokycan ſann eine Weile nach und reichte ihm dann ſchweigend die Hand. Wlk legte die Lippen an deſſen Ohr und flüſterte ihm etwas zu. Der Bürgermeiſter zuckte tödtlich erſchreckt zuſammen. Dann richtete er, als traute er ſeinen Ohren nicht, den Blick ſtier auf den Greis; dieſer nickte mit dem Kopfe und lächelte diaboliſch. Dann begann der Bürgermeiſter mit rückwärts verſchränkten Armen auf und abzugehen. Pflicht und Furcht lagen im harten Kampfe, er ſah ein, daß ihm ein ferneres Spähen nach jenen Böſewichtern, wenn ſie vielleicht gar entdeckt und verhaftet würden, gefährlich werden könnte; was durfte er erwarten, wenn er gar als Kläger aufträte? Wer konnte für ſein Leben bürgen, dem doch gewiß Gefahr drohen mußte, da es nöthig werden konnte, mit ihm das Geheimniß zu begraben! Und von der anderen Seite betrachtet wurde ihm klar, daß er ſich mit einem Manne verfeinden würde, deſſen angeſehene und hohe Stellung gewiß im Stande war, ſeinem Ehrgeiz unter die Arme zu greifen. Uiberdies war die grauſame That ſchon vollbracht und es ließ ſich daher nichts verhüten, ſondern die geſchehene That blos beſtrafen. So dachte und erwog Wáclaw Rokycan, der berühmte und weiſe Bürgermeiſter der Altſtadt Prags, und es währte ziemlich lange, bis er zu einem feſten Entſchluße gekommen war. Wlk ſaß die ganze Zeit über ruhig da, den Kopf ein wenig geneigt, ohne Unterlaß den Bürgermeiſter mit ſcharfem Auge beobachtend. Rokycan trat endlich vor ihn hin und ſagte: „Der Baumeiſter Bohuſlaw und der Schildmacher Petřik ſind ſchon als Zeugen aufgetreten und nehmen ſich der Sache eifrig an; die laſſen ſich ſchwerlich ſo leicht abweiſen und beruhigen."

„Alles auf der Welt iſt möglich!" lachte Wlk, weil er den Bürgermeiſter ganz gewonnen ſah. „Auch hier ließe ſich ein Mittel ſchaffen."

„So?"

„Freilich," ſagte der Alte hämiſch, mit dem Kopfe nickend, „einige Schwierigkeiten ſind dabei, das ſehe ich ein."

„Was für Schwierigkeiten meint Ihr?"

„Der Baumeiſter Bohuſlaw iſt, wie ich zufällig erfuhr, Euer zukünftiger Schwiegerſohn und da —" Er ſchwieg und zuckte die Achſeln.

„Es iſt nicht mein Wille, daß er mein Schwiegerſohn wird," erwiederte der Bürgermeiſter hitzig, „die unſelige Leidenſchaft meiner Tochter zertrümmerte meinen ſchönſten Zweck."

„Warum habt Ihr alſo eingewilligt?"

„Verdammt! ich mußte."

„Mußte?" wiederholte Wlk ungläubig.

Obzwar es nicht unter die Gewohnheiten Wáclaw Rokycan's gehörte, in häuslichen Angelegenheiten gegen Fremde aufrichtig zu ſein, ſo war er es diesmal doch und machte Wlk in kurzen Worten mit Allem bekannt und überging auch ſeinen Aerger darüber nicht, zur Verlobung Agneſens und Bohuſlaw's durch den eigenſinnigen Schwiegervater Olbram beinahe gezwungen worden zu ſein.

„Bohuſlaw? der Baumeiſter Bohuſlaw?" ſagte Wlk nach kurzem Schweigen. „Iſt das vielleicht jener Burſche, den ich bei Euerem Töchterchen ſah und der mich alten Mann wegen meines Unfalls mit dem verfluchten Affen auslachte? Ein verruchter Kerl das!" murmelte er erboßt in den Bart; „das iſt ja derſelbe, der meinen Neffen Jaroſch um Arbeit, Glück und Ruhm gebracht und mich um das Geld beſtahl, das ich Jaroſch geliehen; denn wenn Bohuſlaw der Bau gelingt, ſo iſt Jaroſch's Hoffnung dahin und mit ihr auch die meine, je wieder zu dem Gelde zu kommen, das ich doch dem Sohn meines Bruders leihen mußte. Verdammter Bohuſlaw! Doch halt! Vielleicht gibts noch ein Mittel, ihn zu beſeitigen."

Sie beſprachen ſich noch eine hübſche Weile. Wlk haßte nun Bohuſlaw und beſchloß deſſen Untergang aus zwei Gründen: für's erſte war Bohuſlaw in der Kunſt ein gefährlicher Nebenbuhler ſeines Neffen, und zweitens betrieb er mit Eifer die Rettung des Stummen, deſſen gewaltthätige Verſtümmelung aus wichtigen Gründen ein Geheimniß bleiben ſollte. Rokycan erklärte ſich deutlich und beſtimmt, nur dann zur Beſeitigung Bohuſlaw's ſeine Einwilligung zu geben, wenn ſie auf erlaubtem Wege geſchehe.

Digitized by Google

11. Der Schriftenraub.

Als Bohuſlaw gegen Abend in ſeine Wohnung zurückkehrte, fand er dort einen Gaſt, der ihn nicht wenig überraſchte. Jaroſch harrte hier ſeiner, ein ehemaliger Freund und Mitgeſelle, mit dem er in mehreren Bauhütten gearbeitet hatte. Ehe noch Bohuſlaw ſeinem Staunen Worte leihen konnte, begann ihn Jaroſch überaus freundlich anzureden: „Ich wünſche Dir Glück und freue mich recht herzlich darüber, daß es Dir gelungen, das doppelt heiß erſehnte Ziel, den Bau der Kirche und Agneſens Hand zu erlangen, Beides der Grund Deines Ruhmes und Glückes. Laß' uns vergeſſen, was zwiſchen uns vorgefallen. Zum Beweiſe, daß ich Deine Freundſchaft achte und Dir vom Herzen ergeben bin, komme ich zu Dir, um Dir zum bevorſtehenden Bau bei der Hand zu ſein und ſo unſere frühere Freundſchaft zu erneuern."

Bohuſlaw, deſſen Herz keine Ränke und Kniffe kannte, war durch Jaroſch's Worte gerührt und vergaß jede Feindſchaft, die während einiger Zeit zwiſchen Beiden entbrannt war, und verbannte den Groll, welchen Jaroſch's ſchändliches Betragen gegen ihn erweckt hatte. Darum nahm er herzlich erfreut ſeinen Antrag an und theilte ihm auch ſogleich die Arbeit zu, zu der ſich Jaroſch willfährig und mit Freuden den zweiten Tag einſtellte. Das Berechnen und Ausmeſſen der Pläne und all der Kleinigkeiten zum Baue gewährte den beiden jungen Baumeiſtern die reichſte Beſchäftigung. Bohuſlaw hatte in ſeinem Eifer ſo manche Nacht daran geopfert. In den freien Augenblicken war Agnes ſeine Erholung und Freude, vorzüglich von dem Tage an, der ihn zu ihrer Verlobten gemacht. Jede Stunde, bei ihr verſtändelt, ſtärkte ihm die Kraft und Friſche des Geiſtes. Doch bald ward ihm ſelbſt dieſe einzige Erholung geraubt. Agnes fuhr zu einem Beſuche ihres Oheims nach Okoř. Obgleich Burg Okoř nur einige Meilen von Prag entfernt war, konnte doch Bohuſlaw bei dem Wuſt von Beſchäftigung nicht ſo oft hineilen, als ſein Herz es wünſchte. Agnes verweilte ſchon einige Tage dort, ohne daß es ihm möglich geworden war, ſich öfter als einmal zu entfernen, um mit der überaus theueren Braut ſich zu freuen und von ihren ſüßen Lippen ſeligen Troſt für ſeine Seele zu ſchöpfen. Theils allein, theils in Geſellſchaft ſeines dienſtfertigen Freundes Jaroſch hielt er ganze Tage und halbe Nächte bei der Arbeit aus. Die Bläſſe ſeines Geſichtes und der ſtarre, beinahe lebloſe Blick zeugten von der Erregtheit ſeiner Nerven. Der Schildmacher Petřik pflegte ihn an den Feierabenden zu beſuchen und wandte Alles an, mit ſeiner Biederkeit ihn wenigſtens ein Bischen zu erheitern. Er machte ihn mit den Vorfällen des Tages bekannt und ärgerte ſich gewöhnlich ein wenig, wenn man auf das alte Kapitel zurückkam, daß all ſein Spähen bisher vergeblich war, den Böſewichtern auf die Spur zu kommen. Gewöhnlich ſpielte er mit dem armen Stummen Würfel, um auch jenem eine Aufheiterung zu bereiten. Jaromir wohnte jetzt bei Bohuſlaw, dem er ſo vom Herzen ergeben war, daß er von der Einladung des Schildmachers, ihn in ſeinen Thurm am Zdaras zu begleiten, ſelten Gebrauch machte. Gewöhnlich ſaß er in dem abgelegenen Kämmerchen und übte ſich im Schreiben, wozu ihm Bohuſlaw die Anleitung gab, oder entlockte dem ihm lieben Inſtrumente, der Violine, ſchwermüthig ſüße, klägliche Töne. Sie waren die einzige Sprache des armen Jünglings und ergriffen ſo mächtig den gefühlvollen Bohuſlaw, daß er Feder und Zirkel bei Seite legte und in melancholiſche Gedanken verſank. Der Engel, der Troſt in ſein betrübtes Herz träufeln ſollte, war nicht zugegen, er verweilte in der Ferne! In ſolchen Augenblicken, wo der Kummer den Fittig ſeines Geiſtes lähmte, ſchlich Jaromir leiſe herbei, faltete flehend die Hände und hob den Blick empor zum Himmel, als wollte er ihn mit der unendlichen Huld und Liebe des ewigen Vaters tröſten, worauf er dann, überwältigt von Gefühlen, ihm in die Arme ſank und an ſeinem Herzen weinte. Eines Tages, als er eben auf dieſe Art ſein tiefſtes Mitleid ihm zu erkennen gab und mächtig ergriffen, ihm zuſchwur: keine Macht der Erde ſolle ihn von ſeiner Seite trennen, zog Jaromir einige Papierblätter hervor und überreichte ſie ſeinem Schützer. Bohuſlaw heftete neugierig ſeinen Blick auf dieſelben. Ihr Inhalt mußte ſehr wichtig, vielleicht an manchen Stellen ſogar ſchrecklich und furchtbar ſein; denn Bohuſlaw zuckte oft, wie von Staunen oder Grauſen ergriffen, zuſammen; ſeine Augen eilten wild von Zeile zu Zeile, um den Inhalt ganz zu faſſen, während die Hand, die das Papier krampfhaft feſthielt, mächtig zitterte. Zuletzt ſchlug er, indem er die Blätter ſinken ließ, die Hände zuſammen und rief mit ſchmerzlich bewegter Stimme: „Unſeliger! Warum haſt Du mir das früher nicht anvertraut? Soviel des Gräßlichen! Unverzüglich wäre ich zum Könige, dem liebevollen Landesvater ſelbſt gegangen und hätte ihn um Rache und Gerechtigkeit für Dich und um Strafe der Verruchten angefleht!"

Mit einer Miene, in der ſich der höchſte Todesſchrecken ſpiegelte, ſprang Jaromir auf Bohuſlaw zu, riß ihm die Blätter aus der Hand und hob die Arme flehend empor, indem er auf die halbgeöffnete Thüre wies, in welcher Jaroſch arbeitete und berührte ſein Ohr, um Bohuſlaw aufmerkſam zu machen, daß jener Alles hören könne. Bohuſlaw ſuchte ihn mit der Verſicherung zu beruhigen, daß er vor ſeinem Freunde nichts zu beſorgen habe. —

„Mein Gott!" rief Jaroſch am Abende des anderen Tages; „Bohuſlaw, wie ſiehſt Du aus! Bleich wie der Tod iſt Dein Geſicht und furchtbar eingefallen, und Deine Augen, ſonſt ſo lebhaft und feurig, ſind erloſchen und leblos! Was wird Dein Liebchen ſagen? Wie wird die Arme erſchrecken und ſich quälen, wenn ſie ihren Geliebten ſo krank ſieht! Unterbrich die Arbeit und ſuche Dich zu zerſtreuen. Es möchte Dich ja zuletzt in's Grab bringen, ehe Du Dein ſchönes Ziel als Künſtler und Deine Seligkeit als Agneſens Angetrauter erreicht haſt. Komm' mit mir und ſei guter Dinge; durch Luſt erholt ſich der Geiſt und erlangt neuen Schwung. Heute iſt der Aufnahmstag in einen luſtigen Verein, deſſen Glied ich bin. Einige Stunden in der Mitte luſtiger Geſellen verlebt, ſchenken Dir neues Leben. Du ſollſt unſer König ſein mit dem Titel: „Asinorum rex."

Bohuſlaw, obgleich mehr ein Feind als Liebhaber

Digitized by Google

solcher Gesellschaften und deren Gebräuche, ließ sich doch endlich bereden. Sein graues Arbeitswams vertauschte er mit einem blauen Kleide von feinster Wolle und zog die zweifarbigen Beinkleider, deren das eine Bein rosa, das andere gelb war, an; legte darüber einen Mantel von blauer Seide mit rothem Futter um und setzte das rothe, zweieckige Barett auf den Kopf. So entfernte er sich mit Jarosch vom Hause, der ihn mit ununterbrochenem Geplauder erheiterte. Bohuslaw begleitete den Blick, den er auf Rokyzan's Haus warf, mit einem tiefen Seufzer, als sie um die Ecke der Zeltnergasse bogen und bei der Muttergotteskirche im Tein vorbei, über den Altstädter Ring schritten, um die lange Gasse zu erreichen, wo sich „Kanlevl", die Burg der Narrheit (wie sich Jarosch auszudrücken beliebte) in Gestalt des gewöhnlichen Bräuhauses „zum schwarzen Adler" befand.

„Ehe wir uns aber hineinmachen," meinte Jarosch unter Anderm, indem er Bohuslaw verschiedene Winke ertheilte, wie er sich in jener Versammlung zu benehmen habe; „muß ich Dich erinnern, daß Du durchaus nicht verbunden bist, Deinem gegebenen Worte zu genügen. Darum laß' Treu und Glauben gut sein — na, erschrick nur nicht, Freund! — ich wollte sagen: Du möchtest Deinen Verstand draußen auf der Gasse auf Dich warten lassen; denn drinnen herrscht nur die Narrheit. Darum schwöre, glaube, liebe und hoffe Alles, aber nur drinnen; wenn Du heraustrittst, mußt Du Alles wieder abschütteln. Und mich verliere nicht, denn Du bist im Hause nicht bekannt und könntest leicht in fremde Hände fallen. So komm' denn!"

Bohuslaw fand an dieser Belehrung wenig Gefallen und das Ehrgefühl verbot ihm den Eingang in solch' ein Haus. Jarosch ließ ihm jedoch nicht Zeit zum Bedenken, sondern zog ihn beinah mit Gewalt in den Saal der Narrheit.

Indessen saß Jaromir in seinem Kämmerchen und zeichnete eifrig Buchstaben auf ein Papier. Er bestrebte sich, Alles, was seit der frühesten Jugend an ihm vorübergegangen, niederzuschreiben; diese Schrift sollte der Klage beigefügt werden, mit der sich Bohuslaw an den König wenden wollte. Anfangs war der Arme in steter Angst, von seinen früheren Henkern überfallen und gewaltsam entführt zu werden; auf Zureden und Trösten Bohuslaw's wich die Furcht ein wenig; doch an jenem Abende, als Bohuslaw und Jarosch sich anschickten, fortzugehen, war es ihm so ängstlich und schwül in seinem Kämmerchen, daß er plötzlich den Gedanken faßte, auch die lustige Gesellschaft, vielleicht unbemerkt, sich anzuschauen. Dieser Gedanke, kaum entsprossen, bemächtigte sich seiner immer mehr und mehr und beherrschte ihn vollends so, daß er sich seiner nicht mehr entschlagen konnte. „Sie sind noch nicht weit," dachte er, „ich könnte sie verstohlen aufsuchen." — Rasch hüllte er sich in einen weiten dunklen Mantel, eilte aus dem Hause und folgte in einiger Entfernung leise und vorsichtig den jungen Baumeistern. Wie erschrak er jedoch, als er in der Nähe des schwarzen Adlers, etwa zehn Schritte vor sich die derben Gestalten jener Männer gewahrte, die er am meisten fürchtete, er drückte die Kappe in die Augen, hüllte sein Gesicht tiefer in den Mantel und stahl sich hinter ihnen her und wagte vor Furcht nicht zu athmen. Die Männer, im eifrigen Gespräche begriffen, gingen, ohne ihn zu beachten, in's Wirthshaus. Jaromir glaubte beim Anblicke der vielen Leute, welche die Gasse durchkreuzten, kühner werden zu dürfen und ging herum, wobei er jedesmal den Flur des schwarzen Adlers mit scharfem, forschendem Blicke beobachtete. — „Mein Schützer," dachte er, „ging mit seinem Freunde hinein und meine Henker folgten ihnen auf den Fersen! Das bedeutet nichts Gutes; denn ihre Begleiter sind Schrecken, Blutvergießen und Mord. Und ach! mein Herr ist unbewaffnet. Darum eilig um Waffen und dann zum Freund Schildmacher, bei dem gewiß Rath und Hilfe zu finden ist." — Gleich darauf eilte er mit angstbeflügeltem Schritte der Wohnung zu, die er vor einer Weile verlassen hatte. Als er die Zeltnergasse erreichte, mußte er seinen Lauf mäßigen, weil er fast nicht mehr athmen konnte. Endlich am Hause angelangt, stieg er vorsichtig die düsteren Treppen hinauf. Als er schon die letzte derselben betrat, vernahm er, beinahe zu seiner Seite, ein Geräusch und gleich darauf tönte eine rauhe Stimme: „Wer da?"

Jaromir erschrak. Diese Stimme war ihm gänzlich unbekannt und da er überdies wußte, daß seine Verfolger an einem entgegengesetzten Orte, wie das Bräuhaus zum schwarzen Adler war, sich befanden, ermannte er sich und eilte an die Thüre, die in Bohuslaw's Wohnung führte. Da ward er von starker Hand so mächtig an der Kehle gepackt, daß ihm der Athem verging, und wieder ertönte die rauhe Stimme: „Jetzt Bürschchen, schrei' und ruf' um Hilfe, wenn Du kannst!" Jaromir stieß ein dumpfes Geschrei aus und wollte sich wehren. — „Mach' keine Dummheiten, Hamster!" schrie der Gewaltbrauchende. „Meinen Klauen entkommst Du nicht, öffne lieber schnell die Thüre." — Der Stumme ließ in seiner Angst die Hände sinken und blieb wie todt. — „Oeffne," lautete der hartnäckige Befehl, „und das sogleich, oder ich erwürge Dich!" Dabei schüttelte er ihn und schnürte ihm die Kehle so fest zu, als sei er in der That Willens, seine Drohung wahr zu machen. Jaromir blieb daher nichts übrig, als dem Befehle zu gehorchen. Beide traten dann in das Gemach, das die Abenddämmerung verdüsterte.

„Da wären wir denn, Kamerad!" sagte der Fremde. „Es ist aber schon dunkel; wir wollen ein Bischen Feuer schlagen, um Licht zu haben, damit wir uns besser in die Augen sehen können. Ich dachte, Du werdest mich mit Licht empfangen, Du warst aber auf der Gasse am Schnepfenstrich und ließt mich in der Finsterniß vor der Thüre warten. Vor allem aber muß ich mich des Vögleins versichern, damit es nicht davonfliege." — Bei diesen Worten zog er einen Strick heraus und band ihm Hände und Füße, und legte ihn so gefesselt auf die Erde. — „So! Ruhe ein wenig aus, ehe wir zu weiterer Arbeit schreiten. Ich werde indeß fein zusperren und ein Stückchen Licht besorgen und auch die Fenster verhüllen, daß sie uns von drüben nicht hereingaffen können." — Als er dies Alles ausgeführt hatte, schritt er auf den Gebundenen zu und sprach: „Sage mir nun, wo die Schrift versteckt ist, die Du dieser Tage gekritzelt und Deinem Herrn zu lesen gegeben hast?"

Digitized by Google

Bis jetzt konnte der Stumme durchaus nicht begreifen, was der Böſewicht eigentlich im Sinne habe. Von Bohuſlaw war bekannt, daß er keine Schätze beſitze und deshalb war es auch nicht wahrſcheinlich, daß ein Einbruch in ſeine Wohnung eines Diebſtahls wegen ſtattfinden könnte. Jetzt wurde ihm Alles klar. Eine raſende Angſt, wieder gefangen und ſeinen Henkern überliefert zu werden, bemächtigte ſich ſeiner Seele. Zu dieſer Angſt geſellte ſich auch noch die Beſorgniß um ſeinen Wohlthäter, deſſen Leben er in offenbarer Gefahr glaubte. Wäre er ſeiner Sprache fähig geweſen, er hätte ſich vielleicht Hilfe erufen können; denn von der Gaſſe herauf ſchallte Lärm und Geklirr vorbeigehender Leute; ſo aber, gelähmt an der Zunge, mußte er ſich in ſein Schickſal ergeben. Seine Bruſt hob ſich vor unnennbaren Schmerzen und verzweifelt warf er ſich hin und her; doch vergebens, er vermochte nicht ſich ſeiner feſten Bande zu entledigen.

„Ha, ha, ha!“ brach der Peiniger zuletzt in ein Lachen aus, als er des Stummen Winden und Jammern einige Minuten beobachtet hatte. „Bin ich doch ein Narr! Ich frage Dich um die Schriften und mir fiel nicht bei, daß Du mir das beim beſten Willen nicht ſagen kannſt, weil Dir die Hauptſache dazu fehlt.“ — Jaromir ſtöhnte ſchmerzlich bei dieſen Worten. — „Na, macht nichts, Du kannſt wenigſtens zeigen; wenn Du auch die Hand gebunden, ſo haſt Du ſie doch nicht abgehauen. Zeig' mir daher, wo die verfluchten Schriften ſind. Vielleicht dahier?“

Jaromir kam der Gedanke, ſich durch Liſt der Bande zu entledigen; er begann die Arme ſtark zu bewegen, als bemühte er ſich, an einen Ort zu zeigen und als ob ihn daran die Feſſeln hinderten; dabei athmete er ſtöhnend. Der Fremde blickte ihn eine Weile aufmerkſam an, ohne begreifen zu können, was jener damit wolle. „Ei, Kamerad!“ lachte er endlich, „Du wirfſt ja mit Dir herum wie eine Windmühle! Was Teufel willſt Du denn damit?“ Darauf murmelte er, in Gedanken vertieft, bei ſich: „Vielleicht will er, ich möchte ihn losbinden, damit er mir zeigen könne, wo die Schriften ſind? Der Henker traue ihm aber. Ich verſtehe dergleichen Kritzeleien nicht, — ſolche Dummheiten wollten mir nie in den Kopf — und da könnte er mir leicht einen Bären aufbinden. Ich will lieber warten, bis die Anderen kommen. — Sieh' da, Würfel! Da können wir uns derweil ein Bischen die Zeit verkürzen. Hör', Kamerad, laß' dies Pimperlſpiel und würfeln wir lieber! 's iſt ſchon lange her, daß ich nicht geſpielt habe — ſeit vorgeſtern hatt' ich die Würfel gar nicht in der Hand. Werfen wir alſo! Sechs — acht — vier; zuſammen achtzehn. Jetzt wirf Du! — Du kannſt ja nicht!“ erinnerte er ſich unter häßlichem Lachen. „Na, wart', ich werfe für Dich. Aber das ſag' ich Dir: umſonſt ſpiel' ich nicht, das ſtünde mir nicht dafür.“ — Nun ſchritt er auf Jaromir zu, durchſuchte deſſen Taſchen und rief nach vergeblicher Mühe unwillig aus: „Pfui, du Bettelſack, haſt ja die Säcke wie ausgekehrt! Umſonſt ſpiele ich nicht und ſtehlen will ich auch nicht. — Ei ſieh! hier wäre vielleicht Etwas.“ Sich im Zimmer umſehend bemerkte er einen Mantel hängen, nahm eine goldene Schleife von ihm herab und ſagte: „Wenn ich nicht irre, iſt das Gold und wir haben wenigſtens um was zu ſpielen. — Alſo jetzt wirfſt Du, ſtummer Bruder — das heißt: ich werfe ſtatt Deiner — Acht!“

Jaromir dankte im Geiſte Gott, daß der Unbekannte ein leidenſchaftlicher Würfelſpieler war, weil inzwiſchen, während der ſich mit dem Spiele unterhielt, der Schildmacher Petrik kommen konnte, der gewohntermaßen Bohuſlaw um dieſe Zeit zu beſuchen pflegte.

„Sechs!“ rief der Spieler ein wenig erſchreckt. „Das iſt ſchon ein Bischen viel; noch ein Wurf, der entſcheidet's. — Eine prächtige Schleife das,“ fügte er leiſe bei, mit begierigen Blicken ſie von allen Seiten betrachtend; „ich könnt' ſie zwar, ohne zu gewinnen, nehmen, ja das könnt' ich; doch ich will nicht, daß man von Nikolas Tyrk's Sohn ſage: daß er ſtehle oder ein unehrlicher Spieler ſei. — Alſo nur zu!“ Er warf zum drittenmale. „J, daß die Peſt!“ zürnte er, die Augen der Würfel langſam zählend: „Zehn! Zuſammen alſo vier und zwanzig! Du haſt gewonnen, Hamſter!“ Er warf die Würfel von ſich und ſtand, ſein Unglück im Spiele verfluchend, auf. Er ging eine hübſche Weile verdrüßlich auf und ab, ohne ſich um den gefeſſelten Jaromir zu kümmern. Zuletzt ſich an den Zweck ſeines Hierſeins erinnernd, blieb er ſtehen und ſagte: „Na, wie, ſtummer Kamerad, der Du mehr Glück im Spiel als im Gebrauchen Deiner Freiheit haſt, wie lange ſoll ich denn noch warten, daß Du mir zeigſt, wo die Schrift verborgen iſt? Ich muß ſie haben, ohne ſie darf ich den Kerlen nicht unter die Augen. Hm! der Teufel trau' Dir aber, daß Du mir die rechte zeigſt. Ich kann zwar entziffern — die Augen auf den Würfeln; von ſo einem Geſchmiere verſteh' ich aber ſo viel wie der Blinde von den Farben. Und daß mich die Kerle für einen Eſel hielten, den jeder Dummkopf leimen kann, wollt' ich auch nicht. Sie dürften mir freilich einen Teufel ſagen; können eben ſo wenig leſen als ich. Der alte Uhu aber — ha! der verſteht ſich darauf,“ fuhr er gedehnter fort, als ob er nachdachte, wobei er Jaromir nicht aus den Augen ließ: „Bohuſlaw kehrt vor Mitternacht nicht zurück,“ und zu dem Stummen gewendet: „um Dich kommen ſie auch noch nicht, ſie müſſen warten, bis es auf der Gaſſe ruhiger iſt. Der Alte wohnt hier in der Nähe, ich will um ihn ſpringen, damit er auf das verdammte Geſchmiere ſchaue. Ehe ich mit ihm zurückkomme, brauche ich mich um Dich nicht zu ſorgen, entrinnen kannſt Du nicht, daß Du kein Geſchrei erheben kannſt, das iſt ſchon die Sorge Jenik's geweſen.“ Als er in ſeinem lauten Denken geendet, warf er den Mantel um, der an der Wand hing und ſteckte die abgenommene goldene Schleife in die Taſche, worauf er ſich nochmals von der Feſtigkeit der Bande des Jünglings überzeugte und verließ dann das Gemach, das er vorſichtig ſchloß.

Mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchte der arme Stumme, als ſich die Schritte des Räubers immer mehr entfernten, und verwandte alle Sorge darauf, ſich ſeiner Feſſeln zu entledigen. Doch vergebens; ſchon bluteten ſeine Hände unter dem Stricke, Minute auf Minute verfloß, das Blut ſchoß ihm zu Kopf und ſeine Adern ſchwollen ſo ſehr, als wollten ſie ſeine Feſſeln gewaltſam ſprengen, raſch und ſchwer ſeufzte er auf und die

Digitized by Google

Augen traten faſt aus ihren Höhlen. So mühte und quälte er ſich beinahe eine halbe Stunde. Da ertönten Schritte auf der Treppe und ſchallten immer näher. Jaromir hielt den Athem an und erhob ſich nach Möglichkeit; ihn durchſtrahlte die Hoffnung, es könnte Petřik ſein. Plötzlich jedoch ſank er krampfhaft zuſammen und kalter Schauer durchfuhr ihn. In dieſem Augenblicke hörte man die Thüre öffnen und gleich darauf trat ſein früherer Quälgeiſt ein, von einem Manne begleitet, tief in ſeinen Mantel gehüllt. Der Verkappte ſprach kein Wort und enthüllte auch ſein Geſicht nicht, ſo daß es Jaromir unmöglich wurde, zu erkennen, wer es ſei. Peter herrſchte ihn um die Schrift an. Jaromir, der einſah, daß ein Weigern nicht zu ſeinem Vortheile ausſchlagen könnte, zeigte zuletzt, wo ſie verborgen; zugleich hoffte er auch, der wunderbare Verkappte werde ſich nach Herausgabe der Papiere entfernen. Und ſo geſchah es auch. Der Verkappte warf einen flüchtigen Blick auf dieſelben, verbarg ſie unter ſeinem Mantel, nickte Peter vertraulich zu und entfernte ſich eben ſo leiſe als er gekommen war. Peter ſchloß hinter ihm und ſtellte einen dreifüßigen eiſernen Leuchter mit einer Wachskerze auf den Eichentiſch, worauf er wieder die Würfel zur Hand nahm.

„Na, Freund Jaromir oder wie Du heißt," begann er nach kurzem Schweigen; „nicht wahr, die Stricke ſind von gutem Hanf und wie es ſcheint, feſt? Daß ich ſolche Sorge um Dich trage, darüber wundere Dich nicht; das befiehlt mir die Vorſicht, um Dich nicht in böſe und mir unliebſame Verſuchung zu führen; darum war es ſehr unklug und unbedachtſam von Dir, die zarten Hände ſo ſchändlich zu zerſchneiden. Doch, daß Du nicht ſagen kannſt, ich ſei grauſam, will ich mich Deiner erbarmen, lieber Kamerad. Nach unſerer Verabredung" — dabei raſſelte er mit einigen Goldſtücken — „muß ich Dich noch ſo lange unter meiner Aufſicht behalten, bis die Anderen kommen, und das kann einige Stunden währen; darum, um Dir meine Gutherzigkeit zu beweiſen und Dir bei der Gelegenheit die Zeit zu verkürzen, will ich Dir ein wenig freie Bewegung erlauben. Ich binde Dir eine Hand los und zwar die rechte, damit wir ein Bischen würfeln können um andere Dinge, die ich hier im Zimmer ſehe. Vergiß aber nicht, mein ſtummer Gefährte, daß ich ſtärker bin und daß es Dein Weg zur Hölle wäre, wenn Du den unſinnigen Einfall kriegteſt, an Flucht zu denken."

Nach dieſen Worten band er Jaromir's rechte Hand los, während er die linke an die Lehne des hohen Stuhles, auf den er ihn ſitzen hieß, befeſtigte. Sie begannen zu würfeln. Jaromir warf blos mechaniſch, ohne alle Aufmerkſamkeit; ſeine Gedanken beſchäftigten ſich damit, wie es möglich wäre, ſich der gräßlichen Lage zu entreißen. Endlich — o welcher Jubel erfüllte ſeine Seele! — ſchlugen bekannte Tritte an ſein Ohr, welche die Treppe heraufkamen. Der Stumme erkannte mit unausſprechlicher Freude die lärmenden Tritte Petřik's. Doch wieder verſtummten ſie. Petřik hatte ſich nach ſeiner Gewohnheit noch bei Bohuſlaw's Nachbar eingeſtellt, einem Greiſe, der am andern Gange wohnte. Doch das Bewußtſein, daß ſein Retter ſchon im Hauſe ſei, gewährte dem Stummen Troſt. Jetzt galt es, zu einer entſcheidenden That zu greifen, ehe Peter, in ſein Spiel vertieft, bemerkte, daß Jemand nahe. Doch was beginnen? — Peter Tyrk legte die Würfel bei Seite und begann ſeine Aufmerkſamkeit zu ſchärfen. Jaromir durfte nicht länger zögern; er ſtellte ſich in's Spiel vertieft, griff nach den Würfeln und warf recht weit über den Tiſch, worauf er raſch aufſtand, als wollte er ſich überzeugen, wie viel er geworfen. In dieſem Augenblick ergriff er den Eiſenleuchter und ſchlug ihn Peter, der ebenfalls nach den Würfeln blickte, mit Blitzesſchnelle in's Geſicht. Dann riß er mit eindringlichem und kräftig ausgeſtoßenem Schrei die Stricke los, die ſeine Füße feſſelten, eilte zur Thüre und öffnete ſie, ehe ſich Peter Tyrk beſinnen konnte, in verzweifelnder Bewegung den ſchweren Lehnſtuhl mit Leichtigkeit nach ſich ziehend und ſank in des Schildmachers Arme, der eben eintrat und durch dieſe wilde Begrüßung nicht wenig überraſcht wurde. Aus ſeinem ängſtlichen Seufzen und Stöhnen ſchloß jener, daß etwas Furchtbares vorgefallen. „Was bedeutet das, Jaromir?" rief er, „was iſt geſchehen?"

Jaromir riß ihm das Schwert aus der Scheide und drückte es ihm in die Hand.

„Schließe und ſchnell hinunter!" flüſterte ihm der Schildmacher zu, der eilig die Stiegen hinab lief, um Geſchrei zu machen. Ein junger Bürger, der eben vorüberging, war gleich bei der Hand und mit ihm noch mehrere Andere. Sogleich waren einige Fackeln da. Das Alles geſchah in wenigen Minuten. Petřik, in der Linken die brennende Fackel, in der Rechten das gezückte Schwert, jagte mit den Uibrigen hinauf. „Jaromir, ich bin da!" rief er und brach in das Gemach, auf einen mächtigen Widerſtand vorbereitet; er wähnte einige Räuber zu finden, die zu Allem entſchloſſen wären. Darum war ſein Staunen keineswegs gering, beim Fackelſcheine blos Peter Tyrk zu erblicken, der mit dem Schwert bewaffnet hinter dem Eichentiſche ſtand.

„Schurke!" ſchrie er ihn an, „wo iſt Bohuſlaw, mein Freund? Weh' Dir, wenn Du ihn ermordet!"

„Ei, das iſt Peter Tyrk, der ſich, hör' ich, ertränkte, oder iſt es ſein Geiſt!" rief der junge Bürger aus und trat näher, um ihn beſſer zu ſehen.

„Nahe mir nicht, Fridufch, oder ich ſchicke Dich zur Hölle!" rief Peter wuthentbrannt.

Fridufch trat näher, ohne ſich um die Drohung zu kümmern und rief mit Hohn: „Du ſiehſt furchtbar aus, guter Freund! Wer hat Dich im Geſichte denn ſo gemalt und zerkratzt?" — Dabei erhob er die Hand und wies auf Peter's Geſicht, das mit Blut bedeckt war, die Folgen des Schlages, den ihm Jaromir verſetzt hatte. In dem Augenblicke erglänzte plötzlich ein Blitz und Fridufch ſprang mit einem ſchauerlichen Schrei zurück — ſeine abgehauene Hand fiel zur Erde. Als dies die Andern ſahen, warfen ſie ſich mit furchtbarem Wuthgeſchrei auf Peter, der voll Schrecken über ſeine blutige That auf einen Augenblick wie verſteinert blieb. —

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Feuilleton.

Die Vermälungsfeier Sr. Majeſtät des Kaiſers.

(Mit den Porträts Ihrer Majeſtäten des Kaiſers und der Kaiſerin.)

Am 24. April um 10 Uhr Morgens wurde in allen Kirchen Wiens unter feierlichem Glockengeläute Gottesdienſt abgehalten, um den göttlichen Segen für das allerhöchſte Brautpaar zu erflehen. In der Domkirche zu St. Stefan celebrirte das Hochamt der Herr Erzbiſchof Othmar Ritter v. Rauſcher; die ſämmtlichen Herren Miniſter, die Staatsbeamten, der Gemeinderath und Magiſtrat hatten ſich bei ſelbem eingefunden und ein beſonders zahlreiches, andächtiges Publikum füllte die weiten Räume des Domes. Auch in der Hofburgpfarrkirche wurde um 10 Uhr ein feierlicher Gottesdienſt abgehalten, welchem der Kaiſer, die durchlauchtigſte Kaiſerbraut und die ſämmtlichen Mitglieder der kaiſerlichen und herzoglichen Familie beiwohnten. Stadt und Vorſtädte durchzog vom frühen Morgen an ein feſtliches, frohbewegtes Leben. Schon um Mittag hatte ein zahlreiches Publikum den Auguſtinerplatz und die Baſteien beſetzt und bald entſtand ein größeres Gewoge, ſo daß nach 3 Uhr die Zufahrten zur Auguſtinerkirche abgeſperrt werden mußten. Am Auguſtinerplatze paradirte ein Grenadierbataillon, auf verſchiedenen Punkten der Baſteien waren Geſchütze aufgeſtellt, um die Salven zu geben. Gegen 6½ Uhr langten die Hofdamen, die Generalität und das diplomatiſche Corps in prachtvollen Equipagen an, um ſich in der Kirche zu verſammeln. Der apoſtoliſche Nuncius Monſigner Viale Prela hatte den für ihn bereit gehaltenen Betſchemel eingenommen, die übrigen Autoritäten verfügten ſich zu den bereit gehaltenen Plätzen. Die Ausſtattung der Kirche war großartig und glänzend. Der obere Theil des Hochaltars, ſo wie die Seitentheile waren bis zur Höhe des Gewölbes durch rothſammtene, goldverzierte Draperien verhüllt; der glänzend beleuchtete Hochaltar war mit vielen der koſtbarſten Blumen geziert, die an briden Seiten ſtanden. Auf der Evangeliumſeite befand ſich der mit der Reichskrone geſchmückte Thron für das allerhöchſte Brautpaar, auf einer reich mit Gold verzierten Stufenreihe. Das vordere Schiff der Kirche war mit prachtvollen rothen Vorhängen geſchmückt, die bis zu der Kirchenhöhe reichten. Die Wände des rückwärtigen Theiles der Kirche zierten koſtbare Teppiche mit kunſtvollen Stickereien, religiöſe Gegenſtände vorſtellend. Vor dem Altare ſtand unter einem ſchwebenden Thronhimmel aus weißem goldgeſtickten Sammt der Betſchemel für Ihre Majeſtäten, gleichfalls mit weißem, goldgeſtickten Sammt überzogen. Hinter dieſem ſtanden unter einem weißen Baldachin die Sitze mit rothſammtenem Ueberzuge für die Glieder der kaiſerlichen und der herzoglichen Familie. Links von dieſem war das Oratorium für die hohe Geiſtlichkeit, demſelben gegenüber die Tribune für das diplomatiſche Corps, dann eine zweite Tribune für den Herrn Bürgermeiſter von Wien, Dr. Ritter von Sellner und die Mitglieder der Landesdeputationen. An der Chorſeite erhoben ſich amphitheatraliſch die Sitze für die Damen, die Generalität, das Officiers-Corps und die ſonſtigen geladenen Würdenträger. Kaum zu beſchreiben iſt die Pracht der Beleuchtung. Es waren über 100 größere und kleinere Luſter angebracht und brannten gegen 10,000 Kerzen. Für die Frauen Oberſthofmeiſterinen waren beim Altar Kniebänke vorbereitet. Für Se. Majeſtät den Kaiſer und die durchlauchtigſte Kaiſerbraut ſtanden hinter dem Knieſchemel zwei Armſeſſel. K. k. Arcieren-Leibgarden und Edelknaben hielten die Eingänge beſetzt. Der von der k. k. Hofburg in die Kirche führende Corridor war gleichfalls mit Tapeten glänzend ausgeſchmückt und brillant beleuchtet.

Punkt ſieben Uhr verkündete feierliches, mächtiges Glockengeläute, daß der Brautzug zur Kirche herankomme. Vorne gingen nach dem Ceremoniel die Hof- und Kammerfouriere, die Edelknaben, die k. k. geheimen Räthe, Hofämter und Ihre k. k. Hoheiten die ſämmtlichen Herren Erzherzoge. Nun kamen Se. k. k. apoſtoliſche Majeſtät in der k. k. weißen Feldmarſchallsuniform mit dem großen Bande des St. Hubert-Ordens, begleitet von dem k. k. Oberſtkämmerer, Herrn Grafen v. Lanckoroński, dem erſten Generaladjutanten, FML. Grafen v. Grünne und dem Trabantengarde-Hauptmann. Dann folgte Ihre k. k. Hoheit Frau Erzherzogin Sofie mit der durchlauchtigſten Kaiſerbraut, zu Deren Linken Ihre königliche Hoheit Frau Herzogin Louiſe ging. Ihre königliche Hoheit die durchlauchtigſte Kaiſerbraut trug ein Brautkleid von weißem gold- und ſilbergeſtickten Seidenſtoffe mit Schleppe. Der Gürtel des Kleides ſowie die übrigen Beſtandtheile und die Schleppe waren mit weißen Edelgeſteinen reich beſetzt, am Haupte trug Ihre königliche Hoheit das Diadem, welches Ihre kaiſerliche Hoheit Frau Erzherzogin Sofie an Ihrem hohen Vermälungstage getragen, und einen über die Schulter wallenden Brautſchleier, ſilbergeſtickt auf feinſten Spitzen, am Buſen einen Blumenſtrauß von natürlichen Roſen. Der durchlauchtigſten Kaiſerbraut folgten die k. k. Hoheiten Frauen Erzherzoginen, und den Schluß des Brautzuges bildeten die Hofdamen. Trompeten- und Paukenſchall tönte, als das a. h. Brautpaar in die Kirche trat, an deren Eingange ſich der Herr Erzbiſchof, Othmar Ritter von Rauſcher, mit der Geiſtlichkeit verſammelt hatte und dem a. h. Hofe zum Altare folgte, wo Se. Majeſtät der Kaiſer und a. h. Deſſen Braut am Betſchemel niederknieten und ein Gebet verrichteten, die übrigen Mitglieder des a. h. Hofes aber Ihre Plätze unter dem zweiten Baldachin einnahmen. Der Herr Erzbiſchof Othmar Ritter von Rauſcher nahm nun die Trauung ritualmäßig vor.

Alle hier anweſenden Erzbiſchöfe, Biſchöfe und Prälaten im vollen Ornate begaben ſich zu beiden Seiten des Altars. In dem Augenblicke, als die üblichen Fragen beantwortet wurden und die Wechslung der Ringe ſtattfand, donnerten zum erſten Male die Kanonen von den Baſteien und das auf der Auguſtinerbaſtei poſtirte Grenadier-Bataillon gab die erſte Salve, die Muſikkapelle ſpielte die Volkshymne. Nach erfolgter Einſegnung begaben ſich die allerhöchſten Neuvermälten zu dem an der Evangeliumſeite befindlichen Throne und verrichteten knieend während des von der k. k. Hof-

Digitized by Google

Franz Grillparzer

Digitized by Google

Das goldene Horn.

Digitized by Google

musikkapelle abgesungenen **To Deum**, bei dessen Beginn der Donner der Geschütze zum zweiten Mal ertönte, Ihre Gebete. Nach der Oration verließen Ihre Majestäten, der allerhöchste Hof, der Hofstaat und die geladenen Gäste die Kirche, und eine dritte Kanonen-Geschützsalve verkündete diesen Moment.

Es war 7½ Uhr. Ein endloses stets sehr lebhaftes und andauerndes Vivatrufen des Publikums begleitete jedesmal den Donner der Geschütze. Der Zug verließ die Kirche in derselben Ordnung, in welcher er gekommen, nur ging Seine Majestät an der Seite Ihrer Majestät Kaiserin Elisabeth. Nach der Trauung wurden die Botschafter und Gesandten Ihren Majestäten vorgestellt, dann empfing Ihre Majestät Kaiserin Elisabeth die Gesandtenfrauen, wornach die k. k. Generalität und das Officier-Corps zur Aufwartung zugelassen wurden. Zum Schlusse begaben sich Ihre Majestäten in den glänzend beleuchteten Ceremoniensal, wo sich mittlerweile die sämmtlichen hohen und höchsten Herrschaften versammelt hatten, unter den Baldachin. Die Damen wurden dort zum Handkusse zugelassen, während Se. Majestät mit den fremden Diplomaten conversirte und sonach mit Ihrer Majestät den Saal verließ, um bei dem Diner zu erscheinen, das bei Ihrer kaiserlichen Hoheit Frau Erzherzogin Sofie im Familienkreise stattfand. — Der Segen des Allmächtigen möge auf diesem das a. h. Kaiserhaus und das Reich beglückenden freudenvollen Ereignisse des festlichen Tages ruhen!

Durch eine Reihe von Gnadenakten haben Se. Majestät den 24. April zu einem ewig unvergeßlichen gemacht. Dreihundert sechs und dreißig wegen politischen Verbrechen abgeurtheilte Festungsträflinge wurden gänzlich begnadigt, Vielen die Hälfte der zuerkannten Strafzeit, Vielen die Hälfte vom Reste der Strafzeit nachgesehen; alle von den Civil-Strafgerichten wegen Majestätsbeleidigung oder Störung der öffentlichen Ruhe verurtheilten Verbrecher wurden gänzlich begnadigt, sowie die hierwegen daselbst anhängigen Untersuchungen eingestellt, vorausgesetzt, daß in dem einen oder andern Falle nicht noch ein anderes Verbrechen damit verbunden ist. Zugleich haben Se. Majestät aus Allerhöchster Entschließung zu verordnen geruht, daß wegen der im Jahre 1848 in Galizien stattgefundenen hochverrätherischen Umtriebe und des hierauf im November desselben Jahres in Lemberg ausgebrochenen Aufstandes gegen keinen der Beschuldigten eine kriminalgerichtliche Untersuchung vorgenommen werde. Gleichzeitig wurde der Belagerungszustand im lombardisch-venezianischen Königreiche aufgehoben. Die außerordentlich beträchtlichen Spenden kaiserlicher Munifizenz, im Gesammtbetrage von zweimalhunderttausend Gulden, lindern die Noth vieler Bedürftigen in Wien und den am härtesten betroffenen Kronländern.

Auf eine würdigere, den Gefühlen jedes Oesterreichers entsprechendere Weise konnte der erhabene Moment der allerhöchsten Vermälung nicht gefeiert werden.

Oesterreichische Volks-Hymne.

Durch Allerhöchstes Handbillet Sr. k. k. Apost. Majestät vom 27. März 1854 authentisch erklärter Text. Von J. G. Seidl.

Gott erhalte, Gott beschütze
Unsern Kaiser, unser Land!
Mächtig durch des Glaubens Stütze
Führ' Er uns mit weiser Hand!
Laßt uns Seiner Väter Krone
Schirmen wider jeden Feind:
Innig bleibt mit Habsburgs Throne
Oesterreichs Geschick vereint.

Fromm und bieder, wahr und offen
Laßt für Recht und Pflicht uns steh'n,
Laßt, wenn's gilt, mit frohem Hoffen,
Muthvoll in den Kampf uns geh'n!
Eingedenk der Lorbeerreifer,
Die das Heer so oft sich wand, —
Gut und Blut für unsern Kaiser,
Gut und Blut für's Vaterland!

Was des Bürgers Fleiß geschaffen,
Schütze treu des Kriegers Kraft;
Mit des Geistes heil'ren Waffen
Siege Kunst und Wissenschaft!
Segen sei dem Land beschieden
Und sein Ruhm dem Segen gleich:
Gottes Sonne strahl' in Frieden
Auf ein glücklich Oesterreich!

Laßt uns fest zusammenhalten:
In der Eintracht liegt die Macht;
Mit vereinter Kräfte Walten
Wird das Schwerste leicht vollbracht.
Laßt uns, Eins durch Brüderbande,
Gleichem Ziel entgegengeh'n;
Heil dem Kaiser, Heil dem Lande:
Oesterreich wird ewig steh'n!

Zusatz-Strophe
auf die
Vermälung Sr. k. k. Apostolischen Majestät.

An des Kaisers Seite waltet,
Ihm verwandt durch Stamm und Sinn,
Reich an Reiz, der nie veraltet,
Unsre holde Kaiserin.
Was als Glück zu höchst gepriesen,
Ström' auf Sie der Himmel aus:
Heil Franz Joseph, Heil Elisen,
Segen Habsburgs ganzem Haus!

Franz Grillparzer.

(Mit lithographirtem Porträt.)

Wir legen diesem Hefte das gelungene Porträt Grillparzer's bei, des berühmten Dichters der „Ahnfrau," welches Drama gewiß jedem Leser unserer Blätter bekannt sein wird.

Das goldene Horn.

(Hierzu die lithographirte Abbildung.)

Konstantinopel zeigt sich mit seinen Umgebungen dem Reisenden, namentlich dem vom Bosporus kommenden, in zauberischer Schönheit. Zuerst hebt sich vor dem trunkenen Blick, gleichsam zwischen dem Bosporusspiegel und dem blauen Luftmeere schwebend, das Serail des Großherrn der Türken mit den schlanken Spitzthürmen der Moscheen hervor; nach wenigen Minuten rückt links ein Streifen vom asiatischen Scutari und rechts auf der europäischen Seite das über rasch auffahrende Höhen hingegossene Pera in die Szene herein. Der Wanderer erschrickt beinahe vor Freude und Ueberraschung, wenn sich zwischen dem sanft anschwellenden Serai-Promontorium und den steilen Perahöhen plötzlich eine weite Mündung aufthut und neben der reißenden Bosporusströmung, von einem unermeßlichen, amphitheatralisch aufsteigenden und hoch herabblickenden Häusergewoge umgeben, ein dicht gedrängter Mastenwald mit einem leicht hinliegenden Gondelboot, die tief in das Land hineindringende stille Wasserfläche deckt. Das ist „das goldene Horn" der Alten, der Seehafen von Stambul (Konstantinopel), der Marktplatz dreier Welttheile, der Sitz des Reichthums, der Ueppigkeit, des Neides und der eifersüchtigen Begehrlichkeit aller Völker, welchen Macht und Genuß als die höchsten Güter und als letztes Ziel irdischer Bestrebungen im Sinne liegen. Als Ankerplatz ist „das goldene Horn" nach Jedermanns Geständniß einer der schönsten, größten und sichersten der ganzen Welt.

Der russisch-türkische Kriegsschauplatz in Asien.

Das russisch-türkische Kriegstheater im Orient kann füglich in drei besondere Kriegsschauplätze abgetheilt werden: den des Küstenlandes, des Alager Gebirges und jenen des Araxt- oder Massa-

Digitized by Google

Gebirges. Außerdem könnte der Kaukasus als Schauplatz der Kämpfe mit Schamyl und den Tscherkessen als der vierte gelten. Zu dem ersten Kriegsschauplatze, der sich von der Küste des Schwarzen Meeres zwischen Ilori und Batum gegen Tiflis zu hinzieht, ist für die Türkei die Linie am Schwarzen Meere gegen Ilori und Pitzunda von besonderer Wichtigkeit, indem sie Rußland jede Verbindung mit Transkaukasien vom Schwarzen Meere aus abschneidet, so daß ihm dann nur die beschwerliche Linie über den Kaukasus und die längs der Küste des persischen Meeres übrig bliebe, zugleich aber auch von hier aus am leichtesten gegen Tiflis operiren kann. Rußlands Vordringen dagegen gegen Batum und Trapezunt ist von keiner besonders strategischen Wichtigkeit, da der Weg nach Erzerum, als das Ziel russischer Offensivoperationen, von hier aus die ungünstigsten Operationsverhältnisse bietet. — Der zweite Kriegsschauplatz liegt südlicher von diesem, zwischen Tiflis und Erzerum. Er enthält zwei Operationslinien, die eine über Zaika, Achalkalaka, Ardagan, Kars und die andere, viel günstigere, über Kalagir, Dscheialegin, Gumri, Kars und von da über Hassan Kaleh nach Erzerum. Die zwei wichtigsten Positionen auf diesem Wege sind Kars und Hassan Kaleh. Diese Richtung nahmen auch die russischen Streitkräfte im Jahre 1828 und 1829. — Der dritte Kriegsschauplatz wird durch das armenische Thal gebildet, dessen Hauptpunkt russischer Seits Erivan, türkischer wieder Erzerum ist. Die Operationslinie führt über das höchste armenische Gebirge, neben dem Ararat vorbei über Diadin, Toprak Kaleh nach Erzerum. Bajasid ist nur im Fall eines Krieges mit Persien von besonderer Wichtigkeit, da es sonst abseits bleibt und nur einen Stützpunkt für das operirende türkische Corps bilden kann. — Der vierte Kriegsschauplatz umfaßt die ganze Kaukasuskette. — In diesem Kriege gingen die ersten offensiven Bewegungen von der Türkei aus. Die erste Waffenthat war die Einnahme des Forts Schekwetil (St. Nikolas, Nikolajoff) in der Nacht vom 27. auf den 28. Oktober 1853. Auf dem zweiten Kriegsschauplatze eröffneten die Türken den Feldzug am 28. November v. J., indem sie auf der Linie von Ardahan und Batum gegen Achaltzik und auf der von Kars gegen Gumri vorrückten. Nach einem heftigen Kampf wurde Achaltzik erobert, die Russen verschanzten sich in dem daselbst befindlichen Fort, die Türken drangen aber bis Aztchur vor und belagerten gleichzeitig Gumri. Die Russen zogen jedoch Verstärkungen an sich, griffen die Türken am 16. Nov. bei Aztchur und Achaltzik unter G. L. Fürst Andronikoff an und zwangen dieselben zum Rückzug. Anfangs November ergriff Fürst Bebutow von Gumri (Gümri) aus die Offensive, drängte am 14. November bei Bajandir, südöstlich von Gumri, die Türken über den Arpatschaj zurück, ging am 25. November selbst über diesen Strom und lieferte am 1. Dezember die große Schlacht bei Ughuschy oder Basch-Kadik-Lar, in welcher die irregulären türkischen Truppen, desorganisirt und aller Disciplin bar, in großen Partien niedergemetzelt wurden, während das reguläre Corps sich in bester Ordnung mit geringem Verluste auf Kars zurückzog; die Russen hatten diesen Sieg mit großem Verluste, dem Tode des Fürsten Orbeliano und Verwundung des Generals Freitag erkauft. Auf dem dritten Kriegsschauplatz ereignete sich außer einem kleinen Scharmützel in der Nähe von Bajasid auf dem Wege nach Erivan nichts von Bedeutung. In Bezug auf das gleichzeitige Vordringen Schamyl's vom Kaukasus gegen Tiflis zu hat man seiner Zeit viel geschrieben. Im Allgemeinen muß man alle Nachrichten vom Kaukasus mit sehr großer Vorsicht aufnehmen, da sie sowol in Bezug auf die verwendeten Kräfte und die Zahl der Gefallenen als auch hinsichtlich der Siege und Heldenthaten an den gräßlichsten Uibertreibungen leiden; es ist daher am gerathensten, sich an die einfachen Erfolge solcher Schlachten zu halten.

Bei Verwendung der Truppen gegen die Bergvölker befolgt Rußland ein eigenthümliches System. Man hat nämlich Linientruppen, welche in den zahlreichen Festen der kaukasischen Linie die Besatzung bilden und die inneren Linien der Festungen, sowie die wichtigeren Päße zu bewahren haben, während die Kosaken an den äußeren Linien eigene Ansiedlungen (Stanizen), gleichsam befestigte Kolonien bewohnen, die sie nur verlassen, um größere Kriegszüge vorzunehmen oder den Dienst in den verschiedenen Festungen abwechselnd zu thun. Da sie, mit den Sitten der Bergvölker vertraut, in ihrer Lebensweise und der Art ihres Kampfes sehr viel von denselben angenommen haben, so sind sie für jene Kriege von unschätzbarem Werth und bilden den Grundpfeiler der russischen Macht in jenen Ländern. Ihre Anzahl an der kaukasischen Linie wird mit 80.000 Mann berechnet. Die reguläre russische Truppe, in der sich die meisten politischen Verurtheilten befinden, beträgt 160.000 Mann und wird in diesen Augenblicken so vermehrt, daß die ganze kaukasische Armee über 200.000 Mann betragen soll, mit Ausschluß des von den Eingebornen zu liefernden Kontingentes, den man mit mehr als 100.000 Mann berechnen will. Den Oberbefehl führte Fürst Woronzoff, mußte aber Gesundheitshalber seinen wichtigen Posten verlassen.

Die Gesammtmacht der Türken in Asien ist schwer anzugeben, da sie meist aus irregulären Truppen besteht und in einer immerwährenden Vermehrung und Umbildung begriffen ist, indem theils die irregulären Truppen in reguläre umgewandelt, theils die ersteren durch andere Zuzüge, die bis jetzt noch nicht zu berechnen sind, vermehrt werden. Man glaubt jedoch dieselben auf 200.000 Mann anschlagen zu können, die in 3 Corps getheilt, die 3 wichtigsten Linien, auf denen der Kampf sich bewegen könnte, besetzt halten. Darunter finden sich jedoch kaum 60.000 Mann regulärer Truppen, von denen gegen 30.000 bei Kars, 15—20.000 in Batum und der Rest in Bajazid und Erzerum sich befinden. Das Oberkommando über die sämmtliche Armee führt gegenwärtig Achmet Pascha, dem Churschid Pascha (Guyon) zur Seite steht. Außerdem befinden sich in ihren Reihen sehr viele Flüchtlinge.

Album für Damen.

Das goldene weibliche A B C.

A. Ein Mädchen soll sein wie die Aloe, und nur einmal im Leben blühen, bei Weibern heißt man es lieben — und es soll nicht sein wie die Aloe und erst im hundertsten Jahre damit anfangen.

B. Ein Mädchen soll sein wie eine Biene, und keinen Dieb ungestraft von dem Honig der Lippen naschen lassen — und es soll nicht sein wie die Biene, und mehr außer als in dem Hause sein.

C. Ein Mädchen soll sein wie ein Chalkograph (Kupferstecher), und sein Bild nur in ein Herz von solidem Stoff prägen — und es soll nicht sein wie ein Chalkograph und von einem Bilde hundert Abdrücke machen.

D. Ein Mädchen soll sein wie eine schöne Dichtung, die Jedermann bewundert — und es soll nicht sein wie eine schöne Dichtung, und bald übertragen werden.

E. Ein Mädchen soll sein wie Epheu und wohlgefällig in's Auge fallen — und es soll nicht sein wie Epheu und sich um den nächsten besten alten Thurm schlingen.

F. Ein Mädchen soll sein wie die Flamme der Kerze und himmelwärts streben — und es soll nicht sein wie die Flamme der Kerze und stets geputzt sein wollen.

G. Ein Mädchen soll sein wie ein neues Goldstück, also vollwichtig sein — und es soll nicht sein wie ein Goldstück, das durch viele Hände läuft und das Gepräge verliert.

H. Ein Mädchen soll sein wie eine Hirtin, früh auf und wachsam sein — und es soll nicht sein wie eine Hirtin, und jedes Schaf scheren.

J. Ein Mädchen soll sein wie ein Idol, das man heilig nennt — und es soll nicht sein wie ein Idol, mit dem man meist Götzendienst treibt.

Digitized by Google

K. Ein Mädchen soll sein wie der Krebs und vor dem Feuer der Leidenschaft roth werden — und es soll nicht sein wie der Krebs, nur vier Monate im Jahre gut sein.

L. Ein Mädchen soll sein wie ein Lexicon, darin die größte Ordnung herrscht — und es soll nicht sein wie ein Lexicon, darin man das meistens nicht findet, was man sucht.

M. Ein Mädchen soll sein wie Milch, ein unverfälschtes Geschenk der Natur — und es soll nicht sein wie Milch und mit der Zeit sauer werden.

N. Ein Mädchen soll sein wie eine Nähnadel, fein und nett polirt — und es soll nicht sein wie eine Nähnadel und sich von jedem Faden einfädeln lassen.

O. Ein Mädchen soll sein wie der Odem, unentbehrlich im Leben — und es soll nicht sein wie der Odem, daß man nicht in Todesangst gerathe, wenn er ausgeht.

P. Ein Mädchen soll sein wie ein Papagei, also geschwätzig sein — und es soll nicht sein wie ein Papagei und nur albernes sinnloses Zeug schwätzen.

Q. Ein Mädchen soll sein wie die Quarantaine, stets unter strenger Aufsicht — und es soll nicht sein wie die Quarantaine, die man freudig nach vierzig Tagen verläßt.

R. Ein Mädchen soll sein wie ein Rebus, den Jedermann neugierig und erwartungsvoll betrachtet — und es soll nicht sein wie ein Rebus, hinter dem meist eine Dummheit steckt.

S. Ein Mädchen soll sein wie ein Strand, wo der Schiffbrüchige im Leben Tröstung findet — und es soll nicht sein wie ein Strand, bei dem man stets an's Strandrecht und Plündern denkt.

T. Ein Mädchen soll sein wie die Stadt Troja, und eine langwierige Belagerung aushalten — und es soll nicht sein wie die Stadt Troja, und sich zuletzt durch ein Roß erobern lassen.

U. Ein Mädchen soll sein wie der Planet Uranus, der sich am wenigsten an's Licht drängt — und es soll nicht sein wie der Uranus, wo Einem ein Jahr wie 84 Erdenjahre lang wird.

V. Ein Mädchen soll sein wie die Vorhand im Kartenspiel, bei der es stets zur Rechten geht — und es soll nicht sein wie die Vorhand im Kartenspiel, bei der man anfängt auszugeben.

W. Ein Mädchen soll sein wie Wachs, weich und fügsam — und es soll nicht sein wie Wachs, jedem Eindruck preisgegeben.

X. Ein Mädchen soll sein wie der griechische Feldherr Xenophon, und einen ehrenvollen Namen haben — und es soll nicht sein wie der griechische Feldherr Xenophon, bei dem man unwillkürlich an einen glücklichen Rückzug denkt.

Y. Ein Mädchen soll sein wie die schöne, weiße und blaue Blume Ysop, und die Farben der Unschuld und Beständigkeit tragen — und es soll nicht sein wie die Blume Ysop, und bitter zu nehmen sein.

Z. Ein Mädchen soll wie eine gute Zeitschrift für Jedermann interessant sein — und es soll nicht sein wie eine Zeitschrift, auf die sich jeder pränumeriren kann.

Humoristisches.

Von M. G. Saphir.

Wer von dem Himmel nur die Erde verlangt, für den hat die Erde keinen Himmel; wer unter den Menschen nur einen Engel sucht, der findet kaum einen Menschen; wer aber unter den Menschen nur Menschen sucht, der findet gewiß seinen Engel.

Warum hat noch Niemand, der eine Reise um die Welt machte, seine Frau mitgenommen? — Weil die Menschen sagen: „Ich mit meiner Frau reisen? Nicht um die Welt!"

Was ist der Unterschied zwischen einem dramatischen Dichter und einem Doktor der Medizin? — Bei dem dramatischen Dichter kommt erst das Skelett und dann die Behandlung; bei dem Doktor kommt erst die Behandlung und dann das Skelett.

Der menschliche Geist, sagt man, trägt am Ende immer den Sieg davon! Das ist wahr! Der menschliche Geist im Leben und im Schachspiele siegen am Ende immer, das heißt: in den letzten Zügen.

Was ist die Liebe? Der Wald kann es nicht sagen, er wird entblättert; das Morgenroth kann's nicht sagen, es verglüht; die Rose kann's nicht sagen, sie verduftet; die Sterne können's nicht sagen, sie verbleichen; der Quell kann's nicht sagen, er versiegt; das Herz kann's nicht sagen, es bricht; die Geliebte kann's nicht sagen, sie stirbt darüber; die Religion allein kann's sagen, was Liebe ist, denn sie ist die Liebe, und ihre Gegenliebe schenkt sie uns mit dem Reiche der Ewigkeit auf Tod und Leben nach dem Tode.

Viel zu wenig geschrieben und gesprochen wird von Kindern und über Kinder. Gegen ein Buch über Kinder-Erziehung erscheinen zwölfe über Pferdedressur. Und die Kinder sind doch das Heiligste im Leben. Ein jedes Kind ist ein Pfandschein für den Antheil, den der Mensch im Himmel empfängt! Und die Kinder sind so leicht glücklich zu machen. Ein Kind braucht nichts als Liebe, und das menschliche Herz ist so reich an Liebe! Es ist Alles Eins, ob man dem Kinde Milch oder Wasser reicht, wenn es nur mit Liebe gereicht wird; es ist Alles Eins, ob man deutsch oder französisch mit ihm spricht, wenn nur die Zunge der Liebe mit ihm spricht. Einem Kinde eine Freude zu machen, ist die reinste Freude des Lebens. Der traurigste, niederdrückendste Anblick ist ein trauriges Kind. Die Seele eines traurigen Menschen hat zwei Flügel, die ihn emporheben: die Erinnerung der Vergangenheit und die Hoffnung der Zukunft, allein das Herzchen eines traurigen Kindes hat nichts als die Gegenwart; wer dieses Herzchen betrübt, reißt dem Schmetterlinge die Flügel aus und wirft die Raupe in den Staub.

Scherz und Laune.

Ein sehr witziger und beliebter Schriftsteller, die Zierde aller Gesellschaften in P., ward einst vor dem Banquier M., dem Geizigsten seiner Zeit, zum Mittagessen geladen. Der junge Gelehrte, ausgerüstet mit dem gesegnetsten Appetit, fand, was er ahnte, eine mager besetzte Tafel, und erhob sich bald nach dem kärglichen Male, um in der Restauration sich zu entschädigen. — „Haben Sie Dank, mein Theurer," sagte schmarotzend der Wirth vom Hause. „Seien sie fortan nicht so selten, beehren Sie mich bald wieder, recht oft, ich bitte inständigst darum. Wann wollen Sie wieder bei mir essen?" — „Wenn Sie befehlen," erwiederte der hungrige Gast. — „Ich habe nur zu bitten, wann?" — „Je nun, am liebsten gleich."

Mirabeau, befragt, wie Robespierre ihm gefalle, erwiderte: „Dieser Mensch sieht aus wie eine Katze, die Essig getrunken hat."

Zum Modebild Nr. 5.

1. Kleine bunte Cravate; Weste von Seide; Jacken-Frack von gestertem Zeuge; einfarbige Beinkleider mit griechischen Streifen an der Seite.

2. Haarputz mit wellenförmigen, bauschigen Scheiteln; Kleid von Taffet mit drei Streifen Federfransen in verschiedener Größe; offenes Leibchen mit langen Schößchen, die ebenfalls rundherum wie an den Pagedenärmeln mit Federfransen und überdies mit schwarzen Spitzen garnirt sind; Chemisette mit Fältchen und Spitzen; Mensquetairekragen.

3. Hut von Sammet mit kurzem Schirme; hochhinaufgehendes Kleid, auf dem Rücken geschnürt, von geblümtem Damast, mit Revers, die einen Fichu bilden; oben enge nach unten weite Aermel mit schwarzen Spitzen, unter denen die Unterärmel von weißen Spitzen hervorsehen; schürzenartige Spitzenbesetzung vorn auf dem Rocke; hohe Chemisette; ganz kleiner Kragen.

4. Zugknt von gekrepptem Krepp und Sammet; Valentinekleid von starkem Seidenstoff mit eingewebten Streifen von Seidenplüsch in abstechender Farbe; vierseitig ausgeschnittenes Leibchen à la Rafael; Pagedenärmel und weiße Unterärmel.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Frühlingsscenen.

Schwärmerische Zärtlichkeit.

Ewig ſtarr an Deinem Mund zu hangen;
Wer enthüllt mir jenes Glutverlangen,
Wer die Wolluſt, Deinen Hauch zu trinken,
In Dein Weſen, wenn ſich Blicke winken,
Sterbend zu verſinken!

Schiller.

Alter ſchützt vor Thorheit nicht.

Mir hat noch Deine Stimme nicht geklungen,
Ich ſah nur erſt Dein holdes Angeſicht,
Doch hat der Strom der Schönheit mich bezwungen,
Der hell von Dir in meine Seele bricht.
Das iſt der Liebe himmliſches Gericht!

Lenau.

Empfindungen beim Spaziergang.

Nur zu oft durchſchleicht uns innen,
Manche Hoffnung, mancher Schmerz,
Männer, wer kennt unſer Sinnen?
Männer, wer kennt unſer Herz?
Ach, es möchte gern gekannt ſein, überfließen
In das Mitempfinden einer Kreatur,
Und vertrauend zwiefach ganz genießen
Alle Frühlingswonnen der Natur!

Goethe.

Vorn eine ſchöne Landſchaft, hinten —!

Ich weiß es wol und ſpotte viel:
Ihr Weiber ſeid voll Wankelmuth;
Ihr liebet, wie im Kartenſpiel,
Den David und den Alexander;
Sie ſind ja Feinde mit einander,
Und die ſind miteinander gut! —

Goethe.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der Baumeiſter des Karlshofes.

Vaterländiſche Erzählung aus der Zeit Karl's IV. (Schluß.)

12. Confraternitas Asinorum.

Wir wollen uns wieder Bohuſlaw und Jaroſch zuwenden, welche bekanntlich die „Confraternitas Asinorum" (die „Eſelsbruderſchaft") aufſuchten, die ihren Sitz im Bräuhauſe „zum ſchwarzen Adler" in der langen Gaſſe aufgeſchlagen hatte. Sie mußten ſich durch die Menge von Durſtigen drängen, die den breiten Flur erfüllten und ſchritten über den Hof nach dem Flügelgebäude, wo in einem abgelegenen Saale die luſtige Geſellſchaft verſammelt war. Schon von Ferne ſchallte Lärm und Singen aus zahlreichen Kehlen den Ankommenden entgegen. Bohuſlaw erſchrak, ja ein Grauſen überfiel ihn, als er in den Vorſaal trat und das wilde, zügelloſe Treiben ſah. Schon zu Zeiten König Johann's bildeten ſich ſolche Geſellſchaften oder Vereine, bald ernſter, bald heiterer Tendenz. Die juridiſche Fakultät hieß die „Bruderſchaft des Todes."

Die Geſellſchaft, in welche Bohuſlaw eingeführt wurde, gehörte zu den luſtigen. Ihren Gliedern war die Aufgabe geſtellt, nur auf Frohlichkeit zu ſehen und dem Verſtande jeden Eingang in ihre Sitzungsſäle zu ſperren, ſo bald ſie ſich verſammelt nannten. Es waren größtentheils deutſche Studenten, zu denen ſich nur wenige Prager Bürger geſellten. Ihr König führte den Titel: asinorum rex (König der Eſel) und zählte rings um ſeinen Thron, den hohe Eſelsohren ſchmückten, einen zahlreichen Hofſtaat. Ihr Anzug war nach damaliger Mode. Ein enger kurzer Rock mit enganliegenden Aermeln, welche ſich dann in die Breite zogen und in Geſtalt großer Eſelsohren herabhingen, wie man damals zu tragen pflegte. Der breite Wollgürtel war mit Flittern und Metallblättchen beſät, die bei jeder Bewegung ertönten. Von der Kegelhaube eines jeden Mitglieds hing eine Art gedrehten Zopfes herab, an dem eine Schelle befeſtigt war.

Als Bohuſlaw eintrat, ſaß der König eben am oberſten Ende des langen Tiſches, der zahlreich beſetzt war und berieth ſich mit ſeinem Hofe über die Aufgaben, welche den Gliedern der Narren- oder Eſelsgeſellſchaft vorgelegt werden ſollten. Endlich wurden ſie unter verſchiedenen gebührenden und ungebührenden Scherzen einig; dann begann der König mit einem Aufwand von Würde folgende Worte an die Verſammlung zu richten: „Hört, Ihr meine Eſelsunterthanen!" Weiter vermochte er vor Höllenlärm nicht zu ſprechen. Bohuſlaw, der ſich auf Zureden Jaroſch's niederließ, empfand Ekel bei dieſer wilden Zügelloſigkeit. Er grollte über ſich ſelber, hier eingetreten zu ſein und erröthete faſt vor Scham, wenn er an Agnes dachte; ja, es war ihm, als ſei er ihrer nicht mehr würdig, weil er an ſolchen Orgien — und wenn auch nur mit Blick und Gehör — ſich betheilige. Deshalb nahm er ſich auch feſt vor, ſobald ſich die Gelegenheit bieten ſollte, ſich davonzuſtehlen. Doch ſeinem Vorſatze traten manche Hinderniſſe in den Weg. Einer aus der Eſelsgeſellſchaft machte die Bemerkung, daß Jemand zugegen ſei, der ein ihrer hohen Geſellſchaft unwürdiges Kleid trage. Kaum, daß jener geſprochen, ſo flogen Aller Blicke auf Bohuſlaw, der ſeine Verlegenheit nicht bemeiſtern konnte.

„Verräther! Schänder unſerer heiligen Eſelsgebräuche!" ſchallte es aus vielen Kehlen. „Vor den Richterſtuhl mit ihm! Asinorum rex, ſei ſein ſtrenger Richter!"

Jaroſch, der neben Bohuſlaw ſaß, flüſterte ihm zu: „Sitze nicht wie abgebrüht da und unterwirf Dich dem Scherze, ſonſt wirſt Du wenig Ruhm einernten."

Bohuſlaw folgte dem Rathe verlegen und ließ ſich vor den Thron der Eſels-Hoheit bringen.

„Frecher!" herrſchte der rex asinorum ihn an, „Du haſt es gewagt, in unſere Verſammlung einzutreten, ohne ein Merkmal unſerer hohen Eſelhaftigkeit zu haben? Sprich, wer biſt Du, und warum verachteſt Du unſere Geſetze und Gebräuche?"

Bohuſlaw gab verdrießlich ſeinen Namen und ſeine Beſchäftigung an, worauf ungeheures Gelächter erſchallte. Seine Geduld war zu Ende und es wäre gewiß zu einem unliebſamen Auftritte gekommen, wenn nicht Jaroſch ſich auf den lorbeerbekränzten Vorſitz niedergelaſſen und in aller Unterwürfigkeit begonnen hätte: „Größter und ruhmvollſter aller Eſel!"

„Hört! hört!" riefen die Umſtehenden, „Hippokrates ſpricht, ein fertiger Eſel!"

Jaroſch fuhr in ſeiner Rede fort: „Dieſer junge, noch nicht gehörig ausgebildete Eſel brennt vor Begierde, des hohen Glückes theilhaftig zu werden, Dich, hohe Eſelhaftigkeit, im vollen Ruhm und Glanz Deines Hofes von Angeſicht zu Angeſicht zu ſehen."

„Und wie heißt dieſer begierige Eſel?" fragte Seine Hoheit mit Huld.

„Ochſenfroſch;" erwiderte Jaroſch nach kurzem Bedenken.

„Wolan denn, Ochſenfroſch!" ſagte der König, „vernimm meinen richterlichen Spruch: Dich und Deinen Mitgeſellen Hyppokrates, den fertigen Eſel, der die Krankheit erfunden, verurtheile ich kraft meiner Eſelhaftigkeit — Dich

Digitized by Google

zu einem halben Faß Schweidnitzer, und jenen zu einem halben Faß Časlauer Bieres.“ Dieſem Ausſpruche folgte ein ohrenzerreißender Lärm, aus dem das Gebrüll erſchallte: „Ein gerechtes und gnädiges Urtheil! es werde unverzüglich vollzogen! Vivat rex asinorum!“ Bohuſlaw konnte bei dieſer ganzen Scene kaum das Auge erheben; unter lärmendem Getöſe drängte er ſich an ſeinen Platz mit dem Vorſatze, nicht länger mehr zu bleiben, was er auch Jaroſch leiſe zu verſtehen gab.

„Du wollteſt doch nicht einen ſo herrlichen Scherz verderben?“ flüſterte ihm dieſer zu. „Mach' keine Dummheiten, laß' allen Streit bei Seite und bleib' da, ſonſt bürdeſt Du Dir noch eine größere Strafe auf.“ Als er bemerkte, daß auch Jaroſch ſeinem Vorſatz eher hinderlich als förderlich war, ſtellte er ſich bereitwillig und wartete nur auf die Gelegenheit, die ihn der widerlichen Geſellſchaft auch ohne Jaroſch's Wiſſen entführen ſollte.

Man ſchritt zur Vollziehung des Urtheils.

Das Bier ward herbeigebracht und ein großer Krug vor ihnen gefüllt. Bohuſlaw mußte der Erſte trinken. Er that es ohne Weigern, worauf der Krug die Runde machte und, geleert, jedesmal wieder gefüllt und von den Trinkern mit Jauchzen begrüßt wurde. Es ging lärmend und luſtig zu; hie und da ſtimmte man einen Geſang an oder vertrieb ſich die Zeit mit Würfelſpiel. Da erſchallte wieder das Gebrüll: „Hört! hört!“ und Alle drängten ſich um den Sitz des höchſten Eſels, um zu hören, was ſein Mund hervorbringen werde. Dieſen Augenblick benützte Bohuſlaw, öffnete unbemerkt die Thüre und ſchlüpfte hinaus. Der Gang war dunkel; er tappte herum und kam endlich an eine Thüre; doch die war verſchloſſen. Verdrießlich, nicht den rechten Ausgang gefunden zu haben, wandte er ſich auf die andere Seite. Nach einer Weile tappte er wieder an eine Thüre; ſie war nicht geſchloſſen, ſondern blos angelehnt. Er öffnete und betrat wieder einen dunklen Gang, ſich wenig mit der Hoffnung ſchmeichelnd, daß dieſer zu dem erwünſchten Ausgang führen werde. Er ärgerte ſich über ſich ſelbſt und fluchte ſeiner Willfährigkeit, mit der er in den Beſuch der Eſelsgeſellſchaft eingewilligt. Dabei vergaß er auf Jaroſch's Warnung, daß er bei der Unkenntniß des abgelegenen Hauſes leicht in böſe Hände fallen könnte. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als wieder zu der Geſellſchaft zurückzukehren, vor der ihm ekelte. Ohne Bedenken ſchlug er den Rückweg ein, ertappte die Thür und öffnete ſie. Er hob den Fuß, um einige Stufen hinab in den früheren Gang und von da in den Saal der wilden Zecher zu gelangen. Doch der Fuß ſank ſo weit hinab, daß er beinahe geſtürzt wäre. Er erfaßte die Thüre, trat ſchnell mit dem andern Fuße nach und tappte, als er feſt ſtand, herum, um ausfindig zu machen, wo er ſei. Mit Schrecken gewahrte er, daß er ſich auf einer ſehr engen Stiege befinde. Einige Augenblicke war er in Verlegenheit, was zu thun; ob zurückzukehren oder hinunterzuſchreiten? Von unten her fächelte ihn kühle Luft an und ließ ihn Hoffnung ſchöpfen, in's Freie zu gelangen. Mit aller Vorſicht tappte er hinab. Die Stufen waren hoch und als er einige derſelben zurückgelegt hatte, bemerkte er, daß es Wendeltreppen wären und ſchritt nun mannhaft weiter in der feſten Meinung, ſo auf den Hof zu gelangen. Doch ſchon war er eine hübſche Weile hinabgeſtiegen und noch nicht am Ende. Er begann wieder kleinmüthig zu werden, denn nach ſeiner Berechnung hätte er ſchon im Hofe ſein müſſen. Einen Augenblick blieb er ſtehen, dann ſchritt er entſchloſſen weiter. Da ertappte er eine Thüre — doch vergebens; die Thüre war geſchloſſen. „Hab' ich mich denn in ein Zauberſchloß verirrt, daß ich nirgend einen Ausgang finde?“ dachte Bohuſlaw. „Ich müßte doch ſchon am Hofe ſein, wenn dieſe Treppen nicht in einen unterirdiſchen Keller führen. O, verhaßter Augenblick, in dem ich mich verführen ließ, dieſes Haus zu betreten!“ Er entſchloß ſich, noch weiter zu ſteigen und bemerkte bald, daß die Dunkelheit ſich zu lichten beginne. Er ſchritt weiter und gelangte an eine kleine runde Oeffnung, durch welche ſich Lichtſtrahlen ſtahlen. Neugierig, wohin die Oeffnung führe, blieb er ſtehen und blickte durch dieſelbe hinab. Es war ein niedriger, im römiſchen Style gebauter Keller, ohne Zweifel eine jener unterirdiſchen Kapellen, erbaut von den erſten Chriſten, um ohne Gefahr und Hinderniß den Gottesdienſt verrichten zu können. Der Sage nach wurde dieſe Kapelle von dreißig Wladyken erbaut, welche noch vor der Taufe des Herzogs Boriwog zum Chriſtenthume übertreten waren. Auf einem hohen Steine ſtand ein eiſerner, dreifüßiger Leuchter mit einer Wachskerze, deren ſchwacher Schein die übrigen Gegenſtände nur ſehr undeutlich bemerken ließ. Plötzlich berührten Bohuſlaw's Ohr leiſe Stimmen, die aus der Tiefe der Kapelle heraufkamen, und er bemerkte dort die dunklen Umriſſe menſchlicher Geſtalten. Mehr vermochte er nicht zu unterſcheiden. Zuletzt verſtummte das Murmeln und Bohuſlaw vernahm eine einzelne, etwas heiſere Stimme: „Brüder! wir müſſen den Tag beſtimmen, an dem es geſchehen ſoll. Wir dürfen nicht lange zögern, ſonſt gebt der Stolz Italiens, der Stern der hohen Roma und mit ihm die Hoffnung aller Patrioten unter. Hier nach dieſem Blatte fordert der ränkevolle Karl den päpſtlichen Legaten Johann auf, er ſolle um das gefährliche Büchlein ſchicken und dasſelbe aus dem Raudnitzer Gefängniß nehmen. Denkt Euch, Brüder! der Bote ging mit dieſer Nachricht ſchon vor drei Tagen aus Prag; wir müſſen deshalb eilen, um den unſchuldigen Dulder aus den Klauen des treubrüchigen Luxemburgers zu retten.“

Bohuſlaw entſann ſich nun, daß man unter dem Stolze Italiens den berühmten römiſchen Tribun Cola di Rienzi meinte, der ſich auf Treue und Glauben dem König ergeben hatte und doch ergriffen wurde. Bohuſlaw maßte ſich kein Urtheil an über dieſen Akt der Politik, entbrannte jedoch vor Aerger, als er ſo ſchändliche Worte über Karl, den Vater Böhmens, vernahm. Es handelte ſich offenbar darum, dem Eingekerkerten zur Flucht zu verhelfen; Bohuſlaw war höchſt neugierig, den Plan zu dieſem ihrem Vorhaben zu vernehmen. Cola di Rienzi ſaß in der Probſtei zu Raudnitz gefangen; Bohuſlaw kannte dieſes Gebäude

Digitized by Google

ſehr wol, weil er in deſſen Innerem vor einigen Jahren gearbeitet hatte und wußte daher auch ſehr gut, mit welchen Schwierigkeiten eine ſolche Befreiung verbunden ſei. Da vernahm er plötzlich Tritte, die über die Treppe herab nahten. Dadurch ſah er ſich gezwungen, ein Verſteck aufzuſuchen, das ihn den Blicken der nahenden Perſon entziehen konnte. Doch wo ſollte er ſich auf der ſo engen Stiege verbergen? Es war kein anderer Ausweg, als hinabzuſteigen; was er denn auch mit größter Vorſicht that, bis er das Ende der Stiege erreicht hatte; hier kam er an eine Thüre, die ohne Zweifel den Eingang in die Kapelle bildete. Der Herabkommende nahte mit raſchen Schritten; Bohuſlaw blieb kaum ſo viel Zeit, ſich bei der Thür in einen Winkel zu drücken, um dem Nahenden nicht im Wege zu ſein. Dieſer verſchwand eilig in der Thür, ohne Bohuſlaw's Gegenwart zu bemerken. Als die Thüre ſich geſchloſſen, eilte Bohuſlaw wieder hinauf zu dem Fenſterchen und horchte. Das Kommen dieſes Mannes hatte eine große Bewegung der Verſammelten zur Folge.

„Was iſt geſchehen?“ ſchallte es aus mehreren Kehlen. „Sind wir vielleicht verrathen? Ha, lebend ſollen Sie uns nicht bekommen!“

Das Klirren gezückter Schwerter klang als Beweis, wie ernſt es ihnen mit der Drohung war. Zuletzt legte ſich der Tumult und es ertönte eine Stimme, die Bohuſlaw bekannt ſchien: „Liebe Landsleute! bei Gott, ich bin ſo erſchöpft, daß mir die Lunge zerſpringen möchte.“

„Nun, da laß' ihr den Willen, lieber Angelo!“ erklang eine andere Stimme, „und halte uns nicht mit eitlem Geſchwätz auf. Ich habe für wichtigere Dinge zu ſorgen als für Deine Lunge, und keine Zeit für Dein gewöhnliches Plaudern über tödtende Wurzeln oder Blumen, wie z. B. das Veratrum.“

„Veratrum album,“ verbeſſerte der Hofarzt. „Ein Tropfen in eine Wunde oder in's Blut tödtet ſchon.“

„Gut! gut!“ ſchnitt ihm jener die Rede ab. — „Und jetzt, Ihr Herren! laßt uns darüber berathen, wie die Flucht zu bewerkſtelligen ſei.“

„Vor Allem müſſen wir die Oertlichkeit des Hauſes genau kennen, um die gehörigen Mittel ergreifen zu können, wenn unſer Unternehmen nicht in's Blaue hinein begonnen werden ſoll.“

„Ich kenne einen Mann, der mit dem Hauſe völlig vertraut iſt,“ ſagte ein Anderer.

„Und könnten wir auf ihn bauen?“

„Er gab mir die Hand darauf, daß er offen gegen Karl auftreten will.“

„Aber, Freunde, laßt mich doch zu Worte kommen,“ rief Angelo dazwiſchen.

„Ruhig!“ ſchrie ihm ein Anderer zu. „Und wer iſt jener Mann, der uns mit Rath und That bei der Befreiung des Tribuns beiſtehen will?“

„Der Baumeiſter Bohuſlaw!“ lautete die Antwort.

Bohuſlaw fuhr vor Aerger und Staunen zurück.

„Und wer bürgt uns für ihn?“ fragte die Stimme wieder, die den wälſchen Botaniker angeherrſcht hatte.

„Ihr braucht es nicht mehr!“ rief Angelo's feine, durchdringende Stimme, der endlich doch zum Worte kam. „Alle dieſe Vorrichtungen ſind unnütz, ich ſage Euch: Karl iſt vergiftet!“

Ein toſender Lärm und das Klirren der Waffen zeugte von der Wirkung dieſer Worte auf die Verſchwörer. Ihre Aufmerkſamkeit lenkte ſich in dem Augenblicke ab nach der Richtung, die ihnen ein ſtarker Schrei von oben bezeichnet hatte, den Bohuſlaw bei der Nachricht von Karl's Vergiftung, von Schreck und Schmerz ergriffen, unwillkürlich ausgeſtoßen hatte.

„Verrath! Verrath!“ ſchallte es im wirren Durcheinander in der Verſammlung.

Bohuſlaw's Tritte knarrten auf der Treppe, welche die Verſchwörer in ihrer Meinung bekräftigten, daß ſie behorcht wurden.

„Tod und Verderben dem ſchändlichen Verräther!“ brüllten die Verſchwörer und jagten in wilder Haſt die Stiege hinauf. Wäre Bohuſlaw bewaffnet geweſen, hätte er ſich ſeinen Verfolgern zur Wehr geſetzt; ſo jedoch blieb ihm nichts anderes übrig, als mit möglichſt größter Schnelle hinaufzujagen, wozu ihm noch der Gedanke Flügel lieh: ſobald er die Schreckenstreppe erſtiegen, die luſtige Geſellſchaft herbeizurufen, daß ſie ſich der Hochverräther und Königsmörder bemächtige. In ſeiner wilden Flucht ertappte er die Thüre, die er früher verſchloſſen gefunden; jetzt war ſie geöffnet, ohne Zweifel, weil ſie der Hofarzt in ſeiner Eile zu ſchließen vergaß. Seine Verfolger waren ihm dicht an der Ferſe, es blieb ihm daher kein anderer Ausweg, als durch die Seitenthüre zu entſchlüpfen. Er that es, ſchlug die Thüre ſchnell hinter ſich zu und verſuchte ſie zu ſchließen. Zum Glücke fiel ſeine Hand auf einen eiſernen Riegel, den er ſchnell vorſchob, um ſeinen Feinden jeden weiteren Weg der Verfolgung abzuſchneiden. Erſchöpft lehnte er ſich an die Wand, um ſich ein wenig zu erholen. Gleich darauf ſchlugen ſeine Verfolger an die Thüre und verſuchten ſie gewaltſam zu öffnen. Dies bewog Bohuſlaw weiter vorzudringen. Kaum daß er einige Schritte vorwärts machte, kam er zu einem ziemlich großen Gitterfenſter und bemerkte mit nicht geringer Freude, daß das Fenſter hinausführe. Neben demſelben befand ſich eine Thüre, die Bohuſlaw auch öffnen wollte, in der Hoffnung, daß ihn dieſelbe hinaus und aller Gefahr entführen könnte, doch ſie war verſchloſſen. Jeder Verzug drohte Gefahr; die Verfolger bemühten ſich die Thüre zu erbrechen, ſo daß jeden Augenblick zu fürchten war, dieſelbe würde wirklich erbrochen. Bohuſlaw ſchwang ſich zum Fenſter hinauf, öffnete es und blickte ſo weit hinaus, als die Gitter erlaubten. Es war eine ruhige, ſternhelle Nacht; aber die Höhe vom Fenſter bis zur Erde betrug ſechs bis ſieben Schuhe. Was alſo beginnen? Sollte er warten, bis ſich zufällig Jemand am Hofe zeigte, oder ſollte er ſich mit Gewalt durch die Eiſenſtäbe drängen? Das Gitter durchbrechen oder die zweite Thüre einſchlagen konnte er nicht, ihm fehlten die Werkzeuge dazu. Und die Gefahr wuchs jeden Augenblick, die Thür praſſelte unter der

Digitized by Google

Gewalt der Verfolger, als wollte ſie ſchon auseinander fliegen. Bohuſlaw rüttelte mit aller Gewalt an dem Gitter; doch vergebens. „Die Thüre iſt feſt," ſagte Bohuſlaw in Gedanken, „wenn ſie nicht nachgibt, bin ich in Gefahr, doch wie, wenn ſie herum zu dieſer Thüre gingen, zu der ſie vielleicht den Schlüſſel haben? Es wäre mein Verderben, denn es iſt kein Riegel da!" Darauf ſuchte er etwas aufzufinden, womit er die Thüre befeſtigen könnte. Er fand nichts als eine kleine Latte; mit dieſer ſtützte er auch ſogleich die Thüre. Da vernahm er Menſchenſtimmen und Waffengeklirr. Er ließ von der Befeſtigung ab und ſprang an's Fenſter; der Lärm kam immer näher und näher, bis Bohuſlaw zuletzt ſchon Stimmen und Worte unterſchied. Wie jauchzte ſein Herz ob der ihm nahenden Rettung; zugleich aber vernahm er auch, daß ſeine Verfolger mit ſcharfen Werkzeugen die Thüre erbrachen. Aengſtlich horchte er daher bald auf die eine, bald auf die andere Seite.

„Hier iſt er! hier muß er ſein!" ſchallte es draußen. „Beim heiligen Lukas ſchwöre ich, daß ich im Hauſe das Oberſte zu unterſt kehren will, wenn ich ihn nicht finde! Durchſucht jeden Winkel, Freunde, er muß da ſein!"

Bohuſlaw war es, als ob himmliſche Muſik ſein Ohr berührte. „Hier bin ich, Petřik!" rief er mit freudiger Stimme aus. „Petřik, hierher! Schnell hierher!"

Lauter Jubel beantwortete ſeine Worte, Petřik hatte ſie vernommen. Doch näher als die Rettung war in dieſem Augenblicke die Gefahr, die Verſchwörer hatten die Thüre geſprengt und bemühten ſich, durch die gemachte Oeffnung den ſchweren Riegel zurückzuſtoßen. Der Schildmacher Petřik und Jaromir eilten zum Fenſter.

„Brecht die Thüre ein! ſchnell! ſonſt bin ich verloren!" ſchrie Bohuſlaw. „Schnell! Sie ſind mir an den Ferſen!"

Während Petřik und die Uebrigen mit dem Einbrechen der Thüre ſich beſchäftigten, reichte der Stumme Bohuſlaw durch das Fenſter ein Schwert.

„Ei, wozu das?" rief Petřik, der es ſah; „Bohuſlaw wird es nicht brauchen; welcher Geier könnte ſich denn noch unterſtehen, ihm nur ein Haar zu krümmen?"

Bohuſlaw aber griff raſch nach dem Schwerte, er wußte, daß ſeinen Verfolgern viel daran lag, ihn für immer ſtumm zu machen, um ſich ſo vor Verrath zu ſichern; ſie waren im Hauſe wol bekannt und konnten daher auch, wenn ſie ihn tödteten, leicht entfliehen und ſich dem Gerichte entziehen. Und kaum, daß Bohuſlaw das Schwert erfaßte, ſo leiſtete es ihm ſchon den wichtigſten Dienſt. Bei dem Fackelſcheine ſeiner Befreier bemerkte er, wie durch die gemachte Oeffnung in der Thür eine Hand ſich vorſtreckte, um nach dem Riegel zu greifen; ein Sprung und der Hieb ſeines Schwertes war das Werk eines Augenblicks. Gleich darauf vernahm man hinter der Thüre einen Schmerzenslaut, ein Beweis, daß Bohuſlaw's Schwert ſein Ziel nicht verfehlt hatte. Noch andere Hände quälten ſich damit ab, den Riegel aufzureißen; Bohuſlaw jedoch vereitelte jeden Verſuch. Endlich gab die Thüre, die auf den Hof führte, mit Gepraſſel nach und Bohuſlaw ruhte in den Armen ſeiner Freunde.

13. Der ſchwarze Tod.

Die phyſiſche und geiſtige Anſtrengung in den letzten vierzehn Tagen wirkte auf Bohuſlaw ſo verderblich ein, daß er den zweiten Tag nach ſeiner Rettung aus gewiſſer Gefahr in ein bösartiges Fieber verfiel; und nur ſeiner kräftigen Natur konnte es zugeſchrieben werden, daß die Worte Balthaſar's von Domažlic, damaligen Magiſters der medicinischen Facultät an der hohen Schule zu Prag, nicht in Erfüllung gingen, die er mitleidsvoll an Petřik richtete: „Ich fürchte, Bohuſlaw wird nicht auf, ſondern unter der Erde bauen!" — Der Schildmacher Petřik nahm Bohuſlaw gleich beim Beginne der Krankheit zu ſich in den Thurm, um ihn mit aller Sorgfalt zu pflegen. Er und Jaromir wechſelten in den Tag- und Nachtwachen ab; Petřik legte ſeine lärmende Arbeit inzwiſchen bei Seite, damit Bohuſlaw vollkommen Ruhe genießen könne.

Agnes verweilte die ganze Zeit über auf Burg Okor bei ihrem Onkel, eine beklemmende Sehnſucht bemächtigte ſich ihres Herzens immer mehr und mehr; es war ſchon lange her — und für die Sehnſucht der Liebe eine halbe Ewigkeit — daß ſie Bohuſlaw nicht geſehen, ja nicht einmal eine beſtimmte Nachricht von ihm oder über ihn erhalten hatte. Sie mußte ſich mit des Vaters kalter Botſchaft begnügen, daß Bohuſlaw geſund ſei. Die Arme welkte ſichtlich dahin, trübe Ahnungen durchwühlten ihr Herz und ihre Seele. „Er liebt mich nicht mehr, ſein Herz erkaltete vielleicht und erſtickte die heiße Liebe zu mir!" ſeufzte ſie, als ſie allein ſaß und Thränen rollten über ihre Wangen; „es iſt nicht möglich, daß er mich lieben könnte und meiner vergäße!" — Sie wußte nicht, daß ſich Bohuſlaw in Todesgefahr befinde. Der Vater verſchwieg es ihr abſichtlich, in der Furcht, ſie möchte herbeieilen, ihn zu ſehen und zu tröſten; und ſeine Abſicht war, es dahin zu bringen, daß die beiden Liebenden ſich nicht wiederſehen. Und Petřik? Der vergaß vor Sorge und Leid, ihr eine Nachricht von Bohuſlaw zu geben. Endlich kam ein ihr unbekannter Bote, der die Gelegenheit benützte, als ſie allein war, und ihr berichtete: „Edle Jungfrau! Euer und Eueres Vaters guter und aufrichtiger Freund ſendet mich mit einer Botſchaft an Euch und bedauert, daß ſie keine freudige iſt."

„Um Gott! was iſt geſchehen?" fragte Agnes erſchrocken; „wen betrifft die unerquickliche Nachricht?"

„Eueren Bräutigam."

„Bohuſlaw?" rief ſie aus und ihr Ohr und Auge hing an dem Munde des Boten.

„Von dem Augenblicke an, daß Ihr Prag verließt, edle Jungfrau, verſank Bohuſlaw in ein ſchändliches, ſittenloſes Leben."

„Bohuſlaw? — Ihr lügt!"

Der Bote zuckte unterthänig die Achſeln und redete weiter: „Um ſich ein wenig zu zerſtreuen und ſeine Sehnſucht

Digitized by Google

nach Euch zu bekämpfen, ſchloß er ſich einer luſtigen Geſellſchaft an, welche unſittlichen Späßen, verderblicher Zügelloſigkeit und ſchändlicher Unzucht fröhnt, weshalb er die verworfenſten Kneipen beſuchte. Bei einer ſolchen Gelegenheit ward Bohuſlaw in böſe Händel verwickelt und verwundet. Jetzt hält er ſich bei einem gewiſſen Freunde geheimnißvoll verborgen und wartet bis ſeine Wunde geheilt iſt."

„Heiliger Gott!" rief Agnes in Todesangſt.

„Dies, edle Jungfrau, ſoll ich Euch deshalb melden, daß Ihr anderweitigen Gerüchten über Eueren Bräutigam keinen Glauben beimeſſen möchtet. Bohuſlaw's Krankheit iſt nicht gefährlich; die Wunde iſt nur leicht. Freilich konnte ihm dieſe Zügelloſigkeit die Ungnade des Königs zuziehen und ſeine ganze Zukunft verderben, die ſich ſo glänzend vor ihm eröffnete. Euere Freunde, die mich mit dieſer Botſchaft an Euch beauftragten, hoffen zwar, daß ſich dieſer Vorfall gewiſſermaßen beilegen oder wenigſtens ſo drehen laſſen werde, daß er keine üblen Folgen nach ſich zieht. Die Bürger, die über Schutz und Ordnung der Stadt wachen, hatten ihn um Mitternacht wegen dieſer Balgerei im Wirthshauſe im betrunkenen Zuſtand ergriffen und fortgeführt; ſie ſind gutmüthige, billigdenkende Männer und werden, ſo weit es in ihrer Macht ſteht, nicht das Verderben des Jünglings wollen, der Schwiegerſohn des geſtrengen Bürgermeiſters von Prag werden ſoll; ja ſie werden im Gegentheil trachten, ihm zu nützen und ihn in des Königs Gunſt und Gnade zu erhalten. Darum, edle Jungfrau, ſollet Ihr ohne Sorge ſein und Euch mit der Hoffnung tröſten, daß Alles noch gut enden werde."

An demſelben Tage, an dem der Bote Agnes die verläumderiſche Nachricht hinterbrachte, hatte ihr Vater, der Bürgermeiſter der Altſtadt Prags, eine geheime Unterredung mit Wlk, ſeinem Nachbar. Rokycan war ſehr beunruhigt, daß ihr Plan ſo ſchlecht gelang. Wlk ſaß, wie in Gedanken vertieft, zuweilen einen giftigen Blick auf den Bürgermeiſter werfend, der unruhig und verdrießlich im Gemach auf und abſchritt. — „Wenn es mir hier nicht um den Kopf ginge," ſagte Wlk im Geiſte zu ſich, „ſo möchte ich Dich in's Verderben ſtürzen, Du ſtolzer Bürgermeiſter, der Du mich früher unter dem Mantel des Geſetzes verfolgteſt und mir hinderlich warſt, als ich mich darum bewarb, in den Stadtrath aufgenommen zu werden, und mich von Deiner Höhe herab zurückwieſeſt, als wäre ich ein Quackſalber, ein Pfeifer oder Komödiant! Du müßteſt mir ſchwer dafür büßen; der öffentlichen Schmach würdeſt Du preisgegeben und nicht einmal der neugebackene Ritter von Okoř, Dein Bruder, könnte Dich retten. O, daß ich's nicht vollbringen darf! Die ſüßeſte Rache wäre es meinem Herzen!" In ſeiner fernern Betrachtung ſtörte ihn der Bürgermeiſter, der vor ihm ſtehen blieb. „Es bleibt Euch nichts anderes übrig," ſagte er, „als irgendwie zu vermitteln, daß jene zwei Kerle aus dem Gefängniß brechen und entfliehen."

Wlk nickte ſchweigend.

„Die Schriften habt Ihr?"

„Ja," erwiderte der Gefragte; „was würde es uns aber nützen, wenn wir ſie auch vernichten? Der ſtumme Jaromir lebt, um ſie nochmals aufzuſchmieren."

„Das ſoll ſpäter unſere Sorge ſein; andere Dinge gehen vor," ſagte Rokycan und ging von Neuem durch das Zimmer. „O, verdammt ſei der Augenblick, in dem ich mich dieſen Mördern überlieferte!" haderte er in Gedanken mit ſich ſelbſt, worauf er, um ſein Gewiſſen ein wenig zu beruhigen, fortfuhr: „Freilich handelte es ſich da um das Glück meiner einzigen Tochter, die ohne mein Wiſſen einem der dreiſten Bürſchlein gefiel, der nichts ſein eigen nennt als Leib und Seele, und eine unverſchämte Frechheit. Hätte ſich der eigenſinnige Alte nicht hineingemiſcht, würde ich das Bürſchlein gehörig abgewieſen und durch ſeine Rechnung einen Strich gemacht haben. Jetzt iſt es ſchon mit großen, ja gefährlichen Schwierigkeiten verbunden."

„Ihr habt eben, Freund, erwähnt, daß man den zwei Kerlen aus dem Gefängniſſe helfen ſollte," meldete ſich Wlk nach ziemlich langem Schweigen; „was geſchieht aber mit Peter Tyrk?"

Rokycan erwiderte achſelzuckend: „Der iſt angeklagt, ſich in tödtlichen Kampf eingelaſſen zu haben."

„Hm! er könnte aber leicht plaudern und Alles verrathen," meinte Wlk.

„Es ſtehen ihm zwei Wege offen: entweder Verbannung aus der Stadt, oder die Moldau," war die kalte Antwort des Bürgermeiſters.

Wlk gab durch ein Kopfnicken zu erkennen, daß er einverſtanden ſei. „Und der Stumme? und Euer bevorſtehender Schwiegerſohn? und der kecke, rohe Schildmacher? wie ſteht's denn mit denen aus?" warf er in kurzen Unterbrechungen hin.

Der Bürgermeiſter faltete unwillig die Stirne; doch als er aus Wlk's höhniſchem Blick erkannte, daß es jenem nur Freude bereite, zwang er ſich zu einem Lächeln, als er erwiderte: „Der Stumme iſt ſtumm und ehe er das andere Alles auf dem Papiere aufmalt, ſind die zwei Kerle ſchon in Freiheit; und Bohuſlaw," ſetzte er langſam und nachträglich bei, „der ringt zwiſchen Leben und Tod und wird uns ſchwerlich mehr hinderlich werden. Und betreffs des alten Narren, des Schülers des hl. Lukas, der wird ohne Bohuſlaw nicht zur Klage ſchreiten, und überdies iſt König Karl ſelbſt in ſichtbarer Gefahr." Dieſe letzten Worte begleitete er mit einem Gefühle von Mitleid.

„Ah richtig!" ſagte Wlk, „über unſere Angelegenheiten vergaßen wir beinahe den König. Man ſagt, er ſei vergiftet? Wie iſt das geſchehen? Wer hängt denn eigentlich darin? Ihr als Bürgermeiſter werdet doch etwas Erheblicheres davon wiſſen."

„Bisher," war Rokycan's Antwort, „weiß man nur ſoviel, daß zwei Köche des Königs in Verdacht ſind und auch ſchon eingezogen wurden."

Sie brachten noch eine hübſche Zeit in Berathung hin, wie Prokop und Jenik, die in jener Nacht, in welcher Bohuſlaw von Jaroſch in die luſtige Geſellſchaft

Digitized by Google

eingeführt wurde, ergriffen worden waren, zu befreien seien.

Zwei Tage waren noch seit jener Unterredung verflossen. Prokop und Jenik waren glücklich aus dem Gefängniß entflohen, und dem Peter Tyrk wurde der Ausspruch des Gerichtes eröffnet, der beiläufig lautete: „Der Bürgermeister und Rath der Altstadt Prag erachteten es Wege Rechtens, daß Peter, genannt Tyrk, angeklagt: die Hand Fridusch's abgeschlagen zu haben, ob dieser That sich genügend zu rechtfertigen oder im Wege des Stäubens die Stadt Prag zu verlassen habe und es nicht wage, ihr auf vier Meilen im Umkreise zu nahen ꝛc."

Peter Tyrk, von Wut eingeschüchtert, unterwarf sich Allem, was sein Leben retten konnte. Das Urtheil ward noch an diesem Tage vollzogen.

Inzwischen das leichtsinnige Bürgersöhnchen von dem Gerichtsdiener und einigen Stadtbewaffneten vor das Weichbild Prags geführt wurde, saßen seine unseligen Verführer Prokop und Jenik in dem Keller der Schänke „zum lustigen Affen" eifrig bemüht, sich der schweren Ketten zu entledigen, mit denen sie aus dem Kerker geflohen waren und die sie noch an den Füßen hatten. Eine ziemliche Weile schon plagten sie sich mit Feilen und Schlagen, ohne etwas zu bewirken. Daß sie diese Art der Unterhaltung schon tüchtig verdroß, erhellte aus den Flüchen, die sie in kurzen Unterbrechungen ausstießen. Prokop warf endlich Feile und Hammer bei Seite und rief: „Zum Teufel mit dem verfluchten Hund von einem Schmiede! Die Pest sollte ihn erstickt haben, als er so starke Ketten zu machen anfing!"

Jenik, der gewöhnlich kleinlaut war, stimmte ihm mit einem Tone bei, der eher einem Röchelu als etwas Anderem glich; worauf er das Instrument bei Seite warf und den Becher ergriff, der mit überaus saurem Weine gefüllt war und ihn auf einen Zug leerte. „Ha, sause nur, schäbiger Hund!" schrie ihn Prokop erbost an, „und laß' mich da abmatten! Nur Deine verdammte Nachlässigkeit ist schuld, daß ich mich da blutig rackern und schinden muß. Der Teufel in Dich! Zwar bin ich jetzt wenigstens in Sicherheit, aber das Elend und die Noth, die ich in dem verdammten Loche ausgestanden! Das elende Nachtlager auf harter Erde oder auf Stücken feuchten, faulenden Stroh's! Ich will des Teufels sein und kein ehrbarer Diener mehr, wenn ich Dir's mit dem Stocke nicht einsalze, bis wir nach Hause kommen!"

Jenik warf einen giftigen Blick nach ihm und murmelte: „Ein ehrbarer Diener? Woher sollte der tolle Hund Ehre nehmen!"

„Doch, was nützt das Geschwätz!" brummte Prokop und begann wieder fleißig zu feilen. „Jetzt müssen wir vor Allem trachten, dem Stummen den Hals umzudrehen, ob's der alte Affe will oder nicht. Es ist mit uns ohnedies zuweit gekommen, als daß wir noch in der Stadt bleiben könnten. Zu allen Henkern damit!" schrie er plötzlich auf und warf den Hammer Jenik an den Kopf; „vielleicht habe ich mir den Fuß entzweigeschlagen."

Jenik taumelte betäubt zurück; der harte Schädel trotzte zwar dem starken Schlage, doch die Galle lief ihm über; zähneknirschend erhob er sich und ging, so gut es ihm die Ketten erlaubten, auf Prokop grimmig los. Dieser vergaß auf den Schmerz seiner Füße und wehrte sich mit aller Kraft. Obgleich Prokop der Stärkere war, schien sich der Sieg dennoch auf die Seite Jeniks zu neigen. Er biß ihn so mächtig in den Hals, daß er Gesicht und Hände schon ganz mit Blut besudelt hatte. Prokop wurde immer schwächer, bis er endlich nach Athem ringend zur Erde sank und seinen Gegner mit sich zog.

Da erschallte plötzlich ein furchtbares Geschrei und zwei kräftige Hände suchten die Beiden zu trennen. „Werdet Ihr auseinander gehen, verfluchte Kerle?" rief eine Stimme. „Wollt Ihr Euch hier todtschlagen und mich dadurch in den Kerker oder gar in Lebensgefahr bringen? Gleich auseinander, sonst rufe ich die Wache und lasse Euch wieder dorthin bringen, woher ihr entronnen seid, Ihr Taugenichtse!" Um seinen Worten Nachdruck zu verleihen, puffte er sie einigemale mit der Faust. Jenik ließ endlich los und stand brummend und die Zähne fletschend auf.

„Und Du, Prokop, balgst Dich mit einem Kerl, der Dein Sklave ist?" fuhr der Wirth staunend fort. „Ei, Potz Tausend! wie siehst Du denn aus? Ist das ein Blut, als ob Du ein Schwein abgestochen hättest! — Steh' auf, Prokop, um ein Bißchen Blut ist's nicht so arg; Deine Bärenhaut verträgt schon was und ein Paar Schrammen schaden auch nichts und was anderes ist's nicht. Und Du Bengel," wandte er sich an Jenik, der beständig zwischen den Zähnen murmelte und giftige Blicke auf Prokop sprühte, „Du hast's gewagt, die Hand gegen ihn zu erheben? Du fürchtest nicht, daß —"

„Ich fürchten!" schnitt ihm Jenik höhnisch die Rede ab, „hätte Dich der Teufel nicht hergeritten, so hätte ich ihn erwürgt."

„Und Dich dann auf den Galgen gebracht!" sagte der Wirth. „Doch, jetzt laßt die Dummheiten und seht, daß Ihr Euch dieses eisernen Schmuckes entledigt; es werden zwei Herren herkommen, die gerne mit Euch sprechen möchten."

Mit diesen Worten entfernte er sich; er traute jedoch nicht recht, daß die auf diese Art hergestellte Ruhe von Dauer sein könne. Nach kurzem Nachdenken wandte er sich um und sagte zu Prokop: „Ich denke, Prokop, es wäre am besten, Du gingest mit mir; in einer Kammer, in die keine lebende Seele kommt, werde ich Dir die Wunde verbinden und das Eisen abschlagen helfen. Diesen Lotterbuben," flüsterte er, indem er flüchtig auf Jenik zeigte, „laß' hier im Keller; zögere nicht und komm', daß die Herren oben auf Dich nicht lange warten müssen. Und Du, Vogelscheuche," sagte er zu Jenik, „bleib' hübsch ruhig hier, ich will Dir eine Pinte dieses köstlichen Getränkes schicken oder sie lieber selbst bringen; für Deine Kehle und Deinen elenden Magen ist das Gesäufe noch zu gut; zahlen wirst Du ohnedies nicht, d'rum sei zufrieden mit dem, was Du kriegst; daß ich Dir einen

Digitized by Google

gefunden Wein ſchänke, davon kannſt Du ſchon überzeugt ſein!"

Jenik nickte verdrießlich und nahm, ohne die Augen zu erheben, den zinnernen Krug, deſſen Reſt er geleert hatte und warf ihn dem Wirth vor die Füße, worauf er wieder zu ſägen anfing. Als der Wirth mit Prokop eben die hohen Stufen hinaufgehen wollte, kam Wlk mit ſeinem jungen Neffen Jaroſch herab.

„Ubljš," ſagte der ältere Wlk, als er ſah, daß der Wirth an kein Weggeben dachte, ſondern neugierig daſtand; „ich ſehe ein leeres Gefäß in Deiner dienſtfertigen Hand, darum mach', daß Du braven Leuten eine Erfriſchung bringſt; — hörſt Du?"

Der Wirth entfernte ſich und murmelte verdrießlich: „Ich wollte, Euch Alle träfe der Donner wie den Ritter von Berchtoldic; dann könnte ich wenigſtens frei athmen."

Als die Schritte des neugierigen Wirthes verhallt waren und Wlk die Ueberzeugung gewann, daß ſich Niemand in dem Keller vorfand, der ein unberufener Zeuge ihrer Unterredung werden konnte, ſetzte er ſich auf ein leeres, umgeſtürztes Faß und bedeutete Prokop und Jenik, denen es endlich gelungen war, die Feſſeln von ſich abzuwerfen, ein wenig näher zu treten. „Hört, meine Lieben," ſagte er; „weil alle Mittel fehlgeſchlagen, die wir ergriffen und zwar durch Deine Schuld, Prokop —"

„Schiebt die Schuld nicht auf mich," fiel ihm dieſer ärgerlich in die Rede; „jenes Herrchen" — dabei zeigte er auf Jaroſch — „iſt an Allem Schuld, weil er Bohuſlaw, den vorwitzigen Knaben, nicht beſſer in den Augen behielt, als er ihn bei der Narrengeſellſchaft der Eſel einführte; Alles wäre ſonſt gelungen, wie ſich's gebührt."

„Nein! nein! Freund Prokop," entgegnete Wlk, „damit vermagſt Du Dich nicht auszureden; Dein iſt die Schuld, nicht meines Neffen, der mit ſeinem Scharfſinne Alles ſo herrlich erſann und vorbereitet hatte; daß es nicht gelang, kann nicht ihm zur Laſt gelegt werden, er that, was ſeine Aufgabe war. Wer hat Dich aber geheißen, dieſem verfluchten leichtſinnigen Kerl Tyrk ein ſo wichtiges Geheimniß zu vertrauen?"

„Und wen ſollten wir dazu wählen?" ſagte Prokop; „wo einen flinken Kerl ſo bald finden, wie Peter Tyrk, deſſen Leben ſo ſchon an die Geſetze verwirkt war, dem es gleich ſein mußte, erſäuft oder gehängt zu werden? Uebrigens that er, was er ſollte. Wer Teufel ſollte denn glauben, daß der Stumme nach ſo langjähriger Einkerkerung noch ſo viel Muth haben werde! Er hat ja wie Eſpenlaub gezittert, wenn er unverſehens Einen von uns ſah, ſo daß wir mit ihm thun konnten, was uns beliebte."

„Eben darum war es gefehlt," belehrte ihn Wlk; „Du hätteſt es ſelbſt ausführen oder dem Jenik überlaſſen ſollen und keineswegs dieſem leidenſchaftlichen Spieler, vor dem Jaromir keine Furcht hatte und der ſo dumm war, ſich den Leuchter in's Geſicht ſchmeißen zu laſſen."

„Laßt's gut ſein, Herr Wlk," erwiderte Prokop mit kaltem Hohne; „dem Menſchen läuft oft was der Quere, ohne daß er es ahnt; Ihr hieltet den Affen am Kettlein und er lief Euch doch davon."

„Genug! ſchon genug!" ſchrie ihn Wlk an und warf ihm einen zürnenden Blick zu, wobei er ſich mit der Hand über das Geſicht fuhr, das noch ſtarke Spuren von jenem Scharmützel mit dem Affen zur Schau trug. „Laſſen wir den eitlen Streit," fügte er beſänftigter hinzu, „ich werde Dir keine weiteren Vorwürfe machen, es wäre unklug von mir und möchte mehr ſchaden als nützen; ſei ohne Sorgen, Du hörſt kein einziges verweiſendes Wörtlein von mir, nein, nein — — Ach, du mein lieber Gott! was geht denn mit mir vor? — Wo bin ich?" fragte er nach einigen Augenblicken mit ängſtlich zitternder Stimme. „Alles dreht ſich um mich her — es jagt ſo wild durch meinen Kopf — eine Eiskälte ergreift mich; als griffe der Tod nach mir, ſo ſchauert es durch meine Adern und — nein, nein! Gott ſei mir gnädig! ruft meine Tochter — das unſchuldige Täubchen — meine fromme Ludmilla, ſie ſoll für mich beten, gleich für mich beten und recht ſchnell und andächtig. — Nicht in die Hölle will ich — nein! nein! nicht in die Hölle!" Und mit überaus gräßlichem Augenverdrehen fuhr er murmelnd fort: „Ach, ich glaube ja an Alles — an Alles — an Gott, an Chriſtum, an die heilige Jungfrau und alle Heiligen und Martyrer, die waren, ſind und ſein werden!"

„Aber Oheim!" rief Jaroſch mit Staunen, „ermannt Euch; was iſt Euch, was geht mit Euch vor?"

Prokop und Jenik blickten mit Schrecken auf das ſoderbare Gebahren des Greiſes; ja es fing ihnen zu grauen an. Es währte einige Minuten, ehe Wlk erwidern konnte. „Nichts fehlt mir, nichts," ſagte er mit leiſer, beinahe liſpelnder Stimme, „gar nichts fehlt mir, lieber Junge; ich bin ja nicht krank und auch nicht betrunken. Ja — was wollte ich denn ſagen?"

„Von dem Stummen," erinnerte ihn Jaroſch.

„Ach, ja, haſt Recht, von Jaromir — von Zdenko von Be—"

„Schweigt!" unterbrach ihn Prokop rauh. „Nennt Niemanden!"

„Nein, nein, um Gottes Barmherzigkeit! ich werde Niemanden nennen!" rief der Alte und ſprang entſetzt auf. „Habe ich Jemanden genannt? Ich habe nichts genannt — kein Wort habe ich geredet — nein, nein!" Und wieder ſank er wie bewußtlos zurück; im Augenblicke ſprangen Alle auf ihn zu, um ihn zu faſſen.

„Ruft den Wirth!" ſagte Jaroſch drängend, „er ſoll Wein bringen; oder helft mir den Alten auf die friſche Luft tragen. Schnell, kommt!"

Sie wollten ſeinem Wunſche willfahren; da kam der Greis jedoch wieder zu ſich und flüſterte: „Laßt mich, wohin wollt Ihr mich ſchleppen? Ich bin nicht mehr matt — es iſt mir nichts mehr." In einigen Augenblicken hatte er ſich wieder ſo weit erholt, um von den Angelegenheiten, um derenwillen er gekommen war, reden und ſeine Gedanken ihnen

Digitized by Google

mittheilen zu können. „Ich habe erfahren," ſagte er mit leiſer Stimme, „daß Bohuſlaw jeden Abend mit dem Stummen in der Nähe von Petrik's Thurme, nahe bei der Moldau, zur Erholung herumgehe. Bohuſlaw iſt eben nach der Krankheit und daher ſehr ſchwach, ſo daß gar nicht daran zu denken iſt, er werde ſich mit Vortheil zur Wehre ſetzen. Ueberdies iſt es gar nicht nöthig, ſich in einen Kampf mit ihm einzulaſſen. Einige Schüße aus dem Gebüſche, gut gezielt — doch raſch müßte es geſchehen — ohne Aufſchub; Ihr verſteht wol? Es iſt hohe Zeit: wir dürfen nicht zulaſſen, daß der Stumme noch einmal ſeine ſchwarze Schmiererei aufmale. Er muß verderben und mit ihm Alle, die um das Geheimniß wiſſen. Nur raſch — vergeßt nicht — raſch muß es ſein, wenn nicht das Verderben ſich gegen uns kehren ſoll!"

„Was das betrifft," erwiderte Prokop, „da ſeid außer Sorgen; ſucht uns nur die nöthige Wehr zu verſchaffen, denn wir ſind eben, wie Ihr ſeht, mit nichts anderem verſehen, als mit dieſen verfluchten Ketten, mit denen wir durch die Straße nicht Putz machen können."

„Ja, ja, Ihr kriegt die nöthigen Boten des Todes," flüſterte der Greis, deſſen Stimme immer ſchwächer wurde; „Ihr kriegt's alle, ich hab' ihrer genug, für Alle genug. — Ha, öffnet das Fenſter! ſchnell, das Fenſter!" rief er nach kurzem Schweigen barſch. „Luft! freie Luft! Ich verbrenne! Mein Körper iſt lauter Feuer! Reicht mir zu trinken! Waſſer — Wein — zu trinken!"

„Die große geiſtige Anſtrengung hat Euch vielleicht zu ſehr aufgeregt, lieber Vetter," tröſtete ihn Jaroſch; „könnt Ihr Euch vielleicht nicht ſogleich nach Hauſe begeben, ſo legt Euch auf dieſes Stroh und ruht ein wenig aus, Ihr werdet dadurch zu neuer Kraft kommen. Kommt, folgt."

„Ich bin ſtark genug," ſtöhnte der Greis mit ungeheurer Anſtrengung. „Ich bin nicht ſchwach — nicht ſchwach. Meine Natur iſt feſt — ſehr feſt, dies ſagte mir mein Arzt mehr als einmal; ich werde, ich will noch nicht ſterben! Ludmilla — mein theueres Kind! knie und bete für mich! Biſt ein gutes, frommes Kind, Gott wird Dich erhören — er iſt voll Huld und Gnade!" Mit dieſen in Verzweiflung ausgeſtoßenen Worten raffte er ſich entſetzt von dem feuchten Stroh empor, auf das ihn Jaroſch, ohne auf ſein Sträuben zu achten, beinahe mit Gewalt gebracht hatte. Prokop war inzwiſchen hinaufgegangen, um den Wirth zu ſuchen. Doch als Einer, der dem Thurme entronnen, durfte er ſich nicht öffentlich zeigen und deshalb ſtahl er ſich leiſe wie eine Katze durch die abgelegenen Gänge und Winkel, bis er zum Bierkeller ſchlich, wo er in dem Falle, den Wirth nicht zu finden, auf ihn zu warten beſchloß. Bald vernahm er wirklich Schritte und die heiſere Stimme des Wirthes, der im Geſpräche mit der Magd nahte. Prokop drückte ſich, als er bemerkte, daß der Wirth nicht allein ſei, zur Seite, wo ihn die Vorübergehenden, obgleich ſie hart an ihm vorbeiſtreiften, nicht beachteten.

„Hörſt, Marko!" ſagte der Wirth flüſternd, „gleich, wie ſich die Gäſte niederlegen, ſpringſt Du zu ihm, hörſt? er möchte kommen und einige handfeſte Burſche und ſtarke Ketten mit ſich nehmen, es ſind das zwei verwegene Kerle, die nicht einmal den Gehörnten fürchten. Ich werde Gott danken und will bei St. Gallus eine Kerze weihen — ja, das thu' ich — wenn ich mich dieſer gefährlichen Schinder entledige; hörſt, Marko?"

„Gut, gut!" verſetzte die Magd und ging Bier abzapfen; der Wirth kehrte in die Schänke zurück.

„Das iſt Verrath!" dachte Prokop, „der auf mich und Jenik zielt. Soll ich die Botin oder den Vierſchrötigen früher in die Hölle ſenden? Vor Allem brauch' ich eine Waffe und die muß Wlk herſchaffen." Darauf entfernte er ſich wieder ſo vorſichtig, als er herangeſchlichen war und betrat den Keller. Schon von ferne ächzte ihm die klägliche Stimme Wlk's entgegen, der ſich vor Schmerzen wand. Im Keller war es finſter und Jaroſch rief eben um Licht.

„Biſt Du es, Uhljř?" ſagte er, indem er dafür hielt, der Wirth komme über die Stiegen herab. „Bring' Licht und ſchicke um den Arzt, doch ſchnell, ſchnell!"

„Macht keinen Lärm," übertönte ihn Prokop, „ſonſt verrathet Ihr unſern Schlupfwinkel, wir ſind ſo ſchon von Feinden entdeckt."

„Nur Licht her! Der Alte ſtirbt!"

„Er wird auch im Finſtern in die Hölle treffen," brauſte Prokop auf und tappte ſich an den Kranken heran.

„Bleibt bei ihm," bat Jaroſch mit ängſtlicher Stimme, „ich will um Licht ſpringen." Und ehe ihm noch Prokop darauf zu antworten vermochte, eilte er ſchon ſo ſchnell hinauf, als ihm die Finſterniß geſtattete.

„Ei, bei allen tauſend Teufeln! Was macht Ihr denn für Dummheiten, alter Sünder?" ſchnauzte der erzürnte Prokop den Wlk an.

„Bringt mir einen Prieſter — ſchnell, daß ich beichten kann, welche Verträge ich mit dem Böſen hatte!" rief der Greis mit ziſchender Stimme und wand ſich ſchauerlich auf dem Stroh.

„Einen alten Teufel werd' ich Dir bringen, verſchimmelter Schurke!" erwiderte Prokop, „Du gelangſt ja auch ohne alle Hilfe zur Hölle."

„Einen Prieſter! einen Prieſter!" ſchrie der Kranke ſo ſchauerlich, daß es Mark und Bein erſchütterte. „Schnell! den Pater Ambros! — Ludmilla! verberge das Geld! — Der verdammte Affe beißt — er nagt ſo ſcharf, wie Anfangs mein Gewiſſen nagte; dann aber ließ es nach. — O, die Gewohnheit wirkt viel! Ach, Ihr ſeid da, hochwürdiger Herr? So hört denn, was ich Euch ſage — Ludmilla! warum biſt Du ſo ungehorſam? verbirg das Geld und verſperre es — ich will nicht beſtohlen werden, nicht beſtohlen! Ei, ei, junges Herrchen, was lacht Ihr, daß mich der Affe verwundet? — und das Töchterlein des Bürgermeiſters auch? — Nun, wartet nur, ich will Euch eine Hochzeit bereiten — eine furchtbare Hochzeit! — Ja, lacht nur, lacht! Ich habe Euch in Nichts — nicht im Geringſten je beleidigt; jetzt aber

Digitized by Google

will ich auf Euch zwei Bluthunde hetzen — ja, hetzen — und auch mein eigenes Gebiß in Euer Fleisch ſchlagen — und dann ſtoße ich Euch zur Seite, wie ſchäbige Hunde. — Ach — ach! — einen Prieſter! Ludmilla! Jaroſch! ſchnell, eh' es zu ſpät wird."

„Die Zeit verrinnt und die Gefahr wird immer größer; wir dürfen hier nicht zögern," dachte Prokop — „mit dieſem alten Narren läßt ſich ſo kein geſcheidtes Wort reden. He, Jenik," rief er, „wo biſt Du? Taugenichts! Komm' ſchnell, wir müſſen fort!"

Nach dieſen Worten wandte er ſich um, um den Keller zu verlaſſen; doch in dem Augenblicke, als er den Fuß über die Schwelle ſetzte, ſprang Jenik auf ihn los und ſtieß ihm das Meſſer in die Kehle. Mit einem durchdringenden Schrei, dem ein ſchauerliches Röcheln folgte, ſank er zu Tode getroffen auf das Stroh neben Wlk, der ſich phantaſirend hin und her warf.

„Ach, ſeid Ihr ſchon da, geiſtlicher Vater," murmelte Wlk, ſich zu Prokop wendend, „ich muß meine Sünden bekennen und ihre Zahl iſt groß, ungeheuer groß; doch Gott iſt gnädig, barmherzig — was ſagt Ihr, geiſtlicher Vater?" — Prokop röchelte ſchwer. — „Ja, ja, wie Ihr wollt, Euer Wille geſchehe," ſagte Wlk darauf; „doch, wie ſoll ich es thun? wie es beginnen?"

Prokop ermannte ſich ein wenig und wandte vergebens alle ſeine Kraft an, um aufzuſtehen, denn kaum, daß er ſich ein Bischen erhob, ſank er wieder mit ſchauerlichem Röcheln auf das blutbefleckte Stroh zurück. Wlk ſtieß in ſeiner Verwirrung beſtändig Worte aus; vor ſeine Seele trat die Vergangenheit mit allen den Ränken und Schandthaten, die er verübt. „Ja, ja" — ächzte er — „ich hatt' es und braute ein Salblein, welches die Hand vor'm Verbrennen bewahrte und habe viel damit verdient, ſehr viel. Ludmillchen — hier ſind die Schlüſſel, verſperre Alles — auch die Schrift, die Zdeněk oder Jaromir aufgemalt. Ha, Herr Bürgermeiſter!" ſchrie er plötzlich auf, „Ihr könnt nicht als Kläger gegen mich auftreten! Es ich ſchon lange her — etwa zwölf Jahre — er iſt zu angeſehen — das landesherrliche Gericht kann ihn nicht verurtheilen — König Karl kann nicht — — der Stamm Bechyn iſt ſterblich, er erloſch — was wollt Ihr? Die von Beneſch haben ihn beerbt! — Ha, ſieh' mich nicht mit ſo durchbohrendem Blicke an, Alter! warum zeigſt Du auf den verſtümmelten Sohn? Dein Stamm iſt ausgeſtorben — Dein Schild gebrochen am Grabe — der letzte Herr von Bechyn — ha, Zdenko, wie zuckt Deine Zunge — ah — ein furchtbarer Schrei! — Raſch, raſch, Henker Jenik, reiße ſie mit dem ſcharfen Eiſen heraus, daß er ſeinen Räuber nicht nennen kann! — und Du halte ihn feſt, Prokop, treuer Diener Deines Herrn, halte ihn feſt — ha, mich würge nicht! mich nicht!"

Prokop, der ſeinen Namen nennen hörte, kämpfte die Mattigkeit nieder und nahm den Reſt ſeiner Kraft zuſammen, ſtürzte ſich auf den Greis und drückte ihm den Daumen krampfhaft an die Kehle. Es folgte ein ſchrecklicher Kampf; Wlk wehrte ſich verzweifelt. Durch den finſtern Keller zog ein zweifaches Todesröcheln und das dumpfe Raſcheln des feuchten, blutigen Stroh's. Bald darauf eilte, beinahe athemlos, Jaroſch mit dem Wirthe herbei, denen zwei Diener folgten, um den kranken Wlk nach Hauſe zu tragen. Als ſie in den Keller und vor das elende Lager traten, ſprangen ſie entſetzt vor dem Anblicke zurück. Wlk lag auf Prokop's Leichnam und große, blaue Flecken waren an ihm zu bemerken. Als ſie dieſes ſichere Zeichen der Peſt wahrnahmen, die ſchon einige Tage zuvor in Prag ſich gezeigt hatte und „der ſchwarze Tod" hieß, liefen Jaroſch, der Wirth und die mit ihnen gekommenen Diener mit lautem Angſtgeſchrei aus dem Keller. „Die Peſt in meinem Hauſe!" jammerte der Wirth, die Thüre ſchnell zuſchlagend, „der ſchwarze Tod!" In dieſem Augenblick erſchien eine Amtsperſon, um welche der Wirth die Magd eilig geſchickt hatte; als der Beamte die erſchütternde Nachricht vernahm, befahl er einen erfahrenen Arzt zu rufen. In aller Schnelle holte man den damals berühmten Balthaſar von Domažlic. Dieſer kam unverzüglich und gleich darauf ſollte zur Unterſuchung der Leichname geſchritten werden. Voran gingen zwei Männer mit brennenden Fackeln; der Wirth trug ein Rauchfaß mit glühenden Kohlen gefüllt, und zuweilen ſtarkriechendes Gewürz auf dieſelben ſtreuend, räucherte er, um die Luft zu reinigen. In den Keller ſelbſt jedoch gingen ſie nicht, ſondern öffneten blos die Thüre, worauf ſie mit den ſchimmernden Fackeln hineinleuchteten. Meiſter Balthaſar ſtand an der Schwelle, reckte den Hals empor und wälzte ſehr gelehrt die Augen auf die Peſtopfer, die auf dem Stroh lagen. „Ja, ja, pestis asiatica!" rief er dann aus und zog ſich ſchnell bis auf die erſte Stufe zurück. „Man kann die bubones ſchon vom weiten erblicken, die deutlichſten symptomata des ſchwarzen Todes!"

Dieſen Augenblick wollte Jenik, der mit den Leichen im Keller zurückgeblieben war, benützen und eilte gegen die Thüre, um ſich dieſer ſchauerlichen Geſellſchaft zu entſchlagen. Alle ſchrien vor Grauſen auf, als ob ihnen ein Geſpenſt erſchiene.

„Macht zu!" rief der Beamte.

„Pestis est!" ſchrie Magiſter Balthaſar und floh die Stiege hinauf. Der Wirth hatte zu thun, um die Thüre zuzuſchlagen, denn Jenik klammerte ſich in Todesangſt an dieſelbe und wollte ſich mit Gewalt durch ſie drücken.

„Der Keller muß vermauert werden!" ſagte der Beamte, „zuvor aber nach der Verordnung Magiſter Balthaſar's auf den Stiegen Stroh geſtreut und daſſelbe angezündet werden zur Reinigung der Luft." Dies geſchah; im Augenblicke kniſterte die Flamme mit dickem Rauch vermiſcht, und aus dem Keller ſtöhnte das ſchauervolle Jammern des eingeſchloſſenen Jenik, der in Verzweiflung mit aller Kraft an die Thüre ſchlug. Jetzt kamen die Maurer, um den Keller mit dem ſchwarzen Tode zu vermauern. „Um Gottes Barmherzigkeit willen! Leute, erbarmt Euch meiner! ich lebe und bin geſund! Laßt mich aus dem Grabe, in das Ihr mich

Digitized by Google

lebendig verdammt!" ertönte schauerlich Jenik's Stimme. Er jammerte, flehte, schlug an die Thüre, fluchte, daß es Grauſen erregte und den Maurern ſich die Haare ſträubten. Der Befehl lautete ſtreng, ſie mußten in ihrer Arbeit fortfahren, die ſie auch um ſo eifriger betrieben, als ſie grauenerregend und durch die Nähe der von der Peſt dahingerafften Körper auch gefährlich war. Und je weiter die Arbeit fortſchritt, deſto düſterer ſchallte Jenik's verzweifeltes Geſchrei; und als die Mauer vollendet war, klang ſeine Stimme wie ein ſchauerliches, unterirdiſches Aechzen. An dieſem Abende fand ſich „beim luſtigen Affen" nicht ein einziger Gaſt ein, ſo ſchnell hatte ſich der Grund von dem Vermauern des Kellers verbreitet. Aus dem vermauerten Keller tönte noch am andern Tage düſteres Stöhnen, von Schluchzen und Seufzen begleitet. Am dritten Tage war nichts mehr zu hören. In derſelben Nacht ward der Prager Bürgermeiſter der Altſtadt durch ein plötzliches ſtarkes Pochen aus dem Schlafe geſagt. Darauf betrat Jaroſch deſſen Schlafzimmer. Faſt athemlos erzählte er den ganzen fürchterlichen Unfall und den Tod ſeines Oheims. Rokycan war bei dieſer Nachricht wie vom Blitz getroffen. Einen Augenblick ſtand er bewegungslos, dann ging er einigemale mit ſtarkem Schritt das Schlafzimmer auf und ab, warf ſich in einen Lehnſtuhl und ſeufzte tief auf. „Gütiger Gott!" jammerte er, „wolle nicht unſer ſtrenger Richter werden nach Deiner heiligen Gerechtigkeit, ſondern ein huldvoller Vater nach Deinem unendlichen Erbarmen!" Dann blickte er mit unendlicher Wehmuth auf den Jüngling und fuhr fort: „Jaroſch! Jaroſch! die Strafe himmliſcher Gerechtigkeit naht! Dein Oheim, der Mörder ſo vieler Familien, der Rathgeber alles Schlechten, der Räuber und Mörder des Zdènek von Bechyn —"

„Ja, der Mörder Zdènek's von Bechyn," entgegnete Jaroſch raſch, als der Bürgermeiſter in ſeiner Rede innehielt. — „Sein letzter Seufzer war: Zdènek von Bechyn! Von ihm redete er in ſeinem letzten Bewußtſein viel und enthüllte mir ein ſchauerliches Geheimniß."

„Um Gottes willen!" — fiel ihm Rokycan in die Rede, „was wißt Ihr?"

„Alles weiß ich! Alles!" verſetzte Jaroſch mit aufmerkſamem Blicke, um tiefer in das Geheimniß zu dringen, das ihm der ſterbende Wlk zur Hälfte enthüllt hatte. Er ſtellte ſich daher, als ob er gänzlich eingeweiht wäre und fuhr fort: „Der Oheim hat mir Alles eröffnet und mir die wichtigen Schriften, die ſich darauf beziehen, zugeſtellt. Es iſt nöthig, raſch zu handeln, um jeder bedrohenden Folge dieſes furchtbaren Geheimniſſes vorzubeugen, das Zweien allein nur bekannt iſt: Euch, Herr Bürgermeiſter und mir. Deshalb kam ich zu Euch, daß wir uns zuſammen berathen, zu welchem Ende es nöthig iſt, mich mit völligem Vertrauen zu beehren. Der Oheim hat mich zwar mit Allem bekannt gemacht, doch ſeine Ausſage war ſo unklar, daß ich ſie erſt mit Hilfe der Schriften des Stummen ordnen muß. Dazu iſt aber die Zeit zu kurz; raſch muß gehandelt werden, ſonſt mißlingt Alles und Ihr werdet unglücklich! Darum erzählt mir — um die Zeit nicht nutzlos zu vergeuden — in Kürze die Hauptſache des ganzen Bewandtniſſes mit dem Bechyner, deſſen Henker gewiſſermaßen mein Oheim geweſen."

„Zdènek," ſagte der Bürgermeiſter halblaut, beinahe in den Bart murmelnd, „der letzte Herr von Bechyn wurde durch den Neid und die Habgier ſeiner Verwandten für blödſinnig erklärt und, wie jener unglückliche Sohn des Ottakar, in eine entfernte feſte Burg, unter der Bewachung eines rohen, unbarmherzigen Menſchen, gebracht. Doch dieſe erfreuten ſich der Beute nicht lange. Die herrlichen Güter gefielen einem gewiſſen angeſehenen und mächtigen Herrn, deſſen Beſtreben dahin ging, ſie in ſeine Hände zu bekommen. Wlk, der von den Verwandten des armen Gefangenen für ſeinen Rath und Hilfe bedeutend größern Lohn erwartet hatte, als er erhielt, ergrimmte gegen dieſelben und brachte es durch Verdrehen der beſtehenden Geſetze ſo weit, daß die Güter der Herren von Bechyn an die Krone fielen und vom Könige dieſem mächtigen Herrn, als Belohnung ſeiner vielen und hohen Dienſte, geſchenkt wurden. Die Herren von Benesch verſuchten nun alles Mögliche, um wieder in den Beſitz der entriſſenen Beute zu kommen; ſie ſuchten auf jede nur erdenkliche Weiſe Zdènek's Wächter zur Auslieferung des Jünglings zu bewegen; doch dieſer war ſchon im Solde des neuen Herrn und behauptete: Zdènek ſei von einer gewöhnlichen Krankheit dahingerafft worden. Prokop (dies war ſein unmenſchlicher Wächter) hatte Anfangs im Sinne, Zdènek zu ermorden, um auch das letzte Hinderniß zu beſeitigen; doch jener mächtige Herr begehrte blos den ruhigen Beſitz der Güter, er verbot unter Lebensſtrafe, Zdènek an das Leben zu greifen. Wlk und ſeine Helfershelfer fürchteten aber doch, daß ihre ſchändlichen Ränke an's Tageslicht kämen und beraubten, um dieſem vorzubeugen, den armen Jüngling ſeiner Sprache, damit er ſich nicht Gerechtigkeit verſchaffen könnte, wenn ihm die Flucht vielleicht glücken möchte."

„Und jener mächtige Herr, wer iſt er?" fragte Jaroſch in geſpannteſter Neugierde.

Der Bürgermeiſter erwiderte langſam: „Sprich dieſen Namen nicht aus, oder, wenn Du ihn nicht weißt, ſo frage nicht darnach." Nach kurzem Stillſchweigen fuhr er mit bebender Stimme fort: „Ich habe mich eines großen Unrechts ſchuldig gemacht und muß trachten, die zürnende Gottheit zu verſöhnen, damit die furchtbare Strafe nicht auch mich erreiche, wie jene Unglücklichen. Thu' Buße, junger Mann; denn ein ſchwerer Theil der Schuld laſtet auf Deinem Gewiſſen."

Jaroſch lachte wild auf: „Nicht ſo, alter Herr! Auf dieſe Art ſchließt man bei uns nicht ab! Ich erbe den ganzen Reichthum meines Vetters, denn Ludmilla, das ſtille Täubchen, wird ihren Vater nicht überleben — ein übergroßer Schmerz bringt einen kranken Körper früh in's Grab. Und ſollte ich das Geld gutherzig fahren laſſen, oder in ewiger Angſt leben, daß der Stumme mit Hilfe Bohuſlaw's gegen mich auftritt und den reichen Antheil des Vetters mir entreißt? Nein, das wolle Gott nicht! Jetzt iſt's an

Digitized by Google

der Zeit, unſer letztes Hinderniß zu beſeitigen, jetzt, wo König Karl vergiftet im Sterben liegt, jetzt —"

„Es iſt nicht dem alſo," unterbrach ihn der Bürgermeiſter; „König Karl iſt ſchon geneſen. Es war kein bösartiges Gift, das ihm Beſchwerden verurſachte: es war ein Liebestrank, den ihm die Königin ſelbſt gereicht hatte, um den unausſprechlich geliebten Gemal noch inniger an ſich zu feſſeln. Der Trank war ſehr ſcharf, ſo, daß Karl davon erkrankte und man in den erſten Stunden glaubte, er ſei vergiftet. Ich möchte ſagen mit Zauberſchnelle kehrte die Geſundheit des guten Fürſten wieder, als er von der weinenden Königin erfuhr: die Liebe ſei die Urſache der vermeintlichen Vergiftung. Die Köche ſind wieder in Freiheit; doch einer andern Verſchwörung kam man auf die Spur, der Verſchwörung der Wälſchen zu einer gewaltſamen Befreiung des Tribuns Rienzi, der auf Raudnitz ſitzt. Der oberſte Landesrichter ließ deshalb vergangene Nacht einige wälſche Herren verhaften, anderen hingegen alle Schriften durchſuchen. Ja, auch beim Hofgoldſchmidt Benedetti wurde nachgeforſcht."

„Bei Benedetti?" jauchzte Jaroſch. „So erhält Bohuſlaw doch ſeinen Lohn; denn bei Benedetti muß eine Schrift aufgefunden werden, die wider ihn zeugt!"

„Gegen Bohuſlaw?" fragte der Bürgermeiſter mit Staunen.

„Ja, gegen Bohuſlaw, obgleich dieſer von nichts weiß. Mein Herr Vetter — Gott verleihe ihm ſelige Urſtänd! — und ich fädelten es ſo klug ein, daß die Verſchwörer, die in der langen Gaſſe beim „ſchwarzen Adler" unter der Erde in einer Kapelle zuſammenkamen, Bohuſlaw unter ihre erſten Helfershelfer zur Befreiung des Tribuns aufzeichneten. Jetzt wird ſein Name im Regiſter der Verſchwörer gefunden."

„Er wird, Gott ſei's geklagt, nicht gefunden!" ſagte der Bürgermeiſter. „Der König übergab alle Schriften der Verſchwörer ſeinem treuen Angelo, dem Arzt in der Heinrichsgaſſe."

„Da hat er freilich den Bock zum Gärtner und den Wolf zum Hirten gemacht!" lachte Jaroſch. „Der argliſtige Angelo war gewiß in den Plan ſeiner Landsleute eingeweiht."

„So ſcheint es," ſagte der Bürgermeiſter. „Ehe Ihr meine Schwelle betratet, war der Neuſtädter Scherge bei mir und meldete, daß in dem rückwärtigen Thurme ſeines botaniſchen Gartens in der Heinrichsgaſſe die Kammer abbrannte, die Magiſter Angelo's Schreibſtube war. Es ſollen alle ſeine Schriften verbrannt ſein; vielleicht nicht alle, denke ich, aber die Akten der Verſchwörer gewiß. Auf Angelo's Fürbitte verzieh der König allen Verſchwörern, doch er befahl: Cola di Rienzi an einen mir unbekannten ſichereren Ort zu bringen."

„Tod und Hölle! So zerriß denn wieder einer unſerer fein geſponnenen Pläne. Bohuſlaw muß mit der Hölle Gemeinſchaft haben!"

„Oder mit dem Himmel! — Laß ab von ihm, auf dem Gottes Hand ſo ſichtlich ruht."

„Und über uns, Herr Bürgermeiſter, die Hand des Henkers, wenn wir den Stummen nicht bei Seite ſchaffen."

„Zurück von mir, Verſucher! ich gebiete Dir's!" — rief der Bürgermeiſter.

„Wenn ich auf dieſen Euren Befehl zurücktrete, ſo werde ich Alles entdecken, was ich weiß und durch ein freiwilliges Geſtändniß die Strafe von meinem jungen Haupte ſchütteln; dann aber ſucht Euren Graukopf zu wahren, wie Ihr könnt!"

„Gerechter Gott!" jammerte der Bürgermeiſter. „Gottes Gericht laſtet auf mir, daß ich mich durch meinen Groll gegen Bohuſlaw in ſolch' einen Knäuel von Sünden verwickeln ließ!"

„Ich werde ſtumm ſein wie Zdènek — von Be—"

„Schweig', Elender, mit dieſem Namen!"

„Ich werde ſtumm ſein wie Zdènek von Bechyn, wenn Ihr mir die Hand Eurer Tochter Agnes gebt."

Der Bürgermeiſter ſah ihn mit weitgeöffneten Augen wild an und fragte, als traute er ſeinen Ohren nicht, voll Entſetzen: „Was ſagt Ihr?"

Jaroſch fügte ſeinen Worten, die er noch nachdrücklicher wiederholte, hinzu: „Eine Unmöglichkeit verlange ich ja nicht von Euch, ſondern verpflichte Euch mir noch, wenn Ihr nicht in Euere Verwandtſchaft einen Menſchen aufnehmt, den Ihr haßt; ich weiß ſehr wol, in welcher Gunſt Bohuſlaw bei Euch ſteht und daß Ihr nichts ſehnſüchtiger wünſcht, als dieſen Eindringling los zu werden."

Rokyean ſprach in Gedanken zu ſich: „Wenn ich meine Tochter einem Baumeiſter geben wollte und nicht trachtete, daß ſie die Gattin eines Herrn hohen Stammes werde, da wollte ich lieber ihre Hand in die Bohuſlaw's fügen, ehe ich ſie zu einer Verbindung mit dieſem zügelloſen Schurken Jaroſch zwänge, die ihrem Herzen gänzlich fremd iſt."

„Nun?" fragte Jaroſch feſt, als er ſah, daß der Bürgermeiſter mit der Antwort zögerte.

„Sei es!" ſagte Agneſen's Vater mit gewaltſam erborgtem Muthe, „ich will Euch Agnes geben; doch müßt Ihr Euch gedulden und ſchweigen. Ich bin durch mein Verſprechen, das ich Bohuſlaw vor Zeugen leiſtete, gebunden, und dieſes darf ich nicht brechen; wir müſſen daher auf die Vollendung der Karlskirche warten. Bis dahin muß Bohuſlaw vor aller Welt als ihr Verlobter gelten; mißlingt ihm der Bau, ſo bin ich meines Wortes und meiner Verbindlichkeiten gegen ihn ledig. — Agnes muß nach Prag zurück, noch heute will ich nach Okoř um ſie ſchreiben; damit erfülle ich zugleich den Wunſch des alten Olbram, der immer in mich dringt, Agnes nicht länger vom Vaterhauſe entfernt zu halten. Wenn ſie hier iſt, wendet Bohuſlaw eher ſeine Aufmerkſamkeit von dem Stummen ab; auch will ich Bohuſlaw ein Märchen erzählen, damit er Jaromir's Unfällen keine Wichtigkeit beilege und zuletzt aufhöre, das ſchauerliche Geheimniß enthüllen zu wollen. Während dieſer Zeit ſoll Euch mein Haus offen ſtehen und es ſoll meine und Eure

Digitized by Google

Sorge sein, Euch Agnesen's Herz nach und nach geneigt zu machen."

„Und wenn Bohuslaw der Bau gelingt?" bemerkte Jarosch und sein Blick ruhte dabei scharf auf dem Bürgermeister.

Dieser erwiderte achselzuckend: „Das soll Eure Sache sein. Sucht ihn auf jede Art zu verhindern. Trachtet es dahin zu bringen, daß er den Bau nicht vollende, wie er versprochen; wie es zu erreichen, das sei Eure Sorge: nur in einer Hinsicht müßt Ihr Euch mir durch einen Eid verbinden —"

„Und die ist?"

„Daß Ihr ihm dabei nicht an's Leben geht! Dies schwört mir zu!"

„Gut — ich schwöre!"

„Nun denn, wenn die Karlskirche nicht ersteht, so wird Agnes Euer Weib."

Darauf reichten sich Beide schweigend die Hände und Jarosch entfernte sich. Rokycan schrieb darauf ohne Verzug einen freundlichen Brief und sandte denselben seiner Tochter nach Okoř.

14. Die Genesung.

„Heut' ist ein herrlicher Morgen!" sprach der Schildmacher Petřik auf Bohuslaw zutretend, der gedankenvoll auf dem niedrigen Lager ruhte. „Die Sonne tritt in all' ihrer Glorie aus den rosigen Wölkchen, daß bei diesem Anblick Einem das Herz im Leibe jubeln muß. Eben flammt sie über dem Vítkov (dem heutigen Žižkaberg) und gießt ihren goldenen Schimmer über Gebäude, Kirchen und Thürme bezaubernd aus. Komm', Freund, auf die Schanze, hinaus in die freie Luft, das wird Dich genesen machen, denn Leib und Seele erquickt der Strahlenthau der göttlichen Sonne."

Bohuslaw seufzte tief auf und fragte mit kläglicher Stimme: „Keine Nachrichten, Freund, von —" Er schwieg, als fürchtete er den Namen auszusprechen.

„Von Agnes?" ergänzte der Schildmacher. „Keine, Kamerad, außer den letzten, von denen man schwerlich wird behaupten können, daß sie angenehm sind. Deshalb laß Dir aber kein graues Haar wachsen, mein Junge! 's war so seit jeher Sitte bei den Mädeln, daß ihnen oft, rein wegen nichts, Etwas unter die Nase fährt und sie dann zu schmollen beginnen. Doch so ein Grollen und Schmollen — 's ist nichts anderes als Liebe, nur mit anderen, ein wenig dunkleren Farben gemalt. Darum laß Deine Wehmuth hier am Lager und komm' unter das blaue Himmelszelt, aus dem das Auge Gottes in den Strahlen der Sonne die Welt freundlich anlächelt. Beim heil. Lukas erkläre ich Dir, daß Du Dich unter Gottes Sonne und bei dem herrlichen Anblick erholen und Deine Seele erfreuen wirst. Komm' also, lieber Junge, komm'!"

Bohuslaw stand auf und begab sich, unterstützt von dem stummen Jaromir oder eigentlich Zdeněk, auf die Stadtschanze. Der schweren und gefährlichen Krankheit entronnen, erlangte er allmälig die Kraft, um auch einen längeren Spaziergang unternehmen zu können; in den letzten Tagen jedoch nahm sie wieder so ab, daß Petřik fürchtete, Bohuslaw's Zustand möchte sich wieder verschlimmern. Der Grund der Betrübniß, welche Bohuslaw's heiß liebendes Herz umschnürte, war die Nachricht, die er vor Kurzem von seiner Braut erhalten hatte. Petřik hatte Recht, wenn er sagte, daß er unter Gottes Sonne sich erholen werde. Der Kranke setzte sich auf einen Stuhl, den Petřik an den geeignetsten Ort gestellt hatte und sein Blick schwamm in der Schöne und Erhabenheit, in der sich Prag und seine Umgebung in dem Zauberscheine der neuerwachten Sonne verklärte. Es währte nicht lange und seine Mienen begannen sich aufzuheitern und seine Seele Trost zu schöpfen aus dem herrlichen Bilde, das sich seinen Blicken entfaltete. Da leuchtete vor Allem der erhabene Hradschin hervor. Die Seite der Burg, mit der Fronte gegen die Stadt, ruhte damals auf der hohen Schloßmauer mit unzähligen, runden und viereckigen Thürmen. Ueber alle ragte der weiße Thurm empor, in welchem der stolze Zawiš eingekerkert war; vier Erkerthürmchen waren auf einen gedeckten Söller gestützt und über demselben wölbte sich hoch ein Dach, im Morgenroth vergoldet. Dann zeigte sich der königliche Palast mit bleiernem, vergoldeten Dache. Viele größere und kleinere Gebäude und Thürme reihten sich um den Palast und hinter ihnen erhoben sich einige Pfeiler der vor Kurzem begonnenen Kathedralkirche mit ihrer kostbaren, gothischen Zierde. Ueber die Häuser ragten die Thürme von St. Heinrich empor. Auch der mächtige Wächterthurm gegen das Stadtviertel Hradschin und das Dorf Pohořelec zu war vom Morgenstrahle beschienen. Manches Ereigniß ging an jenem vorüber; aus einem Fenster desselben sah Heinrich von Kärnthen, wie der tapfere Aufenstein, sein letzter Gegner, sank und gefangen wurde. Bohuslaw's Blick verweilte dann auf dem Walde am Hradschin, bis er auf das Prämonstratenserkloster fiel, das aus dem üppigen Grün des Berges Sion tauchte. Dieser Berg war damals noch mit üppigem Laub- und Nadelholz bewachsen, das in strotzender Fülle, von keiner Art noch gelichtet, sich hinab bis auf den Angezd zog. Auch der Schildmacher wandte seinen Blick auf diese Orte, ihn jedoch fesselte mehr als Alles Andere die Windmühle des Klosters, die ihre mächtigen Flügel fleißig spreizte. Da ertönte der Klang einer Glocke, die zum Ave rief und gleich darauf stimmten, wie durch dieselbe geweckt, auch die Glocken der andern Kirchen ein und in einigen Augenblicken zitterte der mannigfaltige Klang der unzähligen Glocken durch ganz Prag, um den Schöpfer zu preisen, der es mit neuem Lichte überströmte. Es war ein erhebender Augenblick, unaussprechlich herzergreifend. Bohuslaw, Petřik und Jaromir falteten die Hände und beteten andächtig.

„Unter freiem Himmel betet sich's am besten," begann Petřik nach vollendetem kurzen Ave, „ich pflege sehr oft an dieser Stelle zu sein, Morgens und Abends und genieße da die

Digitized by Google

ſeligſten Augenblicke meines Lebens. Früh ſpiegeln ſich die Häuſer in den Wellen der ſilberſchäumenden Moldau und dieſe flimmert dann Abends wie von eitlem Golde. Und wenn die ſtille Mitternacht über die Umgebung ihre Sternenflügel breitet, da meldet ſich ihr murmelndes Rauſchen, als erzählte ſie Märlein von Wäldern und Hainen, die ſie durchſtrömt, und ich, in andächtiges Lauſchen verſunken, wandle mit der Lanze in der Hand ſorglos auf und ab."

„Ja, ſorglos biſt Du," tönte hinter ihm eine unbekannte Stimme, „denn Du läßt es zu, daß ein Feind die Stadtmauer erſteigt."

Alle Drei wandten ſich flugs um. Es war der alte Olbram, Agneſen's Großvater. „Ach, Herr Olbram!" ſagte der Schildmacher, durch den unvorhergeſehenen Beſuch ſehr überraſcht, „was führt Euch denn zu uns, und ſo früh?"

Bohuſlaw reichte mit leichtem Lächeln dem Alten die Hand zum Gruße, die Olbram herzlich drückte, worauf er ihm in das bleiche, von der Krankheit entſtellte Antlitz blickte und aufrichtig ſagte: „Du wirſt geſund ſein! Du mußt es ſein! Ich bring' Dir eine gute Arznei und einen herzlichen Gruß von —"

„Von Agnes?" rief Bohuſlaw und ſeine Augen funkelten. — Olbram nickte bejahend. — „Ach," fuhr Bohuſlaw fort, „und grollt ſie mir nicht mehr? iſt ſie geſund? kränkt ſie ſich nicht? Hat ſie meiner nicht ſchon ganz vergeſſen?" Dabei bedeckte tiefe Röthe ſein Antlitz.

„Sie vergaß Deiner nicht," erwiederte der Greis, „ja, ſie bringt die Arznei zu Deiner Heilung ſelbſt."

„Sie ſelbſt?" flüſterte Bohuſlaw und ſein Herz pochte ſo mächtig, als wollte es Agnes entgegeneilen. Da winkte Olbram mit der Hand und gleich darauf erſchien Agnes, von einer Dienerin begleitet.

Bohuſlaw erhob ſich raſch und wollte ihr in die Arme eilen; doch von Schwäche und plötzlicher Aufregung der Gefühle überwältigt, ſank er wieder auf den Sitz zurück und da ruhte ſchon Agnes in ſeinen Armen.

„Bohuſlaw, geliebteſter Bohuſlaw!" flüſterten ihre Lippen, die vor Freude und Mitleid bebten.

Es war ein erfreuender Anblick. Die Liebenden in brennender Seligkeit umſchlungen, vor ihnen der ſilberhaarige Greis mit dem ehrwürdigen Antlitz, auf dem ſich die tiefe Rührung ſeiner Seele ſpiegelte. Die Rechte ein wenig erhoben, als wollte er ſie ſegnen; zur Seite der biedere Schildmacher, der vor Freuden ganz verklärt war und zuweilen mit den Augen zwinkerte, um die Thränen zu zerdrücken, die ihm mit Gewalt in dieſelben traten; in der Nähe Bohuſlaw's ſaß Jaromir und blickte mit gefalteten Händen in frommer Andacht auf ihn, in deſſen Armen ein Engel ruhte. Bohuſlaw war von der namenloſen Seligkeit dieſes Augenblicks beinahe betäubt, daß ihm faſt der Athem verſagte. Agnes entſetzte ſich, dies bemerkend.

„Heiliger Gott!" rief ſie, „vielleicht tödtet ihn die plötzliche Ueberraſchung!"

„Ach nein, Gott bewahre! Das nicht," ſagte Petrik in überſtrömender Freude, „und wenn es ihn tödtete, ſo wär's der ſeligſte Tod; doch nein, nein; das iſt nicht der Tod, das iſt die Freude, gelt, mein Junge? Ich ſelbſt bin doch ein alter Kerl und möchte vor Freude närriſch werden. Hol' mich der Henker, wenn Du nicht geſund wirſt, eh' man's glaubt, und friſch wie ein Reh! Ja, das glaub' ich, die Arznei wirkt, ſie thut Wunder. Gleich möchte ich mich in einen Sarg legen, meinetwegen zehnmal im Tage, wenn ich wüßte, daß ich durch ſo eine köſtliche Arznei geheilt werde."

Da nahte eine neue Perſon der erfreuten Gruppe — Agneſen's Vater. Er nahte mit finſterer Miene, obgleich er ſich mühte freundlich zu ſein.

„Vater!" rief Agnes, faßte ſeine Hand und führte ihn zu Bohuſlaw, indem ſie mitleidig ſagte: „Sieh', wie der Arme von der Krankheit entſtellt iſt!"

„Gott gebe," erwiederte Rokycan, „daß er bald geneſe, um an ſein erhabenes Werk ſchreiten zu können."

„Und Jaromir's Mißhandler?" fragte Bohuſlaw, als der Bürgermeiſter nach kurzem Geſpräch ſeine Tochter erinnerte, ſich wieder nach Hauſe zu begeben.

„Dieſe ſtehen vor einem höheren Richterſtuhle, als der des Prager Bürgermeiſters," entgegnete der Gefragte.

„Die Schurken ſind todt?" riefen Bohuſlaw und Petrik beinahe einſtimmig.

„Ja," verſicherte der Bürgermeiſter.

Jaromir ſtieß einen durchdringenden Schrei aus und ſank in die Knie, während er Hände und Blick in heißer Andacht erhob.

„Wenn ſie auch den Ketten entronnen," fuhr Agneſens Vater fort, „ſo war es ihnen doch nicht vergönnt, weit zu entfliehen. In ihrem Schlupfwinkel — im Keller der Schenke zum heil. Geiſt — raffte ſie und den alten Wlk der ſchwarze Tod dahin."

„Der ſchwarze Tod?" fragte Bohuſlaw erſchreckt.

„Die Peſt in Prag?" entſetzte ſich der Schildmacher.

„Gott ſei uns gnädig!" ſchluchzte Agnes.

„Wenn der ſchwarze Tod gekommen iſt, um Geſindel hinzuraffen, wozu wären jene Taugenichtſe da?" warf Petrik ein; „da brauchen wir uns nicht zu fürchten. Solche Schurken möge er in Gottes Namen verſchlingen!"

Der Bürgermeiſter fuhr zuſammen, als hätten ihn die letzten Worte des Schildmachers mit Grauſen erfüllt, und ſprach: „Laßt die Todten, welche Gottes Strafe ereilte, und wenden wir unſere Sorge den Lebenden zu. Wir werden gehen, liebe Tochter! Und Ihr, theurer Bohuſlaw, ſchonet Euch, damit Ihr bald völlig geſund werdet und den Bau beginnt, nach deſſen Vollendung Euch Agnes vor dem Altare die Hand reichen wird."

15. Der Bau.

Der Grundſtein zum Bau der Kirche, die der berühmte König „Karlshof" nannte, wurde mit großer Feierlichkeit gelegt. Der König wohnte ſelbſt bei und ließ mit eigener Hand den Stein auf den Grund herab. Die huldvollen

Digitized by Google

Worte, die er bei dieſer Gelegenheit an den jungen Baumeiſter richtete, erhöhten noch mehr den Neid ſeiner Feinde; für Bohuſlaw jedoch wurden ſie ein mächtiger Sporn zu neuer Kraft und Ausdauer. Immer höher und höher ſtiegen die mächtigen Mauern; ſchon erhob ſich die kühne, betäubende Kuppel, eine wunderbare Schöpfung, wie ſie zuvor weder das eigene Land, noch das nachbarliche Deutſchland geſehen hatte, ja nicht einmal die Möglichkeit derſelben ahnte. Der König beſah den Bau öfters mit ſeinem Hofbaumeiſter Peter von Gmünden, dem würdigen Nachfolger Mathias von Arras, und ſagte mehr als einmal mit huldvoller Sorge zu Bohuſlaw: „Schön, Alles überaus ſchön, doch Wir fürchten, junger Freund, daß Deine Kühnheit ſich doch verrechnet; denn obwol Wir alles Vertrauen in Dich ſetzen, erſcheint Uns ſolch' ein Werk von Tag zu Tag immer unmöglicher.“ Und der Hofbaumeiſter ſtimmte mit einem ernſten Kopfnicken bei.

„Ich arbeite im Namen Gottes,“ erwiderte Bohuſlaw, „und zur Verherrlichung meines Vaterlandes; Gott wird mich nicht verlaſſen.“

König Karl lobte dann jedesmal ſeine Gottesfurcht und ermunterte ihn mit väterlicher Huld zur ferneren Ausdauer. Der Hofbaumeiſter aber zuckte bei dieſen Troſtreden die Achſel und lächelte halb ſüß, halb ſauer. Jaromir blieb bei Bohuſlaw und war ihm nach Möglichkeit zur Hand. Von dem Augenblick an, der ihn von ſeinen grauſamen Verfolgern befreite, lebte er ohne Furcht und ruhig und begehrte auch keine Wiedererlangung ſeiner Rechte, deren man ihn ſo ränkevoll und grauſam beraubt hatte. Auch Bohuſlaw ließ dieſe Angelegenheit in Vergeſſenheit gerathen, theils weil der Bau ſeine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte, vorzüglich aber deshalb, weil ihm Rokyean, ſein künftiger Schwiegervater, gerathen hatte, die Sache auf eine günſtigere Gelegenheit zu verſchieben, da es jetzt Jaromir leicht eine neue Gefahr bringen könnte. Dieſer, der inzwiſchen ordentlich ſchreiben gelernt hatte, leiſtete Bohuſlaw mit dieſer Kenntniß viele Dienſte, da er auf dieſe Weiſe ſein Sekretär und Geheimſchreiber wurde. Bohuſlaw war ihm mit herzlicher Freundſchaft zugethan und Jaromir vergalt ihm mit größter Dankbarkeit und völliger Ergebenheit. Die freien Stunden brachte Bohuſlaw bei Agnes zu, woſelbſt unter andern Gäſten auch Jaroſch, als Bohuſlaw's Freund, ſich öfters einfand.

Endlich nahte der entſcheidende Tag, an dem die Kuppel, mit ungewöhnlicher Kühnheit gewölbt, von Gerüſt und Stütze frei daſtehen ſollte. Die Wölbung war mit größter, unerhörter Spannung verbunden und dabei war der Baumeiſter ſo kühn, dieſe mächtige Kuppel nur auf einen halben Ziegel zu ſtützen. Es war ein ſo herrliches Werk, ſo über alle Gewöhnlichkeit erhaben, daß bei dem Anblick dieſes Wunderbaues Jeder den Kopf ſchüttelte. Peter von Gmünden und andere bekannte Baumeiſter legten bei jeder Gelegenheit ihr Befürchten an den Tag, ja, Einige nannten dieſen Bau öffentlich einen ſträflichen Leichtſinn, eine unverzeihliche Thorheit. Auf Bohuſlaw machten jene Worte eine mächtige, verderbliche Wirkung. Wohin er ſich wandte, war Alles nur geeignet, ſeinen Kleinmuth zu vergrößern; denn bei den Neidern begegnete ihm Hohn und ſeine Freunde zeigten ein ernſtes Geſicht und das herzlichſte Bedauern, das bei dem Umſtande, daß Bohuſlaw in beſtändiger Aufregung nach und nach in Wahnſinn zu verfallen ſchien, um ſo mehr wuchs. Petrik beſuchte täglich den jungen Freund bei dem Baue und beſtrebte ſich, als er ſeinen Seelenzuſtand ſah, ihn aufzuheitern, obgleich er ſelbſt an dem Gelingen des Unternehmens zweifelte und oft im Geiſte bei ſich ſeufzte: „Ach, der unſelige Bau wird ſein Verderben ſein!“ Auch Agnes tröſtete ihn mit ſüßen Worten, obwol vergeblich, denn ihr Troſt beſchwor oft ein Entſetzen herauf, da ſie ſich der Furcht hingab und ihm oft ſanfte Vorwürfe machte, warum er einen ſolchen Bau unternahm, der nach dem allgemeinen Urtheil nicht gelingen konnte und auf dem Gelingen ſolle doch ihr zukünftiges Glück beruhen; denn es war feſtgeſetzt, daß man ſogleich zur Verbindung ſchreiten würde, ſobald das Meiſterſtück der Baukunſt vollendet ſei. Und wie ſollte auch Agnes nicht Angſt hegen! Der Vater nannte Bohuſlaw mehr als einmal leichtſinnig, daß er aus bloßer Eigenliebe ſich an eine ſolche offenbare Unmöglichkeit gewagt habe; und ſelbſt Jaroſch, Bohuſlaw's treuer Freund, mit dem er ſich immer beſprach, bedauerte Bohuſlaw in dieſer Hinſicht als Baumeiſter und Kenner, daß er ſich nicht mit größerer Ueberlegung an den Bau gewagt, der ja den Grund zu ſeinem künftigen Glücke legen ſollte. Durch dieſes gleisneriſche Mitleid wollte er Agneſens Neigung ſich erwerben und triumphirte ſchon im voraus, als er bemerkte, daß ſie ſeine Worte mit liebevoller Aufmerkſamkeit aufnahm. Jedesmal jedoch, wenn dieſe Sache berührt wurde, verdüſterten ſich die Mienen des Bürgermeiſters. Er liebte ſeine Tochter und darum machte ihm ſein Vaterherz oft Vorwürfe, daß er ſich der heißen Hingebung ihrer Seele widerſetze und ſo ihr Glück untergrabe. Ja, es gab Augenblicke, wo er es innig wünſchte, Bohuſlaw möchte den Bau vollenden; da aber entſetzten ihn wieder Jaroſch's Drohungen, und darum begehrte er wieder, ſein Verlangen erfüllen zu können, obzwar er ihm verhaßter war als Bohuſlaw.

„Der Bau eilt ſchon ſeinem Ende entgegen,“ ſagte er einſtens zu Jaroſch, als er mit dieſem allein war, „und es ſcheint, als würde Bohuſlaw ſeiner Aufgabe wirklich nachkommen.“

„Seid ohne Sorgen,“ erwiderte Jaroſch, „er müßte mit der Hölle einen Bund geſchloſſen haben, wenn ihm eine ſolche Kühnheit gelänge. In letztem Augenblick kann ſein ganzer Triumph auf ſeinen Kopf herabſtürzen. Und ſolch' ein Ende dieſer Narrheit ſehen berühmte Baumeiſter voraus.“

Jaroſch erſchrak jedoch öfter ſelbſt bei dem Gedanken, daß dieſe Thorheit ſich vielleicht dennoch zu Bohuſlaw's Ruhme wenden könnte und deshalb ſtrebte er ihm nach Möglichkeit hinderlich zu werden. Als ſein Freund begleitete er ihn zum Bau und trachtete ihm bei der Aufſicht behilflich zu

Digitized by Google

ſein, vorzüglich, als der Bau der Kuppel ſeinem Ende nahte. Unter dem Vorwande, die Arbeiter zu größerem Fleiße anzuſtacheln, gab er ihnen zu trinken und verleitete ſie durch ſeine Freigebigkeit zu einer Fröhlichkeit, die nach ſeiner Berechnung der Ordnung des Baues gefährlich werden mußte. Bei dieſer Gelegenheit ſuchte er wie durch zufällige Worte ihr Vertrauen zu dem Baue zu erſchüttern. Die Fragen der Poliere und Maurer um ſeine Anſicht über dieſen Bau beantwortete er mit Achſelzucken, und als einige derſelben die Meinung fallen ließen, daß es gefährlich ſein würde, Gerüſt und Stütze unter der Wölbung hinwegzunehmen, zuckte er wieder die Achſel und warf hin: „Ich wenigſtens wollte mein Leben einer ſo offenbaren Gefahr nicht ausſetzen.“ Und Jaroſch mußte es als Baumeiſter doch verſtehen und dabei war er Bohuſlaw's Freund, den nicht der Neid zu dieſer Rede ſtacheln konnte, ſondern blos Ueberzeugung und Mitleid mit den Leuten, welche ſich einer ſolchen Gefahr ausſetzen ſollten.

„Wenn der Bau gelingt,“ meinte ein Polier, „ſo iſt dies ein offenbares Wunder; da müßte — ja, es könnte nicht anders ſein — Herr Bohuſlaw den Teufel im Leibe haben.“

„Glaub's,“ verſicherte Jaroſch, indem er ein ſehr ernſtes Geſicht dabei ſchnitt, „und ſo ein Werk pflegt nicht geſegnet zu ſein; der böſe Geiſt läßt es nicht zu, daß ſo ein Werk zur Ehre und zum Ruhme Gottes diene. Uebrigens laßt uns zu Gott hoffen.“

Den höchſten Zweifel um den Bau hegte ein Geſelle, Namens Jarolim. Er hatte ein älteres Ausſehen als ſeine Jahre betrugen, voll Schrammen im Geſichte, über deſſen linkes Auge ſich eine ſchwarze Binde zog. Dieſer pflegte oft mit Jaroſch ſich flüſternd zu unterreden. Jaroſch ſchien ihn näher zu kennen; denn ſeinem Verwenden hatte es der Einäugige, der vorgab, der Lehrbrief ſei ihm verbrannt, zu danken, daß er als Geſelle aufgenommen wurde; auch war es einigen Mitgeſellen auffallend, daß ihn Jaroſch oft ſtatt ſeines gewöhnlichen Namens „Peter“ nannte und daß der Einäugige bei dieſem Namen vor Schreck zuſammenfuhr und bittend den Finger an den Mund preßte, als handelte es ſich um das Verſchweigen eines Geheimniſſes.

16. Das Baugerüſt.

Es war an dem Abende, dem der gefürchtete und ſehnſüchtig erwartete Tag folgen ſollte. In Bohuſlaw's Gemach trat ein Zimmermeiſter, der den Auftrag hatte, das Gerüſt und die Stützen des Gewölbes am andern Tage beſeitigen zu laſſen. Er war völlig entſetzt und erklärte: daß die Arbeiter ſich weigern, die Stützen nur zu berühren und daß es ihm daher unmöglich ſei, die Arbeit zu vollenden, wie ihm aufgetragen war.

Bohuſlaw erbleichte, zähneknirſchend ſchlug er mit der Fauſt auf den Tiſch, daß die Papiere auseinanderflogen. „Die Taugenichtſe weigern ſich?“ rief er wild. „Wofür kriegen ſie denn Lohn, als daß ſie arbeiten und das ausführen, was der Geiſt eines Andern ihnen vorſchreibt? Sie müſſen ſich dem Befehl unterwerfen, ſie müſſen!“ Da ſank er, von der Aufregung überwältigt, auf den Sitz zurück.

Der Zimmermann ſtand vor ihm, ohne zu wiſſen, was er beginnen ſollte. Endlich faßte er Muth und ſagte mit ſcheuer Stimme: „Trotz meinen Befehlen, trotz meinen Bitten und Drohungen hat ſich ſchon der größte Theil entfernt und die Uebrigen werden vielleicht ihrem Beiſpiele folgen; ſie meinen, daß ſie für Weiber, Kinder, Aeltern und Gott weiß für was zu ſorgen hätten und daß ſie ſich deshalb nicht leichtſinnig könnten todtſchlagen laſſen; denn daß die Kuppel einſtürzen werde und müſſe, das ſei ihnen ganz klar.“ Dabei jedoch eilte er ſchnell davon, da er Bohuſlaw fürchtete, welcher von höchſter Wuth entbrannt aufſprang. „Verfluchtes Geſindel!“ rief Bohuſlaw vor Aerger am ganzen Leibe zitternd, „ſo möge es hingehen, wohin es die Thorheit treibt! Meinen Plan zertrümmert ſein Auseinanderlaufen doch nicht und beſtiehlt mich nicht um den Ruhm. Ich baue feſt auf mein Glück und hoffe, Gott wird mich nicht verlaſſen!“ Bei dieſen Worten kniete er nieder und ſandte ein heißes Gebet zum Himmel empor. Nach einer Weile ſprang er mit dem Freudenrufe auf: „Komme, was da wolle: Gott und mein Genius wird mir beiſtehen!“ — —

Ein herrlicher Morgen leuchtete über dem herrlichen Prag. Die erſten Strahlen der Sonne fanden den Baumeiſter vor dem Gebäude im Feiergewande und vor ihm ſtanden alle Arbeiter. Bohuſlaw redete ihnen noch einmal dringend zu, ſie möchten zur Zerſtörung des Gerüſtes Hand anlegen; — doch vergebens. Ihre einzige Antwort war: ſie könnten ſich einer ſo offenbaren Gefahr nicht ausſetzen! Der Platz um die Kirche füllte ſich allmälig mit Leuten und ſchon nahte die Schaar der königlichen Lanzenträger, die einen freien Raum um das Zeltdach, das drei Abtheilungen hatte und für die erhabenen Gäſte beſtimmt war, zu erhalten ſuchten. An dem erhabenſten Orte des Zeltdaches ſtand ein Thron für den König, rings herum Plätze für den höchſten Adel und in den Unterabtheilungen waren die Sitze für die Höflinge und Ritter, für den Stadtrath und die Damen. Schon waren die beiden Seiten mit Volk erfüllt, als auf einmal der Ruf erſchallte: „Heil dem König, Heil! Heil dem Kaiſer!“ Gleich darauf beſtieg König Karl den Thron und ließ ſich unter dem donnernden Jubel des Volkes nieder; zu ſeiner Linken, auf etwas niedrigerem Sitze, ließ ſich der Biſchof von Leitomiſchl nieder, der ſtatt des kranken Erzbiſchofs von Königinhof zu dieſer Feierlichkeit berufen wurde. Die übrigen Plätze auf der erſten Abtheilung des Zeltdaches nahm der höchſte Adel des Königreichs Böhmen ein. Unter den Höflingen auf den niedern Sitzen zeigten ſich auch der Hofbaumeiſter Peter von Gmünden, der Hofmaler Dietrich von Prag und, in der Mitte des Stadtrathes, Rokycan, der Bürgermeiſter der Altſtadt Prags, Agnes unter den Damen. Auf allen Geſichtern malte ſich ſpannende Neugier; es hatte ſich die Nachricht verbreitet, daß die Wegſchaffung des Gerüſtes und der Stützen der Kuppel mit

Digitized by Google

großer Gefahr verbunden ſei und daß auch nicht eine Hand ſich zu der Arbeit erböte.

Bohuſlaw begrüßte die angeſehenen und hohen Gäſte, die zu der für ihn höchſt wichtigen Feierlichkeit gekommen waren. Der König beehrte ihn mit einigen huldvollen Worten, der Hofmaler drückte ihm die Hand und Agnes erröthete, als ſich ihre Blicke begegneten. Darauf begab ſich Bohuſlaw in das Bauzelt, in und vor welchem die Arbeiter verſammelt waren. Bald durchlief die Volksmenge ein dumpfes Gemurmel: daß die Arbeiter ſich wirklich weigern, das Gerüſt zu zerſtören, und daß der Baumeiſter Bohuſlaw das Gerüſt und die Stützen der Wölbung mit Feuer beſeitigen wolle.

„Ah! — ſchau! ſchau!" tönte es bald darauf vor Staunen und Neugier, und Aller Blicke waren auf Bohuſlaw gerichtet, der mit einer brennenden Fackel in der Rechten feſt und entſchloſſen unter das Gewölbe trat und dem ein einäugiger Geſelle mit einem Korbe folgte, der mit Pechkränzen gefüllt war. Eine neue Stille erfolgte. Nach einer Viertelſtunde, als ſchon ein feiner Rauch durch die Fenſter drang, kam Bohuſlaw allein heraus; er war zwar ſehr bleich, doch wandte er ſich mit feſtem Schritte gegen das Zeltdach. Ein lauter Jubel wurde ſein Gruß.

„Das war ein glücklicher Einfall, Bohuſlaw!" ſagte Meiſter Dietrich zu dem jungen Baumeiſter, der beinahe unhöflich ſeine Worte wenig beachtete und blos für den Bau aufmerkſame Blicke hatte. „Ja, ein herrlicher Einfall: die Balken ſammt den Brettern verbrennen zu laſſen. Ha, wie das Feuer ſtark und luſtig praſſelt, als ob es wüßte, daß es zu Deinem Ruhme iſt, mein Sohn. Ich freue mich ſchon, des Königs Auge funkeln zu ſehen, bis es Dein Meiſterwerk erblickt."

Bohuſlaw richtete unverwandt den Blick auf die Wölbung, die immer mehr und mehr ſich in Rauch hüllte; jedes Flüſtern, jede Stimme, die aus der Volksmenge ſich vernehmen ließ, fing er mit krampfhaft geſpanntem Ohre auf. Eine faſt dumpfe Aufregung war an ihm zu bemerken. Unter der Wölbung praſſelte das Feuer, in welches zeitweilig das Aechzen und Krachen der Balken tönte und die Flammen zuweilen zum Fenſter hinausſchlugen.

„Beruhige Dich, mein Sohn!" fuhr Dietrich fort, „gib Dich keiner ſo großen Aufregung hin; Du könnteſt leicht wieder in eine Krankheit verfallen und Dein Leben in Gefahr bringen, das doch jetzt nicht blos nur Dir gehört, ſondern auch dem Vaterlande und Deiner Braut" — worauf er auf Agnes blickte und herzlich beiſetzte: „Sieh, wie das Täubchen vor Angſt zittert; rede ſie an, richte ſie mit einem freundlichen Worte auf, muthig und Gott vertrauend zu ſein."

Kaum, daß Meiſter Dietrich dieſe Worte des Troſtes geſprochen, wälzte ſich aus der Kirche bereits ein dichterer und ſchwärzerer Rauch und darauf erfolgte ein immer ſtärkeres Krachen der ſtürzenden Balken, Tramen und Bretter. Todesſtille herrſchte. Da erkrachte ein donnernder Sturz und aus der Bauhütte flog jener einäugige Geſelle, der Bohuſlaw mit den Pechkränzen gefolgt war. „Flieht! Allmächtiger Gott, die Kuppel ſtürzt! Der ganze Bau kracht zuſammen! Rette ſich, wer kann!"

„Die Kuppel fällt! Der Bau ſtürzt ein! flieht!" tönte es aus tauſend Kehlen und eine furchtbare Verwirrung brach unter den Verſammelten ein, die ſich drückten und drängten, um von dem gefährlichen Orte zu kommen; doch der Ausgang aus den Mauern, die zur Bewahrung des Baumaterials aufgeführt waren, war ſo eng, daß mancher Flüchtige mit Füßen getreten und verletzt wurde. Vom Zeltdach entfernte ſich Niemand. Alle umkreiſten ein ohnmächtiges Mädchen, das bei dieſer Nachricht mit einem Schmerzensſchrei zuſammengeſunken war. Meiſter Dietrich winkte mit einem weißen Tuche und ſchrie: „Bleibt! es geſchah nichts!" Noch eine halbe Stunde währte das Praſſeln und Stürzen im Innern der Kuppel, die der dichte Rauchqualm auf einige Zeit den Blicken entzog, ſo daß jeder glaubte, der ganze Bau ſei vernichtet. Da verſtummte plötzlich Alles, der Rauch verſchwand allmälig und aus demſelben tauchte im verklärenden Glanz der Sonne das große Werk der Kuppel — unerſchüttert.

„Sieh'!" rief Meiſter Dietrich, „ſieh', wie feſt und erhaben die Kuppel daſteht, wie der Wyſſehrader Fels. Hoch Bohuſlaw, ihr glücklicher Erbauer!" Und tauſend Kehlen ſtimmten ein: „Hoch Bohuſlaw! hoch!"

„Bohuſlaw Stanko!" begann Karl IV. und griff nach dem Schwerte, das ſein Edelknabe auf rothem Polſter trug; „tritt näher und empfange von mir den Lohn für ein ſo kühnes und ſo glückliches Werk, das der böhmiſchen Kunſt vor aller Welt die Bahn zu neuem Ruhme bricht!" Da verſtummte er jedoch plötzlich, als er Bohuſlaw nicht vor ſich bemerkte.

„Der Baumeiſter Bohuſlaw hat das Zeltdach ſchon verlaſſen," ſagte ein Höfling, der bei der noch immer ohnmächtigen Agnes ſtand. „Als der irrige Ruf von dem Sturz ſeines Werkes erſcholl, ſprang der Baumeiſter zu ſeiner Braut, küßte ſie heiß auf Stirn und Lippen, dann ſtürzte er aus dem Zeltdach und verſchwand in dem dichten Volksgedränge." Ueberall wurde nach Bohuſlaw geforſcht bis in die dunkle Nacht hinein, ohne zu erfahren, wohin er gekommen. Keine andere Nachricht war von ihm eingelaufen, als die des Höflings. — —

An dem Abende dieſes Tages ſchritt mit raſchem Fuß ein Mann an einem waldbegrenzten Wege dahin. Obgleich es ſehr warm war, war er doch tief in einen Mantel gehüllt. Es ſchien, als ob wildes Entſetzen ſeinen Schritt beflügle. Dabei war er ſo tief in Gedanken verſunken, daß er ſich nicht um den Weg bekümmerte und oft über Stamm und Wurzeln ſtrauchelte. Endlich brach er, vom Laufe erſchöpft, zuſammen. Einige Augenblicke lag er bewegungslos, wie todt, dann aber wand er ſich mit großer Anſtrengung zu einem Baumſtamm an der Seite, an dem er ſich niederließ und lehnte, den Kopf auf die Bruſt herabhängend, wie außer ſich und gab auch nicht durch die geringſte Bewegung Zeugniß von ſeinem Leben. In dieſer Lebloſigkeit verblieb er einige Zeit; des Weges

Digitized by Google

kamen mehre Reiter daher, die ihn, als sie ihn erblickten, anriefen, ihnen den Weg zu weisen, und ritten, als die Antwort ausblieb, näher heran.

„He, Freund!" rief Einer von ihnen, „höre! kannst Du uns nicht den Weg nach Berann zeigen?"

Keine Antwort.

„Auf, Mensch! wenn Du nicht stockstumm bist und sich in Dir noch ein Funken Lebens und Gefühles regt, so höre und antworte!"

„Laß mich in Ruh', ich kenn' den Weg eben so wenig, wie Ihr!" war die abstoßende Antwort dieses Wunderbaren.

„Laßt ihn," sagte der zweite Reiter lachend zum ersten, „entweder ist er ein Narr oder ein Mittelding von Mensch und Bär. Laßt ihn, sag' ich, wir werden auch ohne ihn den rechten Weg treffen."

Inzwischen waren drei Fußreisende, die denselben Weg einschlugen, genaht und blieben neugierig stehen.

„Freunde," sagte der Reiter zu ihnen, „seid Ihr in dieser Gegend bekannt?"

„Ja," lautete die Antwort.

„Nun, da könntet Ihr uns den Weg nach Berann zeigen, wir fürchten, wir haben ihn verfehlt."

Als die Reisenden dem Wunsche entsprochen hatten, fragten sie, wer der Mann sei, der dort sitze und was ihm zugestoßen; erhielten jedoch ähnliche Worte zur Antwort, mit denen sich der zweite Reiter vor einer Weile über den Mürrischen erklärt hatte.

„Kommt Ihr weit her?" fragte der eine Reiter.

„Von Prag," erwiderte der Aelteste der Reisenden. „Drei ganze Tage hielten wir uns dort auf; wir wollten uns schon eigentlich gestern auf den Weg machen, da erfuhren wir aber, daß heute in der eben erbauten Kirche auf der Neustadt Gerüst und Stütze weggenommen werden und verschoben deshalb unsere Abreise auf heute."

„Ihr meint die Stützen der Wölbung?" fragte der Reiter. „Bei Gott! die war kühn geschweift."

„Ja wol war sie sehr kühn," versicherte der Fußgänger. „Schade um die Arbeit."

„Und um's Geld, Gevatter, das unser gute König für den Bau ausgab," fügte sein junger Begleiter hinzu.

„Hast Recht, Gevatter, und dabei hat der unsinnige Baumeister noch einige Menschenleben auf dem Gewissen."

„Wie viele sollen verschüttet sein?"

„Ich glaube, drei- oder gar vierhundert; es war kein Segen daran, weil er mit Hilfe des Bösen baute."

„Verflucht sei in alle Ewigkeit dieser leichtsinnige, gottvergessene Taugenichts!" rief der Aeltere grimmig; „er brachte so viele Mütter und Kinder um ihre Ernährer und stürzte sie in Armuth und Elend!"

Der Mann, der an dem Stamme lehnte, seufzte laut und durchdringend bei diesen Worten, worauf er emporsprang und mit eiligem Entsetzen auf dem Wege dahinflog. Gleich darauf lenkte er jedoch in den Wald ein und verschwand in seinem Dunkel.

„Was ist denn dem Kerl, daß er so gräßlich seufzte und wie besessen davonlief?" staunten die Fußreisenden.

Einer der Reiter, der bisher stumm zuhörte, schnitt ihr Staunen ab, indem er sagte: „Und wißt Ihr auch gewiß, daß die Kuppel einstürzte?"

„Leider Gott, ja, nur zu gewiß," erwiderte der Aeltere der Fußgänger; „wir waren alle Drei dabei, nicht wahr, Gevatter? wie das Feuer und der Rauch aus der Kirche brachen und so ein Lärmen und Schreien erfolgte, daß wir vor Grausen eiligst das Fersengeld nahmen; nicht wahr?"

„Lautere Wahrheit!" versicherten seine Begleiter.

„Und Ihr irrt doch," sagte der Reiter; „die Kuppel steht da, kühn, stolz und fest, wie der Wyssehrader Fels und wird Jahrhunderte stehen zur Ehre und Verherrlichung Gottes, zum Ruhme des Königs wie auch ihres geistvollen Erbauers." — Die Reisenden sahen ihn ungläubig an. „Das könnt Ihr keck glauben und Anderen bezeugen," fuhr der Reiter fort, „ich reite eben mit dieser Botschaft nach Königinhof zum Erzbischof."

„Hm, hm! sieh' einmal! wär's möglich? Und das Feuer? Und der Rauch? Und der Lärm? Und die vierhundert Todten?" fragten die Ungläubigen.

„Das ist Alles erlogen," erwiderte der Reiter lachend.

„Wie denn?" sagte der Aelteste der Fußgänger, „wir haben's ja mit unsern eigenen Ohren gehört und mit unsern eigenen Augen gesehen! nicht wahr?"

„Nu freilich," versicherten die beiden Andern.

„Ihr habt Recht, daß Ihr Feuer und Rauch gesehen," sagte der Reiter, „das hatte aber darin seinen Grund, daß die feigen Arbeiter die Stützen und das Gerüst nicht beseitigen wollten, in der Furcht, es könnte die Wölbung einstürzen."

Während dieses Gespräches setzten die Reiter und Fußgänger ihren Weg fort. Jetzt stießen sie an einen Scheideweg, an dem sie sich trennten. Inzwischen rannte der wunderliche Mann, den die Reiter im Walde getroffen und vergebens um den Weg gefragt, mit verschränkten Armen wie ein Wahnsinniger umher. Dieser Mann — über den ein grimmiges Schicksal hereingebrochen, den furchtbare Verzweiflung erfaßt hatte, war Agnesen's Bräutigam — Bohuslaw. Er hatte nur die Worte seines Unglücks vernommen, nicht mehr die frohe Botschaft des Reiters, welche sein vor Verzweiflung zerfleischtes Herz wieder aufgerichtet hätte. Von dem Baumeister Bohuslaw hörte man nichts mehr.

17. Nach dreißig Jahren.

Dreißig Jahre waren nach der Gründung des Karlshofs in das bodenlose Meer der Vergangenheit geströmt. Am Karlskirchhofe grub an einem Sommertage, der sich schon seinem Ende neigte, ein Todtengräber ein Grab, die letzte Zuflucht des Menschen. Er war ein Greis mit gutmüthigen Mienen und weißen Haaren, die wie frischer Schnee glänzten. Von der Arbeit erschöpft lehnte er am Spaten und schaute mit frohem Blicke umher auf die grünen, mit Blumen gezierten

Digitized by Google

Gräber. „Es iſt doch eine Freude," ſagte er mit Wolgefallen zu ſich, „hier, wo nur Todte ruhen, Alles ſo ſchön grün zu ſehen — mit der Farbe der Hoffnung bedeckt, durch welche die Blümlein ſchimmern; es iſt wahr, Jaromir iſt ein fleiſiger, überaus lieber Burſche, er läßt ſich's angelegen ſein. Eine gute, ruhige Seele das, die Arbeit iſt ihr einziges Vergnügen. Ach, wer kommt da? Ein Pilger, ohne Zweifel aus dem Auguſtinerkloſter ein Gaſt, der ſich den Kirchhof beſehen will; nu, er möge ſchauen." Darauf gab er ſich wieder der Arbeit hin. Auf den Kirchhof trat ein Pilger von hagerem Wuchſe, dürrem Geſicht und geneigtem Haupte, das ſpärliches graues Haar bedeckte. Langſam ſchritt er einher, den Blick unverwandt auf die Kirche geheftet; jetzt blieb er vor ihr ſtehen, ein Strahl der Freude erheiterte ſein Antlitz, bald jedoch lagerte wieder eine düſtere Wolke auf ſeiner Stirne. Aufmerkſam betrachtete er den Bau und ſeufzte zeitweilig und murmelte unverſtändliche Worte. Der Todtengräber, der inzwiſchen ſeine Arbeit vollendet, ging Spaten und Haue bei Seite zu legen. Bei dieſer Gelegenheit an dem Fremden vorbeigehend bot er ihm den üblichen Gruß mit herzlichen Worten, worauf er jedoch nur einen kurzen kalten Dank empfing. Er ſchüttelte mit dem Kopfe und trat zu dem gothiſchen, nahe an der Kirche errichteten Grabſtein, in den eine Thüre führte. Es war ihm ſeltſam, daß dieſer Mann ſeiner Höflichkeit ſo kalt begegne, da doch jeder Fremde gewöhnlich eine Gelegenheit ſuchte, um mit ihm ein Geſpräch anzuknüpfen und ihn über Verſchiedenes auszufragen, und der Alte erzählte ſo gerne und recht viel. Er öffnete die Thüre des Grabſteins und legte ſeine Werkzeuge hinein, worauf er gern die Thüre des Kirchhofes geſperrt hätte. Der Pilger ſtand da, unverwandt die Kuppel anblickend, deren metallenes Dach in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne funkelte, als wäre es aus rothem Gold geſchlagen. Der Todtengräber raſſelte mit den Schlüſſeln, um den Pilger zum Fortgehen zu ermahnen, ungeduldig trippelte und huſtete er, endlich aber, als der Fremde dies Alles nicht verſtehen wollte, trat er zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Ihr ſcheint aus fernen Gegenden zu kommen und habt viele Länder durchreiſt und viele Kirchen geſehen; aber ein Werk, ähnlich unſerm Karlshof, habt Ihr gewiß noch nirgends geſchaut. Da ſeht auf die ungeheure Kuppel! Dieſem Bau kommt keiner in der Welt gleich."

Der Fremde fuhr auf, als wäre er aus einem feſten Schlafe erwacht und ſeufzte tief, indem er mit der flachen Hand über die Stirne fuhr. Aufmerkſam, ja geſpannt lauſchte er der Rede des Greiſes und fragte ihn nach einer kurzen Weile mit einer gewiſſermaßen ſcheuen Stimme: „Und wer hat dies bewunderte Werk erbaut?"

„Die Kuppel, die Alle bewundern, erbaute ein Jüngling — Bohuſlaw Stanko. Doch die Kirche vollendete nach ihm Peter von Gmünden, der Hofbaumeiſter, deſſen Name mit goldener Inſchrift am Eingange zu leſen iſt."

„Und Bohuſlaw's Name?" fiel ihm der Pilger in's Wort.

„Bohuſlaw's Name durfte nicht an die geweihte Wand geſchrieben werden: denn er erbaute die Kuppel mit Hilfe des Teufels."

„Das lügſt Du, Alter!" ſchrie der Pilger und erfaßte den erſchreckten Todtengräber mit beiden Händen an der Gurgel.

„Alle Heiligen, helft! Heilige Mutter Gottes von Karlshof! behüte Deinen Diener, daß er nicht an der Schwelle Deines Wundertempels erwürgt werde!" ächzte der Todtengräber unter dem krampfhaften Druck der Hände des Pilgers.

Da ermannte ſich der Pilger und ein bitteres Lächeln verbreitete ſich ſtatt des Grimmes auf ſeinem Geſichte; doch ſeine Knie ſchlotterten dabei ſo ſehr, daß er ſich an dem nächſten Grabſteine ſtützen mußte, um nicht zu ſinken.

„Ich habe Euch nicht belogen, ehrwürdiger Herr," ſagte der Todtengräber mit zitternder Stimme, „ich glaube nicht alter Weiber Märchen und fürchte mich auch nicht vor Geſpenſtern; denn wenn man ſo viele Jahre Todtengräber iſt und Tag und Nacht in ſo vielen Gräbern herumwühlt, da muß im Gegentheile unmänuliche Furcht auch aus dem ſchwächſten Herzen hinaus. Aber über Bohuſlaw richtet ſelbſt. Der König war ihm günſtig und vertraute ihm ein ſo ausgezeichnetes Werk an; er vollendete den ruhmvollſten Theil, die bewunderte Kuppel, und ſeiner warteten Ehre und Ruhm und die Hand eines geliebten Mädchens. Er aber verſchwand eben in dem Augenblicke, als das verſammelte Volk jauchzte: „Hoch Bohuſlaw!" Und der Kaiſer hielt ſchon eine goldene Kette in der Linken, um ſie dem glücklichen Baumeiſter an den Hals zu hängen, und in der Rechten ſchon das gezogene Schwert des heil. Wenzel, um den glücklichen Bohuſlaw zum Ritter zu ſchlagen. Die Geliebte ſtreckte ſchon ſehnſüchtig die Arme zum Empfange des Geliebten aus, denn kein Hinderniß trennte ſie mehr. Da gerade in dem Augenblick, als ihm die Krone des Ruhmes lächelte, da verſchwand Bohuſlaw und man hörte nichts mehr von ihm, noch fand man ſeinen Leichnam. Urtheilt ſelbſt, frommer Pilger, konnte dies Alles anders als mit dem Teufel zugehen? Gott verzeihe mir die Sünde!" Und dabei bezeichnete er ſich zerknirſcht mit dem heil. Kreuze und fuhr, als die erwartete Zuſtimmung des Fremden ausblieb, fort: „Ohne Zweifel; mit dem Aelteſten der Teufel und mit dem Fürſten der Hölle baute er, und da er ihm einige Bedingungen nicht hielt, ſo ward er von ihm in den feurigen Schlund geführt, eh' er noch die Früchte ſeiner teufliſchen Verbindung genießen konnte."

Der geſchwätzige Alte jedoch redete dieſe letzten Worte in den Wind, denn gleich beim Beginne der Erzählung ſtrömten die Augen des Fremden von reichlichen Thränen über und er bedeckte das Geſicht mit beiden Händen. Eben, als der Todtengräber geendet, erwachte jener wie aus einem Traume und fragte mit bewegter Stimme: „Und was geſchah mit der Braut jenes Unſeligen, der ſich durch ſeine Vertrauensſchwäche an Gottes Allmacht ſo ſchwer verſündigte?"

„Die Arme verfiel vor Gram und Leid in eine ſchwere

Digitized by Google

Krankheit. Kaum, daß sie genesen, suchte sie ihr Vater, der Herr Bürgermeister Rokyean, der jetzt auch schon das Bessere gewählt, zu einer Verbindung mit einem andern Baumeister, einem gewissen Jarosch, zu überreden. Dieser hatte nach seinem gottvergessenen Vetter, dem geizigen Wlk, den Gott in seiner Strafe mit dem „schwarzen Tode" heimsuchte, großen Reichthum geerbt. Agnes aber — so hieß des Bürgermeisters Tochter — weinte und verschwor sich, keinen Andern lieben zu können, als ihren Bohuslaw und trat in das Kloster St. Agnes auf der Altstadt. An demselben Tage, an dem sie den Ordensschleier nahm, traf ihren zweiten Freier ein gräuliches Geschick. Dem Baumeister Jarosch brachte Wlk's Erbschaft keinen Segen, weil an ihr die Thränen und Flüche der Armen, Witwen und Waisen hafteten. An demselben Tage, an dem Agnes in das Kloster trat, ward Jarosch Wlk in seiner Wohnung überfallen, ausgeplündert und getödtet. Sein Mörder war das schwelgerische Bürgersöhnchen Peter Tyrk, der gegen das Gesetz seiner Verbannung nach Prag zurückgekehrt war und sich auf der Neustadt herumtrieb, bis ihn dieser Mord zuletzt an den Galgen brachte, dem er schon einige Male entronnen war."

„Agnes, die Tochter Wáclaw Rokyean's, lebt noch?" flüsterte der Pilger und ein wildes Feuer sprühte aus seinen Augen.

„Sie ist nicht mehr! Es sind schon zehn Jahre her, daß dieser Engel sich zu den Höhen des Himmels aufgeschwungen."

„Und ihr Grab? O führe mich dahin, guter Greis! Komm' eilig, eilig in das Kloster zu St. Agnes."

„Wenn Ihr, Herr, Agnes Rokyean's Grab zu sehen begehrt, so braucht Ihr keinen so langen Weg. Agnes hatte sich ausgebeten, nicht in den stillen Klostermauern beerdigt zu werden, sondern auf dem Karlsfriedhof, neben der Kirche, die Bohuslaw erbaut hatte, auf den das gute Herzchen nie vergessen hatte. Mit Bewilligung des Erzbischofes geschah es nach ihrem Willen. Dort, wo das Rosengesträuch am üppigsten wuchert, ist ihr Grab."

Mit einem plötzlichen Schrei erhob sich der Pilger und eilte dem Orte zu, den ihm der Greis bezeichnet hatte. In dem Rosengebüsche sah er einen erhobenen Grabstein mit dem Marmorbilde einer Nonne des Dominikanerordens. Das Auge des Pilgers verschleierte sich bei diesem Anblicke so sehr, daß ihm die Aufschrift verschwamm, ja, daß er sogar die Person nicht bemerkte, die hinter dem Grabe betend kniete. Der Pilger war durch den Anblick des Grabsteins so ergriffen, daß ihm schwindelte und er in seiner Mattigkeit beinahe auf die Erde gesunken wäre, wenn ihn der Todtengräber nicht aufgefangen hätte, der ihm so schnell als möglich nachgeeilt war. Die Person, die hinter dem Hügel kniete, sprang zu seiner Hilfe herbei; als sie das Antlitz des ohnmächtigen Pilgers erblickte, schrie sie wild, ja grausenerregend auf und stürzte zu seinen Füßen, die sie mit Küssen überdeckte und in Thränen badete.

Nach einer Weile raffte sich der Pilger empor und lispelte: „Gott, was geht hier vor? — Wer — wer ist dieser Mensch?"

„Ein armer Stummer, der schon viele Jahre hier auf Karlshof die geistlichen Herren bedient; seine ganze freie Zeit bringt er am Grabe Agnesen's zu und pflegt die Blumen an demselben und oft kniet er ganze Stunden am Grabe, weinend und in heißen Gebeten."

„Jaromir!" rief der Pilger. „Mein treuer Jaromir, bist Du's?! Du hast meiner noch nicht vergessen, Du mein einziger Freund!" Und der Pilger ruhte in den Armen des Stummen.

„Ja, Jaromir, das ist sein Name," erklärte der Todtengräber. „Doch, wie kennt Ihr ihn, ehrwürdiger Pilger? Sagt doch." Als er jedoch bemerkte, daß er vergebens auf Antwort warte, bemerkte er dem Pilger, daß er sich schon zu lange aufgehalten und daß er unausweichlich den Kirchhof verlassen müsse, weil die Sonne schon untergegangen.

„Thu' nach Deiner Pflicht," erwiderte der Pilger, den weinenden Jaromir noch in den Armen haltend. „Geh' mit Gott und laß mich und den Stummen hier."

„Verzeiht, hoher Fremdling, das darf ich nicht, denn —"

„Da nimm dieses hier," sagte der Unbekannte und ließ dem Todtengräber einige Goldstücke in die Hand gleiten.

Dieser wog sie, maß den Fremden noch einmal vom Kopf bis zum Fuße und murmelte in sich hinein: „I nu, was für einen Schaden könnte er hier anrichten? Wer so viel Geld austheilen kann, pflegt nichts Böses im Sinn zu haben, und überdies bemerke ich unter seinem Pilgermantel das Ordenskleid. Und auf die Ehrlichkeit des Stummen kann ich mich auch verlassen. Ich lasse sie in Gottes Namen hier!" Dann wandte er sich zum Pilger: „Nun denn, wenn es Euch gefällig ist, so bleibt in Gottes Namen hier. Ich lasse Euch da, obgleich ich's nicht gern' thue und dafür verantwortlich werden könnte;" er trippelte fort und verschloß die Thüre.

Am andern Tage zeitlich früh, als der Todtengräber auf den Kirchhof zurückkehrte und sich nach dem wunderlichen Pilger umsah, gewahrte er auf Agnes Rokyean's Grabe den stummen Jaromir in Thränen aufgelöst und auf seinem Schoße ruhte der Leichnam des Pilgers.

Die Mönche, die aus dem Kloster herbeigerufen wurden, erkannten sogleich, daß der Pilger todt sei. Unter seinem Mantel erblickten sie das Kleid des Karthäuserordens. Sie durchsuchten den Leichnam und fanden nichts, als einen einzigen Ring mit der Chiffre: A. R. Ein besseres Resultat brachte ein Blechfutteral — wie es die Pilger damals an einem Riemen zu tragen pflegten — an den Tag, das neben der Leiche lag. In demselben befanden sich Pläne verschiedener Kirchen, eine goldene Kette, ein Abtkreuz, ein Pergament, welches darthat, daß sein Besitzer der Bruder Procidus von St. Agnes, Abt eines Karthäuserklosters in Italien, sei, und endlich auf einem andern Blatte, daß Bohuslaw Stanko, Prager Baumeister, vor 25 Jahren in das Karthäuser-Kloster getreten und den Klosternamen Frater Procidus a Sta. Agnete angenommen habe.

Digitized by Google

Die Nachricht, daß der erſte Erbauer des Karlshofs als wälſcher Abt zurückgekehrt und an dem Grabe ſeiner Agnes todt gefunden worden ſei, verbreitete ſich mit Blitzesſchnelle durch die Stadt. Tauſende und Tauſende von Menſchen flutheten an dem Tage ſeiner Beerdigung auf den Karlskirchhof. Die Erſten hinter Bohuſlaw's Sarge ſchritten: Agneſen's Oheim, der alte Ritter von Okoř, und der ſtumme Jaromir. Bohuſlaw's Leichnam wurde neben Agneſen's Grabe in die Erde geſenkt.

Der fliegende Holländer.

Eine Schifferſage.

Unſer Schiff hatte das Kap berührt und ſtach nun wieder in See, die Waſſerſtraße nach Europa zu verfolgen. Bald hatten wir den Tafelberg aus dem Geſichte verloren, und jene Stürme, welche dieſen Gewäſſern ſo eigenthümlich ſind und ihnen ihren verhängnißvollen Namen gegeben haben, verzögerten und gefährdeten unſere Fahrt. Der Tag war trübe und nebelig geweſen und die Briſe, welche ſeither friſch geblaſen und unſere Segel geſchwellt hatte, legte ſich plötzlich wie durch Zauberſchlag, erhob ſich nach einer Weile wieder zu ihrer vorigen Kraft, aber aus einem andern Punkte der Windroſe und ſtarb nach einiger Zeit wieder hin, als ob uns Herr Aeolus durch eine ſeiner Launen necken wollte. Aus Südoſten begann eine ſtarke Deining (ſtarke Anſchwellung des Meeres in einer Richtung) heranzuziehen, unſere Segel ſchlugen gegen die Maſten, und das Schiff rollte von einer Seite auf die andere, als ob ſein Raum ſchon voll Waſſer geweſen wäre, und doch war der Wind ſo gering, daß wir kaum Kurs halten konnten. Etwa um zwei Uhr Nachmittags hatten wir eine tüchtige Windsbraut mit Donner, Blitz und Regen. Die Matroſen wurden unruhig, ſchauten beſorgt zum Firmament hinauf und meinten, wir dürften ein gut Stück Arbeit für die Nacht bekommen, ſo daß es ſich nicht der Mühe verlohne, einſtweilen in die Hängematten zu ſchlüpfen. Als uns der Unterſteuermann gerade einen Sturm beſchrieb, den er auf der Höhe von Kap Race in Neufundland beſtanden, wurden wir Alle plötzlich umgeworfen und der Wind ſtürmte wie wüthend auf uns ein. Unter doppelt gerefften Bramſegeln und Fockmarsſegel liefen wir vor dem Winde bis zu Einbruch der Nacht; da aber die See ſehr hoch ging, hielt es der Kapitän für das Gerathenſte, beizudrehen (das Schiff in ſeinem Kurs aufhalten, daß es ſtille liegt). Die Wache an Deck beſtand aus vier Matroſen, von denen einer von den Wanſen aus ſich umſehen ſollte; denn das Wetter war ſo nebelig, daß wir vom Bug aus nicht zwei Kabellängen weit ſehen konnten. Dieſer Burſche, Tom Willis mit Namen, ein alter, erfahrner Matroſe, ging häufig nach dem Vordertheil des Schiffs, als ob er dort etwas Ungewöhnliches bemerke, gab aber auf die Frage der Anderen, nach was er ſich ſo oft umſehe, nie eine bündige Antwort. Sie gingen daher ebenfalls nach dem Vordertheil und ſchienen ſehr beſtürzt ob Dem, was ſie dort ſahen, ſagten aber anfänglich Nichts, bis Einer von ihnen ausrief: „Heda, William, hole den Offizier von der Wache!"

Die Matroſen, welche ſchlafend in ihren Hängematten lagen und von dieſem ungewohnten Ruf plötzlich aufgeſchreckt wurden, rieſen neugierig herauf, was es denn an Deck gebe? Worauf ihnen Tom Willis hinunterrief: „Kommt herauf und ſeht ſelber! Was wir fürchten, iſt nicht an Bord, ſondern gerade vor uns in See!" — Dies ſteigerte natürlich die Neugier der Mannſchaft noch um ein Namhaftes und Alle polterten die Treppe herauf, ohne ſich Zeit zu gönnen, ihre Jacken anzuziehen. Als ſie nun an den Vordertheil traten und hinausblickten, flüſterten ſie unter einander und es gab bedenkliche Geſichter.

„Wo iſt das Schiff? Ich ſehe Nichts davon!" rief Einer.

„Der letzte Blitz zeigte es uns," verſetzte ein Anderer, „und wir ſahen deutlich, daß keines ſeiner Segel auch nur eine Spanne eingerefft war. Wir aber, die wir ſeine Geſchichte kennen, wiſſen recht wol, daß es mit all ſeiner Leinwand vor'm Winde doch nie ſeinen Hafen erreichen wird."

Mittlerweile hatte das Schwatzen und Rufen der Matroſen einige von den Paſſagieren auf's Verdeck gelockt; aber ſehen konnten ſie Nichts, denn nur die Finſterniß der Nacht, der dichte Nebel und das Brauſen der Wogen umgab das Schiff, und die Matroſen wichen hartnäckig den an ſie gerichteten Fragen aus. In dieſem Augenblick kam auch der Schiffskaplan an Deck, ein Mann von ernſtem, geſetztem Weſen, der bei den Matroſen ſehr beliebt war und den ſie nur den „ſanften Georg" nannten. Er hörte, wie einer der Matroſen den andern fragte, ob er ſchon den fliegenden Holländer geſehen habe und ſeine Geſchichte kenne; darauf erwiederte der Andere: „Ich hab' wol ſchon davon gehört, daß er ſich in dieſen Meeren herumteibe; aber ſprich, was iſt der Grund davon, daß er nie den Hafen erreicht?"

„Man gibt verſchiedene Gründe dafür an," meinte der Erſte; „mir hat man die Geſchichte ſo erzählt: Der fliegende Holländer war ein Amſterdamer Fahrzeug, das vor vielen Jahren in jenem Hafen in die See ſtach. Sein Kapitän, Vanderdecken hieß er, war ein alter, bärbeißiger Seemann, der keinen Teufel fürchtete und in Allem ſeinen eigenen Weg gehen wollte. Trotzdem aber hatte kein Matroſe unter ihm zu klagen und Alle dienten gerne bei ihm. Niemand aber weiß freilich, wie es dermalen bei ihm an Bord ſteht. Die Sage geht, ſie haben einſt das Cap doubliren wollen und haben einen langen heißen Tag damit hingebracht,

Digitized by Google

troß des Wetters in die Tafelbai einzulaufen, die wir heute morgen geſehen haben. Allein der Wind war ihnen ganz konträr und ward immer heftiger, und Vanderdecken ging auf dem Deck auf und nieder und fluchte weidlich über den Wind. Da rief ihn bald nach Sonnenuntergang ein Schiff an und fragte: ob er denn in der Nacht noch in die Tafelbai einlaufen wollte? D'rauf rief Vanderdecken: „Ich will in Ewigkeit verdammt ſein, wenn ich's nicht dennoch thue, und ſollt' ich auch bis zum jüngſten Tag hier kreuzen!" Und fürwahr, Vanderdecken iſt ſeither nicht in die Tafelbai eingelaufen, und man weiß, daß er ſeitdem noch immer in dieſen Gewäſſern kreuzt und noch viele, viele Jahre umſonſt ſo herumfahren muß, und man ſieht ſein Schiff nie anders, als im Sturm und ſchlimmſten Wetter!"

„Und wir müſſen ſeinem Fahrzeug aus dem Wege bleiben," ſetzte ein Dritter hinzu, „denn die Sage geht, daß Vanderdecken immer ſeine Jolle ausſetzt, wenn er ein ander Schiff zu Geſicht bekommt, und daß er ſich's Mühe koſten läßt, an Bord zu kommen, um Briefe an die Seinigen mitzugeben. Aber, Gott weiß, dieſe Briefe bringen dem kein Glück, der ſich mit ihnen einläßt!"

„Na, davor iſt mir jetzt nicht bange," meinte Tom Willis; — „es iſt da eine See zwiſchen ihm und uns, die uns vor ſolchem Beſuche wohl behüten dürfte."

„Bah!" ſagte ein Anderer, „darauf möcht' ich noch nicht viel bauen, wenn Vanderdecken ſeine Leute ausſchickt!"

Ein Theil dieſes Geſprächs war von etlichen Paſſagieren noch gehört worden und brachte plötzlich ſie Alle auf die Beine. Mittlerweile konnte man vor dem immer näher rückenden Donner das Brauſen und Branden der an die Planken des Schiffes anſchlagenden Wogen nicht mehr unterſcheiden; der Wind hatte die Lampe im Kompaßhäuschen ausgelöſcht und kein Menſch konnte mehr ſagen, nach welcher Himmelsrichtung hin das Fahrzeug treibe. Unter ſolchen Umſtänden fürchteten ſich die Paſſagiere, weitere Fragen an die Mannſchaft zu richten, um nicht die geheime Angſt zu vermehren, welche ſich aller Herzen bemächtigt zu haben ſchien, ſo wie um andererſeits auch nicht noch mehr zu erfahren, als ſie ſchon wußten. Freilich mühten ſich die Meiſten, den Grund ihrer Bangigkeit und Aufregung dem Wetter zu unterſchieben; allein es konnte auch dem flüchtigſten Beobachter nicht entgehen, daß ſie noch etwas Anderes fürchteten, was ſie nicht eingeſtehen wollten. Als die Lampe im Kompaßhäuschen wieder angezündet worden war, bemerkte man, daß das Schiff etwas härter unter dem Winde lag als zuvor, und dies belebte wieder einigermaßen den Muth der Paſſagiere. Bei alledem hatte ſich aber weder der ſtürmiſche Zuſtand der Atmoſphäre, noch der Donner gelegt und ein weißer heller Blitz, der bald darauf aus dem ſchwarzen Firmamente zuckte, zeigte uns die hochgehenden Wogen der hohen See und in der Ferne den fliegenden Holländer, der alle ſeine Leinwand aufgezogen hatte und wie wüthend vor dem Winde lief. Nur einen flüchtigen Moment hatten wir ihn geſehen, allein es war doch genug geweſen, um jeden Zweifel von Seiten unſerer Paſſagiere niederzuſchlagen, und Einer der Matroſen rief noch laut: „Dort ſegelt er hin und hat jeden Fetzen Canvaß beigeſetzt!"

Der Kaplan hatte ſein Gebetbuch mit herauf gebracht, um daraus einen Verſuch zum Troſt, zur Stärkung und Beruhigung der ſämmtlichen Schiffsgenoſſen zu machen. Zu dieſem Endzweck hatte er ſich neben das Kompaßhäuschen geſetzt, ſo daß der Lichtſtrahl auf die weißen Blätter des Buches fiel, und er las nun mit lauter, feierlicher Stimme das Gebet, welches die Kirche für die zur See Verunglückten zu halten vorſchreibt. Die Matroſen aber ſtanden mit verſchränkten Armen umher und mochten wohl denken, das werde wenig helfen. Allein einen Nutzen hatte es doch: es lenkte die Aufmerkſamkeit der auf dem Verdeck Anweſenden für eine Weile von dem Sturme draußen ab. Mittlerweile waren die Blitze ſelten geworden und hatten etwas an Wuth nachgelaſſen, und der flüchtige Glaſt, welchen ſie über die See warfen, zeigte uns weit und breit nur das Toſen und Fluthen der um unſer Schiff aufgiſchenden Wellen. Die Matroſen ſchienen der Anſicht zu ſein, daß das Schlimmſte nun erſt noch kommen werde, behielten aber dieſe ihre Meinung für ſich oder äußerten wenigſtens ihre Befürchtungen nur in ihrem eigenen Kreiſe. Juſt um dieſe Zeit erſchien der Kapitän an Deck, welcher bisher unten in ſeiner Kajüte geblieben war und fragte mit heiterer, unbefangener Miene und launigem Tone: woher denn der Lärm und die allgemeine Beſorgniß komme? Seiner Meinung nach war der ſchlimmſte Theil des Sturmes ſchon überſtanden und er wunderte ſich, daß ſeine Leute um ſo eine „Mütze voll Wind" ſolch 'nen Heidenlärm gemacht hätten. Als Einer des fliegenden Holländers gedachte, lachte der Kapitän überlaut. „Bah, Jungens!" ſagte er; „Ihr habt nicht recht geſehen; der Abendgrog war zu ſtark und hat Euch ein doppelt Geſicht gemacht. Mocht' doch 'mal das Fahrzeug ſehen, das in 'ner ſolchen Nacht unter vollen Bramſegeln vor ſo 'nem Winde liefe! Das wär' fürwahr des Sehens werth!" — Dem Kaplan, der, wie ſchon geſagt, ein ruhiger, geſetzter Mann war, mochte der ſpaßhafte Ton unſeres Kapitäns übel behagen und er zog ihn an einem Rockknopfe bei Seite, um ihm eine, wie es ſchien, ſehr ernſthafte Standrede zu halten. — „Bah! bah!" gab ihm dieſer zur Antwort, „wir wollen auf unſer eigen Schiff ſehen und nicht an ſolches Zeug denken!" Dann ſandte er einen Mann in den Marskorb und in die Tops hinauf, um zu ſehen, was an der Vormarsſegelraae los ſei, die mit lautem Lärmen gegen den Hockmars ſchlug. Tom Willis ging hinauf und als er wieder herunterkam, berichtete er, droben ſei Alles in Ordnung und er hoffe, der Himmel werde ſich bald aufklären, in welchem Falle wir dann Nichts mehr von dem zu Geſicht bekommen würden, was wir am meiſten fürchteten.

Kapitän und Steuermann gingen mit einander auf dem Verdeck auf und nieder und lachten laut zuſammen, trotzdem daß der Kaplan wiederholt meinte, ſolch' unzeitige Luſtigkeit würde beſſer unterdrückt. Der Unterſteuermann, ein Schotte von Geburt, Namens Dunean Sanderſon, der ein paar

Digitized by Google

Jahre in Aberdeen ſtudirt hatte und darum ſich zu klug dünkte, um etwas von dem zu glauben, was die Matroſen ſich mit ſo viel Ernſt erzählten, nahm aber des Kapitäns Partei und ſagte ſpöttiſch zu Tom Willis, er ſolle ſich ein andermal ſeiner Urahnmutter Brille borgen, wenn er zum Auslugen in die Tops geſchickt werde. Tom brummte mürriſch Etwas in den Bart, das ungefähr ſagen ſollte, er wolle dennoch bis zu Tagesanbruch ſeinen eigenen Augen trauen und zog ſich nach dem Bug zurück, von wo er noch ſorgſamer und ängſtlicher als zuvor in die Finſterniß hinausblickte.

Bald hatte das Flüſtern und Plaudern ein Ende, denn Viele hatten ſich wieder unter Deck begeben und ihre Schlafſtellen aufgeſucht; man hörte Nichts mehr, als das Anſchlagen der Taue an den Maſt, das Knarren und Stöhnen des ſtehenden Takelwerks und das Brauſen der Wogen, wenn ſie an die Wände des Schiffes anprallten oder ihre ſchäumenden Kämme leckend und ziſchend über das Deck wälzten. Eine lange Pauſe entſtand; rabenſchwarze Finſterniß lagerte um und über uns, da zuckten auf einmal wieder Blitze durch das nächtliche Gewölk und Tom Willis rief plötzlich: „Hollah, da iſt er wieder! da iſt Vanderdecken! Ich ſehe, wie er ein Boot ausſetzt!"

Wer an Deck war, lief nach dem Bug und ſtarrte mit Herzklopfen in die düſtere See hinaus. Da fuhr abermals ein langer, zackiger Blitzſtrahl durch die Nacht, beleuchtete auf einen Augenblick die wüthend gepeitſchte See nah und fern und zeigte uns nicht nur in einiger Entfernung den fliegenden Holländer, ſondern auch ein Boot, das von vier kräftigen Rudern fortbewegt auf uns zu hielt. Es war in dieſem Augenblick kaum noch zwei Kabellängen von uns entfernt. Der Mann, der das Boot zuerſt erblickte, fragte den Kapitän, ob er es anrufen ſolle oder nicht, erhielt aber keine Antwort von demſelben, der in großer Aufregung an Deck auf- und abging. Der Hochbootsmann rief nun: „Wer will dieſem Boot ein Tau zuwerfen?" aber die Leute unſerer Mannſchaft ſahen einander verdutzt an und Keiner wollte ſich dazu hergeben. Mittlerweile war das Boot ganz nahe an unſere Putingen herangekommen und wir konnten deutlich die vier Ruderer unterſcheiden; da rief ihnen Tom Willis zu: „Was wollt Ihr? Wie zum Henker konntet Ihr in ſolchem Wetter zu uns herüber gelangen? Welcher Unſtern hat Euch hieher geweht?" — Eine ſtarke durchdringende Stimme aus dem Boot gab engliſch zur Antwort: „Wir wollen Euren Kapitän ſprechen!" Dieſer aber kehrte ſich nicht im Mindeſten daran und ſchwieg. Inzwiſchen war Vanderdecken's Boot an unſere Langſeite herangekommen und Einer aus dem Boote, ein alter wettergebräunter und gefurchter Seemann, kam an Bord, ein Päckchen Briefe in der Hand. Erſchrocken fuhren alle unſere Matroſen zurück und nur unſer Schiffskaplan behielt Faſſung und Selbſtbeherrſchung genug, ihm einige Schritte entgegen zu gehen und ihn feierlich um den Zweck ſeines Beſuchs in ſo ſpäter Abendſtunde zu befragen.

„Vergebt," verſetzte der Fremde, „wir ſind lange Zeit durch ſchlechtes Wetter in dieſen Gewäſſern aufgehalten worden und Maſter Vanderdecken möchte gerne dieſe Briefe hier an ſeine Freunde nach Europa ſchicken."

Bei dieſen Worten kam unſer Kapitän heran und entgegnete ihm im entſchiedenſten Tone: „Sagt Vanderdecken, er ſolle ſeine Briefſchaften an Bord eines jeden andern Schiffes abgeben, nur nicht an Bord des meinigen!"

„Wir haben's ſchon bei manchem Schiffe verſucht," gab der Fremde wehmüthig zur Antwort, „aber die meiſten von ihnen wieſen uns mit unſerm Anliegen ab."

„Und wir würden am Beſten thun, wenn wir's eben ſo machten," ſagte Tom Willis zu ihm; „wißt Ihr wol, daß man ſagt, es ſei ein geheimes Gewicht, eine Herenwucht in Euren Briefen, die ein Fahrzeug unfehlbar verſinken machen?"

Der Fremde ſchien dieſe Einwendung gar nicht zu beachten, ſondern fragte nur, woher wir wären. Auf die Antwort, unſer Schiff gehöre nach Portsmouth, meinte er: „Wäre mir lieber: Ihr wäret von Amſterdam geweſen! Möcht' wol die liebe Stadt einmal wieder ſehen, und unſere Freunde, und Weib und Kind! Wir müſſen noch einmal heimkehren!" Bei dieſen Worten rangen die drei Andern im Boote drunten, welche das gehört hatten, die Hände und riefen ganz verzweiflungsvoll und im guten Holländiſch: „O ja, wir möchten Amſterdam gern noch einmal ſehen, und unſer Weib und Kind! Wir ſind ſchon lange, lange Zeit hier herumgetrieben worden und haben unſern Kurs verloren. Aber unſere Freunde müſſen wir noch einmal wieder ſehen!"

„Wie lange ſeid Ihr denn ſchon in See?" fragte der Kapitän.

„Wir wiſſen's nicht, denn wir halten kein Logbuch, ſeit der Wind unſern Kalender über Bord genommen hat," erwiderte der Bootsmann. „Da draußen liegt ja unſer Schiff! warum wollt Ihr nun wiſſen, wie lange wir ſchon in See ſind? Maſter Vanderdecken will ja nur Briefe heimſchicken, um die Seinigen zu tröſten."

„Ich fürchte, Eure Briefe ſind in Amſterdam Niemanden mehr nütze," ſagte der Kaplan; „denn ſelbſt wenn wir ſie beſtellen wollten, wären wol die Perſonen, denen ſie gehören, nirgend mehr aufzufinden, als unter dem kühlen Raſen der Kirchhöfe!"

„Unmöglich! ich kann's Euch nicht glauben!" verſetzte Vanderdecken's Bootsmann ſchmerzlich und wiſchte mit dem Aermel eine ſtille Thräne aus den Wimpern. „Wind und Wetter haben uns lange genug hier herumgeworfen, aber Heimat und Hof und Herd und Weib und Kind laſſen ſich nicht ſo leicht vergeſſen. Iſt ja doch kein Regentröpflein in der Luft, das nicht mit dem andern verwandt wäre und die andern ſo lieb hätte, daß es nicht gern wieder in die See fiele, um ſich mit den übrigen zu vermiſchen! Wie ſollte da ein Menſch gar ſeiner Blutsverwandten und Freunde vergeſſen können? Selbſt unſere Leiber ſind ja ein Theil von Holland, und Vanderdecken meint, wenn er je wieder nach Amſterdam käme, würd' er ſich lieber in einen Eckſtein verwandeln und in die Erde graben laſſen, als die liebe Vater-

Digitized by Google

ſtadt noch einmal verlaſſen, ſo er wüßte, daß er anderwärts ſterben müßte. D'rum, liebe Freunde, laßt Euch erbitten und nehmt inzwiſchen unſere Briefe mit!"

„Es hilft Euch Nichts, mein Freund!" ſagte unſer Kapitän und ſah den Fremden dabei mitleidig und verwundert an: „'s iſt ein verzeihlicher Wahn von Euch, daß Ihr die Briefe ſchriebet; aber ſie beſtellt wiſſen zu wollen, iſt ein aberwitziges Begehren Eurer Zärtlichkeit und Eures Heimwehs, das wider alle Grenzen von Zeit und Raum ankämpft!"

„Seid menſchlich!" rief der Fremdling und hielt einen der Briefe in die Höhe, „ſeht, da iſt ein Schreiben von unſerm Unterſteuermann an den einzigen Verwandten, den er noch auf Gottes weiter Welt hat, an ſeinen Oheim, den Kaufmann, der im zweiten Hauſe in Stunker-Yachte-Graacht wohnt!"

Er bot Mehreren den Brief, aber Keiner wagte, ihn zu nehmen; endlich rief Tom Willis: „Einer unſerer Matroſen ſagt, er ſei letzten Sommer in Amſterdam geweſen und wiſſe ganz gewiß, daß Stunker-Yachte-Graacht ſchon vor ſechzig Jahren ganz niedergeriſſen worden ſei, und daß nun auf der Stelle dieſer Straße eine Kirche ſteht!"

„Unmöglich; ich kann's nicht glauben!" verſetzte der Mann vom Fliegenden Holländer; „aber kommt, da iſt ein anderer Brief von mir ſelber und darin eine Note, die ich meiner lieben Schweſter ſchicke, damit ſie ſich ein paar Ellen ſchöner Spitzen an ihre hohe Haube kaufe!"

„Ei," meinte Tom Willis, „es iſt mehr als wahrſcheinlich, daß ihr Haupt nun unter einem Grabſteine ruht, der alle Launen der Mode überleben wird! Aber ſagt, auf was für ein Amſterdamer Haus lautet Euer Wechſel?"

„Auf das Haus Vanderbrucker und Comp.!" verſetzte der Holländer.

Da rief der Mann, von dem Tom Willis vorhin geſprochen hatte: „Glaubt mir: dieſer Wechſel wird nicht eingelöſt werden, denn ich habe ſagen hören, jenes Haus ſei ſchon vor etlichen und vierzig Jahren zu Grunde gegangen und Vanderbrucker ſei ſeitdem ſpurlos verſchollen. Ihr ſeid aus unſerer Zeit hinausgelebt, armer Mann, und ſolcher Dinge gedenken, heißt ſo zu ſagen den Schlamm in einem alten Kanal aufwühlen."

„Ich kann's nicht glauben!" rief der Bootsmann vom Fliegenden Holländer; „es iſt nicht möglich und ein grauſam Beginnen, daß Ihr armen Burſchen, wir wir in unſrer Lage ſind, ſolche Dinge ſagt. Seht, da iſt ein Brief von unſerm Kapitän Maſter Vanderdecken ſelber an ſeine vielliebe und getreue Frau Liebſte, die er in einem gar ſchönen Landhäuschen am Haarlemer Meer zurückgelaſſen hat. Die gute Myvrouw Vanderdecken hat ihrem lieben Eheherrn verſprochen, ſie wolle das Haus von Neuem bemalen und vergolden laſſen, bis dann er zurückkehre, und ein Paar Spiegel in die ſchöne Stube kaufen, darin er ſich dann mit der Frau Liebſten beſchaue, auf daß ſie ſo viel Abbilder von ihm habe, als ob ſie ſechs Eheherren auf einmal hätte!"

„Zeit wär' indeſſen genug vergangen, daß ſie ſich ſechs Eheherren hätte beilegen können!" meinte der Amſterdamer Mann. „Aber falls ſie auch noch lebte, iſt nicht zu fürchten, daß Vanderdecken jemals wieder heimkehren würde, um ſie zu erſchrecken!"

Wie das der fremde Seemann hörte, weinte er von Neuem und ſagte: wenn man ihm ſeine Briefe nicht abnehmen wolle, ſo möge man ihm wenigſtens geſtatten, daß er ſie daloſſe. Darauf bot er die Päckchen nach der Reihe dem Kapitän, dem Kaplan, dem Hochbootsmann und der übrigen Mannſchaft; aber Jeder prallte zurück, wenn der Mann vom Fliegenden Holländer auf ihn zukam, und verſteckte ſeine Hände in den Taſchen oder hinter dem Rücken. Da legte Vanderdecken's Bootsmann das Päckchen auf das Verdeck und ein Stück Eiſen darauf, das in der Nähe lag, ſchwang ſich ſodann über die Laufplanke hinab und kehrte in ſein Boot zurück. Wir hörten noch die Anderen mit ihm reden; aber eine Windsbraut, die ſich plötzlich erhob und die See hoch gehen machte, verhinderte, daß wir den Inhalt ihrer Unterredung verſtanden. Wir ſahen nur noch, wie das Boot von unſerm Bord wegſteuerte und ein paar Minuten ſpäter war es ſpurlos verſchwunden, als wär's nie dageweſen. Die Matroſen rieben ſich die Augen und hätten darauf geſchworen, daß ſie nur geträumt haben, wäre nicht das Briefpäckchen noch immer da und das Spließhorn darauf gelegen. Duncan Saunderſon, unſer ſchottiſcher Unterſteuermann, fragte den Kapitän, ob er das Päckchen aufheben und in den Briefſack werfen ſolle; da er aber keine Antwort erhielt, beugte er ſich ſchon darnach und hätt' es wol auf eigene Verantwortung gethan, wäre ihm Tom Willis nicht in den Arm gefallen und hätte ihn zurückgeriſſen mit dem Bedeuten, daß Keiner das verhängnißvolle Briefbündel anrühren ſolle.

Inzwiſchen war der Kapitän in ſeine Kajüte hinunter gegangen und der Kaplan, der ihm faſt auf dem Fuße folgte, fand ihn drunten vor ſeinem Flaſchenfutter, wie er ſich eben mit einem tüchtigen Schluck Schnaps auf den gehabten Schreck erholen und erquicken wollte. Der Kapitän ward einigermaßen verlegen, daß er ſich ſo ertappt ſah, füllte aber nichtsdeſtoweniger auch dem Kaplan ein Glas Herzſtärkung und reichte es ihm mit den Worten: „Da, trinkt, Charters! ſo 'was thut gut in einer kalten Sturmnacht!" Der Kaplan jedoch lehnte den Trunk dankend ab und bat den Schiffsherrn, an Deck zu gehen; und als der nun auch den zweiten Humpen voll hinter die Zähne gegoſſen, kam er mit dem Geiſtlichen wieder an Deck und ſie betrafen die Mannſchaft über dem Beratbſchlagen, was nun weiter mit den Briefen geſchehen ſolle. Tom Willis und noch etliche alte Seeleute ſchlugen vor, das Päckchen an eine Harpune zu ſpießen und über Bord zu werfen. Dem widerſetzten ſich jedoch Andere und ſagten: ſie hätten gehört, es ſei nicht rathſam, die Briefe gutwillig anzunehmen, noch auch dieſelben abſichtlich über Bord zu werfen, wenn die Leute vom Fliegenden Holländer ſie zurückgelaſſen.

„Laßt Keinen die Hand verbrennen, indem er das Teufelszeug angreift!" ſagte der Schiffszimmermann; „mein

Digitized by Google

Großvater hat mir oft erzählt, die beste Weise mit Vanderdecken's Briefen zu verfahren, sei die, daß man sie an Bord verstecke, indem man Planken d'rüber nagle, so daß sie noch an Bord seien, wenn er sie 'mal wieder holen lassen wolle."

Dem stimmten auch die Anderen bei und der Zimmermann ging eben, sein Werkzeug zu holen, als das Schiff plötzlich von einer heftigen See so stark auf die Seite geneigt wurde, daß das Spließhorn von dem Päckchen herunter rollte und der Wind sie davonführte und durch die Lüfte zerstreute, wie einen Flug Unglücksvögel. Die Mannschaft, als sie dies sah, stieß ein allgemeines Freudengeschrei aus und gab drei herzliche Hurrahs; die Meisten schrieben die günstige Witterungsveränderung, welche bald darauf eintrat, dem Umstande zu, daß wir Vanderdecken's Botschaften losgeworden waren. Bald waren wir wieder auf dem richtigen Kurs, die Nachtwache ward bestellt, und die Uebrigen krochen unter Deck in ihre Hängematten und Kojen. Nie aber werd' ich die Schauernacht vergessen, da wir den Fliegenden Holländer vor uns in See gesehen hatten.

Como und der Comer-See.

(Mit der lithographirten Abbildung.)

Die Fahrt auf dem vielbesungenen, etwas über zehn Stunden langen See ist bei heiterm Himmel eine der reizendsten, die es geben kann und bietet den mannigfaltigsten Genuß dar, da man sich in wenig Stunden aus der Nähe der Gletscher und finstern Tannenwälder in die lachendste Natur des italienischen Himmels versetzt sieht. Von hohen Bergen rings umgeben, deren höchste Gipfel kahl, die tiefer liegenden Abhänge mit Eichen, Kastanien, Oliven und Maulbeerbäumen bewachsen, die Niederungen am Gestade mit Reben bepflanzt sind, erfreut die Landschaft das Auge, wohin man blickt, und überall erscheinen freundliche Dörfer und prachtvolle Landhäuser, und im Nordosten die Alpen, mit ewigem Schnee bedeckt, im Westen das malerische Como mit seinen vielen Thürmen und Hügeln. — Die Gesellschaft auf dem Dampfboot war wenig zahlreich; meist Engländer, die, mit ihrem Murray in der Hand, die Schönheiten im Buche nachlasen, statt sie zu fühlen und zu genießen, und dem Frühstück mehr Aufmerksamkeit widmeten, als dem herrlichen Gestade.

Das alterthümliche, in einem Halbkreise am südwestlichen Ende des Sees erbaute Como gewährt einen ungemein lieblichen Anblick. Während die Stadt in den klaren Wellen sich spiegelt, steigen hinter ihr malerische Hügel empor, geschmückt mit Landhäusern und reizenden Gärten und vom höchsten derselben schauen die Reste des alten Thurmes Baradello herab, der einst in den lombardischen Kriegen eine wichtige Rolle gespielt. Die ganze Natur umher athmet eine lebendige Frische, die nicht allein dem Auge wol thut, sondern auch das Gemüth erheitert und stärkt. Bunte Haufen von Müssiggängern aus allen Klassen hatten unter dem Bogen am Wasser sich versammelt, als wir der Stadt uns näherten. Zahlreiche Barken drängten unter wildem Geschrei ihrer Führer von allen Seiten dem Dampfboot entgegen, um die Reisenden an's Land zu bringen, und gleichgiltig, wo ich ein Unterkommen finden würde, ließ ich mich, mehr fortgerissen, als aus eigenem Willen, nach der Vorstadt Sanct Agostino fahren, wo ich im Wirthshaus gleichen Namens, treu den erhaltenen Lehren, zum ersten Male mit dem Wirthe über Alles handelte, was ich genießen wollte, ehe ich das Ränzel vom Rücken nahm; ich muß aber doch gestehen, daß ich trotz aller Vorsicht, bei diesem ersten Versuche italienische Sitte nachzuahmen, immer noch ein kleines Lehrgeld zahlen mußte.

So freundlich Como von Außen ist, so düster gestaltet sich sein Inneres. Die Straßen sind eng und schmutzig, bieten aber schöne Bauwerke und in der Vorstadt Vico einige prachtvolle Paläste. Trotz ihres hohen Alterthums besitzt die Stadt, außer wenigen römischen Inschriften, keine Antiken mehr, und die Comenser, deren Treue und Aufopferung für die Römer in den Kriegen gegen Hannibal sprüchwörtlich geworden war, stehen heut zu Tage in dem Ruf, die betrügerischsten aller Italiener zu sein. Ihr Ausdruck hat etwas Düsteres, was mit der freundlichen Gegend in auffallendstem Kontraste steht, und ihre Sprache ist dem Fremden fast unverständlich. Einige Fabriken von Seiden- und Baumwollzeugen machen die ganze Thätigkeit des Ortes aus, dagegen ziehen die Comenser als Kleinhändler mit Galanteriewaaren, physikalischen und optischen Instrumenten, Gemälden, Bildern, Landkarten u. s. w. nach allen Weltgegenden hin, kehren aber stets wieder heim zu ihrem See, mag es ihnen anderwärts auch noch so gut gehen.

Como ist die Hauptstadt der gleichnamigen Delegation, Sitz eines Bischofs und bekannt als der Geburtsort des jüngern Plinius, des Historikers Paul Jovius, der Päpste Clemens XIII. und Innocenz XI., des Physikers Volta und des berühmten Bildhauers Canova. Die Sehenswürdigkeiten der Stadt: die aus schwarzem Marmor erbaute Kathedrale, mit römischer Inschrift auf der Vorderseite, der bischöfliche Palast, das Rathhaus, die mit römischen Inschriften versehenen Häuser Giovio und Fridi, die schönen Gemälde in allen elf Kirchen, und in der Kirche al Crocifisso acht große Marmorsäulen aus einem Stücke, der Garten Passalacqua und der botanische Garten von Galeazo Fumagalli, nahmen zu beschauen fast einen Tag weg, und zwei Tage widmete ich Excursionen in der Umgebung des Sees, dessen Ufer nur leider von wenigen Reisenden besucht werden, da diese sich meistens mit einer Beschiffung des Sees begnügen und dann weiter eilen, um sobald als möglich die Schätze Mailands bewundern zu können. Zwei kleine Stunden

Digitized by Google

Como.

Digitized by Google

Digitized by Google

Graf von Paris.

Digitized by Google

Digitized by Google

führten mich nach der Villa Pliniana, früher Pluviana, am östlichen Ufer des Sees, mit einer schon von Plinius beschriebenen periodischen Quelle; weiterhin gelangte ich zur Villa Tanzi, die von schönen Gärten umgeben ist, und nach Nesso (Narus), wo ein prachtvoller Wasserfall donnernd herabstürzt. Reizender noch ist das westliche Ufer, wo man von der Stadt aus zuerst nach Garva gelangt, wo der sehenswerthe Palast der Calderara mit schönen Gärten und Wasserfällen ist; dann zur Villa Muggiasca, auf einem kleinen Vorgebirge, in deren Nachbarschaft viele Höhlen sind, welche als Ventarole zu Weinkellern benutzt werden; zur Villa Passalacqua, am Fuße des malerischen Monte Bibisbino; nach dem Dorfe Urio, bei welcher die Höhle Strona und ein Dachschieferbruch ist; nach Balbianello auf dem Kap Lovedo, mit gutem Hafen, Leuchtthurme und herrlichen Aussichten; nach Lenno (Lemnos), wo noch viele römische Alterthümer sind, und dem freundlichen Tremezzo, mit seinen lieblichen Landhäusern, ober deren sich der über 4000 Fuß hohe Monte Caramete mit seinen vielen Höhlen und versteinerten Muscheln erhebt. — Die Uferlandschaft von hier bis Cadenabbio und Kap Lavedo, so wie der Seebusen Tremezzina, ist die angenehmste Gegend Ober-Italiens und von so mildem Klima, daß man selbst im Winter die Pomeranzenbäume nicht zu schützen braucht, und sich hier die Pflanzen der wärmsten Gegenden der Halbinsel finden.

Am vierten Morgen rüstete ich mich von neuem zur Weiterreise, überschritt die Halbinsel, die den Comersee in zwei Arme theilt, und erreichte bei guter Zeit Nachmittags die kleine, 8 Stunden von Como entfernte Stadt Lecco, nachdem ich noch das sehenswerthe Val Assina, mit seinen großen Schneckenmästereien, besucht hatte, das in dem Dreiecke zwischen den beiden Seearmen liegt und vom Lambro durchströmt wird, der aus der periodischen Quelle Mena vesta oberhalb Magrelio entsteht.

Der Graf von Paris.

(Hierzu das lithographirte Porträt nebst dem xylog. Porträt der Herzogin von Orleans.)

Der Graf von Paris ist bekanntlich der Sohn des Herzogs Ferdinand von Orleans, welcher am 13. Juli 1842 in so bedauerlicher Weise verunglückte, und der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin. Der Graf von Paris wurde am 24. August 1838 geboren und war vor der Februar-Revolution von 1848 französischer Thronerbe.

Der junge Prinz, der eben erst sechszehn Jahre alt wird, lebt mit seiner edlen Mutter, der Herzogin von Orleans, und seinem Bruder, dem Herzog von Chartres, jedes Jahr eine ziemlich lange Zeit in Eisenach, der lieblich romantischen Stadt mit der Wartburg, jener deutschen Ruine von welthistorischer Bedeutung. In Eisenach hat der größte deutsche Minnesänger, Heinrich von Ofterdingen, seine Jugend zugebracht; hier hielten unter Landgraf Herrmann die Dichterheroen jener Zeit einen Wettstreit; hier theilte die heilige Elisabeth ihre wunderwirkenden Gaben aus; hier hat Martin Luther seine Bibel geschrieben.

Der Graf von Paris hat eben seine militärische Laufbahn begonnen, jedoch nicht in irgend einem großen Heere, um nach keiner Seite hin einen Anstoß zu geben, sondern unter den Truppen des Landes, das eine Art zweiter Heimat für ihn geworden ist, nemlich unter den Truppen des Großherzogthums Sachsen-Weimar.

Feuilleton.

Die Liedersammlung Karl's des Großen.

Episode aus dem Leben eines Philologen, von J. Virgil Grohmann.

„Ευρηκα! ευρηκα!" rief ich aus und erwachte. Das war nun das dritte Mal in dieser Nacht, daß ich geträumt, Karls des Großen Liedersammlung in der k. Bibliothek gefunden zu haben. Wie hatte ich mich gefreut, als ich die alten wurmstichigen Pergamente in den Händen hielt und entrollte. Ach, nun war Alles aus. Dazu schien auch noch die Morgensonne so spöttisch durch's Fenster und beleuchtete gerade Gräter's „nordische Alterthumskunde," die auf meinem Pulte lag und in der noch die Stelle aufgeschlagen

Digitized by Google

war, wo dieſer alte Gelehrte mit der Sehnſucht eines echten Philologen ausruft: „Wem wol die Ehre des Fundes einſt noch aufbehalten ſein mag?“

Mißmuthig ſprang ich vom Lager auf und ſuchte mich zu zerſtreuen. Aber das iſt eine Kunſt, ſich zu zerſtreuen, wenn Einem die ſchönſte Hoffnung ſo zu nichte ward. Ich nahm zwar einen neuen deutſchen Lyriker zur Hand, damit mich ja nichts an die Kraft und Hoheit der Alten gemahnen ſollte; aber, mußte ich nicht bei jeder wäſſ'rigen Stelle aufſeufzen und denken: O, wie ganz anders hätte das ein gothiſcher Sangqvans geſagt!

So entſchloß ich mich endlich — auszugehen. Aber auch das — und es hatte mich doch ſo viel Ueberwindung gekoſtet — auch das fruchtete nichts. Ein jedes vergilbte Blatt, das abgefallen im Grafe lag und moderte, erinnerte mich lebhaft an die verblichenen Blätter des geträumten Manuſcriptes; die Spinne, die mit langgeſpreizten Beinen in ihrem Netze hockte, glich auf ein Haar einem gothiſchen Buchſtaben, und der Vogel ſelbſt, der im Gebüſche ſein Morgenlied anſtimmte — nein, wahrhaftig, er ſang altdeutſch!

„Wie,“ rief ich endlich aus, „wenn mein Traum eine Ahnung geweſen wäre, wenn ſich wirklich die Liederſammlung Karl's des Großen in der königl. Bibliothek befände? — War ja auch der ſilberne Leder einige Zeit allhier und fand ja auch Hoffmann von Fallersleben noch vor etwa zwanzig Jahren in derſelben Bibliothek eine werthvolle altdeutſche Handſchrift. — Gewiß, gewiß,“ fuhr ich mich ſelbſt überzeugend fort, „die Liederſammlung, die erſehnte Liederſammlung iſt an dem Platze, den ich geträumt.“ —

Männer der Wiſſenſchaft ſind nicht ſelten eben ſo abergläubiſch, wie der gemeinſte Landmann. So ging auch ich in der beſten Hoffnung den Weg nach der Bibliothek. Der Gedanke, dort das längſt gewünſchte Kleinod zu heben, färbte meine etwas pergamentartig gewordenen Wangen wieder roth und die Augen — ich habe ſie ſonſt immer, wie Horaz, etwas trübe, — aber damals müſſen ſie geglänzt haben, wie die der Minerva!

Mit klopfendem Herzen betrat ich den Bücherſaal. Eine Geſellſchaft von Reiſenden war bereits darin. Ich aber erkenne von Weitem ſchon den Ort, den ich im Traume geſehen, ganz am Ende des Saales, die dritte Reihe von unten, und nun, weder Reiſende noch Aufſeher beachtend ſtürze ich wie eine Eumenide darauf los. Eine Dame vertritt mir den Weg. — Ich ſchiebe ſie, ohne ſie anzuſehen, unſanft bei Seite und — richtig, richtig! eine alte Schartecke grinſt mir freundlich entgegen! Ich ziehe ſie hervor — die Deckel aufgeriſſen — Titel geleſen und —

vox faucibus hæsit!

es war:

„Das büchlein von mancherlei ausgebranten Waſſern von Michaeli Schröpfio anno dom. 1481.“

Ein Philologe kann viel ertragen, aber das wäre dem verſtockteſten zu arg geweſen. Und ſo konnte ich auch den Gefühlen, die mich in dieſem ſchrecklichen Augenblicke beſtürmten, keinen beſſern Ausdruck geben, als daß ich finſterblickend wie Achill den verwerflichen Schund unter den Worten der Edda:

„Daß Du neun Raſten
Niederer lägeſt,“

mit ſolcher Gewalt zu Boden warf, daß dem um das Seelenheil des Buches beſorgten Cuſtos das Herz im Innerſten erbebte. — Ohne mich umzuſehen, wer die Zeugen meiner Enttäuſchung geweſen ſeien, eilte ich der Thüre zu. Da ſchlugen auf einmal die Worte: „Gewiß, er iſt es,“ in entſchieden plattdeutſcher Betonung an mein Ohr. —

Nun iſt aber für einen Philologen der Klang eines fremdartigen Wortes das, was für den Mäkler das Klingen des Geldes iſt. Raſch drehte ich mich daher um, eine Dame mit einem älteren Herrn beobachteten mich und ich erkannte in dem Fräulein — meine Marie.

Eigentlich ſteht hier das pronomen possessivum nicht am rechten Platze, es hat hier vielmehr einen optativiſchen Sinn und bedeutet eigentlich jene Marie, die ich gern „mein“ genannt hätte. Inzwiſchen aber war ſie die Tochter des Kaufherrn Sala aus Lübek. Dort hatte ich ſie auch kennen gelernt. Ihr Bruder Alexis ging mit mir in eine Klaſſe des Gymnaſiums und am Abende kam ich gewöhnlich zu ihm, um mit ihm die Oden des Horaz zu wiederholen. Dann hatte denn auch jedesmal Fräulein Marie in unſerm Zimmer etwas zu thun; und ich kann wol ſagen, daß mir das bald nicht mehr unangenehm war; denn ich war ſchon damals ein Philologulus und hörte es gar ſo gern, wenn das Plaudermäulchen beim Abendeſſen der Mutter ſagte: ich könne viel beſſer Latein, als ihr Bruder. An einem Abende nun, als ich gerade zu der Stelle „animae dimidium meae“ kam und ſie recht laut mit „Du Hälfte meiner Seele“ überſetzte, da mußte ich unwillkürlich zu Marien hinüberſchau'n; aber unglücklicher Weiſe that ich es in dem Augenblicke, wo auch ihr Auge auf mir ruhte und das machte mich ſo verlegen, daß ich den ganzen Abend hindurch nicht mehr aufzublicken wagte. Seitdem aber fühlte ich wol, daß ich das herzige Kind — verzeih' mir's jeder Philologe! — beinahe lieber hatte als den Horaz. Aber ich hütete mich wol, ihr es zu geſtehen, denn ich hätte mich zu Tode geſchämt, wenn ſie mich ausgelacht hätte und dann, wozu brauchte ſie es auch zu wiſſen?

So kam der letzte Abend heran, den ich in Lübek zubrachte. Am andern Morgen ſollte ich die Univerſität beziehen. Ich hatte mich bereits bei ihren Eltern empfohlen und ging nun traurig zu ihr, um auch von ihr Abſchied zu nehmen. Mir war recht ſchwer um's Herz und die Thränen ſtanden mir in den Augen, darum konnte ich ſie auch nicht anſehen. Da fühlte ich mir plötzlich ein Briefchen in die Hand gedrückt und ehe ich etwas ſagen konnte, war Marie verſchwunden.

Wie ich aber daheim das Briefchen öffnete, da lag ihr Lichtbild darin und auf der Rückſeite deſſelben ſtanden die Worte:

animae dimidium meae!

Seitdem waren fünf Jahre verfloſſen und ich hatte ſie nicht wieder geſehen. Aber ihr Bild hing doch immer noch über meinem Schreibpulte und ſo oft ich den Horaz aufſah, citirte ich wehmüthig die liebgewordene Stelle. Ach! die Bruſt eines Mannes, deſſen Welt ſein Zimmer iſt, hegt eine alte Liebe wie das ewige Feuer der Veſta und erwärmt ſich viel länger daran, als Einer, der ſich auf dem geräuſchvollen Markte des Lebens bewegt.

So war es mir nun auch, wie ich heute Marien wieder erblickte, als hätte es mir den Bücherſtaub vom Herzen gewiſcht. Wie groß und ſchön war ſie geworden! Wahrhaftig, ſo hatte ich mir immer Kriemhilden gedacht, als es noch von ihr hieß, daß ſie unter den Jungfrauen, wie der Mond unter den Geſtirnen hervorleuchtete. Auch ſie ſchien herzlich erfreut mich wieder zu ſehen und obwol ich anfangs verlegen war (denn ſie war ja die Dame, die ich bei meinem Eintritte ſo unſanft bei Seite geſchoben hatte), ſo kehrte doch bald die Vertraulichkeit in mir zurück. Ich erfuhr, daß ſie auf einer Reiſe nach Iſchl ſei und erzählte ihr dagegen mein Mißgeſchick. Marie lachte herzlich darüber; du lieber Gott! ſie konnte ja nicht begreifen, welch' ein Schmerz die Bruſt eines Philologen durchziehen müſſe, wenn er ſtatt des ſchönſten Denkmals altdeutſcher Poeſie ein Branntweinrezept aus dem fünfzehnten Jahrhunderte findet, ja ſie war ſcheimiſch genug, mir zu ſagen: „Aber, Herr Dokter, iſt es denn wirklich ſo ein Unglück, wenn Sie ſtatt eines alten Manuſkriptes eine Freundin fanden?“ —

„Ach, Fräulein,“ erwiderte ich — aber mir blieb die Schmeichelei im Munde ſtecken. Marie war zwar gut und ſchön und ich hatte ſie ſehr gern, aber, aufrichtig, die Liederſammlung wäre mir doch lieber geweſen. Sie aber, wie ich ſie Fräulein nannte, unterbrach mich raſch: „Ah,“ ſagte ſie, „ich vergaß, Herr Dokter, Ihnen in dieſem Herrn, dem Kaufmann Mal aus Lübek, meinen Gemal vorzuſtellen.“

„Ihren Gemal?“ erwiderte ich überraſcht und verlegen; doch beſaß ich noch ſo viel Faſſung, um meinem glücklichen Nebenbuhler

Digitized by Google

die Hand zu reichen. Länger aber hielt es mich nicht bei ihr. Rasch rumpfahl ich mich und ging nach Hause.

Seit diesem Tage iſt es in meinem Herzen ſo mäuschenſtill geweſen, wie in einer Kirche zur Sommerszeit. Und wer ſähe mir, dem gekrümmten Männchen mit den blauen Augengläſern und dem grauen Rocke, wol an, daß ich einſt eben ſo heiß geliebt wie ein anderes Menſchenkind?

Schamil, der Tſcherkeſſenführer.

Im Jahre 1829 hatten die Ruſſen Wunder der Tapferkeit in dem Gebirge verrichtet, ſie hatten Natur und Menſchen bezwungen. Kaſi-Mula, der Schrecken des Kaukaſus, lag in einem dunklen Engpaß, aus 20 Wunden blutend. Leichen der Seinigen waren ſein Lager, krampfhaft hielt er das Piſtol mit den Händen, den langen Bart mit den Zähnen erfaſſend, um ſeinen Schmerz zu mildern. Die Ruſſen hatten geſiegt! Geſiegt? Nein. Der ruſſiſche Doppelaar erhebt ſich auf dem Kaukaſus nur, um alsbald wieder herabzuſteigen, denn auf dieſen ſchneeigen Höhen vermag er nicht ſeinen Horſt zu bauen. Zur Seite Kaſi-Mula's fanden die Ruſſen einen Knaben von 14 Jahren; es war Schamil; und dieſer Gefangene ſollte dereinſt ſein Volk rächen.

Schamil ward nach Petersburg gebracht, um dort erzogen zu werden. Er ward der Garde zugetheilt, einer der beſten Zöglinge, ausgezeichnet durch ſeltene Anlagen.

Als er zum Officier ernannt war, marſchirte er mit nach dem Kaukaſus. Dort, an der Spitze der ruſſiſchen Vorhut, ſchlug er ſich mit einer Tapferkeit gegen ſeine Landsleute, die ihm eben ſowol den Neid ſeiner Kameraden als den Verdacht ſeiner Obern erregte. Ein ſolcher Muth für eine fremde Sache war ihnen unbegreiflich und ein unfähiger Chef ließ einſt Schamil gegenüber das Wort Verräther fallen. Am folgenden Tage war Schamil nicht mehr in den Reihen der Ruſſen.

Die Ruſſen verloren ihn aus dem Geſichte, allein ihrr Niederlagen mehrten ſich, ihre leiſeſte Bewegung war eben ſo bald dem Feinde kund, ihr geringſter Fehler von den Tſcherkeſſen ausgebeutet. Selbſt Deſertion riß ein im kaukaſiſchen Corps, dem beſten vielleicht, das die Welt je ſah. Dagegen vergrößerten ſich die Kräfte des Feindes auffallend, bis endlich eines Tages der Name Schamil gleich einer rächenden Geißel in's Ohr der Ruſſen ſchallte. Alles ſetzte Schamil in Bewegung. Fanatismus, Liſt, Gewalt und Geld, nicht um den Kaukaſus zu befreien, ſondern um die Ruſſen zu demüthigen, die ihn verkannt. Er iſt vertraut mit den Verhältniſſen des ruſſiſchen Heeres und verbindet damit die genaueſten Kenntniſſe der dem Feinde unzugänglichen und unbekannten Gebirge ſeiner Heimat. — Er hat ſich ein europäiſches Corps von 4000 Mann, Engländer und Afghanen, Polen, Franzoſen, ja ſelbſt Ruſſen, gebildet, die die Luſt am Gewinn ihm zugeführt, und mit dieſem Corps hält er Ruhe und Gehorſam unter den Tſcherkeſſen aufrecht und führt ſie den Ruſſen entgegen.

Eines Tages ward ein Officier vom Regiment der Rebelgarde mit 150 Mann in die Gebirge geſchickt, um Heu zu holen. Kaum 20 Werſte von ſeinem Corps entfernt, wird er von einer zahlreichen Schaar Tſcherkeſſen angegriffen. Der Officier, am Arme verwundet, vertheidigt ſich mit ſeinen Soldaten, die zu ſterben wiſſen, wenn ſie nicht zu ſiegen vermögen. Da ſtürzt ein ſtattlicher Reiter auf den Officier zu und bleibt plötzlich einen Augenblick regungslos ſtehen:

„B...," ruft er ihm in ruſſiſcher Sprache zu, „erkennſt Du mich? Wir wuchſen zuſammen auf."

„Schamil, Du?" entgegnete der ruſſiſche Officier, nachdem er unter der tſcherkeſſiſchen Tracht und trotz des Bartes ſeinen frühern Kameraden erkannt. Der Kampf wird eingeſtellt und die beiden Führer umarmen ſich im Angeſichte der ſtaunenden Krieger.

Sofort ließ Schamil Lebensmittel an die Ruſſen vertheilen. „Ich liebe noch immer die Ruſſen," ſprach er zu dem Officier, „und ungern kämpfe ich gegen ſie; allein Keiner würde anders handeln. Wüßteſt Du, welche Beleidigung mir ward! Schon das Andenken an jenen Tag verſetzt mich in Wuth. Du kennſt nicht die einzelnen Umſtände des Benehmens, das man gegen mich geübt. Vielleicht vereint uns der Wechſel der Schlachten einſt, dann ſollſt Du Alles erfahren, was ich geduldet."

„Thöricht iſt es gegen den Czaar zu kämpfen," ſagte B... zu Schamil.

„Was kümmert mich die Macht des Czaaren," rief Schamil, „hier iſt ſie nichts, ich entziehe mich allen Streichen derſelben. Meiner könnt Ihr aber nicht entrinnen. Von meinen Bergen herab ſehe ich Alles, was Ihr beginnt, Euch iſt es unmöglich, mich auch nur aufzuſpüren."

„Deine Leidenſchafe führt Dich zu weit, Du hältſt Dich für ſtärker als Du biſt, und früher oder ſpäter — gedenke an Kaſi-Mula."

Bei dieſem Namen erbleicht Schamil, die Erinnerung daran erregt ihm einen augenblicklichen Schreck. Doch raſch ſich ermannend ruft er: „Sein Tod war ein ruhmvoller!"

In dem ruſſiſchen Officier ſtieg ein plötzlicher Gedanke empor, er hätte den Kampf erneuern und ſein Vaterland von dieſem furchtbaren Feinde befreien mögen; aber Schamil ließ eben ſeine Wunden verbinden, und mit Unwillen verwarf der Officier den Entſchluß ihn zu tödten.

„Wenn Du noch Frieden ſchließen wollteſt, Schamil," ſprach er zu dieſem, „Du könnteſt ihn unter vortheilhaften Bedingungen erhalten."

„Nimmermehr, noch iſt meine Rache nicht geſättigt."

„Was wird dann aber Deine Zukunft ſein, und worin beſteht Dein Ruhm?"

„Meine Zukunft ruht in Gottes Hand, mein Ruhm aber in der meinigen."

„Du könnteſt Begnadigung erhalten, eine Stelle in der Armee einnehmen."

„Dein Czaar unterhandelt nicht mit Rebellen; ich ziehe vor, ſelbſt Czaar zu ſein, und hier bin ich's."

Tycho de Brahe.

(Schluß.)

1596 fing die eigentliche Verfolgung Tycho's an. Tycho's Feinde reizten gegen ihn den ganzen Reichsrath. Vererſt wurde auf den ſchlechten Zuſtand der Staatskaſſe geklagt und beſchloſſen, die verſchiedenen Geſchenke und Mannengüter, beſonders die Tycho'ſchen zurückzunehmen. Hierauf klagten ſie Tycho an, daß er die königl. Gruft in Roeskilde, deren Obſorge er als Kanonikus hatte, verwüſten ließ, ſo zwar, daß die Wölbung Schaden litte, das Dach verfaule, das Innere vernachläſſigt und kein einziges Fenſter ganz ſei. Alle Güter wurden ihm genommen und er ſo aller Einnahmen beraubt. Die einzige kleine Inſel Hveen, die jährlich etwa 200 Thaler trug, ward ihm überlaſſen. Alles dies geſchah gegen den Willen, meiſtens ohne Wiſſen des jungen Königs. Niemand ging aber ſo hart mit ihm um, wie Walkendorp. Liſtig benutzte er die Abweſenheit des, dem Aſtronomen noch immer geneigten jungen Königs, der damals gerade in Berlin um die Tochter des Markgrafen Joachim Friedrich freite (im Herbſte 1597), und ſchickte nach Hveen zwei Kommiſſäre, welche der Regierung über Tycho's aſtronomiſche Arbeiten Bericht erſtatten ſollten. Dieſe berichteten theils aus Unwiſſenheit, theils aus Bosheit, daß Tycho den größten Theil des Geldes, das er vom Staate zur Anſchaffung verſchiedener aſtronomiſchen Werkzeuge erhiele, auf ſeine alchymiſtiſchen Arbeiten verwende und daß ſein Studium eher ſchädlich als nützlich ſei. Auf ſolche Zeugniſſe ſich ſtützend, befahl Walkendorp dem Aſtronomen, der ſich zu dieſer Zeit in Kopenhagen aufhielt, ſeine aſtronomiſchen und alchymiſtiſchen Arbeiten bis auf weitere Befehle einzuſtellen.

Aber auch perſönliche Beleidigungen mußte er erleiden. Um

Digitized by Google

diesen Verfolgungen ein Ende zu machen, beschloß Tycho sein undankbares Vaterland zu verlassen. Zu diesem Zwecke miethete er ein großes Schiff und lud darauf alle seine Bücher, astronomischen und alchymistischen Instrumente, dann die Pressen und Schriftkästen seiner Buchdruckerei. Einige Instrumente, die in dem unterirdischen Observatorium sich befanden und wegen ihrer Größe nicht so leicht weggeschafft werden konnten, mußte er zu seinem nicht geringen Leidwesen zurücklassen. 1597 trat er mit seiner Familie und dem größten Theile seiner Schüler, die sich von ihm nicht trennen wollten, die Reise an. Sein erstes Ziel war Rostock, wo er noch aus seinen Studienjahren viele Freunde hatte. Ansteckende Krankheiten aber, die in dieser Stadt überhand nahmen, vertrieben ihn wieder von da und auf Einladung seines Freundes, des Grafen Heinrich von Rantzau, übersiedelte er auf dessen Schloß Wandesburg bei Hamburg.

Die Uebersiedelung Tycho's erregte große Sensation. Kaum wurde seine Ankunft auf Wandesburg bekannt, als viele Regenten und berühmte Universitäten ihn für sich zu gewinnen strebten. Am günstigsten war für Tycho die Einladung, die ihm im Namen der Niederlande der Fürst Moritz von Nassau und Olden-Barneveld thaten. Tycho erwartete eine baldige Berufung an den kaiserlichen Hof nach Prag, wo damals der Centralpunkt der europäischen Gelehrsamkeit und Kunst war, und schlug diese Einladungen ab, schickte aber zum Zeichen seiner Dankbarkeit seinen Lieblingsschüler Gansneben Tengnagel mit Ehrengeschenken zum Fürsten von Nassau. Auf Wandesburg machte Tycho einige wichtige Entdeckungen, beschrieb mehr als 1000 Fixsterne und beendete 1598 sein berühmtes, dem Kaiser Rudolph dedicirtes Werk: „Astronomiae instauratae mechanica." Wie geehrt er von vielen berühmten Gelehrten seiner Zeit war, erhellt aus Folgendem: Johann Moller, der bekannte Hofmathematicus des Markgrafen von Brandenburg, reiste nach Hveen und fand zu seiner unangenehmen Ueberraschung Uranienburg leer und wüst, eilte daher nach Wandesburg und ersuchte Tycho, ihn als seinen Schüler aufzunehmen, er wolle ihm folgen, wo immer Tycho seinen Sitz aufschlüge. Auch David Fabricius wurde sein Schüler.

Seinen Aufenthalt auf Wandesburg verbitterte ihm ein Streit mit dem Charlatan Nicolaus Raymar Ursus Dithmars. Ursus, ein Deutscher von Hersfädt gebürtig, war ein aufgeblasener Mensch, der bis zu seinem 18. Jahre Schweine hütete und hierauf erst studierte. In kurzer Zeit hatte er sich die lateinische, griechische und französische Sprache angeeignet und beschäftigte sich nun mit Astronomie, Mathematik und Philosophie. Bei seinen geringen Talenten wußte er sich doch mit seiner unverschämten Maulrescherei bald einige Berühmtheit zu erwerben. Er bereiste ganz Deutschland und Skandinavien, weilte im Jahre 1584 bei Tycho auf Hveen, trieb sich einige Zeit an der pommer'schen und polnischen Grenze herum, wo er im Oktober 1585 einige Sätze Tycho's als seine eigenen ausgab und war sogar so kühn, sie am 1. Mai 1586 dem Landgrafen von Hessen zu überreichen. Hier beschuldigte ihn der Astronom des Landgrafen, Christoph Rothmann, des Plagiats. Unterdessen wurde der kühne Abenteurer Hofmathematicus des Kaisers Rudolph und wandte alles an, Tycho bei Hofe zu verschwärzen und ihn des Plagiats zu beschuldigen. Am meisten verspottete er ihn in seinem 1597 in Prag erschienenen Werke: „De astronomiae hypothesibus." Ursus und seine Anhänger suchten ihn auf die gemeinste Art zu demüthigen. Unter diesen waren der Preuße Johann Truntius und der Freiburger Professor Joachim Rosalechius die unverschämtesten. Sie erhoben die Verdienste des Ursus in den Himmel, nannten ihn einen zweiten Ptolemäus und Kopernikus und den König der Astronomen und verhöhnten Tycho wie einen Gassenbuben, selbst seine Nase und häßlichen Gesichtszüge dienten ihnen zum Ziele ihrer Witze. Ursus schämte sich nicht zu veröffentlichen, daß es sich bald zeigen werde, wer höher in der Gelehrsamkeit stehe, er oder Tycho und schalt ihn einen Maulrescher (!), Narren (!), altes Weib (!!) und Esel im Löwenfell (!!!). Rothmann's ehrlichen Namen verwandelte er, als ob es ein Druckfehler, in Rotzmann. Tycho würdigte ihn keiner Antwort, belangte ihn aber beim Kriminalgerichte wegen Plagiat und Ehrabschneidung. Ursus wurde für schuldig erkannt und entging mit genauer Noth dem Gefängnisse.

Früher als Tycho dachte, berief ihn der Vicekanzler Coradutius im Namen des Kaisers schriftlich an den Prager Hof. Er begab sich im Herbste 1598 mit seinen Schülern und Instrumenten auf den Weg; seine Frau und Kinder ließ er auf Wandesburg unter der Obhut des Grafen. In Wittenberg erfuhr er, daß in Böhmen ansteckende Krankheiten überhand nehmen und der Kaiser Prag verlassen wolle. Tycho blieb also mehre Monate in Wittenberg. Hier beendigte er die vielen vermischten astronomischen Zahlen und beobachtete am letzten Januar 1599 die gänzliche Mondesfinsterniß. In Wittenberg bewirthete ihn Johann Jesensky, der damals auf der dortigen Universität die Arzneikunde vortrug. Hier erwarb sich Tycho großes Verdienst um unser Vaterland, da er Jesensky dazu beredete, die ihm angetragene Professur auf der Karlsuniversität in Prag anzunehmen.

Im Winter erhielt er ein dringendes Schreiben von Coradutius, der ihn aufforderte, sich schleunigst nach Prag zu begeben, da Kaiser Rudolph seine Ankunft kaum abwarten könne. Aber ungeheuere Ueberschwemmungen hinderten ihn an seiner Reise, so daß er dieselbe bis zu den Osterfeiertagen verschieben mußte. Vor Prag wurde er von den Abgesandten des Kaisers empfangen; der Kaiser selbst nahm ihn sehr gnädig auf, erhob ihn zum Geheimrath und bestimmte ihm einen bedeutenden Jahresgehalt. Zur Wohnung erhielt er das Curtius'sche Palais. Theils hier, theils im alten Collegium stellte Tycho seine Beobachtungen an.

Obwol Tycho während seines Aufenthaltes in Prag sich viel mit Alchymie, dem Wunsche Kaiser Rudolph's zu genügen, beschäftigte, vernachlässigte er doch die Astronomie nicht und fast jeden Tag erblickten ihn die ersten Sonnenstrahlen noch bei voller Arbeit. In den Gelehrten Thaddäus Hagek, Bachaček von Naumětitz, Ladislaus Stehljk von Čenkow, Johann Barvitius, dann in seinen Schülern Johann Moller, David Barvitius und Gansneben Tengnagel fand er tüchtige Mitarbeiter. Zu den Letzteren gesellte sich bald der berühmte Keppler, ein Deutscher von Geburt, den Kaiser Rudolph nach Prag eingeladen hatte, Tycho bei seinen Arbeiten zu unterstützen. Selbst Rudolph arbeitete öfters mit ihm.

Das Geräusch der kön. Stadt, die unbequeme Hofetikette, sowie eine Menge Besuche belästigten Tycho; am meisten aber hinderte ihn in seinen nächtlichen Beobachtungen das Läuten der nahen Kapuziner. Der Kaiser ließ ihn also zum Aufenthalte eines aus den drei königl. Schlössern zu Brandeis, Benatek und Lissa wählen. Tycho wählte das unmuthige Schloß Benatek. Den 20. August bezog also Tycho das Schloß Benatek, wohin ihm auch der größte Theil seiner Freunde folgte. Er wünschte nun auch seine Familie bei sich zu haben. Deshalb schickte er Tengnagel nach Wandesburg, um seine Frau und Kinder zu geleiten. Von Wandesburg machte Tengnagel mit Tycho's ältestem Sohne einen Ausflug nach Hveen, wo sie bewirkten, daß einige dort gebliebene theuere Instrumente nach Prag abgeführt wurden. Bald nach seiner Ankunft auf Benatek erhielt Tycho vom Kaiser ein Schreiben, worin dieser ein Elixir gegen die Pest wünschte. Am 7. Oktober 1599 schickte Tycho dem Kaiser das Elixir sammt dem Recepte.

Noch diesen Winter hatte er das Vergnügen seine Familie, so wie den schon lange erwarteten Keppler und treuen Schüler Christoph Longimontanus, der seit seiner Abreise von Hveen von ihm getrennt war, zu sehen. Im Kreise seiner Lieben verlebte er glückliche Monate. Treu seinem Wahlspruche: „Weder Glanz, noch Schätze, der Kunst Scepter nur währt ewig," betrieb er theils Astronomie, theils Alchymie. Benatek nannte er sein zweites Uranienburg.

Digitized by Google

Sein Aufenthalt auf Benatek war aber nicht von langer Dauer. Verschiedene Unannehmlichkeiten bestimmten ihn, nach Prag zurückzukehren. Der Kaiser selbst wünschte Tycho öfters um sich zu haben und diesem war daran gelegen, seine Töchter bei Hofe vorzustellen. Am 4. August 1600 befand er sich bereits in Prag. Seine astronomischen Instrumente wurden im königl. Garten aufgestellt; er arbeitete eine Zeit lang in König Ferdinand's Lustschlosse, in den jetzigen Eborel'schen Anlagen, später bezog er abermals das Curtius'sche Palais.

Leider war es uns nicht gegönnt, den berühmten Mann lange im Schoße unseres Vaterlandes zu behalten. Den 13. Oktober 1601 wurde er mit dem Ritter von Minkowitz von Peter Wok, dem Haupte der Rosenberge, zur Tafel geladen. Hier wurde stattlich gegessen und getrunken. Die unglücklichen Folgen ließen nicht lange auf sich warten. Tycho erkrankte, er litt ungemein, 5 Tage lang wälzte er sich herum, ohne zu schlafen. Hierauf verlor er die Besinnung. Am 11. Tage erholte er sich wieder in etwas und dies war der letzte Tag seines Lebens. Er berief Weib und Kinder, sowie seine Schüler zum Sterbebette und segnete sie, diese dem Kaiser, jene dem Keppler zum Schutze empfehlend. „Doch habe ich nicht umsonst gelebt!" dies waren seine letzten Worte.

Die Trauer um Tycho war allgemein, selbst Kaiser Rudolph weihte ihm einige Thränen. Sein Leichnam ward auf den Wunsch der Kaiserin in der Teinkirche beigesetzt. Sein Begräbniß, 4. November 1601, war glänzend, wie das eines regierenden Fürsten. Eine ungeheure Menge Volkes hatte sich versammelt: Edelleute, Ritter, Gelehrte und Künstler, die Universität, mit ihrem Rector an der Spitze, auch einige Dänen, geleiteten Tycho zu Grabe. Der berühmte Dr. Jessenius hielt die Trauerrede, die Todtengesänge waren von Keppler und Paul Kelding gedichtet.

Ueber dem Grabe Tycho's (im Hauptschiff der Teinkirche am Pfeiler vor der Kanzel) erhebt sich ein Denkstein aus Marmor. Auf ihm ist der Verewigte in Lebensgröße und im ritterlichen Ornate, geschmückt mit der Ehrenkette, die er von König Christian erhalten, ausgehauen; seine Linke stützt sich auf den Griff eines Schwertes; die Rechte ruht auf einer Himmelskugel, deren Gestell mit den Wappen der Herren Brahe, Bilde, Ulfstade und Rude geziert ist. Um den Stein herum ist die lateinische Aufschrift mit dem Wahlspruche Tycho's:

„Weder Glanz noch Schätze,
Der Kunst Scepter nur währt ewig,"

und mit der Unterschrift:

„Im Jahre des Herrn 1601, den 24. Oktober, starb der edle Herr Tycho Brahe, Herr auf Knutsdorp, Vorstand von Uranienburg und Seiner kaiserlichen Majestät Geheimrath, dessen Ueberreste hier ruhen."

Ueber der Abbildung Tycho's befindet sich eine Denktafel aus weißem Marmor.

Ober derselben befindet sich das Wappen Tycho's mit der Inschrift: „Esse potius quam videri."

Tycho Brahe war von hoher, kräftiger Statur. Sein Antlitz war streng, ja düster; seine hohe Stirn mit Runzeln besäet. Sein helles, etwas röthliches Haar trug er kurz zugeschnitten und von der Oberlippe hing ihm ein mächtiger Schnurbart; sein Kinn war wenig verwachsen. Seine goldene, obwol künstlich angemachte Nase verunstaltete sehr sein Gesicht. Das gelungenste Porträt Tycho's war jenes, das Gempertein auf einer Wand im Museum zu Uranienburg gemalt hatte. Unter den vielen Abbildungen verdient jene von Philipp Kilian, welche sich in seiner „Pregymnasmatis" befindet, die größte Beachtung. Prag besitzt blos ein Originalporträt Tycho's, auf einem Folioblatte gemalt zu seinem in Wandesburg erschienenen Werke: „Astronomiae instauratae mechanica." Dieses war eigentlich als Geschenk für den Herrn Johann Zagje von Hasenburg bestimmt und Tycho selbst schrieb die Dedication darunter. Jetzt befindet sich dieses Werk in der Bibliothek des Strahöwer Klosters am Hradschin.

Obwol sein Aeußeres widrig, desto schöner aber war seine Seele. Er war der liebenswürdigste Lehrer und Allen, die um ihn waren, in Wahrheit ein väterlicher Freund; er liebte Spiel und Scherz und verschmähte auch nicht Wein und schöne Weiber. Wie edel er sich gegen seine Unterthanen benahm, dient als Beweis, daß er, unter anderen auch in der Arzneikunde wolerfahren, in den ärmsten Hütten seiner Unterthanen als Schutzengel erschien. Sein unzertrennlicher Gesellschafter war ein Narr, Namens Lepo, der, wie seine zwei Windspiele, nie von seiner Seite wich.

Die Prager Universitätsbibliothek besitzt ein Werk, das Tycho eingenhändig geschrieben hatte, und es ist, glaube ich, das einzige Manuskript dieses großen Astronomen in unserer Stadt. Es ist in lateinischer Sprache verfaßt, umfaßt 40 Quart-Seiten und führt den Titel:

„Triangulorum planorum et sphaericorum praxis arithmetica, qua maximus eorum, praesertim in astronomicis usus compendio explicatur

Tycho Brahe
1591.

In trigono luvenles, satagit quae docta mathesis.
Ille operili, clausum quidquid Olympus habet.
Ao. 1594. 13. Cal. Xbris.

Seine Gattin, Christiana, überlebte ihn blos drei Jahre und liegt an seiner Seite in der Teinkirche. Ihre Ehe wurde mit 6 Kindern gesegnet, zwei Söhnen und 4 Töchtern. Die Eine, Elisabeth, vermälte sich später mit Franziskus Gansneben Tengnagel von Kamp.*) Dieser half Anfangs dem Gelehrten Keppler Tycho's Schriften ordnen und schrieb eine Vorrede zu dessen „Progymnasmatis;" später aber wandte er sich dem Staatsdienste zu und ward von Rudolph II. zum Appellationsrath, vom Erzherzog Leopold zum Geheimrathe ernannt. Bald erwarb er sich das Zutrauen des Letzteren, das er aber später schwer tragen mußte. Nach dem Abzuge der Passauer Armee von Prag wurde er auf der Flucht ergriffen und in Eisen zurück nach Prag gebracht. Hier wurde er von den Ständen um seine Geheimnisse streng befragt. Er überstand einige Verhöre, in welchen er die Festigkeit seines Charakters kundgab, die ihn auch nicht verließ, als er am 15. April 1611 auf die Folter gespannt wurde. Er wurde sodann entlassen und blieb im Dienste des Hauses Oesterreich. Ferdinand II. ernannte ihn zum kaiserl. Geheimrath. Er starb am 1. Dezember 1623 im 47. Jahre seines Lebens und wurde auf der Kleinseite in Prag in der Malteserkirche bei St. Maria unter der Kette bestattet, wo sich ein Denkstein mit dessen Figur in Lebensgröße befindet.

Von dem Schicksale Tycho's anderer Kinder und der astronomischen Instrumente haben wir nur unvollständige Berichte. Bald nach seinem Tode wollte Kaiser Rudolph die Instrumente abkaufen und bot den Erben durch seinen Geheimsekretär Barvitius, Karl von Lichtenstein und den Präsidenten der böhm. Kammer Stephan Georg von Sternberg 20.000 Thaler, zu denen die Erben zwar nur ungern einwilligten, in der Meinung, andererseits mehr dafür zu bekommen. Als sie nun einig wurden, warden ihnen 5000 Thaler ausgezahlt, da der kaiserliche Schatz leer war und das Uibrige nicht ausgezahlt werden konnte. Rudolph bestätigte Tycho's Erben durch eine Urkunde vom 1. Jänner 1602, daß er die ihnen schuldigen 15.000 Thaler mit Zinsen später abzahlen wolle. Die Erben ersuchten öfters um Bezahlung, mit der Bemer-

*) Gassendus meint, Tengnagel habe sich mit Tycho's ältester Tochter Magdalena vermält, was aber irrig ist. Wir haben vor uns zwei Originale, das Gesuch vom 10. Jänner 1603 und das Reskript der böhmischen Kammer vom 7. Jänner 1605, in denen Elisabeth als Gattin Tengnagel's genannt wird. Auf dem Ersten befindet sich sogar ihre eigene Unterschrift: Elisabeth Brahe, genannt Tengnaglin.

Digitized by Google

kung, daß ſie blos durch den Verkauf dieſer Inſtrumente ſich in Prag aufgehalten und ſich umſonſt in Schulden geſtürzt haben, ja, ſie wieſen ſogar zwei Gläubiger, den Kleinſeitner Hofkaufmann Johann Rebeik und Bernhard Fürſt mit ihren Forderungen an den Kaiſer ſelbſt, bis dieſer endlich den 9. Juni 1609 der Kammer befahl, dieſe Schuld abzuzahlen. Dabei war er jedoch ſo kleinlich, daß er dem königlichen Rentmeiſter aufgetragen, den Erben, obwol dieſe bereits auf die Zinſen für ein Jahr verzichtet haben, noch einige Thaler abzuzwicken. Dadurch zog ſich die Sache wieder in die Länge, ſo daß die Erben außer jenen 5000 bis zum Jahre 1613 nur noch 2200 Thaler auf Abſchlag der Schuld ſtatt Intereſſen bekamen. Nach Rudolph's Tode erſuchten die Erben Kaiſer Mathias in Budweis und Regensburg perſönlich und mehrmals ſchriftlich um Bezahlung, die er auch am 10. Oktober durch ein Handbillet befahl. Aber auch diesmal bekamen die Erben blos 100 Thaler, da Jörg Brahe, der das Wort führte, ſich öffentlich über die Verzögerung der Abzahlung der Schuld beklagte, angebend, daß ſich die Familie Brahe blos deswegen 12 Jahre nach dem Tode Tycho's aufhielt, 20600 Thaler zuſetzen mußte und ſich noch verſchuldete. Nach der Schlacht am weißen Berge mußte die Familie Brahe, als eifrige Proteſtanten, Prag verlaſſen. Jörg Brahe wendte ſich aus dem Auslande mit einer Bitte an Ferdinand II., der ihm erlaubte, bis zur Schlichtung dieſer Angelegenheit in Böhmen zu verweilen. Wie dies ausfiel, iſt nicht bekannt, aber die Quittung über jene 15.000 Thaler iſt nirgends aufzufinden.

Die aſtronomiſchen Inſtrumente Tycho's blieben theils im Curtius'ſchen Hauſe, theils im kaiſerlichen Garten aufgeſtellt und gingen im 30jährigen Kriege meiſtens zu Grunde. In Prag iſt uns blos ein einziger eiſerner Sextant auf einem hölzernen Geſtell aus jener Zeit bekannt, der ſich in hieſiger Sternwarte befindet.

(Im Auszuge aus der Brochure „Tycho Brahe" des Ferdinand B. Mikowec, überſetzt von W. K—t.)

Scherz und Laune.

Ein Reiſender fragte in einer Dorfſchenke den kranken Wirth, warum er keinen Arzt rufen laſſe. „Ja, mein Herr," ſagte der Patient, „ſehen Sie, wir Alle im Dorfe halten nichts auf Aerzte, wir ſterben gern eines natürlichen Todes."

Als eines Tages die Frage erörtert wurde, ob es wirklich Unglück bedeute, wenn 13 an einem Tiſche ſäßen, erwiederte Dr. Kitchnier: „Allerdings bedeutet es Unglück, aber nur in einem Falle, wenn nämlich blos für 12 gekocht iſt."

Der berühmte Witzbold Sheridan hatte dem engliſchen Parlament vorgeworfen, daß es beſtechlich ſei; er mußte auf Befehl des Parlamentes auf den Knieen öffentlich Abbitte leiſten; als er aufſtand, putzte er ſich das Knie ab und ſagte: „Das Haus iſt ſchmutzig."

Ein Negerprediger, der ſeinen „farbigen" Zuhörern die Schreckniſſe der Hölle recht anſchaulich und zugleich abſchreckend machen wollte, ſagte: es wäre ſo heiß dort, daß eine arme Seele, die nur eine halbe Minute lang hineingehalten würde und dann in geſchmolzenes Blei käme, erfrieren müßte.

Das iſt der Unterſchied. Auf der Anhalt'ſchen Eiſenbahn reiſten ein Herr und eine Dame allein in einem Wagen zweiter Klaſſe. Der Erſtere ſuchte ein Geſpräch mit der Dame anzuknüpfen; dieſe gab jedoch erſt kurze, dann gar keine Antwort. Darauf zündet der Herr ſich eine Cigarre an. Die Dame, wol wiſſend, daß das Rauchen auf dem zweiten Platz nur mit Bewilligung der übrigen Reiſegeſellſchaft geſtattet iſt, will ihren Nachbar darauf hinweiſen und bemerkt in ſchnippiſchem Tone: „Mein Herr, Sie ſcheinen den Unterſchied der Plätze auf den Eiſenbahnen nicht zu kennen." — „O ja," erwiderte er, „der Unterſchied iſt der: in der dritten Klaſſe iſt der Conducteur gegen die Paſſagiere grob, in der erſten Klaſſe ſind die Paſſagiere grob gegen den Conducteur und in der zweiten ſind die Paſſagiere gegen einander grob."

Humoriſtiſches.

Die Welt iſt ein Schauſpielhaus: Jeder ſpielt ſeine eigenthümliche Rolle. Viele führen ihre Rolle ſchlecht durch und die meiſten ſind nur Statiſten. — Die Welt iſt voller Verhängniſſe, Aergerniſſe, Begebniſſe, Bedürfniſſe, Beſorgniſſe, Betrübniſſe, Ereigniſſe, Erforderniſſe, Hinderniſſe, Kümmerniſſe, Mißverſtändniſſe, Geheimniſſe, Verhältniſſe — nur Eines fehlt — das Einverſtändniß. — Die Welt iſt ein Trauerhaus für die Zaghaften und ein Arbeitshaus für die Armen. — Wir beginnen unſer Leben im Vaterhauſe; wol dem, der in dieſem glücklichen Verhältniſſe aufwächſt! Doch gibt es Arme, welche das Verhängniß in das Waiſenhaus bringt; noch Aermere, welche im Findelhauſe zum Bewußtſein kommen. — Aus dem Vaterhauſe kommen wir in das Schulhaus, hier ſollen wir die Erforderniſſe des Lebens, nämlich Kenntniſſe bekommen. O ſchöne Zeit der Jugend! Hier ſchließt ſich Herz an Herz, und hier werden Bündniſſe gemacht, die oft das ganze Leben durch dauern, oft auch ſolche, die nichts als ein Kartenhaus, das der leiſeſte Zugwind des Lebens umweht. Was wir uns in der Schule am meiſten zu Schulden kommen laſſen, ſind Verſäumniſſe, und was am ſchwerſten aus uns herauszubringen iſt, ſind, zum Aergerniß der Lehrer, die Geſtändniſſe unſerer dummen Streiche. — Aus dem Schulhauſe treten wir in das Leben. Da, im Leben, ſtehen gar viele Häuſer. Manche ſind das Ende des Weges, manche nur der Durchgang. Wer etwas erreichen will, darf ſich kein Verſäumniß zu Schulden kommen laſſen, und muß ein Wagniß nicht ſcheuen. Zweierlei Wege gibt es im Leben: der eine führt zu gutem Ziele, der andere zu ſchlechtem. — Iſt ein Menſch geſund an Seele und Leib, iſt ihm die Schule kein Treibhaus geweſen, das ihn nur künſtlich aufgetrieben, ſondern ein Gewächshaus, das ihn naturgemäß aufgezogen hat, ſo wandelt er den guten Weg. Bald hier, bald dort lernt er die Welt kennen und überall iſt er willkommen, überall bietet ſich ihm ein Gaſthaus dar, wo er ſich wol befindet. In ſeinem Herzen trägt er ein liebes Bildniß, und die Vereinigung mit demſelben iſt ſein höchſtes Streben. Darum weiß er ſich ein eigenes Haus zu erwerben, und hat er das gegründet, ſo wird es bald zum Hochzeitshauſe. Das eigene Haus, in dem die ſorgliche Gattin waltet, iſt ein wahres Lufthaus, das ſchönſte Einverſtändniß herrſcht darin. Der Mann lebt glücklich und geachtet, und ſeine Stimme gilt in der Gemeinde und auf dem Rathhauſe.

Doch nicht Jedem wird es ſo wol, da gibt es manchen Armen, dem es nicht gelingt, ſich die Bedürfniſſe und Erforderniſſe des Lebens zu verſchaffen. Zwar gibt es Häuſer genug, die für ſolche ſorgen — da ſind Buckhäuſer, Schluchthäuſer, Bräuhäuſer, Speiſehäuſer, Wirthshäuſer — aber ſie gleichen alle den Chauſſeehäuſern und Zollhäuſern: man kommt nicht ohne Zoll vorbei, und Viele können den Zoll nicht erſchwingen. Das ſind die Armen, deren Haus einem Schilderhauſe gleicht, das auch leer und kalt iſt. Wol ihnen, wenn ſie am Ende ihres Lebens ein Invalidenhaus finden, wo ſie ausruhen können von den Beſchwerniſſen des Lebens! — Ein anderer Weg führt durch die Weinhäuſer und Bierhäuſer. Wer dieſe zu ſeinen beſtimmten Stationen macht, gelangt nur zu leicht in das Armenhaus, oder gar, wenn er es recht ſchlimm treibt, in das Arbeitshaus, das Spinnhaus. — Ein ſchlimmer Weg noch führt durch das Spielhaus, ein Haus voll moraliſcher Finſterniß. Die nächſte Station von dieſem iſt das Pfundhaus, das Ende das Stockhaus oder Zuchthaus — im glücklichſten Falle das Tollhaus, das Irrenhaus. — Ein Haus iſt aber die letzte Station für dieſe verſchiedenen Wege: das Leichenhaus. Denn die Welt iſt ein Rüſthaus des Todes, ein Zeughaus für alle die Waffen, mit denen er die Menſchen zu treffen weiß. Das Begräbniß befreit uns aus dem Leichenhauſe und übergibt uns der Fäulniß. Nach Jahren finden ſich Arm und Jung im Beinhauſe wieder. So führen alle Wege zu einem Ziele. Das iſt der Humor des Lebens.

Digitized by Google

Rösselsprung.

Eine Aufgabe für Schachspieler. Von Gustav Räffer.

neh	das	kiel	im	kann	men	freund	hier
de	der	der	eilt	lichſt	im	den	ſam
Feld	me	Sprung	Ich	hang	ſpiel	wird	te
Wie	ihn	durch	mei	So	an	Zu	ſin
Freun	ung	gang	des	Schach	en	die	ge
in	Ver	nen	theilt	den	Wohl	am	nuß
mit	des	Dent	ſel	und	gleich	fall	ihm
ſes	Röſ	ge	gruß	Wer	ich	Ge	mie

Auflösung des Räthſels im 4. Hefte:

Ei, laßt den kalten Nord nur walten:
Wird ſich das Blümchen bald entfalten
Auf Fenſterſcheiben, roth und weiß,
Wie ein Kriſtall von blankem Eis.

Zum Modebild Nr. 6.

1. Frackartiger Rock, unten rund geſchnitten, mit geraden ziemlich weiten Aermeln; bunte leine Cravate; Weſte von einfarbiger Valencia mit ſchmalem Shawlkragen; Beinkleider von Sommerſtoff mit breiten Streifen an der Seite.

2. Kleid von Moire, ohne Ausputz; Mantille von ſchwarzen Spitzen mit Federfranſen in anderer Farbe; Hut von weißer Blonde mit Federn an der Seite und mit Blonde und Malvenblüten um den Kopf; weite Spitzenunterärmel.

3. Brautanzug: Kleid von weißem Taffet mit geſchloſſenem hohen Leibchen, das mit Perlen zugemacht iſt; auf dem Rocke drei Volants, auf denen ein ausgezackter Streifen ungeriſſenen weißen Sammets aufgeſetzt iſt; Gürtel mit ſehr langen Enden ebenfalls von ungeriſſenem weißen Sammet; auch die Aermel ſind mit ſolchem Sammet beſetzt und unter denſelben weiße Spitzenunterärmel; am Gürtel und im Haar Blumen; ein reicher Spitzenſchleier.

4. Kurzſchirmiger Hut von italieniſchem Stroh, mit Atlasband ausgeputzt, das Strohrändchen hat; Kleid von Taffet mit ganz offenem langen Jäckchenleibchen, das rundherum wie die vier großen Volants auf dem Rocke mit Bandruchen beſetzt iſt; Aermel in neuem Schnitt und darunter weiße Unterärmel mit großen Spitzenmanſchetten.

Briefkaſten der Redaktion.

Hrn. K. F. in Z. (Dalmatien). — Um eine blühendſchöne, junge Frau hatte ſich bereits ein ſolcher Schwarm von Anbetern geſammelt, daß der Ehemann ſchon für ſeinen Hausfrieden fürchten zu müſſen glaubte. Um ſich nun dieſer Zudringlichen zu entledigen, erſann er eine Liſt. Er nahm nemlich jeden dieſer eleganten Herren freundſchaftlich bei Seite und vertraute ihm ſeine angeblich mißliche Lage mit dem Bemerken, daß er ſeinerſeits auf eine Unterſtützung von 100 Gulden binnen acht Tagen feſt rechne. — Schon am folgenden Tage war das Haus von den Kurmachern befreit.

Hrn. A. J. J. in T. (Ungarn). — Wahrhaftig, Schiller und Göthe hätten von Ihnen lernen können! Jene waren im Erlen groß, — Sie ſind es im Gemeinen. Deshalb wird auch ein Knittelvers am zweckdienlichſten das Urtheil abgeben:

„Ihr Stück hat kurze und lange Theile;
Kurz iſt die Kunſt und lang die Weile."

Hrn. G. R. in B. b. T. (Böhmen). — Ihre eingeſandte Aufgabe iſt allerliebſt; es wird uns angenehm ſein, wenn Sie dieſes Genre für uns kultiviren.

Hrn. C. R. M. in T. (Ungarn). — Ein hübſches Talent, deſſen redliches Streben unſere Theilnahme erweckt. Der Kopf voll ſchöner Pläne, die Bruſt voll Liebe für Wiſſenſchaft und Poeſie — aber es fehlt noch die klare Sonderung. Welche Richtung Sie einſchlagen ſollen, und welche Studien Ihr Talent kräftigen dürften, werden Sie aus unſerem Schreiben entnehmen können.

Hrn. F. R. in E. (Oeſterreich). — Sie erlauben uns wol, entgegengeſetzter Anſicht ſein und es mit Schiller halten zu dürfen, der in ſeinem unſterblichen Liede ſingt:

„Ehret die Frauen! ſie flechten und weben himmliſche Roſen in's irdiſche „Leben u. ſ. w." Die Frauen ſind ſo wunderbar in's Leben hineingeſtellt, daß ſie keine ſelbſtändig getrennten Glieder des Staates ſein ſollen, daß ſie keinen öffentlichen Charakter haben, keine Aemter bekleiden dürfen. Dafür aber ſind ihnen die wahrhaft himmliſchen Pflichten des Ausgleichens, Beruhigens und Vermittelns zugefallen. So ſind die Frauen gewiſſermaßen auf den muſikaliſchen Effekt im Leben angewieſen und müſſen — man erlaube uns den Ausdruck — überall als die Inſtrumente der Beſänftigung einfallen; die Frauen ſind ein muſikaliſcher Anhauch an dem großen Organismus des Staatslebens. Wir läugnen nicht, daß es leider auch Ausnahmen gibt, aber dieſe beweiſen eben nur die Regel.

Hrn. L. O. L. in K. (Mähren). — Wirklich haben Sie an Ihrer von uns zurückgeſendeten Arbeit weder ein verhängnißvolles Kreuz, noch ſonſt eine Bemerkung entdecken können? Und doch ſchrieben wir, daß unſer Urtheil am Manuſkripte bemerkt ſei. Und ſo iſt es auch. Trauen Sie uns denn ſo viel Unmenſchlichkeit zu, daß wir das arme, erbarmungswürdige Kind ihrer Muſe kreuzigen könnten? Wollten Sie denn in der That, daß wir von Ihrem Manuſkripte einen Kirchhof machen ſollten? Aber ſehen Sie ſich das letzte Wort (Finis) Ihrer Erzählung etwas genauer an und Sie werden finden, daß drei Buchſtaben von uns weggeſtrichen worden. Nun; was iſt unſer Urtheil über Ihre unſittliche Mache?

Hrn. J. G. in T. (Schleſien). — Worin Deutſchlands große Kritiker, Leſſing und die beiden Schlegel, einander ähneln, und worauf ſie ſich unterſcheiden? — Leſſing gleicht jenen frommen Juden, die beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft geſtört wurden, und dann mit der einen Hand gegen dieſe kämpften und mit der andern Hand am Gotteshauſe weiter bauten. In der Polemik, in jenem Aufdecken der ariſtiſchen Mängel und Gebrechen, waren die Brüder Schlegel die Nachahmer Leſſing's, ſie bemächtigten ſich ſeines gewaltigen Schlachtſchwerts; nur war der Arm des Auguſt Wilhelm Schlegel viel zu zart ſchwächlich, und das Auge ſeines Bruders Friedrich viel zu myſtiſch umwölkt, als daß jener ſo ſtark und dieſer ſo ſchlagfertig zuſchlagen konnte, wie Leſſing. In der repeodnzirenden Kritik aber, wo die Schönheiten eines Kunſtwerks veranſchaulicht werden, wo es auf ein feines Herausfinden der Eigenthümlichkeiten ankam, wo dieſe zum Verſtändniß gebracht werden mußten, da ſind die beiden Schlegel dem Leſſing ganz überlegen.

Hrn. M. St. in P. — Der Stoff, trotzdem er ſtoet an „Die Jungfrau von Orleans" mahnt, iſt immerhin ein dankbarer Vorwurf zu einer Erzählung. Mit Ihrer Bearbeitung deſſelben können wir uns jedoch nicht beireunden. Das iſt Alles zu rhapſodiſch, zerſtückelt, abgebrochen, zu loſe in einander verwebt, ſo daß wir nicht umhin können zu glauben: Ihr ſchönes Talent habe ſich damit nur eine „Schnelligkeitsaufgabe" geſtellt. Wollen Sie uns nicht Ihre Arbeit zukommen laſſen, damit wir Ihren Wünſchen nach Möglichkeit entgegen kommen können? Das Gedicht iſt recht hübſch und wird verwendet werden.

Hrn. J. J. in M. (Oeſterreich). — Ihre Arbeit hat manche intereſſante und den Titel charakteriſirende Stelle; doch können wir ſie jetzt, wo uns eine Fülle gediegener Schöpfungen ausgezeichneter Komponiſten (wie unſere muſikaliſchen Beilagen beweiſen) zu Gebote ſtehen, nicht verwenden. Wollen Sie nicht etwas Erſteres verſuchen? Es wird uns in der That Vergnügen bereiten, eine gelungene Komoſition Ihres ſchätzenswerthen Talentes dem Publikum vorzuführen.

Hrn. Fritz E. in L. (Böhmen). — Recht nett, beſonders Nr. 2. Sie werden einem Ihrer Gedichte ſchon in den nächſten Heften begegnen.

Hrn. A. C. in B. (im Venezianiſchen). — Es iſt unſere angenehme Pflicht, Ihren Wünſchen zu entſprechen.

☞ Es ſind eine Menge Anfragen an uns gelangt, ob eine Nachpränumeration auf die bereits erſchienenen Hefte „Erinnerungen 1854" noch ſtattfinden könne. Die Nachpränumeration kann noch gemacht werden, und wir bitten, den Pränumerationspreis entweder an uns direkt nach Prag, oder an die nächſte Buchhandlung ſenden zu wollen, wo dann die ſchon erſchienenen Hefte ſogleich ausgefolgt werden. — Mit dem ſiebenten Hefte unſerer Zeitſchrift beginnt das neue halbjährige Abonnement auf die „Erinnerungen," im Betrage von 1 fl. 32 kr. C. M. mit Poſtverſendung, und 1 fl. 12 kr. C. M. ohne Poſtverſendung.

Das 7te Hefe enthält: „Der Alte im Dorfe," Novelle von Franz Hedrich, nebſt andern doch intereſſanten und pikanten Aufſätzen; ferners „Die k. Schloßkapelle zu Reichſtadt," nach der Originalzeichnung unſeres berühmten Malers und Architekten Kanzler, im Stahlſtich ausgeführt von Hrn. Rybička; dann die Porträts Sr. Maj. des Kaiſers von Rußland und des Fürſten Paskewitſch.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Ein alter Junggeſelle.

„Ich hab' kein Weib, kein Kind, aber deſto mehr Langweile; was ſoll ich thun, um die Einſamkeit mir zu beleben? Das Herz iſt alt und kann nicht mehr blühen! Es muß den Reſt des Gefühles, der ihm noch geblieben, an — Goldfiſche und Laubfröſche wenden!"

Eine alte Jungfer.

„Als ich noch jünger war, da war ich umſchwärmt von Männern, die meiner Schönheit huldigten. Aber keiner vermochte mich zu feſſeln, jeder hatte Fehler an ſich. So bin ich denn alt geworden, im Herzen bewahrend die volle, heiße, unverſtandene Liebe, die nur die allerliebſten Thierchen, die Katzen, nun zu würdigen wiſſen."

Ein Schulknabe.

Der Junge iſt der Abgott ſeiner Frau Mamma und von ihr zum Militärſtande beſtimmt, weil er gern Soldaten ſpielt und eine tüchtige Fauſt zum D'reinſchlagen beſitzt. Papa aber will aus ihm einen Doktor der Philoſophie machen, weil er ſo altklug und naſeweiſe iſt. Was wird aus ihm werden, wenn wir ſeine bedeutungsvolle Phyſiognomie zu Rathe ziehen?

Zwei Uebel.

„Wie geht's, Franz?"

„Hm, ſchlecht! Ich möcht' gern arbeiten und kann nicht; 's iſt ein großes Uebel."

„Ah, geh', da leid' ich an einem viel größern Uebel: Ich könnt' arbeiten, aber ich mag nicht."

Digitized by Google

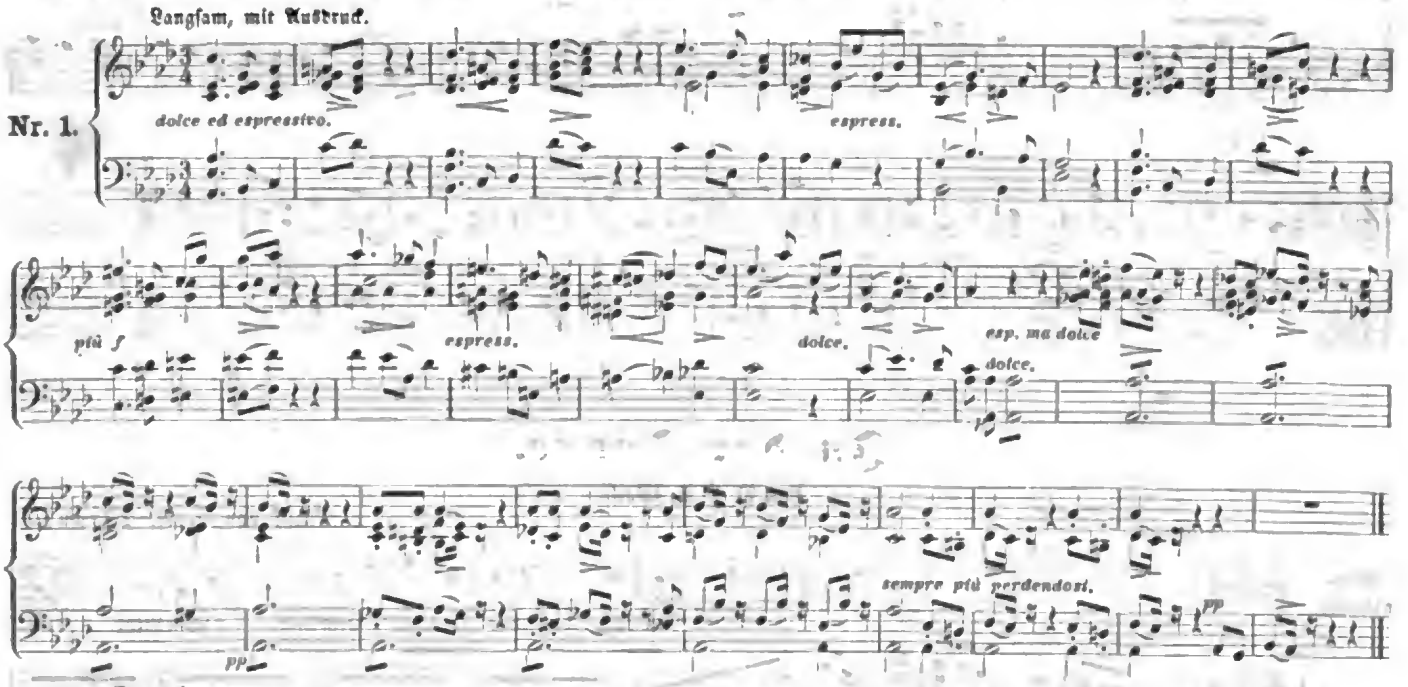
Digitized by Google

Digitized by Google

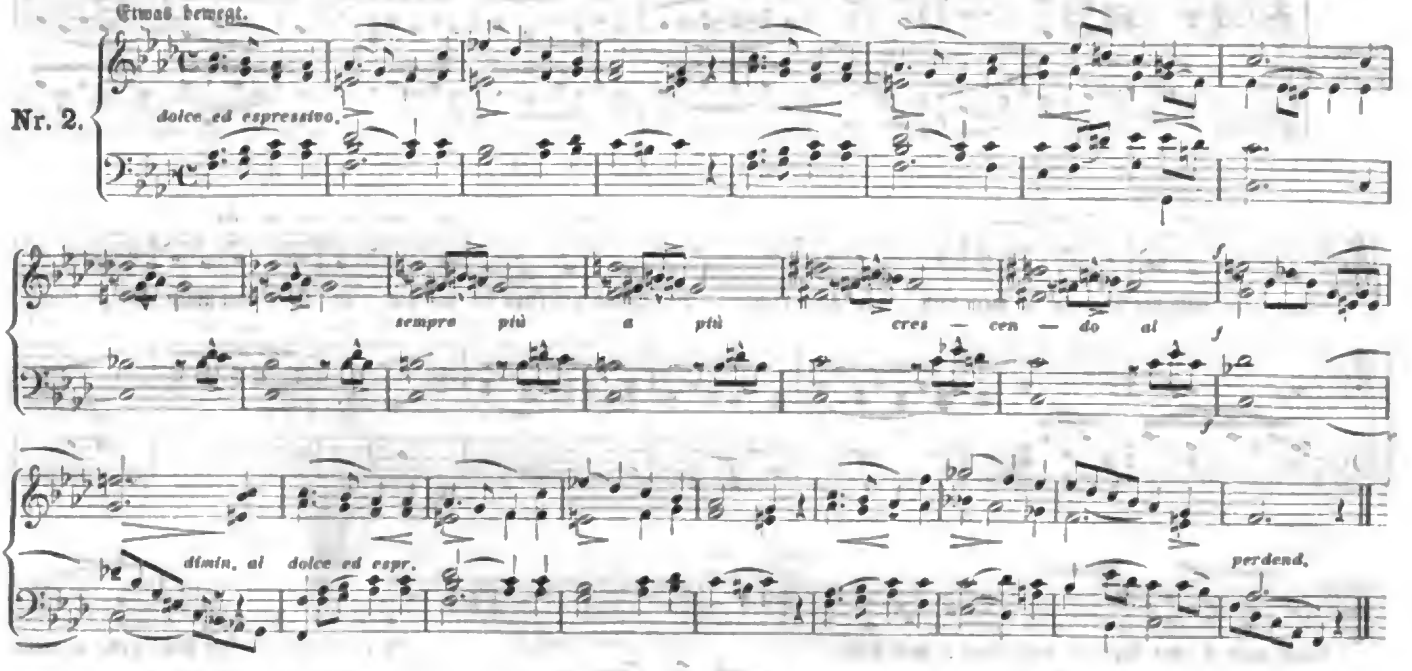
Abschied.

Op. 34. **Drei Stammbuchblätter von Eduard Tanwitz.**

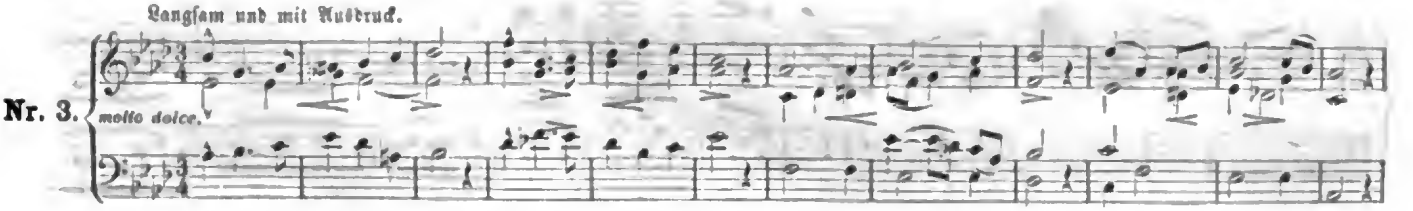
Nr. 1. Langsam, mit Ausdruck.



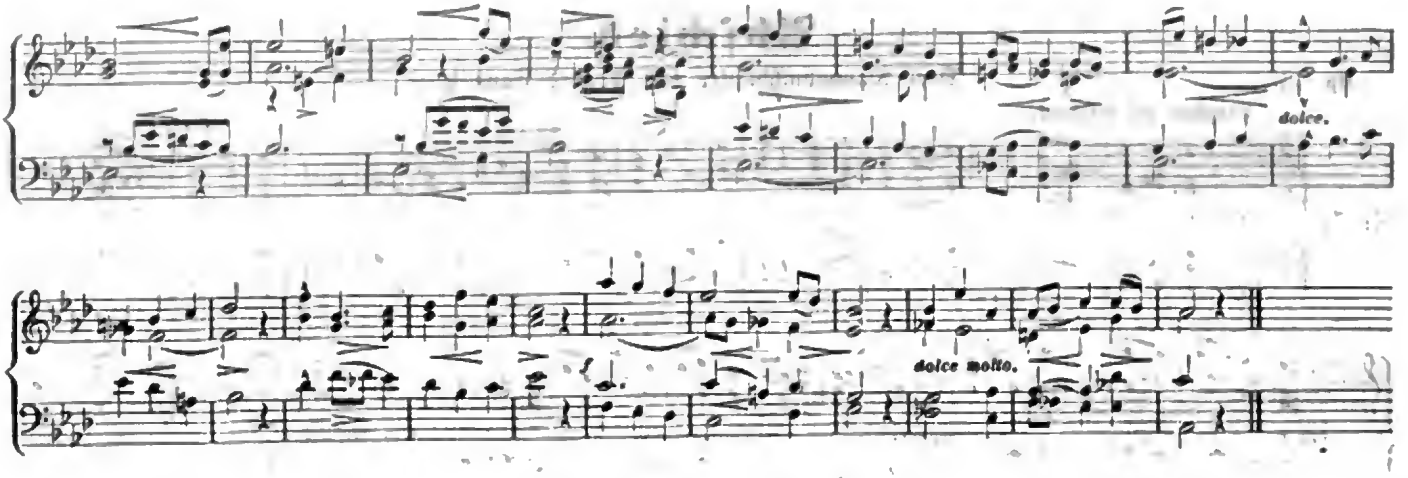
Nr. 2. Etwas bewegt.



Nr. 3. Langsam und mit Ausdruck.



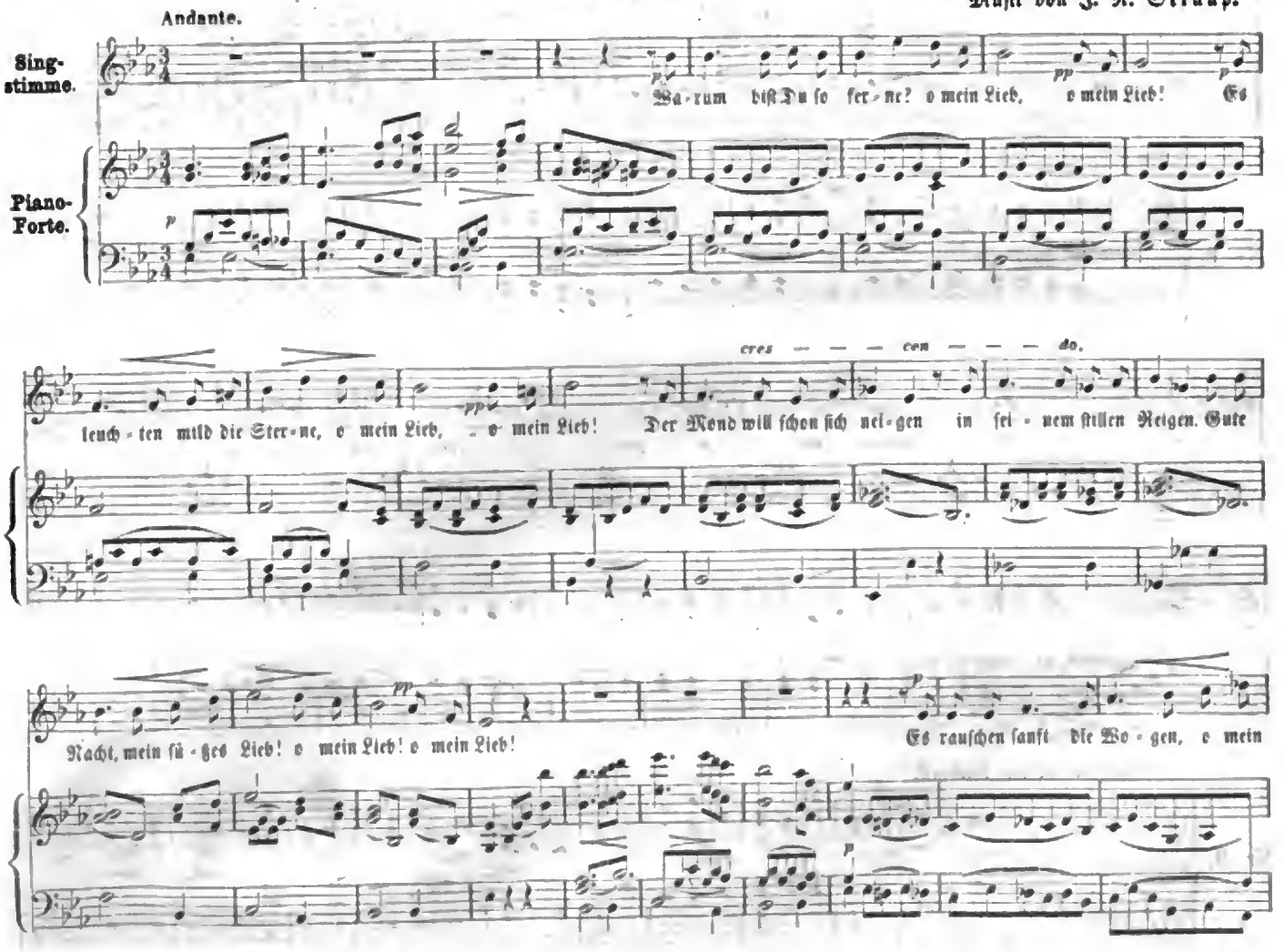
Digitized by Google



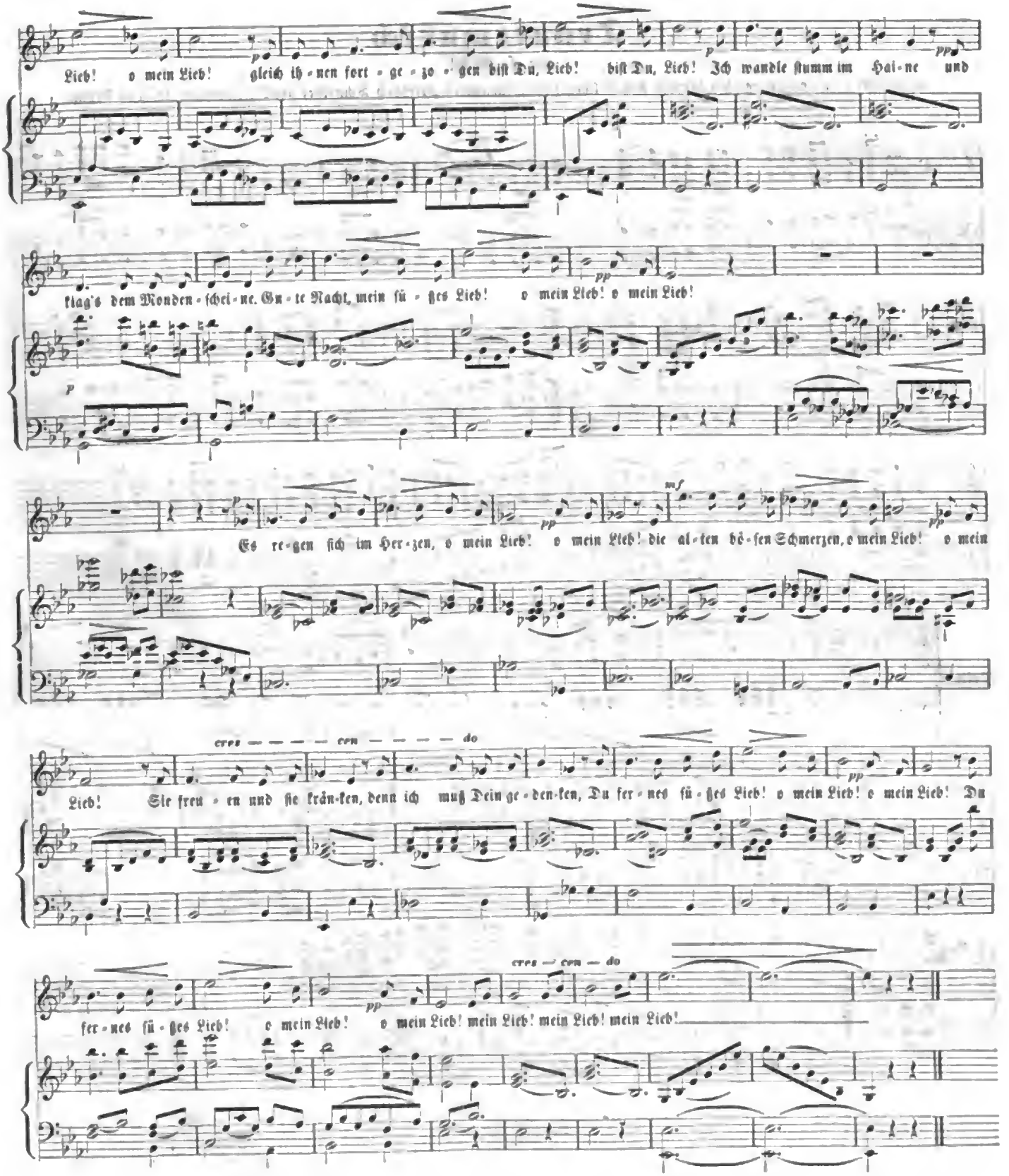
In der Ferne.

Von O. L. B. Wolff.

Musik von J. N. Skraup.



Digitized by Google

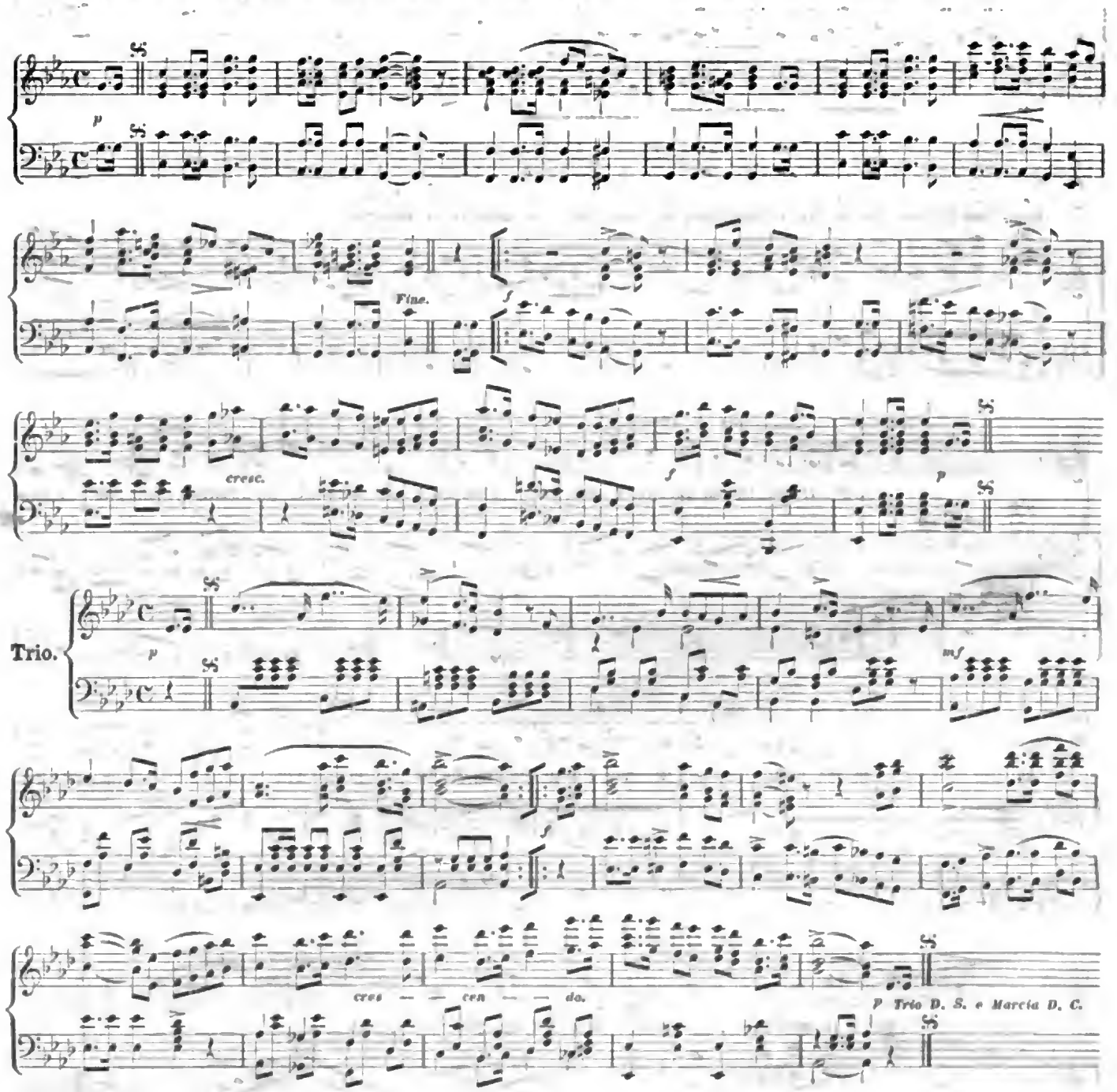


Digitized by Google

Trauermarsch

von F. Michel,

aufgeführt beim Leichenzuge des herzogl. Anhalt'schen Hofkapellmeisters Friedrich Schneider am 26. November 1853 in Dessau.



Digitized by Google

Der Alte im Dorfe.

Novelle von Franz Hedrich.

Erſtes Kapitel.

Wem zwei Reiſende im Walde begegnen; wer der Ankömmling iſt, wie er ſich zeigt und wie ſich ein Menſchenfeind bedankt.

Zwei vornehme junge Reiſende aus Norddeutſchland, die von Iſchl aus eine Partie in das Hochgebirge über Hallſtadt nach Auſſee unternommen hatten, kamen auf dem Rückwege vom Rothkegel, der ſich mit ſeinem impoſanten rothen Haupte an der Grenze von Steiermark erhebt und auf dem ſich zwölf Almhütten befinden, auf einem ſchön bewaldeten Bergrücken an.

„Wir hätten den Führer noch nicht entlaſſen ſollen,“ meinte der Eine, den Hut abſetzend und mit dem Tuche die Stirne trocknend.

„Sie haben Recht. Das war Unkenntniß, keine Verachtung der Gefahren,“ verſetzte der Andere.

„Dieſe Stelle, wo wir ſtehen, mag tauſend Fuß über dem hohen Niveau des Hallſtädter Sees liegen. Wenn uns ein glücklicher Inſtinkt den rechten Weg angibt, ſo können wir in einer Stunde unten im Thal ſein. Ich ſchlage vor, den Waldabhang geradeaus hinabzuſteigen.“

„Ich folge Ihnen. Wenn wir uns verirren, oder vor einem Abgrunde wieder umkehren müſſen, ſo werd' ich wenigſtens den nichtswürdigen Troſt haben, Ihnen alle Schuld aufzuladen.“

Und ſie begannen hinabzuſteigen. Nach einem halbſtündigen Wege, den Beide unausgeſetzt liefen, gelangten ſie auf eine gelichtete Stelle, wo ſich die Ausſicht ringsherum und tief hinab eröffnete. „Welch' ein romantiſcher Gebirgskeſſel! Nach der Bildung der Felſenwände, die ſich im Halbkreiſe zum Himmel aufthürmen, würd' ich im Thale unten einen See vermuthen.“

„Nichts anderes, als einen See; und wenn das richtig iſt, füg' ich hinzu: auch einige Uferhütten oder ein Jägerhaus, worin wir übernachten.“

Das letzte Wort noch auf den Lippen, eilt er mit luſtigen Sprüngen hinab. Aber ſchon einen Büchſenſchuß weit bleibt er überraſcht ſtehen, da ſich die Ausſicht in das Thal plötzlich erweitert und den Ueberblick des maleriſchen Felſenkreiſes und des ganzen Keſſelgrundes gewährt. Er ruft ſeinem zurückgebliebenen Begleiter zu: „Kein See! kein See — ein Dorf!“

„Ein Dorf? Unmöglich —! und doch ein Dorf!“

„In der Laune, in der ich bin, iſt es mir lieber, als ein See.“

„Wenn Sie ſich nun freuen, daß meine philoſophiſchen Schlüſſe falſch ſind, ſo ſollten Sie doch meinen vortrefflichen Führerinſtinkt rühmen.“

„Nicht früher, bis wir unten ſind,“ ſagte der Andere und hatte Recht daran. Denn ſobald ſie mit der Bewunderung der ſchönen Ausſicht zu Ende waren, überzeugten ſie ſich, daß ſie ſich auf einem unter Waldbäumen verſteckten Felſenbalkon befanden, der ſo hoch war, daß kaum die größten Tannengipfel hinaufreichten. „Wir ſind noch nicht unten, mein lieber Führer, aber ich könnte ſchon ein Kapitel Ihres Lobes beginnen laſſen.“

Der Führer ſchwieg, biß die Lippe und lief voran, um recht bald einen bequemen Weg, als Antwort auf den Spott, zu entdecken. Aber er fand keinen ſolchen, überhaupt gar keinen, daher ſich Beide nach einem langen Umwege entſchließen mußten, die Felswand auf einer Stelle hinabzuſteigen, wo man doch von Schritt zu Schritt entweder einen Baum oder eine Wurzel anfaſſen konnte. Als auch das vorüber war, wurde der Weg inſofern nicht beſſer, als er über unſichtbare, von ellenhohen Stauden überwucherte Gruben und Baumſtöcke führte, ſich plötzlich in ein Gerölle verwandelte, wo auf jeden Fußtritt ein Stein nachrollte, und ſtellenweiſe ſo abſchüſſig herabging, daß man nicht ſteigen, ſondern rutſchen mußte.

„Ich bin außer Athem. Ruhen wir auf dieſem Felſenblocke aus,“ ſagte der verdrießliche Wegweiſer.

„Wo Sie wollen. Der Weg iſt intereſſant und gewiß unter allen, die hier hinabführen, noch der beſte.“

„Doch! hören Sie Nichts dort ſeitwärts?“

„Das kann wol kein Bergwaſſer ſein?“

„Auf keinen Fall. Entweder ein Hirſch oder eine Gemſe.“

„Warum denn nicht Menſchen?“

Beide ſpringen auf und eilen, von anhaltendem Geräuſche geführt den Waldabhang quer hin. Nach einer kurzen Strecke kommt ſchon die Urſache des Geräuſches zu Geſichte. Es war ein alter Landmann, der einen mit Laubſtreu ſchwer beladenen Schlitten hinabſchleppte. Dieſer ſah ſich gleichfalls nach den zwei ihm nacheilenden Fremdlingen um, that aber nicht im geringſten, als ob er ſtillſtehen oder ihre wiederholten Rufe hören wollte.

„Der iſt taub oder grob wie ein Scythe.“

Da rannte der Alte mit dem Schlitten gegen einen Baumſtamm an und warf ſich neben ſeinem ſtillſtehenden

Digitized by Google

Fuhrwerk in eine ſitzende Stellung auf den Boden. Den Nacheilenden kam es vor, als ob er ſich zerſchmettern wollte. Sie traten vor ihn hin und ſahen ihm in das Geſicht. Welch' ein Geſicht! Es ſieht ſchwermüthig und böſe aus wie ein Uhu. Einer der Beiden, der als Wegweiſer ſo unglücklich war, redete ihn an: „Ihr habt Euch doch nicht weh gethan?"

„Weh gethan!" ruft der Alte mit ſardoniſchem Lächeln aus, während er die Ankömmlinge mit ſeinen unheimlichen Augen mißt. „Wie ein Bader ſieht mir Keiner von Ihnen aus." Er reißt den Kopf auf die andere Seite, als wollte er ſagen: „Aber jetzt ſchert Euch!"

Die Wanderer ſtehen, weniger verletzt, als über dieſe Erſcheinung betroffen, einen Augenblick ſchweigend da und wechſeln Blicke, ob noch eine Frage zu wagen, oder weiter zu gehen ſei. Aber der Alte ſteht plötzlich auf, um wieder fortzufahren und beginnt mit großer Anſtrengung den Schlitten auf den Weg zu heben.

„Ich helf' Euch," ſagte der Andere herbeiſpringend.

„Etwa mit Ihren Porzellan-Händen? Ha, ha!" ſpöttelt der Alte, das aus dem Sackende hervordringende Laub mit geringen Stößen zurückdrückend. „Mein Lebenlang hat mir Niemand geholfen, außer ein guter Nachbar. Der ließ mich ein Glas Bier nie allein austrinken! Der hat mir ſo lange vorgeſtreckt, bis mein Lerchenwald um ein Spottgeld ſein war. Dieſem Lumpen gebe Gott die ewige Ruh' und allen übrigen, wenn ſie zu Grunde gehen!" Der Alte gerieth in eine bei dem Alter von ſechzig Jahren ungewöhnliche Leidenſchaft. Dieſe machte ihn geſprächig und er fuhr fort: „Ein Weib iſt auch eine gute Gehilfin! Da ſoll ſich Jeder verbrennen, der davon koſtet! Hat ſie ſelbſt keine Kinder, ſo nimmt ſie welche an. So oder ſo — die Zuchtruthe wird immer dicker: Weib und Kinder machen ſich über den Vater her! Aber das ſoll Keinen von Euch warnen. Ihr büßt es jung und predigt es alt, wie ich!"

Trotz den ernſten Gefühlen, die der raſende Greis erweckte, konnten die Fremden ein Lachen der Verwunderung kaum verhalten.

„Ja, lacht nur — lacht mich aus! nur zu! Ich verdiene es! Ich habe zu meinem Weibe geſagt — das iſt ſchon lange vorbei, zwanzig Jahre — mit meinem Weibe iſt's auch ſchon vorbei, ſie hat Ruh' und gibt Ruh' — ich hab' ihr geſagt: „Du! in unſerer Streuhütte liegt ein neugeborenes Kind. Ich nehm' es und trag' es auf die Pfarre." — „Was?" hat ſie geſchrieen. „Du trägſt unſer Glück fort, thu' es nicht. Wir ziehen es auf, wir ſind ohne Kinder!" — Eh' ich ein Wort herausbringe, iſt ſie ſchon damit da. Es plärrt, man hört ſein eigenes Wort nicht mehr, ich nehme vor Aerger den Hut, laufe in's Wirthshaus und als ich heimkomme, werf' ich den Wechſelbalg nicht zur Thür hinaus — es war noch die Zeit dazu — und als mein Weib geſtorben iſt, war auch noch die Zeit dazu — aber nein, ich füttere das Ding auf, weil es ſo mein liebes Weib gewollt — o ich möchte ſie mit beiden Fäuſten aus dem Sarge herausklopfen und dann wieder hineinſchelten!"

Inzwiſchen hatte einer der Fremden einen ſächſiſchen Silberthaler hervorgezogen und damit zwiſchen den Fingern geſpielt.

Der Alte bemerkte die Münze und rief: „Wollen Sie mir damit helfen? Ein ganzer Metzen voll Thaler thut es nicht!"

„Aber einen guten Tag kann er Euch machen. Nehmt ihn!"

Der Alte ſchob ihn voll Geringſchätzung in die Taſche und ſagte: „Die guten Tage! Ich hatte keine ſelbſt damals, wo ich oft fünfmal ſo viel in einer halben Nacht durchbrachte. Jetzt iſt's aus. Mir gehört keine Schindel auf meinem Dache und ich kann an meinem Lerchenwald nicht vorüber gehen, ohne daß man ſagt: Ich ſtehle. Ja, als ich noch der Lerchenbauer war! Jetzt nennt man mich nur den Alten im Dorfe, weil ich Nichts habe, als meine grauen Haare!"

Der Alte begann die Laubſäcke zurechtzulegen oder vielmehr hin und herzureißen. Dabei fiel ihm der Silberthaler aus der Taſche.

„Euer Geld liegt ja hier im Gras, Alter!"

„Wär' auch recht," warf der Alte verächtlich hin und ſtampfte mit dem Fuße auf das Geldſtück, bevor er es aufhob.

„Ihm liegt wirklich Nichts an Ihrer ſonſt ſchönen Gabe," ſagte der Eine zu ſeinem Begleiter, ſo daß es der Alte hören mußte.

„Wir könnten ihm ſeinen Lerchenwald zurückkaufen, ich wette, er wird nicht danken!"

„Aber dennoch das Geſchenk einſchieben, wie den Thaler."

„Und würde es Ihnen ſchaden, wenn Sie das thäten?" fiel der Alte ein, plötzlich aufgeregt von ausſchweifenden Wünſchen. „Würde es Ihnen ſchaden?"

Die Fremden ſahen einander verwundert an.

„Wie Sie ſich anſehen!" fuhr der Alte fort. „Es iſt nicht mein Ernſt. So viel Geld! Verſpielen Sie es beim Kartenſpiel!"

„Was es uns ſchaden würde!" verſetzte der Geber des Thalers. „Wir fragen zuerſt, ob Euch der Lerchenwald glücklich macht?"

„Nein, nein!" ſchrie der Alte mit großer Heftigkeit. „Glücklich? nein, nein! Ich wäre es kaum, wenn ich alle Tage ſoviel einnehmen würde, wie das kaiſerliche Waldamt, oder wenn mir der Teufel jeden Samſtag mit einem Geldſack in's Haus rückte."

„O, Ihr ſeid ein Nimmerſatt!"

„Ich glaube hingegen, dem Alten geht es wie einem Durſtigen. Der glaubt auch einen Eimer Waſſer zu benöthigen; wenn er endlich an den Brunnen kommt, ſo hat er an einem Glaſe genug."

„Nichts oder Alles eimerweiſe. Beſſer nackt herumgehen, als zerriſſen. Narr und Bettler zuſammen!"

Hier ſagte der Fremde dem Andern bei Seite: „Brechen wir auf. Er ſcheint verrückt."

Der Alte erhaſchte die erſte Hälfte der Worte und

Digitized by Google

machte sogleich kein Hehl daraus: „Geht nur, junge Herren, geht. Ich hab' Euch nicht geschrieen." Darauf faßte er den Schlitten an, brachte ihn mit einem Ruck auf den Weg und fuhr den Abhang so schnell hinunter, daß es den erstaunt Nachsehenden vorkam, er wolle sich den Hals brechen.

„Aber jetzt schreiten wir aus," meinte der Eine. „Es ist sechs Uhr auf den Schlag. Die Sonne geht bald unter."

Zweites Kapitel.

Wie Agatha aussieht; was sie vom Alten leidet; wie viel Bosheit ein Pflegevater aufbietet, um die Pflegetochter, die er doch versorgen soll, um einen braven Mann zu bringen.

Sobald man den Bauernhof des Alten erreicht, befindet man sich im Dorfe: daher kommt wol der Hausname.

Als der Alte unten angekommen war, fühlte er sich so sehr erschöpft, daß er den Schlitten in der Streuhütte nicht abladen konnte. Er mußte sich niedersetzen. „Das ginge mir noch ab, daß mich fremde Landstreicher ärgern!" redete er vor sich hin. „Daheim plagt mich der Teufel genug." Er erhob sich plötzlich, als hätte seine Seele nach einer andern Seite das Uebergewicht genommen, und als ob er nicht ruhen könnte, schlich er aus der Streuhütte auf die Bank vor der Hausthür fort, um unterhalb des Fensters seine Ziehtochter zu belauschen.

Diese sah ihn aber gleichmüthig kommen und sang mit gedämpfter Stimme ein heiliges Lied, wie vorher.

„Agatha, ich höre Dich nicht spinnen!"

„Ich habe das Trinkgeschirr gereinigt und trockn' es ab."

„Aber Du solltest die Kuh melken!"

„Neben der Bank, wo der Vater sitzt, steht schon die Milch in dem weißen Kruge."

„Verdammt!" fluchte der Alte durch die Zähne und möchte noch Etwas sagen und weiß nicht was.

Da fällt in der Stube ein Glas auf den Boden. Das war ihm willkommen. „Schaden! Nur Schaden!" ruft er hineineilend. „Wo sind die Scherben?"

„Das Glas ist ganz," sagt Agatha und hält es unversehrt in den Händen.

„Ganz? — Also warum hast Du mich zum Narren?"

„Ich habe den Vater nicht hereingerufen."

„Schon gut. An Dein böses Maul bin ich gewöhnt."

Agatha schwieg und trug das Gefäß mit Wasser aus der Stube. Der Alte ging ihr nach und sagte: „Du drehst mir zu früh den Rücken. Die Meierin bei den Häusern bist Du noch nicht."

„Gott wird mich doch erlösen: so oder anders."

„Gott — Gott! Sage lieber: Mein Liebhaber war da mit einer guten Nachricht vom Ortsgericht. Man läßt uns heirathen. Das sollst Du sagen. Du bist Eine!"

„Mein Liebhaber war nicht hier. Wenn er kommt und es mir sagt, so wird es der Vater so gut erfahren, wie ich. Fortstehlen werd' ich mich nicht."

„Was würde daran liegen? Wenn Du da bleibst, kann ich Dir doch kein Heiratsgut geben."

„O, so verbittert mir nicht die letzten Tage!"

„Aha! — Stehst Du schon auf dem Sprunge! Aber verrechne Dich nicht! Der Meier ist erst ein und zwanzig, und der Kaiser braucht Soldaten. Unser Herr Pfleger sieht scharf darauf und läßt nur Buckliche laufen."

„Wär't Ihr der Herr Pfleger, so stürzt' ich mich gleich in den See!"

„Aber Du mußt noch nicht weinen! Der Meier hat von seinem verstorbenen Vater Geld übrig und kann einen Mann für sich stellen. Der alte Fuchs hat für sein Junges gesorgt und war ein glücklicher Dieb, den Niemand fing."

„Die Leute im Dorfe erzählen auf andere Art, wie Euer Lerchenwald sein wurde. Wärmt dieselbe Geschichte nicht immer auf."

„Du weißt, bei wem Du halten mußt. O Du Undankbare! Läuft das durch Mark und Bein! Geh' lieber heut' als morgen! Segne Dir Gott das Brod, das Du bei mir gegessen hast. Du und der Sohn eines Schurken, ihr müßt eine gute Ehe geben. Krähen hacken nicht aufeinander!"

„Das ist zu viel!" rief Agatha händeringend. „Bei dem gekreuzigten Heiland, der da vor uns hängt, ich habe still geduldet, Euch treu gedient — keine Flüche: seid ein Christ!"

„Was schaden die Flüche? Als würde ich Dir Spreu nachwerfen. Ihr werdet doch Beide von meinem Lerchenwald satt werden! Laßt mich fluchen und schlagt Holz! schlagt Holz!"

„Weh' über mich, nicht über meine Mutter, die mich hinlegte für den Ersten, der vorübergeht und sich nach mir bücken will! Tag und Nacht hab' ich für Euch gearbeitet, nicht wie eine Magd, wie ein Sclav'! Ich erinnere mich an keine gute Stunde, an kein gutes Wort. Ein Hund hätte sich losgerissen von der Kette und wäre davongelaufen; ich blieb bis heute bei Euch!"

„Recht so! Undank ist der Welt Lohn. Geh', schnüre Dein Ränzchen! Dir schmeckt meine Suppe nicht mehr. Du erheiratest was. Koche Dir eine bessere!"

„Thut mir nicht Unrecht, macht mir das Herz nicht schwer —"

„Nichts mehr davon! Geh', wenn es Dich freut. Sorge Dich nicht, wen ich statt Deiner in meine armselige Wirthschaft bringe. Ich bin arm und, ich weiß, überall gescheut wie eine Fledermaus. Ich brauche Niemanden zu meiner Kuh. Sobald Du fortgehst, stech' ich sie ab. Nur Deinetwegen hab' ich sie gehalten." Der Alte griff schnell nach dem Sacktuche, hielt es vor die Augen und eilte in die Streuhütte, wo er sich auf das Laub warf. Seine Rührung, die ein wenig zur Schau getragen war, nahm eine so ernste Wendung, daß er wirklich weinte.

Um dieselbe Zeit kam der Meier bei den Häusern von der Vorderseite zu dem Bauerhofe hinauf. Agatha steckte den Kopf zum Fenster hinaus und bedeutete ihm mit flüsternder Stimme: „Leopold, er ist zu Hause!"

„Zu Hause oder nicht. Das ist Ein Ding!" warf der Meier laut hin und lehnte sich in das Fenster hinein.

Digitized by Google

„Ihr gerathet Euch in die Haare!"

„Ich wollte, Du wärſt das letzte Mal nicht dazwiſchengetreten. Aber heute ginge es ihm nicht ſo gut wie neulich, als er Dir den Teller nachgeworfen hat. Zeig' doch Dein Geſicht! Ich glaube, Deine Augen ſind roth!"

„Kann ſein. Ich habe gewaſchen und da iſt mir wol das Blut hinaufgeſtiegen."

„Ich laß es gelten. Aber ſag dem alten Teufel, daß er ſich in Acht nimmt. Er ſoll Dir nur ein Wort ſagen, ſo kriegt er es, daß — —"

„Leopold!" rief Agatha dazwiſchen, indem ſie die Hände bittend erhob und mit Blicken voll Unwillen den wolgemeinten Ungeſtüm ihres Liebhabers ſtrafte.

Der Alte im Dorfe hörte der ganzen Unterredung zu. Bei der Ankunft Leopold's war er aus der Laubſtreu aufgeſtanden und horchte heimlich hinter der Ecke. Er war in Wuth über den jungen Meier und knirſchte die wenigen Zähne, die er noch hatte, zuſammen, daß er die Herausforderung nicht annehmen und ſich auch ſonſt nicht rächen konnte. „O, wär' ich der Herr Pfleger! O, konnt' ich ihn aſſentiren laſſen!" wünſchte er ſtill und heiß.

„Du haſt Recht, Agatha," erwiederte Leopold, von dem vorwurfsvollen Blick ſeines Mädchens zur nachſichtigen Milde geſtimmt. „Du haſt Recht. Der Alte bleibt der Alte, ſo lange er lebt. Es iſt gut, daß Du bald von ihm loskommſt!"

„Das gebe die Mutter Gottes!" rief Agatha aus, während ein leuchtender Freudenſtrahl über ihr kummervolles Geſicht dahinfuhr.

„Solchen Dank hat man von Kindern!" murmelte der horchende Alte. „Die Jungen freſſen die Alten auf."

„Gewiß, Agatha! Morgen, ſpäteſtens übermorgen muß der Beſcheid vom Ortsgericht kommen," verſicherte Leopold.

„O, wär' ich der Herr Pfleger!" wünſchte der Alte hinter der Ecke.

„Weißt Du etwas Beſtimmtes?" fragte Agatha.

„Nicht eben. Aber gut fällt es aus, ſei gewiß," antwortete Leopold, wobei er die Hand des Mädchens drückte.

„Der iſt ſicher!" ärgerte ſich der Alte. „Der iſt ſicher! Der hat den Beutel geöffnet!"

„Alſo luſtig, Agatha!" rief der Meier. „Luſtig! Sobald ich etwas Beſtimmtes höre, bin ich gleich bei Dir. Es wird gut ausfallen, dann wollen wir zuſammenleben wie die Heiligen im Himmel!"

Zum Schluſſe dieſer Worte ſtreckte er die Arme durch das Fenſter, umfaßte Agatha und hielt ſie eine Zeit lang in ſtiller, glücklicher Liebe feſt. Agatha hätte ihm um den Hals fallen mögen, doch ſie rührte ſich nicht; ſie hätte in Geſtändniſſe ausbrechen mögen, wie ſehr ſie ihn liebe, wie ſie ihn als ihren Retter betrachte, doch es kam kein Wort über ihre Lippen, nicht ein Seufzer. Nur einige ſchwere Thränen liefen über die Wangen eilig hinab, als wollten ſie unbemerkt im Boden verſinken, ehe man fragte, ob der Schmerz oder die Freude ihre Quelle war.

„Sie werden Mann und Weib"! brummte der Alte inzwiſchen. „Sie werden Mann und Weib! Das iſt klar wie der helle, lichte Tag." Der Alte ſchlug ſich vor die Stirn und langte nach einer an der Mauer neben ihm lehnenden Senſe, dann zog er einen Schleifſtein aus der Weſtentaſche und begann zum Schein zu ſchleifen, wie um einen Vorwand zu haben, da zu ſtehen, falls er beim Lauſchen überraſcht würde. „Sie werden Mann und Weib!" wiederholte er ſchwer ſeufzend. „Er hat Geld und da kommt der Kaiſer zu kurz um einen Soldaten. Ja, ja, ja!"

„Agatha, ich kam nur auf einen Augenblick!" ſprach Leopold, indem er ſich aus der Umarmung oder vielmehr aus der ſtummen Verſenkung aufgerafft hatte. „Abends oder morgen früh komm' ich wieder. Es iſt Samſtag und ich muß noch viel beſorgen. Am Feld halfen mir dieſe Woche Leute aus; die warten ſchon und wollen bezahlt ſein. Behüte Dich Gott!"

Den Händedruck des Geliebten erwiedernd, ſagte Agatha: „Komm, ſobald Du kannſt, wieder."

„Sobald ich kann. Aber luſtig, Agatha! Von morgen in zwei Wochen iſt unſer Ehrentag," warf der Meier hin, ohne die belebende Wirkung auf ſein Mädchen zu verfehlen und ſetzte noch faſt im Abgehen mit lächelnder Miene zu: „Aber Geld hat es mich gekoſtet."

Der Meier verſchwand und Agatha griff zur Arbeit. Der Alte aber blieb wie geſchlagen. Er warf die Senſe und den Schleifſtein hin und ſtierte vor ſich auf die Erde. „Geld hat es ihn gekoſtet. O, beim Herrn Pfleger kriegt man Alles um's Geld, wie in der Schenke! Das hätt' ich nicht geglaubt. Das hätt' ich nicht geglaubt." Troſtlos und unglücklich, wie über einen ſchweren Schlag des Schickſals, blieb der Alte noch lange auf derſelben Stelle ſtehen und doch beſtand ſein jetziges Unglück nur darin, daß zwei Liebende heiraten und vermuthlich glücklich werden ſollten. Die Zeit der bitterſten Vorwürfe über ſeine ſelbſtverſchuldete Armuth und der leidenſchaftlichen Flüche über ſeinen ganzen Lebenswandel war längſt vorüber und raubte ihm Ruhe, Hoffnung, Frieden, kurz das ganze Gleichgewicht der Seele. Faſt an ſeinen Verſtand legte ſich die rächende Hand an. Stumpf und ſtarr, von keiner Selbſtanklage mehr zu verwunden, kann nun der ſeltſame Greis die böſen Launen und die wilden Ausfälle nur noch nach Außen richten. Der böſe Genius ſeines Lebens, der ihn ſo ſehr gequält, läßt jetzt durch ihn die Anderen quälen. Plötzlich rafft er ſich zuſammen und will im Hofe aufräumen, um ſich zu zerſtreuen oder zu vergeſſen. Schon langt er nach einem Ackerwerkzeuge, bleibt aber ſtehen, wie von einem plötzlichen Einfall aufgehalten.

„Worüber könnt' ich Agatha ausſchelten?" fragt er ſich in Gedanken. „Wüßt' ich nur etwas recht Schlechtes über Leopold! Die wird ſich jetzt in der Stube heimlich freuen! O, wüßt' ich nur etwas recht Schlechtes über Leopold! Das ſollte ſie ſchnell hören! Groß war ſie immer! Großer Gott, jetzt erſt wird ſie die Frau ſpielen! O, o, der Bettler zu Roß! Ich trane mich gar nicht in die Stube!"

Digitized by Google

Von dem letzten Gedanken geſchreckt, wankte der Alte zur Hinterthür auf die Landſtraße hinaus, die durch einen Hohlweg an ſeinem Hofe vorüber in das Dorf führte.

Drittes Kapitel.

In welche Geheimniſſe ein Amtsdiener eingeweiht iſt, beſonders, wenn er gerade vom Bierkruge kommt, und was ſich daraus ergibt.

Der Alte war kaum auf die Landſtraße getreten, als ſich das Gebell eines kleinen Hundes aus der Ferne vernehmen ließ. „Wer wird da herkommen?“ ſagte er zu ſich, ſoweit auf den Weg hinausſehend, als es die hohen Gebüſche geſtatteten!

Der Hund bellte wieder.

„Ha, das iſt gewiß der Amtsdiener! Ja, ja, das iſt ſein Hund!“

In demſelben Augenblick kam der kleine zottige Spitz aus dem Gebüſche hervor und gleich darauf der alte Amtsdiener im langen Commißrocke, mit der bortirten Mütze und dem verroſteten Säbel.

„Der vermaledeite Menſch! Der bringt gewiß dem Meier das Decret. Soll ich ihm ausweichen? Soll ich ihn ausfragen? Nun eingebrockt iſt es einmal, ſo will ich Alles ſchon verſchlingen!“ Mit dieſem Entſchluße erwartete der Alte den Amtsdiener.

Dieſer brauchte aber unendlich viel Zeit, um die kleine Strecke Weges heranzukommen. Schräg und quer maß er die Straße, taumelte nicht ſelten auch einige Schritte zurück, mit raſtlos umherfechtenden Armen, bis er eintraf.

„Nun Florel!“ redete ihn der Alte mit ſchwer erkünſteltem Humor an; „Du haſt auf die Geſundheit des Weines recht tapfer getrunken?“

„Iſt der Rede gar nicht werth,“ ſtotterte der Amtsdiener mit verſchlafenen, glänzenden Augen. „Iſt heute der Rede gar nicht werth — war ſchon tauſendmal ärger — aber der Pfleger iſt mir nie begegnet! Ich verwünſchter Dummkopf! mußte ich denn gerade heute dem Pfleger begegnen? Konnt' ich nicht eine halbe Stunde länger im Wirthshaus ſitzen bleiben? So alt und ſo dumm! Mir ſagte noch die Kellnerin: Florel, ich ſchenke noch einmal ein! Ich aber habe einmal die verfluchte Gewohnheit, nicht mehr zu ſaufen, als ich vertrage — laſſe mir nichts mehr einſchenken und dafür begegne ich am Wege dem Pfleger, ah, ah, ah!“

„Der Pfleger wird Dich recht geriffen haben!“ ſagte der Alte ärgerlich und ungeduldig, da ihn das perſönliche Pathos des Amtsdieners gar nichts kümmerte. „Du würdeſt Jeden einfangen, der ſo beſoffen wäre, wie Du.“

„O, Du haſt den Pfleger ſehen ſollen! Seit ſeinem Auftritt mit dem Heizer war er nicht ſo! O, der iſt ſchrecklich geworden!“

„Du gehſt zum Meier bei den Häuſern?“ ſagte der Alte ableukend.

„Ja, Alter!“ erwiederte der Amtsdiener lebhaft, vom Schreckbild des Pflegers faſt exaltirt. „Zum Meier bei den Häuſern, zum Mühljungen, zum Pfeilhauer-Toni — alle müſſen morgen auf's Amt — der Pfleger ſchont Keinen — der Pfleger iſt ſchrecklich — Alle ſind ſchon ſo gut als Rekruten!“

„Was ſagſt Du? Rekruten?“ fiel der Alte haſtig ein.

„Rekruten hab' ich geſagt!“ rief der Amtsdiener mit befehlendem Nachdruck, um ſein Wort über jeden Zweifel zu erheben.

„Und haſt Du keinen Brief an den Meier? keine Schrift?“ fragte unruhig der Alte.

„Nichts hab' ich bei mir als den letzten Marktzettel; den bring' ich dem Bürgermeiſter.“

„Nichts? So wird der Meier Rekrut? Iſt es wahr? Bedenke, Florel, er kann ſich loskaufen! Bedenke das!“

„Hab' ich es nicht einmal ſchon geſagt?“ zürnte der Amtsdiener. „Rekrut iſt er!“

„Schon gut. Aber Geld, doppelt ſo viel Geld, als man braucht, um einen Mann für ſich zu ſtellen, wie?“

„Biſt Du verrückt, Alter? Wenn Einer Rekrut iſt, wozu wird er einen Mann ſtellen? Uiberdies hab' ich heute den Pfleger in eine ſchreckliche Laune gebracht. Er wird die Burſchen gar nicht unter das Maß ſtellen — er wird ſie nur Kopf für Kopf abzählen, bis ihrer zwölf ſind, denn ſo viel muß unſere Herrſchaft aufbringen.“

„So, ſo. Alſo iſt es gewiß, Du ladeſt den Meier auf Morgen vor?“

„Den Meier, den Mühljungen, den Pfeilhauer-Toni — hältſt Du mich für betrunken? Morgen iſt der letzte Aſſentirungstag. So iſt es, wie in dem Liede: Als Burſchen ſind wir geſchieden und kommen erſt heim als Invaliden!“

Die letzten Worte, ſo gut es ging, ſingend, taumelte der Amtsdiener ſeinen Weg weiter.

„Das iſt vom Himmel gefallen!“ rief der Alte neu belebt aus. Das iſt vom Himmel gefallen! Beſoffen war der Florel, aber das war ganz vernünftig. Rekrut alſo!“

Eben im Begriff in die Stube zu Agatha zu eilen, blickte der Alte dem Amtsdiener nach, der unweit auf der Landſtraße ſtehen blieb und ſich mit ſeinem Spitz in lebhafte Erörterungen eingelaſſen hatte.

„Behüte Dich Gott, Florel! komm' gut nach Hauſe!“ rief der Alte mit einem ſo ungewöhnlich wolwollenden Tone, wie er ſeit Jahren nicht anſchlug, und bezeugte damit eine abſcheuliche Dankbarkeit.

In der Stube angelangt, fand er Agatha beim Spinnrocken ſitzen. Ruhig, wie gewöhnlich, mit dem ihr eigenthümlichen Gepräge einer hohen Geduld in jeder Miene verrichtete das ſchöne Mädchen die tägliche Abendarbeit. Seit ſie zu denken angefangen hatte, ſah ſie die Welt und ihre eigene Zukunft in düſterem Lichte an; ſei es, daß die beſondere Färbung ihres eigenen Gemüthes auf alle Dinge ſtarken Schatten warf, oder, daß das Räthſel ihrer Geburt und der unaufhörliche Aufenthalt in dem Hauſe des ſchwermüthigen Alten ihre ganze Anſchauung umwölkte und alle freudigen Regungen im Entſtehen auslöſchte. Daher ging der Gedanke, daß ſie unglücklich ſein werde, immer mit ihr herum. In den

Digitized by Google

ersten Tagen der aufkeimenden Liebe zu Leopold hatte sie freilich dem Glücke ganz und gar getraut, doch die nächste Mißhelligkeit, die darüber im Hause ihres Vaters entstand, brachte sie wieder mit einem Schlage dahin, daß sie glaubte, alle Hoffnungen vereiteln sich und alles Erdenglück sei nur für Sonntagskinder! So fand sie der Alte am Spinnrocken, als er eintrat. Sie hatte alle Ursache, sich über die Mittheilungen Leopold's zu freuen und als Liebende konnte sie sich gewiß von ihren glühenden Wünschen noch weiter fortreißen lassen; aber sie that es nicht, sie überließ sich keinem Traumgebild und erwartete die unbezweifelbare Thatsache selbst, wie wenn dieselbe Geduld, die sie ihren Leiden entgegensetzte, alle schönen Ahnungen und alle schwärmenden Hoffnungen selbst am Vorabend eines glücklichen Schicksalswechsels nicht gestatten sollte.

Der Gram macht alt! Weil er das rabenschwarze Haar verschonte, den Glanz des Auges nicht trübte, die rosige Wange nicht anhauchte und die üppige Fülle der Gestalt nicht brandschatzte, kann der Spiegel die gewaltsamen Spuren seiner Anwesenheit nicht zeigen; und so fordert das arme, ahnungslose Mädchen weder den Schwung der Seele, noch auch nur die reizende Traumwelt der Jugend von dem Räuber zurück! Diese Haltung war auch der Schild, den sie hilflos, wie sie war, den wilden, krankhaften Launen ihres Drängers entgegenstellte und ohne den sie die erfahrene Behandlung als die unerträglichste Grausamkeit hätte empfinden müssen.

So war auch der Alte enttäuscht, als er in die Stube trat und Agatha beim Spinnrocken betrachtete. Er vermißte Triumph in ihren Mienen, er hoffte sie nach seiner, ich weiß nicht, ob mehr unrichtigen oder boshaften Voraussetzung hochfahrend zu finden oder, wie er sich ausdrückte, schon den Bettler zu Roß zu sehen. Das brachte ihn aber nicht auf den richtigen Weg. Er ging vielmehr auf seinem Irrpfade hartnäckig weiter, indem er sich still verhielt und eine beißende oder schnippische Anrede von seiner Pflegetochter erwartete. Da aber nichts dergleichen erfolgte, nahm er an, daß Agatha sich verstelle, denn es drängte ihn, mit seiner schrecklichen Enthüllung hervorzukommen und diese auf den empfindlichsten Boden, wie Pulver auf eine glühende Platte, zu streuen.

Endlich begann er: „Warum sagst Du Nichts, daß der Meier bei den Häusern hier war?"

„Wenn ich von Leopold rede, so ärg're ich den Vater. War der Vater nicht im Hof? Man konnte ihn dort hören," sagte Agatha mit milder Stimme.

„Konnte man ihn im Hof' hören?" erwiederte der Alte spöttisch. „Wenn man über Andere schimpft, so wispert man dabei nicht. Hätt' ich noch oben am Eilstein Laubstreu aufgeladen, so konnt' ich bis hinauf jedes Wort genau hören. Ja, ja, der möchte mir auf dem Rücken sitzen!"

„Ist ihm auch im Zorn manches Wort entfallen, das er nicht sagen sollte, so gab ihm der Vater oft Anlaß dazu. Er schweigt aber auch gleich, sobald man ihn ermahnt."

„Es war schön von Dir, ihn zu ermahnen. Ihm sollte aber das Schimpfen und Raufen von selbst vergeh'n."

„Gesagt ist nicht gethan. So arg war es nicht."

„Nicht arg? Bin ich ein alter Teufel? Füttert der Teufel verzettelte Kinder auf? Zu Grunde geh'n soll ich? Nun warte, du Wildfang, dich wird der Corporalstock schon kirr machen!"

„Es soll heute das letzte Mal sein, daß Leopold in den Hof kommt. Das gibt nur Verdruß."

„Das letzte Mal! Wenn auch nur das vorletzte Mal, so sag' ich: Gottlob! Das wird schon morgen sein. Morgen muß er auf's Amt. Morgen wird ihn der Herr Pfleger unter das Maß stellen. Der wird ihn schon an jeden Gulden, den er ihm stecken wollte, auf der Bank mit dem Stock erinnern lassen!"

„Er muß auf's Amt?" fragte Agatha betroffen, mit dem Spinnen innehaltend. „Der Vater hat den Anfang unserer Reden verkehrt gehört und, wie ich jetzt finde, auch das Ende."

„Nun, so ist er nicht Rekrut? Ist er es nicht? Nicht er, nicht der Mühljunge, nicht der Pfeilhauer-Toni? Was hat er Dir weiß gemacht?"

„Weiß gemacht? Wozu braucht er das?" antwortete Agatha verletzt, indem sie sich rasch aufrichtete, daß der Spinnfaden riß.

„Nun, was sagte Leopold? Vielleicht, daß er morgen die Heiratserlaubniß kriegt? Daß Du von mir loskommst?"

„Der Vater weiß ja Alles, was gesprochen wurde. Soll ich zum Narren gehalten werden?" rief Agatha verwirrt, vor Allem aber erschreckt, worauf sie dem Alten näher zuschritt, um ihm gleichsam ein unglückseliges Orakel von den Lippen zu nehmen.

„Freilich weiß ich, was er sagte. O, das Großmaul! O, der Windbeutel! Kein Wort ist wahr an Allem! Morgen muß er auf's Amt; er, der Mühljunge und der Pfeilhauer-Toni. Und da wird es heißen: Herunter mit der samm'tnen Jacke und den seidenen Fangschnüren, da ist der Soldatenrock dafür!"

Von den Schlußworten wie vom Blitze getroffen, machte Agatha die einem großen Schrecken eigene Bewegung, daß sie die Hand des Alten mit starrem Arme fing, wie um sich zu stützen oder um Schonung oder Einhalt zu bitten.

„Springe mir nicht auf den Kopf!" rief der Alte, sich loswindend, „den Spinnfaden hast Du auch schon zerrissen."

Ohne das Gesagte zu berücksichtigen oder vielmehr zu hören, sprach Agatha: „Das ist falsch. Der Vater träumt."

„Jeder, der nicht Rekrut werden will, spricht wie der Meier so lang, bis ihm der Werbezettel hinter dem Hutband steckt. Rekrut ist er; der Amtsdiener hat es mir gesagt."

„Florel?"

„Er selbst, eben jetzt. Er kann noch kaum bei der Mühle sein. Laufe ihm nach, Du hast nicht weit."

„Alle Heiligen!" rief Agatha. „Alle Heiligen!"

Digitized by Google

wiederholte sie, als sie ein Tuch von der Wand riß und hinauseilte, um an der Quelle selbst den Tod bringenden Trunk zu thun.

Viertes Kapitel.

Agatha's tiefes Herzeleid; was Alles ein Traum zeigt und wie man nicht immer Wahrheit im Traume findet.

Der Alte sah ihr zum Fenster nach und begab sich, als sie verschwand, auf eine Anhöhe hinter seinem Hofe, von wo aus er den größten Theil der Landstraße überblickte, um schließen zu können, ob Agatha in den Hof des Meiers gehen werde.

In wenigen Augenblicken holte Agatha den Amtsdiener auf der Brücke, die zur Mühle führt, ein. Auf ihn zuschießend, redete sie ihn mit rascher Stimme und den Zügen einer Verzweifelnden an: „Ist es wahr? Ist der Meier Soldat?"

Der Amtsdiener, den die plötzliche Ankunft und die Anrede des Mädchens überraschte, blieb stehen oder bemühte sich vielmehr, es zu thun, was er auch mit einiger Anstrengung zu Wege brachte. Dann sagte er mit den unzweideutigsten Anzeichen seines Zustandes: „Dreht sich heute allen Leuten der Kopf? Rekrut ist er — er — und Alle — dem Mühljungen habe ich es schon gesagt — Rekrut! — Der Alte im Dorfe weiß es schon."

„Hier unter das Mühlrad würd' ich springen, wärst Du nicht so vollgetrunken. Da hat es Zeit." Agatha ließ den Amtsdiener stehen und eilte zu Leopold hinauf.

In dessen Hof angekommen, erfuhr sie, daß der Meier nicht zu Hause sei; ein Getreidehändler, mit dem er Geschäfte zu machen pflegte, habe ihm die Post zugeschickt, sich ohne Säumen in einer nah gelegenen Ortschaft zu einer Zusammenkunft einzufinden; Leopold's Rückkehr stehe vor zehn Uhr gar nicht zu erwarten. Dem Mädchen blieb nichts übrig als sich zurückzubegeben. Unglücklich, bis zum Zusammensinken schritt sie ihrem Wohnhause zu. Unfähig, einen Gedanken zu denken, oder gar sich zu rathen oder zu fassen, beschleunigte sie ihre Schritte mit immer zunehmender Hast, als hätte sie zu Hause eine liebende Mutter, die ihr Trost gibt und Hilfe anbietet oder mindestens mit offenen Armen entgegenkommt, um mitzutrauern und mitzuweinen. Ach, statt Theilnahme, Freundschaft, Liebe und wie alle diese irdischen Engel des Menschen heißen, erwartete sie Menschenhaß, wilde Melancholie und Jubel über ihr Unglück! In den Gebüschen hinter dem Hofe späht und sinnt der schreckliche Alte wie ein Geier, der den Schnabel und die Krallen wetzt. Und Agatha eilt nach Hause!

Es fiel ihr wol oft ein, ihre Lage zu verändern und unter fremden Leuten Dienste zu suchen; sie dachte auch ernstlich daran, ohne aber je zur That zu schreiten. Man verlegt seinen unbehaglichen Wohnsitz in Europa leicht nach Amerika, wenn das Bild der neuen Heimat klar vor Augen liegt oder die außerordentliche Macht gegebener Beispiele räth und winkt; aber es fällt schwer, nur in das nächste Dorf zu übersiedeln, wo man keine Hütte und keinen Menschen kennt, wenn man bis dahin das heimische Thal für die ganze Welt hält. Daher konnte ein gutes Wort des Alten alle derartigen Entschlüsse zu nichte machen, ja es genügte schon ein von selbst erwachendes Mitleid Agatha's mit ihrem Pflegevater, den sie trotz Allem als ihren Wohlthäter ehrte. So ging es ihr, wie es meistens geht; sie drehte sich im Kreise der alten Verhältnisse, durch Zauberkraft der Gewohnheit festgehalten, wie vorher herum.

Auf dem Wege begegnete Agatha einem armen alten Weibe, der Witwe eines Häuslers, die von wolthätigen Gaben lebte, ohne sie aber mit ihren, vom Unglück wie geblendeten Augen zu sehen. Das Weib kannte Agatha seit deren Kindheit her, fand sich aber heute das erste Mal veranlaßt zu grüßen.

Natürlich; das Haus des Alten hatte nichts an Bettler wegzugeben. Jetzt aber stand im ganzen Dorfe fest, daß der begütertste Bauer im Orte die Pflegetochter des Alten heiraten werde. Dieser Fall mußte hier, wie überall in der Welt, zwei Lager bilden, das des Neides und der Kriecherei. Wolwollend gestimmt bleiben nur Einzelne dabei, und bei diesen ergibt sich meistens bei näherer Forschung, daß ihr Interesse nicht berührt wurde und daß also das Wolwollen keinem Vortheil abgekämpft werden mußte. Das Bettelweib hatte allerdings keinen großen Kampf mit sich, um sich für eine Partei zu entscheiden. Sie grüßte daher auf das freundlichste.

Da Agatha das vorübergehende Weib überhaupt nicht sah, konnte kein Dank auf den Gruß folgen.

„Trägt die schon die Nase hoch!" brummte das Weib, still haltend und nachsehend unter allerlei Betrachtungen über den Hochmuth der Reichen.

So urtheilt allzuoft die Welt. Es ist im Grunde verzeihlich. Man sieht die Nase, nicht das Herz!

Als endlich Agatha in die einsame Stube gekommen war und kaum das Tuch an die Wand gehängt hatte, hob sie beide Arme zum Himmel und rief: „Herr, Dein Wille geschehe! Leite Alles zum Besten!" Dann schlug sie die Hände zusammen und legte sie an den Mund, als wenn sie still und heiß weiter bete.

Gleich darauf kam der Alte und sagte mit auffallender Gutmüthigkeit: „Agatha, hole mir, ehe Du schlafen gehst, ein Seidel Wein!"

Agatha begab sich ohne Verzug in die Schenke, nicht ohne sich über die seltene Grille oder den seltenen Luxus des Alten im Stillen zu wundern, ahnte aber nicht in ihrer Arglosigkeit zu ihrem Troste, daß der Wein auf's Wol der Katastrophe, die morgen auf dem Amte den zwei Liebenden drohte, getrunken werden solle.

Als sie zurückkam, schenkte sie dem Alten in ein Gläschen ein und stellte den Rest daneben auf den Tisch.

Der Alte schien ihr heiter. Sie sagte: „Der Wein wird dem Vater gut thun. Leider kann man so Etwas nur selten haben."

Digitized by Google

„Selten! selten!“ ſprach der Alte, ohne Maske heraustretend. „Ich könnte alle Tage meinen Wein haben, wenn ich Dich nicht am Halſe hätte.“

Agatha zuckte zuſammen, als wenn ſie eine glühende Kohle angerührt hätte und wandte ſich weg.

„Der Meier wird Soldat!“ rief der Alte, das Glas an den Mund ſetzend, und nachdem er getrunken, wieder auf den Tiſch hinſtellend. „Der Wein iſt gut.“

Agatha nahm inzwiſchen einige Kleidungsſtücke und die Oellampe, um in die Schlafkammer zu gehen. Sie fürchtete die Laune des Alten oder ertrug ſie diesmal am ſchwerſten.

„Mir ſchmeckt der Wein!“ begann der Alte, ein zweites Glas füllend. „Machſt Du ſchon Feierabend?“

„Gute Nacht!“ war die Antwort darauf.

„Ja, ja! Gehe nur! Du biſt ohnehin im Hauſe nicht nöthig. Gekündigt haſt Du mir oft, heute kündige ich Dir. Geh! Ich habe die höchſte Zeit, mich nicht mehr zu beſtehlen.“

Agatha ging ſprachlos hinaus.

Der Alte nahm das zweite Glas und leerte es auf einen Zug. „Die kriecht zum Kreuz. Es hat Alles ſein Gutes. Der Meier wird auch ein langes Geſicht machen. Ich will aufpaſſen. Mein Lerchenwald ſoll keinem Menſchen Segen bringen! Hn! mir läuft es über den Rücken! Der Wein macht kalt. Man muß mehr trinken.“ Er leerte das Uibrige. Der raſche, ſeltene Genuß wirkte auf die kranken Nerven des Alten ſo ſtark, daß er nicht lange darauf Anwandlungen des Schlafes fühlte und endlich wirklich, den Kopf auf die Arme geſtützt, am Tiſche einſchlief. In dieſem Zuſtande allein ſtörte er nicht den Frieden der Anderen und hatte wol auch Frieden ſelbſt.

Inzwiſchen lag auch Agatha im feſten Schlafe. Die Aufregungen und Erſchütterungen, die ſie den Tag über in raſtlos zunehmendem Maße durchgelebt, ermatteten oder erſchöpften den Körper und dieſer ſchaffte ſich raſch Ruhe, ohne ſich um die fortdauernden inneren Kämpfe der Seele zu kümmern, der er ja frei ließ, im Traum fortzuarbeiten und ihr eigenes Geſpenſt in wild umherfahrender Unruhe noch mehr zu verwickeln oder mit ſanft waltender Hand zu entwirren.

Ihr träumte:

Sie befand ſich in einer ungeheuren, ſchaurigen Felsſchlucht und, wie ihr vorkam, ſeit undenklichen Zeiten. Dieſe Felsſchlucht war ſo tief, daß große Raubvögel, die darüber hinwegflogen, klein wie Schmetterlinge ausſahen und ſich nur durch ihren Schrei verriethen. Die ringsum aufſteigenden Wände waren ſo ſteil und glatt, daß die Ameiſen mit größter Mühe nur einige Schuh hoch hinaufkletterten und ſchon herabglitten. Auf dem öden ſteinernen Grunde lief ſie Tag und Nacht auf und ab, gejagt von unausſprechlicher Seelenangſt. Wie ſo hoch hinaufkommen? Ach, wäre es möglich, ſo tief hinabzuſinken, ſie hätte es gethan! „O,“ rief ſie aus, „nur ein junges Bäumchen, nur ein kleiner Tannenſprößling ſollte auf dieſem Steingrunde ſtehen! Dann müßte ich nicht verzweifeln! Ich würde warten, bis ſein Wipfel aus der Schlucht hinauswächſt, und dann an ihm hinaufgelangen. O, ein Tannenſprößling, nur ſo ſchwach, wie die Gerte eines Jungen!“

Agatha wandte ſich auf ihrem Lager um und ſchöpfte im Schlafe ſchwere Athemzüge. Nach einiger Zeit flatterte ein neues Traumbild heran:

Sie feierte ihre Hochzeit mit Leopold. Alles, was die Phantaſie einer Tochter der Berge pomphaft und großartig findet, zeichnete das Feſt aus. Das Hochzeitmal dauerte länger als das längſte, an welches ſich die älteſten Leute erinnern; in ſechs verſchiedenen Räumen ſpielten Muſikanten. Der Jubel iſt allgemein und groß, und wächſt ohne Ende. Ein hinreißender Steirer wurde geſpielt. Sie tanzt mit ihrem Bräutigam. So oft es eine Tanzfigur erlaubt, wird ſie von ihm geküßt. Soeben erhält ſie einen Kuß wieder. Plötzlich vernimmt man von der Straße her einen Tumult und Lärm, wie wenn große Menſchenmaſſen heranſtürmten und ſchrieen. Mit Blitzesſchnelle zog ſich das Getöſe in das Haus, auf die Stiege und in die an den Tanzſaal anſtoßende Stube. Tauſend Mohrengeſichter mit ſchrecklich rollenden Augen ſahen durch die offene Thür die tanzenden Hochzeitgäſte an, daß alle Anweſenden vor Schrecken ſtarr wurden. Als Agatha hinſah, kam ihr vor, als ſeien dies lauter Soldaten zu Fuß und zu Pferde, deren ungeheurer Schwall vor allzugroßem Ungeſtüm, in den Saal einzufallen, in der ſchmalen Thür ſich ſtemmte und preßte. Endlich waren ſie da und im Augenblick lagen alle Anweſende, ſie ſelbſt, zu Boden, die Anderen todt, wie ſie glaubte, ſie in halber Ohnmacht. Das Kriegsgebrüll und Pferdegewieher hörte ſie noch lange; ſtaunte aber, daß die Muſikanten fortſpielen, wie wenn es gar nichts gäbe. Plötzlich ſtand ſie auf und ſieh' — die Muſikanten ſpielen wirklich, die Hochzeitsgäſte tanzen wie zuvor, Alles iſt wie früher und ihr ſelbſt blieb nicht die leiſeſte Erinnerung an den ſchrecklichen Zwiſchenfall mehr. Ihren Bräutigam, der zum Saal hinausgeht, wahrſcheinlich um ſie zu ſuchen, erblickend, windet ſie ſich durch den Reigen der Tanzenden, ihm nacheilend, durch, und als ſie ihn erreicht, ſchlüpft ſie mit ihrem Arm unbemerkt unter den ſeinigen. Er ſieht ſie an — o Schrecken! er trägt eine Maske oder iſt verzaubert — er hat das Geſicht des Alten im Dorfe! Ehe ſie ein Wort zu ſtammeln vermag, iſt die Verwandlung vorbei; Leopold hat ſein ehemaliges Geſicht wieder und führt die Braut, die ein heiteres Lied trällert, als wäre nichts der Rede Werthes vorgefallen, zum Tanze. Aber kaum ſchließen ſie ſich dem Kreiſe an, ſchon verſtummt die Muſik und alle Paare ſtocken. „Was ſind das für Narrenspoſſen?“ rufen zahlloſe Tänzer den Muſikanten theils verwundert, theils zornig zu. Die Muſikanten, die niedergeſchlagen herankommen, antworten kläglich, daß ihnen der Alte im Dorfe die Saiten zerſchnitten habe, und zeigen die verſtümmelten Geigen. Die Trompeter beſchuldigen gleichfalls den Alten im Dorfe, daß er alle Windlöcher an ihren Inſtrumenten verſtopft und alle Klappen abgeſchraubt habe. In demſelben Augenblick löſchen auch alle Lichter, wie von einem Athem ausgeblaſen, aus. Da

Digitized by Google

ſchreit die Menge aus Einem Munde: „Das war wieder der Alte im Dorfe!"

Als Agatha am Morgen ſich ankleidete, verſuchte ſie ihre Träume auszulegen. Verſtört, wie ſie war und der verhängnißvollen Stunde, wo ſich ihr Geſchick auf dem Amte entſcheiden mußte, immer näher, konnte ſie nur den traurigſten Ausgang herausdeuten, wenn auch die nächtlichen Bilder weniger düſter geweſen wären.

Aber auch der Alte träumte, doch ausnahmsweiſe, nach ſeinem Sinne, ſchön und heiter. Gewöhnlich beängſtigten und ermüdeten ihn ſeine Träume ſo ſehr, daß er zu ſagen pflegte, er hätte beſſer ausgeruht, wenn er die Nacht über Holz geſpalten hätte. Kein Wunder, da er den ganzen Tag grübelte, brütete, beneidete, haßte und fluchte. Diesmal ſtand er aber ſo aufgeräumt auf, als wenn er neugeboren wäre. Ihm träumte: Der Lerchenwald des Meiers bei den Häuſern ſtand an allen Ecken in Flammen. Es war gerade ein furchtbar neblichter Tag, der Nebel lag ſo dick auf der Welt, wie er in der Wirklichkeit gar nicht vorkommt, daß Niemand im Dorfe das Feuer bemerken konnte, um löſchen zu können. Der Alte, der vom Hofe aus, trotz der für alle Anderen undurchdringlichen Atmoſphäre, den Brand erblickt hatte, freute ſich außerordentlich darüber. Eben wollte er ſich auf die Anhöhe, wo er am Vorabend Agathen nachgeſehen hatte, begeben, um das Schauſpiel von einem freien Platze aus zu genießen, als die Feuerglocke im Dorfe mit ſtürmiſchen Händen gezogen wurde. „Ah," rief er betrübt, „die löſchen das Feuer im Nu. Gewiß hat es die verwünſchte Agatha ausgeplaudert." — Schon ſah er einen großen Haufen Menſchen mit Eimern, Aexten und Hauen verſehen, ſich ſammeln, aber ſtatt den nächſten Weg zur Brandſtätte einzuſchlagen, ſich nach ſeinem Hofe in Bewegung ſetzen, wo ſie endlich ſtill hielten. „Wir müſſen den Alten fragen, wo es brennt, liebe Leute," rief der Bürgermeiſter. — Der Alte ſprang heran und ſagte: „Es brennt der Gemeindewald, lauft, daß Ihr in einer Stunde hinkommt." — Die Leute, in den April geſchickt, liefen hin und inzwiſchen fraß das Feuer den ganzen Lerchenwald, ohne über deſſen Grenzen ein Aeſtchen des ſich ſtundenweit erſtreckenden Waldabhanges berührt zu haben.

Fünftes Kapitel.

Auf welche Art in der Frühmeſſe ein Betſtuhl umfällt und welche Folgen es hat.

Der Alte hatte die Stimmung zu ſeinem Traume aus dem Glaſe Wein, den er geſtern auf den Untergang der Liebenden getrunken, in den Schlaf hinübergenommen und ſo hielt er ſie denn auch beim Aufwachen mit einer deſto klareren Energie ſeines wilden Gemüthes feſt. „Heute iſt ein ſchöner Morgen," ſagte er, als er in den Hof trat. „Der Herbſt iſt doch ſchon längſt da. Auch die Bäume ſind noch ſo friſchgrün. Seltſamer Herbſt." Ihm gefiel ſogar die Welt. Als er ſeine Ziehtochter in ihrer Schlafkammer oben ſich bewegen hörte, rief er hinauf: „Ich gehe in die Frühmeſſe."

Er rief es und ging, um den ſonntägigen Gottesdienſt abzuthun und ſomit den ganzen Vormittag frei zu haben. Denn er erwartete noch Leopold in ſeinem Hofe und wollte ſich an ſeinem Abſchiede weiden. Es ſchien ihm auch wahrſcheinlich, daß er einen Streit mit ihm anbinden könne. Das bevorſtehende Schickſal, nahm er an, werde den Meier beſtürzt und wehrlos machen.

In dem Augenblicke, als der Alte in die Kirche trat und ſich auf ſeinen gewöhnlichen Platz unter der Orgel begeben wollte, erblickte er den Meier, der vor einem Seitenaltar auf einem Betſtuhl kniete. Schnell lenkte der Alte ſeine Schritte dahin und ſagte zum Meier: „Selten ſieht man Dich in der Kirche und da Du ſchon herkommſt, beſetzeſt Du, mir zu Trotz, meinen alten Platz!"

Der Betſtuhl, worauf der Meier kniete, faßte nur nothdürftig zwei Perſonen; daher erwiderte der Meier: „Wer früher kommt, der betet früher. Kniee auf die ſteinerne Stufe nieder, ſo ſiehſt Du auch der Jungfrau Maria in's Geſicht."

„Du wirſt ſchon Dein böſes Maul behalten, bis es Dir der Korporal wegſchlägt." Mit den Worten zog der grimmige Alte weiter und ſtellte ſich ſo, daß er dem Meier gegenüber blieb.

Der Meier war heute am allerwenigſten gelaunt, um den bei den Haaren herbeigezogenen Herausforderungen des Alten entgegenzutreten. Er legte die Stirn auf ſeine im Gebet gefalteten Hände, um durch den Anblick des vor ihm ſtehenden Widerſachers nicht weiter gereizt zu werden, den er im Grunde des Herzens bemitleidete und nur als den Tyrannen ſeiner Agatha haßte. Als er Tags zuvor in ſeinen Hof zurückgekommen war und die durch den Amtsdiener an ihn ergangene Vorladung vernommen hatte, erſchrak er nicht wenig, lachte aber alle Beſorgniſſe hinweg. Dann erwog er wieder, ob man den Verſprechungen großer Herren trauen könne. Aber dieſe Sprünge von Muth zur Niedergeſchlagenheit, dieſe Rückfälle von der Sorgloſigkeit zur beklemmenden Angſt mußten endlich ſein Gemüth verſtören, je näher die entſcheidende Stunde heranrückte. Da er annahm, daß Agatha von dieſem bedenklichen Vorfall nichts wiſſe, ſchien es ihm gerathen, der ohnehin Gequälten ſeinen Weg auf das Amt zu verhehlen. „Fällt es ſchlecht aus, erfährt ſie es früh genug; wird meine Beſorgniß in Nichts zerfallen, ſo ſind ihr einige bittere Stunden erſpart," dachte er. Die Anſpielung auf den Korporalſtock, die der Alte, an den Betſtuhl herantretend, machte, hielt er für einen der böſen Wünſche, die aus dieſem Munde wie etwas Alltägliches hervorquollen, kam daher nicht auf die Spur, daß Agatha die Miſſion des Amtsdieners wiſſen und ſich deshalb beunruhigen könne. Er blieb alſo dabei, nach dem Schluße der Meſſe ſogleich auf das Amt zu gehen, ohne Agatha zuvor zu beſuchen.

Der gegenüberſtehende Alte betrachtete den Meier, deſſen geſenkter Kopf auf den im Gebet gefalteten Händen lag. „Ja! Noth lehrt beten!" murmelte er durch die Zähne. Da er ziemlich lange die argloſe Haltung des Meiers, ohne eine Veränderung eintreten zu ſehen, beobachtete, hatte

Digitized by Google

er Luſt anzunehmen, daß dieſer weine. „Jetzt möchte ich ihm in's Geſicht ſehen!“ dachte er, indem er zur Erregung der Aufmerkſamkeit mit den Füßen trampelte. „Jetzt möcht' ich ihm in's Geſicht ſehen!“

Der Meier regte ſich aber nicht.

„Hebt er denn gar nicht den Schädel? O, wenn er nur aufblickte, ich möchte ihm in's Geſicht ſehen! Ich möchte ihm in's Geſicht lachen, wie ein Hanswurſt!“

Der Meier rührte ſich noch immer nicht.

„Nun, noch immer nicht auf? O, wäre nur ſchon das Evangelium! Da müßte er aufſtehen. Donnerwetter!“

Seine Ungeduld ſtieg mit jedem Pulsſchlage höher und höher, eben ſo die teufliſche Luſt, auf den Verhaßten, dem er ſo nahe ſtand und deſſen kummervolle Lage er zu übertrieben, mithin falſch ſchätzte, eine Grimaſſe ſchadenfrohen Hohnes zu ſchneiden. Das war Alles, was er verlangte, denn das Schickſal hat, wie er glaubte, auf dem Amte das eigentliche Werk der Rache von ihm übernommen.

Sobald ſich der Meier zu rühren ſchien, als ob er aufblicken wollte, oder ſich dies der Alte einbildete, ſtrahlte vor Freude das faltenreiche, fahle Geſicht und wurde ſchon im nächſten Augenblick blaß vor Aerger, daß ſeine Erwartung getäuſcht wurde.

Die halbe Gemeinde war in der Kirche verſammelt und beobachtete mit über das Gebetbuch hinausſchielenden Blicken den Meier und beſonders den Alten. Man kannte deren wechſelſeitiges Verhältniß und mußte es ſchon auffallend finden, die beiſammen zu ſehen, die ſich gewöhnlich auswichen. Ueberdies trug die ganze Stellung und Haltung des Alten faſt eine Entweihung der heiligen Stätte, wo er ſich befand, zur Schau. Jeder ſeiner wilden Blicke, jede ſeiner Mienen erregte Aergerniß, jede ſeiner Geberden höhnte den gewohnten kirchlichen Anſtand.

Endlich begab ſich der die Meſſe leſende Prieſter an die linke Seite des Altars.

„Ha, das Evangelium!“ ſagte der Alte für ſich. In demſelben Augenblick erhob ſich die ganze Verſammlung, wie ein Mann — nur der Meier erhob ſich nicht, in ſtiller Andacht oder in ſich ſelbſt ſo verſunken, daß er das Gepolter, welches das allgemeine Erheben verurſachte, nicht vernahm.

„Steht er nicht auf?“ ſtutzte der Alte. „Wie denn? Er muß ſchlafen!“ ſtieß er mit Zorn aus und wie berauſcht von ſeinem wilden, böſen Gelüſte, mit plötzlich erhitztem Kopfe, daß es ihm in den Ohren ſummte, wie wenn das Feuer, das er im Traume den Lerchenwald verzehren ſah, in ſeinem Kopfe kniſterte — ging er auf den Meier los und ſchüttelte ihn auf der Achſel, indem er mit faſt lauter, vor Affect mißtönender Stimme ſagte: „Schlafe nicht!“

Der Meier, überraſcht und unwillig darüber, riß den Kopf empor, ſah den Alten mit durchbohrenden Augen an, ſtand, um den keine Händel finden zu laſſen, der ſie mit tollem Eifer ſuchte, vom Betſtuhle raſch auf und begab ſich fort, ohne ſich umzuſehen, obwol in Folge des plötzlichen Ruckes der Betſtuhl, der ein leichtes, ſchaukelndes Geſtelle hatte, umſtürzte und das dadurch erregte Gepolter durch alle Räume der Kirche wiederhallte.

Alle Blicke der Kirchenleute ſchoſſen her: ein großer Scandal war gemacht. Man glaubte nichts weniger zu ſehen, als den Anfang einer Rauferei, die nicht ihr Ende erreicht hatte. Darin wurde man noch beſtärkt, weil der Meier vor dem Schluß der Meſſe zur Kirchthür hinausging und der Alte, plötzlich ernüchtert und beſtürzt, ohne den Betſtuhl aufzuheben, einer dunklen Mauerniſche, wie um ein Verſteck zu ſuchen, zuwankte, was noch zu der beſonderen Einbildung verleitete, daß er in Folge des auf ſeine Füße geſchleuderten Betſtuhles forthinkte. Der Alte, in dem dunklen Winkel hingekauert, fühlte ſeine ganze Beſinnung zurückgekehrt und hätte ſich vor Reue in die Haare fahren mögen. Bald darauf ſetzte er ſich wieder über das Verdammungsurtheil, das alle Anweſenden fällen mußten, hinweg und brummte vor ſich hin, daß Jeder in ſein Gebetbuch, nicht auf ihn zu ſehen habe. Mit raſchem Gedankenwechſel verwünſchte er wieder ſich und den Meier.

Da trat der Kaplan, der den Auftritt vom Chor aus geſehen hatte, mit zornigen Blicken an ihn heran. „Schon gut, Alter. Soll ich den Betſtuhl ſtatt Euch aufheben?“

Der Alte antworte verwirrt und kleinlaut: „Geiſtlicher Herr, ich bin ſo erſchrocken —“

„Erſchrocken?“ fiel der Kaplan ein. „Wer ein böſes Gewiſſen hat, der erſchrickt. Ihr ſeid im Bethaus, nicht in der Schenke! Ich ſollte, wie im Evangelium, einen Bund Stricke haben und Euch hinausjagen.“

„Aber, geiſtlicher Herr —“ entgegnete der Alte, ſich plötzlich mit ganzer Faſſung erhebend. „Was denken Sie?“

Der Kaplan, empört über die unverhoffte Frechheit des Alten, ſich vertheidigen zu wollen, ſagte: „Was ich denke? Daß Ihr Etwas gethan habt, was ſich der tollſte Raufbold hier im Gotteshauſe nicht unterſtanden hätte.“

„Nein, nein, geiſtlicher Herr,“ entgegnete der Alte mit eindringlichem Tone, indem er den Kaplan, der fortgehen wollte, bei dem Arme zurückhielt. „Nein! Der Meier ſoll heute aſſentirt werden und ihm wurde übel.“

„Ei!“ rief der Kaplan überraſcht und verwundert. „Doch ich glaube es nicht. Es iſt gut indeſſen.“ Der Kaplan hob den Betſtuhl auf und ging ſeines Weges.

Der Alte ſaß wie auf glühenden Kohlen da. Sollte er der Erſte zur Thür hinausgehen, oder der Letzte, das war die Frage, die ihn quälte. Der Gedanke entſchied, jede mögliche Verantwortung abzuſchneiden oder hinauszuſchieben, und er eilte, lange vor dem Segen, zur Kirche hinaus. Mit ſtürmiſcher Haſt lief er nach Hauſe und dort angelangt, traf er Agatha in der Hausflur beim Abſpülen des Geſchirrs, welche, der wilden Lebhaftigkeit ſeines Geſichtes nach, einen neuen Ausfall erwartete.

„Freuſt Du Dich nicht? Hat es Dir der Meier noch nicht erzählt?“ begann der Alte. „Ich kenne Dich, ſtilles Waſſer, ich kenne Dich! Du kannſt den Leuten nicht in's Geſicht lachen, deſto beſſer aber in's Fäuſtchen!“

Digitized by Google

„Ich verſtehe den Vater nicht. Ich ſah den Meier mit keinem Auge!“

„So haſt Du es mit ihm zuvor verabredet! So haſt Du ihn gegen mich aufgehetzt! Reiße nicht ſo die Augen auf! Wundere Dich nicht! Schwör' es nicht ab, o Du unſchuldiges Kind! Schnüre Dein Ränzchen! Wenn Du fort biſt, fährt auch der Teufel aus meinem Haus!“

„Mein Gott! Vater, Vater!“ rief Agatha, ihre Gedanken vor Erſtaunen gleichſam umherſuchend.

„Vater! Vater!“ ſpöttelte der Alte mit ſchneidendem Hohne ihr nach. „Was nennſt Du mich ſo für die kleine Mühe, daß ich Dich gefunden und nicht in der Streuhütte liegen gelaſſen habe! Sage nur: Pah! dafür und ich bin zufrieden, undankbare Schlange!“

„Was gab es nur? Was ſoll ich vom Meier gehört haben? Was angeſtiftet? Welche Schlechtigkeit? Gegen den Vater? Und darüber ſoll' ich noch lachen —? ich, die kaum Thränen genug findet, über ſich ſelbſt zu weinen! Ich bitte, bei allen Heiligen, Vater, geht in die Stube! Wir wollen darüber ruhig ſprechen, gehen wir in die Stube!“

„Wozu in die Stube? Keinen Schritt mehr über die Schwelle! Die Fetzen, die Du darin haſt, werf' ich Dir zum Fenſter nach! Marſch aus meinem Hauſe! Gleich, gleich!“

„Heilige Maria!“ rief Agatha, in Thränen ausbrechend. „Was iſt mit dem Vater vorgegangen? Geſtern Abend ſo luſtig, auch heute noch vor der Meſſe! Das iſt ja toll! Mich aus dem Hauſe wegzujagen, wie wenn ich geſtohlen hätte! So Knall und Fall! Wo ſoll ich, Verlaſſene, hin? Hätt' ich nur ein armes Bettelweib zur Freundin auf der Welt, ſo wollte ich nicht mehr jammern!“

„Seht einmal! Jetzt kriegt ſie Luſt, beim Alten zu bleiben, weil ſie dem Meier nicht in die Kaſerne nachlaufen kann. Mache, daß Du fortkommſt! Ich liebe nicht die langen Zänkereien, wie Du! Geh', geh'!“

Dieſe empörenden Worte härteten mit wunderbarer Gewalt Agatha's weichen, thränenvollen Schmerz und machten ihn ſtahlfeſt. Sie ſagte mit Energie: „Gut, ich gehe. Wohin? Ich weiß es nicht. Sollte ich ſchon als Säugling nicht in der Streuhütte verderben, ſo hat eine glücklichere Hand nach mir langen ſollen, als die Deinige. Aber ich verfluche Dich nicht — auch nicht meinen Schutzengel, der mich bis heute im Stiche ließ!“

Agatha ging in die Stube um ihr Umhängtuch hinein.

Ihre Worte ſowol, als der entſchloſſene Ton, mit welchem ſie geſprochen wurden, übten einen gewaltigen Eindruck auf den Alten. Er konnte nichts erwiedern, er konnte ihr nicht folgen. Er blieb in der Hausflur ſtehen, von ſeinem Unrecht geſchüttelt und bot einer aufblitzenden milden Regung ſeines beſſern Gefühls hartnäckig Trotz. Agatha trat nach wenigen Augenblicken angekleidet aus der Stube und ſagte, während ſie die ſtarre Hand des Alten im Vorbeigehen berührte: „Behüte Dich Gott!“

Der Alte blieb auf der nämlichen Stelle unbewegt ſtehen, ohne die Neugierde zu fühlen, ihr nachzuſehen, welchen Weg ſie einſchlagen werde. Nach einer guten Weile fuhr er auf und ſchlug ſich auf die Stirne. „Keine Silbe konnte ich ihr ſagen, als ſie fortging! Als hätte ſie mir den Abſchied gegeben, ich nicht ihr! Wie muß ich ausgeſehen haben? Aha! wird ſie denken, den gereut es; er hatte nicht Muth, „bleib' hier“ zu ſagen! Konnte ich nicht nachrufen: „Packe Dich!“ oder geh' in Teufels-Namen?“ das ſind doch Worte, die jeder auf der Zunge hat! Mir fällt doch gar nichts ein! O ich dummer Peter! Das verdirbt mir die Freude daran!“

Das in dieſen Worten enthaltene Bedauern war im Grunde eine tiefe Unzufriedenheit über die begangene That. Aber der ſeinem Gemüthe eigene böſe Zug riß die moraliſche Mißſtimmung an ſich und geſtaltete aus ihr ein abſcheuliches Zerrbild.

Unmittelbar darauf begab ſich der Alte auf die Landſtraße, ohne aber weder links noch rechts eine Spur von Agatha mehr zu ſehen. Nach langem vergeblichen Umherſpähen ſagte er, in den Hof zurückkehrend: „Leopold werden ſie wahrſcheinlich gleich auf dem Amt behalten. Wo ſoll ſie hin? Ich wette, ſie kommt wieder und melkt noch heute die Kuh. Es iſt ohnehin nur der verwünſchte Meier, der ſie ſo verdorben hat. Sie wird ſich den heutigen Tag merken und beſſer werden.“

Sechstes Kapitel.

Wohin die vertriebene Agatha geht; wie ihr Leute begegnen, die anderer Anſicht ſind; und was der Meier vom Amte heimbringt.

Agatha ging inzwiſchen auf der Landſtraße zum Dorfe hinaus und beabſichtigte, eine gute Strecke weiter, Leopold zu erwarten, von dem ſie annahm, daß er noch zu Hauſe ſei und ſie bald auf ſeinem Gange zum Ortsgerichte erreichen müſſe. Leopold aber hatte ſich gleich aus der Kirche auf den Weg gemacht und war ihr ſchon weit voraus. Auf der halben Wegſtrecke ließ ſich demgemäß Agatha auf einem Raſenbügel nieder und ſah mit verlangenden Augen ſo weit, als es die geſchlängelte Felſenſtraße geſtattete, unverwandt zurück. Ihre Seele hatte ſich aus einem hilfloſen Schmerz durch energiſche Empörung über ihr angethanes, ſchreiendes Unrecht emporgerafft und war bei einer muthigen Ergebung, Alles hinzunehmen, was da kommen möge, angelangt. An die Rückkehr in's Haus des Alten dachte ſie nicht mehr. Da der Schritt gethan war, glaubte ſie, daß es ihr bei gutem Willen und dem Fleiße ihrer Hände nirgends in der Welt ſchlechter gehen könne, wenn ſie nicht geradezu in die Hölle gerathe.

Nach langem, ſtundenlangem Warten konnte ſie ſich Leopold's Ausbleiben nicht anders erklären, als daß er ſich ſchon am frühen Morgen auf das Amt habe begeben müſſen. Ihre Blicke ſchweiften nach der entgegengeſetzten Richtung. Endlich erblickte ſie in einer halbſtündigen Entfernung zwei Männer. Sie ſprang auf. „Iſt nicht Einer von Ihnen Leopold? O Gott, was bringt er? Nein, nein!“ ſagte ſie nach einer guten Weile, ſich wieder ſetzend. „Keiner iſt ſo groß wie Leopold.“

Digitized by Google

Als die Ankömmlinge nahe genug waren, rief sie: „O Gott! hat man Leopold auf dem Amt behalten? Der Mühljunge und Pfeilhauer-Toni kommen zurück!“ Sie eilte Beiden entgegen.

Diese schlenderten wolgemuth heran. Die erfolgte Anwerbung hatte ihnen die gute Laune nicht getrübt. Sie blickten ihrer militärischen Laufbahn entgegen wie einem lustigen Abenteuer. Als sie die auf sie Zueilende erblickten und erkannten, sagte Pfeilhauer-Toni zum Mühljungen: „Die hat um den Meier Angst. Ich mache mich gefaßt, daß auch meine Hanne aus irgend einem Gebüsch hervorkommt.“

Noch einige Schritte entfernt, fragte Agatha hastig: „Wo ist der Meier?“

„Er ist dort geblieben,“ antwortete Pfeilhauer-Toni. „Er hat eine närrische Lust zum Militär.“

„Keine schlechten Späße!“ rief Agatha ärgerlich. „Ich bitte Dich, sprich vernünftig.“

„Glaubst Du, das sei Spaß?“ versetzte der Angeredete, indem er den Hut vom Kopfe nahm und auf den hinter dem Bande steckenden Werbezettel zeigte, welchem Beispiele der Mühljunge gleichzeitig folgte.

Agatha fuhr zusammen und senkte die Augen sprachlos zu Boden.

Pfeilhauer-Toni fuhr fort: „Mein Mädchen wird es mir auch nicht glauben, wenn ich sage: Hanne, ich bin Soldat und werde Deiner los! Aber Hanne wird auch kein so trübes Gesicht machen, wie Du, Agatha!“

„Du bist leichtsinnig, wie immer. Ich glaube Dir Alles und glaube Dir Nichts,“ sprach Agatha und wandte sich zum Mühljungen mit den Worten: „Vielleicht bist Du vernünftiger.“

Statt eine Antwort zu geben, kicherte der Mühljunge recht albern. Dafür trat Pfeilhauer-Toni sogleich zwischen Beide, schob den Mühljungen bei Seite und sagte: „Keinen Spaß mehr! Ich will Dir beichten.“ Agatha blickte voll Vertrauen und Spannung zu ihm auf. Er fuhr fort, indem er den Arm um sie schlang, wie ein recht eigennütziger Tröster: „Das Wahre an allen unseren Neuigkeiten ist das, daß wir von Leopold gar nichts wissen. Er war noch nicht fertig, als wir fortgingen.“

„Denkst Du, er wird genommen?“ lautete die ängstliche Frage.

„Das weiß ich nicht,“ war die Antwort. „Nach mir darfst Du nicht schließen. Ich bin ein starker, bildschöner Kerl, wie man Keinen auf der ganzen Herrschaft findet. Aber nach dem Mühljungen da kannst Du sehen, wie scharf es heute dort hergeht. Sieh doch, ob der auch eine Brust hat! Sieh seine Dachsfüße an! Sieh ihm doch in den Mund, wie viel Zähne ihm der Bader darin gelassen hat! O weh, o weh! Alles kauft sich los und so müssen die daran, die Nichts haben, als ihre elende Figur!“

Bei den Worten des lustigen Rekruten überflog Agatha's Gesicht zu wiederholten Malen ein leichtes Lächeln, welches sowohl die Scherze über die allerdings klägliche Erscheinung des Mühljungen, als auch insbesondere die Andeutungen auf stattgefundene Loskäufe hervorriefen.

Am meisten lachte der Mühljunge selbst. Sein gutmüthiges aber thörichtes Gekicher wollte kein Ende nehmen. Als man hierauf auseinanderging, erzwang er einen einigermaßen ernsten Abschiedsgruß, brach aber im Weitergehen beim ersten Schritt wieder los.

Agatha eilte Leopold noch weiter entgegen, von einem Gedanken ermuthigt, von einem anderen niedergeschlagen. Endlich setzte sie sich wieder und beschloß, auf dieser Stelle den Geliebten und ihr Schicksal zu erwarten.

Eine lange Zeit verging wieder, ohne daß ein lebendes Wesen, soweit die Aussicht sich eröffnete, auf der weiten steinernen, hie und dort mit unbewegten Wäldern bedeckten Landschaft zum Vorschein kam. In einer Gemüthsstimmung, wie die Agatha's, ist eine solche Natur öde und wahrhaft todt! Die starrenden Felsen drücken nieder, in den Wäldern lagern versteckte Schrecken und die Wolke, die herüberzieht, ist gespenstig und ängstet unheimlich. Der Schmetterling, der im irrenden Zickzackfluge heranflattert, bald sinkend, bald emporfahrend, wie es das leichteste Berglüftlein eben will, gibt ein niederschlagendes Gleichniß über das Leben, das so traumhaft irrt und ringt, bald vorwärts, bald rückwärts taumelt, seitab vom Ziele, hinaus über das Ziel und nur selten zum Ziele, und das eben so hinfällig ist!

Nach langer Erwartung erschien am Saume des Gesichtskreises ein Fuhrwerk. Was liegt daran? Leopold ist es nicht. Agatha senkte den Kopf, indem sie ihn auf die Hand stützte, und blickte zu Boden, als ob sie es aufgäbe, vergeblich in die Ferne hinauszuschauen. So saß sie noch immer, als der Wagen knapp vorbeifuhr und die Worte gerufen wurden: „Halte die Pferde, Bergthaler. Das ist ja die Tochter des Alten!“

Agatha, der die Stimme wolbekannt und wie die Leopold's vorkam, blickte auf und sah Leopold wirklich. Sie lief rasch an den Wagenschlag, ehe er noch denselben öffnen konnte, um zu ihr zu laufen.

„Glücklich oder unglücklich?“ war Agatha's erstes Wort.

„Die Hochzeit wird es geben!“ antwortete Leopold mit festem, freudigem Uibermuth und zog das Mädchen in den Wagen hinein.

Diese Worte machten auf das unglückgewohnte, unglückahnende Gemüth Agatha's einen unermeßlichen Eindruck. Sie blieb, von Leopold's Armen umschlungen, im ersten Augenblicke mit geschlossenen Augen, aber mit heiter lächelnden Mienen wie leblos sitzen, als wenn das plötzlich anstürmende Glück, das ihre ganze Zukunft umschloß, mit ihrem ganzen bisherigen Leben auf das gewaltsamste zusammenprallte und sie in der Mitte erdrücken sollte. Thränen, Thränen der Freude waren früher da als die Sprache, und es dauerte einige Zeit, ehe sie sagte: „Wie soll ich Gott dafür danken? Mein Leben lang hab' ich keine frohe Stunde gekannt; aber gestern und heute häufte sich Leiden auf Leiden, daß mir das Herz zerspringen konnte. Auf dem Stein, wo

Digitized by Google

Du mich ſitzen ſahſt, wär' ich geſtorben, hätte Jemand geſagt: Leopold iſt Soldat, Du ſiehſt ihn nicht wieder! O, wie kommt es plötzlich! Wie kann man mit einem Rucke von ſo viel Laſten befreit werden? Wie kann man ſo ſchnell glücklich ſein?"

Agatha ſank an Leopold's Bruſt. Hierauf begannen die wechſelſeitigen Mittheilungen. Leopold erzählte den Vorgang auf dem Amte in ſeiner ganzen Umſtändlichkeit, kam dann auf ſeine Beſorgniſſe wegen der Vorladung, die er Agathen verheimlicht, zu ſprechen, wobei er von dieſer unterbrochen wurde und erfuhr, daß der Zufall in der Geſtalt des trunkenen Amtsdieners ſeine zarte Abſicht vereitelt habe. Nun erzählte Leopold ſeinen ärgerlichen Auftritt mit dem Alten in der Kirche, der Agathen das Benehmen ihres Pflegevaters nach der Meſſe plötzlich erklärte und den paſſendſten Anlaß gab, die in ihrer jetzigen Lage nicht mehr wichtige Folge davon, ihre ſchmähliche Austreibung aus dem Hofe des Alten, zur Sprache zu bringen.

„Das haſt Du meinetwegen gelitten!" ſagte Leopold, das Mädchen küſſend. „Und noch ſo viel Anderes. Von heute in acht Tagen feiern wir unſern Ehrentag. Inzwiſchen wohnſt Du bei meiner Pathin und kannſt froh ſein, daß Du von dem hölliſchen Alten losgekommen. Ich denke, Agatha, wir werden das glücklichſte Leben führen!"

„Das iſt nicht ſchwer. Liebe mich immer, wie jetzt." Dies ausrufend ſank ſie an Leopold's Bruſt, erhob ſich aber ſchnell wieder und fuhr fort: „Und bei aller Angſt, bei allen meinen Sorgen und ſchrecklichen Erwartungen hatte ich noch ſo ſchreckliche Träume! Ich könnte den ganzen Tag grübeln und brüten, ſo fällt mir nichts Aehnliches ein, wie die zwei Träume in der heutigen Nacht. Ich ſollte in einer furchtbaren Schlucht umkommen, aus unſerer Hochzeit iſt nichts geworden, Soldaten wollten Dich einfangen, der Alte im Dorfe hat Alles verdorben — o, ich will es Dir zu Hauſe genau erzählen. Aber da ſeh' ich es, Traum iſt Traum! Von heute an halte ich Nichts von Träumen!"

Das waren die Mittheilungen, die ſich die beglückten Liebenden auf dem Wege machten, während der ſchwerfällige Wagen ſo ſchnell, als es nur ging, auf der hügeligen Bahn der Landſtraße dahinrollte. Dieſen Mittheilungen folgten ſtumme Umarmungen und zärtliche Liebkoſungen, die aber ſchmerzlicher waren, als es die tiefſte Liebe zu ſein pflegt, weil das ganze Gefühl des Unglücks, welches man befürchtet oder getragen hatte, das Herz noch nicht verließ.

Siebentes Kapitel.

Was einen Menſchenfeind freut und wie ihn eine glückliche Botſchaft, die Andere angeht, beinahe den Hals koſtet.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, als der Wagen vor Agatha ſtill hielt, kamen Pfeilhauer-Toni mit dem Mühljungen an dem Hofe des Alten vorbei. Sobald dieſer die Beiden erblickte, eilte er ihnen entgegen und ſagte: „Grüß' Euch Gott! Kommt Ihr vom Amt? Ah, die Werbezettel an Euren Hüten! Pfeilhauer-Toni, konnte denn Deine Frau Muhme kein Geld für Dich auftreiben, daß Du freikommſt? Sie iſt ja reich!"

Der muthwillige Pfeilhauer-Toni, der den Charakter des Alten im Allgemeinen und ſeine Stellung zu Leopold insbeſondere kannte, verbiß bei der Anrede das Lächeln, das um ſeine Lippen ſpielte und antwortete: „Den würde man auf die Finger ſtark klopfen, der ſich mit Geld abfinden wollte. Jetzt iſt es ſtreng. Uibrigens gab mir die Muhme das Geld. Ich habe es genommen. Damit will ich mir in der Kaſerne recht luſtige Tage machen und werde noch Offizier dazu."

„Freilich, freilich!" verſetzte der Alte. „Der Kaiſer braucht ſeine Leute. Aber es thut mir doch leid. Ich kenne Dich noch, als Du ein Bube warſt und bei der Meſſe miniſtrirteſt. Du warſt ein gutmüthiger Bube. Jetzt biſt Du Soldat — Soldat! Nun wie ſteht es mit dem Meier bei den Häuſern? Was? ha, ha, ha! Der geht ungern. Der wird ein Geſicht machen! Aber der Offizier wird ihn nicht fragen, wie ſeine Mutter, die verſtorbene Meierin: „Poldi, willſt Du heute in die Schule gehen?" — Der Offizier wird commandiren: „Marſch! Rechts um!" Nicht wahr, Pfeilhauer-Toni? ha, ha, ha!"

Pfeilhauer-Toni ergötzte die Schadenfreude des Alten und er lachte.

Der Mühljunge kicherte auch, ohne eigentlich zu wiſſen, warum, blos, weil ſein Kamerad lachte.

Pfeilhauer-Toni antwortete hierauf: „Es wäre keine Gerechtigkeit auf Erden, wenn man den Meier freigelaſſen hätte. Wenn ich und der Mühljunge dem Kaiſer dienen müſſen, warum ſollte der Meier nicht dasſelbe thun? Ja, der wird ſich von der Kegelbahn ſchwer trennen und von Deiner Tochter! Er hat auch auf dem Amt geweint wie ein kleines Kind. Er muß jeden Augenblick zurückkommen. Behüte Dich Gott."

Die beiden Rekruten gingen ihres Weges weiter. Pfeilhauer-Toni riß noch viele Witze über den Alten, worüber der Mühljunge pünktlich kicherte.

Der Alte hätte vor Freude tanzen mögen. Aber dieſe Freude drückte ſich in ſeinem fahlen Geſichte mit unheimlich glänzenden Augen, mit entſtellenden Zügen und fletſchenden Zähnen aus, wie wenn ein böſer Geiſt lächelte. „Mit dem bin ich fertig!" ſagte er dann zu ſich. „Soldat alſo! Gott ſei Dank! Kriege gibt es immer fort! Es kann ſein, daß er den Lerchenwald nicht lange beſitzen wird. Ein Fluch ſei darauf! Wer den Wald erbt, ſoll ihn nicht lang behalten! Siehſt Du, junger Branſekopf? Fünfzig große Stämme gäbeſt Du wol dafür, wenn Du nicht das Gewehr und die Patrontaſche tragen müßteſt. Aber auch das nützt nichts! Du haſt es ſchon geſehen: geſtohlenes Geld nimmt man nicht an."

Er ging in den Hof. Sein Blick fiel auf die Töpfe, die gewöhnlich um dieſe Tageszeit mit friſch gemolkener Milch gefüllt waren. Er ſagte: „Da ſeh' ich, daß ich Agathen brauche! Wo mag ſie ſein? Doch kommen wird ſie gewiß. Ich werde mich ſchon mit ihr vertragen. Der Meier marſchirt fort. Er war es, der ſie immer gegen mich hetzte, und ihr eigener Hochmuth iſt jetzt auch zum Rauchfang hinaus."

Digitized by Google

Gleich darauf fiel ihm ein, daß wol der Meier ſchon zurückkommen könne — und er lief zu der Leiter, die an der drei Ellen hohen Mauer angelehnt ſtand, um auf die Landſtraße hinaus zu ſchauen. Leider erblickte er Niemanden, ſo weit die Strecke vor ſeinen Augen lag. „Aber warten will ich!“ ſagte er. „Pfeilhauer-Toni erzählte, er habe ihn auf dem Amte weinen ſehen. Vielleicht weint er noch. Sei es wie es ſei, ich will ihn erwarten und ſollte ich auf der Leiterſproſſe ſo lange ſtehen, bis der erſte Schnee fällt.“

In demſelben Augenblick kam aus dem Gebüſch, das die Ausſicht auf die Straße begrenzte, eine Kutſche hervor.

„Wer wird das ſein?“ ſprach der Alte neugierig und aufgeregt. „Wol Fremde, die ihr Geld in der Welt durchbringen und unſchuldige Mädchen verführen? Leicht möglich! Das iſt ja der Bergthaler, der ſie führt.“

Der Wagen kam indeſſen ziemlich nahe und Leopold blickte heraus. Der Alte traute ſeinen Augen nicht, als er ihn ſah; doch beruhigte er ſich blitzſchnell, indem er annahm, daß ſich an einem ſolchen Tage die ärmſten Burſchen ein ungewöhnliches Vergnügen zu machen pflegen.

Leopold, der den Kopf zurückzog, als er den Alten erblickte, ſagte zu Agathen: „Der Alte ſteht auf der Leiter und ſieht über die Mauer hinaus. Gib' Acht! Wenn ich ihm ſage, wie es mit uns ſteht, er fällt vor Wuth und Mißgunſt hinunter!“

„O, ich bitte Dich, reize ihn nicht!“ erwiderte Agatha mit flehendem Tone. „Grüßen wir und fahren weiter zu.“

„Das wird ihm nicht ſchaden!“ gab Leopold zur Antwort und ließ den Wagen vor dem Alten anhalten.

„Du ſtehſt wol ſchon lange da, Alter?“ hob Leopold an. „Vielleicht ſchon ſeit der Frühmeſſe? Du biſt ſehr neugierig, zu wiſſen, wie es mit mir ausgefallen iſt? Ich kann Dir es ſagen: Sehr gut! Ich bin nicht Soldat!“

„Nicht Soldat?“ fragte der Alte mit einer vor Staunen, Enttäuſchung und Schrecken gedehnten und tonloſen Stimme; aber wie wenn er ſich plötzlich gefaßt hätte, fügte er in zorniger und zankender Weiſe überaus heftig hinzu: „Nicht Soldat? Was ſagſt Du mir das! Was geht es mich an? Den Teufel geht es was an!“

„Nur ruhig,“ meinte Leopold, von Agatha heimlich gezupft, ohne aber darauf zu achten. „Wenn es Dich nichts angeht, ſo will ich Dir eine andere Neuigkeit ſagen. Am nächſten Sonntag mußt Du nicht in die Frühmeſſe gehen; denn nach dem Hochamt wird der geiſtliche Herr unſere Aufbietung ein für alle Mal von der Kanzel verleſen.“

Als der Alte dieſe Worte vernommen hatte, ging es ihm in der That ſo, wie Leopold vorhergeſagt hatte. Mit halboffenem Munde, ohne ein Wort ſprechen zu können, mit weit geöffneten hin und her rollenden Augen, wie außer allem Zuſammenhang mit ſich, hielt er die Leiter mit zitternden Armen feſt, um nicht rücklings hinabzuſtürzen. Nur wie im Traume hörte er das Geraſſel des dahinfahrenden Wagens und Leopold's Stimme, der mit an den Mund geſetzten Fäuſten das Poſthorn nachahmte.

Langſam ſtieg der Alte von der Leiter hinunter und wimmerte leiſe, aber unendlich kläglich: „Ach, ach! er iſt kein Soldat! Er bleibt im Dorfe! Er heiratet!“ Gleich darauf gerieth er wieder in furchtbaren Zorn, den er ſeiner Gewohnheit gemäß auf Andere ableitete. Er rief: „O, könnte ich den verſoffenen Florel von ſeinem Brod jagen! O, könnte ich den Pfeilhauer-Burſchen die Gaſſe laufen laſſen! O, die Erzhallunken!“

Er begann im Hofe auf- und abzulaufen. Plötzlich blieb er ſtehen, in einer Haltung, wie wenn er auf Jemanden losgehen wollte und ſagte: „Was könnte ich thun? Was iſt recht ſchrecklich?“

Seine Blicke fielen auf eine Art.

„Soll ich die Art nehmen und mein Haus umreißen?“

Er bemerkte die auf der Bank ſtehenden leeren Milchtöpfe.

„Oder ſoll ich mit den Töpfen alle Fenſterſcheiben einwerfen? Agatha kommt nicht! jetzt kommt ſie nicht. Jetzt kommt ſie nicht!“ ſprach er mit dem Tone einer hoffnungsloſen Klage, ging aber ſogleich zu der vorigen Stimmung über. Er rannte gegen die Stallthür zu und ſchrie mit Ingrimm: „Ich will die Kuh ſchlachten.“

Als er vor der Stallthür ankam und ſie öffnen wollte, brüllte die Kuh, um ſich zu melden, daß ſie heute noch kein Mittagsfutter bekommen habe. „Spürſt Du den Metzger?“ brummte der raſende Alte und wollte den Riegel raſch zurückſchieben, aber ungeſchickt vor Haſt und Wuth, konnte er es nicht zu Wege bringen, obwol es gewöhnlich leicht und augenblicklich ging.

„Soll ich die Art nehmen?“ ſchrie er, ſich mit dem ganzen Leibe in die Thür hineinlegend und mit aller Kraft drückend.

In dieſem Augenblick ließ ſich eine ſtarke, drohende Stimme vernehmen: „Warte, warte, Teufelskerl!“

Das war die Stimme des Kaplans. Der Alte erkannte ſie ſogleich und fuhr im größten Schrecken zuſammen, nicht etwa, weil er des Kirchenſkandals, wozu er in der Frühmeſſe Anlaß gab, gedachte, ſondern weil er ſeine gewaltthätigen Rachegedanken durchblickt und ſein innerſtes Gewiſſen zur Verantwortung gezogen glaubte. Das Abſchlachten ſeiner eigenen Kuh kam ihm vor wie ein Mord und der Prieſter wie ein Prophet, der ihn durch und durch erkannte und vor dem der dunkelſte Schlupfwinkel ſeines Herzens kein Geheimniß hatte. Ohne ſich umzuſehen, wie nahe ſchon die Hand ſei, die ihn faſſen und ſein Vorhaben vereiteln ſollte, drückte er ſich an der Mauer um die Stallecke vorbei und lief durch die Hinterthür des Hofes, ſo ſchnell als es ſein Athem und ſeine Füße vermochten, in den Wald hinein.

Der Kaplan aber, der an dem Hofe vorbeiging, war des Alten gar nicht anſichtig geworden und der drohende Zuruf, den er allerdings ergehen ließ, hatte nicht dem Alten, ſondern einem Schulknaben gegolten, der auf einem naheſtehenden Nußbaum die Früchte des Nachbars plünderte. Der Kaplan war auf dem Wege zu ſeinem Mittagstiſche, nicht aber zu einem

Digitized by Google

Strafgerichte. Jedoch der Alte glaubte, was ihm das brennende Bewußtsein seiner empfangenen, wenn auch noch ungeborenen Schuld vorspiegelte und wodurch er sich selbst strafte. Er keuchte den Waldabhang hinan, eilte, auf einer ziemlich großen Höhe angelangt, quer hin oft auf den unwegsamsten Pfaden, wie wenn Verfolger hinter ihm herliefen, denen er es unmöglich machen wollte, ihm nachzusteigen, bis er endlich in eine selten betretene, feuchte und nächtlich düstere Waldschlucht, in die sogenannte Drachenhöhle kam, wo er sich außer Athem und Kraft auf den Boden hinwarf.

„Da, — da — da!" begann er zu sich selbst. „Da, da hab' ich mir das Plätzchen ausgesucht wie ein Hund, der sein Ende fühlt!"

Er wälzte sich auf dem Boden und schlug mit Händen und Füßen umher, wie ein wildes, eigensinniges Kind, dem Etwas nicht nach seinem Kopfe geht, wobei er unaufhörlich mit winselnder, immer leiser und leiser verhallender Stimme wiederholte: „Wie ein Hund, wie ein Hund, wie ein Hund!"

Hierauf streckte er sich hin und blieb, von Kämpfen der Seele und vom Wege erschöpft, reglos und schweigend liegen, wie wenn ihn ein Schlaf anwandelte. Nach einer kleinen Weile schüttelte er sich in eine sitzende Haltung empor, wobei er sich auf seine beiden Arme stemmte, und wandte, mit dem Aussehen eines Verschlafenen oder Verirrten, den Kopf nach allen Seiten, wie um zu sehen, wo er sich befinde, ob es der Wildbach sei, der über das Gewölbe zischt und schäumt und ob vielleicht der erwachende Wind und niemand anders die Waldbäume schüttle. Hierauf murmelte er vor sich hin:

„War es mir doch so, als ob der Kaplan hier wäre! Aber was geht er mich an?" Nach diesen Worten sprang er, wie mit frischer Kraft beschenkt auf die Füße empor und fuhr mit immer stärker wachsendem Affekt fort: „Was hat mir der Kaplan zu befehlen? Die Buben in der Sonntagsschule mag er anschreien! Wer ist er denn?" Während dieser Worte, deren Schluß sich im Tone und in der Geberde auf das wildeste steigerte, wühlte er mit beiden Händen in den Taschen seiner Jacke hastig und wie gedankenlos herum und zog ein Taschenmesser heraus. Dieses in der Rechten festhaltend, gab er den Vorwürfen gegen den Kaplan von neuem freien Lauf, indem er sich bald an diesen, bald an einen andern ihm nahestehenden Gegenstand sprechend wendete, als ob er bald einen Baum, bald einen Distelbusch, bald einen der vielen umherliegenden Steinblöcke anredete. Nach und nach fing er zu schreien an, daß ihm das Blut in die Augen schoß und man ihn bis auf der äußersten Spitze des Drachensteins hören mußte.

„Wenn man keinen Lerchenwald mehr hat, ist man denn ein Vieh und nicht sein eigener Herr? Was ruft er: Warte, warte, Teufelskerl! Ich lasse mich nicht abschrecken und stände er vor mir, hier auf diesem Fleckchen! Ich thu', was ich will, wenn mich das Leben verdrießt und dieses Hals ist!" —

Mit Blitzesschnelle lüftete er mit einer Hand das Halstuch und stach sich mit der andern das Taschenmesser in den Hals. Unwillkürlich ließ aber die Energie des Stoßes nach und er zog die Mordwaffe rasch zurück, sei es, daß der Lebensinstinkt heimlich waltete oder die erste schmerzliche Empfindung der Verwundung ihn zurückschreckte. Die Wunde war lange nicht tief genug. Mit geschlossenen Augen, todtenbleich vor Entsetzen und Todesfurcht, mit emporgestrecktem Kopfe, in der Rechten das blutige Messer, stand der dämonische Greis nach dem Selbstmordversuche da und erwartete, daß er im nächsten Augenblick umsinken und todt sein werde. Statt dessen gewann er an Besinnung und spürte genau, wie das Blut unter dem Hemde an der nackten Brust herabrieselte. Reue über die That und Abscheu vor sich selbst ergriff ihn mit übermächtiger Gewalt. Er sagte mit weinerlicher Verzweiflung: „Sechs und dreißig Stunden lang konnte mich die Mutter nicht gebären. Geht es denn eben so schwer aus der Welt?!"

Mit kreischenden Lauten ausbrechender Wuth führte er den neuen Stoß nach dem Halse, fuhr aber knapp vorüber in die Luft. Rasch darauf holte er wieder gewaltig aus, stach aber wieder zur rechten Zeit in die Luft, ohne daß die furchtbare Absicht einen irgend wie schädlichen Erfolg hatte.

„O du vermaledeiter Hasenfuß!" rief er, das Messer, blutig wie es war, in die Tasche schiebend. „So wehe hast du dir gethan, ohne daß dir die Luft ausgeht, ohne daß du stirbst. Nur noch ein Haar breit tiefer wäre genug!"

Da zog er das blutige Messer aus der Tasche wieder hervor und sah es gleichsam fragend an, ob er es noch einmal versuchen soll.

„Nein, nein," sprach er das Messer einsteckend, mit wild hämischer Selbstverspottung. „Unmöglich! Mir geräth es nicht. Ich habe eine Scheu davor, wie die Katze vor Wasser."

Er nahm hierauf das Tuch vom Halse herab. Die Blutflecken, die er daran und an den übrigen Kleidungsstücken, die er am Leibe hatte, gewahrte, boten ihm einen erschreckenden Anblick. Er sagte seufzend, während er das ausgebreitete Tuch betrachtete: „O weh, o weh! hätt' ich nur das verwünschte Messer nicht bei mir gehabt!"

Kleinlaut und verzagt, mit der wegwerfenden Selbstverachtung, die allen versuchten Gewaltthaten gegen die eigene Person zu folgen pflegt, begab er sich zu dem nahe vorbeirauschenden Wasser, wo er seine Hände und die Flecken an seinen Kleidern wusch. Als er fertig war, verband er die Wunde, so gut er es konnte und wünschte im Stillen, ja nur schon in seiner Wohnung zu sein, ohne daß ihn irgend jemand auf dem Wege erblickt hätte, um die Kur mit Hausmitteln sogleich beginnen zu können, da wie er glaubte, die Herbeirufung des Baders in diesem Falle unnöthig sei und nur das Ausplaudern seines Geheimnisses zur Folge haben würde. Matt, von Fieberschauern zeitweilig überflogen, schleppte sich der Alte nach Hause. Plötzlich blieb er stehen und betastete die Wunde. „Um Gotteswillen! Ich blute noch immer!" rief er. „Mir scheint, es schwillt auch an. O, wär' ich nur zu Hause; Zunder, Spinnweben und Hirschfett machen Alles gut!" Er wandte den ganzen Rest seiner Kraft

Digitized by Google

an, um ſeine Ankunft zu beſchleunigen. Auf dem Wege ſagte er, die Hände zuſammenſchlagend und auf die Stirn klopfend: „Was hab' ich gethan? Ich verſtehe mich gar nicht! Der Teufel weiß, was ich wollte!"

Ungefähr zwei Steinwürfe weit von ſeinem Hofe kamen ihm einige Männer entgegen. Raſch ſprang er in ein Gebüſch, um ſich zu verſtecken und ſpähte ihnen verſtohlen durch die Zweige nach. Als ſie ihm weit genug entfernt ſchienen, kam er hervor und brummte vor ſich hin: „Ich muß Schmerz leiden und meinen Aerger noch dabei verſchlucken, das iſt Alles, was ich von meinem Schwabenſtreich habe. Welchen Höllenlärm könnte ich ſchlagen, wenn ich nicht ſelbſt der Miſſethäter wäre!"

Er ſchlüpfte in's Haus und verriegelte die Stubenthür.

Achtes Kapitel.

Was der Alte nach ſeiner Rückkehr aus der Drachenhöhle zu Hauſe thut; wie der Todtengräber ſchneller bei der Hand iſt als Herr Huber, der Bader; und wie auf die Liebenden ein Blitzſtrahl aus blauem Himmel fährt.

Der Alte begann ſofort Spinnweben von der Wand herabzufegen, verbrannte dann einen alten Fetzen, um Zunder zu gewinnen und legte das Hirſchfett, das ſich bei Landleuten gewöhnlich vorfindet, auf den Tiſch, um an ſeinem Halſe zu quackſalbern. Er fühlte Schmerzen, brennende Hitze bis in den Kopf hinauf und in die Bruſt hinab, und die größte Niedergeſchlagenheit des Körpers und der Seele zugleich, da ja der bedeutende Blutverluſt herabſtimmte und das unabweisbare Mißfallen an der That, die er an ſich ſelbſt begangen, fortwirkte. In dieſem kläglichen Zuſtand wünſchte er nun, daß das Halsübel einen guten Ausgang nehmen möchte und daß die Leute im Dorfe nichts davon erfahren ſollten. Das war Alles, was er beanſpruchte, das war ſein ganzes Schmerzengeld.

Nachdem die genannten Arzneimittel herbeigeſchafft waren, zog er die Jacke und die Weſte aus, nahm das Halstuch vorſichtig herab und ſtellte ſich vor den Spiegel, um die angerichtete Verwüſtung zu betrachten. Der lange rothe Strich lief hart an der Gurgel vorüber und hinauf, und das Blut färbte den Hals und die ganze Bruſt und ſickerte aus der Wunde noch immer friſch hervor. Es bot einen faſt entſetzlichen Anblick. Der Alte fuhr zuſammen und ihm war, als ob ihn eine Ohnmacht anwandeln wollte; doch es half nichts, er mußte gleich wieder in den Spiegel ſehen und ſich mit dem Schrecken vertraut machen. Mit einem Tuche, das er zuvor in's Waſſer getaucht hatte, begann er hierauf die Waſchung der Wunde und der übrigen Blutflecken am Leibe vorzunehmen! Er ſetzte aber alle Augenblicke ab, denn ihn faßte bald die Reue, daß er ſich verletzt habe, bald der Aerger, daß es nicht beſſer gelungen, bald erhob er ſeine Gedanken zu Gott, bald fluchte er ſich zum Teufel hinab.

So in ſich und ſeine Verrichtung vertieft bemerkte er nicht, daß inzwiſchen an das Thürſchloß gegriffen wurde. Sein faſt einziger, dennoch aber höchſt ſeltener Beſucher kam zu ihm. Dieſer war vor zwanzig Jahren bei dem Alten, der noch damals ſeinen Lerchenwald beſaß, als Knecht in Dienſt geſtanden und hatte ſich ſeitdem, unweit von ſeinem ehemaligen Dienſtherrn, auf dem Kirchhofe anſäſſig gemacht. Dieſer Nachbar hieß Schwarzbach und war der Todtengräber. Er war ſchon Nachmittags einmal hier geweſen, etwa um die Zeit, als der Alte aus der Drachenhöhle zurückkehrte. Das ungewöhnliche Gebrüll der Kuh, die, wie erwähnt, kein Mittagsfutter erhalten, hatte ihn hergeführt. Dieſer Veranlaſſung wegen kam er jetzt wieder. Als er das Schloß an der Stubenthür angegriffen, ohne daß ſich die Thüre aufthat, nahm er gleich an, daß der Alte noch immer nicht zurückgekommen ſei und wollte wieder nach Hauſe zurückgehen. Aber noch auf der Thürſchwelle fiel ihm ein, daß ein ſo ſonderbarer Kauz, wie der Alte, ſich wol auch aus irgend einer Laune verſperren und verläugnen könne. Er trat daher vor das Fenſter und ſah durch die verrauchten Scheiben in die düſtere Stube mit ſcharfen Blicken hinein. Der Alte, ohne die geringſte Störung zu ahnen, ſtand vor dem Spiegel mit ſchief zurückgebogenem Kopf und tupfte mit dem naſſen Tuch am Halſe herum.

„Richtig iſt er da," ſagte der Todtengräber, „und raſirt ſich." Faſt gleichzeitig drückte er an das nur angelehnte Fenſter mit der Hand und dieſes ging klirrend auf.

Wie der Donner einer abgebrannten Kanone, wirkte das Geräuſch des aufſliegenden Fenſters auf den Alten. Blitzſchnell drehte er ſich um, was es gebe.

Zum Fenſter lehnte ſich bereits ein Menſch herein und dieſer Menſch war der Todtengräber!

Schreck empfindend, wie verſteinert blieb der Alte bei dem Anblick ſtehen und wie er da ſtand mit der Halswunde, dem rothgefärbten, offenen Hemde, wodurch die vom verwaſchenen Blute beſchmutzte, gleichſam zerfleiſchte Bruſt hervorblickte, mit ausgebreiteten Armen, in einer Hand das blutige Tuch, an der andern alle fünf Finger krampfhaft auseinandergeſtreckt — erſchreckte er wahrhaftig ſelbſt! „Jeſus, Maria und Joſeph!" rief der Todtengräber zurückfahrend. „So ſollte nur Einer kommen, den ich eingeſcharrt habe."

Der Alte, deſſen Schrecken nur einen Augenblick währte, doch aber hinreichend lang, um ſich auf die gräßlichſte Art zu zeigen, gewann inzwiſchen die Faſſung wieder, riß einen Mantel vom Schrank herunter und hing ſich ihn um, bevor er antwortete. „Nun, Du wirſt doch nicht glauben, daß ich Jemanden umgebracht habe?" ſagte der Alte verlegen, ärgerlich, böſe, während er drei oder viermal abſetzte und den Mantel überſchlug.

„Eher ſag' ich, Du biſt umgebracht!" verſetzte der Todtengräber mit unvermindertem Schrecken und wirklicher Theilnahme. „Siehſt Du aus! O heilige Jungfrau!"

„Ah, es iſt nichts," erwiderte der Alte abfertigend. „Komm Abends, ich erzähle Dir Alles; geh, geh, komm' Abends."

„Sprich' nur gleich!" drang der Todtengräber in den Alten. „Sprich, ſprich! Was iſt geſchehen? Was? Was?"

Digitized by Google

„Was! Was! wiederholte der Alte mit grobem, blöckendem Tone. „Warſt Du noch nie im Leben ungeſchickt?"

„Ungeſchickt? Mein Gott, wie ſoll ich daraus klug werden?" fragte der verdutzte Todtengräber.

„Ja ungeſchickt!" beſtätigte der Alte. „Hat Dich nicht einmal, als Du bei mir warſt, das Pferd an die Mauer gedrückt, daß Du Blut ſpieſt?"

„Ich hörte Deine Kuh furchtbar brüllen," ſagte der Todtengräber. „Hat ſie Dich vielleicht niedergeworfen?"

„Schwätze nicht dummes Zeug!" antwortete der Alte, ohne recht zu wiſſen, was er ſagte, nur um Bedenkzeit zu gewinnen, eine annehmbare Lüge als Urſache ſeiner Verwundung an Mann zu bringen. Hier bot ſie ſich ihm von ſelbſt an; er überſah ſie aber in ſeiner peinlichen Lage und wies ſie unbedacht ab.

„Mache mir doch die Thür auf, daß ich ſehe, was Dir iſt," verlangte der Todtengräber.

„Was mir iſt!" wiederholte der Alte in äußerſter Verlegenheit und in demſelben Augenblick fiel ihm eine Lüge ein. „Die ganze Zeit über iſt die Senſe im Hofe an der Mauer geſtanden. Geſtern hab' ich ſie zum Unglück noch geſchliffen, gerade als der Meier hier war. Auf die bin ich gefallen." Nach dieſen Worten trat er an das Fenſter, den Hals entblößend und die Wunde zeigend. „Sieh' —!" ſagte er mit wimmerndem Klageton.

Der Todtengräber ſah hin, riß den Kopf zurück und es lief ihm über den Rücken.

„Sage kein Wort davon!" bat ſchmeichelnd der Alte, indem er mit einer Hand nach dem Fenſterrahmen raſch griff und ſich feſthielt. „Ich will keinen Bader!" ſagte er mit mattem, ausgehendem Athem, den Kopf langſam wiegend, als ob dieſer ſich ihm drehte. „Ich hab' ein gutes Pflaſter!" folgte recht laut, aber ſtoßweiße nach, und er brach wehmüthig zuſammen.

Der Todtengräber ſprang ſogleich durch das Fenſter zu Hilfe, legte den Alten auf das Bett und wuſch ihn ab. Sobald er einige Lebenszeichen an ihm bemerkt hatte, lief er zu dem ohnehin nahe wohnenden Bader, um dieſen herbeizurufen. Dort angelangt, traf er glücklicherweiſe den Bader zu Hauſe, der ſoeben mit einigen Nachbaren eine Tarockpartie ſpielte. Zwiſchen der Stubenthüre, um ja ſchnell zu dem verlaſſenen, unglücklichen Greiſe zurück zu kommen, rief er die Worte: „Herr Huber! der Alte im Dorfe iſt auf die Senſe gefallen und hat eine ſchreckliche Wunde im Halſe. Schnell, ſchnell, Herr Huber!"

Herr Huber, eben in einer Berechnung begriffen, die das ganze Schickſal des Spiels entſchied, hörte den Sprecher und wandte ſich auch flüchtig nach ihm um, zeigte aber zuvor, ehe er eine Antwort darauf gab, den Mitſpielenden den Stand des Spieles an. Dann ſagte er zum Todtengräber, ein Kartenblatt answerfend, ohne ſich umzuſehen und ſehr gleichmüthig: „Gleich, gleich, Schwarzbach!"

Der Todtengräber ging. Die Partie wurde auch bald geſchloſſen, um nach der Rückkunft des Baders fortgeſetzt zu werden.

Der Alte war noch immer allein. Der Todtengräber fand ihn wol beim Bewußtſein, aber todesmatt und von einer furchtbaren Röthe im Geſicht, die ſich bis unter die Haare zog.

„Noch immer allein?" ſagte der Todtengräber eintretend. „Der Bader iſt gleich da."

Der Alte blinzelte vor Schwäche mit den Augen und lispelte: „Lege mir ein naſſes Tuch auf den Kopf!"

„Wie Du willſt. Ich halte es für gut, wenn Dir heiß iſt," gab der Todtengräber zur Antwort und that, was der Alte verlangte. Beim Umbinden des Tuches ſagte er: „In dieſem Zuſtand biſt Du und ganz allein, ohne mich hätteſt Du umkommen müſſen. Wo ſteckt die verwünſchte Agatha? Der Kuh gab ſie auch kein Futter; daran ſind die Liebſchaften Schuld. Sie wird doch nicht im Wirthshausgarten noch ſitzen und zuſehen, wie der Meier Kegel ſpielt oder Knitteln wirft? Vor zwei Stunden hat ſie mein Weib dort geſehen."

Als der Alte die Namen Agatha und Meier nennen hörte, gerieth er in ſtille Wuth und zitterte dem Todtengräber, der dies für eine Schwäche hielt, unter den Händen und ſagte dann, durch die Aufregung belebt: „Wärſt Du nicht gekommen, ſo hätt' ich mir auch ein Verband angelegt. Dann wäre aber auch Niemand da, der mir mit ſolch' einem Geſchwätz die Kopfſchmerzen noch größer macht."

„Gut, daß Du mir es ſagſt! jetzt hörſt Du keinen Laut mehr," erwiderte der Todtengräber treuherzig.

„Auch kommt man nicht durch das Fenſter zu den Leuten," fuhr der Alte fort, der ſeinem Aerger über die Ueberrumpelung und die Herbeirufung des Baders Luft machen wollte.

„Wenn ich auf dem Felde wäre und Du meine Kuh ſo ſchrecklich brüllen hörteſt, ſo kämſt Du wol auch und ſäheſt, was es gibt, und wenn ich umſänke wie ein Stück Holz, ſo ließeſt Du mich auch nicht liegen," antwortete der Todtengräber empfindlich, aber gutmüthig und verzagt, daß er dem Kranken Stillſchweigen verſprach. „Es ſollte Dir lieb ſein; daß ich bei Dir bin, ich, der Fremde! Agatha fragt nichts nach Dir; die denkt, der reichſte Burſche im Dorfe iſt mein; Alter, heute ſchon füttre ſelbſt, melke ſelbſt — und koche ſelbſt. Ja, ſo geht es, und der Meier bei den Hänſern iſt auch nicht der, der zu ihr ſagt: „Sieh' nach dem Alten!" Das hat heute alle Welt in der Frühmeſſe geſehen!"

„Nichts von dem Lumpen!" kreiſchte der Alte, zu kraftlos, um vor Zorn und Wuth zu ſchreien, fuhr aber mit leidender, ruhig anklagender Stimme fort: „Hab' ich Dich denn nicht gebeten, daß Du mir nicht den Kopf voll machen ſollſt? Stein und Scholle darauf, ein rechter Todtengräber!"

Er hielt inne, ſtieß einen Seufzer aus und ſchlug gleichzeitig mit der Rechten um ſich. Dann rief er: „Weh' thut mir der Hals, o Chriſtus Jeſus, als ob ich noch das Taſchenmeſſer darin hätte!"

„Was ſagſt Du? Taſchenmeſſer?" fragte der Todtengräber.

„Senſe hab' ich geſagt!" berichtigte mit ängſtlicher Haſt

Digitized by Google

der zuſammenzuckende Alte. „Senſe hab' ich geſagt. Donnerwetter, verdrehe mir nicht die Worte!"

„Was liegt auch daran?" meinte der Todtengräber arglos und ruhig. „Du leideſt viel, Armer, und weißt nicht, was Du ſprichſt. Schlafe ein wenig, lieber Alter!"

Da trat ein höchſt unbedeutendes, hochnaſiges Männchen mit einem Jägerhut auf dem Kopfe, übrigens in modiſcher Kleidung, durch die angelweit aufſtiegende Thür in die Stube. Dieſes Männchen war Herr Huber, der Bader.

„Gut, daß Sie kommen!" rief ihm der Todtengräber entgegen.

Der Bader ſchenkte aber keine Aufmerkſamkeit dem Manne, deſſen Handwerk es war, die Fehler des Arztes zuzudecken und der alſo dabei kein Verdienſt hatte. Er trat an das Bett, griff den Puls des Alten, der ſich ſchlafend ſtellte, und ſprach: „Wie iſt es gekommen? Ich habe den Alten noch um die Mittagszeit friſch und geſund geſehen."

„Vor einer Weile iſt es geſchehen," nahm der Todtengräber für den Alten das Wort. „Machen Sie das Tuch los, Sie werden den Jammer ſehen. Mein Gott, wie denn nicht? Eine Senſe iſt noch viel ärger, als das größte Schlachtmeſſer."

„Schwarzbach, holt einen Kübel voll Waſſer," antwortete der Bader kurz und befehlend, während er das Halstuch des Alten losband.

Das Waſſer war im Augenblick da. Der Bader wuſch und unterſuchte die Wunde. Da das Inſtrument, womit ſich der Alte verwundet hatte, eine Senſe war, ſo exiſtirte für ihn kein Zweifel, daß die ſehr breite Wunde eine entſprechende Tiefe haben und geradezu lebensgefährlich ſein müſſe. Er äußerte dieſe Gedanken nur durch Laute. Der Todtengräber, der den Sinn derſelben zu verſtehen glaubte, erhielt auf wiederholte Fragen keine klare Auskunft. Das ärgerte den Alten, der ſich noch immer bei allen ſchmerzlichen Berechnungen der Wunde ſtill und wie ſchlafend verhielt, denn er wollte ſelbſt über den Ausgang etwas Näheres wiſſen. Von dieſer Abſicht ausgehend, krümmte er ſich und rief: „O, wenn es ſchon mit mir aus wäre!"

„Rührt Euch nicht, Alter, ſonſt ſitzt der Verband ſchief," war die Antwort des Baders.

In dieſem Augenblick trat der Kaplan ein. Er hatte das dem Alten zugeſtoßene Unglück von den drei Nachbaren, die mit dem Bader Karten geſpielt, erfahren, als dieſe, auf dem Wege in's Wirthshaus begriffen, ihm begegnet waren. Hier zu Lande iſt es Sitte, daß ſchwere Kranke, ohne beſondere Aufforderung, von dem Geiſtlichen beſucht werden.

„Euer Hochwürden!" rief der Bader. „Es thut ihm Noth, daß Sie kommen."

Der Alte heulte, als er dies hörte.

„Ei, ſo ſchlimm!" meinte der Geiſtliche.

Der Bader, mit ſeiner Operation eben fertig, trat vor den Geiſtlichen und ſagte, indem er in ſeinem ſpärlichen Haarwuchs wühlte: „Ja, ſehr ſchlimm! Es zeugt von einer ſehr ſtarken Konſtitution, daß es der Alte ſo lange aushält."

„Sie glauben?" verwunderte ſich der Geiſtliche und betrachtete den todtenähnlichen Alten, der eben von einer ſchrecklichen Todesfurcht übermannt da lag.

Der Bader fuhr fort: „Nach dem Puls zu ſchließen, ſetzt die Cirkulation des Blutes in den Armen aus und nimmt eine plötzliche Wendung gegen den Kopf. Das ſieht man an dem über und über erhitzten Geſichte. Der Blutverluſt muß auch ſehr ſtark geweſen ſein, wie die Symptome am Hemde und an dem Leintuche zeigen."

Dieſen wiſſenſchaftlichen Ton kannte und liebte der Geiſtliche an dem Bader, fühlte aber diesmal nicht die geringſte Anwandlung von Heiterkeit, da ihm die Situation zu ernſt und der Zuſtand des Alten nach bloßem Augenſchein wirklich bedenklich erſchien. Dennoch ſagte er: „Die menſchliche Natur hat oft Hilfsquellen, die Niemand ahnt. Erinnern Sie ſich an den Salzarbeiter von Auſſee, den Sie im Frühjahr behandelt haben?"

Dieſe Anſpielung führte dem Bader lebhaft vor die Augen, welchen Verlegenheiten man ſich durch zu ſehr entſchiedene Urtheile ausſetzen könne. Er antwortete nachgiebig im Tone, hartnäckig in den Worten: „Hochwürden, Gott iſt Alles möglich, nicht aber dem Arzte. Bedenken Sie, mit der ganzen Schwere des Körpers auf eine Senſe zu fallen, auf eine eben geſchliffene Senſe! Sie haben die Wunde nicht geſehen!"

Der Alte dachte dabei: „Weiß er nicht, womit ich mich geſchnitten habe, ſo weiß er auch den Henker davon, ob ich in's Gras beißen muß." Er ſchöpfte trotz Schmerzen und Fieber friſche Lebenshoffnung.

„Ließen Sie ſich die Senſe zeigen?" fragte der Kaplan.

„Eben will ich ſie anſehen," antwortete der Bader, leicht verlegen. „Holt ſie mir herein, Schwarzbach."

Der Todtengräber wollte hinausgehen.

„Wo ſteht ſie denn?" fragte der Kaplan.

„An der Mauer im Hofe," gab der Todtengräber zur Antwort. „An der Mauer, ſagte mir zuvor der Alte." Er begab ſich hinaus.

Der Bader ſagte inzwiſchen: „An der Senſe liegt nichts. Wenn Jemand das Bein bricht, ſo hält ſich der Arzt nur an das Bein, nicht aber an den Fuhrmannswagen, der darüber gefahren iſt, oder an den Holzblock, der es entzwei geſchlagen hat. Es hat einen ſtarken Anſchein beim Alten, daß eines der Lebensorgane, welche ihre Funktion im Halſe haben, den ganzen Prozeß der Entzündung verlieren wird. Wie es aber auch ausfällt, ſo viel ſteht feſt, daß ich Alles gethan habe, was meiner Kunſt möglich iſt."

Der Kaplan verbiß das Lächeln und den Aerger.

Der aufmerkſam zuhörende Alte ſagte zu ſich: „Wüßt' ich doch, was der Bader jetzt geſchwätzt hat."

Da trat der Todtengräber mit den Worten ein: „Ich finde keine Senſe draußen!"

„Was ſagſt Du?" ließ ſich der verwunderte Alte mit

Digitized by Google

ſchwacher Stimme vernehmen. Er war ſelbſt begierig, die falſch angeſchuldigte Senſe zu ſehen. „Wo wäre ſie denn? Hätte ich ſie in die Streuhütte geſchleudert? Ich glaube nicht.“

Der Todtengräber antwortete: „Auch dort war ich. Nichts darin!“

Der Alte, aufgeregt und unwillig, daß ſich die Senſe gleichſam weigere, ſeine Lüge zu vollenden, entgegnete grob und beleidigend heftig: „Steckt ſie mir im Hals? An der Mauer neben dem Schubkarren war ſie, es iſt keine Stunde her.“

„Schwarzbach, ſeht noch einmal nach,“ befahl der Geiſtliche. Schon wollte der Todtengräber nachſehen gehen, als ein hübſcher, achtjähriger Knabe, der Nachbarſohn, in die Stube eintrat. Er trug etwas, was wie zwei große, breite Meſſerklingen ausſah, in der Hand. Alle Blicke der Anweſenden fuhren auf den Gegenſtand. Was faſt unmöglich ſchien, der Alte richtete ſich vor Spannung im Bette auf. Es war todtenſtill. Der Knabe, durch die unverhoffte Gegenwart des geiſtlichen Herrn ſchüchtern, begann nach einigem Zögern recht eintönig zu melden, was folgt: „Der Alte im Dorfe ſoll nicht böſe ſein, läßt der Vater ſagen. Die Senſe iſt an einem Stein, der im Graſe verſteckt war, entzweigeſprungen. Der Vater kauft dem Alten morgen am Markt eben ſo eine wie die. Der Alte war in der Frühmeſſe, da borgte mir Agatha die Senſe, freilich ganz.“

Die größte Ueberraſchung ſchlug in Alle ein. Jeder war gewiß, daß man es mit irgend einem ſchrecklichen Geheimniß zu thun habe. Der Alte war wie geſchlagen, er rollte die Augen in der Stube hin und her.

„Morgens war ſchon die Senſe fort!“ rief der Kaplan.

„Und Mittags ſah ich den Alten friſch und geſund auf der Leiter!“ rief der Todtengräber.

„Ei, ei, ei!“ wiederholte der Bader, biß verlegen die Lippe und kratzte ſich hinter dem Ohr.

„Geh', Junge!“ wandte ſich der Kaplan raſch an den Knaben. „Laß das Eiſen hier. Dein Vater ſoll gleich herkommen. Verſtehſt Du? Gleich!“

Als er das letzte Wort geſagt hatte, ſah er durch das Fenſter Agatha und den Meier herankommen. „Da kommt ja Agatha!“ rief er und fing den Knaben, der ſchon fortgehen wollte, am Arm, indem er ſagte: „Nein, nein, Dein Vater muß nicht mehr kommen. Doch, doch! Er ſoll kommen!“

Der Knabe ging fort. Alles war auf Agatha geſpannt. Dieſe kam, von ihrem Bräutigam bis zur Hausthür begleitet, um ihren Pflegevater zu beſuchen, deſſen ſchweren Unfall ſie ſo eben vernommen hatte.

Der Alte, dem das Gehirn im Kopfe umher wirbelte, wußte nicht, ob er ſich ſchlafend ſtellen und einen Ausweg erſinnen, oder ob er ſich mit einem Gewaltſtoße aus der peinlichſten der Lagen herausreißen ſollte. In dem Augenblick aber, wo der Meier bei den Häuſern an den Fenſtern draußen wieder zurückging, was mit Agatha's Eintreten in die Stube zuſammenfiel, war ſeine Haltung entſchieden. Seine dämoniſche Natur brach durch. Mit drohenden Brauen, mit blitzenden Augen, mit krampfhaft verzerrtem Geſichte, den Mund ganz ſchief gezogen, die Fauſt ballend, aber vorerſt noch hinter dem Rücken verbergend, ſetzte er ſich im Bett aufrecht.

„Wem haſt Du die Senſe geliehen?“ fragte der Kaplan die eintretende Agatha, ehe ſie noch den Gruß zu Ende ſprach.

Agatha antwortete unbefangen und gelaſſen: „Dem Manne vom Bach. Sein Junge war hier, als mein Ziehvater in der Frühmeſſe war.“

Alle Blicke ſchoſſen auf den Alten. Er ſollte reden, entwirren, enträthſeln.

Agatha, die erſt jetzt das fürchterliche, ſturmvolle Geſicht des Alten gewahr wurde, fing an allen Gliedern zu zittern an, wie das Huhn, das ſchon zuſammenbricht, wenn es den Uhu vor ſich erblickt, bevor es noch die Krallen fühlt.

Der Alte ließ nicht auf ſich länger warten. Er brach in Sätzen, die vor Ungeſtüm abgehackt waren, los: „Was leihſt Du die Senſe? Gar dem Manne vom Bach? Nicht einen Strick, wenn er ſich aufhängen will! Alles mir zum Poſſen? Militärfrei? Hochzeit? Ich will Euch was geigen!“

Hier richtete er ſich im Bette auf ein Knie auf und fuhr fort, faſt ohne Unterbrechung: „Ich bin kein Narr mehr! Nichts mehr nehm' ich über mich, wie in der Frühmeſſe! Ich bin nicht von der Leiter geſtürzt! Ich bin nicht geſtürzt auf die Senſe! Hält mich der Bader für beſoffen oder für ein Kind? In die Drachenhöhle ſchaut! Dort kriegt' ich es in die Gurgel hinein! Ihr wißt ſchon Alle, von wem!“

Mit plötzlich brechender, athemloſer Stimme unter der Begleitung der matten, zitternden Rechten ſchloß er: „Der lumpige Burſche war es, der Meier! Leopold!“

Er ſank in das Bett zurück.

Agatha, auf einen Stuhl hingeworfen, hörte den Schluß nur wie im Traume. Der Kaplan machte ſeinen Empfindungen durch Ausrufungen Luft. Der Bader war eigentlich mehr über ſich ſelbſt beſtürzt und ſeine ſtümperhafte Prognoſe. Der Todtengräber blieb betäubt, daß es ihm im Kopfe ſummte; die entſetzliche That ſchien das vortheilhafte Bild, das er vom Meier hatte, in ſeinem Gehirn mit Gepolter und Mühe umzuſtoßen.

Neuntes Kapitel.

Was für ein Diagnoſtiker Herr Huber, der Bader, iſt; wie ein vergeſſener Silberthaler zum Vorſchein kommt; und wie ein Taſchenmeſſer den Knoten der Geſchichte durchſchneidet.

Als ſich die ſchreckliche Nachricht von dem Mordverſuche, den Leopold gegen den Alten im Dorfe unternommen haben ſollte, verbreitet hatte, da ſah man einmal wieder, wie wenig man ſich auf das Urtheil und die Ueberzeugungen der Menſchen in ſchwerer Lage verlaſſen könne, weil überhaupt dem alltäglichen Bewußtſein die bewundernswürdige Großthat zu hoch und eine vollendete Bosheit zu tief liegt. Die guten Eigenſchaften des Meiers, ſeine Güte, ſeine Harmloſigkeit, ſein ganzes bisheriges achtungswerthes

Digitized by Google

Leben waren keine Schutzwehr gegen die Anklage eines rachsüchtigen, bösartigen Greises, auch nicht so weit, daß man eine Beweisführung oder Vertheidigung abwarten wollte, ehe man das Schuldig sprach. Der von Leopold's Seite oberflächliche Zwiespalt mit dem Alten und der in der allgemeinen Erinnerung frische, ganz und gar mißverstandene Auftritt in der Frühmesse machten schon Todtschlag und Mord möglich! Man glaubte daran.

Der Kaplan, der sich selbst diesem Glauben in nur schwachen Zweifeln zuneigte, führte Agathen in's Pfarrhaus, um sie dort zu prüfen und aus ihren Antworten Licht über die That zu schöpfen. Der Todtengräber wurde auf ausdrückliches Verlangen des Geistlichen beim Alten, der in einem lange währenden wirklichen oder erkünstelten Schlafe lag, zurückgelassen.

Auf dem Pfarrhause wurde Agatha nach Beiziehung des Pfarrers und des Bürgermeisters förmlich vernommen, und zwei Gemeindedienern der Befehl gegeben, Leopold an Ort und Stelle zu schaffen. Agatha vertheidigte mit leidenschaftlicher Kraft die Unschuld des Geliebten. Da sie ihre eigene Uiberzeugung auch Andern sonnenklar machen zu können glaubte, weinte sie dabei auch nicht mehr, desto häufiger brach sie, wenn sie auf den Alten zu sprechen kam, in Verwünschungen aus und forderte mit emporgerichteten Augen und Armen die Strafe des Himmels auf, daß diese augenblicklich herabkomme und den Schuldigen richte. Wie sehr sich auch die Männer, welche sie anhörten, zeitweise gerührt fühlten und so wenig Beweggründe sie auch zu solch' einer That, außer die Rache, fanden; so siegte doch das Bedenken, daß dies vorerst dahingestellt werden müsse, als von dem Mädchen gesprochen, welches die Geliebte des Angeklagten sei. Da auf diesem Wege nichts sichergestellt worden war, beschloß man die Ankunft des Meiers abzuwarten und fand räthlich, denselben in einem und in dem andern Falle, er möge eingestehen oder nicht eingestehen, dem zuständigen Gericht zu überliefern und dafür den folgenden Tag, wenn inzwischen der Alte nicht widerrufen sollte, festzusetzen.

Um diese Zeit, nach kurz zuvor angebrochener Nacht, befand sich Leopold auf dem Wege nach seinem Hofe. Als er Agatha beim Alten im Dorfe an der Thürschwelle verlassen hatte, begab er sich auf ein ziemlich weit aus dem Dorfe hinaus liegendes Feld, um nachzusehen, wie das Wetter der letzten Tage auf den Haber gewirkt habe. Agatha wußte davon und sollte ihn, je nach der Dauer ihres Aufenthaltes beim Alten, erwarten oder ihm entgegenkommen. Nicht von dem leisesten Gefühle einer Ahnung beschlichen, im Gegentheil von der Nähe und dem Pompe seiner Hochzeit träumend, die brennende Cigarre im Munde, von Zeit zu Zeit hell aufjubelnd, kam er daher und war schon dem Dorfe so nahe, daß er den Namen eines jeden Hauses bezeichnen konnte, woraus ihm ein Kerzenlicht entgegenschimmerte. Da begegnete ihm ein mäßig aber eilig daher wankender Greis, der Mann vom Seeholz, ehemals im Dienste des Alten im Dorfe, mit der Familie des Meiers wol befreundet. Er hatte die Schenke früher als gewöhnlich verlassen, um so schnell als möglich in sein Häuschen, das ziemlich entfernt an einem kleinen Bergsee einsam stand, zu gelangen und das schreckliche Tagesereigniß den Seinigen mitzutheilen.

Leopold erkannte ihn schon auf einige Schritte und rief ihm zu: „Du läufst ja aus der Schenke, als ob Dein Haus in Feuer und Flammen stände!"

Der Angeredete erkannte sogleich den Meier nach der Stimme und blieb zurückprallend stehen.

Leopold sagte lachend: „Du erschrickst ja, als wenn Dir der Teufel „guten Abend" sagte!" Dabei wollte er ihm auf die Schulter klopfen.

Der Mann hielt aber nicht Stich und war noch mehr bestürzt über einen Mörder, der sich ihm so lustig vorstellte. Er schrie ängstlich ausreißend: „Laß' mich gehen! Sie suchen Dich. Ich will Dich aber nicht gesehen haben — ich nicht!"

Leopold holte ihn mit einigen starken Schritten ein und sagte: „Ist es mit Dir richtig, Seeholzer?"

„Geh', geh!" war die Antwort. „Ich will Dich nicht gesehen haben!"

„Kennst Du mich denn nicht?" fragte Leopold ernst.

„Stelle Dich nur so! Läugne zu!" rief der aufgeregte alte Mann. „Ich wollte, daß es Dir auch bei den Gerichtspersonen Etwas helfen würde! O, warum hat der liebe Gott Dich so verlassen!"

„Weswegen?" stannte Leopold betroffen und gespannt. „Was gibt es denn im Dorfe? Daß der Alte auf die Sense gefallen ist, weiß ich schon. Wär' er indessen schon todt, so begreif' ich nicht, wie mich das so sehr anginge."

„Jetzt begreife ich Dich! da stehst Du noch?" fiel der Mann vom Seeholz ein. „Du glaubst, der Alte spricht noch immer von der Sense und beißt Dich heraus? Da muß ich Dir sagen: die Wahrheit ist schon draußen! Er hat bekannt, daß Du es warst und nicht die Sense — aber, geh', wohin Du willst, ich will Dich nicht gesehen haben!"

Leopold faßte den Alten, der wieder ausreißen wollte, beim Arm und sagte, wie durchdonnert: „Ist es wahr?" Mehr konnte er in diesem Augenblick nicht über die Lippen bringen.

Der Mann vom Seeholze antwortete: „Das ganze Dorf ist voll davon. Du thust mir mehr leid als Du glauben kannst. Um den alten Menschenfresser ist's gar nicht schade. Der hat mir manche Ohrfeige rechts und links gegeben. Wär' er wirklich auf die Sense gefallen, so würde mir das, unter uns gesprochen, Freude machen, weiß Gott!"

„Ist es wahr? Glaubt man es?" Mit diesen Worten fiel Leopold wiederholt dem Manne in die Rede. Dann rief er mit Empörung und wie mit Schmerz über die ungeheure Bosheit: „Nicht die Sense? Mich gibt er an? O, der Lügner! O, dieser Judas! O, dieser Höllentenfel in Menschengestalt!" Hierauf wandte er sich an den Seeholzer lebhaft und fragte: „Was weißt Du von Agatha? Fiel sie nicht um, als sie das hörte? Das ist ja eine Lüge, wobei sich Einem der Kopf dreht wie ein Töpferrad!" Ohne die Antwort des Gefragten aufkommen zu lassen, fuhr er rasch fort:

Digitized by Google

„Wie steht es mit ihm? Ist er zu meinem Unglück schon todt?"

„Nicht todt," gab der Seeholzer zur Antwort; „aber es steht schlimm. Mit einem Fuße ist er immerfort in der Ewigkeit. Der Bader sagte in der Schenke: „Wenn ich den auf die Beine bringe, so ist es ein Meisterstück von mir." Ja, das sagte der Bader!"

„Gute Nacht, Seeholzer!" rief Leopold und rannte in das Dorf, um die Lüge, die gegen ihn das Schlangenhaupt erhob, zu zertreten.

„Agatha ist oben!" rief die Pfarrersköchin, ein bejahrtes böses Weib, als Leopold am Pfarrhause vorübersausen wollte, nur um das Thor hinter ihm zuzusperren, falls er hinausginge, da sie ihn für flüchtig hielt.

„Ist sie d'rin?" warf Leopold rasch hin und eilte in's Haus. Agatha stand schwergebeugt, mit thränenfeuchten Augen, auf dem Gange und setzte einigen Umstehenden die Vorfälle des Tages auseinander. Zum ersten Mal im Leben berührte sie vor fremden Leuten den unaussprechlich boshaften Charakter des Alten und führte Beispiele von Mißhandlungen an, die sie in seinem Hause erlitten hatte. In dem Augenblicke, da sie Leopold erblickte, stürzte sie auf ihn zu und die Unglückseligen lagen sich in den Armen. Lange konnten sie nicht von einander lassen und drückten dabei ohne Worte, nur durch Seufzer, Seelenblicke und leise, tiefe Herzenslaute aus, was über sie kam, was sie wissen, was sie darüber denken, wie sie sich lieben und wie sie auf den gerechten Gott bauen. Worte waren in diesem Augenblicke noch zu plump, zu schwerfällig. Es war dieselbe Natursprache, in welcher zwei Waldvögel sprechen, die aus verschiedener Gegend heranfliegen und sich auf dem nemlichen Aestchen niederlassen. Die lassen sich kaum nieder und schon zwitschern sie gegeneinander unruhig und gleichzeitig. Der Spaziergänger, der unter dem Baume geht, hört sie, sieht hinauf und denkt: Wie die zwitschern! Dennoch erzählt einer der Vögel die Plünderung seines Nestes und der andere spricht vom Jäger und beschreibt das Rohr, den Knall und den Blitz, welche den Tod bringen.

Unterdessen kam der Geistliche herbei, der über die Einfindung zu Leopold's Gunsten überrascht war. Er führte Leopold in die Stube und ließ den Bürgermeister wieder kommen, worauf zu einem neuen Verhör geschritten wurde. Daraus ergab sich, daß das ganze Betragen des Beschuldigten, jedes Wort und jeder Blick den unverkennbaren Stempel der Schuldlosigkeit an sich trugen. Es gehörte in diesem Falle keine besonders feine Beobachtungsgabe dazu; gesunder Menschenverstand reichte hin und diesen besaß der Kaplan wie der Bürgermeister. Nachdem vollends Leopold über den Vorfall in der Frühmesse Aufschluß gegeben und seine letzte Zusammenkunft mit dem Alten, den er Mittags auf der Leiter stehend fand, erzählt hatte, fehlte zur völligen Beseitigung allen Verdachts nichts Anderes, als daß er sich ausweise, wo er die Zeit verbracht habe, in welcher die Verwundung des Alten geschehen war. An keinem Tage war ihm eine solche Rechenschaft leichter als eben an dem heutigen, verhängnißvollen. Diese letzteren Aussagen mit den Namen der Personen, die ihn umgaben, und der Zeit, wann dies geschah, wurden sofort zu Papier gebracht. Morgen sollten alle diese Zeugen zusammengerufen und befragt werden. Nach dieser Vernehmung, die für die Verhörenden wie für den Verhörten befriedigend schloß, nahm Leopold von der wieder freier aufathmenden Agatha Abschied und folgte dem Bürgermeister, in dessen Obhut er bis Morgen bleiben sollte. Dies hatte zur nächsten Folge, daß alle Leute im Dorfe Tags darauf über das große Ereigniß ganz anders dachten. Der Alte sei doch auf die Sense gefallen und Leopold habe ihm den Hals in der Drachenhöhle nicht durchschnitten, sagten sie. Wie würde Leopold so Etwas begehen für nichts und wieder nichts, er, der keinem Kinde und keinem Huhn wehe thun könne? Der Alte aber sei eine Giftspinne, ein Wolf und der böse Feind selber. Der könne schon auf die Sense fallen, sich umsehen und zu einem Nahestehenden sagen: Du hast mich hineingestoßen!

So schlug über die Nacht die Meinung des Dorfes um. Der Wetterhahn auf dem Thurme steht auch nach dem Winde. Inzwischen hatte der Krankheitsverlauf des Alten die Nacht hindurch und auch am folgenden Tage einen unausgesetzt schlimmeren Weg genommen. Das Wundfieber war schon vor der Frist, wo es sich gewöhnlich einzustellen pflegt, eingetreten und rüttelte den welken, hageren, verwitterten, aber noch immerhin zähen Körper. Irrreden stiegen aus dem glühenden Gehirne wie prasselnde Funken, empor, bald thöricht, daß man auflachen konnte, bald schmerzlich, daß sie Mitleid erregten; bald abgeschmackt albern wie Blödsinn, bald schauderhaft wie das nächtliche Aechzen ruhelos umherschweifender Gespenster. Doch nirgends drückte sich die schwerbelastete, schuldgebengte Seele mit klarem Sinne aus, so sehr sie sich auch an der heißen, ängstlichen, selbstzerstörenden Arbeit mit betheiligt hatte. Daher konnte der Todtengräber dem Bader, der am folgenden Tage seinen Besuch abstattete, nichts mittheilen, was irgend einen Bezug auf den Urheber oder die Ursache der Halswunde gehabt hätte.

Der Bader fand den Zustand des Alten in hohem Grade bedenklich, ja, er nahm still an, daß der Tod erfolgen werde. Die letzte, sehr entschiedene Ansicht wagte er doch nicht offen auszusprechen, bevor die Nacht eingebrochen. Um diese Zeit glaubte er, ganz untrügliche Symptome des erlöschenden Lebens vorzufinden und sonach keine Gefahr mehr zu laufen, seine Prognose neuerdings falsch zu stellen. In diesem Sinne sprach er sich auch später vor dem Kaplan und dem Bürgermeister, die eben mit der Vernehmung der Zeugen beschäftigt waren, aus. Er sagte: „Vor Sonnenuntergang läßt sich nichts sagen. Ich erwarte die Krisis ungefähr um sieben Uhr. Da wird sich zeigen, ob die Krankheitssubstanz siegt oder die gesunden Säfte."

Einige Stunden darauf hatte das Zeugenverhör einen solchen Ausgang genommen, daß Leopold's Schuldlosigkeit vollkommen erwiesen war. Dies waren des Kaplans eigene

Digitized by Google

Worte darüber, als er aus der Gemeindestube hinaustrat und sich an die dichte, neugierig wartende Volksmenge wendete: „Der Alte im Dorfe hat dem Meier himmelschreiendes Unrecht gethan. Der Meier ist unschuldig, ob der Alte widerrufe oder nicht. Doch ist zu wünschen, daß die volle Wahrheit herauskomme, denn das gehört zum Ganzen, wie zum Vater unser das heilige Kreuz!"

Dessen ungeachtet kam man überein, vorerst den Meier dem kranken Alten, dessen Zustand der Bader als sehr gefährlich schilderte, nicht gegenüberzustellen; denn wenn der Alte gesund werde, wurde gesagt, so habe es mit seinem Geständnisse keine Eile, im entgegengesetzten Falle sei zu erwarten, daß er in der letzten Stunde in sich gehen und die Wahrheit bekennen werde.

Gegen Abend erschien der Bader am Krankenbette des Alten wieder. Es war die Zeit, die er für die Leben und Tod entscheidende Krisis festsetzte. Diese schien ihm auch da zu sein. Der Bader sah und verfolgte auf dem Gesichte die fatalen Linien des hippokratischen Zuges und setzte die Lebenszeit des Alten noch auf vier und zwanzig Stunden fest. Die Stube verlassend winkte er dem Todtengräber, ihm zu folgen. Draußen sagte er zu diesem: „Spricht der Alte nichts vom Beichtvater?" — Auf die verneinende Antwort fuhr er fort: „Der Brand ist da. Ich schicke den Kaplan her. Bereitet ihn recht gescheidt darauf. Der Arzt kann nichts mehr thun. Lauen Eibischthee könnt Ihr ihm noch geben, wenngleich es auch nichts nützt."

Als der Todtengräber in die Stube zurückkam, saß der Alte im Bette ein wenig aufrecht, seit gestern auffallend magerer, hohläugig und von Fieberhitze wie roth gefärbt. Mit angestrengter Stimme sagte er: „Nicht wahr, Schwarzbach, ich muß schreckliche Dinge im Schlafe gesprochen haben?"

„Ja, geschwätzt hast Du wieder und viel —," begann der Todtengräber, ohne enden zu können, da der Alte rasch dazwischenfiel: „Nicht wahr? Sage keinem Menschen, was Du gehört hast! Im Schlafe weiß man nicht, was man redet. Du weißt, im Schlafe hat man Träume, und wenn man krank ist, so sagt man die Träume laut her. Was hast Du gehört?"

„Gehört hab' ich genug!" antwortete der Todtengräber. „Es war lauter tolles Zeug durcheinander. Einmal sagtest Du, daß mein Hund — und ich habe gar keinen — daß mein Hund immer zu dem Deinigen — und Du hast auch keinen — gelaufen kommt und ihn anbellt, und daß Du es nicht leiden wirst von meinem Hund. Da mußt' ich schon lachen!"

So geeignet diese Harmlosigkeit war, den Alten zu beruhigen, so sagte er doch, vom Gewissen schwer gedrückt, mißtrauisch: „Glaube nichts, ob ich das sage oder das! Sind wir nicht alte Freunde?"

„Ja, ja!" erwiederte der Todtengräber mit seiner ruhigen Baßstimme.

Der Alte versank in ein augenblickliches Brüten und dann in einen schlafartigen Zustand, worin es ihm vorkam, daß er Agatha todt vor sich sähe, von weiß gekleideten Mädchen umgeben, welche „der Alte! der Alte!" mit wehklagenden Stimmen riefen. „Oh, ho, ho!" schrie er und schlug die Augen auf, ob die Vision wirklich in der Stube sei. Wie wenn er es nicht phantasirt hätte, fuhr er darüber nachzudenken fort und sagte endlich, wie um sein brennendes Schuldgefühl und seine Gewissensangst zu übertäuben: „Sie ist selbst schuld daran!"

Es ging ihm aber nicht vom Herzen. Reue und Schmerz durchbohrten ihn. Er fühlte es als eine Wohlthat, einzugestehen, und dennoch schwieg er, als hätte er ein Schloß am Mund, und doch war ihm, als ob das Geständniß seiner falschen Anklage aus den Fingern hinauszucken und aus den Haarspitzen hinausschießen müßte. Da kam es ihm plötzlich vor, daß dies Alles, was ihn ganz erfüllte, nicht rein innerlich in ihm vorgegangen, sondern laut herausgesprochen worden wäre. Er fuhr zusammen und fragte den Todtengräber erschrocken und ängstlich lauschend: „Hab' ich jetzt nichts gesagt?"

„Nichts, nichts! kein Wort!" lautete die Antwort.

„Sag' es mir aufrichtig!" drang der Alte von Neuem in ihn. „Ich vermache Dir Alles!"

Dem Todtengräber schien der Augenblick gekommen, den er erwartete, und er erwiderte darauf, in Bezug auf den Auftrag des Baders, rundweg: „Was Du zu sagen hast, gehört dem Beichtvater!"

Ohne es zu hören, rief der Alte: „Richtig! Ich habe einen Silberthaler! Wo ist die Jacke? Nimm Dir ihn! Nachher vermach' ich Dir Alles!" Hierauf wurde der Alte plötzlich still und schien einzuschlafen. Später phantasirte er: „Agatha war gut! Agatha war gut! Beide waren gut! Jetzt ist es aus mit ihnen! Aber — man muß recht schweigen!"

Da sah der Todtengräber die Jacke des Alten am Boden liegen. Ohne an den Silberthaler zu denken, der von den Reisenden, die dem Alten im Walde begegnet waren, herrührte und der sich noch immer in der Jacke befand, griff er nach dem Kleidungsstück, um es auf den Nagel zu hängen. Da fiel der Silberthaler heraus. Der Todtengräber sah ihn rollen und hörte ihn klimpern, und war erst jetzt gewiß, daß dies kein Bild des Fiebers sei. Er steckte die Hand unwillkürlich in die Tasche der Jacke, die er noch immer hielt, und fand das verhängnißvolle Taschenmesser. Erst sah es schwarzgefleckt aus, aber, dem Scheine der Lampe näher, ganz blutig. Als wenn es ihn in der Hand brennen würde, zuckte der Todtengräber bei der Entdeckung zusammen, und, als hätte seinen schwerfassenden Kopf eine Eingebung gelichtet, lispelte er, auf den still Daliegenden hinsehend, vor sich hin: „Das war das Messer!"

Da phantasirte der Alte wieder und man hörte deutlich: „Agatha war gut — gut — gut! hätt' ich ihr zur Nachtzeit gesagt: Geh' und schlichte das Holz im Schuppen rechts; wo es steht, steht es gut, aber ich will es links haben! sie hätte sich nichts aus dem Schlafe gemacht, nichts aus dem Froste, nur ein Tuch hätte sie schnell umgebunden und

Digitized by Google

das Holz links aufgeſchlichtet! So war ſie!" Halbbewußt ſchlug er die Augen auf und ſagte verächtlich: „Was denn Du! Du kennſt ſie gar nicht!"

Der Todtengräber trat an das Bett, das Meſſer in der Hand emporhaltend, mit den Worten: „Heilige Dreifaltigkeit! Das iſt ja das ſchreckliche Meſſer!"

Der Alte erkannte es zurückzuckend und ſchrie: „Fort damit! Nein, her damit! Es iſt das verfluchte Meſſer! Nein, meine Hand iſt verflucht! Ich thu' es mir nie wieder! Ich bin ein ſchrecklicher Menſch!"

Da trat der Geiſtliche in die Stube, während der Alte ſeine leidenſchaftliche, fiebervolle Selbſtanklage noch immer fortſetzte. Keiner der Anweſenden fühlte darauf noch einen Zweifel an dem wahren Thatbeſtande.

Nach einiger Zeit, in welcher vollkommene Stille eintrat, träumte der Alte wieder laut: „Was ſcharrt die Kuh? Der ganze Kalk geht herunter von der Mauer! Brüllen kann ſie nicht mehr. Ich habe ſie abgeſtochen! Sie ſcharrt nur — ſie ſcharrt!"

Da, wie es ſtand, an eine Beichte und die Verabreichung des heiligen Abendmahles nicht zu denken war, ertheilte der Prieſter dem Kranken die letzte Oelung.

„Das wird ihm die wilden Gedanken austreiben!" meinte der Todtengräber hierauf.

Da rief der Alte, ſich auf die Bruſt ſchlagend und ſich in die Haare hineinfahrend: „Ich war es! Ich! Ich bin ein ſchrecklicher Menſch! Sterb' ich, wird ein Teufel aus mir! Am jüngſten Tag werd' ich daſtehen vor allen Leuten — mit Pferdefüßen — mit Bockshörnern — um den Hals eine furchtbar raſſelnde Wagenkette! Am jüngſten Tag will ich mich verſtecken!" Dies waren die Ereigniſſe dieſer Nacht.

Zehntes Kapitel.

Wie der alte Menſchenfeind ſein Ende findet und ſogar noch beweint werden kann.

Nach den Vorgängen der verwichenen Nacht blieb nichts übrig, um die Freiſprechung Leopold's in der Meinung der Menſchen zu vollenden. Am nächſten Abend waren die Zuſtände des Alten weſentlich noch immer dieſelben. Der Bader war genöthigt, ihm eine weitere Lebensfriſt von vier und zwanzig Stunden vorherzuſagen. Dasſelbe mußte er auch am folgenden Tage thun. Das machte ihn jedoch nachdenklich und er ſprach ſich nach dem nächſten Beſuche ſehr unbeſtimmt aus. Als er dies that, erkannte er nicht etwa die Unrichtigkeit ſeiner Prognoſen an, ſondern dachte mit einem ſich ſelbſt zulächelnden Dünkel, der aus ſeinem Geſichte gar nicht zu verſcheuchen war: „Lieber Huber! Künftighin machſt Du es anders. Vor der Section kann ein Arzt nichts beſtimmt ſagen. So weit ſieht die Medizin noch nicht!" Als aber der Alte noch zehn Tage darüber lebte und ſchon kein Zweifel mehr war, daß er geneſen werde, mußte der Bader an allen Orten den Spott der Leute fühlen. Doch er verachtete die Meinungen der Laien, nur vor dem Kaplan und dem Bürgermeiſter ſchien ihm eine Rechtfertigung am Platze. Er ſagte: „Kein Menſch hätte geglaubt — ich ſelber nicht — daß ich den Alten auf die Beine bringe. Ich will ein Buch ſchreiben und den Herren Profeſſoren auf dem Katheder zeigen, daß die gefährlichſten Halskrankheiten zu kuriren ſind!"

Vierzehn Tage nach dem blutigen Ereigniß in der Drachenhöhle, faſt um die nämliche Stunde, wurde der Ehrentag Leopold's und Agatha's gefeiert.

Als dies dem Alten zu Ohren kam, gab er kein lautes Zeichen irgend einer freudigen Theilnahme, wie ſehr ihn auch die ganze Zeit her die Vorwürfe über die an Agatha verübten Mißhandlungen und die brennende Reue über die falſche Anklage, die er gegen Leopold erhoben, marterten und zu Boden beugten. Statt ſich beruhigt und gehoben zu fühlen, daß doch ſeine böſen Werke zu keinem Unglück geführt hatten, wurde er von dieſer Stunde an düſterer und verſtörter. Sein körperlicher Zuſtand beſſerte ſich wol von Tag zu Tag, allein ſein von Schwermuth zerfreſſenes, von den wildeſten Selbſtanklagen zerſchmettertes Gemüth konnte nimmer und nimmer geſunden. Als er bereits von der Halswunde vollkommen wieder hergeſtellt war, ſtand es um ſeine innere Ruhe gar nicht beſſer. Tauſendmal des Tages hatte er den Namen Agatha im Munde. Er, der bisher nur Schadenfreude, Hohn und Bosheit in ſeiner Bruſt zu beherbergen gewohnt war, fühlte ſich bewegt und erſchüttert. Aus ſeinem Herzen floß ein Strom von Klagen, wie herausgewühlt von eiſernen Fingern. Doch ſeine nächtlichen Viſionen hörten nicht auf. Abgeplagt, voll Angſtſchweiß, pflegte er oft des Nachts zu erwachen und ſich in der Stube, wo er ſeit dreißig Jahren ſchlief, zu fürchten. Eines Morgens ſprang er aus dem Bette heraus und lief, wie er war, im bloßen Hemde in die Kirche. Die wenigen Beter, die ſich eben darin befanden, waren nicht wenig erſtaunt und darüber empört. Sie gingen auf ihn los, faßten ihn an und fragten, welchen neuen, tollen, gottesläſterlichen Spuck er treibe? Der Alte ſuchte ſich aus den zahlloſen Armen, die ihn feſthielten, loszumachen und ſchrie dabei: „Agatha muß hier ſein! Laßt mich! Dort ſteht der Betſtuhl! Laßt mich! Ich will zur Beicht!"

Der Alte war verrückt.

Zum letztenmal ſpottete noch ſein Zuſtand der Kunſt des Baders, der ihn auf ausdrückliches Verlangen Agatha's behandelte. Er verfiel tiefer und tiefer mit jedem Tage. Die Anfälle von Raſerei, die anfangs, wiewol ſelten, bei ihm ausbrachen, kamen endlich gar nicht mehr vor. Er ſtand ſtundenlang ruhig und düſter da, und wenn er ſprach, ſo war es irgend eine tiefe Klage. „Arme Agatha!" rief er oft dreißigmal hintereinander aus, als ob ſeine Pflegetochter unglücklich, nicht er es wäre. Seine Stimmungen waren faſt mild und weich, wie wenn ſich das gute Element, das dem Menſchen innewohnt, durch ſein ganzes Leben zurückgedrängt, im Wahnſinne, wiewol ſpät und für die Welt verloren, ausleben wollte. Langſam kam es dahin, daß er Niemanden mehr erkannte. Um dieſe Zeit beſchloß Agatha mit Zuſtimmung ihres Mannes, den Alten, der ohnehin von

Digitized by Google

ihren Gaben ſein Leben friſtete, in ihren Hof zu überſiedeln. Dem Unglücklichen wurde eine Stube eingeräumt. Er betrat ſie und wohnte hier, ohne, wie es ſchien, zu fühlen, daß er ſeine alte Wohnung gewechſelt habe. „Arme Agatha!" rief er auch hier mit unendlicher Wehmuth, daß Agathen, die oft dabei ſtand, die Thränen in die Augen traten.

Indeſſen nahm ſein Geiſteszuſtand unaufhaltſam ſeinen Weg. Der Alte zeigte nie die geringſte Luſt auszugehen. Er ſaß oft tagelang hindämmernd und brütend auf dem Stuhl, ohne Speiſe und Trank zu ſich zu nehmen, ohne ſich in's Bett zu legen. Er rief auch nicht mehr: „Arme Agatha," ſondern nur: „Agatha," zwar mit matterer Stimme, aber dieſe klang, wie wenn ſie verhallt wäre auf dem Wege aus dem tiefſten Abgrund der Klage. Er beſchäftigte ſich auch mit nichts mehr. Er warf höchſtens von Zeit zu Zeit ein Geräth aus der Stube zum Fenſter hinaus und ſetzte ſich darauf gleichgiltig, wie zuvor, auf den alten Platz nieder, oder er riß das Bett auf und zählte die Federn einzeln ab und ſtreute ſie dabei auf den Boden. Einſt ſaß er wieder in trauriger Selbſtverſunkenheit, daß er kaum auf der Welt anweſend zu ſein ſchien, da war es, als ob ihn ein mächtiger Gedanke plötzlich ergriffe und belebte. Seine gewöhnlich matten Augen blitzten, die Muskeln, aller Bewegung längſt entwöhnt, rührten ſich, er ſprang auf und rief, nicht klagend wie ſonſt, gleichmüthig, wie wenn er nur Jemanden in der Nebenſtube riefe: „Agatha!"

Doch es war kein Zeichen des erwachenden Geiſteslebens — es war das Licht und Feuer des faulen, morſchen Stammes im Walde. Kaum rief er es, ſchon riß er die Thür auf und lief, ohne bemerkt zu werden, aus dem Hofe fort. Am Ende des Dorfes angekommen, einige Schritte von ſeiner ehemaligen Wohnung weit, blieb er ſtehen und ſah eine kleine Weile zurück. „Agatha!" rief er dann, als ob Agatha mit wäre und zurückbliebe. Hierauf wankte er, ohne anzuhalten, in den Hof zurück.

Faſt alle zwei Wochen überkam ihn dieſe Luſt, aufzubrechen und Agatha ſuchen zu gehen. Er begab ſich oft eine Stunde weit, ſchweifte auf Hutweiden, in Kornfeldern und Weidengebüſchen umher und ſuchte und rief die Vermißte. Wenn ſie ihm oft auf ſeinem Wege gefliſſentlich entgegenkam und ihn nach Etwas fragte, erkannte er ſie nicht und antwortete ihr gar nicht, und wenn er ja mit ihr ſprach, ſo erkannte er ſie doch nie, erzählte ihr aber viel von ihr.

Eines Tages raffte er ſich aus ſeiner faſt lebloſen Ruhe wieder auf, um ſuchen zu gehen. Diesmal lief er aber nicht, wie gewöhnlich, ohne alle Umſtände aus dem Hofe hinaus; er verſchaffte ſich zuvor einen Gebirgsſtock und ſah ſich nach einem Waidſacke um, als wenn er voraus fühlte, daß er heute weit, weit, ungeheuer weit gehen werde. So ausgerüſtet brach er auf. Nach langem Marſche kam er in eine enge, kreisförmige, wild romantiſche Thalſchlucht. In der Mitte ſtand ein kleiner See, bald dunkelgrün, bald ſtahlblau, von ſo wundervoller Schönheit, daß er Elfen und Feen hätte verlocken können, ſchwimmende Eilande auf ihm zu bauen. Nahe an ſeinem Ufer ſtiegen ringsherum die Wälder erſt gemächlich bergauf, plötzlich raſch und endlich hörten ſie auf. Blaßgraue Felsmaſſen erhoben ſich von da aus ſenkrecht weiter und liefen faſt zum Himmel.

Hier kam der Alte an und blieb am Ufer ſtehen. Der See lag tief dunkel zu ſeinen Füßen und unbewegt in der Ruhe flüſſiger Metalle. Die Kalkfelſen ſchimmerten violettfarbig in der Abendbeleuchtung. Kein Vogel pfiff, kein Fiſchlein plätſcherte im Waſſer. Da nahm der Alte ſeinen Gebirgsſtock unter den Arm und rief mit durchdringender Stimme: „Agatha!"

Das Gebirge warf den Ruf zurück und rollte ihn durch die Waldabhänge ringsherum weiter. Da riß der Alte den Kopf nach allen Seiten, als wollte er auch den ſehen, der ihm geantwortet. Da dies umſonſt war, glaubte er ſich vom neuen melden zu müſſen. Den Gebirgsſtock noch immer unter dem Arm, den Waidſack am Rücken, ſchrie er in einer vor Anſtrengung in die Knie einſinkenden Haltung, mit weit zurückgebeugtem Kopfe, beide Hände an den Mund ſetzend, um den Schall zu verſtärken: „Agatha! Agatha! Agatha!"

Während das Echo, wie zwanzig hinter einander abgedrückte Piſtolen, um den See dahinhallte, ſah ſich der Alte mit der Behendigkeit des Vogels, rechts und links, vor und hinter ſich um. Plötzlich erblickte er am jenſeitigen Uferrande ein junges Mädchen, das aus dem Geſträuche, wo es Erdbeeren ſammelte, auf ſein Rufen hervorgekommen war.

Als könnte es nur die gerufene Agatha und niemand anderer ſein, wäre der Alte am liebſten mit einem Sprunge hinübergekommen. Ohne ein Bedenken, daß zwiſchen ihm und ihr der See und nicht ein Feldboden liege, rannte er hin. Bei dem erſten Tritte, den er auf den See that, wich das Waſſer und — nahm ihn auf.

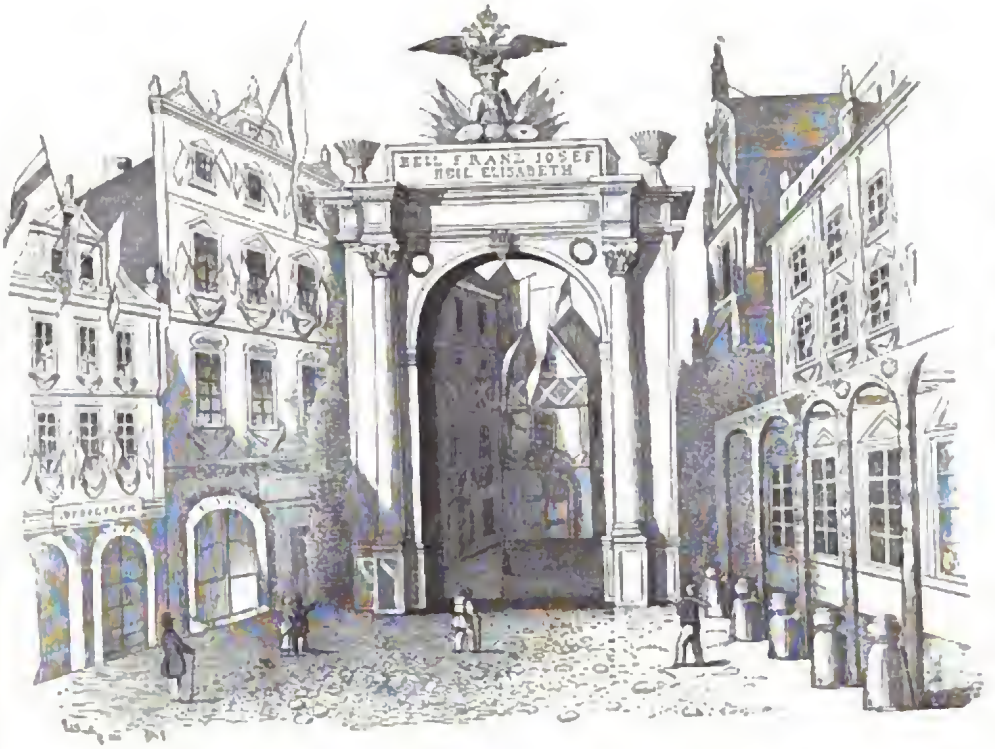
Starr, mit hervorrollenden Augen, ſah die kleine Erdbeerenſammlerin hinüber.

Nur ein Büſchlein Haare zeigte ſich noch auf der Waſſerfläche und gleich darauf nichts mehr.

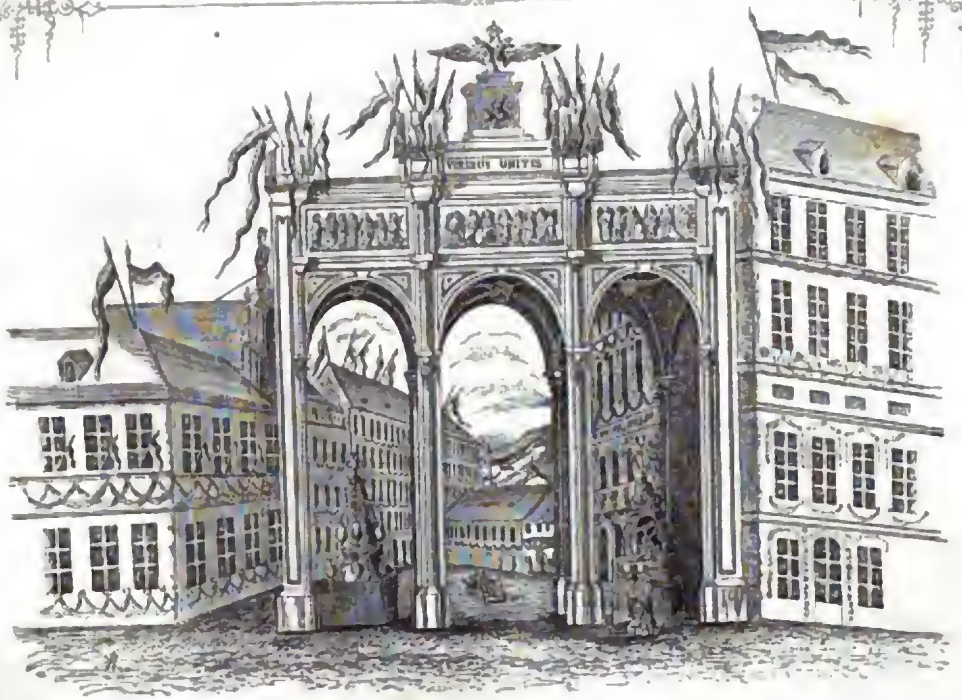
Ein ſtarker Silberring umzog die Stelle, wo der Alte zu Grunde ſank, erweiterte ſich hundertmal in immer ſchwächeren Linien und verſchwand wie ein leichtes Wellchen am Uferrand.

Das iſt die Geſchichte vom „Alten im Dorfe."

Digitized by Google



TRIUMPHPFORTE IN DER SPORNERGASSE.



TRIUMPHPFORTE DER INDUSTRIELLEN.

Digitized by Google

Digitized by Google

Feuilleton.

Prags Jubeltag.

(Hiezu die Abbildung von zwei Triumphpforten.)

Der 3. Juni wird in den Annalen von Böhmens Hauptstadt unvergeßlich bleiben; denn an diesem Tage wurde ihr das hohe Glück zu Theil, Se. k. k. apost. Majestät unsern allergnädigsten Kaiser, dessen Name bereits in ganz Europa mit Bewunderung ausgesprochen wird, und Allerhöchstdesselben erhabene Lebensgefährtin, unsere durch Tugend und Anmuth so hervorragende Kaiserin, in ihren festlich geschmückten Mauern begrüßen und die Gefühle der Liebe, Treue und Anhänglichkeit als Opferblüthen tiefgerührter Herzen dem Allerhöchsten Herrscherpaare zu Füßen legen zu können, — als lebendige Bethätigung dessen, daß die herrlichen Gefühle, welche zu Wien in den ewig unvergeßlichen Tagen des April mit liebeheißem Enthusiasmus sich kundgaben, auch in Böhmen mit gleicher Glut und Innigkeit walten, und daß die Unterthanen in dem Glücke ihres allgeliebten Kaisers sich selbst hoch beglückt fühlen. Böhmen, das zu allen Zeiten und in den verhängnißvollsten Epochen als unerschütterlich fester Stützpfeiler des allerhöchsten Thrones in opferfreudiger und patriotischer Unterthanentreue sich auszeichnete, Böhmen, das unter dem Schutze der gütigen Vorsehung zur Rettung Oesterreichs aus schweren Drangsalen wesentlich beitrug, hat die erhebende Doppelaufgabe: zu beweisen, wie theuer ihm sein allverehrter Herrscher sei, und die anmuthstrahlende Landesfürstin zum ersten Male auf eine würdige Weise zu empfangen — auf das glänzendste gelöst. Die Liebe und innigste Hingebung an das Allerhöchste Herrscherpaar hatte aus dem alterthümlichen Prag eine wahrhafte Feenstadt geschaffen, bekränzt mit den seltensten Blumen, geschmückt mit äußerst geschmackvollen Draperungen, verziert durch prachtvolle, sinnige Arrangements.

Um 4½ Uhr Nachmittags erfolgte unter dem Geläute der Glocken und dem Donner der Kanonen der Einzug Ihrer Majestäten. In der festlich geschmückten Eingangshalle des Bahnhofes begrüßte der Bürgermeister Dr. Waßka an der Spitze des Stadtrathes ehrfurchtsvoll Ihre Majestäten, worauf der Kaiser folgende huldvolle Worte allergnädigst zu erwidern geruhte: „Ich freue mich wieder in Prag zu sein. Ich habe meine Frau mitgenommen, damit sie sich von der Treue, Liebe und Anhänglichkeit der Prager selbst überzeuge." Hierauf stieg Se. k. k. apostolische Majestät, die Kaiserin am Arm, in den bereitstehenden Hofwagen unter Abspielung der Volkshymne und dem begeisterten Jubel der Volksmenge. Der Zug ging in folgender Ordnung: Voran der Landespräsident Se. Excellenz Freiherr von Mecséry, hierauf Se. Exc. der Landesmilitärkommandant F. M. L. Graf Clam-Gallas in einem Wagen mit Sr. Exc. dem ersten General-Adjutanten Sr. Majestät Grafen Grünne; nun folgten Ihre Majestäten in einem sechsspännigen Hofwagen. An diesen reihten sich die Wagen der Hofchargen, Landstände und anderer Notabilitäten. Ihre Majestät die Kaiserin saß zur Rechten Sr. apost. Majestät. Die durchlauchtigste Frau trug ein lichtes Kleid, eine rosa Mantille und einen grünen Hut. Der Kaiser war in Generalsuniform. Nächst dem Bahnhof stand das Stadtverordneten-Collegium, das Buchhändler- und Apotheker-Gremium. Hinter ihnen bildeten bürgerliche Scharfschützen Spalier. Auf zwei Tribunen, rechts und links, befanden sich die k. k. Bezirkshauptmänner und Deputationen vom Lande. An die Scharfschützen reihte sich die ganze Hibernergasse entlang das Spalier des Bürger-Corps. Der Festzug bewegte sich durch die eben so prachtvoll als sinnig ausgeschmückte Hibernergasse, in welcher an der Ecke des Bahnhofes die imposante, auf Kosten der hiesigen Bürgerschaft erbaute Triumphpforte, im Genre des Brandenburger Thores zu Berlin, sich erhob. In der Hibernergasse entfaltete besonders das gräfl. Karl Kinsky'sche, das fürstl. Salm'sche, das fürstl. Joh. Lobkowitz'sche Palais und das Leonhardt'sche Haus eine reiche Pracht und sinnigen Schmuck. Der Graben, diese wunderschöne Straße, gewährte in ihrem herrlichen Prunk einen wahrhaft zauberischen Anblick. Vor dem Café français stand das Festtableau der Schmiedezunft, eine offene Schmiede im grünen Waldgebüsch. Schmiede in blanken Schurzfellen mit grünen Sammtkäppchen auf dem Kopf hantirten am Blasebalg und Ambos. Ihnen gegenüber befand sich die Festwerkstätte der Schlosser; alle Gattungen Schlosserarbeit, vom feinsten Schlüssel bis zum Ofen, künstliche Schlösser und Maschinenbestandtheile waren zu einem sinnigen Ganzen harmonisch geordnet. Am Graben war die männliche Schuljugend aufgestellt, welche bei Ankunft des kaiserlichen Zuges kleine Fähnchen, in österreichischen, bairischen und böhmischen Farben, unter lauten Jubelrufen schwang. Wahrhaft glänzend und einzig in seiner Art war das Haus „bei drei Linden" vom Herrn Hofjuwelier Grohmann dekorirt. — Vor der Bürgerressource erhob sich das herrliche Festobjekt der k. k. patriotisch-ökonomischen Gesellschaft. Hier überreichte, als der kaiserliche Zug nahte, Se. Durchl. der regierende Fürst Joh. Adolf Schwarzenberg in der prachtvollen Geheimraths-Uniform Sr. apost. Majestät im Namen der patr. ökon. Gesellschaft eine Ergebenheitsadresse, während die Herren Maschinenfabrikanten Kubaseck und Weiße Ihrer Majestät der Kaiserin gleichfalls eine Huldigungsadresse unterthänigst überreichten. Ihre Majestäten dankten huldvollst nach beiden Seiten. — Am Ende des Roßmarktes erhob sich der Obelisk des Handelsstandes, umgeben von den Schülern der Handlungsschule und dem Handelsstande. Der Vorstand des Handlungsstandes, Herr Eduard v. Pleschner, überreichte hier Sr. Majestät ein Festgedicht, worauf der Kaiser gnädigst zu entgegnen geruhte: „Ich bin von der Liebe und Treue des Prager Handelsstandes überzeugt, Ich danke Ihnen, meine Herren" — Abseits vom Obelisken standen die Feuerspritzen und auf ihnen die Kaminfeger im Festkleid, in schwarzen Wämmsern mit blanken Knöpfen, mit Kratzeisen, weißen Kappen und Tüchern im Gürtel. — In der ebenfalls festlich geschmückten Obstgasse waren die jüdischen Zünfte aufgestellt. Das von Fiedler'sche Haus war höchst prunk- und geschmackvoll dekorirt. Unmittelbar vor Beginn der Neuen Allee stand die äußerst malerische Festtribune der Bräuerzunft. Diese symbolisirte das gesammte Braugeschäft. Der untere Theil der Tribune, in drei Abtheilungen getrennt, repräsentirte die Kellerarbeit. Auf der Höhe der Tribune selbst saß König Gambrinus in kostbarem Costüme. Auf seinem Haupte blitzte über einer rothsammtenen Haube die goldene Krone und aus deren Mitte heraus ein vergoldeter Aehrenbüschel; ein golddurchwirktes Wamms bedeckte den Oberleib und um seinen Körper war ein weiter Purpurmantel geschlagen. Rechts und links waren zwei in blaufammtne Wämmser gekleidete Pagen, von denen eine dem König den mit den Wappen Böhmens und Prags gezierten Humpen kredenzte, der andere das Schlachtschwert und das vergoldete Schild mit dem Brabanter Wappen hielt. Hinter dem König umstanden Gruppen von Braugesellen den Einmaischbottich und die Braupfanne: der eine mit einer Gerstengarbe, der andere mit einem Malzsack, ein anderer mit einer Hopfenstange, mit Rührscheiten, Malzschaufeln, Bierelmern u. s. w. Sämmtliche Personen waren malerisch costümirt. Um anzudeuten, daß Prags Bräuer mit allen Vervollkommnungen ihres Geschäftes vertraut seien, stand auf der Tribune noch eine kleine Dampfmaschine, ein Maschinist und Heizer daneben. Rechts und links erhoben sich Pyramiden aus Bierfässern; das Piedestal derselben bildeten Fässer von 120 Eimern,

Digitized by Google

dann folgten Fässer von 70, 50, 30, 20, 8, 5, 3 Eimern. Die Spitzen bildeten eineimrige Fäßchen, dekorirt mit Fahnenbüscheln. Jede dieser Faßpyramiden war über 7 Klafter hoch. Se. k. k. apostolische Majestät befahlen bei dieser Exposition der Bräuer zu halten und geruhten Allerhöchst Ihr Wohlgefallen dadurch zu bekunden. — Nebst den Bräuern bildeten die Faßbinder, Schänker, Schwertfeger, Weber und die Jugend mehrer Stadtschulen Spalier in der Neuen Allee. Das Großartigste und Reichste an Dekoration bot das gräflich Schlik'sche Palais. Weiterhin machten an 1200 Bergknappen in Paradeuniform mit drei Musikbanden Spalier. In der Nähe der Ursulinerkirche befand sich die herrliche Triumphpforte der Industriellen, deren Abbildung wir unsern Lesern vorlegen. Im römischen Styl gehalten bestand dieselbe aus drei Bogen, die auf hohen, schlanken Säulen ruhende Kreuzgewölbe darstellten. Die Felder des Gewölbes bildeten goldene Arabesken auf rothem Grund. Im mittleren Gewölbe erhob sich aus dem roth- und goldgesprenkelten Felde der Kaiseradler, der die Wappen des Allerhöchsten Kaiserpaares hielt. Der Giebel zerfiel in sechs Felder — je drei auf einer Seite — welche reliefartig gemalt einen Festzug der Industrie allegorisch darstellten, die Bohemia ihre Huldigung darbringend. Auf den Seitengiebeln standen Thürmchen empor, mit rothem, goldbefranstem Damast überkleidet, von denen reiche Goldquasten herabhingen. Auf dem Mittelgiebel befand sich die Inschrift: „Viribus unitis," über welchen erhabenen Wahlspruch der in Hautrelief gegossene, fünf Zentner schwere und acht Fuß hohe böhmische Löwe aus Silber sich erhob, während dem gegenüber die Wappen der vier Prager Städte sich befanden. Ueber dem Ganzen schwebte ein gewaltiger Adler. Die Höhe des ganzen Baues betrug dreizehn Klafter. Während das Mittelthor zur Durchfahrt frei blieb, erhoben sich in den Seitenbögen Pyramiden, die Industrieproduktion darstellend. Die Pyramide rechts versinnlichte die Bergwerks- und Hüttenerzeugnisse; in dunklem Untergrunde wurde ein Fragment des unterirdischen Lebens sichtbar, ein Rad an der Welle. Darüber bildeten Erz- und Kohlenstufen eine kompakte Masse, die mit spitzen Bergmannsschaufeln garnirt war. Das Ganze krönte das Bergmannszeichen. Die linke Pyramide repräsentirte die raffinirten Industrieerzeugnisse: der untere Theil derselben war mit dem kostbarsten Pelzwerk überkleidet, Zobel, Hermelin und Marder schlossen zu symmetrischen Gestaltungen sich aneinander. Von diesen zarten Unterlage lösten sich zierliche Juwelierarbeiten, dreiarmige Leuchter, Vasen von Silber und Porzellan und farbige Glaserzeugnisse los. Hier bot ein ganzes Feld eine Zusammenstellung ziselirter Dolche, dort eine anderes eine Gruppe von netten Miniaturpistolen dar. Um die Triumphpforte waren die Industriellen geschaart. Der Vicepräsident der Handels- und Gewerbekammer, Herr Franz Richter, überreichte dem Allerhöchsten Herrscherpaare ein Festgedicht, welches Allerhöchstdieselben gnädigst entgegennahmen und mit den huldvollen Worten: „Superb! Die Triumphpforte ist sehr schön, sie gefällt mir," Allerhöchstihren Beifall zu erkennen gaben. Unweit der Kettenbrücke stand der einfache, aber charakteristische Festbau der Zimmerleute. — Einen unbeschreiblich lieblichen Anblick gewährte der wunderprächtig geschmückte Quai. Denselben entlang bildeten auf der Moldauseite die Mädchen sämmtlicher Schulen Spalier; Abtheilungen derselben waren weiß gekleidet und trugen blaue Schärpen und Kokarden, während andere zu blauen Kleidern weiße oder rothe Schärpen hatten, viele waren mit Schärpen von frischem Laub geschmückt und trugen Laubkränze in den Haaren; außerdem trug jedes Mädchen einen Blumenkorb oder Blumenstrauß, zu welchem sich überdies noch öfter buntfärbige Fahnen gesellten. — Zu beiden Seiten des Franzensmonumentes erhoben sich zierliche Festhallen im gothischen Style, die eine repräsentirte die bildenden Künste, die andere die Musik. — Hier wurde Ihren Majestäten durch Se. Exc. den Herrn Grafen Ewein Nostiz, den Freiherrn von Mladota und den Ritter Bohusch von Ottoschütz eine in rothem Sammt mit Silberverzierung gebundene Huldigungsadresse überreicht. Weiterhin war die Maurerzunft aufgestellt, sämmtlich mit gelben Schurzfellen angethan. Nun erhob sich das höchst sinnige und geschmackvolle Festobjekt der Technik. Um dasselbe waren Hunderte festlich gekleideter Studierender gruppirt. Am Brückenplatz rechts standen die Hörer der Rechte, Medizin und Philosophie, links die Alumnen, beim Karlsmonumente selbst die Universität und die k. Gesellschaft der Wissenschaften. Hier überreichte der Rektor Magnifikus, der hochw. Abt J. Rotter, im Namen der Universität die Huldigungsadresse. — Die Karlsbrücke selbst war in einen herrlichen Garten umgewandelt voll der schönsten Pflanzen und Blumen. Die lieblichsten unter denselben aber waren die kleinen Mädchen im Festkleid, höchst malerisch gruppirt. Am Ende der Brücke vor dem Kleinseitner Brückenthurm befand sich die Tribune der Gardes-de Dames der Mädchen, deren eines der Kaiserin einen kostbaren Blumenstrauß überreichte, welchen Allerhöchstdieselbe huldvollst entgegennahm. — Auch die Kleinseite war festlich geschmückt. Am Kleinseitner Ring erhob sich der geschmackvolle, wahrhaft blendende Obelisk der Spengler. In der Spornergasse beim gräfl. Franz Thun'schen Palais stand eine Ehrenpforte im korinthischen Style. Sie wurde von einem einfachen Bogen mit vortretenden Säulen gebildet und enthielt über dem Kranzgesimse einen Sockel mit der vergoldeten Inschrift: „Heil Franz Josef, Heil Elisen!" auf der vordern, und „Segen Habsburgs ganzem Haus!" auf der rückwärtigen Seite. Auf dem Sockel waren römische Trophäen angebracht, über welche sich ein vergoldeter Doppeladler mit Krone, Scepter, Schwert und Reichsapfel emporschwang. Um die Trophäen waren Fahnen in den kaiserlichen, bairischen und böhmischen Farben angebracht. Zu Seiten des Sockels standen Vasen mit Palmenblättern, sowie zu beiden Seiten der Pforte Pflanzen. Die Höhe der Triumphpforte betrug zehn, die Breite fünf Klafter. Der Adler mit ausgebreiteten Schwingen maß fünfzehn Fuß.

Leider gestattet uns nicht der beschränkte Raum unserer Blätter, all den Glanz und Pomp, welchen Prag auf dem weiten Weg vom Bahnhof bis zur Kaiserburg entfaltete, in der ganzen Fülle zu schildern; wie vermögen nicht den wunderbaren Eindruck zu beschreiben, welchen der unvergleichliche Zauber der anmuthigen Erscheinung der jugendlichen Kaiserin auf Jedes Gemüth ausübte und Aller Herzen fesselte. Man sah jetzt selbst, wie alle Schilderungen von dem Liebreiz der hohen Frau nicht übertrieben waren, wie alle Porträts vielleicht die Umrisse, nicht aber den herzgewinnenden, unendlich lieblichen Ausdruck Ihrer Züge wiederzugeben vermochten.

Die Geschichte der unvergeßlichen Festtage Prags ist zu reich an den herrlichsten Ereignissen, als daß wir sie ganz mitzutheilen im Stande wären. Wir verweisen unsere Leser auf das so eben im Druck befindliche Buch „Die Festwoche Prags," welches diese ewig denkwürdige Geschichte, illustrirt mit acht bildlichen Darstellungen, einfach, klar, vollständig und bis in's Detail bringt. Die Herablassung, welche der ritterliche Monarch allenthalben zeigte; die huldvolle Theilnahme, welche er den mannigfachsten Angelegenheiten des Landes, der Stadt, der einzelnen Corporationen und Privaten widmete; die anmuthige Milde der jugendlichen Herrscherin, Ihre Freundlichkeit und die reichen Akte Ihrer Wohlthätigkeit, wie überhaupt die zahlreichen Beweise von Gnade, mit welchen das edle Kaiserpaar Sein Hiersein bezeichnete, sind eben so viele bleibende Merkmale, die das Andenken an die schönen Tage wach halten werden. Mit berechtigtem Hochgefühl kann aber auch Prag sich rühmen, was in seinen Kräften lag aufgeboten zu haben, die feste Liebe, Anhänglichkeit und Treue, die es zu seinem Kaiserhause hegt, offen an den Tag zu legen.

Digitized by Google

NIKOLAUS I.

Digitized by Google

Digitized by Google

Kaiser Nikolaus I. zu Hause.

(Mit dem Porträt.)

„Nikolaus," erzählt Dr. Michelsen, „steht frühzeitig auf und geht, nach einem kurzen Spaziergange, alsbald an's Tagesgeschäft. In seinem Arbeitszimmer herrscht die größte Ordnung; die Wände sind mit Gemälden von Regiments-Uniformen verziert. Das Meublement ist elegant, aber nicht überreich; überhaupt sieht man nirgends eine Spur von nutzlosen Ornamenten. Das Mittagsmahl nimmt nur wenig Zeit weg, denn es wird schnell aufgetragen und der Gerichte sind verhältnißmäßig wenige. Der Czar ißt stark, trinkt aber nur mäßig. Er raucht und schnupft nicht. Abends genießt er zwei oder drei Tassen sehr starken Thee und bringt dann die Zeit bis zum Schlafengehen mit irgend einem Spiele zu. Trotz diesem regelmäßigen Leben, welches natürlich durch Besuche, Reisen u. s. w. unterbrochen wird, ist der Kaiser kein Sklave der Gewohnheit. Nach Denen, welche die beste Gelegenheit hatten, darüber zu urtheilen, ist sein Verhältniß zur Kaiserin eben so einfach als edel. . . . . Frauen sind aber nicht ohne Einfluß an seinem Hofe. Im Jahre 1846 tanzte ein junger Garde-Lieutenant mit Frau von Daschkoff eine Polka, und zwar so sehr zur Zufriedenheit dieser Dame, daß er bald darauf zu einem der Adjutanten des Czaren befördert wurde. Seine Freunde komponirten eine neue Polka, die sie ihm unter dem ironischen Titel „Avancements-Polka" dedicirten. In Betreff seiner Aeußerungen väterlichen Gefühls ist nie viel über den Kaiser gesagt worden, wenigstens zeigte er solches nicht auf eine lebhafte Weise, während seine Kinder noch jung waren. Die Großfürstin Olga, die verstorbene Prinzessin Alexandra und der Großfürst Konstantin wurden oft als seine Schoßkinder bezeichnet; darf man jedoch nach dem äußern Schein urtheilen, so herrschte in ihrem Verkehre mit dem Vater, als sie herangewachsen waren, stets viel Förmlichkeit und Ceremoniell." Custine bemerkt im Werke „Rußland im Jahre 1839": „Nikolaus vergißt seine Majestät blos im häuslichen Leben, wo er sich erinnert, daß des Mannes Glück unabhängig von Staatspflichten ist."

Indeß herrscht doch in dem häuslichen Leben des Winter-Palastes eine Art von Koketterie. Personen, die mit der kaiserlichen Familie ziemlich bekannt sind, behaupten, daß, wiewol Nikolaus seine Kinder zärtlich liebe, er doch gegen seine Söhne eine ernste kalte Haltung zeige, während das Benehmen gegen seine Töchter im höchsten Grade ritterlich sei; allerdings ist dies ein Verhalten, welches er im Allgemeinen Damen gegenüber behauptet. Die leidende kränkliche Kaiserin behandelt er mit der zärtlichsten Theilnahme, wir können keinen bessern Ausdruck finden. Wenn sie durch Unpäßlichkeit an ihr Zimmer gefesselt ist, besucht er sie oft daselbst, und die Zeitungen, welche stets voll des Lobes seiner unveränderten Gattenliebe sind, berichteten bei einer Gelegenheit, daß er während des Aufenthaltes Ihrer Majestät in Neapel 1847 sie oft die Treppe hinauf in ihr Zimmer getragen habe. Während des Brandes des Winter-Palastes 1836 benachrichtigte Graf Orloff seinen Herrn, daß das Feuer bereits das kaiserliche Privatgemach oder Arbeitszimmer zu ergreifen drohe und fragte ihn, was er daraus gerettet zu wissen wünsche, da keine Zeit zu verlieren sei. „Blos mein Portefeuille," lautete die Antwort, „es enthält die Briefe, welche mir die Kaiserin zur Zeit unserer Verlobung schrieb."

Hervorragende Persönlichkeiten auf dem russisch-türkischen Kriegsschauplatz.

Fürst Paskiewitsch.

(Mit Porträt.)

Der berühmte Feldherr, dem Rußland ungeheure Triumphe und politische Vortheile zu verdanken hat, Johann Fedorowitsch Paskiewitsch, Fürst von Warschau, Graf von Eriwan, Feldmarschall und Statthalter im Königreich Polen, ist am 8. Mai 1782 zu Pretawa geboren und stammt aus einer adeligen Familie Kleinrußlands. Er ward von der Kaiserin Katharina II. in das Pageninstitut zu Petersburg aufgenommen und von Paul I. zu seinem Leibpagen ernannt. Im Jahre 1800 trat er als Lieutenant und des Kaisers Adjutant in das Regiment Preobraschensk und errang 1806 im Feldzuge in der Moldau den Ehrendegen der Tapferkeit. Paskiewitsch war der Ueberbringer des damaligen Ultimatums Rußlands an die Pforte; er entging nur durch die schleunigste Flucht aus Konstantinopel der ihm drohenden Gefahr. Der Sturm auf Braila, 1809, brachte seinem Muthe die Beförderung vom Kapitän zum Obersten; 1810 bereits ward er Generalmajor, 1811 Chef des Infanterieregiments Orel und Commandeur der ersten Brigade der 26. Infanteriedivision. In der Schlacht bei Smolensk, 17. August 1812, befehligte er einen Theil des Centrums, nahm bei Borodino am 7. September den Franzosen eine von denselben eroberte Batterie wieder ab und machte in dem Gefecht von Wjasma am 3. November 3000 Gefangene. Er nahm dann ruhmvollen Theil an den Gefechten von Krasnoi, Merline und Katowo, folgte dem feindlichen Heere über die Berezina bis Wilna und übernahm dort einstweilen das Commando des siebenten Corps.

Im folgenden Jahre, 1813, focht Paskiewitsch bei Gieshübel (6. September) und bei Dohna (8. September), wo er den General St. Cyr nach Dresden zurückdrängte, und machte die Schlacht bei Leipzig mit, wo er am 19. Oktober 29 Geschütze eroberte. Gleich nach der Schlacht ward er zum Generallieutenant ernannt und bestimmt, mit seiner Division an den Blockaden von Magdeburg und Hamburg theilzunehmen. Von den Gefechten des Jahres 1814, in welchem Jahre er das Commando der zweiten Grenadierbrigade erhielt, machte er am 20. und 21. die von Arcis sur Aube, am 31. März bei der Schlacht von Montmartre den Angriff auf die Höhen von Belleville mit. Noch vor der Einnahme von Paris ging Paskiewitsch nach Rußland zurück, führte aber 1815, als Napoleon von Elba kam, seine Division wieder nach Frankreich. Wieder nach Wilna zurückgekehrt, wurde er Commandeur des Grenadiercorps und begleitete 1817 den Großfürsten Michael auf dessen Reise.

Digitized by Google

Das Jahr 1826 führte Paskiewitsch auf neue Bahnen des Ruhmes. Der persische Krieg brach aus und kaum hatte Paskiewitsch dem kommandirenden General Thermoloff vom Don her Verstärkungen zugeführt, als er nach dem Siege von Elisabethpol am 25. September das persische Heer durch seine verzüglich geleitete Verfolgung fast aufrieb. Sein Lohn war seine Ernennung zum Oberbefehlshaber des kaukasischen Heeres, von welchem Thermoloff abgerufen wurde. Im April 1827 eröffnete Paskiewitsch den zweiten Feldzug, nahm Etschmiazin, schlug Abbas Mirza und zog am 7. Juli siegreich in die Festung Abbasabad ein. Darauf schlug er, am 30. August, die Perser auf beiden Seiten des Aberan, stürmte am 25. September Sardar Abad und stand um 6. Oktober vor Eriwan, das er nach zwölftägigem Bombardement erstürmte. Von dort ging es in siegreichem Zuge nach Altmedien, Tauris ward besetzt und von dort aus der Friede diktirt, der am 22. Februar 1828 in Turmantschai ratificirt wurde. Von diesem Feldzuge trug Paskiewitsch den Ehrennamen Eriwanski (Graf von Eriwan).

Jetzt brach der zweijährige Krieg mit den Türken aus. Paskiewitsch rückte mit der Hälfte des kaukasischen Heeres in's Feld, überschritt am 26. Juni bei Gumri auf der Straße von Kars nach Tiflis die türkische Grenze und erstürmte am 5. Juli die Festung Kars. Von dort marschirte er gegen Achalkiaki, das am 5. August kapitulirte, nahm am 7. August Gertwissi und eroberte am 27. August, nachdem er ein türkisches Heer von 25.000 Mann geschlagen, die Stadt Achaltzik und um 28. August die Citadelle gleichen Namens. Von hier marschirte er über Ardaghan nach Kars und bezog, da die Kälte zu heftig eintrat, Winterquartiere in der Umgegend von Tiflis. Im Jahre 1829 ward der Feldzug wieder aufgenommen. Paskiewitsch verließ am 28. Mai Tiflis und drang gegen Erzerum, der Hauptstadt Kleinasiens, vor, wo er am 1. Juli die Truppen des Seriaskers schlug und am 2. Juli das Lager Hadschi Pascha's eroberte. Paskiewitsch rückte nun ohne Aufenthalt gegen Erzerum vor, nahm Hassa Kale um 5. Juli und Erzerum um 9. Juli. Hiermit war der Feldzug in Asien beendet; Paskiewitsch wendete sich daher nach Trebisond, schlug am 8. August bei Ehart ein türkisches Corps und am 9. Oktober bei Beiburt den neuernannten Seriasker. Die Nachricht von dem zu Adrianopel geschlossenen Frieden machte den Feindseligkeiten ein Ende. Paskiewitsch ward vom Kaiser zum Feldmarschall ernannt und erhielt eine der eroberten Fahnen zum Geschenk.

Im Jahre 1830 war Paskiewitsch mit der Unterwerfung der aufständischen Gebirgsvölker beschäftigt. Da rief ihn die polnische Revolution zu anderer Thätigkeit. Im Jahre 1831, nach dem Tode von Diebitsch, ward Paskiewitsch zum Nachfolger desselben ernannt und am 26. Juni übernahm er zu Pultusk den Oberbefehl über das russische Heer, das 60.000 Mann stark war. Außerdem standen 9.000 Mann unter Galewin bei Siedlce und 14.000 Mann unter Rüdiger am Wieprz. Die polnische Armee, 40.000 Mann stark, war bei Warschau versammelt und Paskiewitsch entschied sich, sofort auf das linke Weichselufer zu gehen und gegen Warschau zu marschiren. Am 4. Juli brach das russische Heer in vier Colonnen von Narew auf und am 17. Juli ging Paskiewitsch bei Osiek über die Schiffbrücke. Er rückte in drei Colonnen gegen Lowicz, 10 Meilen westlich von Warschau, vor und concentrirte dort am 3. August seine Armee. Vier Meilen davon, bei Sochaczew, stand die polnische Armee. Paskiewitsch verschanzte sich an der Bzura. Da man in Warschau unterdeß beschlossen hatte, den General Ramorino mit 20.000 Mann und den General Lubiensky mit 3.000 Mann auf das rechte Weichselufer zu senden und so Warschau bedeutend geschwächt hatte; so ergriff Paskiewitsch die günstige Gelegenheit und schritt zum Sturm auf Warschau. Am 8. September ergab sich die Stadt. Schon am 17. September mußte Ramorino auf österreichischem Boden die Waffen strecken, und am 5. Oktober streckte auch der Rest der polnischen Armee, von Paskiewitsch verfolgt und gedrängt, auf preußischem Boden die Waffen. Für diese neuen Dienste erhob der Kaiser den siegreichen Feldherrn unter dem Namen Warzawsky in den Fürstenstand und ernannte ihn zum Statthalter des Königreichs Polen. Erst 1849 erschien Paskiewitsch wieder, auf kurze Zeit, auf dem Kriegsschauplatze in Ungarn, wo ihm das Glück gleichfalls günstig war. Im Jahre 1850 feierte er sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum, wobei ihm unter anderen Ehren auch die der Ernennung zum Feldmarschall der österreichischen und preußischen Armeen wurde. Jetzt ist der greise Feldherr abermals zum Generalissimus der Armee an der Donau ernannt.

Vom Kriegsschauplatz.

Die Lage Kronstadt's, sein Verhältniß zu Petersburg, als dessen „Wasserther," ist bekannt. Hier gehen alle größeren Schiffe vor Anker, die ihre Waaren der Metropole Rußlands zuführen; hier im Kriegshafen befindet sich die Hauptstation der russischen Ostseeflotte, derselbe kann gegen dreißig Schiffe aufnehmen und ist durch einen 450 Faden langen Hafendamm gegen den Wellenschlag des Meeres geschützt, jedoch bereits so seicht geworden, daß zur Ebbezeit kein großes Kriegsschiff mehr hineinsegeln kann. Neben diesem liegt der zum Ausrüsten der Kriegsschiffe bestimmte Mittelhafen; denn in Petersburg werden nur die Rümpfe der Schiffe erbaut und mit unsäglicher Mühe zwischen Leichterschiffen über die seichte Kronstädter Bucht nach diesem Hafen transportirt, um dann erst ihre vollständige Ausrüstung und Armirung zu erhalten. Westlich von ihm sehen wir den Kauffartheihafen, welcher an tausend Schiffe faßt und wo alljährlich gegen 1400 Schiffe einlaufen. Dieser Hafen wird im Süden durch das vier Etagen hohe, in der Rückseite jedoch unbeschützte Fort Mentschikoff mit 44 Kanonen, und im Nordwesten durch eine eben so wie jenes aus Granitblöcken erbaute Batterie vertheidigt, welche den angenehmsten Spaziergang von Kronstadt darbietet. Von dem Mittel- und dem Kauffartheihafen führen zwei große Kanäle in die Stadt. Die Kais dieser Kanäle bestehen, sowie die des Hafens selbst, aus Granit. Sie sind ein Werk des Kaisers Nikolaus, der überhaupt für Kronstadt mehr gethan hat als alle übrigen russischen Herrscher seit Peter dem Großen. Der von Peter begonnene und von Elisabeth beendete Mittelhafenkanal führt die Kriegsschiffe in den ebenfalls aus Granitblöcken erbauten Ausbesserungsdock, welcher zehn große Schiffe auf einmal aufnehmen und mittelst einer Dampfmaschine in zwei Tagen trocken gelegt und in sechs Stunden wieder gefüllt werden kann.

Die Festungswerke von Kronstadt sind sehr bedeutend; sie wurden bereits von Peter dem Großen begonnen. Er ließ das Fort Kronslot erbauen und die Insel selbst durch eine zweite Citadelle befestigen. Seine Nachfolger setzten das von ihm angefangene Werk fort, welches Paul I. dadurch beendete, daß er den Risbankfelsen mit Vertheidigungswerken versah, unter deren Kanonen alle Schiffe, welche in die Bai einsegeln wollen, passiren müssen. Gegenwärtig enthalten die Festungswerke von Kronstadt 500 große und unzählige kleinere Geschütze, wovon 200 durch ein Kreuzfeuer die Einfahrt völlig beherrschen. Die Newamündung, d. h. Petersburg, hat zwei Zugänge, von denen der nördliche, zwischen dem durch seine Gewehr- und Ankerfabriken berühmten Dorfe Süsterbeck, auf dem finnischen Festland, und dem mit einer Besatzung von 750 Mann versehenen und mit 120 Zweiunddreißigpfündern armirten Alexanderfort hinführt. Dieses casemattirte, vier Stockwerk hohe Fort soll indeß an dem Fehler leiden, daß die Schmalheit der Schießscharten und die Enge der Räume, worin die Geschütze aufgestellt sind, beim Feuern den erstickenden Pulverdampf im Innern festhalten. Es liegt von dem übrigen Vertheidigungssystem der Insel ziemlich abgesondert an der Nordwestspitze der Insel und beherrscht das ohnehin durch die vielen in ihm enthaltenen

Digitized by Google

Sandbänke und Untiefen gefährliche Fahrwasser vollkommen. Seit seiner Errichtung ist dieses aber durch das Versenken von mit Steinen angefüllten Schiffen auf der Linie zwischen der Nord-Ost-Spitze der Insel und der Landzunge List Noß völlig ungangbar gemacht worden. Der südliche Zugang ist zwar beinahe eine Meile breit, sein Fahrwasser wird aber durch die Oranienbaumer Bank auf einen nur 2000 Schritte breiten Kanal zusammengedrängt, welcher Anfangs nur fünf Faden tief ist, aber später eine Tiefe von sieben Faden erreicht. Schon hier hat jedes heransegelnde Schiff zu beiden Seiten im Meere erbaute Festungswerke vor sich. Zur Linken liegt in einer Entfernung von etwa 800 Schritten das elliptische Fort Alexander, dessen Front vier Schießschartenreihen besitzt, während die Flanken deren nur drei, aber einen Schutzwall mit auf Stückbänken liegenden Kanonen haben und welches im Ganzen 116 Zweiunddreißigpfünder enthält. Achthundert Schritte davon, auf der rechten Seite, erblickt man das Fort Nisbank oder, wie es ganz neu getauft wurde, Kaiser Paul, mit drei casemattirten Geschützreihen, einer dem Wasserspiegel gleichen und einer darüberliegenden, welche zusammen mit sechzig Kanonen vom schwersten Kaliber armirt sind. Der Kanal wird nun immer enger, bis seine Breite nur noch dreihundert Schritte beträgt, und jetzt gelangt ein hereindringender Feind in den Bereich der Kanonen der Mittelbastion des Forts Peter I. Es liegt auf der linken oder nördlichen Seite und hat drei durch Courtinen verbundene Bastionsthürme, von denen der erste die Strecke bis zum Fort Alexander bestreicht, während die andern beiden den Kanal beherrschen. Sie enthalten 28 Kanonen in Casematten, und darüber eben so viele auf Stückbänken; die Courtinen haben nur zwanzig Geschütze auf Stückbänken. Das dem vorigen ziemlich gegenüberliegende Fort Kronslot ist eigentlich nur ein im Meere erbauter Steindamm mit drei Bastionen an jedem Ende, die jede mit zwölf Geschützen in Casematten und zehn auf Stückbänken montirt sind. Die sie verbindende Courtine trägt zwanzig Kanonen.

Hat der Feind aber auch alle diese Festungswerke bereits im Rücken, so muß er doch erst in der sogenannten kleinen Straße den hitzigsten Empfang erwarten, denn hier bestreichen ihn die siebzig Kanonen und zwölf Mörser des tausend Schritte langen Hasendammes, auf welchem aber die Geschützbedienung allerdings nicht gedeckt ist, von der linken Seite, und direkt vor sich hat er das bereits erwähnte Fort Mentschikoff, welches den Gegner gerade auf der verwundbarsten Seite faßt, nämlich auf dem Buge.

Sind alle diese Hindernisse überwältigt, so kann man mit Kanonenbooten auf der Newa bis vor die Thore des Winterpalastes fahren und über diesen Czarensitz nach Willkür verfügen. —

Silistria bildet ziemlich genau die Hälfte eines Kreises, dessen Durchmesser von 2000 Schritt nach der Donau zugekehrt ist. Der Platz wird von zehn Fortifikationsfronten, jede 550 Schritte lang, umschlossen und liegt in einem schmalen Thale, welches gegen Nordosten durch kalkartige Felsen und gegen Nordwesten durch bebaute Anhöhen mit Weingärten eingeschlossen ist. Das Thal, dessen Boden thonartig, ist unbebaut und bildet in der ganzen Ausdehnung eine mit Nußbäumen besäete Wiese. Im Süden von Silistria tritt das bulgarische Plateau, 200 Fuß hoch und vollkommen eben, bis nahe an die Donau heran und senkt sich nicht schroffer zu derselben herab, als daß man überall auf der Böschung sich noch mit Artillerie etabliren kann. Von diesen Höhen übersieht man auf 800 Schritt von der südlichsten Bastion entfernt, vollkommen das ganze Innere der Festung bis zum Fuße der gegenüberliegenden, der Donau zugekehrten Kehlseite. General Kuzkowski, bei den Türken Muchlis-Pascha genannt, erkannte sehr wol, daß so lange nicht auf den die Festung beherrschenden bulgarischen Höhen einige selbstständige starke Werke angelegt würden, der Platz selbst unhaltbar sein würde. Ihm, dem das Heer der Pforte, namentlich dessen vorzüglichste Waffe, die Artillerie, das verdankt, was es ist, gelang es, das als unumgänglich nothwendig Erkannte durchzusetzen, und so wurde der Bau zweier massiv aufgemauerter, mit bombenfesten Räumen und wohlgedeckten Batterien versehener detachirter Forts im Süden von Silistria, ungefähr 800 Schritt vom Hauptwall entfernt, in den letzten Jahren begonnen und vollendet und somit die schwächste Seite in die stärkste umgewandelt. Da bei der Breite der Donau von ungefähr tausend Schritten das Feuer vom jenseitigen Ufer, ungeachtet es etwas tiefer liegt als das diesseitige, dem Platz sehr lästig werden muß, so hat man hier wolweislich die am meisten vorgeschobenen Werke aus Lehmerde aufgeführt und dieselben mit Flechtwerk und Rasen gut bekleidet und hat, um einer etwaigen Ueberrumpelung der Russen von der Wasserseite aus nachdrücklich begegnen zu können, einige Blockhäuser und Erdwerke auf dem zwischen der Donau und der Nordfronte der Festung gelegenen, ungefähr 150 Schritte breiten Raume erbaut, um hierdurch eine bessere Bestreichung dieses Terrains und eine hartnäckigere Grabenvertheidigung zu erzielen. Die Stadt Silistria bildet ein längliches Viereck und ist mit einem Walle und Graben umgeben, die Vorwerke im Thale sind ohne Bedeutung. Das Fort Medjid (Abdul-Medschid) beherrscht die Stadt und Umgebung und ist der erste zu erobernde feste Punkt, wenn die ganze Belagerung Silistria's nicht eine fruchtlose sein soll. Was Silistria fehlt, sind ausreichende bombenfeste Räume; allein die Türken sind gewohnt, dergleichen sich durch Eingrabungen und Eindeckungen in die Wälle zu verschaffen, in welchen auf gleiche Weise auch die Munitionsvorräthe untergebracht werden.

Da der tapfere Vertheidiger Silistria's, Mussa Pascha, von einer Kanonenkugel getödtet wurde, so trat Kirkli Pascha an seine Stelle. Die Leitung der artilleristischen Angelegenheiten steht noch immer unter dem Lieutenant Krachr, einem der preußischen Artillerie-Instruktionsoffizlere im Dienste der Pforte. Die Belagerung von Silistria im Jahre 1828 mißlang bekanntlich gänzlich und die Russen mußten mit dem Beginn des Winters einen, besonders an Artilleriematerial sehr verlustvollen Rückzug antreten. Die unumgänglich nothwendige Wegnahme dieses Platzes nöthigte die Russen zu einem fernern Feldzuge im Jahre 1829. Die zweite Belagerung von Silistria begann Mitte Mai 1829, und am 29. Juni kapitulirte der damalige Kommandant, Sert Mohamed Pascha. Die Festung hatte seit der Einschließung 41, seit Anlegung der ersten Parallele 35, nach Vollendung der dritten Parallele 25 und nachdem durch die ungeheuern Minensprengungen ein sturmrechter Aufgang gebildet worden, noch neun Tage sich gehalten. Dennoch war es nicht zum eigentlichen Sturme gekommen, der bekanntlich auf türkischen Seschen zu den mörderischsten Gefechten führt, sondern der Kommandant kapitulirte in Folge des Eindrucks, welchen die für die Türken unglückliche Schlacht bei Kulewscha auf ihn ausübte.

Aus dem Leben berühmter Personen.

Peter der Große befahl eines Tages, da er nach Mittag ausruhen wollte, Niemanden vorzulassen. Der Fürst Menzikoff, gewohnt immer freien Zutritt zu haben, nahm es sehr übel, daß man ihn zurückwies. Er wollte mit Gewalt in das Gemach des Kaisers, die Schildwache drohte ihm jedoch mit dem Flintenkolben, und er mußte sich entfernen. Den andern Tag beschwerte er sich bei dem Monarchen über den wachhabenden Soldaten, welcher sogleich herbeigerufen wurde.

Peter. Kennst Du diesen Herrn?

Soldat. Ja, es ist der Fürst Menzikoff.

Peter. Hast Du ihm wirklich Kolbenstöße geben wollen?

Soldat. Ja, wie jedem Andern, der gegen Ihre Befehle handeln will.

Peter. Gut. Hier sind drei Gläser Branntwein, nimm Menzikoff, und trinke auf die Gesundheit dieses braven Soldaten, den ich hiermit zum Unteroffizier ernenne. — Menzikoff trank.

Digitized by Google

Nun trinke, fuhr der Monarch fort, das zweite Glas auf die Gesundheit dieses Unteroffiziers, der Oberlieutenant werden soll. — Menzikoff gehorchte mit Verdruß. Nun mußt Du noch, sagte der Monarch, auf die Gesundheit dieses Oberlieutenants trinken, der jetzt Hauptmann geworden ist, und dann kleide und equipire ihn seinem Stande gemäß, damit er längstens in drei Tagen vor mir ordentlich erscheinen kann. — Diese Art von Avancement kommt nicht mehr vor, war aber ihrer Zeit dem russischen Charakter anpassend.

Miszellen.

Die ganze russische Seemacht besteht aus ungefähr 400 Kriegsschiffen mit über 6000 Kanonen und ungefähr 55,000 Mann Matrosen, Soldaten, Artilleristen ꝛc. Unter den Schiffen befinden sich etwa 130 Kanonenboote, von welchen die meisten zur Scherenflotte gehören, welche die Russen, den Schweden nachahmend, zur Beschützung der finnischen Küste organisirten. Auf allen Meeren, zu denen die Russen gelangten, ließen sie Schiffe vom Stapel, auf dem baltischen Meere wie auf dem schwarzen, auf dem kaspischen, weißen und ochotzkischen. Doch natürlich blieben der Entlegenheit und den unbedeutenden Verhältnissen der drei letztgenannten Meere gemäß die Flotten auf ihnen klein und unbedeutend. Einige Fregatten und Brigantinen sind Alles, was die Russen auf dem kaspischen, weißen und ochotzkischen Meere gründeten. Die beiden Hauptflotten entwickelten sich in der Ostsee und später auf dem schwarzen Meere. Die Hauptflotte ist indeß noch immer die baltische. Es ist jetzt und schon seit langer Zeit nach der Zahl der Schiffe und Kanonen die entschieden bedeutendste Kriegsmacht auf dem ganzen baltischen Meere, und sie übertrifft alle Flotten der Ostsee zusammengenommen in Hinsicht auf Zahl und Bemannung der Schiffe um das Doppelte. Von den europäischen Mächten, deren Besitzungen an den Küsten der Ostsee liegen, haben die deutschen Staaten Mecklenburg, Preußen, Holstein und Lübeck keine Flotte ausgebildet. Nur die Schweden und Dänen haben von jeher Kriegsschiffe besessen. Die Flotte der Schweden besteht aus etwa 100 größeren Kriegsschiffen, worunter 10 Linienschiffe und 13 Fregatten den Kern bilden, und einer Scheerenflotte von etwa 300 Kanonenschaluppen und Kanonenjöllen. Die Flotte der Wächter des Sundes, der Dänen, dieses Schiffer- und Inselvolkes, besteht jetzt wieder aus 30 größeren Seeschiffen, unter denen 6 Linienschiffe und 6 Fregatten den Kern bilden, und aus 90 Kanonenbooten. Die russischen Schiffe haben an der Ostsee jetzt 300 Meilen Küstenland als russisches Eigenthum zu vertheidigen. Vor Alexander besaß Rußland hier nur 170 Meilen Küste, vor Katharina nur 120 Meilen, zur Zeit Peter's I. nur 100 Meilen und vor ihm, d. h. vor 150 Jahren, keinen Fuß breit.

Humoristisches.

„Hingeworfene Gedanken von E. B.," lautete jüngst die Ueberschrift in einem Modenjournal. Als nun der Redakteur von Einem gefragt wurde, ob er diesen Artikel nicht sonderbar finde, entgegnete er: „Nein! es ist recht gut, wenn sich Frauen von solchen Gedanken je eher je lieber losmachen."

Gegenseitiges ungegründetes Mißtrauen. Der berühmte nordamerikanische Staatsmann D. Webster erzählte gern von seiner Reise von Baltimore nach Washington mit einem handfesten, dicken Kerl, der ihn für einen Räuber hielt. Dieser Vorfall begegnete Webster in einer Zeit, wo es noch keine Eisenbahnen gab, als er eines Nachts mit Privatgelegenheit von Baltimore nach Washington fahren mußte. Der Mann, der den Wagen lenkte, war von so verdächtigem Aussehen und erzählte dabei fortwährend so viele Räuber- und Mordgeschichten, daß Webster bald ängstlich zu werden anfing. Plötzlich blieb der Wagen mitten in einem dichten Walde stehen, und der Kutscher drehte sich nun zu seinem Passagier um und rief ihm im grimmigen Tone zu: „Jetzt, Herr, sagen Sie mir, wer Sie sind." Webster mit zitternder Stimme und im Begriff, vom Wagen herunterzuspringen, antwortete: „Ich bin Daniel Webster, Congreßmitglied aus Massachusetts." „Was," erwiederte der Kutscher, ihn mit Wärme bei der Hand fassend, „Sie sind Webster! Gott sei Lob und Dank! Sie haben ein so verflucht häßliches Gesicht, daß ich Sie für einen Halsabschneider oder Straßenräuber hielt."

Eine Dame in einer großen Stadt hatte das Unglück, ihren Mann, ihre Geschwister und einige von ihren Kindern durch den Tod zu verlieren. Der Küster brachte ihr nach der Beerdigung einen Aufsatz über die Jura Stolae und andere Leichengebühren, die sie zu bezahlen hatte. Sie fand die Rechnung zu groß und zog also einen Thaler an der Bezahlung ab. Jener sah das aufgezählte Geld ein Wrilchen an, strich es aber endlich doch ein und sagte: „Nun, für diesmal mag es sein, Madame, da Sie ein sehr guter Kunde sind und ich noch mehr Verdienst von Ihnen erwarte; aber wenn Ihre andern lieben Kinder sterben, so kann ich es wahrhaftig nicht thun."

Scherz und Laune.

Von einem sehr häßlichen Manne ging das Gerücht, daß er den jungen Mädchen förmlich nachlaufe. — „Ach nein," sagte Einer, der ihn kannte, „das ist nicht wahr, er scheucht sie nur vor sich her!"

In der schwedischen gräflich Königsmark'schen Familie war es besonders Graf Otto Wilhelm, der sich als ein Hauptlöwe in der großen Gesellschaft des siebzehnten Jahrhunderts in verschiedenen Ländern einen Namen machte. Sechsundzwanzig Jahre alt, trat er 1667 als Gesandter vor Ludwig XIV. auf. Als ihm bei der Anrede, die er an den vornehm-gravitätischen König in schwedischer Sprache hielt, sein Gedächtniß versagte, hatte er die Geistesgegenwart, ohne zu stocken, das schwedische Vaterunser und mehrere andere Gebete herzusagen und sich dabei einmal über das andere zu verbeugen. Da kein Mensch am französischen Hofe schwedisch verstand, merkte Niemand den wunderlichen Redetausch und nur das Gefolge des Gesandten hatte die größte Mühe, das Lachen zu unterdrücken.

Einige Herren plauderten im Schauspielhause während der Vorstellung so laut, daß die benachbarten Zuschauer die handelnden Personen fast gar nicht verstehen konnten. Einer von Jenen rief daher ziemlich laut: „Ich wollte, daß der Henker die Kerls heute!" — „Wen meinen Sie?" fragte einer der Ruhestörer. — „Dir Affens," antwortete Jener, „ich kann ja nicht hören, was die Herren hier neben mir sprechen!"

„Dem jungen N. muß es doch wieder besser gehen," sagte man in einer Gesellschaft; „er geht jetzt wieder anständig gekleidet." — „Von was lebt er denn?" fragte Jemand. — „Von seinen Kopfarbeiten. Er schriftstellert ja." — „Das macht ihm alle Ehre," rief ein anwesender Professor E., „von einem so armseligen Kapital zu subsistiren!"

Ein junger Mann, der gern Komplimente machte, aber kein Geschick dazu hatte, saß mit mehreren interessanten Mädchen zu Tische, deren Einer ihn fragte, warum er so wenig esse. — „Ach!" antwortete er, „wenn man solche Damen sieht, vergeht Einem der Appetit."

Räthsel-Aufgabe.

(Einsylbig.)

1.

Sei Du mir fern in meines Lebens Tagen,
Damit mich nicht zu sehr die Erdenschmerzen plagen!

2.

Sei Du mir nah' und schmückst meine Brust,
Als des Verdienstes Zeichen trag' ich Dich mit Lust.

Digitized by Google

3.

Dem aller Frommen Ehrfurcht hier gebühre:
Wir treten unter Dich, zu holen Muth und Kraft'
Für unsre oft so schwere Wanderschaft.
Mit Dir errang ein Kaiser großen Sieg;
Mit Dir, so hoff' ich, überwind' auch ich.
Und wird man mich dereinst in's Grab hinlegen,
So stehe über ihm zu meinem Segen!
(Auflösung folgt.)

Auflösung des Rösselsprungs im 6. Hefte:

Wer Wohlgefallen und Genuß
Gleich mir am Schachspiel finden kann,
Der nehme meinen Freundesgruß,
Den ich ihm biete, freundlich an.
Ich kleide ihn in Rösselgang;
Wie der im Sprung das Feld durcheilt,
So wird hier im Zusammenhang
Des Verses Deutung mitgetheilt.

(Richtig gelöst: Herr Jos. Liebmann aus Hollabrunn.)

Zum Modebild Nr. 7.

1. Zughut von Taffet; Kleid von Taffet mit breiter werdendem Revers, der festonnirt ist; glattes und halbgesteiftes Leibchen und kurzer Rock in drei Stücken, von denen das erste große Schößchen bildet, das zweite und dritte zwei volle Volants ausmachen, die gestickt und festonnirt sind; Beinkleider von Nansuk mit Stickerei.

2. Kneze Blouse à la Franz I., vorn offen und durch Schnüre und Knöpfe da zusammengehalten; das Hemd in einem Bündchen gefältelt und mit Passärmeln; kurze Beinkleider von Nansuk mit gestickten Streifen; englische Stiefelchen.

3. Häubchen von Band und Spitzen; orientalisches Jäckchen von Cashemir, mit schmalen türkischen Borten garnirt, die an dem Rande gefranset sind; Kleid von Taffet mit drei Volants von verschiedener Breite, mit Banddorte garnirt.

4. Tüllehut mit Band und Blumen ausgeputzt; Kleid von Taffet mit runder Taille.

Buchschau.

Oesterreichisches Frühlings-Album. 1854.

Herausgegeben zur Allerhöchsten Vermälungsfeier Seiner k. k. apost. Majestät des Kaisers Franz Josef I. und Ihrer Majestät der Kaiserin Elisabeth zu Wien am 24. April 1854 von Hellavoe Tenska.

Die Freudenfeste des April bleiben in den Annalen der österreichischen Geschichte als eine wahrhafte Nationalfeier verzeichnet und mit ihnen zugleich jene zahlreichen Kundgebungen patriotischer Gesinnung, die aus Anlaß dieser Freudetage in den weiten Gauen des Vaterlandes hervortreten. Unter der Zahl dieser höchst erfreulichen Kundgebungen ragt sowol durch ihre sinnige als patriotische Bedeutung die Huldigung österreichischer Dichter sämmtlicher Volksstämme hervor, welche in dem zu diesem Behufe von Herrn Helladar Tenska unter dem Titel: „Oesterreichisches Frühlings-Album 1854" veranzieten Festbuche einen würdevollen Ausdruck gefunden. Es war unverkennbar ein eben so patriotischer als schöner Gedanke: die Repräsentanten der österreichischen poetischen Literatur zu einem Akte der Pietät und Loyalität für das Allerhöchste Kaiserhaus zu vereinigen und auch auf diese Art die Segenswünsche der österreichischen Völker in der Muttersprache jedes Volksstammes an den Stufen des erhabenen Kaiserthrones niederzulegen. Es ist darnach ein Werk zu Stande gekommen, welches vorzugsweise bestimmt ist, ein wahrhaft schönes Denkmal der Erinnerung an die glückliche Vermälung unseres allergnädigsten Monarchen zu bilden und jene freudigen Gefühle zu verewigen, welche die Brust eines jeden getreuen österreichischen Unterthans mit den innigsten Segenswünschen für das angetraute Wahlergehen des Allerhöchsten Kaiserpaares erfüllen. Wir fassen hier vorerst das Original-Album in's Auge, welches die autographen Beiträge von 162 österreichischen Dichtern in sämmtlichen Nationalsprachen des Kaiserstaates enthält und durch die durchaus originelle Anordnung, womit diese handschriftlichen Blätter mit den biographischen und literar-historischen Notizen in Betreff jedes einzelnen Schriftstellers in Verbindung gebracht wurden, sowie durch die äußerst glanzreiche, dabei aber doch geschmackvoll einfache Ausstattung für einen Jeden und selbst für den Laien in dieser Beziehung von besonderem Interesse erscheinen muß. Es ist dieses Original-Album in jeder Beziehung ein meisterhaftes Unicum, welches als eine für Ihre Majestät bestimmte und bereits in Allerhöchsten Händen befindliche Spende mit den Jahren selbst an geschichtlichem Interesse und dadurch an immer steigendem Werthe gewinnen wird. Anlangend das uns bereits vorliegende gedruckte Album, welches an dem für ganz Oesterreich hoch erfreulichen Namensfeste der erhabenen Mutter unseres Allergnädigsten Monarchen, d. i. am 15. Mai 1854, durch die k. k. Hofbuchhandlung des Wilhelm Braumüller in Wien der Oeffentlichkeit übergeben worden, so ist dasselbe ein würdevolles Festbuch, welches die vaterländische Literatur um eine sehr werthvolle Saeule bereichern und jeder Bibliothek zur wahren Zierde dienen wird. Das ganze Werk umfaßt einen 36 Druckbogen starken Band von 552 Seiten im Hochquartformat und zerfällt in zwei Hauptabtheilungen, wovon die erste nebst der Widmung und der neuen Volkshymne 37 Huldigungsgedichte in deutscher, italienischer, polnischer, ruthenischer, böhmischer, kroatischer, serbischer, neugriechischer, slowenischer, romanischer, armenischer und ungarischer Sprache enthält. An diese Gedichte schließt sich mit dem historischen Beitrage des Grafen Johann Mailáth die zweite Abtheilung des Albums mit den poetischen Spenden von 125 Dichtern in deutscher Sprache, des reichhaltigsten und mannigfaltigsten Inhaltes in Versen und Prosa, an. Von besonderem Interesse ist es wahrzunehmen, daß hier in diesem Gedenkbuche zum ersten Male die Beiträge von Dichtern sämmtlicher österreichischer Volksstämme in größtmöglicher, bis jetzt in keinem Almanache erreichter Vollständigkeit vereinigt sind; weshalb auch vorzugsweise die herrliche Devise unseres Allergnädigsten Herrn und Kaisers: „Viribus unitis" auf dieses Gedenkbuch die vollste Anwendung findet.

Schließlich müssen wir noch einen Zweck des Unternehmens hervorheben, welcher ihm gewiß auch die vollste Sympathie edler Menschenfreunde zuwenden wird. Wie meinen die Widmung des Reinertrages von diesem mit so bedeutenden Opfern in's Leben gerufenen und geschmackvoll ausgestatteten Werke zur Unterstützung der Witwen und Waisen der k. k. Offiziere der gesammten Armee, der Gensd'armerie und der Marine, und können hierbei nur den innigsten Wunsch aussprechen, daß der bekannte Wohlthätigkeitssinn der österreichischen Völker auch diesmal seinen alten Ruf zum Zwecke eines vielfach unterstützungswürdigen Unternehmens bewähre und dies um so mehr, als es sich um ein Werk handelt, welches allen Mitwirkenden zu wahrer Ehre gereicht, unter den österreichischen Sammelwerken dieser Art obenan steht und unverkennbar auch namhafte literaturgeschichtliche Bedeutung aufzuweisen hat. Möge die schöne Absicht des Herausgebers, der dabei eine eben so rastlose als aufopfernde Thätigkeit entfaltete, erfüllt und dem Festbuche jene Verbreitung in weitesten Kreisen zu Theil werden, die es jedenfalls verdient. — So weit die k. k. österreichische Wiener Zeitung. Wir halten es für unsere angenehme Pflicht, das „Frühlings-Album" — dieses in seiner Art einzig dastehende monumentale Werk, an welchem nicht blos die österreichischen Dichter sämmtlicher Volksstämme, sondern auch sämmtlicher Ständeklassen ohne Ausnahme mit freudiger Begeisterung theilgenommen haben, welches sich von Seite des gesammten Allerhöchsten Kaiserhauses der huldvollsten Aufnahme zu erfreuen hatte und von Seite der höchsten Staatsbehörden der möglichst größten Verbreitung würdig befunden wurde — den Lesern unserer Blätter auf das Angelegentlichste und Wärmste anzuempfehlen. Von der patriotischen Gesinnung unserer geehrten Abonnenten, welche sich schon oft bei ähnlichen Gelegenheiten auf die schönste Weise kund gab, von dem innigen Antheil, welchen dieselben an allen bedeutenden Literatur-Erscheinungen nehmen, können wir zuversichtlich erwarten, daß sich dieses einzige, höchst werthvolle Festbuch der regsten Theilnahme erfreuen und somit Herrn Tenska (k. k. Ministerial-Offizial im Ministerium des Innern und Inhaber des kais. österr. goldenen Verdienstkreuzes) jene volle Anerkennung, jener aufrichtige Dank in der That gezollt werde, den seine hochherzige Absicht und sein glühender, kein Opfer, keine Schwierigkeiten scheuender Patriotismus im edelsten Maße verdienen.

Um unserem Lesepublikum die Anschaffung dieses höchst verdienstvollen Festbuches auf alle nur mögliche Weise zu erleichtern, eröffnen wir eine Subscription auf dasselbe. Der Preis 1 Exemplares beträgt nur 5 fl., 1 Pracht-Exemplars auf Extra-Velinpapier, beschnitt, 8 fl. C. M. Der ganze Reinertrag ist für Witwen und Waisen der k. k. Offiziere aller Truppengattungen, der Gensd'armerie und der Marine bestimmt. Uebersendungen werden uns Rücksicht für diesen Wohlthätigkeitszweck wie Dank angenommen und in gehöriger Weise der Empfang derselben bestätigt. Die Namen der hochherzigen Spender sammt der Ueberzahlung, sowie die Namen der Subscribenten werden wie in den „Erinnerungen" bekannt geben, überdies werden dieselben noch von dem Herrn Herausgeber seinerseits in der „k. k. österr. Wiener Zeitung" veröffentlicht werden. Bei Einsendungen von Geldbeträgen und Bestellungen ersuchen wir um eine möglichst genaue, deutliche und leserliche Angabe des Namens, Charakters, Wohnortes u. s. w., um irrigen Versendungen und anderweitigen unliebsamen Uebelständen vorzubeugen.

Die Redaktion der „Erinnerungen."

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Proben modernſter Dichtkunſt.

Von Wolkenhügeln ſchaut der Mond, der bleicht,
Herab, wie eine halb verſtorb'ne Leiche,
Die nah' den Tod, den fahlen Würger, wittert,
Der ſchon vor heutewonn'gem Durſt erzittert.
Ha! ſäuſle nicht ſo kühn, Gewitterſturm!
Nicht ſo die Erd' aus ihren Angeln hebend!
Ein furchtſam weggekrümmter goldner Wurm
Verkroch der letzte Stern ſich, angſterbebend. —
Purpuriſch flammt in mir Titanenglut,
Der Geiſt der Dichtung blüht durch meine Sinne,
Mit roſigüberhauchtem Löwenmuth
Sing' ich durch Rabennacht leuchtend von Minne
Mein unergründlich räthſelhaftes Lied.
Hörſt du, o Volk! das Geld der Saiten flöten?
Ein ganzes Weltall ſingt es in's Gemüth
Dir, voll von Lilienduft und Abendröthen.

Aus dem Leben einer Kindsmagd.

„Ich ſag' Dir, Netti, am ſchönſten bleibt's doch auf der Promenade! Da gibt's Dir immer viel hübſche Herren, die mir mit noch hübſcheren Redensarten die Cour machen. Und 's kleine Karlchen unterhält ſich inzwiſchen mit Blumen und anderen Sachen, und ſtört uns gar nicht."

Das Porträt.

„Wie, Herr! das ſoll mein Porträt ſein? Dieſe ungeheure Naſe — — —"

„Ach, meine Gnädige! Welchem Sterblichen würde es gelingen, den vollen Zauber Ihrer edlen Züge wiederzugeben? Die Sonnenglut Ihrer Augen, das Rubinroth Ihrer Lippen, die griechiſche Bildung Ihrer Naſe — das kann ich nicht auf Leinwand zaubern, nur annähernd wiedergeben."

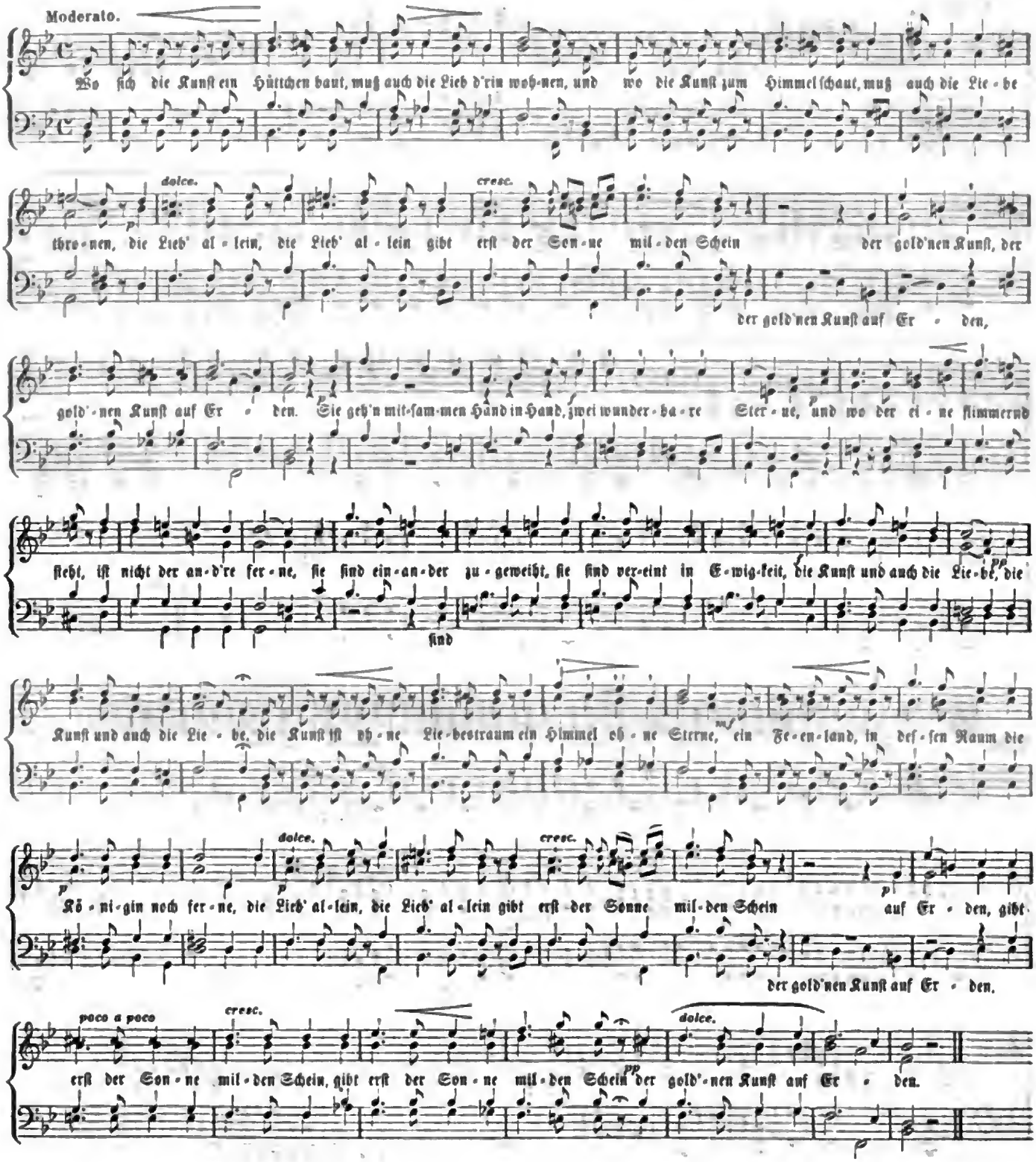
Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Kunst und die Liebe.

Gedicht von Sternau. — Musik von F. Vogl, Direktor der Sophien-Akademie.

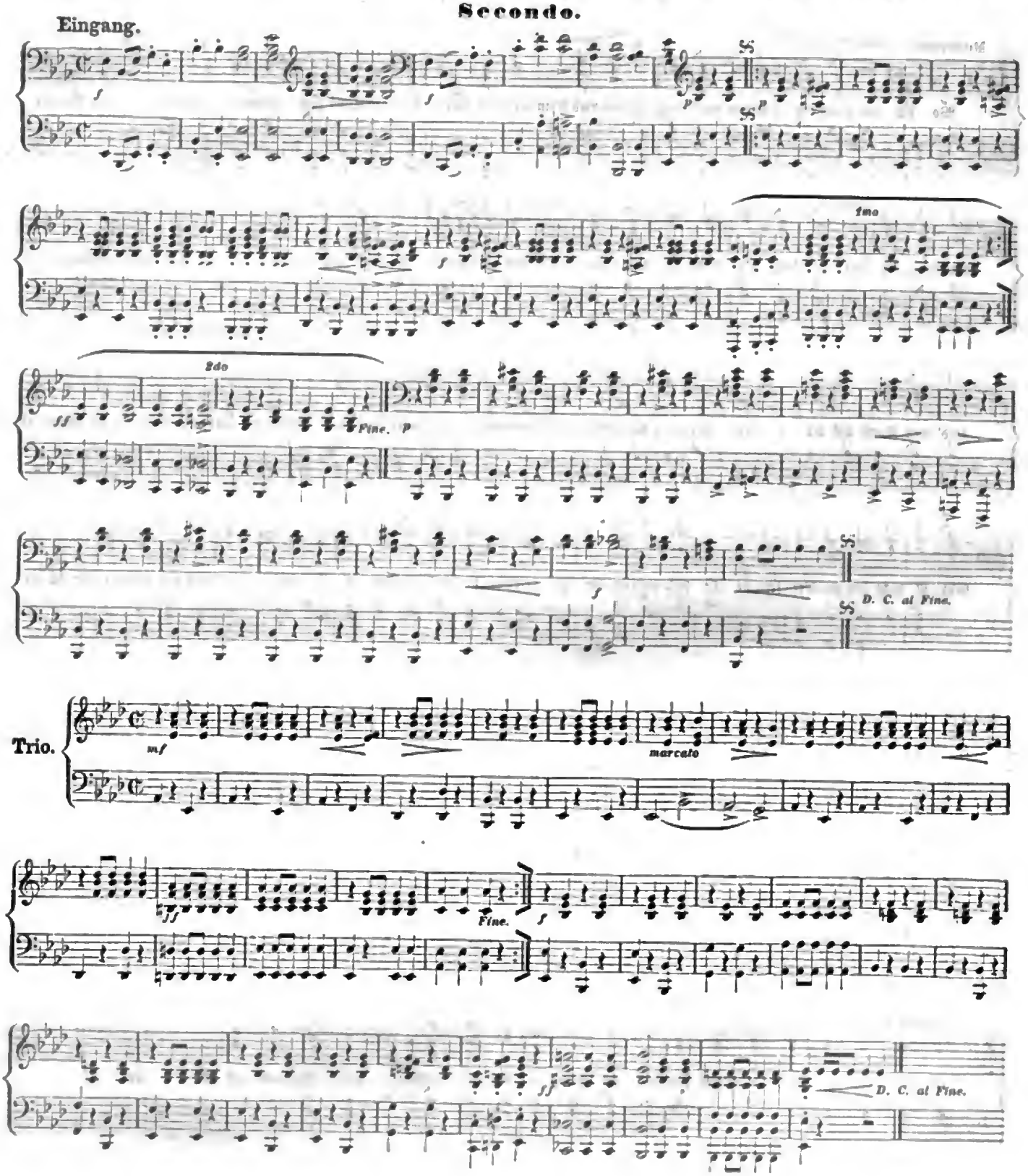


Digitized by Google

Marsch des löbl. Prager bi

aufgeführt bei Gelegenheit des durch Se. Majestät unseres allergnädigsten K

Secondo.

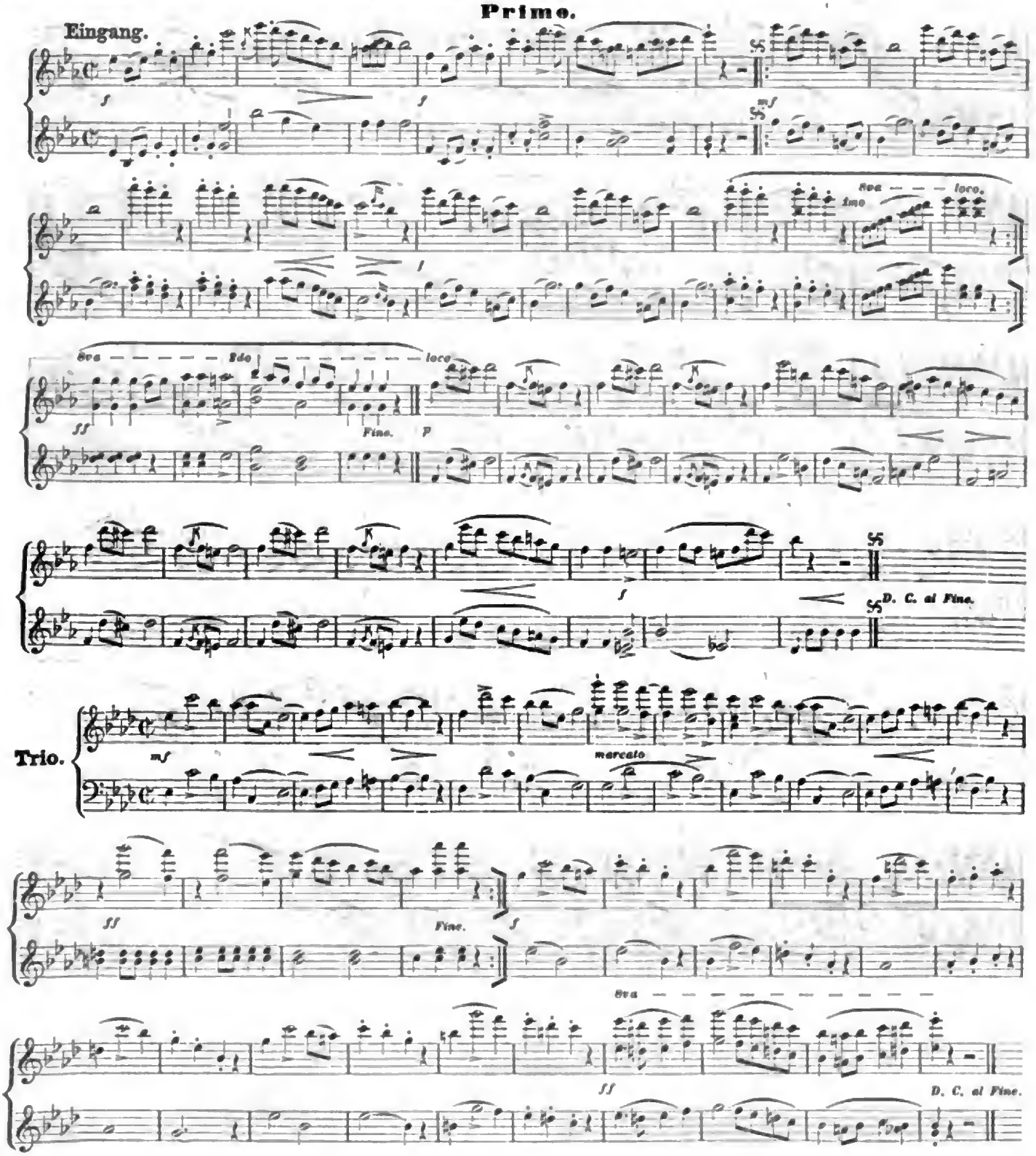


Digitized by Google

ɾgerl. Scharfschützen-Corps,

fers eröffneten Festschießens auf der Schützeninsel zu Prag. Von Morawek.

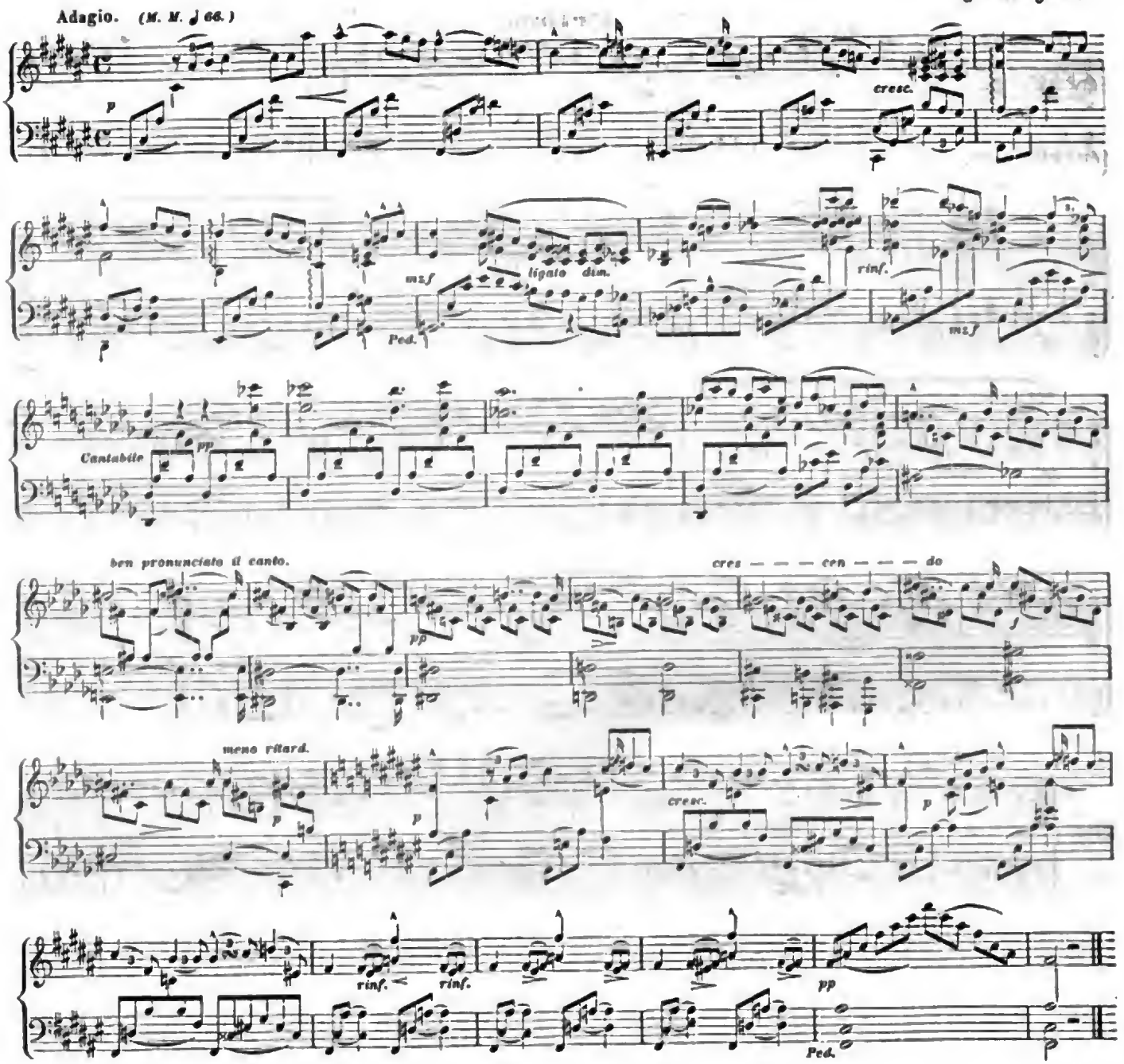
Primo.



Digitized by Google

Nocturno.

Fr. Wagner.



Digitized by Google

Des Thürmers Tochter.

Historische Erzählung aus den Zeiten Ferdinand's I. Von Kleroth.

I.

Den 8. November 1555 ertönten die Glocken des hundertthürmigen Prag im festlichen Geläute. Von den Mauern der Stadt, vom Zizka- und Laurentiusberg donnerten die Geschütze. Vor dem Wyssehrader Thor erwartete der Statthalter des Königreiches, Erzherzog Ferdinand, seinen Vater Kaiser Ferdinand I., mit ihm die Großen des Reiches, die kaiserlichen Räthe, Bürgermeister, Stadträthe und die waffenfähige Bürgerschaft. Letztere war in drei Schaaren in Schlachtordnung aufgestellt. Die erste, mit Feuerröhren bewaffnet und in kurze rothe, weiß borlirte Röcke gekleidet, ihre Köpfe mit rothen, weiß geränderten Hüten bedeckt; die zweite theils von Kopf bis zu den Füßen geharnischt, theils trug sie nur einen Küraß, der Brust und Rücken bedeckte; die dritte hatte Panzerhemde, und zum Schutze des Hauptes einen Helm. Alle waren mit Schlachtschwertern und Lanzen bewehrt. Achtzehn Fahnenträger in bunter zierlicher Kleidung von purpurrother und weißer Seide schwangen eben so viele Fahnen von gleicher Farbe und Stoff. Das übrige Fußvolk trug wie die Hussiten Bauernkleider, schwarzbraune Kappen und war mit Schilden und Dreschflegeln bewaffnet, welche so wie die der Taboriten mit eisernen Ringen und Nägeln beschlagen waren. Sie lagerten auf einem Hügel und umgaben ihn mit ihren aufrecht gestellten und an einander gereihten großen Schilden wie mit einem Walle. Die Bürgermeister und Räthe standen in einiger Entfernung und trugen lange Kleider von kastanienbraunem Damast. Sechzig schöne, kräftige Jünglinge waren in ihrer Nähe und in rothe und weiße Seide gekleidet, mit seidenen Hüten, von welchen hohe weiße Federn herabwallten, bedeckt und mit Jagdspießen bewaffnet. Sechzehn Reitergeschwader, durch die Schönheit der Mannschaft, die Pracht ihrer Pferde und ihrer Rüstungen ausgezeichnet, waren unter der Anführung des Hofmarschalls Ladislaus von Lobkowitz bei der St. Pankratiuskirche in Keilform aufgestellt. Als der Kaiser ankam, sprang der Erzherzog vom Pferde und eilte zu Fuß mit entblößtem Haupte seinem erlauchten Vater entgegen. „Unüberwindlichster Kaiser! geliebtester Vater!" rief er aus. Mehr zu sagen erlaubten ihm seine Thränen nicht. Der Kaiser antwortete mit Zärtlichkeit dem geliebten Sohne. Indeß war der Erzherzog Karl, der sich im Gefolge des Kaisers befand, vom Pferde gesprungen und umarmte seinen Bruder liebevoll. Die Gesandten, Bischöfe und Magnaten neigten sich vor ihm und küßten ihm die Hand. Nun näherte sich die Reiterei in Schlachtordnung. Unter einer Fanfare von Trompeten und Pauken brannten die Reiter ihre Feuergewehre los und ritten dann mit entblößtem und geneigtem Haupte im Kreise um den Kaiser herum, der mit seinem Gefolge in der Mitte hielt und sie, wie seine Umgebung, mit sichtlichem Wolgefallen betrachtete. Nun brach man gegen die Stadt auf. Die Großen des Königreiches, Fürst Heinrich von Plauen, Wilhelm und Peter von Rosenberg, die Vorsteher der Landtafel, die Richter des Königreichs, die kaiserlichen Räthe, die Hauptleute der drei Prager Städte, viele Barone und Ritter kamen dem Kaiser zu Fuß entgegen, um ihn ehrerbietig zu empfangen. Als der Zug bei den neuen Taboriten vorbeikam, schwangen sie ihre Dreschflegel und brachen in ein gräßliches Schlachtgeschrei aus. Der Kaiser sah diesem Schauspiel mit Vergnügen und beifällig zu. Als er bei dem schön geordneten Heer der Prager vorüberkam, feuerten die Schützen ihre Gewehre ab. Die übrige Mannschaft begrüßte ihn knieend durch Jubelrufe. Sie folgte ihm hierauf durch das Dorf Rusle bis an das Roßthor. Dort wurde er von einem zahlreichen Chor aus den Zöglingen der Prager Hochschule, dann aus den Konsistorialen der utraquistischen Klerisei empfangen und von dem Rektor Magnifikus und Magister Job. Colonius begrüßt. Im Thore selbst empfingen ihn die Bürgermeister und Räthe, die eilends in die Stadt zurückgekehrt waren. Sie baten den Kaiser knieend, daß er unter dem Traghimmel, mit welchem ihn vier Primatoren erwarteten, in die Stadt ziehen und ihre Bitte als Beweis der Treue und tiefen Ehrerbietung gnädig entgegen nehmen wolle. Er willfahrte ihnen und begab sich zu Pferde unter denselben. Es war drei Uhr Nachmittags, als Ferdinand I. in die Neustadt einritt. Die Reiterei des Erzherzogs eröffnete den Zug, dann kamen die Erzherzoge Ferdinand und Karl, hierauf zwei Herolde in ihrer Festkleidung. Vor dem Kaiser unmittelbar ritt mit entblößtem Schwerte der Reichsbaron und Hofmarschall Ladislaus von Lobkowitz. Der Zug bewegte sich über den Roßmarkt und bog dann rechts in die Straße „das neue Steinpflaster"*) genannt ein. Dort empfingen ihn eine Anzahl gleichgekleideter Knaben mit der Muse Klio, in der Nähe des Engelgartens**) ein anderer Chor von Schülern aus der Egydiusschule mit der Muse Polyhymnia, und bei der St. Heinrichskirche 1500 blühende Knaben in Gewändern von weißer Seide mit rother Stickerei.

*) Gegenwärtig Heinrichsgasse.
**) Die heutige Kameral-Bezirksverwaltung.

Digitized by Google

Sie trugen Zweige aus Buchsbaum und Messing in den Händen, und zwölf Bürger, eben so klein wie die Knaben, führten die Aufsicht über sie. Die Frauen und Mädchen, welche an den Fenstern der mit Teppichen, Reisig und Fahnen geschmückten Häuser standen, schwenkten Tücher. Ein buntes Gedränge wogte durch die Straßen, durch welche sich der Zug langsam bewegte, und jubelnde Vivats hallten zum Himmel empor. Als er sich dem heutigen Pulverthurm näherte, schmetterten die Trompeten, wirbelten die Pauken vom Thurme herab. Wie der Kaiser am Königinhof vorüberritt, empfing ihn die Muse Terpsichore, welche weiß gekleidet, ihre Haare mit einem goldenen Netz und einem Kranz von Epheu durchflochten hatte. Auf dem Altstädter Ring waren die Zünfte mit ihren Fahnen aufgestellt. Wolgefällig hatte sie der Kaiser besichtigt, als er bei seinem weitern Zuge von einem viel reizenderen Schauspiel gefesselt wurde. In der Gegend des Rathhauses waren zwei Reihen der schönsten Jungfrauen aufgestellt. Alle hatten das Haar mit einem Netz durchflochten, das theils von Golddraht, theils von Seide mit goldenen Schildern geziert war. Ueberdies trugen sie noch Kränze auf dem Haupte und Blumensträuße in den Händen. Das Oberkleid bestand aus Marder-, Zobel- oder Fuchspelz, und das Unterkleid aus kostbaren Seidenstoffen. Dieser reiche und gewählte Putz wurde durch ihre natürliche Schönheit verdunkelt, welche Alles in Erstaunen setzte. Mehrere der Edelleute, die mit im Zuge waren, konnten ihre Bewegung nicht unterdrücken. Wie der Kaiser sein Roß anhielt, um dies liebliche Bild in sein Gedächtniß einzuprägen, trat eine der Jungfrauen vor, ließ sich auf ein Knie nieder und erhob sich wieder, um ihn anzusprechen. Es war die Schönste unter ihnen. Das dunkelbraune Haar, aus der hohen, sanft gewölbten Stirne gestrichen, war mit einem Netz von Silberdraht durchflochten. Die tiefblauen Augen umflorte ein feuchter Glanz und verlieh ihnen einen himmlischen Ausdruck. Die hohen Augenbogen, die langen Wimpern, das zarte Roth der Wangen, die schöne Nase, die rothen Lippen und das runde Kinn gaben ihrem Antlitz einen Ausdruck von Milde und Anmuth. Ihr Oberkleid, das bis an die Knie reichte, war mit Marderfellen besetzt und durch einen breiten Ledergürtel in der Mitte des schlanken Körpers zusammengehalten, während das Unterkleid von braunem Seidenstoff war. Diese Tracht, die sie vortrefflich kleidete, verlieh ihr etwas Majestätisches. Der Kaiser betrachtete sie mit sichtlichem Wolgefallen, doch mit erhöhter Theilnahme der in der Nähe des Monarchen weilende Kammerherr Bernhard von Heydenreich. Dieser Jüngling, der sich durch seine edlen Züge und die Feinheit seiner Gestalt auszeichnete und von seinem kaiserlichen Herrn besonders begünstiget wurde, hatte mit prüfenden Blicken die erlesene Jungfrauenschaar gemustert und sie mit den Nymphen verglichen, welche im Gefolge der Jagdgöttin Diana waren; allein keine machte auf ihn einen so tiefen Eindruck, als die Obengenannte. Als sie sich von ihrer Befangenheit etwas erholt hatte, hielt sie eine lateinische Anrede mit eben so viel Freimüthigkeit als Bescheidenheit in Ton und Mienen. „Allerdurchlauchtigster, unüberwindlichster, allergnädigster Herr!“ sprach sie. „Daß bei der allgemeinen Freude der Stände des Königreiches und der Bürger unseres geliebten Vaterlandes auch wir schwache Mädchen, gleichsam unseres Loses uneingedenk, das uns zu Hause beim Spinnrocken zu sitzen befiehlt, zum Empfang Eurer kaiserlichen Majestät hier an einem öffentlichen Orte zu erscheinen wagen, darf Eurer Majestät nicht auffallen; denn was wir heute thun, haben, wie man uns erzählte, im Alterthume Personen unseres Geschlechtes und Alters bei ähnlichen Feierlichkeiten auch schon gethan; und die Geschichte spricht von den hebräischen Jungfrauen, die einen David, als Besieger des fürchterlichen Goliath, mit Freudenliedern öffentlich empfingen. Um so eher hat der einstimmige Wille geliebter Eltern unsere Neigung zur häuslichen Zurückgezogenheit für diesmal besiegt. Eure Majestät zu bewillkommen, treten wir hier vor den Augen der Welt auf und freuen uns laut Ihrer erwünschten glücklichen Ankunft. Sie muß uns, unserem Vaterlande und der ganzen Christenheit nur Heil bringen. Wir danken dem allgütigen und allmächtigen Gott, daß auch wir Eure Majestät auf die höchste Ehrenstufe, den römischen Kaiserthron, erhöht sehen, und flehen seine unendliche Barmherzigkeit an, daß sie Eure kaiserliche Majestät und Ihre Erben in Heil und Segen erhalten wolle. Eure Majestät aber bitten wir demüthigst, daß Sie diese schwache Mädchenschaar, so wie unsere Eltern und Freunde, ja unser ganzes Vaterland durch Ihren gnädigen Schutz beglücken wollen.“ — Als die Jungfrau geendet hatte, richtete der Kaiser folgende Worte an die Mädchen: „So wie Mir Euer Glückwunsch über Alles angenehm war, so wird Mir Euer Stand auch immer vorzüglich empfohlen sein, so wie auch die Lage Eurer Eltern und Brüder. Nicht nur Euer gnädiger Herr, sondern auch Euer liebreicher Vater werde Ich sein;“ und zu der Sprecherin gewendet, sagte er: „Wer bist Du, Mein Kind, das eben so schön als sittsam mit seltner Rednergabe ausgerüstet ist?“

„Ich heiße Bohumila Zdibor. Meine Mutter lebt nicht mehr und mein Vater ist Thürmer auf dem Rathhausthurme. Wenn Eure Majestät Ihre Blicke auf die Gallerie des Thurmes richten wollen, so werden Sie ihn dort über die Brüstung derselben herabsehend bemerken.“

Der Kaiser lächelte wolgefällig über die kindliche Unbefangenheit der Dirne und richtete seine Augen auf die Gallerie des Thurmes, und mit ihm alle Grafen und Ritter, die im Zuge hielten; nur Bernhard von Heydenreich nicht, der hatte zu tief in die blauen Augen der Dirne gesehen, als daß er noch Sinn haben sollte für das, was auf dem Thurme vorging. Er flüsterte kaum hörbar: „Holde Jungfrau! wenn Du wüßtest, welch' mächtigen Eindruck Deine Rede auf mich ausübte, Du würdest mir erlauben, Dich wiedersehen zu dürfen.“

Bohumila wendete das Haupt dem kecken Jüngling zu, der es wagte, vor ihren Gespielen und Freundinen eine

Digitized by Google

ſolche Sprache mit ihr zu führen, und ein Blick des Zornes fiel auf ihn; doch ſchnell verkehrte ſich die finſtere Miene in eine freundliche, denn wie konnte ſie Jemanden zürnen, der ſie mit ſo treuherzigen braunen Augen anblickte und deſſen herrliche Geſtalt ſelbſt einen tiefen Eindruck auf ſie ausübte? Sie lächelte ihn holdſelig an und ſagte: „Ihr ſeid fremd hier, geſtrenger Herr, und werdet Euch gewiß die Merkwürdigkeiten meiner Vaterſtadt anſehen. Seid Ihr ein Verehrer der göttlichen Wiſſenſchaft Aſtrologia, ſo kommt zu meinem Vater und Ihr werdet Wunderdinge ſchauen." — War der Ritter ſchon über die lateiniſche Rede der Jungfrau erſtaunt, ſo war er es noch mehr, als er hörte, daß ſie ihn mit eben ſo viel Feinheit als Schlauheit zu einem Beſuch aufforderte. Er lächelte und entgegnete: „Ich liebe die Aſtrologia über Alles und werde Euern Vater aufſuchen, holde Jungfrau!"

Dieſes kurze Zwiegeſpräch wurde mit einer Schnelligkeit und ſo leiſe geführt, daß der Kaiſer und auch die übrigen Edelleute im Zuge es nicht hörten, denn ſie waren theils zu ſehr mit dem Anblick der ſchönen Jungfrauen, theils mit dem prächtigen Schmuck des Rathhauſes beſchäftigt. Auf dem Gebäude waren ſowol Thorflügel und Fenſterladen, als auch die ſteinernen Erker, unter und neben dem künſtlichen Uhrwerk, mit koſtbaren Tapeten behangen. Hier wehten Fahnen mit dem Wappen der Alt- und Neuſtadt, die auf der einen Seite den zweiköpfigen Adler, auf der andern den Löwen zeigten. Hier ſah man die angeſehenſten Bürger in prächtiger vollſtändiger Rüſtung ſowol am Eingange des Rathhauſes, als in der Nähe der Jungfrauen, gleichwie zu deren Schutze, unter einem eigenen Anführer aufgeſtellt. Nachdem ſich der Kaiſer und ſein Gefolge ſattſam an dieſem Schauſpiel geweidet hatten, entfernte er ſich langſam und wurde zu Ende des Ringes bei dem Hauſe „zum Paradieſe" von der Muſe Melpomene und den Schülern der kleinen Stadt Prag empfangen. Von da zog der Monarch zu den Brüdern der Geſellſchaft Jeſu, die vor dem St. Klemenskloſter, das ihnen der Kaiſer zur Errichtung einer neuen Schule angewieſen hatte, ihn mit ihren Schülern erwarteten. Auch ſie hatten Anſtalten getroffen, ihn mit Gepränge zu empfangen, und ein Knabe, gekleidet wie man Engel darſtellt und auf einem mit Tapeten belegten Tiſch ſtehend, ſollte ihn mit Geſang und einer Anrede begrüßen. Allein die Unruhe und der Muthwille des Pferdes, das der Kaiſer ritt, war Schuld, daß er von all dem nichts hören konnte. Das Roß war zwar auf dem ganzen Zug immer munter, wieherte oft und ſtand nie ſtill, allein unruhiger als auf dieſer Stelle war es nie. Dreimal zog der Kaiſer den Zügel mit aller Kraft an, um es zurückzuhalten, und nie konnte er es zum Stehen bringen, und es drehte immer den Nacken nach der den Jeſuiten entgegengeſetzten Seite. Die Fanfaren und das Abfeuern mehrerer Gewehre von dem nahen Brückenthurme hatten das Thier ſcheu gemacht, und der Kaiſer konnte daher auch weder den von dem Knaben angeſtimmten Lobgeſang, noch die Stimmen, welche denſelben begleiteten, vernehmen, und mußte ſo ſchnell als möglich die Stelle verlaſſen. In der Nähe des Brückenthurmes, der Kreuzherrnkirche gegenüber, ſollten ihn die Juden empfangen. Die große Fahne, die ſie trugen, war mit Charakteren bemalt, die nur ihnen bekannt ſind. Weiß gekleidete Knaben ſangen hebräiſche Pſalmen nach verſchiedenen Melodien. Darauf kamen Greiſe in ſchwarzen Mänteln, und nach ihnen elf ihrer Religionsdiener. Sechs trugen einen koſtbaren purpurrothen, mit Gold durchwirkten Traghimmel; ein anderer die in einer goldenen Kapſel verwahrte Pergamentrolle, auf welcher die zehn Gebote geſchrieben ſind. Nun folgten abermals Pſalmſänger, hierauf vierzig ihrer Aelteſten in mit Marder- und Fuchspelzen gefütterten Kleidern; dann die Schüler der Synagoge in veilchenblauen Mänteln, die Köpfe mit feinem Linnenzeug bedeckt; endlich Knaben in weißen Hemden, deren Halskranſen mit Gold geſtickt waren. Der Kaiſer konnte dieſem feierlichen Aufzug keine Theilnahme ſchenken, denn ſein ſcheues Pferd nahm ihn zu ſehr in Anſpruch und er ſuchte ſo ſchnell als möglich über die Brücke zu gelangen. Als er durch den Kleinſeitner Thurm auf den Marktplatz kam, empfing ihn eine große Anzahl von Witwen. Sie waren in ein ſchwarzes Obergewand gekleidet und ihr Haupt mit einer weißen Haube bedeckt, von welcher über die Schultern und das Obergewand bis zu den Füßen ein weißer Streifen herabhing. Sie trugen Lichter in den Händen, denn es wurde bereits Nacht. Die jüngſte und ſchönſte von ihnen begrüßte den Kaiſer ebenfalls mit einer lateiniſchen Anrede. Er dankte der ſchönen Witwe mit huldvollen Worten und ritt dann weiter bis zum Strahower Thor, am Fuße des Schloßberges auf der Mittagsſeite. Hier erwarteten ihn die Edelknaben des Statthalters mit Fackeln. Nachdem der Kaiſer die Primatoren, Bürgermeiſter und Räthe der Stadt Prag, welche ihn bisher mit dem Traghimmel begleiteten, mit den gnädigſten Ausdrücken entlaſſen hatte, zog er nun an dem Hauſe des Ritters Welik von Schenowa vorbei, die gepflaſterte, aufſteigende Gaſſe gegen das Stift Strahow hinan. Als er bei dem Palaſt des Fürſten von Plauen vorbei über den Turnierplatz an das Thor kam, welches durch eine jäh abſchüſſige Gaſſe zu dem Thor zwiſchen dem Strahow und der Kleinſeite führt, erblickte er eine künſtlich gearbeitete Bildſäule des Bachus, von unzähligen Lampen erleuchtet. Mit Reben und Epheu umgeben, einen grünen Kranz auf dem Haupte, hielt er in der hocherhobenen rechten Hand Trauben, mit der Linken aber drückte er einen aufgeſchwollenen Schlauch, aus welchem durch drei Röhren weißer und rother Wein — eine Anſpielung auf die öſterreichiſchen Wappenfarben — herabfloß, welchen aufzufangen ſich der Pöbel von Mittag bis in die tiefe Nacht balgte. In der Nähe der Bildſäule ſtanden auf dem Platze des Hradſchins in zwei Reihen fünfhundert Greiſe in ſchwarzer Kleidung, mit grauen Haaren und Bärten, aber grün bekränzt. Magiſter Wenzel Medulanus von Kruman begrüßte in ihrem Namen den Monarchen mit einer Rede in böhmiſcher Sprache. Auf den Glückwunſch der Alten folgte der des Ritters Ulrich Du-

ban, Schloßhauptmannes zu Prag. Als der Kaiser die deutsche Anrede des Hauptmannes huldvoll erwiedert hatte, ritt er durch eine große Triumphpforte und wurde an der Brücke, welche den Hradschin mit dem königlichen Schlosse verband, von der sämmtlichen Klerisei der Kathedralkirche in feierlichem Aufzug und kirchlichem Ornat empfangen. So wie er die Geistlichkeit erblickte, stieg er vom Pferde. Seinem Beispiel folgten alle Fürsten und Magnaten. Er trat auf den dort ausgebreiteten Fußteppich und küßte andächtig das ihm vom Domprobst dargereichte goldene Kreuz. Hierauf ging er zu Fuß unter dem Schall der Trompeten und Pauken und dem Knall der Feuergewehre in die dem heil. Veit gewidmete Domkirche. Der Probst und die ganze Klerisei gingen vor ihm, indeß der Chor das Veni Creator spiritus sang. Als er die Kirche betrat, fiel er im Schiff derselben auf die Kniee nieder, indeß das Volk und sein Gefolge das Te Deum laudamus anstimmte. Nach der Kirche begleiteten die Großen und Magnaten den Kaiser und die Erzherzoge in die Burg, wo sie das Abendmahl einnahmen. Das Gedränge auf den Straßen jedoch dauerte noch tief in die Nacht fort; denn ehe die Gruppen sich auflösten, jeder Einzelne, der bei den Feierlichkeiten sich betheiligte, nach Hause zurückkehrte, wurde es Mitternacht. Und auf das Geläute der Glocken, den Donner der Geschütze, den begeisterten Jubelruf des Volkes folgte die tiefste Stille. Die Lichter und Lampen erloschen, und über die große Stadt breitete die Nacht ihre dichten Schleier aus.

II.

Erfüllt von dem Bilde der schönen Thurmerstochter Bohumila Zdibor erhob sich Bernhard von Heydenreich von seinem Lager, welches sich in einem der Gemächer der Burg, in der Nähe des kaiserlichen Schlafgemaches befand. Er schlug die seidenen Vorhänge des Himmelbettes auseinander und sah, wie die Sonne sein Zimmer beleuchtete. Die Neugierde, die herrlich gelegene Stadt im Sonnenglanze zu erblicken, ließ ihn schnell seinen pelzgefütterten Schlafrock anziehen, eine pelzverbrämte Mütze aufsetzen und das Fenster öffnen. Er war entzückt über das Schauspiel, welches sich ihm darbot. Die schöne Stadt mit ihren vielen Thürmen und herrlichen Palästen zu seinen Füßen, die langsam dahin strömende Moldau, auf deren Spiegelfläche die Sonnenstrahlen blitzten, die Brücke, auf der Wägen, Fußgänger und Reiter sich bewegten; zur Rechten der Laurentiusberg, dessen Bäume und Gebüsche in gelbem und rothen Laubwerk schillerten, und aus welchem sich die Herbstnebel erhoben, machten auf ihn einen unbeschreiblichen Eindruck. Und als er unter den vielen Thürmen den Rathhausthurm erblickte, da fühlte er sein Herz wonnig erbeben und er freute sich schon auf den Augenblick, in welchem er die schöne Bohumila wiedersehen werde. Indeß schlug die Uhr auf dem St. Veitsthurme die neunte Stunde. Er kleidete sich rasch an, um sich in den Thronsaal zu begeben, in welchem sich bereits die Magnaten und Großen des Reiches in festlicher Kleidung eingefunden hatten, um dem Kaiser ihre Glückwünsche darzubringen. Als die Flügelthüren sich öffneten und Ferdinand I. mit seinen beiden Söhnen in den Saal trat, ließen sich die Anwesenden auf die Kniee nieder. Der Monarch bestieg den Thron und nahm die Wünsche der Versammelten gnädig auf. Hierauf empfing er die Bürgermeister der Altstadt, Kleinseite und Neustadt, die Vorsteher der Landtafel, Primatoren und Stadträthe, und nachdem er sich huldvoll mit ihnen über die städtischen Angelegenheiten besprochen und zu einem großen Feste, welches Erzherzog Ferdinand im kaiserlichen Lustgarten veranstaltete, geladen hatte, zog er sich in die innersten Gemächer der Burg zurück, um sich den Regierungsgeschäften zu widmen. Bernhard von Heydenreich jedoch eilte in sein Gemach, vertauschte seine Hoffleider mit einem schwarzen Tuchwamms, welches in weiten Falten bis an die Knie reichte und mit Marderpelz besetzt war, drückte eine mit Pelz verbrämte Mütze, von welcher sich eine lange schwarze Feder leicht herabschwang, auf das lockige Haupt, gürtete den spanischen Stoßdegen um und verließ die Burg. Schaarenweise durchzogen Neugierige die Straßen, um alle die Inschriften zu lesen, welche auf Thürmen und Häusern zur Empfangsfeier angebracht waren. Noch immer spendete Bachus weißen und rothen Wein, noch immer balgte sich der Pöbel um die berauschende Flüssigkeit und noch flatterten die Fahnen von den Giebeln der Häuser. So endlich war Bernhard stoßend und sich durchdrängend bis auf den Altstädter Ring gekommen. Er fragte nach dem Eingang zum Rathhausthurm, und als man ihm denselben gezeigt, stieg er die Stufen hinauf bis in das Thurmgemach, in welchem er Bohumila am Spinnrocken sitzend fand. Ihr Vater, eine ehrwürdige Gestalt mit edlen Zügen, langem, bis auf die Schulter fallenden, gelockten Haupthaar, saß an einem kleinen Tisch. Vor ihm lag ein Buch aufgeschlagen mit magischen Charakteren, in welchem er aufmerksam zu lesen schien. Als Bohumila den Kammerherrn erblickte, sprang sie auf und rief: „Vater! hier ist der fremde Ritter, der Dich zu besuchen kommt, um Deine kostbaren Instrumente in Augenschein zu nehmen.“

Zdibor erhob sich, ging Heydenreich entgegen, reichte ihm die Hand und sagte: „Es freut mich, Herr Ritter, Euch bei mir zu sehen. Meine Tochter hat mir Euern Besuch bereits angekündigt und ich erwartete Euch um diese Stunde. Ihr seid ein Liebling des Kaisers und wenn gleich jetzt nur Kammerherr, doch zu großen Dingen auserkoren.“

Heydenreich war über diese geheimnißvolle Anrede erstaunt und sah bald den Vater, bald die Tochter mit fragenden Blicken an.

„Nun, was sagte ich Euch, gestrenger Herr; seid Ihr nicht schon jetzt über das erstaunt, was Ihr gleich bei Euerm ersten Besuch erlebt? Glaubt mir, es wird noch besser kommen,“ sagte Bohumila und ihre lieblichen Gesichtszüge verzogen sich zu einem schelmischen Lächeln.

„Ihr habt Recht, holde Jungfrau. Das habe ich nicht

Digitized by Google

erwartet. Euer Vater sieht mich heute zum erstenmal und scheint meine Verhältnisse schon zu kennen. Sind das die Wirkungen der göttlichen Astrologia?"

„Nein, der Horoscopsie. Ich habe das Jahr, den Tag und die Stunde, in welcher Ihr mit meiner Tochter gesprochen, die unmittelbare Nähe der kaiserlichen Majestät, mit den Zeichen dieses Buches hier in Verbindung gebracht und daraus gelesen, daß Ihr um Ein Uhr mein Gemach betreten werdet. Ueber die Absicht Eures Besuches will ich jetzt noch schweigen, allein glaubt mir, daß sie mir wol bekannt ist."

Heydenreich erröthete; denn die Astrologie war nur ein Vorwand, um mit der schönen Tochter bekannt zu werden. Indeß suchte er seine Verlegenheit so gut es ging zu verbergen, und sich zu dem alten Zdibor wendend sagte er: „Ihr setzt mich durch Eure Wissenschaft in Erstaunen und reizt meine Neugierde, noch fernere Proben von Euern Kenntnissen zu sehen."

„Dazu kann Rath werden," entgegnete Zdibor und seine ernsten Züge erheiterten sich.

„Ich bin begierig! denn aufrichtig gesagt, Euer ganzes Wesen hat zwar etwas Geheimnißvolles, allein nichts Grauenhaftes an sich. Ich habe am Hofe meines gütigen Kaisers auch schon Magier gesehen, allein es waren düstre, schwerfällige Leute, die mir mit ihren Zaubereien mehr Langeweile als Unterhaltung bereiteten. Euch scheint das Wissen nicht verdrießlich und abstoßend gemacht zu haben."

„Im Gegentheil, mein junger Freund; nicht nur meine Wissenschaft, sondern auch meine Beschäftigung haben mich dem gewöhnlichen Menschentreiben entfremdet, meinen Geist geläutert und erhoben. Ich fühle mich glücklicher als alle die Großen des Reiches, die sammt ihren Würden und ihrer Macht doch kaum ein solches Gefühl von Unabhängigkeit empfinden, wie ich!"

„Das glaube ich vom Herzen gerne. Ihr überwacht die Bewohner dieser herrlichen Stadt nicht nur bei Tag, sondern auch bei Nacht und seid daher der Schutzgeist von Prag, der sich von den gewöhnlichen Geistern dadurch auszeichnet, daß er nicht nur eine bildschöne, sondern auch eine sehr gelehrte Tochter hat; denn, aufrichtig gesagt, die lateinische Rede, die sie gestern hielt, würde jedem Magister und Baccalaureus Ehre machen."

„Ihr wollt mich wol hänseln, edler Herr?" sagte Bohumila, die während dieses Gespräches fleißig spann und nur zuweilen den Ritter nach der Seite ansah, um seine Gestalt und seinen Anzug zu prüfen.

„Nein, schöne Jungfrau, das war meine Absicht nicht. Ich sagte die lautere Wahrheit; und nach dem, was ich bisher gesehen, kann ich mir Eure Gelehrsamkeit leicht erklären."

Der alte Zdibor drohte Bernhard mit dem Finger und sagte: „Ihr führt die Sprache eines Hofmannes, allein glaubt nicht, daß Ihr mit solchen süßen Reden das Herz meines Kindes berücken werdet. Ihr habt kein Hoffräulein vor Euch, sondern eine schlichte, einfache Dirne."

„Wer so gut lateinisch spricht, den nenne ich nicht mehr schlicht," sagte Heydenreich und blickte Bohumila so freundlich an, daß sie unwillkürlich erröthete und, um ihre Verlegenheit zu verbergen, sich auf den Spinnrocken niederbeugte.

Zdibor aber nahm den Ritter unter den Arm und sagte: „Kommt lieber mit mir, ich werde Euch meine mathematischen Instrumente zeigen und, wenn Ihr wollt, das Horoskop stellen."

„Eure Instrumente will ich gern sehen, aber wahrsagen laß ich mir nicht. Was kümmert mich die Zukunft; wäre sie traurig, so würde sie mir nur die angenehme Gegenwart verbittern. Ich bin ein Freund des Augenblickes und der ist in Eurer und Bohumila's Gesellschaft viel zu schön, als daß ich mir ihn durch Sterndeuterei trüben sollte!"

„Ihr habt Recht, und ich billige Eure Gesinnungen, denn Jugend soll sich des Lebens freuen; es kommt ohnedies eine Zeit, wo das Blut träge durch die Adern schleicht und der Mißmuth über die schwindende Kraft das Gemüth verdüstert. Deshalb sollt Ihr auch nichts von dem erfahren, was Euch Alles bevorsteht," sagte Zdibor, öffnete eine Seitenthüre und ließ Bernhard durch dieselbe eintreten. Das kleine Gemach, in welches der Kammerherr trat, bot einen erfreulichen Anblick dar. Die Wände waren mit rothen Tapeten behangen, dem Fenster gegenüber ein Hohlspiegel aufgestellt, welcher das Bild der Theinkirche in verjüngtem Maßstabe außerhalb der Spiegelfläche auf einen kleinen Tisch warf, der in der Mitte des Zimmers stand. In der Ecke desselben befanden sich auf Piedestalen Quadranten, Sextanten und andere astrologische Instrumente, um den Lauf der Sterne zu messen oder das Horoskop zu stellen. Von der Decke des Gemaches hingen glänzende Käfige, in welchen fremdartige Vögel mit buntem Gefieder zwitschernd und singend auf und nieder hüpften. Der Boden selbst war mit künstlich gewebten Teppichen belegt und an den Wänden standen Gestelle, auf welchen Gläser, Retorten, Tiegel und anderes alchimistisches Geräthe aufbewahrt war.

Heydenreich schenkte dem Allen viel Aufmerksamkeit und, zum Thürmer gewendet, sagte er: „Herr Zdibor! Euer Zauberkabinet gefällt mir, denn es hat nichts Spukhaftes an sich. Ich sehe keine Todtengerippe, keine ausgestopften Drachen und Lindwürmer, keinen spiritus familiaris in Flaschen eingesperrt, keine Teufelsfratzen und sonstige Ungethüme, welche einem heitern, lebensfrohen Jüngling die Wissenschaft der Magie so verleiden. Hier athmet Alles Heiterkeit und Frohsinn. Auf Ehre! Euer Schüler wollt' ich werden und mich an Eurer Hand der Astrologie, Alchimie und Chiromantie mit Vergnügen ergeben!"

„Das glaube ich Euch sehr gerne, Herr Kammerherr; allein an diesem Euren Entschluß tragen meine Instrumente und Alles, was Euch hier auffällt, nicht Schuld, sondern meine Tochter Bohumila, die sticht dem muntern Hofherrn in die Augen, und das war auch seine Absicht, warum er mich besuchte."

Digitized by Google

„Nun ja, ich läugne es nicht. Eure Tochter hat mir gestern unter all' den schönen Jungfrauen am meisten gefallen. Ich bin ein Mann, der sich auf weibliche Schönheit versteht, und liebe sie!"

„Ihr liebt sie und kennt sie nicht einmal?"

„Ich brauche sie nicht erst zu kennen. Genug, ihre Schönheit, Sittsamkeit und ihre Kenntnisse haben mein Herz erobert."

„Und was soll aus dieser Liebe werden?"

„Eine Heirat!"

„Auf Ehre, das habe ich in meinem Zauberbuche nicht gelesen!"

„Nicht? Nun, so seht Ihr, daß auch Eure Zeichen trügen und Eure ganze Wissenschaft nicht über die nächste Stunde hinausreicht. Ich liebe Bohumila, und wenn sie mich wieder lieben könnte, so würde ich keinen Augenblick anstehen, sie als mein eheliches Gemal mit nach Wien zu nehmen."

„Die Tochter des armen Thürmers — und Ihr der Günstling des Kaisers? Herr Ritter, das ist wol nur Euer Scherz?"

„Nein, es ist mein Ernst. Bohumila ist zu schön, und die Schönheit ist immer Königin. Und wenn mein kaiserlicher Herr erfährt, daß ich die schönste aus dem Jungfrauenchor, der alle anderen Festlichkeiten nur wie ein abgeschmacktes Possenspiel erscheinen ließ, heimzuführen gedenke, so wird er mich nur loben und sie und ihren Vater in den Adelstand erheben."

„Es mag sein, daß unser gnädigster Kaiser über den Stände-Unterschied leichter hinausgeht; hat doch sein Sohn, der Erzherzog Ferdinand, der allgemein geliebte Statthalter von Böhmen, die schöne Philippine Welserin geheiratet und sein erlauchter Vater diese Wahl gebilligt."

„Gut, daß Ihr mich daran erinnert, das erhöht noch mein Vertrauen und ich zweifle keinen Augenblick, daß mein kaiserlicher Herr meine Bitte erhört."

„Dem ungeachtet schlagt Euch meine Tochter aus dem Sinn, denn es bewirbt sich bereits ein junger Waffenschmied um sie, und jedenfalls dürfte sie an der Seite eines Bürgers glücklicher werden als an der eines Hofherrn, für dessen Verhältnisse sie nicht erzogen ist."

Heydenreich verfärbte sich, denn er fühlte sich durch die Aeußerung des alten Thürmers verletzt; allein er faßte sich schnell und sagte mit einem leichten Anflug von Spott: „Und glaubt Ihr, daß sie für einen Schmied eher paßt als für mich? Bohumila, welche die Griechen und Römer gelesen hat, die Frau eines Schmiedes!".

„Hält Ihr die Prager Bürger für so unwissend? O da irrt Ihr Euch! Ihr habt Euch gestern beim Einzug des Kaisers selbst überzeugt, wie viele Schulen wir haben, und die werden größtentheils von Bürgersöhnen besucht. Deshalb denkt nicht so klein von unsern Bürgern. Sie sind unterrichteter als Ihr glaubt."

„Ja, wenn die Prager Burger Gelehrte sind, dann habe ich nichts mehr zu sagen," entgegnete Bernhard und seine Züge nahmen den Charakter der Geringschätzung an.

Zdibor bemerkte es und erwiederte: „Ihr scheint meinen Worten keinen Glauben zu schenken. Lernt nur erst den Brautwerber meiner Tochter kennen und Ihr werdet Euch über seine Bildung wundern."

„Vielleicht so wie über Eure Instrumente, nicht wahr?"

„Deren Gebrauch Ihr nicht einmal kennen zu lernen wünscht?"

„Ein andermal, Herr Zdibor. Was ich zu sehen wünschte, habe ich gesehen und dabei noch etwas erfahren, was mir, aufrichtig gesagt, nicht einmal angenehm war. Lebt wol!"

„Ihr wollt mich verlassen, ohne den Unterricht in der Astrologie nur zu beginnen?"

„Entschuldigt, Herr Zdibor, allein ich muß fort. Heute Nachmittag ist ein großes Fest, das der Erzherzog zu Ehren der glücklichen Ankunft unseres allergnädigsten Kaisers im Schloßgarten angeordnet hat und bis nach Sonnenuntergang dauern wird. Wollt Ihr Euch mit Eurer Tochter auch dabei einfinden, so lade ich Euch hiemit ein."

„Ich danke Euch; wir sind schon durch den Waffenschmied geladen."

„So wollt' ich doch, daß .... Ade, Herr Zdibor!" endete Heydenreich und verließ in heftiger Aufregung das Gemach.

Zdibor geleitete ihn mit heiterer Miene bis zur Treppe. Heydenreich sah sich nach Bohumila um, allein sie war nirgend zu sehen, und verdrießlich über den mißlungenen Versuch, mit der schönen Dirne eine angenehme Stunde zu verplaudern, kam er auf die Straße. Zdibor aber sah ihm nach, rieb sich vergnügt die Hände und sagte: „Ich hoffe, der wird nicht mehr wiederkommen!"

III.

Schon um zwei Uhr Nachmittags begannen sich die Tribunen des Schloßgartens mit den geladenen Gästen zu füllen, um dem noch nie gesehenen Schauspiel: „Der Kampf der Riesen mit dem Olymp," beizuwohnen. Auch Zdibor und Bohumila erschienen in Begleitung des jungen Waffenschmiedes Ottokar Hornek. Er war ein herkulisch gebauter Mann von höchstens sechsundzwanzig Jahren; sein schwarzes Haar fiel in dichten Lockenringen auf die Schultern, seine großen dunkelbraunen Augen funkelten, sein Gesicht war gebräunt und verkündete Gesundheit und Kraft, sowie ein dichter Stutz- und Kinnbart ihm einen kriegerischen Ausdruck gab. Seine breite Brust und seine muskulösen Arme bewiesen, daß er den gewichtigen Hammer mit Leichtigkeit zu führen im Stande sei. Seine Kleidung war einfach; aber das feine Tuchwamms und der Zobelpelz, mit welchem es besetzt war, bewiesen seine Wohlhabenheit. Bernhard von Heydenreich, der als dienstthuender

Digitized by Google

Kammerherr die Aufsicht über die Edelknaben führte, welche den Eintretenden ihre Plätze anwiesen, näherte sich Zdibor und Bohumila mit den Worten: „Ich heiße Euch willkommen, Herr Zdibor, und Euch, schöne Bohumila! Es freut mich, daß Ihr das Fest durch Eure Gegenwart verherrlicht."

Hornek zog bei diesen Worten Bernhard's die Augenbrauen zusammen und versetzte: „Mich, Herr Kammerherr, heißt Ihr nicht willkommen?"

„Wer seid Ihr? Ich kenne Euch nicht."

„Ich heiße Ottokar Hornek, bin Bürger und Waffenschmiedmeister."

„Und der Bräutigam meiner Tochter," entgegnete Zdibor lächelnd.

Bohumila erröthete und schlug die Augen nieder.

„Seit wann?" fragte Bernhard und seine Stimme bebte.

„Seit einer Stunde," entgegnete Zdibor.

„Wie ist das so schnell gekommen?" fragte Bernhard erstaunt.

Eine Fanfare von Trompeten und Pauken ertönte in diesem Augenblick von den Bretterthürmen, auf welchen sich die Spielleute des Kaisers und Erzherzogs befanden, und übertönte die Antwort Zdibor's, der sich nun auf Geheiß eines Edelknaben schnell mit seiner Tochter und ihrem Bräutigam auf die bestimmten Plätze begab. Bernhard mußte die Befriedigung seiner Neugierde auf eine günstigere Zeit verschieben, denn die Fanfare verkündete das Nahen seines kaiserlichen Gebieters, der mit seinen beiden Söhnen, den Erzherzogen Ferdinand und Karl, sammt allen Großen des Hofes und des Reiches in den kaiserlichen Garten trat. Er ließ sich in einer offenen Halle auf einem mit golddurchwirkten Tapeten bedeckten Thron nieder, umgeben von seinen geliebten Söhnen und dem Hofstaat. Nun begann auf sein Geheiß das Fest. Zwischen den Thürmen, auf welchen die Trompeter sich befanden, war eine Bretterwand aufgestellt. Nach Hinwegräumung derselben sah man eine künstliche Nachbildung eines Felsens. Ueber demselben schien Jupiter, doch nur bis zum halben Leibe sichtbar, gleichsam in Lüften zu schweben. Nun traten fünf Riesen auf, um ihn zu bekämpfen und von dem Felsen herabzustürzen. Langsam, mit großen Steinen auf den Schultern, schritten sie gegen den Felsen und versuchten ihn zu ersteigen. Aber kaum hatte sie Jupiter erblickt, als sein Blitz herabfuhr und sie alle zu Boden streckte. Zugleich barst der Felsen, nicht ohne Schrecken der Umstehenden, so täuschend war die Nachahmung des Blitzes und des Donners. Der Luftraum war angefüllt mit Feuerfunken und flammenden Kugeln. Nun erschienen neun Furien. Sie sprühten Flammen aus Mund, Nasen, Ohren und Augen und schleppten die zu Boden geworfenen Riesen zur Unterwelt, aus deren Blute Affen entstanden. Diese ließen bald blitzähnliche Raketen aufsteigen, bald warfen sie Schwärmer unter die Nahestehenden und trieben mancherlei Possen. Nachdem die Flammen den künstlichen Felsen verzehrt hatten, kamen aus einem Wäldchen acht Reiter auf mechanischen Pferden hervor. Sie waren verschiedenfärbig gekleidet und mit Brustharnischen, Helmen, Lanzen und Feuerröhren bewaffnet. Jedes Paar ließ sich nun in einen Zweikampf ein, der, ungeachtet es bereits Nacht wurde, sichtbar war, denn aus ihren Lanzen und Schwertern brachen Flammen hervor und aus den Nasen, Ohren und Augen der Pferde strömte Feuer. Sowie die brennenden Lanzen und Schwerter zerbrochen waren, griffen die Kämpfer nach ihren Feuergewehren und entluden sie, während ihre künstlichen Rosse heftig auf einander losrannten. Dann kamen aus eben demselben Wäldchen einige Kämpfer zu Fuß. Sie waren in römischer Rüstung und griffen sich mit Schild und Schwert an. Aus den Spitzen der letzteren, sowie aus ihren Helmen brachen Flammen hervor und sowie sie ihre Schilde drehten, gaben sie Feuer von sich. In diesem Augenblick krachten die Balken der Tribune, auf welcher Zdibor, Bohumila und der Waffenschmied sich befanden. Alles drängte sich an die Treppe, Bohumila wurde im Gedränge von ihren Begleitern getrennt und ehe sie noch herabkam, stürzte die Tribune zusammen. Bernhard, der sich in der Nähe befand und der schönen Bohumila mehr Aufmerksamkeit schenkte als dem Feste selbst, sprang schnell herbei, um sie der allgemeinen Verwirrung zu entreißen. Der Schreck raubte ihr die Besinnung und ohnmächtig sank sie in Bernhard's Arme. Er trug sie aus dem Garten, während das Geschrei der Stürzenden die Lüfte erfüllte. Der Kaiser sammt seinem ganzen Hofstaat erhob sich. Von allen Seiten eilten die Ritter, Pagen und Trabanten herbei, den Verunglückten Hilfe zu leisten. Indeß hatte Bernhard die ohnmächtige Bohumila in die Burg getragen, sie einer Kammerfrau zur Pflege übergeben und kehrte in den Garten zurück, um Zdibor aufzusuchen und über das Schicksal seiner Tochter zu beruhigen. Er fand ihn nicht, denn jener wie Hornek hatten sich aus den Trümmern emporgearbeitet und suchten Bohumila im Garten. Die Verletzten wurden auf Befehl des Kaisers von seinen Trabanten nach Hause gebracht. Der Garten leerte sich und eine Stunde später herrschte eine so tiefe Stille, als wenn nichts vorgefallen wäre.

Als Bohumila aus ihrer Ohnmacht erwachte, sah sie sich in einem kleinen Gemach, welches von einer Astrallampe matt erleuchtet war, halb entkleidet auf einem Ruhebett. Rothe Vorhänge von Damast verhüllten die Fenster. Ein Betaltar mit einem Kruzifix, ein Himmelbett, ein kleiner Tisch und ein Armstuhl mit hoher Lehne bildeten die ganze Einrichtung. Bohumila fuhr sich mit der Hand über die Augen, als wollte sie sich überzeugen, ob sie träume. Nach und nach kam sie zu ihrem vollen Bewußtsein, sie erinnerte sich an das, was mit ihr vorging und ein schrecklicher Verdacht stieg in ihr empor. Sie glaubte sich in eine Falle gelockt, ihrem Vater und Bräutigam für immer entrissen und eine Beute des mächtigen Kammerherrn. Allein bald siegte die ruhige Ueberlegung über die Angst ihres Herzens;

Digitized by Google

ſie konnte ihn, der ihr ſo edel erſchien, ſolcher Niederträchtigkeit nicht fähig halten. Ihre angeborene Heiterkeit kehrte zurück und ſie lächelte über ihre Leichtgläubigkeit. Sie ordnete vor Allem ihren Anzug, um nöthigenfalls den Kammerherrn empfangen zu können. Kaum war ſie damit fertig, ſo öffnete ſich die Thüre und herein trat die Kammerfrau, deren Pflege Bohumila übergeben worden. Sie war erfreut, die Jungfrau wieder wol zu ſehen und fragte, ob der Kammerherr Bernhard von Heydenreich ſich vorſtellen dürfe. Bohumila gab zu dieſem Beſuche ihre Zuſtimmung und ſetzte ſich in den hohen Armſtuhl, um Bernhard zu empfangen. Die Kammerfrau entfernte ſich und kehrte bald mit Heydenreich zurück. Als er eintrat, erhob ſich Bohumila ein wenig, ſetzte ſich aber ſchnell wieder nieder und nahm eine ernſte, faſt ſtolze Haltung an, welche dem ſchönen Mädchen etwas Hohes verlieh.

Allein auch Bernhard hatte in ſeiner Erſcheinung ſehr viel Anſprechendes. Er trug ein ſpaniſches Mantelkleid, welches ſeinen ſchlanken Bau und die Anmuth ſeiner Formen vortheilhaft hervortreten ließ. Seine feinen Geſichtszüge, ſeine weichen, in langen Locken auf den geſtickten Spitzenkragen herabfallenden braunen Haare, die braunen, Herzensgüte und Munterkeit verkündenden Augen gaben ſeinem Geſichte einen Anſtrich von Muthwillen und Lebensfrohſinn, ſo wie ſein gekrauſter Stutz- und Kinnbart ihm etwas Unternehmendes verlieh. Er verbeugte ſich und ſagte: „Schöne Bohumila! das Glück, Euch bei mir zu ſehen, hätte ich mir nie träumen laſſen."

„Wäre es in meiner Macht geweſen, ſo würde ich kaum hier ſein," entgegnete Bohumila lachend. „Uebrigens danke ich Euch, daß Ihr mir bei meinem Unfall ſo hilfreiche Hand geleiſtet."

„Ich fühle mich unendlich glücklich, daß ich zu Eurer Rettung herbeieilen konnte," entgegnete Bernhard.

„Doch wo iſt mein guter Vater und ..."

„Sprecht ſeinen Namen nicht aus, der mir nur Qual bereitet!"

„Qual?! Und warum?"

„Weil er Euer Bräutigam iſt!"

„Und dies erſt ſeit heute Nachmittag."

„Was war die Urſache?"

„Ich weiß es nicht. Als Hornek mich und den Vater zum Feſte abholte, rief er ihn in ſein Kabinet, dort blieben ſie einige Minuten, und als er herauskam, ſtellte mir ihn der Vater als meinen Bräutigam vor."

„Entſetzlich!"

„Daran finde ich doch nichts Entſetzliches. Wir ſind zuſammen in die Egydiusſchule gegangen und hatten uns ſchon als Kinder ſo lieb."

„Ihr liebt alſo den Waffenſchmied?"

„Ja, ich bin ihm vom Herzen gut."

„Nur gut? Dann darf ich hoffen, daß Ihr mir vielleicht Gehör ſchenkt."

„Weshalb?"

„Um Euch zu ſagen, daß ich Euch innig liebe!"

„Ihr liebt mich? Verzeiht, geſtrenger Herr Kämmerer, das erſcheint mir lächerlich!"

In dieſem Augenblick trat ein Page in das Gemach und ſagte: „Herr Kämmerer! im Vorzimmer ſtehen zwei Männer; der eine nennt ſich Zdibor, der andere Hornek."

Bei dieſen Worten ſprang Bohumila auf und rief: „Gott ſei Dank, daß mein Vater kommt, um mich abzuholen! Laßt ihn ſchnell ein, damit er ſich beruhige; denn er wird mich in Gefahr glauben."

„Wenn Jemand in Gefahr iſt, ſo bin ich es, denn Ihr, ſchöne Bohumila, habt es mir bei unſerm erſten Begegnen angethan," ſagte Bernhard und gab dem Pagen ein Zeichen, die Männer einzulaſſen. Nach einigen Sekunden traten der Thürmer und der Waffenſchmied in das Gemach. Hornek's finſtere Miene, die dunkle Röthe des Geſichtes verkündete ſeine innere Bewegung. Die Rechte geballt, ſchritt er raſch auf den Kammerherrn zu und ſprach: „Wie könnt Ihr es wagen, meine Braut hier gefangen zu halten?"

Bohumila, welche einen ſtürmiſchen Auftritt fürchtete, trat zwiſchen Beide und ſuchte Hornek zu beruhigen, indem ſie ſagte: „Nein, Hornek, ich war keine Gefangene, im Gegentheil, ich bin mit Achtung von Herrn von Heydenreich behandelt worden. Er trug mich ohnmächtig aus dem Garten und übergab mich dieſer würdigen Frau hier, welche mir alle Pflege, deren ich benöthigte, angedeihen ließ."

„Demungeachtet ſollte uns der Herr Kämmerer davon benachrichtigen," entgegnete Hornek finſter und legte unwillkürlich die Hand auf den Griff ſeines kurzen Schwertes.

Bernhard ſah dieſe Bewegung als eine herausfordernde an, der Zorn ſeines Innern ließ ſich nicht mehr verbergen; auch er faßte den Griff ſeines ſpaniſchen Stoßdegens. Hornek zog in dieſem Augenblick ſein kurzes breites Schwert halb aus der Scheide. Als es Bohumila und Zdibor bemerkten, fielen ſie Hornek in den Arm, um ihn von jeder Gewaltthat abzuhalten. Die Kammerfrau entfernte ſich ſchnell, denn ſie fürchtete, daß das ſtille freundliche Gemach der Schauplatz eines Zweikampfes werden könnte. Bernhard, der nichts ſehnlicher wünſchte, als eine Gelegenheit zu finden, ſeinem Nebenbuhler einen tödtlichen Streich zu verſetzen, riß den Degen aus der Scheide und rief: „Hochmüthiger Bürger! iſt das die Bildung, mit der Ihr prahlt, mich, den Retter Eurer Braut, zu beleidigen?"

Hornek drängte Zdibor und Bohumila zurück und das Schwert vollſtändig aus der Scheide ziehend, entgegnete er: „Einem adeligen Verführer gegenüber bedarf ich keiner Bildung. Körperkraft allein reicht aus, um ihn zu vernichten."

Zdibor, der die Gefahr erkannte, in welcher Hornek ſchwebte, rief ihm zu: „Ich beſchwöre Dich, Ottokar, mäßige Dich! Du ſtürzeſt uns alle in's Verderben."

Bohumila erhob die Hände bittend gegen Bernhard und ſagte: „Verzeiht dem Raſenden, die Eiferſucht

Digitized by Google

verblendet ihn!" Bernhard aber kannte sich selbst nicht mehr. Die übermüthige Sprache eines Waffenschmiedes ihm, dem Günstling des Kaisers gegenüber, und die seinen Adelstolz so tief verletzende Aeußerung ließen ihn jede Rücksicht vergessen, welche er unter andern Verhältnissen einem Mädchen hätte angedeihen lassen, das ihm nicht gleichgiltig war. Ohne Bohumila's Bitte zu erhören, fiel er gegen Hornek aus, der mit seinem breiten Schwerte die schmale Klinge des feindlichen Gegners mit einer solchen Kraft wegschlug, daß sie an dem Griffe brach und klirrend auf den Boden fiel. Hornek lachte laut auf und sagte: „Seht Ihr, Herr Kämmerer, was Bürgerkraft vermag?"

In diesem Augenblick wurde die Thüre des Gemaches rasch geöffnet und herein trat ein Offizier mit zwei Trabanten. Als er den Waffenschmied mit bloßem Schwert und den Kammerherrn entwaffnet sah, sagte er: „Meine Herren! ich verhafte Sie im Namen Sr. Majestät unsers allergnädigsten Kaisers." Schweigend übergab Hornek sein Schwert dem Offizier, warf einen Blick des Triumphes auf den Kammerherrn, drückte Bohumila und Zdibor die Hand und folgte den Trabanten. Bernhard entfernte sich schweigend, denn Beschämung und eifersüchtige Wuth über den Sieg seines Nebenbuhlers raubten ihm die Sprache. Zdibor und Bohumila verließen tief betrübt die Burg und kehrten in ihre Wohnung zurück.

IV.

Zdibor und Bohumila kamen in großer Aufregung nach Hause. Sie täuschten sich nicht über die Gefahr, in welcher Hornek schwebte. Er hatte in der kaiserlichen Burg das Schwert gezogen und sich dem Günstling des Kaisers feindlich gegenüber gestellt; das konnte der Monarch nie vergeben, er mußte dies Vergehen zwar an Beiden strafen, allein es war nicht zu zweifeln, daß die ganze Wucht des kaiserlichen Zornes auf Hornek fallen werde. Bohumila zitterte für Beide, denn obwol sie dem Waffenschmied vom Herzen gut war, so konnte sie doch nicht läugnen, daß Heydenreich einen mächtigen Eindruck auf sie gemacht. Er hatte nicht nur durch seine schöne Gestalt, sondern noch mehr durch sein freundliches, heiteres Wesen ihre Theilnahme erregt, und je mehr sie über die jüngste Vergangenheit nachdachte, desto anziehender und liebenswürdiger erschien er ihr. Sie ging daher auch mit schwerem Herzen zu Bette und in ihr Nachtgebet mischten sich unwillkürlich die Namen Bernhard und Ottokar. Sie hatte schon lange nicht so inbrünstig und andächtig gebetet als diesen Abend und das kleine Madonnenbild, das bei ihrem Bette hing, mit Küssen bedeckt.

Während Bohumila entschlummerte, begab sich Zdibor in sein Kabinet, um seine astrologischen Beobachtungen zu machen. Er öffnete das Fenster, richtete seine Quadranten und stellte die Lampe zurecht, um das Gesehene niederzuschreiben. Die Nachtluft strich kalt über sein Gesicht, das in heftiger Aufregung glühte. Der Horizont flimmerte in Myriaden Sternen, während der Altstädter Ring in dichte Nebel gehüllt war, aus welchen die Thürme der Theinkirche gespenstig hervorsahen. Er vertiefte sich bald in Anschauung des gestirnten Himmels und bemühte sich aus der Stellung der Planeten das Schicksal Hornek's zu ergründen. Wie er so eifrig seine Beobachtungen niederschrieb, dünkte es ihm, als vernähme er ein Geräusch, das vom Altstädter Ring herauf tönte. Es war, als wenn mehrere hundert Menschen zusammensprächen, murmelten und flüsterten. Dazwischen tönte ein leises Schluchzen, Axtschläge und ein Geräusch von Sägen. Zdibor wurde aufmerksam, er konnte sich das nicht erklären, verließ das Kabinet und trat hinaus auf die Gallerie des Thurmes, um die Ursache dieses räthselhaften Treibens zu ergründen. Wie er so dastand und sich über die Brüstung neigte, um hinab in die Tiefe zu schauen, da erhob sich aus dem Nebel ein Gerüste, mit schwarzem Tuche bedeckt, und mit Schrecken erkannte er es als das Schaffot. Hunderte von Menschen umstanden es, allein sie waren durch die Ungewißheit ihrer Formen gleich wie Gespenster anzuschauen. Zdibor zitterte fieberhaft, denn ihm ahnte, daß er etwas Entsetzliches erleben werde. Da schritt ein Mann, von Henkersknechten geführt, die Treppe hinan auf das Schaffot. Der Scharfrichter trat ihm entgegen. Der Verurtheilte erhob sein Haupt, das Licht des Mondes fiel auf sein Gesicht und mit Schrecken erkannte er Hornek. Kalter Schweiß trat auf seine Stirne und ein Schrei des Entsetzens entfuhr seinem Munde. In diesem Augenblick war die grausenhafte Erscheinung verschwunden und er athmete tief auf vor Freude, daß Alles nur eine Vision oder ein lebhafter Traum war. Nachdenkend über das Erlebte kehrte er in sein Kabinet zurück, doch konnte er nicht mehr wie früher den Lauf der Sterne verfolgen, sein Geist war zu sehr mit dem schrecklichen Gesicht beschäftigt. Er fühlte, daß das Geträumte nichts als eine Ahnung dessen sei, was kommen konnte; er zitterte, daß Hornek's Vergehen einen so gräßlichen Ausgang nehmen werde und beschloß, gleich den andern Tag sich zu den Füßen des Kaisers zu werfen und Hornek's Begnadigung zu erflehen. Stille und in sich gekehrt ging er zu Bette. Hatten ihm bisher die geheimen Wissenschaften Vergnügen bereitet, so fühlte er das erstemal in seinem Leben auch ihre düstere Seite, denn nur die geistige Aufregung, die Gereiztheit seiner Einbildungskraft, mit welcher er das Geschick seines Schwiegersohnes in den Sternen zu lesen wähnte, hatte ihm solche grauenvolle Bilder vor die Seele geführt.

Indeß lag Ottokar in einem Gefängniß des weißen Thurmes. In der Nähe seines Lagers stand ein großer schwarzer, irdener Krug mit klarem Quellwasser, und daneben befand sich ein großes Stück Schwarzbrod zum Abendimbiß. Obgleich diese mäßige Kost in keinem Einklang mit dem Nachtmahl stand, welches ihn in seinem eigenen Hause erwartete (denn er hatte sich einen fetten Rinderbraten und eine zwei Maß haltende Kanne Bier bestellt), so war er doch lustig und guter Dinge, denn er hatte seinen Gegner vor den Augen seiner Braut gedemüthigt und seinem Bürgerstolz

Digitized by Google

Genüge gethan. Da klirrten die Riegel, die eisenbeschlagene Pforte öffnete sich und herein trat Bernhard von Heydenreich. Ottokar fuhr empor, denn ein sanfter Schlummer begann ihm bereits die Augen zuzudrücken. Als er Bernhard erblickte, verfinsterten sich seine Gesichtszüge und er wendete sich ab, um seinen Gegner nicht zu sehen. Dieser jedoch näherte sich ihm, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: „Herr Hornek! ich komme, um mit Euch Frieden zu schließen und Euch der unangenehmen Zukunft zu entziehen, der Ihr unausweichlich entgegengeht."

Hornek wendete sich und entgegnete: „Ihr Frieden mit mir? Und um welchen Preis?"

„Vor Allem müßt Ihr Eure Zukunft kennen lernen und dann sollt Ihr meinen Antrag hören."

„Ich bin begierig!"

„Ihr habt in der kaiserlichen Burg das Schwert gezogen und dadurch den Burgfrieden verletzt. Ihr seid des Todes schuldig!"

„Ich glaube gar, Ihr wollt mich schrecken?" sagte Hornek und sprang auf, denn dieser Ausspruch hatte ihm für einen Augenblick die Fassung geraubt.

„Nein, Herr Hornek, es ist Wahrheit, was ich Euch sage. Auch ich ziehe mir durch mein frevelndes Benehmen die Ungnade meines allergnädigsten Kaisers zu; allein Ihr als Eindringling in die kaiserlichen Gemächer werdet vor Gericht gestellt und das spricht ohne Schonung auf den Tod!"

„Der käme mir jetzt, da ich Bräutigam bin, sehr ungelegen," entgegnete Hornek und verfärbte sich unwillkürlich.

„Das will ich meinen; deshalb nehmt meinen Antrag an, den ich Euch stellen werde."

„Laßt hören!" entgegnete Hornek gespannt.

„Ich will Euch zur Flucht behilflich sein, allein nur unter einer Bedingung: Ihr müßt Eurer Braut entsagen!"

„Ha, nun durchschaue ich Euch! Ihr habt mich gereizt, damit ich dem sichern Tod entgegengehe, um Bohumila um so gewisser der Verführung preiszugeben. Nein, ich bleibe! Möge das Gericht auch den Tod über mich verhängen, so will ich doch lieber sterben als einen so schimpflichen Antrag annehmen. Geht, Herr von Heydenreich, verlaßt mich und legt Euch schlafen, wenn Ihr es mit einem schuldbeladenen Gewissen könnt. Ich will mein Schicksal mit Muth und Standhaftigkeit ertragen," endete Hornek, suchte sein Lager auf und kehrte Bernhard den Rücken. Dieser aber entfernte sich schweigend, fest entschlossen, die aufkeimende Liebe für Bohumila in seinem Innern zu ersticken und den tödtlichen Streich von Hornek's Haupte abzuwenden.

V.

Kaiser Ferdinand I. saß im hohen, sammtenen Armstuhl in seinem Gemach. Er las die Bittschriften, welche ihm bei der Audienz übergeben worden, aufmerksam durch und bezeichnete jene, welche ihm der Gewährung würdig waren. Da trat Bernhard von Heydenreich ein, warf sich zu den Füßen des Kaisers und erzählte, was am vergangenen Abend vorgefallen. Der Kaiser hörte ihm mit großer Theilnahme zu, denn er erinnerte sich noch zu deutlich an die schöne Bohumila Zdibor. Er verwies ihm sein unziemliches Benehmen, versprach ihm, den Waffenschmied zu begnadigen, wenn das peinliche Gericht seinen Tod beschließen würde und schickte ihn in den weißen Thurm, um dort sein Vergehen abzubüßen. Heydenreich küßte dem Kaiser ehrerbietig die Hand und ging nun, da sein Gewissen frei von jeder Blutschuld, in den Thurm wie in sein eigenes Schlafgemach. Als sich Bernhard entfernt hatte, legte sich der Kaiser in den Armstuhl zurück und nahm die Bittschriften wieder vor. Kaum hatte er sich in deren Lesung neuerdings vertieft, so meldete ein Page den Thürmer Zdibor und seine Tochter Bohumila. Fast unwillig gab der Monarch seine Zustimmung zu ihrem Empfang, denn er wußte ja ohnedies, aus welcher Ursache sie vor ihm erschienen. Als sie eintraten und Ferdinand die schöne Jungfrau wieder sah, erheiterten sich seine ernsten Gesichtszüge und ein freundliches, herablassendes Lächeln umflog seinen Mund. Er betrachtete Bohumila mit sichtlichem Wolgefallen, welche, die schönen Augen gesenkt, in banger Erwartung vor ihm stand. Zdibor warf sich dem Kaiser zu Füßen und sagte: „Allergnädigster Kaiser! Gnade! Gnade für meinen Schwiegersohn Ottokar Hornek! Ich weiß, er ist des Todes schuldig; ein schreckliches Gesicht, welches ich heute Nacht hatte, als ich in den Sternen seine Zukunft zu lesen mich bemühte, verkündete mir sein nahes, entsetzliches Ende durch Henkershand!"

„Steht auf und fürchtet nichts. Ich kenne die Schuld Eures Schwiegersohnes aus dem Munde meines Kammerherrn Bernhard von Heidenreich, welcher für ihn vorgebeten."

„Wie, allergnädigster Herr! der Feind meines zukünftigen Schwiegersohnes hat für ihn vorgebeten?"

„Ja, er hat alle Schuld auf sich genommen."

„Das war groß und edel!" flüsterte kaum hörbar Bohumila vor sich hin.

„Deshalb fürchtet nichts. Ich begnadige ihn. Bernhard hat Hornek gereizt, und dieser, unbekannt mit den Gesetzen der peinlichen Halsgerichtsordnung, ließ von Eifersucht sich hinreißen. Ja, Bohumila, Ihr allein seid Schuld an diesem Unfall, der zwei tüchtigen Männern beinahe das Leben gekostet hätte," sagte der Kaiser, sich huldvoll gegen Bohumila wendend.

Bohumila erröthete und dem Kaiser die Hand küssend, sprach sie: „Allergnädigster Herr und Kaiser! Vergebt, wenn ich Euch mein Inneres enthülle; allein ich wage es, denn Euer erhabener Anblick flößt mir unbegrenztes Vertrauen ein."

„Sprich, holde Bohumila; vertraue mir, was Dich bekümmert. Ich, Dein kaiserlicher Herr, will wie ein Vater

Digitized by Google

zu Dir reden," entgegnete der Kaiſer und küßte Bohumila auf die Stirne.

„Was ich Eurer Majeſtät in dieſem Augenblick eröffnen werde, dürfte meinem guten Vater wol nichts weniger als angenehm ſein, allein Euer Majeſtät bin ich Wahrheit ſchuldig."

„Sprich ungeſcheut; was es auch ſei, fürchte nichts. Ich werde Deine Sache bei Deinem Vater vertreten," entgegnete huldvoll der Kaiſer.

Zdibor ſah ſeine Tochter forſchend an und konnte ſich das, was ſie dem Kaiſer mittheilen werde, im voraus ſchon erklären. Bohumila kniete nieder, küßte die Hand des Monarchen und ſagte: „Allergnädigſter Kaiſer! ich bin ſeit geſtern Nachmittag die Braut des Waffenſchmiedes Ottokar Hornek. Wir ſind als Kinder in die Egydiusſchule gegangen und zuſammen aufgewachſen. Obwol er ſtets davon ſprach, er wolle mich heiraten, ſo hatte doch weder der Vater noch ich ernſtlich daran gedacht, dieſen Antrag anzunehmen. Um ſo mehr mußte mich die plötzliche Erklärung des Vaters, daß Ottokar mein Bräutigam ſei, in Erſtaunen ſetzen, da er noch vor wenig Tagen es nicht an der Zeit fand, daß ich mich ſchon verheiraten ſolle."

„Ich finde es erklärlich, daß Dein Vater Euer Verhältniß durch eine Heirat zu Ende führen wollte: Bernhard von Heydenreich iſt die Urſache," ſagte der Kaiſer lächelnd.

„Ja, allergnädigſter Herr, ſo iſt es. Des Kammerherrn Erſcheinen, die aſtrologiſchen Aufſchlüſſe, die mir meine Wiſſenſchaft verlieh und mir enthüllten, daß er nur Kummer über mein in Ehren ergrautes Haupt bringen, daß er meiner Tochter Heiterkeit und Ruhe untergraben und ſie einem frühzeitigen Verwelken entgegenführen werde, beſtimmten mich, dem eben ſo wolhabenden als ehrenhaften Bürger und Waffenſchmied Hornek die Einwilligung zur Vermälung mit meiner Tochter zu geben."

„Ich billige Eure Handlungsweiſe, Zdibor; allein Euer aſtrologiſches Wiſſen hat meinem Kammerherrn Unrecht gethan. Wie ich ihn kenne, iſt er ein edler Charakter, der nie die Abſicht hatte, weder Euch noch Eure Tochter kränken zu wollen."

„Das glaube ich auch. Wie wäre es Bernhard eingefallen, Dich, lieber Vater, zu beleidigen!" ſagte Bohumila und ihre Augen umflorte ein feuchter Glanz.

„Es freut mich, daß Ihr Herrn von Heydenreich vertheidigt und es ſcheint, daß er Euch nicht gleichgiltig iſt," entgegnete der Kaiſer.

„Das iſt es ja, was ich Eurer Majeſtät mittheilen wollte. Ich liebe ihn und bitte um Eure Fürſprache bei meinem Vater!" ſagte Bohumila mit bebender Stimme.

„Unglückliches Kind! Du liebſt ihn?" rief Zdibor aus.

„Ja, ich liebe ihn. Gleich als ich ihn zum erſten Male ſah, fühlte ich eine innere Unruhe, welche ich noch nie bei dem Anblick eines Mannes empfunden, und ſeit ſeinem ritterlichen Benehmen beim Feſte wurde es mir erſt recht klar, daß ich nur ihn allein liebe und ewig lieben werde," entgegnete Bohumila und ihre Stimme gewann, je länger ſie ſprach, an Kraft und Sicherheit.

Zdibor blickte ſie ſtaunend an. Er ſah mit Schrecken, daß Bernhard ihr Herz vollſtändig beherrſche und fürchtete den Ausgang dieſer gewaltigen Liebe. Der Kaiſer aber, huldvoll wie er war, ſagte zu Bohumila: „Liebes Kind! ich finde es natürlich, daß Du Deinem Herzen folgteſt. Wenn Heydenreich Dir beſſer gefällt als Dein Bräutigam, ſo gib jenen auf, und ich werde dafür ſorgen, daß Dein Vater ſeine Zuſtimmung zu Deiner Verbindung mit Heydenreich gebe."

Zdibor und Bohumila waren über dieſe Aeußerung ſo erſtaunt, daß ſie im erſten Augenblick gar nicht wußten, was ſie entgegnen ſollten. Der Kaiſer lächelte wolgefällig, nahm Bohumila bei der Hand und ſagte: „Nicht wahr, Du biſt mit meinem Vorſchlag einverſtanden?"

Bohumila, im Uebermaß des Entzückens, fiel dem Kaiſer zu Füßen und drückte unter Freudenthränen ſeine Hand an ihre Lippen.

„Nun, Zdibor, was ſagt Ihr zu meinem Vorſchlag? Wollt Ihr Eure Tochter nicht glücklich machen?"

„Ob ich will? Sie iſt mein einzig Kind, und wenn ſie der Kammerherr als ſein ehelich Gemal nach Wien mitnimmt und ſich darüber wegſetzen kann, daß ſie die Tochter eines armen Thürmers iſt, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wenn nur Hornek ſie ſo leicht aufgibt!" entgegnete Zdibor.

„Der muß wollen. Ihm bleibt keine Wahl. Er wird doch nicht ein Weib beſitzen wollen, welches ihn nicht liebt?" ſagte der Kaiſer.

„Er hat mein Wort und es kommt erſt darauf an, ob er es nicht einlöſt," bemerkte Zdibor.

„Dafür laßt mich ſorgen. Geht jetzt und befreundet Euch mit dem Gedanken, Eure Tochter als Gemalin des Kammerherrn zu ſehen," endete der Kaiſer und gab mit der Hand ein Zeichen, daß Beide entlaſſen ſeien.

Während der Thürmer und ſeine Tochter ſich im Kabinet des Kaiſers befanden, verſammelten ſich die Landrichter in der Landtagsſtube des kaiſerlichen Schloſſes, um Gericht über den Waffenſchmied zu halten. Um eine mit ſchwarzem Tuch behangene Tafel, auf welcher ein Kruzifix und zwei brennende Kerzen ſtanden, ſaßen die Richter in ihren ſchwarz ſammtenen Talaren, das Haupt mit einer ſchwarzen Mütze bedeckt. In einiger Entfernung ſaß an einem kleinen ſchwarz behangenen Tiſch der Protokollführer. Vier kaiſerliche Hellebardiere holten den Gefangenen aus dem weißen Thurm. Hornek war gefaßt, denn er wußte durch Bernhard ſein Urtheil und hoffte auf keine Begnadigung. Der Gedanke, daß er als Opfer einer ſchändlichen Liſt fallen ſolle, erhöhte noch ſeine Kraft und mit ſtolzer Haltung trat er vor ſeine Richter. Seine Erſcheinung und der untadelige Ruf, wel-

Digitized by Google

chen er als Bürger und geſchickter Waffenſchmied in der Stadt genoß, erregte die Theilnahme der Richter, die in ihrem Innern ſein Vergehen aufrichtig bedauerten, allein ihn doch nicht retten konnten. Läugnen wollte Hornek nicht, denn ſein offener gerader Charakter verachtete jede Lüge; er erzählte daher unumwunden den ganzen Hergang, ließ den kleinſten Umſtand nicht unerwähnt und erwartete mit Ergebung ſein Urtheil. Was Bernhard ihm vorausgeſagt, traf ein. Die Richter ſprachen das Schuldig aus; das Urtheil lautete auf den Tod durch's Schwert. Demungeachtet fühlte Hornek doch ſeine Kniee beben. Der Gedanke, daß er Alles, was ihm auf dieſer Welt werth und theuer ſei, verlaſſen müſſe, machte ihm das Blut in den Adern ſtocken. Er rang vergebens nach Faſſung und nur mit Mühe konnte er ſich aufrecht halten. Nachdem dieſe Aufwallung vorüber, fühlte er ſich wieder gefaßt und er konnte mit ruhiger und feſter Stimme ſagen: „Geehrte Herren! Ich ſehe es ein, Ihr konntet nicht anders ſprechen und ich bin mit Eurem Spruch zufrieden. Laßt mich meine Angelegenheiten ordnen, gebt mir einen Geiſtlichen, daß ich beichte, und dann laßt mir den Kopf abſchlagen!" Nach dieſen Worten verbengte er ſich vor ſeinen Richtern und folgte den Hellebardieren, welche ihn in's Gefängniß zurückführten. Die Richter aber hoben die Sitzung auf und der Primator, welcher dem peinlichen Halsgerichte vorſaß, begab ſich zum Kaiſer um die Beſtätigung des Urtheils. Dieſer hob das Todesurtheil auf und gab dem Primator den Befehl, den Gefangenen vor ihn bringen zu laſſen. Hornek war ſehr erſtaunt, als der Primator ſelbſt im Kerker erſchien, um ihm die Begnadigung und den Wunſch des Kaiſers zu verkündigen. Er erhielt ſein Schwert zurück, ordnete ſeinen Anzug und verließ das Gefängniß des weißen Thurmes, um ſich in das Kabinet des Kaiſers zu begeben. Auf dem Wege dahin wurde er von ſeiner Haushälterin und ſeinen Geſellen umringt, welche mit Entſetzen das Urtheil des peinlichen Gerichtes vernommen hatten und nun jubelten über die Gnade des Kaiſers. Hornek konnte ſich nur mit Mühe ihren Liebkoſungen entziehen. Der Kaiſer ſchien ihn bereits zu erwarten, denn als Hornek in das Gemach trat, ſtand er bei ſeinem Arbeitstiſch. Ottokar kniete nieder und ſagte: „Eure Majeſtät! Allergnädigſter Kaiſer! Eure Huld und Gnade haben mir das Leben gerettet! Ohne Eure Majeſtät ſtünde ich nun auf dem Schaffot. Wie vermag ich meinen Dank auszuſprechen, da mir die Worte fehlen!"

„Steht auf, Hornek. Euer Verbrechen war nur eine Folge der Eiferſucht und der Unkenntniß des Geſetzes, welches den Frieden der Burg wahrt, damit nicht durch Gewaltthat, Zweikampf oder Todtſchlag dieſe Räume entheiligt werden; und Bernhard von Heydenreich allein habt Ihr's zu danken, daß Ihr mit dem Leben davonkamt," erwiderte der Kaiſer. „Eure Braut müßt Ihr Euch jedoch aus dem Sinn ſchlagen."

„Und weshalb, Eure Majeſtät?"

„Weil ſie Euch nicht liebt, ſondern meinen Kammerherrn Bernhard von Heydenreich, der ſich mit ihr vermälen wird," ſagte der Kaiſer im befehlenden Tone.

Hornek war betroffen, er ahnte den Zuſammenhang, und die eiferſüchtige Wuth über das verrätheriſche Spiel, welches mit ihm getrieben wurde, hätte ſich gerne in Schmähungen Luft gemacht; allein die Gegenwart des geliebten Kaiſers ließ ihn verſtummen. Ferdinand näherte ſich ihm, legte ſeine Rechte auf deſſen Schulter und ſagte: „Lieber Hornek, ſeid dieſer Entſagung wegen nicht traurig. Glaubt mir: Ihr wäret nie mit Bohumila Zdibor glücklich geweſen, denn ihr Sinn ſteht nur nach meinem Kammerherrn. Er hat es ihr angethan. Sucht Euch eine andre Braut; unter den ſchönen Dirnen Prags wird ſich bald eine finden. Und damit es Euch leichter wird, ſo ernenne ich Euch zu meinem Hof-Waffenſchmied und Waffenmeiſter."

Hornek war über dieſe Auszeichnung ſo erfreut, daß er des Kaiſers Hand feurig an ſeine Lippen drückte. Die Ueberzeugung, daß Bohumila keine Frau für ihn ſei, hatte durch die kaiſerliche Gnade ſchnellen Eingang in ſeine Seele gefunden und ſein Verſtand gab ihm eine Menge Troſtgründe ein, welche ihm unter anderen Verhältniſſen nie beigefallen wären. Nachdem er ſich ſoweit geſammelt, daß er ſeinen Empfindungen Worte leihen konnte, ſagte er: „Eure Majeſtät! Allergnädigſter Herr! Ich erkenne die hohe Gnade, die mir Eure Majeſtät durch dieſe Auszeichnung ſchenken, und werde mich auch bemühen, ihr ſtets würdig zu ſein. Obgleich ich Bohumila ungern verliere, weil ich ihr aufrichtig und von ganzer Seele ergeben war, ſo gebe ich ſie doch auf. Sie ſoll an der Seite des Kammerherrn glücklich ſein. An einem Weibe, welches mich nicht liebt, habe ich ohnehin nichts verloren."

„Recht ſo, Waffenmeiſter! Ich lobe es, daß Ihr Euch ſo leicht über den Verluſt Eurer Braut tröſtet. Wenn Ihr fleißig arbeitet und Euerm neuen Wirkungskreis Ehre macht, ſo wird es Euch immer leichter werden. Geht mit Gott, Waffenmeiſter! Ihr ſeid entlaſſen!" ſagte der Kaiſer und gab Hornek ein Zeichen, ſich zu entfernen. Als Hornek in den Schloßhof kam, wurde er von der verſammelten Menge, von ſeinen Geſellen und den Meiſtern ſeiner Zunft mit Lebehochs empfangen. Alles drängte ſich an ihn, um ihn zu umarmen und zu küſſen, und als er den übrigen Waffenſchmieden ſeine Ernennung mittheilte, da wurde ihre Freude wol etwas gemäßigt, allein um ſo ſtürmiſcher war die ſeiner Geſellen und Lehrjungen. Sie wollten ihn auf ihre Schultern heben und nach Hauſe tragen; er aber erlaubte es nicht und verließ die Burg zu Fuß, gefolgt von einem Menſchenſchwarm, der, je mehr er ſich ſeiner Wohnung näherte, immer mehr anwuchs, ſo daß ſein Gang endlich einem förmlichen Triumphzug glich.

VI.

Indeß Bernhard von Heydenreich im weißen Thurm ſeine Unbeſonnenheit bereute und keine Ahnung davon hatte, daß der Kaiſer ſein Fürſprecher bei Zdibor

Digitized by Google

geworden ſei, wurde der Thürmer ſeiner Kenntniſſe wegen zum Aſtrologen an der Sternwarte in Wien ernannt. Zdibor fühlte ſich durch dieſe Ernennung, welche ihm hinlänglich Gelegenheit gab, ſeiner Wiſſenſchaft mit allem Eifer zu leben, ſehr geehrt und pries das Geſchick, welches den Kammerherrn in ſein ſtilles Gemach führte, obgleich er ſich neuerdings überzeugte, daß ſeine Wiſſenſchaft eine trügliche ſei und die Geſchicke der Menſchen ſich nicht in den Sternen leſen laſſen. Er nahm ſich daher vor, der Sterndeuterei und allen geheimen Wiſſenſchaften, welche endlich doch nur auf Täuſchung hinauslaufen, zu entſagen und ſich blos mit der Beobachtung des Laufes der Geſtirne zu befaſſen, ſeine Erfahrungen niederzuſchreiben und ſo der Menſchheit zu nützen. Bohumila ſchwamm in einem Meer von Wonne, denn ihr ſehnlichſter Wunſch ſollte ja erfüllt werden. Als Bernhard nach vier Wochen den weißen Thurm verließ, war er ſehr erſtaunt, aus dem Munde des Kaiſers die günſtige Wendung ſeines Geſchickes zu erfahren. Er eilte zu Zdibor, bei ihm um die Hand ſeiner Tochter werbend, und erhielt natürlich deſſen Zuſtimmung. Auch Hornek war klug genug, ſeinen Unmuth über den Verluſt Bohumila's zu verbergen und ſich mit Bernhard zu verſöhnen, wozu ſeine neue Würde ſehr viel beitrug. Als das junge Paar in der Theinkirche unter einem großen Zudrang von Menſchen vermält war, ſchloß es ſich dem Gefolge des Kaiſers an, welches wieder nach Wien zurückkehrte. Zdibor trat ſeine neue Stellung an dem aſtronomiſchen Thurm an und wurde ſpäter durch die Verwendung ſeines Schwiegerſohnes, ſeines Fleißes wegen, in den Adelſtand erhoben. Bernhard von Heydenreich hatte nie Urſache, ſeine Wahl zu bereuen, und Hornek, der ſich durch ſeine Ernennung zum Hof-Waffenſchmied zum Erſten ſeiner Kunſt hinaufſchwang, heiratete ein armes, ſchlichtes Burgermädchen, das ihn weit glücklicher machte als eine, welche lateiniſche Anreden halten konnte und die Griechen und Römer geleſen hatte.

Chriſtino Vergara.

Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico. Aus dem Engliſchen von Gabriel Herz.

I.

Mexiko zählt nur wenige ſo hübſche Städte wie Jalapa und Tepic, beide in der Nähe des Meeres gelegen und durch eine Entfernung von 20 Meilen getrennt. In Jalapa am atlantiſchen Meere, wie zu Tepic am ſtillen Ocean, an beiden Enden der großen mexicaniſchen Hochebene findet man dieſelben Maſſen von Bäumen und friſchem Grün, dieſelben duftenden Gärten, dieſelbe bald friſche, bald laue Luft, je nachdem der Wind von den Gebirgen oder der See herweht. Tepic iſt für San-Blas ungefähr dasſelbe, was Jalapa für Veracruz iſt, ein großes Luſtgehege, wo die Bewohner der Küſten unter Granatbäumen und blühenden Orangen einen Augenblick des Ausruhens und des Vergeſſens der täglichen Lebensſorgen aufſuchen. Ich hatte Jalapa ſeit einem Jahr verlaſſen, als ich zu Tepic anlangte, und es war mir, als ſei ich an meinen Ausgangspunkt zurückgekehrt, ſo auffallend iſt die Aehnlichkeit dieſer beiden durch das Klima gleichbegünſtigten Städte, welche wie kühle Oaſen zwiſchen den glühenden Sandflächen der Küſte und den eiſigen Gipfeln der Sierra Madre gelegen ſind. Bei meiner Abreiſe von Mexico, in der Ebene von Calderon in der Nähe von Guadalarara, hatte ich einen ehemaligen Guerrillaschef, einen trefflichen Führer und muntern Gefährten, Don Ruperto Caſtaños, getroffen. Mit ihm war ich ſeit jenem Augenblick zuſammen; er hatte mir das Haus der Doña Fauſtina Gonzalez zu Tepic als unſern Vereinigungspunkt in dieſer Stadt bezeichnet. Eine Stunde ungefähr von Tepic war ich in meiner Ungeduld, welche unſer mühſamer Weg durch die Sierra nur allzuwol rechtfertigte, dem Kapitän vorausgeritten und fand mich ſchon nahezu eine Stunde unter dem wirthlichen Dache der Doña Fauſtina, als Don Ruperto athemlos und verdrießlich zu mir eintrat.

„Welche unangenehme Begegnung habt Ihr gehabt?“ fragte ich ihn, überraſcht von ſeiner ungewohnten Aufregung.

„Unangenehm in der That,“ antwortete er. „Villa-Señor iſt in das Land zurückgekehrt und wir ſind ſehr nahe bei dem Dorfe Palos-Mulatos.“

„Ihr ſprecht in Räthſeln, mein lieber Kapitan; ich kenne weder Villa-Señor, noch das Dorf Palos-Mulatos.“

„Ihr habt Recht, aber Ihr werdet bald im Klaren ſein. Villa-Señor iſt ein ehemaliger Offizier, der während des Unabhängigkeitskrieges als Kapitän bei den Spaniern diente. In einem Scharmützel durch einen meiner Waffengefährten, einen Gaucho, der aus Chili nach Mexico kam und ſich Chriſtino Vergara nannte, gefangen genommen, entging er dem Tode nur, um den ausgeſuchteſten Peinigungen unterworfen zu werden, deren Schilderungen ich Euch erſparen will. Es ſind jetzt viele Jahre darüber hingegangen, ſeit die Zufälligkeiten des Krieges Villa-Señor für einen Augenblick in Vergara's Gewalt brachten. Der ehemalige Gefangene des Gaucho iſt nach Mexico zurückgekehrt, das er ſeit den Kämpfen von 1811 nicht mehr geſehen hatte. Er iſt es, dem ich an den Barrieren von Tepic begegnete, und ich hatte das Unglück, vor dieſem Manne, der Vergara's Todfeind geworden, einige Worte fallen zu laſſen, welche dieſer nicht vergeſſen wird.“

„Wie lautet denn dieſe ſo unheilbringende Entdeckung?“ fragte ich den Kapitän lächelnd.

„Ich habe zu Villa-Señor geſagt, daß Chriſtino Vergara im Dorfe Palos-Mulatos wohne.“

Digitized by Google

„Und was folgt daraus?"

„Nichts weiter, als daß dieſes Dorf nur einige Stunden von Tepic liegt, und in einigen Stunden vielleicht einer dieſer beiden Männer, der Gaucho oder der Spanier, aufgehört hat zu exiſtiren. Verſteht Ihr mich jetzt?"

„Ich verſtehe, daß, wenn Ihr Eure Uebereilung wieder gut machen wollt, uns, ſo müde wir auch ſind, nichts übrig bleibt als nach kurzem Ausruhen die Nacht in Palos-Mulatos bei Eurem Freunde, dem Gaucho, zuzubringen."— Der Kapitän dankte mir, daß ich ihm mit einem Vorſchlag zuvorkam, den er mir zu machen ſich ſcheute.

Palos-Mulatos liegt mitten in den Wäldern auf der Straße nach San-Blas. Wir konnten alſo, ohne von unſerm Wege abzuweichen, Chriſtino Vergara einen Beſuch machen. Es that mir nur leid, Tepic am Tage meiner Ankunft wieder verlaſſen zu müſſen, da ich eine Woche des Ausruhens an einem ſo reizenden Orte hätte zubringen mögen; übrigens blieb mir nach Beendigung meiner Geſchäfte zu San-Blas freie Wahl, dahin zurückzukehren. Sobald wir außer der Stadt in den Wäldern waren, gab ich mich gänzlich den ernſten Gedanken hin, deren ich mich nicht zu entſchlagen vermochte, wenn ich erwog, in welches Trauerſpiel die Unvorſichtigkeit meines Reiſegefährten mich verwickeln konnte. Unterwegs theilte mir der Kapitän neue Aufſchlüſſe über den Mann mit, zu dem wir uns begaben. Der Gaucho Vergara hatte in ſeinem häuslichen Leben alle die grauſamen Angewohnheiten beibehalten, welche ihn ſeinen Waffengefährten furchtbar gemacht hatten. Auch unter den friedlichen Dorfbewohnern, mit welchen er lebte, hatte er ſich unverſöhnliche Feinde geſchaffen. Als er nach Palos-Mulatos gezogen war, hatte der Chilene außer ſeiner Frau noch einen ſchon herangewachſenen Sohn und zwei kleine Mädchen mitgebracht; dieſer Sohn war bald nachher mit einem in der Umgegend des Dorfes wolbekannten Jäger in Streit gerathen. Dieſer Jäger, Namens Vallejo, hatte den unvorſichtigen Angreifer getödtet, aber einige Tage ſpäter fiel er ſelber unter einer Kugel des Chriſtino. Der einzige Sohn des Jägers, Saturnino, hatte ſeinem ſterbenden Vater verſprochen, ihn zu rächen, und obgleich er ſeit jener Zeit ſein Gelübde vergeſſen zu haben ſchien, meinten dennoch Chriſtino's Nachbarn, daß es früher oder ſpäter zwiſchen dem jungen Jäger und dem alten Gaucho zu einem Kampf auf Leben und Tod kommen werde. „Ihr wundert Euch über ſolches Beginnen?" ſetzte der Kapitän hinzu. „Wie kann es anders ſein? dem Bürgerkriege folgen immer Familienzwiſte auf dem Fuße. Diesmal bleibt uns einige Wahrſcheinlichkeit, die Streitenden auseinander zu halten, und wenn es Euch gefällt, wollen wir uns ſputen, ſo bald als möglich anzulangen." Ich ließ mich nicht lange bitten, und die friſchen Pferde, welche wir zu Tepic genommen hatten, unterſtützten unſre Ungeduld auf's kräftigſte. Um vier Uhr Abends hatten wir das Haus der Doña Fauſtina verlaſſen, und gegen ſechs lagen ſchon die großen Wälder vor uns, welche die Nähe des ſtillen Meeres verkünden. Zwiſchen der See und dieſen Wäldern, welche unter ihren grünen Wipfeln eines der wunderbarſten Völkchen in Mexico beherbergen, gibt es mehr als einen Vergleichungspunkt. Ueber den Fluthen wie unter dieſem Blätterdach iſt es dasſelbe Farbenſpiel, dasſelbe Geräuſch, dieſelbe große Unbeweglichkeit, welche ſich dem Reiſenden darbietet. In dieſen Wäldern wie auf dem weiten Ocean ſucht man vergebens einen Pfad, eine gebahnte Straße; außer einigen Räderſpuren, einigen Fährten von Wild, durchſchneidet kein betretener Weg dieſe Maſſen von Ahorn und Eſchen, welche da und dort von hohen Palmgipfeln überragt werden. Der einzige Laut, welcher die Gegenwart der Menſchen in dieſen Waldſtrecken verkündet, iſt das Geknarre irgend eines Karrens, der von einem keuchenden Ochſengeſpann mühſam weiter geſchleppt wird. In einzelnen Lichtungen ſieht man Hütten bald einzeln, bald in Gruppen ſtehen. Die Menſchenklaſſe, welche ſie bewohnt, führt im Schoße einer urſprünglichen Natur ein Leben voll Kampf und Abenteuer, das ſie frühzeitig mit der Gefahr vertraut macht. Dieſe Männer des Waldes, welche ſeine Grenzen einer geduldigern und friedlichern Bevölkerung überlaſſen, haben wenig Verkehr mit den Bewohnern der Ebenen. Es ſind gewöhnlich gewaltſame Naturen, welche dem Zwang der Geſetze und der Städte entfliehen. Auch verlaſſen die mexicaniſchen Jäger nur ihre Verſtecke, um die Felle des Rothwilds zu verkaufen, deſſen Wildpret ſie nährt, oder, um gegen andere Waaren die Haut des Jaguars auszutauſchen, welchen ſie erlegt haben. Außer den Uebelthätern im Kampfe mit der Gerechtigkeit bergen dieſe Wälder, obgleich in geringer Anzahl, die alten Trümmer des Unabhängigkeitskrieges, Parteigänger, welche den Revolutionen entronnen ſind, um in der Jagd eine Entſchädigung für die Aufregungen des Schlachtfeldes zu ſuchen. Unter dieſen Menſchen ſollte ich, bevor ich San-Blas erreichte, eine Nacht zubringen, und wol durfte ich mir vor meinem Eintritt in dieſes geliebte Land mexicaniſcher Zigeunerei Glück wünſchen, als Gefährten auf dieſem gefährlichen Pfade einen ehemaligen Guerrillas-Kapitän zur Seite zu haben, der allenthalben, ſowol unter dem Strohdach der Jacales, wie in den Ventas, auf den Fußſteigen des Urwalds, wie auf der großen Heerſtraße ſicher war, Freunde zu treffen. Zuerſt lebhaft von den Sonnenſtrahlen beleuchtet, dann durch die Dämmerung verdüſtert, zeigten ſich die Wälder uns immer näher. Wir waren in die glühende Zone eingetreten, welche ſich über San-Blas hin erſtreckt. Der Himmel, ſo eben noch von der Abendſonne geröthet, war ſchon vom Monde verſilbert, als wir endlich die Waldregion erreichten, an deren Saum wir den Pueblo Palos-Mulatos finden ſollten.

„Noch einige Schritte und wir ſind da!" rief der Kapitän mir zu. Freudig ſpornte ich mein Pferd mitten über eine Grasfläche, an deren Rand ein breiter Waldbach uns Halt zu machen nöthigte. Jenſeits desſelben ſtanden einige Hütten, durch deren Rohrwände das Herdfeuer ſchimmerte. Dieſe Jakales lagen mitten in einer wei-

Digitized by Google

ten Lichtung, in welcher Feuerfliegen in Strahlenkreisen sich durchkreuzten.

„Wir sind an Ort und Stelle," sagte der Kapitän. Ich war sehr froh, das Ziel unseres mühseligen Rittes erreicht zu haben. Der stille und heitere Anblick dieses Dörfchens, die glühende Hitze, welche uns seit unserem Abgang von Tepic belästigt hatte, der Wunsch, unter dem Schatten der Urwälder zu lagern, dies Alles hätte mich bestimmt, diesen Ort zum Ruhepunkt zu wählen, auch ohne die wichtige Angelegenheit, welche uns dahin führte. Wir mußten indeß noch über den Bach setzen, der den Zugang zum Dorfe verwahrte, und ich sah bald, wie der Kapitän dieses ziemlich breite und tiefe Wasser mit verdrießlichem Blicke maß. „Aber zum Teufel," sagte er, „es gab doch eine Brücke an dieser Stelle!"

In diesem Augenblick zeigte sich ein Mann am andern Ufer; der Kapitän rief ihn, er nahte sich.

„Ist das nicht Palos-Mulatos? Wo ist denn die Brücke, die hinüberführt?"

„Ja wohl seid Ihr zu Palos-Mulatos; aber die letzten Regengüsse haben die Brücke weggeschwemmt. Weil Ihr zu Pferde seid, geht eine halbe Stunde weiter; dort findet Ihr eine andere, festere, welche dem Strom widerstanden hat, und in einer weitern halben Stunde seid Ihr in Palos-Mulatos."

„In einer halben Stunde? Caramba, und wenn es zu spät wäre?"

„Es gibt wol noch ein anderes Mittel; Ihr seht da unten dieses Lianengeflecht; dies ist auch eine Brücke, und zwar eine, die der liebe Gott gemacht hat und welche die Leute aus dem Pueblo täglich benützen; aber ich sage Euch voraus, daß sie für Reiter nicht sicher ist."

Der Kapitän schüttelte den Kopf; er schien diesem seltsamen Verbindungswege zu mißtrauen. Ich aber war schon entschlossen, so schleunig als möglich das Dörfchen zu erreichen, dessen malerischer Anblick mich verlockt hatte, und bot dem Kapitän an, zu Fuß über die Lianenbrücke zu gehen, während er, mein Pferd an der Hand, den Fluß eine halbe Stunde weiter unten überschreiten sollte. Don Ruperto nahm meinen Vorschlag an. „Wenn Ihr nach Palos-Mulatos kommt," sagte er, den Zaum meines Pferdes ergreifend, „so fragt nach der Hütte des Gaucho Vergara; kündigt ihm meinen Besuch an und ersucht ihn, ein halbes Reh für mich an den Spieß zu stecken. So geht denn, ich will bald wieder bei Euch sein." Der Guerillero stob im Galopp davon; ich wandte mich nach dem Lianensteg, und nach einigen Augenblicken fand ich mich am Eingange dieser Naturbrücke, die durch die Verschlingungen unzähliger Kletterpflanzen gebildet war. Längs des Baches zog sich ein undurchdringliches Gewirre von Fächerpalmen und Cactus hin; die langen und starken Zweige der Lianen, welche von den Felsstücken hingen, hatten sich um einen Palmstamm geschlungen, den der Sturm entwurzelt hatte und der quer über dem Wildbache lag. Durch die Lianen getragen und den Boden mit keinem seiner Enden berührend, bot dieser Stamm das Bild einer Brücke dar, die keines Menschen Hand so kühn über dem Abgrunde aufzuhängen vermocht hätte. Ich stand einen Augenblick zwischen Staunen und Bewunderung vor diesem Pfade, den eine geheimnißvolle Hand bereitet hatte, und wagte mich endlich mit unsicherem Schritt auf die schwankende Bahn; aber plötzlich gab ein unerwarteter Stoß dem Lianennetz eine heftige Bewegung, so daß ich beinahe stürzte. Als ich wieder in's Gleichgewicht kam, sah ich am entgegengesetzten Ufer einen Mann, der sich rasch entfernte und im Gebüsch verschwand. Einen Augenblick zögerte ich weiter zu gehen, besann mich aber bald und war am andern Rande. Palos-Mulatos lag nur noch einige Schritte vor mir, aus dessen Hütten fröhliches und verwirrtes Geräusch bis zu meinen Ohren drang. Der Pueblo bestand nur aus einem Dutzend Hütten; als ich vor der ersten dieser ärmlichen Wohnungen stand, fragte ich nach dem Gaucho und entdeckte auf den Gesichtern der Gefragten ohne Mühe einige Verwirrung.

„Ihr sprecht von dem Chileño?" erwiederte mir endlich ein junges Mädchen, das beschäftigt war, purpurne Glockenblumen in seine schwarzen Haare zu flechten.

„Ja, ich meine den Chileño, der sich, wie ich glaube, Christino Vergara nennt.

„Christino Vergara! Ihr seht die Fächerpalme einige Schritte von da, dort steht seine Hütte." Ich dankte dem Mädchen und klopfte an die Thüre des Gaucho. Ein hochgewachsener Greis öffnete mir, hinter ihm standen eine Frau, von Alter gebeugt, und zwei junge Mädchen; ich war in Vergara's Hütte und hatte bald die Botschaft des Kapitäns Don Ruperto ausgerichtet.

„Don Ruperto Castaños hier?" rief der Chilene lebhaft. „Er soll wie Ihr in dieser armen Hütte willkommen sein."

„Ich bin nicht ohne Mühsal hieher gekommen," sagte ich lachend, „und will mich in Zukunft hüten, zu Zweien über eine Lianenbrücke zu gehen."

„Zu Zweien!" versetzte der Gaucho, dessen Auge funkelte und dessen Stimme einen fremden Klang annahm.

„Ja, es war Jemand auf der Hängebrücke im Augenblick, als ich hinüberging, und da er wahrscheinlich fürchtete, erkannt zu werden, so rasch vorwärts schritt, daß ich beinahe in den Waldbach stürzte."

Während dieser Reden beobachtete ich die seltsame Familie, in deren Mitte der Zufall mich geführt hatte. Das finstere Gesicht des Gaucho drückte einen mühsam unterdrückten Unwillen aus. Das Weib des Christino und die jüngere Tochter schienen mich gleichgiltig anzuhören, während die ältere Tochter des Chilenen bei meiner Erzählung von dem Zusammentreffen auf der Lianenbrücke große Verwirrung zeigte. Die Neugierde, welche zuerst auf ihrem Gesichte zu lesen war, verwandelte sich in sichtbare Unruhe; ihre schönen dunklen Augen auf mich gerichtet, schienen eine dringende und innige Bitte auszusprechen. Sie kannte also wohl den Mann, den ich auf der Brücke begegnet hatte? sie fürchtete für ihn den Argwohn, den furchtbaren Zorn des Chri-

Digitized by Google

stino Vergara! und ich hatte unwillkürlich eine Unbesonnenheit begangen, welche unheilvolle Folgen haben konnte; ich gab dem jungen Mädchen sogleich zu verstehen, daß ich ihr stummes Flehen begriffen hatte. „Der Mann, der auf der Brücke vor mir floh," fuhr ich fort, „ist wahrscheinlich ein Salteador oder Wegelagerer aus der Nachbarschaft, der mich beraubt haben würde, wenn ich nicht bewaffnet oder halb militärisch gekleidet gewesen wäre, was ihn wahrscheinlich zu dem raschen Rückzug veranlaßt hat." Ich gab diese Erklärung nicht ohne eine gewisse Art von Verlegenheit, welche einem scharfsichtigen Beobachter nicht entgehen konnte, auch antwortete mir der Gaucho nur mit einer zweifelhaften Geberde. Zum Glück gab die Ankunft des Kapitäns dem Gespräch eine andere Wendung. Christino Vergara erhob sich eilig, um seinem alten Kriegskameraden die Hand zu reichen. „Seid tausendmal willkommen," sagte er zu Don Ruperto; „ich danke Euch, daß Ihr nicht vergessen habt, auf Eurem Wege nach San-Blas bei Christino Vergara einzukehren."

„Ihr werdet mir noch wärmer danken," erwiederte der Veteran, „wenn Ihr erfahrt, was mich herführt; aber ich werde es nur Euch allein sagen. In diesem Augenblick sehe ich, daß Ihr Alle gesund seid und daß wir nicht zu spät kommen; das ist die Hauptsache," sagte er, indem er mir einen Blick des Einverständnisses zuwarf. „Ich sehe auch, daß meine schöne „Lianenblüthe" ein großes und hübsches Mädchen geworden ist."

Liane, die ältere Tochter des Gaucho, entfernte sich erröthend und ihre Schwester folgte ihr. Der Gaucho mit seinem Weibe ging hinaus, für unsere Pferde zu sorgen. Mit dem Kapitän allein konnte ich mich nicht enthalten, ihm die Unruhe mitzutheilen, welche mir von meinem ersten Gespräch mit Christino zurückgeblieben. Liane trat in dem Augenblick herein, als der Kapitän mir antworten wollte. Sie machte sich mit schlechtverhehlter Ungeduld viel um uns her zu schaffen. Ich glaubte zu verstehen, daß sie mit mir allein sein wollte, und erinnerte deshalb Don Ruperto daran, wie wichtig es sei, den Gaucho alsbald gegen einen wahrscheinlichen Hinterhalt des Villa-Señor auf die Hut zu setzen. „Ich sterbe vor Durst," erwiderte Castaños, „und wenn das hübsche Mädchen mir einen Balde frischen Wassers bringen wollte, so bin ich nachher gerne bereit, Eurem Verlangen nachzukommen." Liane entfernte sich und kehrte sogleich mit einem irdenen Kruge zurück, den sie dem Kapitän darreichte. Dieses junge, hübsche, braune Mädchen, wie es sich gegen den Veteranen neigte, der seine Lippen mit der Unbeweglichkeit eines Arabers an den Rand des Gefäßes preßte, erschien mir wie die biblische Rebekka. Als er mit einem Zuge die Hälfte des Kruges geleert hatte, gab er ihn dem Mädchen zurück und drückte zum Dank einen Kuß auf dessen Stirne. Kaum war er hinausgegangen, als Liane sich mir näherte. „Wen habt Ihr auf der Brücke begegnet?" fragte sie mich bebend. „Einen jungen Mann oder einen Greis?"

„Ich weiß es nicht, ich sah nur einen Schatten, der fast im selben Augenblick in dem Ufergebüsch verschwand; aber wozu diese Frage?"

„Weil," versetzte sie mit einer Mischung von Stolz und Verschämtheit, „der Schatten, den Ihr gesehen, vielleicht der eines jungen Mannes ist, den ich liebe und der in Todesgefahr käme. Ihr habt meine Angst begriffen; nachdem Ihr den Argwohn meines Vaters geweckt, habt Ihr versucht, ihn zu zerstreuen. Ich danke Euch."

„Und Ihr, lauft Ihr keine Gefahr?"

„O, ich, mein Vater wird mich tödten, wenn er jemals den Namen desjenigen erfährt, den ich liebe!" Während sie so sprach, schien das Mädchen mit leidenschaftlicher Ueberspannung dem Tode zu trotzen. Diese letzten Worte machten mich zittern, und ich dachte unwillkürlich an den Sohn des Jägers Vallejo, dem Christino Vergara tödtlichen Haß geschworen hatte. Welch' anderer Name hätte den Gaucho bestimmen können, seine eigene Tochter zu tödten? Mehr und mehr bekümmert und aufgeregt, setzte ich mich auf eine hölzerne Bank vor der Hütte, wo ich alle Bewegungen des jungen Mädchens, das in derselben zurückgeblieben war, beobachten konnte. Ich sah sie das Feuer anschüren, dessen Flamme bald aufflackerte und röthlichen Schimmer durch die Spalten der Bambuswände warf. Nun kam Liane heraus und stellte sich auf die Schwelle, so daß man sie im Scheine des Feuers von weitem sehen konnte. Liane trug denselben Cantaro unter dem Arme, den sie dem Capitän hingereicht hatte; ihr Rebozo von Baumwolle, nachlässig über den Kopf geworfen, hing zu beiden Seiten in breiten Falten über ihre Schultern nieder, wie die Draperien in byzantinischen Bildern. Sie verweilte einige Sekunden unbeweglich in dieser Stellung und glich einem alten Steinbilde. Der Mond beleuchtete das Dickicht an der Brücke, und in dem hellen Scheine, der das junge Mädchen umgab, war es unmöglich, daß die geringste ihrer Bewegungen dem aufmerksamen Blicke eines Menschen entgehen konnte, der sich etwa unter dem grünen Gehänge der Brücke verborgen hätte. Ich begriff nun, daß Liane ein Zeichen geben wollte. Sie begann damit langsam den Rebozo abzunehmen, den sie zusammenrollte und auf den Kopf legte, um den Krug mit schmalem Fuße zu unterstützen, den die Spanier von den Mauren entlehnt und nach Mexico gebracht haben; dann hob sie ihren gebräunten bloßen Arm zu dem Cantaro und schickte sich an, nach dem Bache zu gehen, um ihn wieder zu füllen. Schon war sie diesem nahe gekommen, als sie plötzlich einen Schrei ausstieß wie eine verwundete Tigerin, den Krug fallen ließ, der in Stücke zerbrach, und dem Flusse zueilen wollte; aber die Kraft ihres Willens hielt sie zurück und sie beugte sich nieder, wie um die Stücke des zerbrochenen Gefäßes aufzulesen. Ich errieth ungefähr die Ursache dieser plötzlichen Aufregung. Glücklicher als Liane, welche nicht bis zu dem Bache gehen konnte, ohne das Leben desjenigen in Gefahr zu bringen, den sie liebte, nahte sich dasselbe junge Mädchen, welches mir die Hütte d:s

Digitized by Google

Chileno gewieſen hatte, ſingend der Lianenbrücke, nicht nur den Kopf mit dem Kreuze beſchwert, ſondern auch mit einem Kranze der Purpurblumen, womit es ſeine Haare ſchmückte, als ich es befragt hatte. Ich vermuthete in demſelben eine Nebenbuhlerin Lianens, und hatte Mitleid mit der unglücklichen Tochter des Vergara. Ich nahte mich unter dem Vorwande, ihr beizuſtehen, Lianen, die mit zitternder Hand die Bruchſtücke ihres Gefäßes vom Mooſe auflas.

„Geht, ihm zu ſagen," ſprach ſie mit befehlender, abgebrochener Stimme zu mir, „daß ich ihn durch meinen Vater erdolchen laſſe, und mich nach ihm, wenn er mit dieſem jungen Mädchen redet."

„Wer, ihn?"

„Saturnino."

„Saturnino!" verſetzte ich erſchrocken. „Wie! die Tochter des Chriſtino Vergara liebt Saturnino Vallejo!"

„Ja, ich liebe ihn! Und Ihr wißt jetzt, daß es um ſein Leben geſchehen iſt, wie um das meine, wenn ich mit meinem Vater rede. Geht, ich bitte Euch darum; Gott wird Eure Barmherzigkeit lohnen. Ihr werdet Saturnino auf der Lianenbrücke treffen."

In dieſem Augenblick erſchienen der Gaucho und der Capitän unter der Thüre der Hütte. Ich begriff, daß keine Zeit zum Zaudern war, und entfernte mich, bevor der Capitän mich ſehen konnte, während das junge Mädchen nach der Hütte zurückging.

II.

Während ich mich langſamen Schrittes der Brücke näherte, drängte ſich mir die peinliche Frage auf, ob Saturnino Lianen die volle Liebe erwiedere, welche dieſe nicht hatte verbergen können? Und im entgegengeſetzten Falle konnte der Läſtige, welcher eine Zuſammenkunft ſtörte, nicht ausgeſetzt ſein, ſehr übel empfangen zu werden? Dennoch ging ich auf die Brücke zu mit der Vorſicht des Naturforſchers, der die Lebensweiſe des Tigers und Löwen in ihren heimatlichen Wäldern ſtudiren will und nicht vergeſſen darf, daß es dort keine eiſernen Gitter wie in den Menagerien gibt, um ihn zu vertheidigen, auch vergaß ich nicht, daß in dieſem kleinen halbwilden Dörfchen weder Alcaden noch Gensd'armen zu meinem Schutze bereit waren. Je weiter ich vorwärts ſchritt, deſto ſtiller wurde es um mich her. Bald hörte ich nur noch das Geplätſcher des Baches und das Säuſeln der Lianen in dem lauen Nachtwinde. Nur zuweilen miſchten ſich mit dem Geflüſter der Palmen die dumpfen Laute, die aus den Hütten drangen, das Geliſpel von Saturninos oder der Dorfſchönen Stimme, die ihn zu verfolgen ſchien. Kein Fußtritt kniſterte auf dem dürren Laub im Mooſe und endlich verklangen auch die Stimmen. All dieſes ſchien mir von trüber Vorbedeutung für die arme Liane. Ich hatte meine Augen unbeweglich auf die Brücke geheftet und diejenige nicht zurückkehren ſehen, welche ich ihre Nebenbuhlerin nannte, und die ſo voll Zuverſicht auf ihre Schönheit dahergeſchritten war. Liane war, wie ich nicht bezweifeln konnte, verrathen, bitterer Unwille erfaßte mich; ſo viel Liebe hatte der nicht verdient. Ungewiß ob ich zurückkehren ſollte, ihr die traurige Nachricht zu verkünden, ging ich über die Brücke und ſtand an derſelben Stelle, wo ich vor einer Stunde vom Pferde geſtiegen war; auch hier war alles öde und ſtill. Der Mond beleuchtete nur eine weite Einſamkeit, hohes Gras, worin Leuchtkäfer ſchwirrten oder Cicaden zirpten, und Palmen, welche ihre Schatten auf die Ebene warfen. Dieſe nächtliche Landſchaft war traurig für Herz und Auge. Nachdem ich noch einige Schritte an dem Bache aufwärts gemacht hatte, ging ich in entgegengeſetzter Richtung hin; endlich konnte ich nicht mehr zweifeln, daß Saturnino verſchwunden war, und kehrte nach der Hütte des Gancho zurück. Liane ſpähte nach meiner Rückkehr mit fieberhafter Ungeduld. Ungeachtet meines Mißlingens hielt ich an mich, als ſie mir entgegenkam.

„Habt Ihr Saturnino gefunden?" fragte ſie abgebrochen.

„Ich habe gethan wie Ihr mir geſagt habt." Ich glaubte mich durch dieſe ausweichende Antwort aus der Verlegenheit zu ziehen; aber ein Weib, das liebt, iſt doppelt ſcharfſichtig.

„Ihr habt ihn geſehen?" erwiederte ſie. „Wie ſteht es um ihn?"

Dieſesmal mußte ich mit der Antwort zögern. „Es iſt falſch; Ihr habt ihn nicht geſehen," fuhr Liane erbleichend fort und mein Schweigen beſtätigte ihre Zweifel. Ihre kräftige Natur wankte einen Augenblick vor einer furchtbaren Wirklichkeit, der Untreue Saturnino's. Zwei Thränen entquollen ihren langen ſchwarzen Wimpern, es waren die einzigen; dann faßte ſie alle Macht ihres gebrochenen Herzens zuſammen und ging ſchweigend in ihre väterliche Hütte zurück. Ich ſetzte mich wieder unter das Vordach, mit dem Vorgefühl, das man empfindet wenn man die Lunte einer Pulvermine rauchen ſieht. Lianen's heftiges Weſen mußte das Gewitter losbrechen machen, das ſich zuſammenzog. Ich ſah mit Beben wie ſie ſich ihrem Vater nahte und ihn in das nächſte Gemach zog. Der Capitän, welcher zu mir getreten war, bemerkte meine Niedergeſchlagenheit. Ich hatte ihm ſchon meine Unruhe über den Argwohn des Gaucho gegen ſeine Tochter mitgetheilt; als ich ihm ſagte, daß Liane Saturnino Vallejo liebte, als ich der wüthenden Eiferſucht des jungen Mädchens und meines vergeblichen Ganges nach der Brücke erwähnte, runzelte Don Ruperto die Stirne und ſagte mit einem Ausdruck des Scherzes, der nur übel ſeine Mißſtimmung verbarg: „Caramba! eine doppelte Venganza! Saturnino und Villa-Señor! Das ſind zwei Beweggründe, um heute Abend nichts zu eſſen zu bekommen."

Ein Schrei der Wuth, der aus der Hütte ertönte, unterbrach Don Ruperto. Chriſtino trat in das Gemach mit dem Feuerherde zurück, der ſeine von wilder Lei-

denſchaft belebten Züge beleuchtete, die noch furchtbarer waren als die ſeiner Tochter. „Caſtaños!“ rief der Gaucho, „Ihr ſeid mein Gaſt und mein Freund, und werdet mir beiſtehen die Ehre meines Namens zu rächen. Der Sohn Vallejo's hat meine Tochter entehrt, ſie ſelber geſteht es; aber der Ehrenräuber iſt in dieſen Wäldern.... Auch Ihr, Herr Cavalier, der Herd Eures Wirthes iſt entweiht.... Zu Pferde! Zu Pferde!“

Es wäre ſehr überflüſſig geweſen, in dieſem Augenblick mit dem alten Gaucho zu rechten; beſſer war es, indem man in ſeine Racheplane einzugehen ſchien, ſich eine Gelegenheit vorzubehalten, wenn es in unſerer Macht ſtand denjenigen zu retten, den ſie bedrohten. Wir eilten daher unſre Pferde zu ſatteln, und in einigen Augenblicken waren wir zu einem nächtlichen Ritte bereit, deren Ziel Saturnino's Hütte zu ſein ſchien. Im Moment als wir aufſtiegen, ſah ich den Gaucho, außer dem Laſſo der an ſeinem Sattel befeſtigt war, auch die noch furchtbareren Bolas, die an einem ledernen Riemen hingen, um den Leib gürten. Bevor ich mich mit meinen beiden Gefährten entfernte, warf ich einen letzten Blick in das Innere der Hütte; die Mutter und das jüngſte Mädchen ſchluchzten in einem Winkel und einige Schritte von ihnen ſaß Liane, den Kopf mit dem Rebozo verhüllt. Gegen die Lianenbrücke ſpornten wir zuerſt unſere Pferde; ſie war öde, wie ich ſie verlaſſen hatte. Nachdem Chriſtino einen Blick um ſich geworfen hatte, ſtieg er raſch vom Pferde und bückte ſich, um die Fußſpuren zu unterſuchen; er ſprang alsdann auf die Brücke, ging nach der andern Seite und ſetzte ſeine Nachforſchungen fort. Wir warteten das Ende derſelben ab ohne ein Wort zu wechſeln, und da unſer Aufenthalt ſich verzögerte, ſtieg auch ich ab. Ich hatte nie ohne großes Intereſſe Indianer oder Meſtizen der neuen Welt den Boden wie ein geheimnißvolles Buch befragen ſehen; ich folgte daher dem Gaucho. Plötzlich fielen meine Blicke auf einen Blumenſtrauß, der nur von einer der hübſcheſten und gefallſüchtigſten Schönen des Pueblo hatte im Graſe vergeſſen werden können. Dieſer Strauß war aus wilden Blumen mit einem wolriechenden Binſenzweig (Chintule) zuſammengebunden. Mein erſter Gedanke war, daß dieſes Anzeichen unter den betreffenden Umſtänden von einigem Werth ſein könnte, und ich kehrte zu dem Capitän zurück, der uns geduldig am Eingang der Brücke erwartete.

„Seht, was ich gefunden habe,“ ſagte ich zu ihm.

„Einen Blumenſtrauß! Es iſt ohne Zweifel eine ſymboliſche Botſchaft für Liane; man muß ſie ihr alsbald zuſtellen.“

Das Schwierigſte war dieſes Vorhaben auszuführen, ohne daß Chriſtino es gewahr wurde, und ſchon wollte ich zu Fuß nach der Hütte eilen, als nach beendigter Unterſuchung der Gaucho ausrief: „Zu Pferde! Ich weiß jetzt, wohin wir uns wenden müſſen!“ Der Chilene kam über die Brücke, ſchwang ſich in den Sattel und war uns bald vorausgeſprengt. Es war zum Glück in der Richtung ſeiner Hütte. Die einzige Häuſerreihe des Dorfes, durch die wir kamen, lag in völligem Dunkel. Einige Neugierige, welche vielleicht die Urſache ſeines Gehens und Kommens errieten, zeigten ſich da und dort unter den Thüren. Schweigend erwiederte der Gaucho den Gruß ſeiner Nachbarn und ſetzte ſeinen Weg fort, von dem Gebell der Wächterhunde begleitet. Der Capitän und ich, verdrießlich die Wälder zu durchſtreifen anſtatt zu Abend zu eſſen, redeten ebenſo wenig. In einer einzigen Hütte ſchlief man nicht; hier warf die Feuerſtelle noch ihren Schein; es war Lianens Hütte. Meine Gefährten ſtoben wie der Sturmwind vorüber; indem ich mein Pferd anhielt, hatte ich Zeit, den Blumenſtrauß ungeſehen durch die offene Thüre zu den Füßen derer zu werfen, für welche ich ihn beſtimmt glaubte. Ich ſah ſie zuſammenſchaudern, die ſymboliſchen Blüthen aufnehmen, und ſprengte weiter. Nachdem wir das Dörfchen hinter uns hatten, vertieften wir uns auf einem Pfade, der unter ſeinem grünen Laubdache einem Kellergewölbe geglichen hätte, wären nicht einige Mondesſtrahlen zwiſchen den verſchlungenen Zweigen durchgedrungen. In dieſem Urwalde waren wir zuweilen genöthigt uns tief auf den Sattel zu bücken, um uns nicht in dem wirren Gewebe der Wucherpflanzen zu verſtricken. Die langen Fächer der Palmen verſperrten uns bei jedem Schritt den Weg. Auf dem weichen ſchwammigen Waldgrunde war der Trab unſerer Pferde unhörbar, und die nächtlichen Harmonien dieſer prächtigen Wälder wurden nicht geſtört.

Nach einer halben Stunde wendeten wir uns links ab, auf noch ſchmalerem Steige, der uns zu einer kleinen Hütte geleitete, die vom Monde beleuchtet war. Der Gaucho trieb ſein Pferd heftig gegen dieſe Behauſung an. „Hier wohnt,“ ſagte er, „der Mann, welcher dieſe Wälder am beſten kennt. Er allein kann uns ſagen, wo wir Saturnino ſuchen müſſen. Heda, Berrendo! Schlaft Ihr?“

Niemand antwortete, und der ungeduldige Chilene ſtieß gewaltſam mit ſeinem Säbelgriff an die Bambuswand. Auf wiederholtes Klopfen antwortete endlich die Stimme eines Mannes. „Wer ruft mich, und wozu dieſen Lärm?“

„Ich bin es. Vergara.“

Wir hörten endlich die Thüre aufſchließen, und ein Mann mit wildem Geſichte zeigte ſich auf der Schwelle. Als wahrer mexicaniſcher Jäger, ſtets bereit ſein Raſenlager zu verlaſſen, um der Fährte eines Hirſches oder Jaguars zu folgen, ſchlief der Bewohner der Hütte in ſeiner vollen Kleidung von Wildhäuten, die aus einer Jacke und enggegürteten Beinkleidern beſtand. Er blieb eine Weile unbeweglich unter ſeiner Thüre und warf forſchende Blicke auf uns. Er ſchien auf unſere Fragen zu warten, und Vergara brach zuerſt das Sweigen. „Iſt Saturnino in Palmar?“ fragte der Gaucho.

„Er ſollte dort ſein; aber wozu dieſe Frage? Iſt der Sohn des Vallejo dem Chriſtino Vergara zuviel in in dieſer Welt?“

„Ja.“

Digitized by Google

Dieſe lakoniſche und entſetzliche Antwort ſchien Berrendo nicht zu überraſchen. „Nun, ſo ſei es! mit Gottes Hilfe!“ verſetzte er. „Die Nacht wird Euch günſtig ſein, Chriſtino. Vielleicht habt Ihr Morgen ſtatt eines zwei Feinde in Einer Falle gefangen.“

„Was wollt Ihr damit ſagen?“

„Ihr erinnert Euch eines ſpaniſchen Officiers, der Euer Gefangener war und ſich Villa-Señor nannte?“ fuhr Berrendo fort.

Caſtaños und der Chilene wechſelten einen Blick des Einverſtändniſſes. „Ja,“ antwortete Vergara; „was weiter?“

„Ich war vor einer Stunde an der Laguna de la Cruz,“ ſagte Berrendo; „ich paßte einem Hirſche auf, den ich vergeblich verfolgt hatte, als ein Reiter ſich dem Teiche näherte, um ſein Pferd zu tränken. Ich fand für gut dieſen Mann zu beobachten, bevor ich mich zeigte, und ſah ihn das Thier in's Waſſer treiben und dann einige Schritte vom Rande halten. Er nahm ſeinen Strohhut ab, wie wenn er die kühlere Luft an der Laguna einathmen wollte, und alsdann erkannte ich, ungeachtet ſeiner dichten weißen Haare, dieſen verfluchten Spanier, deſſen Züge mir nie aus dem Gedächtniß kommen werden. Meine erſte Bewegung bei dieſem Anblick war, meine Büchſe zu ſpannen. Ich bedachte, daß der Reiter vielleicht nicht allein ſei und ein Schuß ſeine Gefährten herbeizieben könnte. Ich nahm nun meine Zuflucht zu einem Mittel, das mir nie fehlgeſchlagen hat, wenn ich einen Feind umſtellen will, ohne Pulver zu verbrennen. Ich habe alle vier Ecken des Gehölzes um den Teich in Brand geſteckt. Was mich zu dieſem Mittel beſtimmte, war, daß Villa-Señor, nachdem er ſein Pferd getränkt hatte, ſich am Rande des Waſſers zum Schlafen niederlegte. Ich hab' ihm ein ſchönes Erwachen bereitet. Gebt Acht und riecht Ihr nicht ſchon den Rauch, den der Wind von dieſer Seite hertreibt?“

„Schön und gut!“ antwortete Chriſtino; „ich erkenne meinen alten Kameraden wieder. Nun, Capitän Ruperto, was ſagt Ihr dazu? Wir ſind von Villa-Señor befreit und dürfen nur noch an Saturnino denken, und dieſer wird uns nicht entgehen. Auf denn, nach dem Palmar!“

Nach einigen Augenblicken hatten wir die Hütte des Hirſchjägers weit hinter uns gelaſſen. Wir erreichten bald eine Stelle, wo der Pfad ſo ſchmal wurde, daß wir nur einer hinter dem andern im Schritt weiter konnten. Der Gaucho war voraus, Don Ruperto folgte ihm unmittelbar, und ich in einiger Entfernung. Endlich gelangten wir an eine Art von Kreuzweg, bei dem mehrere Fußſteige zuſammenliefen. Der Gaucho ſchlug einen derſelben ein, um einige Spuren zu unterſuchen, welche er bemerkt hatte, und bat uns, hier auf ihn zu warten. Als er verſchwunden war, benützte ich die Gelegenheit, um ihm meine Meinung zu eröffnen. „Wißt Ihr,“ ſagte ich, „mein lieber Capitän, daß die Rolle, die man uns hier ſpielen läßt, ſehr ſonderbar iſt? Ich weiß nicht, wie Ihr die Handlung nennen wollt, der wir die Hände leihen.“

„Hm! vor 25 Jahren hätt' ich das einen Hinterhalt genannt, gegenwärtig....“

„Ich nenne es einen Mord,“ unterbrach ich ihn. „Es iſt augenſcheinlich, daß der Gaucho dieſen armen Jungen zu überfallen hofft, wie Berrendo die wilden Thiere im Walde. Ich aber erkläre, nicht der Theilnehmer an einem Meuchelmorde ſein zu wollen; ja, ich ſage noch mehr, ich will ihn verhindern, und zähle auf Euch, mir darin beizuſtehen.“

„Ihr habt vielleicht nicht unrecht, aber die Ehre macht bisweilen grauſame Anſprüche. Der Gaucho iſt einer meiner alten Waffengenoſſen; ich könnte ihn dieſen Augenblick nicht verlaſſen, ohne für einen Feigling zu gelten.“

Ich geſtand dem Capitän zu, daß er von ſeinem Geſichtspunkte aus Recht habe; aber ich hatte nicht dieſelben Beweggründe, um den Chileño zu unterſtützen, und fragte den Capitän um Rath, was ich thun könnte, um zu verhindern, daß das leidige Abenteuer, in welches wir verwickelt waren, kein trauriges Ende nehme. „Ihr habt nur etwas ſehr Einfaches zu thun; dieſer Pfad, welchen Chriſtino eingeſchlagen hat, führt in einem weiten Bogen nach dem Palmar. Folget ihm eine Weile, ſteigt ab, bindet Euer Pferd im Dickicht feſt an und geht gerade durch den Wald; behaltet den Mond immer im Geſichte und Euren Schatten hinter Euch, ſo könnt Ihr nicht fehlen nach dem Palmar zu gelangen; wenn Ihr vor uns dort ſeid, um ſo beſſer. Ich will Euer Verſchwinden ſo gut als möglich entſchuldigen.“ Ich dankte dem Capitän für ſeinen Rath und folgte dem Pfade, den er mir gewieſen hatte.

III.

Für einen europäiſchen Reiſenden iſt es nichts Geringes, wenn er ſchon vorher durch einen Tagemarſch ermüdet iſt, ſich in den Labyrinthen eines Urwalds allein zu finden. Indeß waren die Anweiſungen des Don Ruperto genau genug, daß ich nicht fürchten durfte mich zu verirren, wenn auch mein Unternehmen mißlang. Nachdem ich eine Weile auf dem eingeſchlagenen Pfade fortgeritten, ſtieg ich ab und band mein Pferd an einen Baum; dann, nachdem ich mir die Stelle, wo ich mich befand, wol eingeprägt hatte, ſteckte ich meine beiden Piſtolen in den Gürtel und machte mich in's Dickicht, den Mond ſtets vor mir. Dieſe Anweiſung war indeß nicht ſo leicht zu befolgen, denn meine Blicke vermochten kaum das dichte Laubgewölbe zu durchdringen, um von Zeit zu Zeit nach ſeinem Laufe zu ſehen, den er in wunderbar reinem Himmel vollbrachte. Allmälich ſchien jedoch die Klarheit der Luft ſich zu trüben; es war als ob ſchwarze Wolken die Luft durchzogen, und doch ſpürte ich nicht den mindeſten Windhauch um mich her. Bald zeigte ſich ein ſeltſamer Wiederſchein am Himmelsgewölbe; dieſer Schein wechſelte, bald war er gelblichweiß wie die erſten Morgenſtrahlen, bald purpurn wie die letzte Abendröthe. Zu ſelber Zeit ſchien mir als erwache die ſtumme Einöde und erfülle ſich mit Geräuſch. Man hörte von ferne das Schreien der Vögel; aber dieſes ſchien weder die Rückkehr der Sonne, noch die Kühle der Nacht zu begrüßen. Es

Digitized by Google

war ein mißtönendes Wehegeſchrei, wirre Töne, voll Schrekken oder Klagen, denen bald das Heulen der Schakals und anderer Bewohner dieſer Wälder ſich beigeſellte. Augenblicke des Schweigens folgten dieſen ſeltſamen Lauten, deren Urſprung ich zu vermuthen begann, als ich mich an die Unthat des Hirſchjägers erinnerte. Schreckliche Anzeichen ließen mir bald keinen Zweifel mehr übrig. Schwarze Rauchwirbel von Funken durchſprüht wiegten ſich wie dunkle Federbüſche an dem Himmel, und verſcheuchte, halb erſtickte Vögel flatterten hundertweiſe um ſie her; der Wald, ein Theil davon wenigſtens, war ungefähr in der Richtung, der ich folgte, in Brand. Fürchtend, mich in das Feuermeer zu verirren, blieb ich einen Augenblick ſtehen, um mich an einer Stelle zurechtzufinden, wo der minder dichte Baumwuchs mir den Blick frei ließ. Der Himmel hatte eine blutrothe Farbe und die Mondſcheibe erſchien nur wie ein bleicher Fleck, dem ich den Rücken zukehrte. Sobald ich die von dem Capitän angegebene Richtung wieder einſchlug, wurde ich mit Freuden gewahr, daß ich den Brand hinter mir laſſe. Vollkommen beruhigt, verdoppelte ich meinen Schritt und gewahrte endlich nach großer Mühſal in dem dichten Geſtrüpp zwiſchen den Palmen hindurch eine weite Lichtung vor mir. Es war, was ich ſuchte. Dieſe Lichtung bildete einen länglichen Kreis und glich einem Circus. An einem Ende derſelben hob ſich vom Monde verſilbert ein Waſſerſtreifen von dem grünen Grunde ab. Eine dreifache Reihe von Palmen ſchien wie ein Damm gegen den Wald ſich um die Grasfläche zu ziehen. Hier mußte Saturnino's Hütte verborgen liegen; ich ſuchte ſie an dem Waſſerſtreifen, und um von dem Gauche nicht geſehen zu werden, im Falle er zugleich mit mir das Palmengehege durchſchritten, ging ich in ſeinem Schatten hin. Noch ſah ich nichts; doch meinte ich bald in geringer Entfernung von mir eine Frauenſtimme eine der klagenden Weiſen ſummen zu hören, wie man ſie manchmal des Abends im Freien hört, und einige Augenblicke darauf ſah ich an der Schwelle eines Jacals eine alte Frau unbeweglich im Monde ſitzen. Sie ſah mich wol nicht, denn ſie hörte nicht auf zu ſingen; es war die Mutter des Saturnino, welche auf die Heimkehr ihres Sohnes wartete. Beim Geräuſch meiner Schritte verſtummte ſie und hob raſch den Kopf in die Höhe; aber Verdruß und Schrecken malten ſich auf ihrem Geſichte, als ſie einen Fremden ſtatt ihres Sohnes vor ſich ſah.

„Habt keine Furcht," ſagte ich; „Ihr ſehet in mir einen Mann, der Saturnino vor einer großen Gefahr behüten will."

„Virgen Santiſſima!" rief die Mutter, „was wollt Ihr damit ſagen? Wäre Saturnino in dem Feuer umgekommen, das den Himmel da unten röthet?"

„Ihr kennt Chriſtino Vergara?"

Bei dieſem Namen machte die alte Frau das Zeichen des Kreuzes mit ſtummem Entſetzen. „Ja, ja," ſagte ſie; „ſchon lange hätten wir das Land verlaſſen, wenn die Jugend die Stimme der Vernunft hören möchte."

Ich beeilte mich, ſie von Chriſtino's Nähe zu benachrichtigen. „Es iſt ſpät," antwortete ſie mir, „und ich hoffe, Saturnino kehrt dieſen Abend nicht heim. Wolle Gott, daß der Brand ihm den Weg verſperrt hat!"

Ich ſah ein, daß der Sohn des Vallejo ſeiner Mutter ſeine Liebe zu Lianen nicht verſchwiegen hatte; dennoch vertraute die alte Bewohnerin des Palmar auf des Himmels Schutz. Sie hoffte, daß Gott ihren Sohn bewahren werde, und überdies war Saturnino, wie Berrendo, ein Jäger von Handwerk, und wenn er noch nicht zurückgekehrt war, ſo verfolgte er wahrſcheinlich irgend ein Wild.

„Auf jeden Fall," fuhr ich weiter fort, „hat Saturnino Muth, und gegenwärtig, da er gewarnt iſt...."

„Ja, gewiß; er iſt tapfer wie nicht einer, und deshalb würde er nicht entfliehen; aber wenn er ſich gegen Chriſtino vertheidigen ſollte, ſo wird er es nicht thun. Zwanzigmal hat er das Leben des Mörders in ſeinen Händen gehabt, wenn er auf die Rehe lauerte und er, ohne von ihm geſehen zu werden, durch dieſe Wälder ging; aber jedesmal hat das Andenken der Tochter den Vater beſchützt."

Ich hatte erreicht, was ich mir vorgenommen, und wollte desſelben Weges zurückkehren, als die geängſtigte Mutter ausrief: „Jeſus Maria, da iſt er!" Und das arme Weib, deſſen vom Alter geſchwächtes Auge ſchärfer geſehen hatte als das meine, rang die Hände voll Bangigkeit. Aber es war nur die Empfindung eines Augenblicks. Bald hatte ſie ihre ganze Kaltblütigkeit wieder und lief nach einem Pferde, das an einem Pfahle hinter der Hütte angebunden war und ſattelte es eilig. Indeß waren meine Blicke auf die Seite der Palmenumfaſſung gerichtet, wo die Witwe ihren Sohn geſehen hatte. Ich konnte nun deutlich den jungen Jäger erkennen, welcher feſten Schrittes mit aller Zuverſicht und Kraft der Jugend auf die Hütte zukam, während der Mond den Lauf einer Büchſe blinken machte, die er über die Schulter geworfen hatte; aber ich bemerkte auch bald mit Unruhe, wie längs der Palmen ein neuer Ankömmling umherſchlich. An ſeinem hohen Wuchſe und den weißen langen Haaren glaubte ich dieſen Villa-Señor zu erkennen, den Caſtaños mir ſo genau geſchildert hatte. Die Geſtalt des nächtlichen Umherſtreifers erſchien mir jedoch nur wie ein Traumbild und trat alsbald wieder in das Dickicht zurück. Während ich ſo abwechſelnd bald auf Saturnino, bald auf das Palmengehege ſchaute, wo die verdächtige Geſtalt ſich verborgen hatte, verdoppelte der Waldbrand ſeine Heftigkeit, und von Zeit zu Zeit wiedertönte das Echo von dem Brüllen der wilden Stiere und dem Gekläffe der Schakals, welche vor den Flammen flohen. Als Saturnino ſich der Hütte nahte, hatte ſeine Mutter das Pferd aufgezäumt; ſie lief ihrem Sohne entgegen, ſchloß ihn in ihre Arme, und ich hörte ſie eine eifrige Bitte murmeln. Die Augenblicke waren koſtbar, und ich wunderte mich, daß der rachſüchtige ungeſtüme Gaucho die Lichtung noch nicht erreicht hatte. Der Waldbrand allein, der ihn wahrſcheinlich zu einem Umweg zwang, erklärte dieſe Zögerung. Der junge Mann machte

Digitized by Google

ſich ſanft aus den Armen ſeiner Mutter los und taub gegen ihr Flehen, ging er auf mich zu. Ein ſichtliches Staunen, aber ohne die mindeſte Miſchung von Furcht war in ſeinen Zügen zu leſen, in denen ich mit einem noch ſtärkern Ausdruck von Trauer denſelben ſanften Stolz und dieſelbe unterdrückte Ueberſpannung fand, die mir bei Lianen aufgefallen war. „Es war zwiſchen Chriſtino und mir," rief er, „ein ſchweigender Waffenſtillſtand; wer konnte ihn ſo plötzlich unterbrechen?"

„Seine Tochter," ſagte ich.

Bei dieſen Worten konnte der junge Mann eine lebhafte Bewegung nicht unterdrücken. Er nahte ſich mir bebend, und ich beeilte mich in wenig Worten, denn ich zitterte vor der Erſcheinung des Gaucho, ihm zu berichten, welche Botſchaft ich für ihn gehabt hatte, meine Antwort an Lianen, ihren Anfall von Eiferſucht und die Entdeckung, welche deren Folge geweſen. „Warum," ſagte nun Saturnino, der unter dem Gewichte eines erdrückenden Schmerzes zu erliegen ſchien, „warum zürnt ſie mir, daß ich die Lianenbrücke verlaſſen habe, ohne ſie zu erwarten? Hatte ſie mir nicht ein Zeichen gegeben, mich zu entfernen? Ich habe ihrem Gebote gehorcht, und dies iſt das Verbrechen, das ſie mit dem Tode beſtrafen will! Nein, nein, ſie liebt mich nicht!"

Ich dachte ganz anders und bemühte mich, ihn meine Ueberzeugung theilen zu machen aber vergebens. Seine Mutter unterbrach uns; ſie führte das Pferd ihres Sohnes herbei. Die arme Frau warf erſchrockene Blicke um ſich und fürchtete den Mann erſcheinen zu ſehen, der ſein Leben bedrohte; ſie bat ihn bei allen Heiligen des Himmels, ſich in den Sattel zu ſchwingen und ſich zu entfernen; Saturnino blieb unbeweglich. „Wozu das?" erwiederte er. „Was ſoll mir jetzt mein Leben?"

Ich vereinigte meine Bitten mit denen ſeiner Mutter; es war verlorne Mühe; er hörte uns nicht. Seine Hand ſpielte maſchinenmäßig mit dem Schloß ſeiner Büchſe; wie wenn er ſelbſt darauf verzichtet hätte ſein Leben zu vertheidigen, öffnete er den Hahn und ſchüttete das Zündkraut aus; dann warf er die Waffe mit dem Pulverhorn weit von ſich. Indeß ſchien die Luſt am Leben, welche manchmal ſchlummert, aber ſelten ganz in des Menſchen Herz erliſcht, wieder einige Gewalt über ihn zu erlangen. Er ſetzte einen Fuß in den breiten hölzernen Steigbügel und ließ ihn wieder zurückfallen. Noch einmal warf er einen Blick des Wohlgefallens auf den Renner, der in einem Augenblick zwiſchen ihn und den Tod einen unerreichbaren Zwiſchenraum ſetzen konnte. Dieſe letzte Bewegung von Schwäche war bald bemeiſtert. Von dieſem Moment an erloſch der Inſtinkt des Lebens, die natürliche Furcht vor dem Sterben vor einem unerſchütterlichen Entſchluſſe, den weder das Jammergeſchrei ſeiner Mutter, noch mein Zureden beſiegen konnten. Die Zeit verſtrich und der junge Jäger, die Hand in der Mähne ſeines Pferdes, ſtand unbeweglich. Plötzlich ſah ich ihn wie unter einer elektriſchen Berührung zuſammenfahren. Im ſelben Augenblick und faſt hinter uns that ſich die grüne Umzäunung auf und bleich, wie eine Leiche, zeigte ſich Liane im Scheine des Mondes; ihr Kleid war zerknittert, von den Dornenſträuchen zerriſſen, deren abgeriſſene Blätter noch in ihren aufgelöſten Flechten ſtacken; Tropfen Blutes rannen über Buſen und Schultern, und das junge Mädchen ſtürzte ſich athemlos auf Saturnino. An dem Schrei, den er ausſtieß, an der Glut, die aus ſeinen Augen leuchtete, konnte man leicht erkennen, daß die Liebe zum Leben wieder in dem Herzen des Jägers einzog. „Ich komme zu rechter Zeit! gelobt ſei Gott!" vermochte endlich Liane auszurufen. „Saturnino, ich wollte Deinen Tod, weil ich Dich untreu glaubte.... aber jetzt weiß ich...." Und das Mädchen zog aus ihrem Buſen einen Strauß (ich erkannte ihn für den, welchen ich ihr im Vorüberreiten zugeworfen), den ſie mit Entzücken an ihre Lippen preßte. „Saturnino," begann ſie haſtig, indem ſie ſeinen Arm ergriff, „ich will jetzt, daß Du lebeſt; dieſe Blumen haben mir das Leben wieder gegeben. Dieſer weiße Floripondio hat mir geſagt, daß ich die Schönſte ſei in Deinen Augen; dieſe rothen Lianenblüthen haben mir verkündigt, daß die Nebenbuhlerin, welche ſie in ihren Haaren getragen hat, nur ein Vorwand zu Deiner Gegenwart in der Nähe unſerer Hütte geweſen iſt. O, ich weiß jetzt alles, dieſer Chitulué-Zweig hat mir alles entdeckt; ich weiß, daß Du mich liebſt.... Aber auf was warteſt Du? Mein Vater wird kommen; hoffſt Du auf Verzeihung von ihm, daß Du ſeine Tochter geliebt haſt? Zähle nicht darauf. In dem Augenblick, indem ich zugleich mit Dir ſterben wollte, hab' ich ihm geſagt, daß ich Dir angehöre.... daß Du die Ehre ſeiner Tochter geraubt habeſt — ich habe gelogen; ich, einen Moment des Wahnſinns wollte ich den Tod für uns Beide. Willſt Du jetzt fliehen?"

Zu ſelber Zeit erſchienen auch Chriſtino und Caſtaños in der Lichtung; aber ſchon hatte Saturnino, von der Verzweiflung zu fieberhafter Freude übergehend Liane mit ſeinen Armen umſchlungen auf ſein Pferd gehoben, das wie ein Pfeil dahinſchoß und das Mädchen und den unbewaffneten Jäger forttrug. Der Gaucho, von dem Capitän gefolgt, eilte ihnen nach.

„Haltet ein, Capitän!" rief ich Caſtaños zu, „laſſet mindeſtens den Kampf gleich ſein."

Der alte Guerrillero hielt wirklich beim Laut meiner Stimme; aber nicht ſo der Gaucho. Um die Entfernung auszugleichen, die ihn noch von dem Gegenſtande ſeines Haſſes ſchied, ſchwang er ſeinen Laſſo, der ſich wirbelnd über die beiden Flüchtigen niederließ. Von der Schlinge umſtrickt, machte Saturnino eine übermenſchliche Anſtrengung ſein Pferd anzuhalten, deſſen Knie ſich zur Erde bogen, und im Augenblicke als der kräftige Arm des Gaucho ihn aus den Bügeln heben wollte, zog der junge Mann ſein Meſſer, die einzige Waffe, die ihm geblieben war. Raſch war der Laſſo durchſchnitten; ich konnte einen Freudenruf nicht zurückhalten. Saturnino flog auf's neue mit der ohnmächtigen Liane über die Lichtung hin; die Fliehenden waren ganz nahe bei einem der Pfade durch die Palmen. Der Gaucho

Digitized by Google

ſprengte ihnen nach, ſchweigſam unverſöhnlich. Ich ſah ihn nun ſeinen Bolas und den dreifachen Lederriemen an ſeinem Gürtel aufrollen, eine der Kugeln faſſen und die beiden andern über ſeinem Kopfe ſchwingen, während wir ihn ſingen hörten:

Meinem Laſſo kannſt du entgehen,
Meinem Bolas nimmermehr.

Bald ſollte ich die ſchreckliche Bedeutung dieſes Geſanges kennen lernen. Die Kugeln glitten pfeifend aus den Händen des Gaucho und ſchlangen ſich um die Beine des Pferdes; das Thier fiel nieder. Mit zwei Sätzen war der Gaucho mit erhobenem Degen hinter ſeiner bewußtloſen Tochter und dem unbewaffneten Jäger. Nichts konnte eines der beiden Opfer retten, als von dem Pfade her, den die Flüchtigen umſonſt zu erreichen verſucht hatten, ein Schuß fiel; der Gaucho war getroffen, und alles wurde ſtill. Jetzt ſprengte der Capitän eilig nach der Richtung, woher der Schuß gekommen war; aber er hielt plötzlich in ſeinem Laufe und kehrte zu mir zurück, indem er mit düſterer Ergebung ſprach: „Ich habe wol nicht das Recht, Villa-Señor zu ſtrafen; Gott wollte es, daß dieſer Mann gerächt werde.“

„Brechen wir ſo raſch als möglich auf,“ ſagte ich zu Don Ruperto und zeigte ihm Liane, die ſich über die Leiche ihres Vaters beugte; Saturnino und ſeine Mutter knieten neben ihn. Gott allein vermag es die Schmerzen zu heilen, die wir hinter uns laſſen.“

„Nein, ich habe noch eine andere Pflicht zu erfüllen; ich bin die unſchuldige Urſache von Chriſtino's Tode und mir ſteht es zu, dieſe Trauerbotſchaft der Witwe desjenigen zu überbringen, der mein Freund war, bevor ich ſein Gaſt geworden. Euch aber wird Berrendo auf meine Bitten für einige Tage die Aufnahme in ſeiner Hütte nicht verweigern.“ Caſtaños geleitete mich ſchweigend bis zu der Stelle, wo ich mein Pferd angebunden hatte, und wo es, erſchreckt von dem Flammenſcheine der ſich ſchon verringerte, ſich vergebens von der feſten Reata loszureißen ſuchte. Nun begaben wir uns nach Berrendo's Hütte, dem wir den Tod des Gaucho berichteten. Der Jäger zeigte ſich willig, mich in ſeinem Jacal zu beherbergen. Vier Tage, während welcher ich das rauhe einſame Leben mexicaniſcher Weidemänner theilte, vergingen, ohne daß ich des Capitäns anſichtig wurde. Der Brand, der ſich ziemlich weit um die Lagune verbreitete, war bald erloſchen, und ich durchſtreifte mit meinem Gaſtfreunde dieſe erhabenen Wildniſſe, in denen, neben manch giftigem Strauche, die Fruchtbäume ſehr zahlreich ſind. Endlich am Abend des vierten Tages kehrte der Capitän zurück. Er hatte die durch Saturnino und ſeine Mutter vermehrte Familie des Gaucho, bei den Vorbereitungen zu ihrer Abreiſe nach den fruchtbaren Ebenen von Sonora zurückgelaſſen, wo der Boden nur Hände zur Arbeit und Menſchen zum Ernähren bedarf. Indem Saturnino dem halbwilden Jägerleben entſagte, gehorchte er unbewußt dem natürlichen Geſetze der menſchlichen Geſellſchaft, deren erſtes Zeitalter der Jagd, deren zweites dem Ackerbau gewidmet iſt. Er folgte zugleich auch dem geheimen Inſtinkte, der die romaniſchen Völker des Süden gegen Nordamerika, und die angelſächſiſche Race gegen Süden drängt, ein Trieb der allmälich die Vermiſchung zweier feindlichen Menſchenſtämme in den zwiſchenliegenden Einöden vorbereitet. Unſer Weg bis an das Meer war derſelbe, den die beiden Auswandererfamilien einſchlugen, und wir holten wahrſcheinlich den ſchweren Karren ein, der ſie nach Sonora brachte. Die Friſche des Abends verlockte uns ſogleich aufzubrechen, um San-Blas vor der Mittagshitze zu erreichen. In raſchem Trabe ging es jetzt durch die Wälder hin, in denen ich die erſchütterndſten Stunden und die friedlichſten Tage meiner Reiſe zugebracht hatte. Gegen Morgen ſahen wir die Wälder in ihrer ganzen Herrlichkeit erwachen und bald erſchienen uns durch ihre grünen Laubgewölbe die klaren Waſſer der Bay von San-Blas, die wie ein Azurmeer vor uns lag. So großartig dieſer Anblick auch war, wurde meine Aufmerkſamkeit doch bald davon abgezogen; ein ſchwerer Karren mit Hausgeräthen beladen und von zwei Ochſen gezogen, folgte langſam der Straße, die am Fuße der voraus liegenden Hügel hinlief. Ein Mann und vier Frauen gingen zu Fuß hinter dem Geſpann, und ich unterſchied in dieſer Gruppe Lianens und Saturnino's Geſtalten; es waren die Auswanderer, die gegen Norden zogen, während ich mich nach Weſten wenden wollte. Der Capitän grüßte Lianen von ferne. Eine Wendung des Weges verbarg uns bald die Wanderer, und ich wendete meine Blicke wieder dem Meere zu, indem ich dieſen beiden Weſen Glück wünſchte, deren geheimſte Schmerzen ich während eines Augenblicks getheilt hatte. Der Anblick vor mir erregte Empfindungen voll Frieden und Hoffnung. Je höher die Sonne heraufſtieg, deſto herrlicher erſchien uns die Bay. Grüne Inſeln, zahllos in der Südſee zerſtreut, glichen den blühenden Uferſtrecken, welche manchmal die Ströme Amerika's losreißen und in ihren Fluthen fortſpülen. Wie Silberſchwingen der Möven hoben ſich weiße Segel von dem Horizonte ab, und die großen fahlen Felſennadeln, die aus den Wellen ſtarrten, erſchienen mir wie Rieſenzeiger, um auf der ungeheuren Azurtafel die Sonnenſtunden zu meſſen.

Digitized by Google

Graf Rudolf Coloredo,

Grandprior der Malteſer und Kommandant von Prag. † 1657. (Hierzu die Xylographie.)

Die Coloredo ſtammen aus Friaul. Ihr gleichnamiges Stammſchloß am Flecken Melo zwiſchen Tagliamento und dem Gebiete von Belluno wurde im Jahre 1302 von Wilhelm von Melo erbaut. Der erſte Coloredo, welcher ſich in Böhmen ſeßhaft machte, war Ludovico Coloredo, Kämmerer Rudolf's II. am Hoflager zu Prag. Derſelbe wurde am 19. März 1588 barouiſirt und erhielt i. J. 1591 die Erlaubniß, Titel und Wappen der ausgeſtorbenen Reichsfreiherren von Walſe annehmen zu dürfen. Von Ludovico's Söhnen nennt die böhmiſche Geſchichte Rudolf und Hieronymus. Im Jahre 1624 wurden die Coloredo-Walſe von Ferdinand II. gegraft.

Rudolf Coloredo, Ludovico's älterer Sohn, trat in den Malteſerorden. Er that ſich in den Kämpfen des 30jährigen Krieges in kaiſerlichen Dienſten gegen die Schweden und Sachſen hervor und gelangte bis zur Würde eines kaiſerl. Feldmarſchalls. Im Jahre 1634 erhielten die Brüder Rudolf und Hieronymus Grafen Coloredo-Walſe die Herrſchaft Opočno im Königgrätzer Kreiſe aus dem Nachlaſſe des zu Eger (in derſelben Nacht wie der Friedländer) entleibten Adam Trčka von Lipa. Hieronymus ſtarb bald darauf und Graf Rudolf erhob Opočno zu einem Familienfideikommiß. Der Malteſerorden erwählte den Grafen Rudolf Coloredo, nach dem 1637 erfolgten Ableben ſeines böhmiſchen Großpriors Wilhelm Wratiſlaw Grafen von Mitrowie, zum Großprior der böhmiſchen Zunge und Großkomthur von Strakonie. Das Jahr 1648 traf Rudolf Coloredo als Kommandierenden zu Prag. Coloredo's unbegreifliche Sorgloſigkeit und ſein Außerachtlaſſen der gewichtigen Warnungen des Freiherrn von Kolowrat trug hauptſächlich die Schuld, daß die Schweden unter Marſchall Königsmark nach dem klugen Plane des kühnen Parteigängers Ernſt Otowalsky in der Nacht des 26. Juli 1648 die Prager Kleinſeite und den Hradſchin überrumpelten und nahmen. Prags Kommandant, Coloredo, mußte im Schlafrock aus dem Grandprioratbauſe fliehen und rettete ſich mit dem k. Rathe Grafen Michna von Wacinow auf einem ſchwanken Fiſcherkahn glücklich auf die Altſtadt, wo er die Bürger und Studenten, ſowie die wenige Garniſon im beſten Vertheidigungsſtande traf. Seinen frühern Fehler machte nun Coloredo durch ſeinen Eifer, ſeine umſichtigen Anordnungen und ſeinen perſönlichen Muth beim Abſchlagen von Stürmen und bei kühnen Ausfällen glänzend wieder gut. Am energiſchſten ſtanden ihm zur Seite der geniale Ingenieurmajor Don Inozenz Conti von Pola, der tapfere Obriſt Wenzeslaw Cabelicky von Soutic, die umſichtigen Primatoren der Alt- und Neuſtadt Turek von Rožmital und Kawka, der kühne Studentenführer Juriſt Georg Kauffer von Sturmwehr, der kriegeriſche Jeſuit Plachý, der Neuſtädter Stadthauptmann Aleš Wratiſlaw Freiherr von Mitrowie, die kaiſerlichen Majore Hartwig Libický und Arejzaga, Prags treuer Ekart Karl Přichowský, der kaiſ. Rath Friedrich von Wěžník, der Bürger und Schützenhauptmann Had von Profee u. a. m. Die Heldenthaten, durch welche Prags Bürger und Studenten i. J. 1648 unter Coloredo's Oberkommando einer mehrmonatlichen energiſchen

Digitized by Google

Belagerung eines übermächtigen, sieggewohnten Feindes glücklich widerstanden, sind von welthistorischer Geltung.

Marschall Coloredo starb acht Jahre nachdem er 1649 auf dem Prager Schlosse mit den schwedischen Feldherren, welche ihm vor Prag entgegen gestanden waren, mit Königsmark, Würtemberg und dem Pfalzgrafen Karl Gustav, ein glänzendes Bankett zur Nachfeier des Westphälischen Friedensschlusses abgehalten hatte. Sein Sterbetag war der 28. Januar 1657. Die irdischen Reste des Marschalls Rudolf Coloredo wurden in der Malteserkirche zur heil. Jungfrau unter der Kette auf der Prager Kleinseite in der Grandprioratsgruft beigesetzt, wo sich dieselben noch jetzt in einem stark vermorschten, halbzerfallenen Sarge, der wol einer baldigen Renovirung werth wäre, befinden. Das Fideikommiß Opočno erbte ein Vetter Rudolf's, Graf Ludwig Coloredo auf Smidar, Kovanic und Počernic.

Das hier abgebildete Standbild Rudolf's Grafen von Coloredo-Walse ließ der vor zwei Jahren verstorbene Fürst Franz Gundakar v. Coloredo-Mannsfeld auf Opočno, k. k. Feldmarschallieutenant, durch den rühmlichst bekannten vaterländischen Bildhauer Emanuel Max in voller Lebensgröße in weißem karrarischen Marmor ausführen. Zur Erzielung der treuesten Porträtähnlichkeit diente der Ahnensaal zu Opočno, namentlich ein gleichzeitiges Originalporträt jenes Marschalls von der Meisterhand Karl Skreta's, des böhmischen Coreggio. Dieses Standbild ist eine der schönsten Schöpfungen unsers Emanuel Max, geistreich und überaus charakteristisch in der Konzeption, edel und glatt in der Ausführung, deren Emanuel Max bei seinem dankbaren Material so sehr Meister ist. Ursprünglich war dieses Standbild für das Schloß Opočno zur Aufstellung bestimmt; der gegenwärtige Nutznießer des Opočnaer Fideikommisses fand einen geeigneteren Platz, auf welchem dieses vortreffliche Bildwerk Künstlern und Kunstfreunden zugänglicher sein und an historischer Bedeutung gewinnen wird; als Aufstellungsort desselben ward nämlich die Kleinseitner Malteserkirche zur heil. Jungfrau unter der Kette gewählt, woselbst Rudolf v. Coloredo-Walse begraben liegt.

Feuilleton.

Ein Grab in Welschan. *)

Zwischen großen Monumenten,
Die man kleinen Todten gab, —
Mitten unter Blumengräbern
Starrt ein ganz verfall'nes Grab:

Ohne Stein und Kreuz und Hügel,
Umgestürzt das Würmer-Nest;
Oben liegt des armen Todten
Sonngebleichter Ueberrest.

Sieben Jahre sind verflossen,
Seit man ihn hier einlegirt,
Konnte nicht die Miethe zahlen,
Ward vom Hausherrn delegirt. —

Wo sind, Todter! Deine Freunde,
Daß sie nicht den Pacht erneu't?!
Sind auch sie, wie Deine Beine,
Schon als Staub im Wind zerstreut?

Oder war zu groß die Miethe,
Die man für den Freund begehrt,
Für den Dichter W. A. Gerle
Nur ein Grab, drei Gulden werth?! —

Alle schwelgt Ihr noch im Leben,
In des Glückes Sonnenschein,
Keiner dachte an des Todten
Unbezahltes Kämmerlein.

Viel genannt in deutschen Landen,
Reich an manchem Dichter-Kranz,
War er in den Blüthen Jahren
Euer Stolz und Euer Glanz;

War gar lange Eu'res Gleichen:
Reich an Gold Ihr, er an Geist; —
Daß er leider mußt' erfahren,
Was des Dichters Winter heißt!

Kamen dann die schweren Zeiten,
Wo der Wille machtlos ring't,
Weil die Kraft schon schaffensmüde
Keine reiche Ernte bringt. —

War als Geels von Euch verlassen,
Mußte flüchten aus der Welt, —
Mußt' nun selbst aus dem Asyle,
Jedem Fußtritt bloßgestellt. —

Keine Grabschrift braucht zu künden,
Daß hier an dem Schauerort
Eu're Namen nur vermodern,
Denn sein Name lebet fort.

Jos. Aug. Lederer.

*) Wir entnehmen mit Genehmigung des Hrn. Verfassers aus einer größeren Sammlung Gedichte, die derselbe unter dem Titel „Offene Briefe" in diesem Herbste herauszugeben beabsichtigt, vorstehendes Gedicht, das einen Gegenstand zum Vorwurf hat, der uns vorzeit schmerzlich berührt. Ueberzeugt, daß dem so wie das Gedicht in ergreifender Weise schildert, halten wir es für unsere Pflicht, für einen Akt der Pietät — auf die Gerle als einer der hervorragendsten vaterländischen Schriftsteller und langjähriger Mitarbeiter der „Erinnerungen" den vollsten Anspruch hat — dahin zu wirken: daß Gerle's Grab in würdiger Weise wiederhergestellt werde und nicht länger ein trauriges Zeugniß gebe von den treuen Freunden, die Gerle im Unglück verlassen und die nicht einmal nach dem Tode den kleinsten Theil ihrer großen Schuld abgetragen haben. — Wir fordern demnach die Herren Schriftsteller Prags auf, diesem Unternehmen beizutreten und sich deshalb auf mündlichem oder schriftlichem Wege an die „Redaktion der Erinnerungen" zu wenden. Die Redaktion.

Digitized by Google

Nordböhmiſche Volksmärchen.

Mitgetheilt von J. Virgil Großmann.

1.

Die Allerſeelennacht.

In dem Miſſionskirchlein zu Hainspach, ach, wie flimmerte und flinkerte es da. Wol tauſend Kerzchen brannten an allen Ecken und Enden, als wär' es Weihnachten und die Kinderchen hätten ihre Chriſtbäumchen aus dem ganzen Dorfe zuſammengebracht und angezündet. Aber es war nicht Weihnachten, ſondern Allerſeelenabend; und darum freuten ſich auch die Leute der vielen Lichterchen nicht, ſondern waren traurig und meinten gar, die Kerzchen benennen heut düſterer als am heiligen Abende, weil ſie den armen Seelen angezündet worden wären. Ach, das menſchliche Herz iſt wie ein Spiegel; der gibt die Bilder nur ſo lange rein und heiter zurück, als er ſelbſt rein und heiter iſt; wird er aber blind und trübe, dann zeigt er uns auch die ſchönſten Gegenſtände düſter und traurig.

In dem ſtillſten Winkel des Kirchleins nun ſaß ein armer Burſche ſo mutterſeelen allein, der hatte auch ein Lichtlein angezündet und das Geſangbuch vor ſich aufgeſchlagen. Und als die Gemeinde eben das alte Lied anſtimmte:

„Hört wie die armen Seelen ſchrei'n:
Ach helft uns doch aus unſrer Pein! —"

da hätte er wol gern mitgeſungen; aber die alte Orgel oben auf dem Chor, die klagte heut ſo ſchmerzlich dazu, als ob ihr Vater und Mutter geſtorben wäre, und das ergriff den armen Burſchen ſo in der Seele, daß er laut ſchluchzte und vor Weinen nicht ſingen konnte. Denn auch ihm war ſein Röschen geſtorben und die hatte er doch gar ſo lieb gehabt. Aber ſo geht es gewöhnlich; diejenigen Perſonen, denen man recht vom Herzen gut iſt und für die man ſein Leben ließe, die welken am frühſten dahin und ſterben, ohne daß wir ihnen mit unſerm Schmerz helfen können. Dann ſteht der Menſch und klagt und weint, aber all ſein Schmerz ruft die edle und ſchöne Seele nicht mehr in den todten Körper zurück. Und ſo klagte auch der arme Burſche und weinte, daß ſich ein Stein hätte erbarmen mögen über ſeinen Kummer. Hätte er doch früher keinen Tag verbringen können, ohne zu Röschen zu geh'n und ihr zu ſagen, wie lieb er ſie habe, und jetzt? — jetzt ſollte er ſie ſein ganzes Leben hindurch miſſen; und da ſchien ihm das Leben ſo düſter und freudenleer wie die Herbſtnacht draußen, die finſter über den öden Stoppeln brütete. — Er wünſchte auch nicht mehr zu leben.

Endlich aber überkam es ihn, als ob die Orgel immer leiſer ſummte, der Geſang ſich immer mehr in der Ferne verlöre und endlich gar verſchwände, die Augenlider fielen ihm zu und der Schlaf übermannte ſeinen abgehärmten Körper. Und als die Andacht aus war, gingen die Leute aus der Kirche, aber keines bemeekte den armen Burſchen, der in ſeinem Winkel ſchlief. Zuletzt kam der Küſter, der tappte in der Kirche herum und löſchte die Lichter aus; aber des armen Burſchen Kerzlein war längſt niedergebrannt und ſo bemeekte ihn auch der Küſter nicht, ſondern ging langſam zum Thore hinaus und ſchloß es draußen zu. So blieb der arme Burſche ganz allein in der öden, leeken Kirche und ſchlief bis Mitternacht. Als die Thurmuhr Zwölf ſchlug, erwachte er und blickte verwundert um ſich. Da ſah er das Kirchlein von einem wunderſamen Glanz erhellt; rings um ihn rauſchte und flüſterte es wie der Herbſtwind, wenn er in den dürren Blättern der Eichen ſäuſelt; und doch war in dem ganzen Kirchlein kein Menſch mehr zu ſeh'n. Da ſtiegen dem armen Burſchen die Haare zu Berge, und als nun vollends vom Hochaltare her ihm eine Stimme zurief: er ſolle ſich eilig entfernen, ohne zurückzuſchau'n, ſonſt müede er des Todes ſein — da war es ihm, als wollte das Kirchlein über ihm zuſammen brechen und er ſtürzte, ohne ſich umzuſeh'n, raſch der Pforte zu, die bei ſeinem Nahen von ſelbſt aus den Riegeln ſprang, um ihn hinaus zu laſſen. Schon war er auf der Schwelle. Auf einmal aber hob hinten über dem Hochaltare ein wundervoller Geſang an, der klang ſo ſüß und doch ſo traurig, daß er den armen Burſchen unwillkürlich an die Schwelle bannte. Das waren die armen Seelen, die ſo ſangen, die kamen in dieſer Nacht in ihr Kirchlein und klagten Gott ihr Herzleid, damit er es enden möge. Und als der arme Burſche ihren Geſang hörte, da ward es ihm ſo weh um's Herz und ſeine Augen füllten ſich mit Thränen. Er lauſchte und zögerte immer länger, da — o Himmel! — Das war Röschens Stimme. So hatte ſie geſungen, als ſie noch auf Erden war, nur klang es heute unendlich zarter, unendlich trauriger. Und wie der Burſche Röschens Stimme vernahm, da faßte es ihn wie Wahnſinn, — er wandte ſich um, ſtürzte in das Kirchlein zurück und rief mit keiſchender Stimme: „Röschen! Röschen!" Aber plötzlich erloſch der wunderſame Glanz, ein gellender Schrei durchfuhr die Finſterniß und von einem Schlage getroffen ſtürzte der Burſche auf die kalten Steine nieder.

Der Küſter, der über dem Kirchhof wohnte, hatte wol in der Nacht das Singen gehört und den Schrei, aber er traute ſich nicht unter dem Bette hervor. Am andern Morgen aber, als er das Kirchlein aufſchloß, da fand er den armen Burſchen, der lag auf den kalten Steinen und war bleich und todt. Da bekreuzigte ſich der Küſter und rief die Leute des Dorfes zuſammen, die machten ein tiefes, tiefes Grab an Röschens Seite; da hinein legten ſie den armen Burſchen. Ob er wol dort ſein Glück wiedergefunden haben mag? Gott gebe ihm die ewige Ruhe!

2.

Der Natterkönig.

In alter Zeit lebte im Hochwalde der Natterkönig, der trug ein Krönlein auf dem Haupte, das war von lauterem Golde, und wer das Krönlein beſaß, der war reich für lebelang. Durch dieſen Wald ging nun einmal an einem Sommernachmittage ein Mägdlein und trug Semmelmilch in einer Schüſſel für den Vater, der in der Wieſe war und Gras mähte. Da kam der Natterkönig zu ihm und ſagte: „Kind, gib mir Deine Semmelmilch!" Das Mägdlein, als es die Natter ſah, erſchrak gar ſehr, faßte ſich aber ein Herz und gab ihr die Semmelmilch.

Da ſah es denn, wie der Natterkönig, bevor er trank, ſein Krönlein neben ſich in das grüne Gras legte und es nicht eher aufſetzte, als bis nichts mehr in der Schüſſel war; alsdann bedankte er ſich und verſchwand im Gebüſche. Das Mägdlein aber ging traurig zum Vater in die gelbe Wieſe und erzählte ihm, was ihr begegnet ſei. Da freute ſich der Vater und ſprach: „Tröſte Dich, mein Herz; und kommt der Natterkönig morgen wieder zu Dir und verlangt von Dir die Semmelmilch, ſo gib ſie ihm wieder. Wenn er dann aber wieder ſein Krönlein ablegt, um zu trinken, ſo nimm Du geſchwind das Krönlein und komm eilig zu mir; denn wer das beſitzt, der iſt reich für lebelang."

Das merkte ſich das Mägdlein gar wol. Und als ſie am andern Tage wieder mit der Milch durch den Wald ging, da kam auch der Natterkönig wieder zu ihr und ſagte: „Kind, gib mir Deine Semmelmilch." Da gab ſie ihm das Mägdlein. — Wie aber der Natterkönig ſein Krönlein ablegte, um zu trinken, erwiſchte es das Mägdlein und lief eilig nach der Wieſe hin. Aber der Natterkönig merkte den Diebſtahl und pfiff ſo laut, daß es durch den Wald gellte. Und alsbald raſchelte und ziſchte es in jedem Gebüſche und aus allen Löchern kamen die Nattern hervor und verfolgten das Kind. Dem aber, als es das Ziſchen hörte und die Nattern ſah, ſtanden die Haare zu Berge; es wollte ſchreien und konnte nicht, es wollte laufen und die Knie brachen ihm zuſammen. Die Nattern aber erreichten es und biſſen es todt.

Als es nun ſinkender Abend war und das Kind noch nicht kam, da ward dem Vater angſt und bange und er eilte, das Töchterlein zu ſuchen. Aber er fand es am Wege todt und in den ſtarren Händlein blinkte noch das goldene Krönlein des Natterkönigs. Da

Digitized by Google

überfiel es den Vater, als bräche der Himmel zuſammen, wie er ſein todtes Kind erblickte. Mit grimmem Muthe brach er das erſtarrte Händlein des Kindes auf, nahm das Kröblein und warf es an einen Stein, daß es in tauſend Stücke zerſprang. Dann aber trug er ſein todtes Töchterlein heim und ward nicht mehr froh ſein lebelang.

Hervorragende Perſönlichkeiten auf dem Kriegsſchauplatz.

(Hierzu das lithographirte Porträttableau.)

Sir Charles Napier,

Befehlshaber der engliſchen Oſtſee-Flotte.

Napier iſt am 6. März in ſein 69. Jahr getreten. Er war der älteſte Sohn des Flotten-Kapitäns Sir Charles Napier und der Miß Gabriele Hamilton. Vierzehn Jahre alt, trat er Flottendienſte an in der Eigenſchaft eines Volontärs erſter Klaſſe, ward 1800 See-Kadet und 1802 Lieutenant. Im Auguſt 1808 zur Führung der Kanonenbrigg Recruit berufen, lieferte er der franzöſiſchen Corvette La Diligence ein glückliches Treffen. 1813 eroberte er als Befehlshaber des Schiffes Furious von 36 Kanonen die Inſel Ponza, ungeachtet des Feuers von fürchterlichen Batterien. Kapitän Gordon, der die Expedition nach Alexandria befehligte, waran Napier Theil nahm, ſagte bei dieſer Gelegenheit von ihm, er könne ſeinen Dank gegen ihn nicht durch Worte ausdrücken. Nach 1815 blieb er lange ohne Kommando. 1833 folgte er dem Admiral Sartorius im Befehl von Dom Pedro's Flotte und gewann auf der Höhe von Cap-Vincent einen glänzenden Sieg über Dom Miguel's Flotte, der ihm, außer dem Titel eines Grafen von S. Vincent, das Großkreuz des portugieſiſchen Ordens Torre y Eſpada verſchaffte. 1838 befehligte er am Bord des Schiffes Powerful von 84 Kanonen, die nach der ſyriſchen Küſte beſtimmte Flotte. Zu Djeurmé gelandet, ſchlug er am 10. September 1840 die Aegyptier bei Hebron und nahm am 27. d. an der Spitze von 900 Engländern und 500 Türken Sidon mit Sturm, deſſen Befeſtigungslinien von 2700 Mann vertheidigt wurden, wovon der größte Theil zu Kriegsgefangenen gemacht ward. Am 9. Oktober ſchlug er eine ägyptiſche Abtheilung, die eine ſtarke Poſition auf den Höhen von Beirut eingenommen hatte. Das Reſultat dieſes Sieges war, daß Beirut kapitulirte und daß Soliman Paſcha's ganze Armee ſich den Engländern ergab. Nachdem er an der merkwürdigen Erſtürmung von St. Jean d'Acre Theil genommen, übernahm er den Befehl über das Geſchwader, welches außen vor Alexandria kreuzte, wo er landete und die Konvention mit Mehemed Ali abſchloß. Bei ſeiner Rückkehr nach England ward er Ritter des Bath-Ordens, des ruſſiſchen St. Georg-Ordens und des preußiſchen rothen Adler-Ordens zweiter Klaſſe, darnach Flotten-Adjutant der Königin und Contre-Admiral. 1853 ward er zum Vice-Admiral ernannt. — Er ſaß zweimal im Unterhauſe für Marylebone. Im „United Service-Journal" hat er Aufſätze über Schiffbauerei und über Dampfſchiffe geliefert. Außerdem iſt er Verfaſſer des Berichtes über den Krieg in Portugal zwiſchen Dom Pedro und Don Miguel und einer Schilderung des Krieges in Syrien. Im Jahre 1828 legte er der Admiralität das Modell zu einem Fahrzeug vor, welches im United Service Muſeum aufbewahrt wird. 1846 leitete er den Bau der Dampf-Fregatte „Sidon" von 560 Pferdekraft.

Für die Eigenthümlichkeiten Napier's iſt die folgende Anekdote ſehr bezeichnend, welche Lord Palmerſton bei dem Bankett im Reformclub am 7. März erzählte. Ihm ſelbſt iſt ſie, wie er ſagte, von dem verſtorbenen Lord William Ruſſel erzählt, der ebenfalls Militär und Diplomat war, und während des Krieges von Dom Pedro gegen Don Miguel mit Sir Charles ſich in Portugal befand. — W. Ruſſel begegnete eines Tages in der Nähe von Valenca, der nordweſtlichen Grenzfeſtung von Portugal, nahe am Ausfluß des Minho, ungefähr vier Meilen von der Seeküſte, die ſich noch in den Händen der Migueliſten befand, drei etwas ſonderbar ausſehenden Perſonen, einer voran, zwei etwas hinterdrein, alle drei mit Büchſen bewaffnet und im Coſtüm engliſcher Blaujacken. Es ſchien, ſie wollten auf die Jagd gehen; aber es war nichts zu jagen, ſie hatten keine Hunde und ſahen auch eigentlich gar nicht wie Jäger aus. Als er näher kam, erkannte W. Ruſſel in dem Vorangehenden ſeinen alten Duzbruder Napier. „Zum Teufel, Charles, was habt Ihr vor?" — „Nun, Bill, ich habe eine Expedition gegen Valenca vor." — „Aber, Charles, Ihr wißt doch, daß Valenca eine Feſtung iſt, daß man gegen Feſtungen eine regelrechte Belagerung führen, Laufgräben eröffnen, Batterien errichten und Breſche ſchießen muß, um endlich Sturm laufen zu können, und Ihr habt ja weder Truppen noch Geſchütze bei euch." — „Seht Ihr, Bill, Eure Transſcheen-Weitläufigkeiten, denke ich, könnten einmal überflüſſig ſein; ich habe mir dieſe zwei handfeſten Blaujacken mitgenommen, und wir Drei wollen 'mal ſehen, ob wir nicht mit unſeren Schiffsflinten das Ding da nehmen können, das Ihr eine Feſtung nennt." — Sie trennten ſich, und Sir Charles rückte mit ſeiner Armee vor. Das Ende von der Geſchichte war, in ſeiner kernigen engliſchen Seemannsmanier erzählt, folgendes: Die Portugieſen ſind brave, aber ſehr kluge Leute, und der portugieſiſche Offizier, der in Valenca commandirte, war durchaus ein matter of fact Mann, einſichtig und praktiſch. Sir Charles parlamentirte mit ihm, ſtellte ihm vor, daß, wie die Sachen ſtanden, Valenca ſo wie ſo nicht zu halten und daß eine ſchnelle anſtändige Capitulation das Beſte wäre. Die Sache kam zu Stande, und Napier hatte ohne die Umſtändlichkeiten militäriſcher Technik mit drei Büchſen und zwei Blaujacken die portugieſiſche Minho-Feſtung genommen.

Fighting Charlie, d. i. das fechtende Karlchen, ausnahmsweiſe der Seefechter, iſt der liebkoſende Name der Auszeichnung, den Napier längſt im Munde und Herzen des ſämmtlichen Seevolks der mächtigen Kriegsmarine Englands getragen. Er iſt zum Fechten geboren und jeder Zoll an ihm iſt ein Fechter. Mögen auch Viele den Sir Charles Napier für einen queerkopf halten, ſo iſt er doch ein Held, was ſie nicht alle ſind, und daß er ein Held iſt, hat er oft erwieſen, am augenfälligſten auf der Höhe von Cap Vincent, als er mit ſeiner nicht einmal ganz ſeetüchtigen Fregatte Dom Pedro und einem kleinern Schiffe dem Rieſen Goliath, d. h. dem migueliſtiſchen Linienſchiff Rainha, zu Leibe ging, ſo verwegen, ſo entſchloſſen, ſo ſchleunig, mit ſolchem Glauben und Kraftgefühl, mit ſolcher Selbſttreue, daß allen Feinden der Verſtand ſtillſtand. Er enterte den Rieſen, er ſelbſt voran mit dem Schwert in der Fauſt, und errang den Sieg, der ohne Napier's Perſönlichkeit nicht möglich geweſen. So ihr Glauben habet, könnet ihr Berge verſetzen — ein ſolches Matte würde auf Fighting Charlie paſſen, dem überdies der Pulverdampf von jeher ein ſüßer Geruch geweſen. In der ſchottiſchen Familie Napier hat ſich von ihrem Ahnherrn Lenner, den der König von Schottland „Ohnegleichen" (na peer) nannte, eine Originalität, Charakterfeſtigkeit, Geiſtes- und Körperkraft, Unerſchrockenheit, Tapferkeit, Schaefſinnigkeit und Sonderbarkeit herabvererbt, die man ſchwerlich in ſolcher Allgemeinheit und ſolcher Lebensdauer in einer Familie ſonſt finden wird.

Admiral Napier iſt das zur See, was Preußens Blücher war und Oeſterreichs Vater Radetzky für eine Landarmee iſt; wie dieſe Helden der Abgott der Soldaten, ſo iſt Napier das vollkommenſte Ideal eines alten Matroſen.

Viceadmiral Deans Dundas,

Befehlshaber der engliſchen Flotte im ſchwarzen Meere,

ward 1785 im Schoße einer angeſehenen Familie geboren, welche dem Staate Männer von Auszeichnung in Krieg und Frieden geliefert hat. Sein Oheim, Thomas Dundas, der 1794 ſtarb, war ein General von großem Ruf, und ſein Verwandter, Robert Dundas, be-

Digitized by Google

CHARLES NAPIER.

SAINT ARNAUD.

LORD RAGLAN.

JAMES WORTLEY DEANS DUNDAS.

Digitized by Google

Ein Basch-Bozuk.

Digitized by Google

Digitized by Google

kleidete die hohe Würde eines General-Verwalters in der Admiralität. Deans Dundas trat am 19. März 1799 als Freiwilliger in den Flottendienst und wohnte sogleich der nach Holland gerichteten Expedition unter Ralph Abercrombh bei, den er im Dezember 1800 auch von Gibraltar nach Aegypten zur Blockade von Alexandrien begleitete. Auf verschiedene andere Schiffe versetzt, nahm er an mehreren ruhmvollen Kämpfen gegen die französische Seemacht Theil und erhielt am 25. Mai 1805 den Lieutenantsgrad. Als solcher fand er sogleich Gelegenheit, sich bei der Wegnahme dreier kleiner Schiffe von zusammen 40 Kanonen hervorzuthun, stieg zum Flaggenlieutenant auf, führte alsdann sieben Monate den Befehl über die Nefamunde von 16 Kanonen, wurde später dem britischen Gesandten am schwedischen Hofe beigegeben, war bei der Belagerung von Stralsund und der Beschießung von Kopenhagen zugegen, wo er wenige Tage vor der Uebergabe der Stadt beim Löschen eines in den Dockyards ausgebrochenen Brandes eine starke Verletzung davon trug. Seine Tüchtigkeit verschaffte ihm am 13. Oktober 1807 den Rang eines Post-Capitäns und den Befehl über die Fregatte Cambrian von 40 Kanonen, doch wuchs mit der Zahl seiner Verdienste die Zahl der Kanonen der Schiffe, die er führte, und er nahm 1813 und 1814 mehrere französische Schiffe. Von 1815 an blieb er vier Jahre im Mittelmeere, doch ließ ihn der Friede hierauf lange ohne Beschäftigung. Erst am 6. August 1830 wurde ihm der Befehl über das Linienschiff „Prinz Regent" von 120 Kanonen, Flaggenschiff des Gegenadmirals Wilhelm Parker, übertragen, den er nach Lissabon begleitete, wo er bis 1832 blieb. Die Stufe eines Gegenadmirals erstieg er am 23. November 1841, mußte dagegen lange auf den Grad eines Viceadmirals warten. Im letzten Parlament saß er für Greenwich, war 1831 zum See-Adjutanten König Wilhelm's IV., 1841 zu einem der Lords der Admiralität ernannt worden und bekleidete dieses Amt 1846 von neuem. Am 2. April 1808 hatte er sich mit seiner Cousine Janet, Tochter und einzigen Erbin von Charles Dundas, Lord Amesbury, vermält, die ihm drei Töchter gebor, aber am 20. April 1846 starb.

Deans Dundas ist ein Mann, kurz von Wort, rasch und entschlossen zur That. Er lag mit der Flotte in Malta, als er den Auftrag erhielt, nach der Besikabai zu fahren. Sein lakonischer Befehl lautete: „Fleet prepare for sea" — Flotte bereite dich zur See, — allein solche Ordnung und solcher Eifer herrschten unter der Mannschaft, daß schon nach einer Stunde die schwimmenden Koloſſe sich zum Hafen hinaus bewegten.

Lord Raglan,

Kommandirender der englischen Truppen im Oriente.

Lord Raglan ist ein Greis von nahe an siebzig Jahren. Er hat sich durch große Thaten bisher nicht bekannt gemacht, jederzeit aber traute man ihm die Kapazität dafür zu; unbestreitbar jedoch ist er einer der tapfersten Handegen der englischen Armee und hat seinem Lande nicht nur durch seine kaltblütige Entschlossenheit bei Waterloo (wo er seinen rechten Arm einbüßte) große Dienste geleistet, sondern auch durch sein in Indien bewährtes organisatorisches Talent sich einen gerechten Anspruch auf den Dank der Regierung erworben. Jetzt weilt er mit St. Arnaud in Schumla, wohin er von Varna aus gekommen, und wir werden wahrscheinlich in einem künftigen Hefte schon von einer besonderen Affaire, die er geleitet, um so eher berichten können, als die Türken in ihn, den kalten, ruhigen Mann, ein größeres Vertrauen setzen als auf St. Arnaud.

St. Arnaud,

Marschall von Frankreich, Kommandant der englisch-französisch-türkischen Truppen im Orient.

St. Arnaud hat seine hohe Stellung mehr den Verhältnissen als seinen Thaten und Verdiensten zu verdanken. Der 2. Dezember 1851 war der Tag, welcher St. Arnaud, der noch kurz zuvor einfacher Obrest in dem algierischen Heere war, — wo er sich jedoch durch persönliche Bravour, Ausdauer und Klugheit auszeichnete — Gelegenheit gab, eine ganze Reihe von Stufen auf seiner eben nicht schwierigen Laufbahn zu überspringen. Durch volle Hingebung an den Prinz Präsidenten, nunmehr Kaiser Napoleon, welchem er den militärischen Theil des Staatsstreiches still wie Brutus und klug wie Fabius ausführte, gelang es ihm, plötzlich einen Rang zu erschwingen, der höher ist als ihn die ersitirten thatenreichen Generale Changarnier, Cavaignac und Lamoricière je eingenommen haben.

Jetzt ist er, wie erwähnt, Oberkommandant und, in noch rüstigem Mannesalter, Marschall von Frankreich. Das Oberkommando im Oriente soll ihm deswegen verliehen worden sein, um mit Eklat den Marschallsstab nachträglich sich zu verdienen. Jedenfalls ist St. Arnaud würdig des tapfern Frankreich, dem die Gloire über Alles geht. Zur Zeit, als er nach dem Orient abgehen sollte, lag er noch krank auf dem Schmerzenslager. Das verdüsterte ihm aber wenig die Aussicht auf Ruhm; „denn," sprach er, „sollte ich krank bleiben, so werde ich mich in der Schlacht herumtragen lassen, kommandiren aber werde ich dennoch."

Baschi-Bozuk.

(Hierzu die lithographirte Abbildung nach einer englischen Originalzeichnung).

Die Baschi-Bozuks sind die unregelmäßigen Truppen der Türkei, eine Art von Landsturm, und theilen sich in Fußvolk und Reiterei. Das Fußvolk besteht größtentheils aus Albanesen, die Heimat der Reiterei ist Asien. Die Baschi-Bozuks werden gewöhnlich von den Paschas ohne Unterschied des Alters geworben und dienen in Haufen von etwa 60 Mann unter Boluk-Baschis, die auch ihre Richter sind. Sie bewaffnen sich selbst, führen als Fußvolk Flinten ohne Bajonnete, kurze Säbel, kleiden sich nach Belieben, haben oft kleine, mit Gold, Silber oder Kupfer ausgelegte eiserne Harnische. Ihre gewöhnliche eben so eigenthümliche wie fantastische Erscheinung zeigt unsere Abbildung. Den Sold, im Betrage von 4—5 Gulden monatlich, erhalten die Baschi-Bozuks von den Paschas, doch verpflichten sie sich meist nur zu einem Feldzuge und gehen im Herbste gern nach Hause. Die Fechtart des Fußvolkes ist die der Neugriechen. Hinter Deckungen aller Art, Mauern, Gräben, Revieren liegen sie im Hinterhalt und nehmen mit ihren langen Flinten ohne Bajonnet besonders die Offiziere des feindlichen Heeres aufs Korn. Zu Linienangriffen eignen sie sich wenig, Städte vertheidigen sie dagegen, besonders die Grenzmilizen an der Donau, vortrefflich. Sie nisten sich in das schlechteste Haus ein und vertheidigen es bis auf den letzten Mann, so sie vertheidigen noch die Beerdstätte Mauer für Mauer. Gleich vorzüglich sind die Baschi-Bozuks zu Plänklergefechten und überhaupt in jener gewissen Art von Guerillakrieg, die Omer Pascha im vorigen Herbste den Russen gegenüber angewendet hat.

Aber so gut die Baschi-Bozuks zu gebrauchen sind, so unheilvoll werden ihre verwilderten Schaaren, wenn man ihrer Kampf- und Beutelust Zügel anlegt, wenn sie zur Unthätigkeit verdammt sind; denn sie verstehen von diplomatischen Pausen und Balancirungen wo möglich noch weniger als von der Kriegführung im europäischen Sinne.

Aus eben diesem Grunde haben sie Omer Pascha den letzten Winter hindurch viel zu schaffen gemacht und er hat wahre Blutgerichte unter ihnen einführen müssen, um sie nur halbwegs zu bändigen. In neuester Zeit hat der türkische Feldherr angefangen, die Tauglichsten unter ihnen auszuwählen und den regulären Truppen einzureihen. Auch die Reiterei, die in letzterer Zeit namentlich durch die tüchtigen Schlappen, welche sie den Russen in der kleinen Walachei beigebracht hat, viel von sich reden machte, wird umgestaltet. Sie wird in zwei Corps eingetheilt werden.

Digitized by Google

Dieſe ſollten anfangs vom engliſchen Oberſt Beatſon und dem franzöſiſchen Oberſt Magnan befehligt werden und unter dem Oberbefehlr des Generals Yuſſuf ſtehen. Die hohe Stellung und der außerordentliche Ruf des Oberſten Beatſon geſtatteten indeſſen nicht recht, ihn unterzuordnen. Somit wird er eine Kolonne von 5000 Mann und General Yuſſuf eine ebenſo ſtarke befehligen. Oberſt Beatſon hat trotz ſeines beſcheidenen Titels in England Generalsrang und bekleidet das Amt eines General-Inſpekters der Kavallerie. Er war es, der in Oſtindien die berühmte Reiterei des Nizam eingerichtet hat. Er wird von der oſtindiſchen Compagnie beſoldet und bezieht jährlich 5000 Pfd. St. Mit Erlaubniß ſeiner Regierung läßt er 12 ſeiner beſten Offiziere aus Indien kommen. Er und General Yuſſuf wurden aufgefordert, eine Denkſchrift über den geeignetſten Plan zur Umgeſtaltung der Baſchi-Bozuks auszuarbeiten, und man verſichert, daß beide Generale, ohne ſich zu kennen, dieſelben Maßregeln vorgeſchlagen haben. Beide verlangen unbedingtes Recht über Leben und Tod der unter ihrem Befehle ſtehenden Mannſchaft, und nachdem dies ihnen zugeſtanden wurde, werden ſie ſofort an's Werk gehen.

Bei den Grenzmilizen an der Donau werden die männlichen Kinder ſchon im Alter von 7 Jahren einrollirt, und ſie erhalten vom Tage ihrer Aufnahme an jährlich einen Sold von etwa 10 Gulden.

Aus dem Leben großer Künſtler.

Alexander Dreyſchock wurde in einem kleinen Städtchen Böhmens geboren und zeigte ſchon als Kind eine beſondere Verliebe für die Muſik. Sein Vater war bald mit des Jünglings Neigung einverſtanden, nur die Mutter war dagegen und beſtand auf ihrem Willen: der Alexander ſoll Dr. der Medicin werden. Der Vater brachte den jungen Dreyſchock nach Prag, damit er dort ſein Vorbereitungsſtudium beginnen ſollte. Allein in Prag widmete ſich der kleine Alexander gänzlich ſeiner lieben Muſika, natürlich mit Einverſtändniß ſeines Vaters, aber ohne daß die Mutter in ihrem Wahne, der Sohn ſtudiere auf der Univerſität, geſtört wurde. Erſt nach einigen Jahren, als der junge Dreyſchock zum erſten Male in einem Concerte öffentlich ſich hören ließ und ſowol das Publikum als die Kritik in das vollſte Lob einſtimmten, gab auch die Mutter ihre Einwilligung, daß ſich ihr Sohn der Muſik allein widmen ſoll.

Dreyſchock begann nun ſich der höheren Ausbildung, und zwar bei dem bekannten Tomaſchek, mit allem Fleiße hinzugeben, und gab in kurzer Zeit ein eignes Concert, wo aber von einem gewiſſen Theil des Publikums, der von andern, auf den jungen Künſtler neidiſchen Klavierſpielern und Muſiklehrern gegen Dreyſchock geſtimmt ward, eine Oppoſition bewerkſtelligt wurde, die dem Ehrgeize und dem Bewußtſein der eignen Kraft des jungen Künſtlers ſo wehe that, daß er noch an demſelben Abend, noch dem Concerte, ſein Päckchen zuſammen machte, Prag verließ und ſchnurſtracks nach Leipzig reiſte. In Leipzig angekommen wendete ſich Dreyſchock ſogleich an den Vorſtand der Gewandhausconcerte, mit der Bitte, ihn einmal im Gewandhauſe mitwirken zu laſſen. Allein, das Programm des nächſten Concertes war ſchon feſtgeſetzt und veröffentlicht und Dreyſchock hätte vier Wochen warten müſſen, bis er zum Spiele kam. Dieſes verſtimmte ihn gänzlich und machte ihn befürchten, daß während dieſer Zeit ſeine Feinde in Prag Gelegenheit ſuchen werden, ihm auch in Leipzig zu ſchaden. Da ſaß der junge Künſtler auf ſeinem kleinen Stübchen des Gaſthofes, wo er logirte, verſtimmt, und während er ſich ſo ſeinen traurigen Gedanken hingab, trat der Lohndiener des Gaſthofes, ein Liebhaber der Muſik, in's Zimmer und frug, weshalb der Herr ſo traurig ſei; Dreyſchock — ſeinem Herzen Luft machend, erzählte dem muſikaliſchen Lohndiener ſein Geſchick. „Warum gehen Sie nicht zu Mendelsſohn-Bartholdy?" — „Ich kenne ihn nicht, wie ſoll ich zu ihm gehen?" — „Waren Sie bei den anderen Herren der Gewandhausconcerte, die Sie doch auch nicht kannten, ſo können Sie auch zu unſerm Bartholdy gehen!" Dreyſchock befolgte den Rath des Lohndieners. Mendelsſohn-Bartholdy nahm Dreyſchock ſehr freundlich auf, ſprach aber auch ſein Bedauern aus, ihn in dem morgen ſtattfindenden Concert nicht ſpielen laſſen zu können und vertröſtete ihn ebenfalls für das in vier Wochen ſtattfindende. Schon war Dreyſchock wieder ganz troſtlos, wollte Mendelsſohn verlaſſen, da — ſah er in einem Winkel des Zimmers ein Klavier ſtehen, es war von engliſcher Conſtruction, die dem jungen Künſtler noch etwas ganz Neues war. Er bat Mendelsſohn, daß er ihm geſtatte zu probiren, wie es ſich auf dieſem Inſtrumente ſpielen läßt. Mendelsſohn lächelte und willfahrte des Künſtlers Erſuchen. Dreyſchock in ſeiner aufgeregten Stimmung fing an auf dem Inſtrumente zu phantaſiren. Mendelsſohn konnte über die Fertigkeit ſeines Spiels kaum ſein Erſtaunen unterdrücken, faßte den jungen Dreyſchock beim Arm und ſagte: „Junger Mann, Sie zittern ja am ganzen Körper, beruhigen Sie ſich; nach dem, was ich jetzt von Ihnen gehört habe, gebe ich Ihnen die Verſicherung, daß Sie morgen im Gewandhausconcerte ſpielen werden." — Des andern Tages wurden erſte Anzeigen, von der Mitwirkung des Pianiſten Dreyſchock aus Prag, an allen Straßenecken angeſchlagen.

Der Concert-Abend kam, Dreyſchock wurde ein Platz mitten unter den Orcheſtermitgliedern angewieſen; nun kam eine Piece, nach welcher Dreyſchock hervortreten ſollte. Ein Clarinetten-Spieler prodnzirte ſich, machte aber ein förmliches Fiasko; da hörte Dreyſchock, wie die Orcheſter-Mitglieder ſich Einer dem Andern in's Ohr flüſterten: „Nun iſt der durchgeplumpſt, jetzt kömmt wieder ein Klavierſpieler, dem wird es wahrſcheinlich nicht beſſer ergehen." Die Stimmung Dreyſchock's läßt ſich leicht denken, er zitterte — da trat Mendelsſohn zu Dreyſchock, faßte ihn bei der Hand und führte ihn dem Publikum vor. — Als Dreyſchock die erſten Takte geſpielt, wurde es mäuschenſtille, Alles horchte, Dreyſchock ſpielte und — ſiegte — das Publikum brach in einen Sturm von Applaus aus, rief den jungen Künſtler, nachdem derſelbe abgetreten war, nochmals ſtürmiſch hervor und Mendelsſohn, David, Moſcheles, Tholberg (Letzterer war zur ſelben Zeit in Leipzig) kamen zu dem jungen Künſtler und äußerten ſich auf's ehrenvollſte über ſein Spiel, und Dreyſchock's Ruf war gegründet.

Dreyſchock beſuchte einſt ſeinen Meiſter Tomaſchek; Letzterer erzählte, Liſzt habe Chopin's Etude Nr. 12 in Oktaven geſpielt, ſo daß ſich Chopin ſelbſt unter dem Clavier verſteckte. Dreyſchock dieſes glaubend, übte ſich durch zwei Monate täglich von dem früheſten Morgen bis gegen Abend, um auch das zu leiſten, was Liſzt leiſtete. — Endlich hat er das Unglaubliche durchgeſetzt — er geht zu Tomaſchek und ſpielt ihm die Etude in Oktaven vor — der Meiſter wollte kaum ſeinem Ohre trauen, mußte es aber, und während er, im ſtolzen Bewußtſein, einen ſolchen Schüler zu haben, Dreyſchock um den Hals fällt und ihn küßt, ſagt er lächelnd: „Das, was ich Dir von Liſzt erzählt, iſt nicht wahr, es war nur ſo eine Erfindung von mir, um Dich und Deinen Ehrgeiz anzuſpornen, ich nehme keine hundert Schock Schüler für Dreyſchock."

Als Cramer Dreyſchock in Paris zum erſten Male hörte, ſagte er, Dreyſchock habe keine linke Hand. Man ſtaunte über dieſe Aeußerung, die nicht gleich kapirt wurde: „Nun ja," meinte Cramer, „dieſer Künſtler hat zwei rechte Hände." Der geniale Saphir benutzte in höchſt pikanter Weiſe dieſen für Dreyſchock ſchmeichelhaften Ausſpruch Cramer's bei Gelegenheit, als der berühmte Kriehuber das Bild Dreyſchock's in wahrhaft meiſterhafter Ausführung lithographirte, indem er dem Bilde folgendes Sinngedicht beifügte:

„Welchen Titel, der nicht hinkt,
Man dem Meiſter geben möchte —
Der zur Rechten macht die Linkel
Nennt ihn Doktor beider Rechte!"

Digitized by Google

Amüſantes.

Die ſchöne That im Kaffeehauſe.

Romanze im neu-heroiſchen Styl von Karl Stavenhagen. *)

Motto. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
Wie Oegelton und Glockenklang.
Bürger.

Ehret die Frauen, ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben.
Schiller.

In der alten Prager Stadt
Hat ſich neulich zugetragen,
Was noch niemals fand da ſtatt
In vergang'nen alten Tagen;
Eine That ſo ſchön und rein,
Daß ich möcht' der Held von ſein.

In das Böhm'ſche Kaffeehaus
Neulich Herr und Herrin kamen,
Setzten ſich zum Mokkaſchmaus;
Weiß jedoch nicht ihre Namen —
Aber darauf kommt's nicht an:
Kaffee tranken Frau und Mann.

Nahmen fleißig auch dazu
Kipfel, Kuchen, Tortenſchnitte;
Saßen da in ſel'ger Ruh'
In des Kaffeehauſes Mitte,
Unbekümmert um die Welt,
Die ſofort gleich Muſt'rung hält.

An der Thür ein Mädchen ſtand
Aengſtlich ſchauend auf die Menge,
Die ſchnell lorgnettirend fand
Seit'ne Anmuth ohn' Gepränge,
Aber Lieblichkeit in Füll',
Daß kein Menſch blieb ferner ſtill.

Was iſt Aphroditens Pracht,
Wenn man die Houris ſiehet!
Deren Herz im Auge lacht
Und ſo jungfräulich erglühet,
Daß ihr Zauber Jung und Alt
Schier umſtrickt mit Allgewalt.

Doch wer iſt ſie, warum ſteht
Solch ein Weſen an der Thüre,
So beſcheiden, doch bered't,
Daß ihr wol ein Platz gebühre?
Ach, es iſt des Pärchens Magd,
Dem am Tiſche ſo behagt.

Mancher wol die Naſe rümpft,
Sich um eine Magd zu grämen;
Mancher wol im Stillen ſchimpft,
Daß ſich ſollt' das Pärchen ſchämen:
Ihrem Mädchen, das ſo fein,
Zu bereiten ſolche Pein.

An der Thüre dort zu ſteh'n,
Allen Blicken ausgeſetzet,
Und dabei vor Durſt vergeh'n,
Während Jeder hier ſich letzet —
Tantalus litt große Pein,
Dieſe hier mußt' ärger ſein.

Ja, man ſieht's der Armen an,
Daß ſie mußt' gewaltig leiden. —
Ach, wo weilt ihr Retter'smann,
Der barmherzig, voll Mitleiden
Sie befreit von Durſtesqual,
Hier vor aller Augen Zahl!

Denn obgleich ein Kaffeehaus,
Hält's auf Ordnung, hat's doch Schranken;
Keiner tritt aus ſich heraus,
Selbſt die Kühnſten thun's mit Schwanken, —
Einer Magd ſo öffentlich
Sich zu nah'n, iſt fürchterlich.

Wehe dem, der's wagen möcht'
Aufzuſteh'n und dieſer Armen,
Wie es menſchlich wär' und recht,
Sich in Etwas zu erbarmen:
Einer öffentlich beiſteh'n,
Heißt moraliſch untergeh'n!

D'rum, o Retter, Retter eil'!
Sonſt wird dieſes Kind erblaſſen;
Ihre Herrſchaft thut ihr Theil,
Trinkt und ißt ganz ohne Maßen;
Wol käm' Mancher ihr zu Hilf',
Wär's im Dunkeln, wär's im Schiff.

Doch ſchon nahe war ihr Held,
Hatte nur mit ſich berathen.
Seh't, der dort am Tiſche hält,
Iſt der Mann für ſolche Thaten;
Jung und kühn wie ein Sermat,
Schnell zur That, wie ernſt im Rath,

Ruft den Kellner er herbei:
„Bringet mir Gefrornes eilig!" —
Und nun tritt er ohne Scheu
Zu dem Weſen, das jungfräulich
Sanft erröthend auf ihn ſchaut,
Als wär' ſie jetzt ſeine Braut.

Er reicht ihr das Glas mit Eis,
Und ſie nahm's mit Dankesblicken;
Da wurd' ihr um's Herz ſo heiß,
Ja man ſah es mit Entzücken:
Denn wenn Juno's Wangen glüh'n,
Ueppiger wächſt der Rosmarin.

Und die Arme ward der Pein
Des Verdurſtens hier enthoben;
Der dies ihr ließ angedeih'n,
Mußte großen Muth erproben:
Vor der Meng', der Herrſchaft Aug',
Handeln gegen Sitt' und Brauch!

Wüthend fuhr das Pärchen auf,
Aus den Augen ſchleudernd Blitze,
Es bezahlte ſchnell darauf,
Und die Herrchen machten Witze;
Ach, es wär' ein Quodlibet —
Hier ein Bravo, dort Geſpött.

*) Karl Stavenhagen, in vielen Kreiſen Prags wolgekannt als höchſt originell in Idee und Schreibweiſe, bereichert die „Erinnerungen an merkwürdige Gegenſtände und Begebenheiten" mit einer Romanze im neuheroiſchen Styl. Dieſe ganz neue und vielfach intereſſante Erſcheinung auf dem Gebiete der vaterländiſchen Literatur wird die Leſer unſerer Blätter ohne allen Zweifel zu jenem Urtheil bringen, welches wir — verſchweigen. Die Red.

Digitized by Google

Erſt, als ſich der Sturm verlor,
Als die helde Maid entſchwunden,
Da die Maſſe erſt erkor,
Wer ſich that als Held bekunden;
Als die That geſchehen war,
Nahm das Herrliche man wahr.

Und ſo iſt es überall,
Das Verdienſt will ſein Erkennen;
Der Geſchichte Wiederhall
Möchte wol den Helden nennen,
Doch wir ſchweigen davon ſtill,
Weil er es ſo haben will.

Denn was Einer that, geſchieht
Stets zum allgemeinen Ruhme,
Und wo Menſchlichkeit entblüht,
Da wird ſie zum Heiligthume:
Daß das Gute ſtets beſteht,
Selbſt wenn es bei Böhm vorgeht.

Vunterlei.

Die Zahl der in der Welt geſprochenen Sprachen beläuft ſich auf 3064. Die Einwohner der Erde bekennen ſich zu mehr als 1000 Religionen. Die Zahl der männlichen Geburten iſt denen der weiblichen beinahe gleich. Das durchſchnittliche Maß menſchlichen Lebens iſt ungefähr 33 Jahre. Ein Viertel der Menſchen ſtirbt vor dem 7. Jahre, die Hälfte ehe ſie das ſiebzehnte erreicht, diejenigen, welche über dies Alter hinaus am Leben bleiben, genießen eine Wohlthat, die der Hälfte des menſchlichen Geſchlechtes verſagt iſt. Aus 1000 Menſchen wird nur Einer 100 Jahre alt, aus 100 erreichen nur 6 das fünfundſechzigſte Jahr, und nur Einer aus 500 wird achtzig Jahre alt. Man zählt auf der Erde ungefähr 1.000,000.000 Einwohner; von dieſen ſterben 333,333,333 jedes Jahr, 91.854 jeden Tag, 3.730 jede Stunde, 60 jede Minute und ſomit Einer in jeder Sekunde. Die Verluſte werden durch eine beinahe gleiche Zahl von Geburten gedeckt. Die Verheirateten leben länger als die Unverehelichten. Die Frauen haben mehr Chancen, das 50. Jahr zu erreichen, als die Männer, aber weniger Chancen hierauf noch älter zu werden. Die Zahl der Heirathen ſteht in der Proportion von 75 zu 1000 Individuen. Geburten und Todesfälle treten öfter bei Nacht als bei Tag ein. Die im Frühjahr Geborenen ſind robuſter als die im Herbſte Geborenen. Die Anzahl waffenfähiger Männer wird als ein Viertel der Bevölkerung angenommen.

Locomotivenſchnelligkeit. Eine Locomotive, welche mit der gewöhnlichen Schnelligkeit von 21 engliſchen Meilen in der Stunde geht, würde in 24 Stunden einen Raum von 500 engl. Meilen durchlaufen. Ginge ſie von London ab, ſo würde ſie Oſtindien in 8½ Tagen erreichen, Peking in 11 Tagen. In 51 Tagen würde ſie den Lauf um die Welt vollenden, von der Erde bis zum Monde würde ſie 16 Monate, von der Erde bis zur Sonne 500 Jahre brauchen.

Es iſt ein ſchlechter Lohn, wenn ein Junge, auf den man etwas verwendet hat, am Ende ein Poet wird. Ein Viertelſtündchen Nachtmuſik für einen jahrelangen Dienſt! Eltern, die bemerken, daß ihr Junge ein Poet von Profeſſion werden will, ſollten ihn ſo lange peitſchen laſſen, bis er das Verſemachen aufgibt, oder bis er ein großer Dichter wird.

Buchſchau.

Die Direction des öſterr. Lloyd in Trieſt, welche ſich ſchon durch Herausgabe des allgemein bekannten „Familienbuches," des Prachtwerkes: „Die Donau mit Stahlſtichen" u. a. m. um die Hebung der ſchönen Künſte und Literatur verdient gemacht hat, läßt ſo eben wieder ein Unternehmen in's Leben treten, welches die Beachtung jedes Gebildeten im hohen Grade verdient. Dieſes Werk führt den Titel: „Die Kunſtſchätze Wiens" und wird die ausgezeichnetſten Gemälde und Werke der Sculptur, welche ſich in den öffentlichen oder Privat-Gallerien der Kaiſerſtadt vorfinden, in gelungenen, werthvollen Stahlſtichen verführen und dadurch zum Gemeingut der Nation machen. Auf 36 Lieferungen, jede mit 3 Stahlſtichen und erläuterndem Text von dem aendemiſchen Profeſſor A. Ritter v. Perger, iſt das Ganze berechnet und um die Anſchaffung auch dem weniger Bemittelten zu erleichtern, hat die Direction neben einer Pracht- und einer feinen, auch eine wohlfeile Ausgabe zu dem billigen Preis von 28 kr. pro Heft veranſtaltet.

Das Unternehmen wird weſentlich zur größeren Bekanntmachung der in Wien vorhandenen wirklich großartigen Kunſtſchätze beitragen und den Beweis liefern, daß auch in dieſer Hinſicht unſere Kaiſerſtadt keiner andern Reſidenz nachſteht.

Das im vorigen Jahre von der Direction des öſterr. Lloyd angekündigte Werk: „Der Dom zu St. Stephan in Wien," beſchrieben von A. Ritter v. Perger, iſt nunmehr erſchienen und befriedigt vollkommen die gehegten Erwartungen. Daſſelbe enthält eine ſehr umfaſſende Beſchreibung dieſes herrlichen Baues, welcher jeden Oeſterreicher mit Stolz erfüllt, und deſſen Bau und Kirchengeſchichte. Der rühmlichſt bekannte Hiſtoriker Joſeph Feil hat das Werk mit einer ſehr intereſſanten Einleitung verſehen, in welcher er dem Herrn Verfaſſer volle Anerkennung für ſeine mühevolle und ſorgfältige Arbeit zollt. Die Ausſtattung des Buches iſt eine prachtvolle und gereicht der Verlagsbuchhandlung zur Ehre; der beigegebene Stahlſtich, eine Totalanſicht des Domes (nach der neueſten Aufnahme von Rud. Alt) und die 14 großen Holzſtiche, die hervorragendſten architectoniſchen Details darſtellend, dürften zu den ſchönſten Illuſtrationen zählen, welche aus öſterreichiſchen Ateliers hervorgegangen ſind.

Zum Modebild Nr. 8.

1. Zughut; Kleid von broſchirter Seide mit offenem Leibchen; Taffetmantille mit farbigem Ausputz und Beſatz von breiten Spitzen.

2. Anzug eines kleinen Mädchens.

3. Reisſtrohhut mit langen Federn; Taffetkleid mit fünf Volants, die mit einer kleinen chineſiſchen Ruche ausgeputzt ſind; glattes ausgeſchnittenes Leibchen mit Spitzenmanzon, der mit Band durchzogen iſt und in der Mitte des Gürtels eine Schleife à la Ludwig XIII. hat.

4. Zughut von Krepp, Blonde und Strohausputz mit einer Cadegunſchleife am Nackenſchirme; Ueberwurf von Atlas mit reichem Spitzenbeſatz; Kleid mit doppeltem Rocke, an deſſen Saume ſatinirte und broſchirte Verzierungen nebſt angewebten Franſen ſich befinden.

Das neue Anlehen.

Keinem unſerer Leſer iſt es unbekannt, daß ein ſolches laut kaiſerl. Patent vom 26. Juni 1854, am 20 Juli l. J. in einem Betrage von 350 bis höchſtens 500 Millionen eröffnet worden iſt. Die Summe iſt zwar bedeutend, aber keineswegs unerſchwinglich für unſern Kaiſerſtaat, der 39 Millionen Einwohner zählt. Vertheilt man ſie auf dieſe Volkszahl, ſo entfallen auf jeden Kopf 9 bis 13 fl. Berechnet man die Familie durchſchnittlich mit 5 Köpfen, ſo entfällt auf jede nur ein Betrag von 45 bis 65 fl. Das Anlehen iſt ein freiwilliges, das große Vortheile bietet. Von einem Betrage von blos 95 fl. B. V. werden 5 fl. Zinſen in klingender Münze gezahlt. Es iſt ein Anlehen, das auch dem minder Bemittelten zugänglich gemacht wurde und deſſen Vortheile nicht blos dem Bankier und Kapitaliſten anheimfallen. Mit nur 20 fl. C. M. kann man das Bewußtſein haben, Staatsgläubiger zu ſein und ſich um ſo inniger und feſter als ein thätiges Glied des großen Ganzen fühlen. Dabei ſind in weiſer Vorausſicht die Einzahlungen Jedermann ſo leicht gemacht, daß bei der Vorausſetzung einer vierjährigen Einzahlungsperiode bei einem Subſcriptionsbetrage von z. B. nur 20 fl., auf jede Rate blos 28½ kr., von 50 fl. C. M. — 1 fl. 11½ kr., von 100 fl. — 2 fl. 22½ kr., von 500 fl. — 11 fl. 55½ kr., von 1000 fl. — endlich ebenfalls die

Digitized by Google

verhältnißmäßig kleine Summe von 23 fl. 55 kr. entfällt; wobei noch zu bemerken bleibt, daß früher eine 5 pCt. Kaution zu erlegen ist. Die jeder Staatsschuldverschreibung beiliegenden gedruckten Quittungen (Coupons), welche an jedem 1. Jäner und Juli ausgezahlt werden, können, wenn sie fällig sind, zu jeder wie immer beschaffenen Steuerzahlung verwendet werden, da sie von allen Staats- und Länderkassen als baares Geld angenommen werden. Die Schuldverschreibungen sind ein Eigenthum wie jedes andere; der Besitzer kann sie verwerthen, verpfänden, seinen Erben hinterlassen. Es ist ein in der Staatskasse niedergelegtes Ersparniß, welches ihm bessere Interessen als jede andere Art der Anlage trägt und sein Geld beinahe doppelt so reichlich als in der Sparkasse verzinst.

Welcher Anlaß treibt uns nun, in unserer den schöngeistigen Interessen ausschließlich gewidmeten Monatschrift diesmal ausnahmsweise Finanzmiethschaftliches zu besprechen? Ist es blos patriotisches Gefühl, oder die Pflicht, zu dem gemeinnützigen Unternehmen ebenfalls ein Schärflein beizutragen? oder das Bestreben, unsern seit langen Jahren uns lieb gewordenen Leserkreis auf seinen eigenen Vortheil aufmerksam zu machen? Wir gestehen es, daß alle diese Momente bei der Abfassung dieses Artikels wol mitwirken, daß aber — so sonderbar es klingen mag — auch das schöngeistige Moment ein bedeutender Beweggrund dazu ist. Concordia res parvæ crescunt. Wo aber ein gleich beim Beginn großartig und mächtig hervortretendes Unternehmen mit vereinter Kraft Aller siegreich durchgeführt wird, da wird uns das im irdischen Leben so seltene Schauspiel einer Vollkommenheit geboten, und das vollendete Große gefällt allüberall neben dem Holden, Schwachen und Kleinen und macht den wohlthätigen Eindruck der Stärke und Sicherheit, wie der Riese neben dem Zwerg, die Eiche neben dem Rasp.

In Oesterreich, und zumal im bloßen Inlande ist in dieser Größe und Ausdehnung noch nie ein Anlehen gemacht und noch nie zu einem heilsameren Zwecke verwendet worden. Zuerst soll der Werth der Banknoten, nachdem die Höhe des Agio lange genug auf alle unsere Lebensverhältnisse deprimirend eingewirkt und Kummer und Elend verbreitet hatte, der vollen Silberwährung in C. M. gleich gemacht werden; sodann aber, wenn auch erst in zweiter Linie, sollen die aus dem Anlehen erwachsenen Hilfsmittel dazu beitragen, dem Staate die nöthige Kraft zu verleihen, um gegenüber den ihn rings umgebenden Gefahren entschlossen und mächtig, und wohlthätig für seine sämmtlichen Bewohner aufzutreten. Das Unrecht soll gebeugt werden und Niemand uns hindern, die schönen Früchte unseres Fleißes dahin zu führen, wohin die königlichen Ströme unseres Vaterlandes fließen. — Und an diesem herrlichen Werke, das zu vollenden der Kaiser, unser Herr und Fürsorger, Sein Wort gegeben, soll das ganze Volk mitwirken und dadurch beweisen: daß Oesterreich an Kraft, Einsicht und Patriotismus hinter keinem Lande der Welt zurücksteht und daß es der herrlichsten Thaten fähig ist, wenn es nur ernstlich will! Und ist das nicht eine wahrhaft erhabene Aufgabe?

„Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten,"

singt ein deutscher Dichter; ein Gleiches sollen wir jetzt thun. Wir sollen unsern Vortheil suchen und zugleich den des Staates sichern. Eine solche Gelegenheit, wo sich die Ehre und der Vortheil des Einzelnen mit der Ehre und dem Vortheil der Gesammtheit innigst verschmelzen, wird uns selten geboten werden.—

Die eben herrschende Theuerung entsprang aus dem gesunkenen Werthe des Papiergeldes und aus der Menge desselben. Das Geld ist im Staate, was das Blut im Körper der Menschen. Blutmangel führt bekanntlich Entkräftung und Abzehrung herbei. Die Geldwährung des Reiches ist entwerthet, Silber und Geld aus dem Umlaufe verschwunden, der Werth eines jeden Besitzthums dadurch schwankend geworden; denn wer z. B. noch vor 8 bis 9 Jahren 1000 Gulden in Banknoten besaß, dem ist dieses Kapital jetzt im Grunde genommen nur 666 fl. 40 kr. werth; der Werth alles festen Einkommens ist in eben diesen Verhältnissen geschmälert. Die Sicherstellung des Staates und die Regulirung des öffentlichen Geldwesens ist von besonderer Dringlichkeit im gegenwärtigen Augenblicke, wo Oesterreich, zwar wider seinen Willen, aber zur Wahrung seines guten Rechtes, seines Ansehens und des Wohles seiner Völker in einen ernsten Krieg verwickelt werden kann, der zwar siegreich enden wird, wie alle Kämpfe dieses von der Vorsehung sichtbar beschützten Reiches, jedenfalls aber nur bei wohlgeordneten Zuständen im Innern mit Kraft, Ausdauer und freudiger Siegeszuversicht geführt werden kann. So ist die Lage des Vaterlandes beschaffen. Wem ein treues, wohlmeinendes Herz im Busen schlägt, der wird und kann nicht zögern, begeistert auszurufen: „Dem Vaterlande muß geholfen werden!" Diese Hilfe kann und wird die Nation bringen. — Wenn das Agio verschwunden sein wird, hat sich unser Nationalvermögen plötzlich um mindestens 20 pCt. vermehrt; um mehr als ebensoviel ist dann das Einkommen eines jeden Einzelnen gestiegen; dann sind wir nicht mehr dem Auslande tributär und müssen nicht mehr Alles, was wir von draußen beziehen, um mehr als eben so viel theurer bezahlen. Eine heilsame Reaktion tritt ein; Lebensmittel, Kleidung und Wohnung — die jetzt um soviel theurer sind, als die Banknote schlechter als das klingende Silber — werden dann bald auf ihren normalen Preis zurückfallen.

Und wer sollte nicht gern dazu beitragen? Die Theilnahme am Anlehen ist dem Bewohner des Palastes wie der Hütte ermöglicht worden, und Niemand möge sich nun das Bewußtsein bringen, einst sagen zu können: „Ich habe auch mitgeholfen, den Staat von einer Kalamität zu befreien; ich habe auch dazu beigetragen, ihn zu stärken, und dazu mitgewirkt, daß der dürftige Tagewerker mit seiner Familie jetzt sein Brot reichlicher, weil billiger, genießen kann." — Und doch hat ein jeder an der Nationalanleihe betheiligte Staatsbürger alle diese Vortheile auch noch für sich mitverwirkt und obendrein auf eine nicht nur erlaubte, sondern pflichtgemäße und honnette Weise sein Kapital zu sehr hohen Zinsen angelegt. — Ehe dieses Heft noch die Presse verläßt, sind bereits mehr als 200 Millionen von den treuen Bürgern Oesterreichs gezeichnet und es ist kein Zweifel, daß die Maximalsumme von 500 Millionen vollauf genommen werden wird. Noch aber ist es für unsere gewiß sehr wenigen Leser, welche die Zeichnung bisher versäumt haben sollten, Zeit zur Betheiligung an dem segenbringenden und patriotischen Werke. — Binnen 8 Tagen nach der Eröffnung des Anlehens war das Agio bereits um 8 pCt. gesunken. Dieser Vortheil allein ist schon ein nicht unbedeutender und es steht fest zu erwarten, daß mit dem Schluß der Subscription am 20. August l. J. das Agio noch mehr gefallen und endlich binnen einer verhältnißmäßig kurzen Zeit mit der völligen Tilgung der Staatsschuld an die Bank gänzlich verschwunden sein wird.

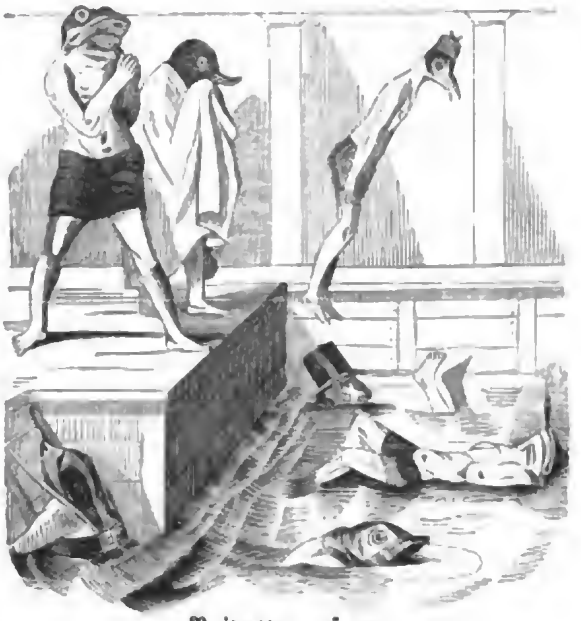
„Die Bevölkerung der Landgemeinden hat ganz besonders volle Ursache, Se. Majestät sich zu lebhaftem Danke verpflichtet zu fühlen und wird daher — zu ihrer Ehre sei es gesagt — den Aufruf zur Theilnahme nicht wirkungslos verhallen lassen. Se. Majestät haben das Band der früheren Unterthänigkeit gelöst; ein großer Theil der Entschädigung für die aufgehobenen Grundlasten wird jetzt von dem gesammten Lande getragen. Se. Majestät hat die ländliche Bevölkerung jene wohlgeordneten, gesetzlichen Einrichtungen und jene Gleichheit der bürgerlichen Rechte zu danken, welche sie jetzt auf eine Linie mit allen übrigen Staatsbürgern stellen. Solche Wohlthaten dürfen nicht ungewürdigt bleiben. Der wackere Landmann ist dafür nicht unempfindlich, er wird den schuldigen Dank jetzt in einer Weise abtragen, welche vor den Augen der ganzen Welt darthun wird, daß er der neu gewonnenen Rechte im vollsten Maße würdig ist. In dem neuen Anlehen findet die ländliche Bevölkerung, sowie die der Märkte und Städte, noch ein Mittel, um das Gemeindevermögen angemessen zu vermehren. Se. k. k. Apost. Maj. haben nämlich huldreichst zu bewilligen geruht, daß den Gemeinden zu dem Behufe der Betheiligung an dem Anlehen gestattet werde, Umlagen auszuschreiben, Darlehen aufzunehmen, bewegliches Gut zu veräußern, unbewegliches zu verpfänden, ohne diesfalls um eine behördliche Bewilligung einkommen zu müssen. Ist aber ein nährendes Gemeinde-Vermögen nicht eine Quelle des Segens für alle einzelnen Angehörigen der Gemeinde? Werden die Zinsen des auf diesem Wege vermehrten Stammvermögens nicht der Ortschaft im Ganzen zu Gute kommen? Kann die Gemeinde nicht damit ihre Armen besser versorgen, nützliche Banten und Anlagen ausführen und ihren Wohlstand und die Blüthe ihrer Gegend merklich erhöhen? Hauptsächlich aber darf und soll die ländliche Bevölkerung nicht übersehen, daß der Staat diese Maßregel ergriffen hat, weil er andere, drückendere Maßregeln vermeiden, weil er namentlich eine Erhöhung der directen Steuern, d. h. derjenigen, welche zumeist von Grund und Boden erhoben werden, nicht benützen wollte. Wenn aber der mit Zuversicht gehoffte Erfolg der Maßregel fehlschlüge, — und er würde fehlschlagen, wenn die ländliche Bevölkerung eine ungenügende Theilnahme an den Tag legte — was würde wol übrig bleiben als zu den jetzt aus dem Spiele gelassenen Zwangsmaßregeln zurückzugreifen, da doch die dringenden, ja unerläßlichen Bedürfnisse des Staates, zum Wohle der Gesammtheit um jeden Preis gedeckt werden müßten. Das Kaiserreich besteht aus 864 Städte-, 2355 Markt-, endlich aber aus beinahe 65.000 ländlichen Gemeinden. Ungeachtet die Städte und Märkte sich durch Reichthum und Betriebsamkeit vorzugsweise hervorthun, so beweisen doch obige Ziffern klar und deutlich, daß die Hauptkraft des Landes in den bäuerlichen Gemeinden ruht. Ihre Mitwirkung zu dem Gelingen des großen Werkes ist daher geradezu unerläßlich und das Vaterland rechnet mit Zuversicht darauf, daß sie ihre Schuldigkeit thun werden. —"

Als Oesterreich im Jahre 1848 mit empörten Wogen zu ringen hatte, dankte es treu und oft an dem großen Werke, dessen Vollbringung den neuen Satz aufstellte: „Es gibt keine Alpen in Oesterreich" — wie weinen die Eisenbahn über den Semmering, welche am 17. Juli l. J. eröffnet wurde. Dieser Vorthun an einem großen friedlichen Werke inmitten drängender Gefahren gestellt der Welt und erweckte Zutrauen. Hat Oesterreich die Alpen überwunden, das Agio ist ein Atom dagegen! Der Kaiser hat Sein Wort gegeben, daß die Schuld an die Bank gezahlt werde, d. h. daß das Agio fallen muß — der Kaiser wird Sein Wort halten. Mögt jeder Staatsbürger nur also seine Pflicht thun. Das Zusammenwirken Aller, die da können, ist ein schönes Ideal, denn es ist Harmonie darin, und Harmonie ist die Grundbedingung des Schönen.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Im Juli.



Privatvergnügen.

Oeffentliche Lustbarkeit.

Land und Stadt.

Schullehrer: Wos is denn des, Franze, dos Ihr a ganza Pusch schier keppenirt; ich gih olle acht Taje a mol do v'rbei, en immer is d'r laare Flak grösser.

Bauer: Do sein Si ok schuld, Herr Lehrer. Hätta Se mein Jonga ne a Gehernkesta a su lichte gemucht, de wäru a Bauer worn; a so oder mußa met Teifels Gewalt stodirn. — Wie a noch d'r hame larnte, ging's noch ob; oder etz ei dom Proje! wenn a ach 's Guld freeße! bale brauchtu of Schulgeld, bale of Bücher, bale of Quatir, assa will a ach wos — on do git halt vil uf — wu sols har kommu; es d'r Pusch mus harbala!

Wie der liebe Herr Sohn, der in Prag studiren soll, von der frühesten Morgenstunde an bis hinein in die späte Nacht mit ungeheurem Fleiße, mit unsäglicher Mühe der selbstgestellten Aufgabe obliegt: in der möglichst genauen und richtigen Anwendung des Holzes eine gewisse Vollkommenheit zu erreichen. Bereits Liebling des anerkannt tüchtigen Professors Markus, dürfte er es in diesem Fache zweifelsohne sehr weit bringen; denn ein Verlaufer (in's Collegium) kommt selten vor.

Digitized by Google

Digitized by Google

Jan Pancéř.

Hiſtoriſche Erzählung aus den Zeiten Karl's IV. nach Prof. Chocholoucek.

Dem linken Ufer des toſenden Adlerfluſſes entlang jagt ein berittener Haufe ſtämmiger Burſche von verwegenem Ausſehen. Ihre ſchwarz polirten Panzer brennen in den Strahlen der Sonne, die ſich eben dem Untergange zuneigt. An die Hüfte ſchmiegt ſich der ſchwere Raufdegen, der an einem rothen Riemen hängt, und von der Spitze ihres Helmes wehen rothe Federn herab. Alles an ihnen iſt blank und ſtattlich und nichts Auffallendes, außer der von ihrer ſchwarzen Rüſtung grell abſtechenden rothen Farbe. In Gedanken verſenkt, die ihnen vielleicht jede Empfindung für die wilde Schönheit der Gegend benahmen oder andere Gegenſtände, andere Epochen vor ihre Sinne führen mochten, reiten ſie ſchweigend dahin; zeitweilig nur ſtiehlt ſich ihr Blick nach ihrem Führer, der etwa zehn Schritte voraus auf einem gewaltigen Rappen einherſprengt. Es muß ein Rieſenthier an Stärke ſein; denn trotzdem, daß Rüſtung und Waffe das Gewicht ſeines gigantiſchen Reiters bedeutend vermehren, jagt es doch mit ihm dahin als trüg' es nur die Bürde eines gewöhnlichen Mannes, ſtreckt ſtolz ſein Haupt empor und wiehert luſtiger als die anderen Roſſe. Der ſchwarz polirte Panzer des Führers unterſcheidet ſich von denen ſeiner Leute nur durch die Menge ſeines Eiſens; Schuppen von der Breite eines Fingers decken die Schultern, und den Küraß auf der Vorderbruſt würden die Schläge eines Hammers vergebens bearbeiten, um auch nur eine kleine Vertiefung hineinzuſchlagen. Außer dem Schwert an ſeiner linken Hüfte wiegt ſich noch auf der rechten Seite des Sattels eine eiſerne Keule von ſolcher Schwere, daß ihrer Kraft nicht ein Felſen widerſtehen würde, geſchweige der Schädel eines Sterblichen. Die goldene Ehrenkette, die vom Halſe herab auf ſeine Bruſt fällt, zeichnet ihn allein vor den Anderen aus. In tiefes Nachdenken verſunken hallt er, ohne den Blick zu erheben, zuweilen drohend ſeine Rechte, ein ſchadenfrohes Lächeln zuckt um ſeine Lippen, macht jedoch bald wieder der Schwermuth Platz, die ſich in einem ungewöhnlichen Ausdruck in den ſtarren Zügen ſeines Geſichtes, das ein dichter ſchwarzer Bart umrahmt, abſpiegelt, nicht anders, als wenn ein Bildhauer ſeinen erſten Entwurf in den harten Marmor gräbt.

So jagen ſie fort, Felſen auf und nieder; hier verſchwinden ihre im Winde wehenden Helmfedern in einem Hohlwege, dort wieder ſchimmern ſie hervor und die Männer reiten nun über eine Ebene. Die Sonne neigt ſich den Bergen zu und wird bald deren waldgekrönten Scheitel mit ihren Purpurlippen küſſen; die Schatten dehnen ſich, ſchon hüpfen die Strahlen auf den Zweigen der Bäume, ſchimmern wie Johanniswürmchen durch die Blätter, welche im leichten Säuſeln der Luft erzittern, hüpfen von Aeſtchen zu Aeſtchen immer höher, noch wiegen ſie ſich auf den Gipfeln der Bäume, jetzt entſchwinden ſie dem Thale und die ſinkende Sonne zieht ihre Kindlein nach ſich. — Schon volle zwei Stunden waren die ſchwarzen Reiter dahingejagt, ohne ein Wort zu wechſeln. Eben reiten ſie knapp am Ufer; auf der gegenüberliegenden Seite taucht die Burg Pottenſtein aus der offenen Gegend hervor. Ihre weißen Mauern ſind die Zeugen ihres geringen Alters, nur der wie von der gefräßigen Feuerflamme geſchwärzte Thurm, der über alle anderen Gebäude emporragt, könnte ſo Manches erzählen von entſchwund'nen Zeiten, entſchwunden in Luſt oder Trauer. Der Führer der Reiterſchaar hielt an und blickte geraume Zeit auf den alten Thurm der Burg Pottenſtein.

„Ja, ja," ſagte er halb für ſich; „noch ſteht der Zeuge Deines Todes, mannhafter Niklas! Ich ſag' Euch, Kinder!" wandte er ſich an den Haufen; „im ganzen Böhmerland gab's keinen trefflichern und ſtattlichern Kämpen als dieſen Niklas von Pottenſtein. Kaiſer Karl weiß von ihm zu erzählen, als er, noch mähriſcher Markgraf, die Burg belagerte. Sie ſchlugen ihm die Burg über'm Kopf zuſammen, 's iſt wahr; aber der alte Niklas hat ſich doch nicht ergeben; und erſt als ſie auch das Thurmdach über ſeinem Eiſenſchädel zertrümmerten, fand er in Schutt und Getrümmer ſein Grab. Betet, Burſche, für den wackeren Partiſan; 's fault ja einer nach dem anderen dahin; Kaiſer Karl hält das kraftvolle Ritterleben nicht in Ehren. — Zum T.....! da ſteht's doch wahrlich nicht mehr dafür, Ritter zu ſein!"

„Unter dem gottſeligen König Johann gab's freilich ein ander Leben!" bemerkte Einer aus der Rotte. „Da konnte ſich doch ein Menſch Kriegsruhm erwerben und Beute machen; aber jetzt?! Ein Hundeleben das! Es kocht Alles in mir, wenn mir ſo ein junges Blut unter die Augen kommt, das ſtatt mit Schwert und Streitkolben auf dem Turnierplatz ſich herumzutummeln, in den Sälen des Prager Collegiums ſitzt, ein Buch in der Hand — als wollte ſich der ganze Adel in die Mönchskutte ſtecken. Ha! wäret Ihr nicht, Herr von Smojna, ſo wär' auch keine Spur mehr da von der frühern Zeit und das Krämervolk möchte am Ende gar noch auf den Adel höhniſch durch die Finger gucken."

Der Führer ſchien dieſe Worte nicht zu hören, denn unverwandten Blicks ſtarrte er auf Pottenſtein und bewegte die Lippen, doch kaum zum Gebete, denn beim Beten rollt

Digitized by Google

das Auge nicht ſo wild. „Und ſein Sohn, welche Ausgeburt das!“ ſagte er halblaut. „Alter Niklas; o daß Dein Gebein ſchon zerſtäubt; — ja, das muß es ſein — Du würdeſt ſonſt aus dem Grabe ſteigen, um des Buben Glieder zu zerſchmettern! Aber warte nur! warte nur!“ drohte er gegen die Burg, worauf er ſein Pferd wandte und mit den Seinen weiter trabte. Sie wandten ſich dann links, tiefer in den Hohlweg; ſchweigend wie zuvor ritten ſie dahin.

Obgleich es bereits ziemlich dunkelte, als ſie an dem Saum eines Waldes anhielten, ſo war doch keineswegs die Finſterniß ſo groß, um ihnen eine weite Strecke ihres Weges zu verbergen. Die Gegend ringsumher war hügelig, mit Wald bedeckt, und dort, wo ſie hielten, ſenkte ſich der Hügel gegen die Ebene herab. Vor ihren Blicken wogte in dem Sauſen des Windes ein Aehrenfeld und im Thale tauchten aus den Hütten düſtere Lichtchen hervor, während zeitweilig Hundegebell an ihr Ohr ſchlug. Auf der anderen Seite des Thales erhob ſich auf einem mäßigen Felſen die feſte, doch nicht ſehr große Burg Borohrádek. Ihre Fenſter waren hell erleuchtet, auf ihren Zinnen wehte das Banner der Herren von Borohrádek, und wenn ein ſtärkerer Windſtoß ſich erhob, ſo entfaltete es ſich wie die Flügel eines über der Burg ſchwebenden Adlers. Zuweilen ſäuſelten auf den Wellen der Luft, wie ein ſanfter Wiederhall, Töne von Muſikinſtrumenten aus der Burg an das Ohr des lauſchenden Reiterhaufens. Der Führer allein war bis an das Ende des Hohlweges getreten und nachdem er ſcharf die ganze Umgebung gemuſtert, kehrte er zu ſeinen Leuten zurück. „Macht Euch nun fertig,“ ſagte er mit gedämpfter Stimme; „doch habt Euer Merk darauf, daß Ihr die blanke Rüſtung nicht beſudelt; wir reiten zur Hochzeit und müſſen zeigen, daß wir Lebensart haben.“

Er ſelbſt ſprang vom Roß und ſchritt — die Rüſtung hatte ihn nicht zu Boden geworfen — leicht einher wie ein Mädchen beim Tanze. Er kehrte wieder an den Waldſaum zurück, lehnte ſich an eine Föhre, daß der ſtarke Baum unter der Laſt erzitterte, und ſtarrte, in Gedanken vergraben, planlos in die Gegend.

Auf Borohrádek ging's luſtig zu. Der tapfere Herr Aleſch von Borohrádek vermälte ſeine Tochter, ſein einziges Kind, dem Herrn Hynek von Pottenſtein, Sohn des verſtorbenen Niklas, des Herrn auf Pottenſtein, Bamberky, Zamberk, Koſtelec und Choceň, in Böhmen ob ſeiner Fehden mit den Nachbarn und Landesgeſetzen ſo berüchtigt, daß zum Theile noch jetzt, nach ſechzehn Jahren, der Neuhauſer Kreis manche unvertilgte Spur ſeiner Raubthaten aufweiſen konnte. Zweimal mußte Kaiſer Karl, weiland Markgraf von Mähren und Mitregent des Königreichs Böhmen, die Waffen gegen ihn ergreifen. Auf dem erſten Zuge eroberte und zerſtörte er die Burg Choceň; aber dies bengte Niklas Muth nicht, im Gegentheil, er ſetzte ſein gewohntes Handwerk fort, ſo daß ſich Karl genöthigt ſah, noch einmal, 1339, den Kampf gegen ihn zu erneuern. Er zerſtörte Pottenſtein, doch noch wehrte ſich Niklas vom Thurme her, bis endlich die Zinnen erſtürmt waren und das Thurmdach über ihm zuſammenbrach, deſſen Trümmer den wilden Ritter begruben. Seine Güter wurden eingezogen und erſt zwei Jahre ſpäter gab Karl einige derſelben, wie Pottenſtein und Koſtelec, an deſſen Sohn zurück.

Herr Hynek, welcher ſich den Beſitz von Pottenſtein geſichert hatte, feierte heute ſeine Verbindung mit Jadwiga, der ſchönen Tochter des Herrn Aleſch von Borohrádek. Zahlreiche Gäſte und faſt der geſammte Adel der Umgegend waren zugegen, um den Neuvermälten ihre Glückwünſche darzubringen und auf Koſten des Herrn Aleſch, zu Ehren Jadwiga's, einem tüchtigen Schmauſe beizuwohnen. Ein einziger Nachbar fehlte, weil an ihn keine Einladung ergangen war: Jan von Smojna, Herr auf Zampach, mit dem Beinamen Paneěř. Der Abend kam; man brachte Licht und ſtellte die Tiſche in den Hauptſaal, denn ohne Tanz kann kein Böhme ſeine Hochzeit würdig feiern. Die Pärchen ſtellten ſich zum Reigen an, voran der Brautführer Herr von Ryzmburk mit der Braut, hinter ihnen der Herr von Pottenſtein mit der Brautjungfer. Noch ehe der Tanz begann, trat der Burgkaplan herein, ein Mönch aus dem Orden der Serviten, nach dem Zeugniß des Herrn Aleſch, das er bei jeder Gelegenheit ablegte, ein gelehrterer Mann als alle die Magiſter am Prager Collegium, obgleich er und ſein Kaplan weder das Collegium noch deſſen Magiſter je zu Geſichte bekommen hatten, da die Gründung der hohen Schule erſt ſieben, Herr Aleſch aber beiläufig fünfzehn Jahre zählte, daß er mit ſeinem Kaplan Prag ſeit jenem Momente nicht geſehen hatte, als ſein einziges Söhnchen in zartem Alter dahingeſtorben war. Aber Herr Aleſch erhob dennoch die Gelehrſamkeit ſeines Kaplans über die aller Sterblichen und der wurde ſein bitterſter Feind, der daran zu zweifeln wagte; er hatte den Kaplan ſchon durch eine Reihe von Jahren und bei jeder Gelegenheit als den treueſten Freund ſeines Hauſes erprobt, der den innigſten Antheil an Freud' und Leid nahm, die der Familie des Herrn Aleſch zuſtoßen mochten; der Kaplan war ſanft, verſöhnlich, über die Maßen verſöhnlich, daß er oft ſelbſt den Herrn Aleſch aufbrachte, wenn dieſer in ſeinem Grimm einen Untergebenen zu ſtrafen geſonnen war, und der Prieſter in ſeiner gewiß ehrwürdigen Pflicht des Verſöhners und Vermittlers dazwiſchen trat.

„Was ſeid Ihr Willens zu thun, mein gnädiger Herr?“ pflegte er zu ſagen, „Ihr werdet doch den armen Schelm nicht die Wucht Eures Zorns fühlen laſſen? Vergebt, ſo wird auch Euch vergeben werden!“

„Der T..... wird mir vergeben!“ tobte dann Herr Aleſch, bekreuzte ſich jedoch ſogleich im jähen Schreck über die Sünde, die in dieſen Worten lag. „Gott verzeih' mir die Sünde! Aber ich behaupte: wenn ich an des Schuldigen Stelle wäre und es gäbe einen Herrn, der mir ein gleiches Vergehen nicht anrechnete — der verdiente doch ſogleich, daß man

Digitized by Google

ihm das Leder gerbe!" Dann ſtritten ſie noch ein wenig, wobei ſich Herr Aleſch einigemale bekrenzen mußte; und dem Schuldigen wurde entweder gänzlich verziehen oder bei einem gröberen Vergehen die Strafe bedeutend gemildert.

„Geh'," ermahnte der Kaplan den Begnadigten, „und ſtrauchle nicht wieder auf dem rechten Pfade, erzürne Deinen Herrn nicht mehr."

„Ihr verderbt mir das ganze Geſinde, Vater Severin!" war Aleſch's Vorwurf. Allein er hatte Unrecht. Denn es gab kein ordentlicheres und ſeinem Gebieter mehr ergebenes Geſinde auf allen Burgen ringsumher. Herr Aleſch wußte es ſehr wol, wollte es aber nicht merken laſſen; ſeine Freundſchaft zum Kaplane jedoch ſteigerte, wo möglich, jeder Tag noch mehr. Pater Severin war auch ein vortrefflicher Lateiner, ſo daß es Herr Aleſch nicht verſuchen durfte, ſich in ein längeres Geſpräch mit ihm zu verwickeln, obſchon er summa cum laude die Schule bei Skt. Egidi in Prag frequentirt hatte; freilich war ihm in den ſpätern Jahren durch die Feldzüge König Johann's bei den Länderdisputationen in Litthauen, Polen und Oeſterreich ſo Manches verraucht. Und was für ein Redner der Kaplan war, das hätte Herr Aleſch mit dem Schwerte einem Jeden begreiflich gemacht, der ſich erkühnt hätte, an dieſer Wahrheit zu mäkeln. Schon durch zwanzig Jahre hielt er die Feſttagspredigten in der Burgkapelle für das Geſinde und die Pfarrkinder der Umgegend, und nie war er ſeinem Thema untreu geworden: „Liebet Euch alle wie Brüder!" Und doch gerieth Herr Aleſch jedesmal dabei in Verzückung und die Anderen horchten zu mit einer Andacht, als ob ihnen jetzt erſt das Evangelium verkündet würde. Dieſe wichtigen Gründe nun bewogen Herrn Aleſch, ſeinen Kaplan und Freund für den Gelehrteſten zu halten, ohne noch hinzuzurechnen, daß er nach eigenen Recepten ein Tränklein zu bereiten verſtand, das dem Magen ganz ausgezeichnete Dienſte leiſtete und von welchem Herr Aleſch tagtäglich vor und nach der Mahlzeit ein Becherchen zu ſich nahm; er würde dem Tränklein auch vor dem Schlafengehen zugeſprochen haben, wenn nicht der damals in Böhmen äußerſt billige Wein ihm in ſo großem Maße zuvorgekommen wäre, daß Herr Aleſch die Schachfiguren, die ihm den Abend verkürzen ſollten, oft für Rieſen anſah, die ſich denn doch gar zu ſchwer von der Stelle bewegen ließen. Dies war zugleich der Grund, warum Ein Spiel oft einen ganzen Monat hindurch währte, ohne geendet zu ſein, und daß ſich die beiden Freunde deshalb mit der Idee vertraut machten, ganz vorzügliche Schachſpieler zu ſein. So floß ihr Leben im Frieden mit der Welt ruhig dahin und ſchlug ihnen gedeihlich an. Jadwiga's Trauung brachte den Herrn Aleſch und den Kaplan, welcher die Tochter des Hauſes überaus lieb hatte, in eine gewiſſe Aufregung. Pater Severin hatte ſie ja in den erſten Grundſätzen des Chriſtenthums unterrichtet, ihren Geiſt gepflegt, ehe ſie, kaum der Kindheit entwachſen, von der Muhme nach Prag genommen wurde, um eine ihrer würdigere Ausbildung zu bekommen, da ſie ihre Mutter ſehr früh verloren hatte. Nach fünf Jahren rief ſie der Vater wieder zurück, als ſie eben in der ſchönſten Blüte einer Jungfrau daſtand; und doch ſagte Herr Aleſch nach ihrer Heimkehr kopfſchüttelnd: „Hm! hm! weiß nicht, das Mädel will mir nicht recht gefallen; — wahrſcheinlich die Prager Luft, die auch meinem gottſeligen Söhnlein ſchadete. Nein, nein, Du kommſt mir nicht mehr nach Prag!"

Nach einiger Zeit betrat Pater Severin lächelnd Herrn Aleſch's Gemach. „Wißt Ihr wol ſchon, Herr Ritter," begann er voll Eifer; „warum Jungfrau Jadwiga ſeit einiger Zeit ſo tiefſinnig iſt?"

Herr Aleſch heftete forſchend ſein Auge auf ihn. Der Kaplan ſetzte ſich ihm gegenüber und blickte bald auf den Plafond, bald wieder betrachtete er die Sohlen ſeines Schuhes. Daß er gern erzählen wollte, war klar, nur ſchien er über die Art und Weiſe, wie er die Sache anfangen ſollte, noch nicht ganz einig zu ſein.

„Nun, ſo ſprecht doch, Vater Severin!" rief Aleſch ungeduldig.

Der Kaplan fuhr empor, als wäre er plötzlich aus einem Traume aufgeſchreckt worden und platzte ohne allen Eingang heraus: „Sie iſt verliebt."

„Nicht möglich!" rief Herr Aleſch, vor Verwunderung die Hände zuſammenſchlagend.

„Und warum nicht möglich?" fragte voll Eifer der ehrwürdige Pater. „Ei ſagt mir doch: Wie alt war wol Eure Selige,—Gott möge ſie in Ewigkeit verherrlichen und uns ein frohes Zuſammentreffen mit ihr ſchenken! — wie alt war ſie, als ſie Euch zum ehelich Geſpons nahm?"

Aber Herr Aleſch ſchien ſich über die Möglichkeit von Jadwiga's Liebe nicht ſatt verwundern zu können. Auf einmal fuhr er empor und in ſeinen Mienen lag tiefer Schreck. „Ich bitt' Euch um Himmelswillen, Vater Severin! doch nicht etwa in den Jan von Smojna, der dort bei Zampach herum als Räuber ſpuckt?"

Jetzt ſchlug der Kaplan vor Verwunderung die Hände zuſammen und ſtarrte Herrn Aleſch mit großen Augen an. „Narrirt Ihr?" rief er aus, fügte jedoch, um ſeine Unehrerbietung gut zu machen, ſchnell hinzu: „Um Vergebung, gnädiger Herr!"

„Gott ſei gelobt dafür!" ſagte der Ritter aufathmend. „Aber, Vater Severin, ich bin nicht ohne Urſache zuſammengefahren. Da begegnet mir Jan von Smojna vor ungefähr vierzehn Tagen im Walde, und Ihr wißt ſeine Begegnung iſt mir nicht zweimal lieb; aber diesmal näherte er ſich mir ganz ehrerbietig und ſprach mich ohne alle Umſchweife um die Hand meiner Jadwiga an. — Gott weiß! Ich war von Jugend an gerade auch kein Engel und kenne noch heutigen Tags einige vom Adel, die wahre Teufeleien treiben, und beſonders ſeit der Zeit, als unſer allergnädigſter Kaiſer und König, unſer Karl, dort hinter der Grenze ſich mit den Deutſchen abgibt; aber vor Keinem zittert das Volk ſo ſehr wie vor dieſem Pancéř von Zampach. Und dem ſollte ich mein einziges Kind geben? „Nein und

Digitized by Google

wieder nein! d'raus wird nichts, Herr von Smojna," antwortete ich kurz. Er ſah mich an, lachte und ging fort, ohne ein Wort zu reden. Und da dacht' ich denn Anfangs, der Smojner ſei ſeiner Sache gewiß und habe vielleicht, wer weiß durch welche Hexenkunſt, Jadwiga's Herz zu erliſten gewußt; und darum auch mein Schrecken. Doch Ihr ſagt: es ſei nicht dem ſo, Vater Severin. Gelobt ſei Gott! — Aber wer iſt denn der, welcher mein Kind heimzuführen gedenkt?"

„Hynek von Pottenſtein," erklärte der Kaplan, indem er zugleich das Exordium einer langen Rede anſtimmte, um Herrn Aleſch für die Verbindung zu gewinnen; Herr Hynek, meinte er, gleiche ſeinem Vater in nichts als im Muthe, und derſelbe ſei wol eher im Stande, Jadwiga vor dem furchtbaren Jan von Smojna zu ſchützen als Herr Aleſch, der durch die Reihe der Friedensjahre des Kriegshandwerks ſich faſt ſchon entwöhnt habe.

Herr Aleſch verweigerte ſeine Zuſtimmung, einwendend, Jadwiga habe ſich hinter ſeinem Rücken verliebt, da er doch als Vater der Erſte davon hätte wiſſen ſollen. Endlich gab er dem eindringlichen Zureden Pater Severin's nach, der ihm auseinanderſetzte, das Ritterfräulein könnte noch, wer weiß was, ohne ſein Wiſſen anſtellen, Pottenſtein aber ſie jetzt jeden Tag ſehen, da er ja nur zwei Stunden von Borohrádek entfernt wäre. Dieſe triftigen Gründe bewogen Herrn Aleſch, in die Verbindung einzuwilligen und ſeine Segensworte an die beiden Liebenden erſtickten Thränen, die auch in den Augen des ehrwürdigen Kaplans ſchimmerten; ja, ſelbſt Jadwiga konnte der Thränen ſich nicht erwehren, obgleich die glühendſte Sehnſucht ihres Herzens eben geſtillt wurde.

Nun folgten die Anſtalten zur Hochzeit, die Herr Aleſch ſo prächtig als möglich zu feiern gedachte; aber die ganze Bürde dieſer Sorgen fiel auf ihn allein zurück, da ſich der Kaplan nun ausſchließlich mit der Ausarbeitung einer glanzvollen Rede beſchäftigte, die er bei der Ausſpendung des ſiebenten Sakramentes an die Verlobten zu halten geſonnen war. Doch die Stimme des ehrwürdigen Prieſters zitterte ſchon bei den Worten: „Conjugo vos;" und als er am Schluſſe der heilige Ceremonien ſeine Rede anknüpfen wollte, war er ſo gerührt, daß er nichts anderes hervorzubringen vermochte als: „Liebet Euch! liebet Euch, Kinder!" Und doch ſagten Alle, daß ſie noch nie einer heiligeren und rührenderen Trauung beigewohnt. — Nun folgte das lärmende Feſtmahl; ganze Ströme böhmiſchen und mähriſchen Weines floſſen auf das Wohl des Ehepaares durch die Kehlen. Nach dem Mahle ſtellten ſich Ritter und Damen zum Tanze an; das geſammte Burggeſinde hatte ſich als Zuſchauer herbeigedrängt. Vor dem Tanze wollte noch Pater Severin eine Rede halten — da erſchienen plötzlich an der Thüre des Ritterſaales vier ſchwarze Reiter, denen wir bereits am Geſtade des wilden Adlerfluſſes begegnet, und an ihrer Spitze ihr Führer in der ſchweren Rüſtung, die goldene Ehrenkette um den Hals. Sie waren, während das Burggeſinde den Hochzeitsfreuden ſich hingab, unvermerkt in die Burg geſchlüpft.

„Paneř!" ſchallt es dumpf durch den Saal. Mit einemmal ſchweigt die Muſik, verſtummt das fröhliche Toſen und Getümmel, erliſcht alles Feuer in den liebentflammten Blicken, auf jedem Geſichte lieſt man nur — Schrecken. Die Männer, obgleich tüchtig im offenen Kampf, ſehen ſich wehrlos überfallen und müſſen den Gedanken an Gegenwehr aufgeben; die Frauen, ſchon lange beim bloßen Namen Paneř erzitternd, ſinken faſt in Ohnmacht, da jetzt ihr Blick auf den fürchterlichen Mann fällt, der ſein Gefolge an der Thür zurückläßt und mit kaltem Lächeln in den Saal tritt, nicht anders, als bemerke er den Eindruck nicht, den ſein plötzliches Erſcheinen hervorgebracht. Höflich ſich nach allen Seiten neigend, tritt er auf Herrn Aleſch zu und redet ihn an: „Ich wollte nicht als unhöflicher Nachbar erſcheinen, Herr von Borohrádek! und darum forderte ich ſelbſt mich dazu auf, Dir für den heutigen Tag meinen Glückwunſch darzubringen, weil Du vergaßeſt, eine Einladung auch nach Zampach zu ſchicken." Bei dieſen Worten reichte er ihm die Hand hin.

„Hinweg, Herr von Smojna!" rief Aleſch zornglühend, — wahrſcheinlich überwältigt von der plötzlichen Erinnerung an jene Zeit, da er noch ein ausgezeichneter Kämpfer mit Schwert und Streitkolben war, ſo gut, wie irgend Einer, — und riß ſeine Hand zurück. „Ich will nicht, daß meine ehrliche Rechte, und ſei's auch nur auf einen Augenblick, in den Händen eines Räubers ruhe!"

„Wie Du glaubſt," lächelte Jan von Smojna bitter; „aber ſo viel iſt gewiß, daß Du mir einen Antheil an dieſen Freuden nicht wehren kannſt. — Ihr Herren!" wandte er ſich zur Geſellſchaft; „laßt Euch durch meine Gegenwart nicht ſtören; 's iſt nun ein adelicher Bruder mehr in Enerem Kreiſe; daß unverhofft, wen ſcheert das? Vielleicht ſchreckt Euch gar meine Rüſtung? da müßtet Ihr Euch doch bis in den Hals hineinſchämen vor den hier verſammelten prächtigen Frauen und holden Fräuleins! — Holla, Muſikanten, laßt Eure Inſtrumente ertönen!" rief er, ganz mit dem Anſehen, als ob er Burgherr wäre.

Herr Aleſch bebte vor Wuth über ſolche Verwegenheit. „Wenn Du Dich auch heimlich in meine Burg geſchlichen gerüſtet zu Krieg und Mord, ſo dulde ich es dennoch nicht, daß Du in meinem Hauſe den Herrn ſpielſt, ſo lang ich athme."

Dieſer Muth von Seiten des Herrn Aleſch entzündete auch die Anderen, daß ſie ſich in dichterem Kreiſe um Jan von Smojna herumdrängten. Jetzt glühte auch Jan's Antlitz und ſeine Augen ſprühten Flammen. „Zurück!" donnerte er; „jeder an ſeinen Ort! Nur eine Miene von Gegenwehr — und Ihr Alle ſeid verloren und dieſes Neſt ſoll mit Allem, was ſich drinnen regt, in Flammen aufgehen. Verlaßt Euch ja nicht auf Euer Geſinde; für das habe ich ſchon geſorgt!"

Seinen Worten folgte Todtenſtille.

Digitized by Google

Langsam den Bart sich streichend fuhr er höhnisch fort: „Traun, Ihr Herren Brüder! diese Vorsicht war Noth; denn dem Herrn Hynek darf ich nicht mehr trauen, von der Zeit an, als er meinen Boten dem königlichen Gericht auslieferte. Schande das, Ihr Herren, nicht wahr? So was hätte ich mein Leben lang nicht gewagt, obschon es dem Herrn von Borohrádek beliebte, mich einen Räuber zu schelten. — Doch zum T.....! nicht jeder Räuber kann sich der Gunst seines Königs rühmen, wie ich hier einen Beweis derselben trage" — er wies auf seine goldene Kette. — „Du warst ja dabei, Herr von Ryzmburg, als mich Seine kaiserliche Majestät an Ihrem Krönungstage zum deutschen Kaiser in Bonn eigenhändig damit zu schmücken geruhte, zum Lohne für den Tag bei Cressy, wo die böhmische Kraft die Unsterblichkeit sich erworben. Und solche Huld, wahrlich! ich hab' sie mir nicht durch Gelage erworben, oder daß ich mich hinter Bücher vergrub oder gar, — Gott besser's! — unter Krämerballen. — — Aber solche Unterhaltung paßt nicht zu dem heutigen Freudenfeste; darum Ihr Herren Brüder, los! und laßt Euch meine Rüstung nicht schrecken — sie blinkt rein genug, mein' ich."

Die Musik erschallte, doch Niemand tanzte. Jan von Smojna beachtete es Anfangs nicht, da er selbst in Gedanken versunken dastand und nur zuweilen einen Blitz aus seinem Feuerauge auf Hynek von Pottenstein schoß und dann dasselbe auf dessen Braut, der anmuthigen Jadwiga, ruhen ließ mit einer Sehnsucht, einer Leidenschaft, als wollte seine Seele sich in die ihre tauchen, und ein unnennbarer Schmerz prägte sich dabei auf seinem Gesichte aus.

Die Mitternachtsstunde war schon vorüber.

„Mein Wunsch wurde mir vereitelt," sagte indessen zu sich der Schloßkaplan, dessen unauslöschlich gutes Herz nicht fassen konnte, welch' besonderes Vergnügen darin läge, Anderen ihre Freude zu verderben. „Doch, richtet nicht und ihr werdet nicht gerichtet werden!" setzte er in seiner überquellenden Seelengüte hinzu; „er hat ja selbst zur Fröhlichkeit aufgemuntert, und daß sich Alle vor ihm scheuen, das hat seinen traurigen Grund in der Sünde des menschlichen Hochmuths; Jeder hält sich für besser als seinen verirrten Bruder. — Herr Alesch!" sagte er, auf diesen zutretend, „wolltet Ihr nicht mit ihm ein Gespräch anknüpfen? Ich müßte es sonst selbst thun. Er ist ja nicht der böse Feind, baar aller edleren Empfindungen!"

Herr Alesch senkte das Kinn auf die Brust, streichelte seinen Bart und war eben im Begriffe, seinen ungeladenen Gast anzureden, als dieser sein gesenktes Haupt erhob und frei um sich blickend, mit klangvoller Stimme begann: „Wie ich bemerke, scheint meine Gegenwart einen verehrten Adel in seiner Lust zu hindern? Ha! fast sollte man meinen, es säße hier Krämervolk beisammen. Zum T.....! Ein herrlicher böhmischer Adel!" warf er mit Verachtung hin.

Diese Schmähworte veranlaßten eine allgemeine Bewegung und Hynek von Pottenstein, nicht mehr im Stande, noch länger ein unthätiger Zeuge solcher Schmach zu sein, riß sich aus den Armen seiner Braut und sprang vor Jan von Smojna hin. „Du irrst, wenn Du den Adel Böhmens gesunken wähnst. So lang er böhmisch bleibt, so lange sinkt er nimmer! Du aber begegnest verrätherisch den Wehrlosen; aber sei deß gewiß, daß wir die anwesenden Frauen dennoch, und sei's mit bloßer Faust, zu schützen wissen werden!"

„So recht! so ist's gut, Herr Hynek!" scholl's von allen Seiten und Alle drängten sich näher heran.

Jan von Smojna zog die dichten Brauen finster zusammen und von neuem erglühten unter denselben die Augen im unheimlichen Feuer; doch, als hätte ihn plötzlich ein anderer Gedanke erfaßt, brach er in schallendes Gelächter aus. Alles erstarrte im tiefen Schweigen.

Hynek von Pottenstein, der dieses Lachen als Hohn deutete, rief mit Leidenschaftlichkeit: „Er schmäht die Ritterehre! Folge mir auf den Vorhof, oder ich stürze auf Dich!" —

„Jan von Smojna schlichtet nicht seine Händel mit Leuten, die das heilige Recht der Gesandtschaft mit Füßen treten, wie Du es thatst, Du Pottensteiner!" erwiederte dieser kalt.

Hynek erblaßte und schlug die Augen zu Boden.

„Euch, Herr von Borohrádek!" begann Jan von Smojna wieder, „und Euch, Herren Brüder! die Ihr mich, trotz Euerer Leutseligkeit, so schlecht empfangen habt, hätte ich Euch auf mein Schloß Zampach entboten, — bei Gott! ich hätte Euch besser bewirthet als ich es hier mit meinem Gefolge von Euch erfahre. Nun freilich, Alles ist dem leidigen Umsturz unterworfen, sogar die gerühmte böhmische Gastfreundschaft! Ich möchte Euch gern zu Gaste laden; aber es ist Euch bei meiner bloßen Gegenwart schon ganz eng um's Herz; wie würde Euch erst auf Zampach werden! D'rum stehe ich ab von solcher Bitte und ersuche blos den Herrn von Pottenstein, mich zu begleiten."

Ein Schmerzensschrei entrang sich Jadwiga's Brust, sie drängte sich hin zu ihrem Gatten und wäre ohnmächtig zu Boden gesunken, hätte sie nicht der Kaplan in seinen Armen aufgefangen.

„Mein Kind!" rief Herr Alesch aus.

Selbst Jan Pancér stand erschüttert da, verlor jedoch nichtsdestoweniger den Pottensteiner aus dem Auge, der seiner ohnmächtigen Braut zu Hilfe eilen wollte. Jan von Smojna erfaßte ihn bei der Hand. „Besser für Dich und für sie, wenn sie Dich nie mehr erblickt!" sprach er voll tiefen Ernstes zu ihm und zog ihn nach sich zur Thüre; fast bewußtlos folgte ihm dieser.

Die ganze Gesellschaft, nur mit Jadwiga beschäftigt, bemerkte nicht, was eben vorging, denn dies Alles war fast das Werk eines Augenblickes. Jetzt tönte plötzlich ein starkes Geräusch durch den Saal, Aller Augen forschten nach dem ungebetenen Ritter und zweifelsohne würde sich die ganze Versammlung, obschon unbewaffnet, auf ihn gestürzt haben — doch er war mit dem Bräutigam und seinen Lea-

Digitized by Google

ten, die unbeweglich in der Thüre geſtanden, bereits verſchwunden.

Eine wahre Grabesſtille folgte, Alle blieben wie verſteinert und blickten ſich voll Schrecken an. Vom Hofe herauf erſcholl der dröhnende Hufſchlag enteilender Roſſe.

Einige Tage waren verfloſſen. Im Vorhof ſeiner Burg Zampach erging ſich Herr von Smojna, hier und dort ein prüfendes Auge auf die Arbeit werfend und ſeinem Geſinde verſchiedene Aufträge ertheilend. Die Burg war ſtets in beſter Ordnung und Alles vollkommen gerüſtet, um in jedem Augenblicke einem etwaigen Sturm oder Ueberfall zu begegnen. Jetzt aber wurden noch größere Zurüſtungen vorgenommen, da die bisherigen dem Burgherrn nicht genügend ſchienen. Von Zeit zu Zeit trat er auf den ſüdlich gelegenen Wall und ſpähte ſorgfältig in die Gegend, als ob er von dorther etwas Wichtiges zu erwarten hätte. Da erſcholl das Horn des Thurmwarts, das mit ſeinem gedehnten Klange die Ankunft von Fremden meldete. Der Herr von Smojna eilte ſogleich hinab zum Thore und bald darauf jagte ein Ritter mittlerer Statur, aber unterſetzten, kräftigen Gliederbaues, in Begleitung einiger Reiter in die Burg, ſprang gewandt vom Roſſe und reichte dem Zampacher den Handſchlag.

„Da haſt Du mich, Herr Bruder, wie ich leib' und lebe!" rief er aus. „Ich bin ſo hurtig herbeigeeilt, daß mein Volk erſt morgen ſich hinter mir einſtellen kann. Ein kleines Geſchäft auf der Straße wird's noch aufhalten," fügte er mit rohem Gelächter bei, „hoffe jedoch, daß es zur rechten Zeit eintreffen wird."

„Das wol allerdings," erwiederte Jan von Smojna und ein heimlicher Unwille verdüſterte ſeine Stirne; „aber Herr Oldřich, ich hätte es lieber geſehen, wenn Du jede Nebenbeſchäftigung bei Seite gelaſſen hätteſt."

Die letzten Worte ſchienen jedoch der Aufmerkſamkeit des Ritters, die er auf die Beſichtigung der Zurüſtungen verwandte, entgangen zu ſein. „Sie ſollen nur kommen!" murmelte er, zufrieden mit dem Kopfe nickend; „da werden ſie ganz teufelsmäßig begrüßt. Doch höre, Jan!" wandte er ſich plötzlich gegen den Herrn von Smojna; „Du haſt doch nicht im Sinne, Dich hier in die Burg einzuſperren und zu warten, bis ſie Dir auf den Leib rücken? Das wäre das erſte Mal, daß Paneř auf den Feind wartet, und ein ewiger Schandfleck für ihn! Ich meines Theils trage gar kein Gelüſte, mich auf Zampach wie ein Maulwurf zu vergraben. Dort draußen ſchlägt ſich's beſſer und da kann man ſich auch freier dehnen, wenn man Einem mit der Fauſt auf die Naſe klopfen will."

Jan von Smojna faßte Herrn Oldřich bei der Hand und zog ihn hinter ſich in die Burg, ohne ein Wort zu ſprechen. — — Hier lehnte er ſich, als er ſo eben mit ſeinem Berichte, wie er Hynek von Pottenſtein aus dem Kreiſe ſeiner Freunde zu Borohrádek entführt hatte, zu Ende gekommen war, an die Wand, kreuzte ſeine Arme über die Bruſt und erwartete das Urtheil ſeines Freundes.

„Das war ein köſtliches Stückchen von Dir, Jan!" lachte Oldřich von Brandeis und hob einen mächtigen Pokal, gefüllt mit böhmiſchem Weine, zum Munde empor. „Daß ich nicht dabei war! Das hätte einen Rummel gegeben! — Ho! da hätten die Jüngferchen hüpfen müſſen mit ihren Junggeſellen, und ich voraus mit der Braut."

„Ruhig, Oldřich!" fiel ihm Paneř in's Wort, dem das Volk dieſen in der That verdienten Namen gab, da er ſelbſt jetzt, in ſeiner Häuslichkeit, vollkommen gerüſtet war, als hätte er den hitzigſten Kampf zu gewärtigen; „ruhig, ſag' ich!" wiederholte er mit loderndem Auge. „Es wäre jeder übel weggekommen, der ihr unanſtändig begegnet hätte! Jetzt weißt Du's und darum ſchweige davon!"

Oldřich ſah ſeinen Freund erſtaunt an. „Zum T.....! Herr Bruder, was iſt Dir unter die Naſe gefahren? Du liebſt ſie doch nicht gar?!"

„Und wenn dem ſo wäre," entgegnete Jan von Smojna; „was Wunders findeſt Du darin? Die Bruſt mag immerhin der harte Stahl umſchließen, innen ſchlägt doch ein empfängliches Herz, dem auch ſeine Stunde kam, wo es Liebe fühlte. Doch hier, Oldřich, hier kam ich zu ſpät, was mir nie widerfuhr, wenn ich in die Schlacht eilte!"

„Und warum zu ſpät?" verſetzte der Brandeiſer. „Haſt Du denn nicht den Pottenſteiner in Deiner Gewalt? Der hat ſchon längſt den Tod verdient!"

„Und dann?" fragte Jan von Smojna, der in Gedanken verſunken daſtand und ſich ſeiner Frage nicht einmal bewußt ſchien.

Oldřich brach in ein lautes Gelächter aus. „Du gebährdeſt Dich ja wie eine Zierpuppe. Jan! Dann iſt Jungfrau Jadwiga — — Tauſend Donner! das hat ſie ja nur Dir allein zu verdanken, daß ſie bis jetzt noch Jungfrau geblieben," lachte er noch lauter; „und ſchon darum wär's nicht mehr als billig, wenn ſie Dir dieſen Dienſt mit ihrer Hand lohnte!"

Wie aus einem tiefen Traume erwachend irrte Jan von Smojna's Auge im Gemache umher, dann blieb es durchdringend auf dem Brandeiſer haften und bitteres Lächelnd ſpielte um die Lippen des Mannes. „Ich wähnte bisher, Herr von Brandeis —" ſagte er mit ernſtem Tone; „doch es war nur ein Wahn! Laſſen wir das alſo! Kein Wort über dieſe Sache mehr!"

Oldřich fuhr auf und ballte die Fauſt, ſprach aber kein Wort und blickte nur trotzig vor ſich hin; denn ſchon ſeit lange erkannte er die geiſtige Herrſchaft des Herrn von Zampach an.

Jan maß mit großen Schritten das Gemach auf und nieder, um das Gewitter zu erſticken, das in ſeinem Buſen tobte. „Wir rüſten uns noch heute", ſagte er plötzlich, indem er vor Oldřich ſtehen blieb. „Auf Deine Leute werden wir nicht länger warten."

Oldřich warf den Kopf zurück, ſtreckte die Bruſt her-

Digitized by Google

aus und ſtrich ſich den Bart; noch hatte er ſeinen Aerger nicht bekämpft.

„Es möchte ja ſonſt ſcheinen," fuhr Jan von Smojna fort und durchmaß ſtürmiſchen Schrittes das Gemach; „als ob ich ſie fürchtete, daß ich mich hinter meiner Burgmauer verkriche, wie ſich ein gehetzter Hirſch vor einem Rudel Hunde im Dickicht birgt."

Oldřich's Mienen begannen ſich aufzuheitern.

„Und das iſt ein Adel! das ſind Brüder!" erhitzte ſich Jan in ſteigendem Grolle. „Was hab' ich ihnen angethan, daß es ihnen vor mir ekelt wie vor einem ſchäbigen Hund; daß ſie mich wie einen Lotterbuben verfolgen? Darum vielleicht, weil ich es nicht geduldet, daß ſie das Volk behandeln, wie man es d'raußen in Deutſchland thut? Heiliger Johann Baptiſta! Was waren da für herrliche große Zeiten, als der König unter den Adeligen noch Vorſitz hielt, und ſo auch der Adel unter dem Volke. Jeder war König und Herr auf ſeinem Boden; und was damals die böhmiſche Nation mit ihrem Könige vollbrachte, das wird im Andenken des Volkes nie verlöſchen, das wird unvergänglich bleiben. Ach! die Zeiten kehren nimmer wieder; denn der Adel entſchlug ſich ja aller ſeiner Rechte und unterwarf ſich völlig der Krone. Das iſt eine Schmach für ihn und ſein Verderben!"

„Führt Dich Deine Hitze nicht zu weit?" warf der Brandeiſer hin.

„Nein! und aber nein!" erwiederte Jan von Smojna leidenſchaftlich. „Jetzt wo der Burgherr zugleich der Richter ſeiner Unterthanen iſt, ſind dieſelben willenloſe Sklaven; die Adels- und Gemeindegerichte, berühmt von Alters her, hat man ihres Anſehens beraubt und dadurch die feſteſten Säulen der Nation untergraben, weil jetzt die Gerechtigkeit in den Händen der ſelbſtſüchtigen, reichen Barone ſich befindet. Aber ich rufe Gott zu meinem Zeugen auf!" — dabei erhob er die Hand und ſtreckte ſich empor, daß ſeine Rieſengeſtalt bis zum Plafond emporzuwachſen ſchien — „ſo wie ich dieſem Treiben bisher mich widerſetzte, ſo will ich nicht aufhören und ſollte ich in dieſem meinem Trotz verderben!"

„Ich rufe Amen, Bruder Jan!" ſagte Oldřich. „Wie bisher will ich Dir immer zur Seite ſtehen, und das nur darum, weil ich's nicht dulden will, daß ein jeder ausgehungerte Federfuchſer, der aus der Fremde hieher berufen wird, befehlen ſollte; ohne zu erwähnen, daß mir eine beſtändige Ruhe ohne Kampf und Händel herzlich langweilig würde."

„Die Urſachen Deines Handelns ſind freilich ungleich anders als die meinen, lieber Oldřich!" verſetzte Jan von Smojna voll Ernſt, als er zum Tiſche trat; „doch ſie führen zu Einem Ziele. Da die Hand darauf, daß wir uns nie trennen, was auch für ein Geſchick uns treffen möge!"

Sie drückten ſich die Hände.

„Wie denn alſo, Jan," fragte Oldřich; „ziehen wir noch heute aus?"

„Ja," erwiederte dieſer. „Sie ſammeln ſich auf Pottenſtein und meinen, mich werde ihre Menge ſchrecken. Ich weiß, daß ſie ſchon jubeln über ihren gewiſſen Sieg, den Sieg über den Straßenräuber, den Unruhſtifter, wie ſie mich nennen; weil ich nicht zugebe, daß ſie ſich den unparteiiſchen Župen (alten Gerichten) entziehen. Da bin ich ihnen freilich ein läſtiger Nachbar und ſie möchten mich gern in den Staub treten, die Lotterbuben; doch nur Geduld, bis zum Morgen lehre ich ſie das Miſerere ſingen!"

Der Brandeiſer ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch, daß der Wein aus den Bechern ſpritzte.

„Was haſt Du?" fragte Herr von Smojna.

„Ich ärgere mich," grollte dieſer; „und der T..... ſollte ſich auch nicht ärgern! Da ſeh' ich endlich einmal einen ſo prächtigen Tanz voraus, wie ich einen ſolchen ſchon geraume Zeit nicht zu ſchmecken kriegte; und meine Burſchen werden doch auch wieder einmal luſtig ſein wollen — aber ich ſchickte ſie gegen Landskrk: daß ſie einigen venetianiſchen Kaufleuten auflauerten, die ohne gemachte Anzeige und ohne gegebene Steuer durch meine Frei-, nicht Lehngüter der Krone, mit ihren Waaren ziehen werden. Morgen können ſie freilich da ſein; doch da iſt die Beluſtigung beim T.....!"

„Wenn Du dabei biſt," verſetzte der Smojner; „dann weiß ich, daß Du Dich für zehn Andere im Tanze umdrehen wirſt. Und wenn unſer auch wenige ſind, ſo ſind's doch Leute, die das Kriegshandwerk vollkommen ausgelernt haben. Aber die dort? — Untergangen iſt ihre Kraft und Männlichkeit bei Wein und Würfelſpiel, auch eine liebe Gewohnheit, die man von draußen hereingeſchleppt hat. Wenn wir unſere Roſſe nur ein wenig ſtacheln, ſo überrumpeln wir ſie noch beim Bankette. Der Pottenſteiner Burgherr macht gewaltige Zubereitungen; und darin kennſt Du ja unſer Herrenweſen: lieber ein bischen ſpäter in den Kampf als zur Tafel. Bei Gott! bei meiner Ehre! 's war doch anders unter dem ſeligen König Johann, dem Blinden!"

„Du beredeſt ja jeden ihrer Schritte," ſagte Oldřich verwundert, „als möchten ſie Dir von jedem ihrer Gedanken Rechenſchaft geben. Ich habe gewiß tüchtige Spürhunde, aber in ſolche Kleinigkeiten iſt meine Naſe doch noch nicht gedrungen!"

„Das Volk fühlt, daß, wenn Jan Smojna auf Zampach nicht lebte, der Adel ringsumher ſchon längſt das Recht über dasſelbe an ſich geriſſen hätte; — darum erhalte ich auch ſogleich Kunde davon, wie er ſich nur rührt. Du kannſt mir glauben: wenn ich das wäre, wofür mich meine Nachbaren ausſchreien, ich wäre ſchon längſt Herr des Bezirkes auf viele Meilen im Umkreiſe."

„Greif' zu, Jan!" rief Oldřich gierig aus. „Warum greifſt Du denn da nicht zu? Ich, bei Gott! ich möcht' auch nicht ein Weilchen mich bedenken, ſondern mit beiden Händen zugreifen."

„Dann wäre ich in der That das," verſetzte der Smojner unwillig, „für was ſie mich ausſchreien und bei meinem Kaiſer und Könige ausgeben — ein Räuber! Doch, davon bin ich überzeugt, daß mein Kaiſer und König Karl IV.

Digitized by Google

beſſer den Mann kennt, der ihm das Leben gerettet und deſſen höchſteigene Hand ihn mit der goldenen Kette ſchmückte. Ich übe nur mein Recht und will nicht zugeben, daß mir oder einem Andern von irgend Jemanden ein Unbill widerfahre, wenn ich's hindern kann. Und deshalb bin ich ein Feind aller derer, die gerne ein kleines Unbill dulden, damit ſie ein großes Andern zufügen können. Ein ſolcher war der Kunwalder, der Prokeſch, den ich für ſeinen Verrath abgeſtraft. Gleich ſtreuten ſie aus: ich fange die Leute ein, um ein Löſegeld von ihnen zu erpreſſen, und gingen mir nun aus dem Wege, wie ich ihnen früher aus dem Wege ging. Immerhin! hab' ſo nie um ihre Geſellſchaft gebuhlt. Aber in der ganzen Umgegend ſandte ich meine Boten aus und ließ verkünden: man möge ſich hüten, vom altböhmiſchen Rechte abzufallen und andere Gerichte, außer den Zupen, anzuerkennen. Einige fertigten meine Boten mit Schimpf und Schande ab; — nun, ſie mußten's bereuen, ich habe ihnen gezeigt, daß ich nicht umſonſt den Beinamen Pancéř trage. Da zieht Hynek von Pottenſtein auf ſeine Burg, die ſchon lange ein Kronlehen iſt — dieſe Bedingung allein brachte ihm die väterlichen, wegen Räuberei eingezogenen Güter wieder zurück — maßt ſich gleich die Gerichtsgewalt über ſeine Unterthanen an und feſſelt ſie an die Scholle. Konnte ich da ruhig zuſehen? Was wird der Burſche noch weiter anſtellen, der ſchon ſo tief geſunken, daß es Einem nicht beifiele, ihn für den Sohn des Niklas Pottenſtein zu halten, den ſie auch einen Raubritter hießen — nun, wir kennen das; uns nennen ſie ja auch ſo!"

Jan von Smojna ſchritt ſtürmiſch durch das Gemach, daß der Eſtrich unter der Laſt ſeines Trittes dröhnte. Der Gedanke an Hynek von Pottenſtein brachte ihn von neuem in Wallung; Oldřich von Brandeis rieb ſich voll Freude die Hände, als er bemerkte, wie ſich Jan's Zorn von Minute zu Minute ſteigerte.

„Iſt das ein Sohn?" rief dieſer voll Wuth, indem er wieder beim Tiſche ſtehen blieb und zum erſten Mal aus dem Becher trank. „Schon beim bloßen Gedanken ſteigt mir mächtig die Galle. Er wirft Dir einen meiner Unterthanen, der vor zwei Jahren von Pottenſtein nach Zampach herüberzog, in den Kerker unter dem Vorwand: ſeit Pottenſtein ein Lehen der Krone, ſtehe keinem Unterthan das Recht zu, nach Belieben zu überſiedeln. Ich citire ihn vor die Zupe in Königgrätz; der Bube aber erfrecht ſich zu ſagen, daß er Vaſall der Krone und ſelbſt Richter über ſeine Unterthanen ſei und daß er darum auf den Ausſpruch der Zupe huſte! Da hab' ich gleich erkannt, daß er nicht der Sohn des Niklas ſei, ſondern irgend eines Pergamentbeſchmierers dort in Prag, die, wenn mir recht iſt, aus dem römiſchen oder heidniſchen Rechte uns Beweiſe herleiten. Unter den eifrigen Chriſten, wie die Böhmen immer waren, iſt ſolches bisher unerhört geweſen. Sie beweiſen uns unſer Unrecht, daß wir an unſern altherkömmlichen Sitten und Privilegien halten — Gott verdamme ſie Alle! — Aber ich habe noch immer ſeinen Vater in ihm geachtet, habe ihm nach der Botſchaft noch eine Ermahnung zugeſandt: daß er thäte, was Recht iſt und nicht vergäße, daß wir in Königgrätz noch eine Zupe und unſer altgefeiertes Recht hätten, ſonſt würde ich ihm ſein Unrecht auf eine andere Weiſe klar machen. Was thut der Bube, das Teufelsſöhnchen? Er ergreift meinen Boten als Genoſſen eines Räubers! Donner des Himmels! Oldřich, da habe ich zu Gott gefleht, er möchte den Buben in meine Hand liefern. Und er war einigemale in meiner Gewalt, als er mit Jadwiga von Borohrádek luſtwandelte. — Ach, dieſe herrliche Jungfrau!" rief er wie in Verzückung, durchſtrömt von den Gefühlen echter Liebe, und ſeine Stimme klang ſo weich, ſo einſchmeichelnd ſüß, daß es wunderbar erſchien, wie dieſer Eiſenbruſt ein ſolcher Ton entklingen konnte.

In Gedanken verſenkt verſtummte er ein Weilchen, fuhr mit der Hand über ſein Geſicht und ſchmerzensvolle Seufzer entrangen ſich ſeiner mächtig arbeitenden Bruſt. „Ich Glücklicher!" ſagte er mehr für ſich; „ich vergaß meinen üblen Ruf und wähnte — doch das Alles iſt längſt dahin! auf immer begraben ſind die lieblichen Träume, die mich in den Augenblicken ſeliger Hoffnung umgaukelten!" Ein bitteres Lächeln ſpielte um ſeine Lippen und nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Genug, daß ich ihn nicht ergriff, da ich ihn ſo oft in meiner Gewalt hatte; ich wartete, bis ihn meine gerechte Rache am härteſten treffen ſollte. Es geſchah — denn nie noch hab' ich meinen Schwur gebrochen. An ſeinem Hochzeitstage habe ich ihn hinweggeriſſen aus der Mitte des Adels, aus den Armen ſeiner Braut."

„Und was willſt Du mit ihm beginnen?" fiel Oldřich neugierig in die Rede.

„Darüber will ich morgen um dieſe Stunde entſchieden haben," antwortete Jan von Smojna nach kurzem Bedenken.

„Er hat den Tod verdient!" ſagte der Brandeiſer.

„Ich weiß es," erwiederte der Smojner kalt; „und er entgeht ihm auch nicht, wenn das Urtheil der Zupe dahin lauten wird."

„Ich ſtaune über Dich, Jan!" ſprach der Brandeiſer. „Glaub' mir's oder nicht: ich hätte nicht ſo lange gewartet, ſondern gleich in Borohrádek ihm den Schädel eingeſchlagen."

„Dann hätte mein Kaiſer und König auch meinen Feinden glauben müſſen, daß ich ein Räuber ſei, wenn ich mir nach meinem Gutdünken ſelbſt Recht verſchaffte."

Der Brandeiſer brach in lautes Lachen aus. „Nichts für ungut, Jan!" begann er, mit Gewalt ſein Lachen unterdrückend; „aber denk' an meine Worte: Jedesmal wird von dem Gift, das Deine Feinde dem Kaiſer Karl in's Ohr ziſcheln, etwas in ſein Herz ſich ſchleichen, bis er endlich ſelbſt glauben muß, Du ſeiſt wirklich ein Räuber und Hochverräther. Stütze Dich nicht länger auf ſeine Dankbarkeit gegen Dich, weil Du ihm einſt das Leben gerettet; er grollt Dir ohnedies ſchon, da Du Dich ſo hartnäckig ſeinem liebſten Plane, das ganze Land lehenspflichtig zu machen,

Digitized by Google

widerſetzt. Wozu ſoll auch Dein unzeitiger übertriebener Langmuth gegen Deine Feinde? Mein Grundſatz iſt: Hau d'rein! Beim T.....! ſie verdienen's nicht beſſer; und je mehr ich ihrer jetzt niederſchlage, je weniger werden mir dann entgegenſtehen. Darum geb' ich Dir mein Wort, daß ich beim morgigen Tanze keinen ſchonen will, den ich erreichen kann. Doch jetzt zu Roſſe, Jan! — Hurrah, in's weite Feld!"

Jan von Smojna, der über die Worte ſeines Genoſſen in Nachdenken verfiel, lächelte in Betrachtung ſeines Beginnens, da er deſſen Ungeduld, wenn es galt, in die Schlacht zu ziehen, von jeher kannte. Er verſäumte ja ſelbſt keine Gelegenheit zum Kampfe, aber er war kälter und tauchte ſich mit Ueberlegung in die wilde Luſt des Kriegeslärms. „Es iſt ſchon nicht anders, Oldřich!" ſagte er lächelnd; „Du mußt bis Mitternacht warten."

Mitternacht verſtrich. Der Mond trat aus dem dichten Wolkenſchleier in den Azur hervor; leicht erzitterten die Fichtenwälder, brauſten die Eichen und Linden wie unter der Laſt der auf ſie herabquellenden, bleichen Mondesſtrahlen; ein ſtarker Thau begann zur Erde herab zu rieſeln, und das falbe Mondlicht, das in demſelben ſich ſpiegelte, ſchuf fantaſtiſche Gebilde, daß es ſchien, als gaukelten die Schatten Verſtorbener im Reigentanze auf der Aue oder wiegten ſich in den glänzenden Farben an den Kronen der Bäume.

Burg Zampach glich in der Ferne einer auf dem Berge gelagerten Nebelſchichte, ſo ſehr war ſie verhüllt und auch nicht ein Licht ſchimmerte in ihren Fenſtern. Doch am Hofe ſtanden fünfzig Reiter in ſchwarzer Rüſtung mit rothem Gürtel, und hundert Mann zu Fuß mit eben denſelben Feldzeichen, in ihrer Mitte auf ſeinem gewaltigen Rappen Jan von Smojna, der Herr auf Zampach, neben ihm Oldřich von Brandeis. Alle ſtanden geſenkten Hauptes da und lauſchten voll Spannung den Worten ihres Führers.

„Ihr habt Euch ſchon lange nicht erluſtigt," ſprach er, „und ſeid noch nie in ein ehrlicheres Gefecht gezogen, als das iſt, zu dem ich Euch heute führen werde; denn ich erwarte, daß ſie ſich wehren werden, weil's ihrer viele ſind. Bis jetzt ſpazierten wir eigentlich nur bei unſeren Ausfällen, es war keine Kraft nöthig, weil ſich keine Wehre entgegenſtellte. Heute, Kinder! heute zeigt einmal, wie im Kampfe das Balgen die Kraft ſteigert; Euch vertraue ich den Kriegsruhm meines Namens, ſo wie auch ich mich mühen will, daß Euer Ruf keinen Schaden leide!"

Die Köpfe der Krieger hoben ſich empor, raſſelnd flogen die Schwerter aus der Scheide und über den Hof hallte ein Hurrahgeſchrei, jedoch mit ſo gedämpfter Stimme, daß es kaum über die Burgmauern hinaus ſchallte. — Der Führer ſtrich ſich den Bart, ſeine Augen glühten, daß ſie in dem Schatten des Thurmes, in dem er ſtand, wie Johanniswürmchen funkelten; der Brandeiſer bearbeitete ungeduldig mit den Knieen ſein Roß, daß es in wildem Sprunge ausſchlug und einen weniger gewandten Reiter ſicher abgeworfen hätte.

„Recht ſo, meine Kinder!" rief jetzt der Führer. „Der Mann ſoll ſich auf den Kampf freuen, wie das Mädchen auf den Tanz; das iſt die rechte Art. Am Wege aber reitet ſtill; — hat die Nacht auch nicht Augen, ſo hat ſie doch Ohren, — damit kein Geräuſch unſeren Feinden unſeren Anzug verrathe. Es bleibt Zeit genug, in voller Luſt zu jauchzen, wenn wir ſie unter den Klingen haben werden." —

„Oldřich!" wandte er ſich zu ſeinem Genoſſen; „ſchlage mit dem Fußvolk den kürzeren Weg über die Berge ein, ich gehe mit der Reiterei durch's Thal; vor Pottenſtein waten wir zuſammen durch den Adlerfluß und dann los auf ſie!"

Auf ſein gegebenes Zeichen öffnete ſich das Burgthor, die Zugbrücke raſſelte mählich herab und Jan von Smojna in ſeiner ſchweren Rüſtung trabte auf ſeinem rüſtigen Rappen mit ſeiner Reiterei aus der Burg; ihm folgte Oldřich mit dem Fußvolke. Auf der Burg blieben nur ſo viel Leute zurück, als die unumgängliche Nothwendigkeit erforderte, die Wälle mit Wachen zu beſetzen.

Rings um Pottenſtein lagerte das Volk des benachbarten Adels. Am Vermälungstage Jadwiga's mit Hynek von Pottenſtein rief, nachdem Paneř auf Borohrádek in ihre Mitte trat wie ein Weih unter zahmes Geflügel und den Bräutigam vor Aller Augen, ja aus ihrer Mitte entführt hatte; rief, ſagen wir, als ſich die Gemüther ein wenig beruhigten, der Brautführer Herr von Ryzmburk: „Er höhnte uns in's Geſicht, wie ehrloſe Buben! Wer von Euch läßt dieſe Schmach auf ſich haften?"

„Niemand! niemand!" donnerten die Herren. „Doch Niemand vermag ihm Stand zu halten, er iſt zu ſtark; ſo vereinen wir uns denn, Herren Brüder! Kein Stein ſoll auf Zampach auf dem anderen bleiben; ja den Felſen ſelbſt wollen wir dem Thale gleich machen!" verſchworen ſich die hitzigeren aus ihnen.

Nach dieſem Beſchluſſe ſchieden die Gäſte von Borohrádek, Pottenſtein wurde zum allgemeinen Verſammlungsorte gewählt. Am anderen Tag ſchon wußte der auf Smojna um ihr Vorhaben.

Ueberall begann man ſich zu rüſten, ſelbſt Herr Aleſch von Borohrádek wollte nicht zurückbleiben; er war wie umgewandelt, ſprach von nichts als von Kämpfen und erzählte ſeinem Kaplane von den Schlachten des Königs Johann, an denen er ſich ſehr eifrig betheiligt hatte, und tröſtete dabei ſeine Tochter mit dem baldigen Untergange des Smojner's und der Befreiung ihres Gatten.

Der Kaplan ſchüttelte nachdenklich den Kopf. „Am Ende, Herr Ritter, zieht Ihr doch nicht auch in den Kampf?" fragte er einigemal des Tages.

„Und warum ſollte ich nicht?" erwiederte Herr Aleſch verdrießlich; „ich werde doch nicht hinter'm Ofen hocken, wenn ſich Alles rührt?"

„Bedenkt Euer Alter!" erinnerte der Prieſter.

Digitized by Google

„Was Alter!“ ereiferte ſich Herr Aleſch; „das Herz iſt noch jung. Ja, Vater Severin! mir iſt's jetzt, als wäre ich um wenigſtens zwanzig Jahre verjüngt. Ihr ſollt ſehen, daß der alte Aleſch nicht der Letzte iſt; ich gehe ja in den Kampf für meinen Schwiegerſohn, den Mann meiner Tochter! — Na, Mädchen!“ wandte er ſich an Jadwiga, „weine nicht mehr, übermorgen ziehen wir aus, und Du ſollſt ſehen, daß Du bald Deinen Mann haſt.“

Sie zogen aus. Der Kaplan ſchüttelte aber beſtändig nachdenklich den Kopf. Er ertheilte Herrn Aleſch und dem Geſinde den Segen des heil. Kreuzes, beſprengte Alle mit Weihwaſſer, und Herr Aleſch küßte noch die heil. Reliquien, die in ſeiner Capelle aufbewahrt waren.

„Ich weiß nicht! ich weiß nicht!“ ſagte der Kaplan, als er den Abziehenden nachblickte. Er kehrte zurück, um Jadwiga zu tröſten, die in größter Furcht und Angſt ſchwebte, auch noch ihren Vater zu verlieren, ſie, die den Gatten am Hochzeitstage ſchon verloren hatte. Der ehrwürdige Prieſter tröſtete ſie mit der Ausſicht auf den glücklichen Erfolg des Streites, obgleich er ſich ſelbſt keine großen Hoffnungen machte.

Gemäß der Verabredung ſtießen die Ritter auf Pottenſtein zuſammen und bildeten mit ihrem bewehrten Volke eine beträchtliche Streitmacht; es wäre kein Wunder geweſen, wenn ſie einen mächtigen, auswärtigen Feind hätten zurückſchlagen wollen, ſo ſtark war ihr Heer. Und gegen einen einzigen Ritter? Wie groß mußte der kriegeriſche Ruf Jan von Smojna's nicht ſein!

Rings um das Lager, das ſich bis zum Fluſſe hinzog, wurden von der Burg angeſangen Wachen aufgeſtellt. Die Ritter waren in der Burg zu einer wichtigen Berathung verſammelt. Sie waren Zampach ſchon ſo nahe und hörten doch nicht das Geringſte von dem Smojner. „Bei Gott im Himmel!“ ſprachen ſie untereinander; „er ahnt nichts, wir überfallen ihn unvorbereitet. Friſch daran, und morgen ſchon wollen wir mit ihm in ein ſchreckliches Gericht gehen!“

Und zur Bekräftigung ihres Schwures tranken ſie ſich zu und leerten viele Becher auf die Geſundheit des Burgherrn, des gefangenen Hynek von Pottenſtein. Zu jener Zeit, und zwar ſeit Johann von Luxemburg, gefiel ſich der böhmiſche Adel, nach dem Muſter der benachbarten Deutſchen, beſonders der Sachſen, in ſchwelgeriſchen Trinkgelagen; ſo zwar, daß keine wie immer geartete Zuſammenkunft zwiſchen ihm ſtattfinden konnte, ohne daß die Becher auf's Wol der Anweſenden wie der Entfernten geleert wurden.

„Wahr iſt's,“ rief Einer, „wir ſind hier zu einem ehrlichen Kampfe zuſammengekommen; aber, Ihr Herren Brüder! wie glaubt Ihr: ziemte es uns nicht als wackeren Edelleuten an Jan von Smojna eine Herausforderung zu ſenden, wie es die Geſetze des Adels und eines gerechten Kampfes erheiſchen, ehe wir auf ihn losſchlagen?“

Prokeſch von Kunwald ſprang in die Mitte vor; ſeine Augen ſprühten Blitze und vor Zorn erglühte er bis an die Ohren. „Ruhig!“ ſchrie er; „kein Wort weiter! Wer mit einem Räuber nach Ritterſitte verfahren will, der hält ſelbſt mit anderen Gedanken, als die uns hier verſammelt, hinter'm Strauch.“

„Halt ein, halt ein, Herr von Kunwald!“ tönte es von allen Seiten; „keine Händel!“

Herr Aleſch erhob ſich jetzt und ehrerbietig verſtummten Alle. „Wir dürfen's dem Herrn von Kunwald nicht übel deuten,“ ſagte er, „daß er ſich bei dieſer Frage ein wenig erhitzte, obgleich ſie ſo wichtig iſt, daß ich ſie beinahe ſelbſt geſtellt hätte. Es iſt ganz begreiflich, daß ſie Herr Prokeſch nicht gerne vernimmt; ſo freundſchaftlich hat Jan von Smojna an ihm nicht gehandelt, wie an vielen Andern der hier Verſammelten.“

„Ihr habt Recht, Herr Aleſch!“ ſtimmte der Kunwalder beſänftigt bei, „er iſt hundsföttiſch mit mir umgegangen. Traun Ihr Herren Brüder, 's iſt keine Kleinigkeit, hört mich an!“

„Hört ihn! hört den Prokeſch! hört den Kunwalder!“ rief's im Kreiſe und Aller Aufmerkſamkeit richtete ſich auf ihn.

Herr Prokeſch ſchritt vor, krümmte ſeinen Bart und begann, nachdem er zuvor einen vollen Becher rothen Weines zur Stärkung eiligſt hinuntergeſtürzt hatte, alſo zu verkünden: „Ueberall findet ſich ein Unterſchied zwiſchen Thieren und zwiſchen Menſchen. Aus einem Haſen wird kein Hirſch, und aus einem Hirſchen kein Löwe, in alle Ewigkeit nicht. Darum Ihr Herren! was nützt uns unſer Adel, was unſere Wappen, wenn ſich heut' oder morgen jeder Strolch am Stuhle neben mir niederlaſſen kann?“

„Wahr, bei Gott wahr!“ ſtimmten ſie ihm von allen Seiten bei; „rede nur weiter, Herr Prokeſch, Du verſtehſt's!“

„Ei was!“ ſagte Herr Prokeſch, indem er, nicht wenig ſtolz über das allgemeine Lob, ſich noch mehr aufrichtete und wenig darum kümmerte, daß des alten Aleſch, ja ſelbſt des Herren von Ryzmburk's Geſichter bei ſeinen Worten ſich verfinſterte. „Ei was! ſo lang Edelmann und Nichtedelmann gleiches Recht hat, wird's nicht anders. Das Recht der Herren und das Recht der Bauern —“

„Iſt Eins!“ rief Herr Aleſch mit Unwillen dazwiſchen. „Und ſchon däucht mir, daß wir uns zu weit von der Sache entfernen. Wir ſind zuſammengekommen, um meinen Schwiegerſohn zu befreien; und der etwas Anderes im Sinne hat, der trete ab, es bleiben unſ'rer noch genug, denn ich will nicht fürchten, daß der böhmiſche Adel plötzlich ſo tief geſunken; —“ dabei blickte er mit flammendem Auge im Kreiſe herum. Der Kunwalder ließ den Kopf hängen, denn er konnte unmöglich Herrn Aleſch widerſprechen, ohne den ganzen Adel zu beleidigen, da der Herr zu Borohrádek in ſehr hohem Anſehen ſtand und überdies als Schwiegervater die Stelle des Hausherrn vertrat, deſſen Verletzung als eine unauslöſchliche Schmach angeſehen worden wäre.

„Es handelt ſich darum,“ nahm Herr von Ryzm-

Digitized by Google

burk das Wort; „ob wir den Smojner herausfordern sollen oder nicht?"

„Durchaus nicht!" schrie der Kunwalder von Neuem. „Hat er mich herausgefordert, als er mich auf meinem Hofe wie ein Straßenräuber überfiel und gefangen nahm? He da, Ihr Herren Brüder! hat er Euch herausgefordert, als er Euch packte? Sprich Herr Slim oder Du, Herr Wilem!"

„Nein, nein!" schrieen auch die ergrimmt, die es nicht betroffen hatte.

„Beim T.....! es war keine Kleinigkeit," fuhr der Kunwalder fort, „drei Monate auf Zampach eingekerkert zu sein, ehe drei Schock prager Groschen zusammenkamen. Und glaubt Ihr, daß der von Smojna das Geld dem Gerichte abgeführt? „Das ist für meine Auslagen," sagte er und kratzte das Geld zusammen. Ja, er soll die Zupe noch ausgelacht haben."

Es geschah nach des Kunwalder's Willen.

„Es gibt keine bessere Gelegenheit, als diese," sagten sie untereinander, „den Paneř unter's Eisen zu kriegen. Er ahnt nichts und unſ'rer sind so Viele. Lustig, Herren Brüder! morgen trinken wir uns auf Zampach zu!"

Herr Alesch begann nun selbst bedenklich das Haupt zu schütteln. „Zum Betrinken werden wir auf Zampach wenig finden," sagte er zum Ryzmburker; „besser wäre es, wir zögen gleich in's Feld, Paneř ist kein gewöhnlicher Räuber!"

Der Ryzmburker zuckte die Achseln. „Was hilft's, Herr Alesch?" entgegnete er; „Du weißt ja, daß sich die Herren vor und nach dem Kriege gerne gütlich thun!"

Sie thaten es auch heute. Es wurde mancherlei gesprochen, zumeist aber von Kriegsabenteuern, die unter Karl's Regierung ganz zu verschwinden schienen. „Schade, ewig Schade um die Zeiten des seligen Johann; das war doch ein Leben!" sprachen sie unter Anderm. „Jetzt gibt's außer Jan Smojna und Oldřich von Brandeis Keinen mehr, der nach Ritterart lebt; daß er, das Schwert an der Hüfte, sich niederlegte und so wieder aufstünde. Doch zum T.....! Wenn sie sich nur damit begnügten, reisende Kaufleute oder Krämer zu überfallen, aber auch ihre adeligen Brüder? und das gegen jede Sitte und jedes Recht des Ritterthums? Nein, nichts da, Herren Brüder! Jan ist ein Räuber und wir ziehen ihm die Haut über die Ohren. Und doch ist er bei alledem ein Teufelskerl, dieser Smojner! Und wie er's pfiffig einfädelt! Unterwirft sich zum Scheine der Zupe und dient indeß seinem Säckel. Schade um ihn, daß es morgen mit ihm zu Ende geht!"

Die Nacht begann dem nahenden Morgen zu weichen. Der Mond ging unter, schon begann er zu erbleichen; ein kühles Morgenlüftchen wehte durch die schlummernde Gegend. Auf Burg Pottenstein waren noch immer alle Fenster erhellt, während das Kriegsvolk, das unter der Burg lagerte, sich durch ein festes Schläfchen zur schweren Arbeit des kommenden Tages stärkte.

Auf dem andern Ufer des Flusses näherte sich von zwei Seiten dem Gestade ein seltsames Geräusch, das sich nicht sehr von Gesäusel des Morgenwindes und dem leisen Brausen der Baumwipfel unterschied; nur zuweilen erdröhnt hier der Boden, klingt dort ein Stein, knistert das Gestrüppe — dann ist wieder Alles still.

Im Osten überzieht sich der Horizont mit einem grauen Streifen; am Eingang in den Hohlweg tauchen schwarze Schatten auf, sie bewegen sich gegen das Flußbett, voran reiten zwei Männer, der eine von riesiger Gestalt, der andere kleiner, voll Ungeduld im Sattel herumwetzend. Der Große wies mit ausgestreckter Rechten auf das Lager und auf Burg Pottenstein, wo die Ritter ihr Bankett noch nicht geendet hatten.

Am jenseitigen Ufer tauchte zugleich eine Gestalt aus dem Nebel, die ihnen zuwinkte, worauf der mit leiser Stimme gegebene Befehl des Großen lautete: „In's Wasser!" Das Fuß- wie das Reitervolk traten vorsichtig in's Flußbett. Wahrlich, so braust der Adlerfluß nie, selbst wenn er austritt; und im Lager Ruhe, auf der Burg zügelloser Jubel.

„Ist Alles in Ordnung, Jetřich?" fragte der riesige Mann, als er am jenseitigen Ufer an's Gestade trat.

„Alles, gnädiger Herr," erwiederte der Mann, der ihnen vom jenseitigen Ufer das Zeichen gegeben hatte. „Wir Unterthanen des Kunwalders sind Euch am nächsten; wollet nur ein Geschrei erheben, damit uns noch Zeit zur Flucht bleibe."

„Gut," versetzte der riesige Ritter; „komm' auf Zampach, wann Du willst, um Deinen Lohn."

Der Mann lief wieder in das Lager zurück und der Ritter von Smojna ordnete seine Leute zum Angriff.

„Oldřich!" sagte er zu seinem Genossen; „stürze Dich straks auf's Lager, indeß ich bis zur Burg reite, damit mir die Bübchen nicht entschlüpfen. Du wirst nicht viel Arbeit haben."

„Ich will hinsehen," antwortete dieser verdrießlich; „habe mich leider vergebens auf eine tüchtige Balgerei gefreut!"

„Noch etwas, Oldřich!" wandte sich Smojna an ihn, indem er das Roß im Sprunge anhielt. „Sollte Dir Alesch von Borohrádek in die Hände fallen, so erschlage ihn nicht — mit deinem Leben steh' mir für ihn!" Er wandte das Roß und jagte mit den Seinen wie der Sturm gegen die Vorderseite.

„Paneř! Paneř!" schrie die Reiterei, die um's Lager flog, und „Paneř! Paneř!" rief das Fußvolk und jagte rasch gegen die Vorderfronte.

„Paneř ist da!" meldeten sich Stimmen im Lager; „Paneř ist da! rette sich, wer kann!"

Und noch war das Fußvolk nicht völlig am Platze, so war schon das ganze Lager in Allarm. Ja, Herr Alesch hatte recht, daß mit dem Trinken kein Sieg errungen werde!

Die Herren strömten aus dem Speisesaal, doch mit Köpfen schwer wie Blei vom übermäßig genossenen Wein;

Digitized by Google

mancher ſtürzte über die Treppen, dieſer verlor wieder zwei bis dreimal auf dem Roſſe das Gleichgewicht, ehe er gerecht in dem Sattel zu ſitzen kam; der Kunwalder kugelte über die Stufen, blieb liegen und — ſchlief ein. Herr Aleſch, der Herr von Ryzmburk und zwei oder drei andere Ritter, die nüchterner geblieben waren, ſtürzten aus dem Thore.

„Haltet das Volk zurück!“ ſchrie Herr Aleſch mit Jugendfeuer, „daß es bei der Burg Widerſtand leiſte, indeß ich den erſten Andrang zurückſchlagen will. Borohrádker! Borohrádker!“ rief er in die fliehenden Haufen.

Dieſe, welche der Burg am nächſten gelegen waren, als ſie die Stimme des geliebten Herrn vernahmen, ſchaarten ſich um ihn.

„Mir nach, Kinder!“ rief der Ritter, als wäre plötzlich ſeine volle ehemalige Kraft zurückgekehrt, die er in den Kämpfen Johann's auf den Feldern Litthauens, in Polen, Oeſterreich und den benachbarten Landen eingebüßt hatte. Er wagte ſich mit ſeinem Haufen voran, ohne darauf zu achten, daß ihm auf der einen Seite der Smojner, auf der anderen der Brandeiſer Verderben drohe.

Da jagte der Ryzmburker herbei und ergriff deſſen Roß am Zügel. „Zurück, Herr Aleſch! zurück!“ rief er ſchmerzlich, indem er mit dem Schwerte ringsherum wies, wie von ihren Genoſſen keiner zu erblicken war, der ſich zur Wehre ſetzte.

Herr Aleſch wandte mit den Seinen um. „So iſt's!“ ſagte er, das Haupt ſenkend. „Sie haben ihrer Schmach zugetrunken und jetzt wird ihnen der Smojner in's Antlitz ſpeien. O das Zechen! das Zechen!“ klagte er.

„Sag' lieber, der Verrath!“ entgegnete der Ryzmburker; „es iſt unmöglich, daß die Wachen den Smojner nicht bemerkt hätten, als er durch den Fluß watete. Und dieſe Flucht über und über war beabſichtigt.“

Herr Aleſch entgegnete nichts, ſondern jagte troſtlos weiter; doch Niemand verfolgte die Fliehenden.

„Was jetzt?“ fragte der Ryzmburker anhaltend.

Herr Aleſch zuckte empor, als ob er aus einem Traume erwachte. „Meine arme Jadwiga!“ jammerte er.

„Doch was beginnen?“ ſagte der Ryzmburker nachdenkend. „Faſt ohne Kampf ſind wir unterlegen; Potenſtein und ſo viele Edle in ſeiner Hand — das Volk iſt zerſtäubt, daß es ſelbſt nicht das Gerichtshorn unter vier Wochen zuſammenriefe. Unſere Ehre iſt gebrandmarkt, im ganzen Lande werden ſie mit Fingern nach uns weiſen. Unſerer waren ſo viele, und er — nein, ich rube nicht eher, als bis ich wieder vor Zampach erſcheine! Von Burg zu Burg will ich ziehen, um neue Genoſſen zu ſammeln, und ſollte ich durch ganz Böhmen Allarm blaſen! — Warte nur, Jan, warte; ich bleibe Dir nichts ſchuldig!“ drohte er hinter ſich.

Herr Aleſch hatte ihm aufmerkſam zugehört und lächelte verächtlich bei ſeinen Worten. „Dann alſo mit Gott, Herr von Ryzmburk!“ ſagte er. „Ich will mich nicht länger bei meinen adeligen Brüdern bewerben; der Heldengeiſt iſt dahin und ich möchte nur ihre Hilfe ſuchen zu neuer Flucht und neuer Schmach —“

„Und was willſt Du thun?“ fiel ihm Ryzmburk in die Rede.

„Ich bin ſchon alt und ſchwach,“ erwiederte Herr Aleſch, „ſonſt möchte ich mir ſelbſt helfen: ſo aber muß ich mich um fremde Hilfe umſehen, doch nicht beim Adel; den will ich entbieten, bis ich irgend ein Bankett halten werde. Geh' mit Gott, Herr von Ryzmburk!“ — er reichte ihm die Hand — „ich kehre nach Borohrádek zurück, um Jadwiga zu tröſten.“ Sie trennten ſich. Verdrießlich ritt er gegen Norden, ohne an einem der Edelhöfe, an denen er vorbei ritt, anzuhalten, weil in jedem Traurigkeit herrſchte, da der größte Theil des Adels, der ſich auf den furchtbaren Paneč geräſtet hatte, in deſſen Hände gefallen war und die Bewaffneten, in der ganzen Gegend zerſtreut, den traurigen Ausgang einer ſo glänzenden Zurüſtung verbreiteten. In den Edelhöfen herrſchte Schreck und Trauer über den Verluſt eines Gatten oder Sohnes.

Gedankenvoll trabte Herr Aleſch an der Spitze ſeiner Schaar nach Borohrádek zurück; die Trauer, die ſich im erſten Augenblicke der Flucht über ſeine Mienen ausgegoſſen hatte, war nach und nach einem gewiſſen feſten Vertrauen gewichen, und obgleich in Gedanken vertieft, lächelte er doch zuweilen, während der früher gebeugte Nacken ſich wieder emporrichtete. Erſt beim Anblick der Wälle Borohrádek's überkam's ihn wieder ſchmerzlich, denn der bittere Augenblick ſtand bevor, die Niederlage ſelbſt zu verkünden und ſeine Tochter auf eine fernere Befreiung ihres Gatten zu vertröſten. Aber dieſe Nachricht war ſchon früher nach Borohrádek gedrungen; die Flüchtlinge hatten friſchere Füſſe als Herr Aleſch mit ſeinem Geſinde, ja, es wurde hier ausgeſprengt, daß alles Volk niedergemetzelt und die geſammte Ritterſchaft in Paneč's Gefangenſchaft gerathen ſei.

„Ich ſah es ja voraus!“ rief der Kaplan ſchmerzlich.

„Auch mein Vater! mein theurer Vater!“ jammerte Jadwiga händeringend.

Der Kaplan ermannte ſich plötzlich. „Hoffen wir zu Gott, meine Tochter!“ tröſtete er, „es iſt ja kein Menſch ein eingefleiſchter Teufel und ſelbſt Paneč iſt es gewiß nicht. Auf im Namen des Herrn! laßt uns das verſuchen, was der Macht der Bewaffneten nicht gelang!“

Sie beſprachen ſich lange, bis Jadwiga zuletzt in Alles einwilligte; und als Herr Aleſch auf Borohrádek einritt, wurde ihm bekannt gemacht, daß vor einer halben Stunde der Kaplan und Jadwiga nur in Begleitung einer Dienerin und eines Dieners die Burg verlaſſen hätten. Wohin? das wiſſe Niemand.

Herr Aleſch ſchrak zuſammen. „Wunderbar, aber doch“ — kam ihm der Gedanke, „gewiß fürchtete ſie um ihre Sicherheit und ging nach Prag; ſie iſt ja in Begleitung Severin's, der gewiß behutſam genug iſt; was wäre da zu befahren?“ — Dennoch ſchien er zu fürchten; denn ohne erſt ſich oder dem Geſinde Ruhe zu gönnen, ja, ohne erſt

Digitized by Google

vom Roß zu ſteigen, trabte er wieder aus der Burg. „Kommt, Kinder!“ ſagte er beinahe flehend zu ſeiner Dienerſchaft; „ſie ritten erſt vor einer Viertelſtunde fort, wir müſſen ſie ja bald einholen.“

Jauchzend ritt Pancéř's Gefolge auf Zampach ein; einen ſo leichten und ſo glänzenden Sieg hatte noch Niemand errungen. Von dem geſchwärzten, halb verfallenen Thurme Pottenſteins wehte das Banner Jan von Smojna's, und fünfzehn gefangene Edelleute führten ſie nach Zampach, unter denen Prokeſch von Kunwald auf ein Pferd gebunden war, weil er ſeinen Geſundheitsrauſch noch nicht ausgeſchlafen hatte. An der Spitze der Schaar trabten Pancéř ſelbſt und ſein Genoſſe der Brandeiſer. Jan von Smojna blieb jetzt, ſelbſt nach dem Siege, ſo kalt wie zuvor, ja, er befaßte ſich wieder mit ganz anderen Gedanken, daß er grob genug war, ſich nicht um die Reden des beweglichen, heißblütigen Oldřich zu kümmern.

„Wo nur meine Faullenzer bleiben!“ ſagte dieſer verdrießlich. „Noch nie hab' ich ſolchen Jagden beigewohnt; obgleich die ganze Balgerei nicht der Rede werth war, war's doch ein prächtiges Schauſpiel, wenn ich ſchon nicht von der Beute reden will. Tauſend Donner! wenn die Kaufleute durch ihr ſpätes Kommen Schuld daran tragen, lege ich ihnen doppeltes Löſegeld auf. Und Du, Jan, was denkſt Du mit den Gefangenen anzufangen?“

„Das ſollſt Du ſogleich zu ſehen bekommen,“ verſetzte dieſer mit aufgeheiterten Mienen. Sein Entſchluß war ſchon gefaßt und er jagte unter dem Jauchzen ſeines Gefolges und der Burgbeſatzung mit verhängten Zügeln in das Thor.

Am Hofe hielt der ganze Schwarm an. Pancéř befahl den Gefangenen die Feſſeln zu löſen.

„Ich heiße Euch auf Zampach willkommen, Herren Brüder!“ redete er ſie ohne allen Umſchweif an. „Obgleich gezwungen, will ich dennoch nicht fürchten, daß Ihr meine Gaſtfreundſchaft verachten werdet.“

„Was ſoll das? wo denkſt Du hin?“ ſagte der Brandeiſer, indem er ihn verſtohlen in die Seite ſtieß und dabei grimmig auf die Gefangenen blickte, die voll Erſtaunen ihren Sieger anſtarrten.

Doch der Smojner befahl, ohne ſich um Alles dies zu kümmern, den Speiſeſaal herzurichten.

„Durch Ueberfall bekamſt Du uns in Deine Gewalt,“ nahm einer der Gefangenen vortretend das Wort; „doch das berechtigt Dich keineswegs, Spott mit uns zu treiben!“

„Und wer ſagt Dir, daß ich meinen Spott treibe?“ ſprach Pancéř. „Es iſt zu ſehen, daß es Euch ſchon entfallen, Ihr Herren, wie man Gäſte bewillkommt. So lernet es denn von mir!“

„T.....!“ rief der Braudeiſer und ſpie vor Wuth zur Seite. „Ich möchte ihnen Rattenpulver eingeben, und das ſchon darum, weil ſie ſich vor der Schlacht beſoffen und ſo die Ritterehre befleckten!“ Als er aber auf die Geſichter der Gefangenen blickte, welche bei den Worten des Smojner's in ungeheures Erſtaunen geriethen und ein wunderbar poſſierliches Geberdenſpiel zur Schau trugen, brach er in helllautes Gelächter aus. „Ein köſtlicher Einfall das!“ brüllte er vor Gelächter.

Den Kunwalder banden ſie vom Roſſe; als er erwachte, blickte er mit Verwunderung um ſich, meinend er träume noch; er rieb ſich die Augen und öffnete ſie wieder zur Hälfte. „Zum T.....!“ murmelte er; „ich ſehe doch recht. Das iſt ja der Hundethurm; ich kenne ihn ſehr wol von außen, und von innen noch beſſer. Ja, 's iſt Zampach; und da ſind auch die Uebrigen, und auch der Smojner iſt hier, und der Brandeiſer. Herren Brüder! wie ſind wir denn nur hergekommen? Erzählt doch, ich weiß kein Sterbenswörtchen davon. Sind wir wirklich hier, Ihr Herren! oder was iſt's?“

Sein Staunen brachte nun auch ſeine Genoſſen zum Lachen, ja ſelbſt in Pancéř's Marmorgeſicht ſtahl ſich ein Lächeln. „Du meinteſt, Herr Prokeſch,“ redete er ihn an; „mit vollen Humpen Zampach einzunehmen? — doch ſtrenge Dein Hirn nicht mit eitlem Nachdenken an! Ihr ſeid meine Gäſte, und wir wollen ſehen, welchem Weine Du den Vorzug gibſt: ob meinem, oder dem Du auf Pottenſtein ſo wakker zuſprachſt. Ich geb' Euch mein Wort darauf, Herren Brüder!“ wandte er ſich gegen Alle, „Ihr wäret nicht ſo leicht in die Burg Zampach gekommen, wie bei dieſer Gelegenheit.“

Der Kunwalder heftete ſein Auge auf ihn, bedachte ſich jedoch nicht lange, ſondern trat mit zurückgeworfenem Kopfe auf den Smojner zu. „Wenn es das iſt, dann iſt's gut;“ ſagte er. „Du biſt unſer adelicher Bruder, Herr von Smojna; und der ſollte es mit meiner Fauſt zu thun bekommen, der die Gaſtfreundſchaft eines Edelmannes verſchmähte. Für meine zwei hundert Schock werde ich mich doch ſattſam antrinken; ich war ja ſchon geſtern gleichen Sinnes. Luſtig alſo! wir trinken uns doch auf Zampach zu, wie ich es vorhergeſehen!“

Seine Worte verſetzten Alle in Munterkeit. „Und warum ſollten wir nicht fröhlich ſein? Wir ändern ja ohnedies unſer zweifelhaftes Loos nicht; wozu ſich alſo mit Gedanken an die Zukunft abquälen? Laßt uns daher des Augenblicks froh ſein und dem Smojner zeigen, daß wir zu leben verſtehen!“

Sie brauſten nun hinter dem Hauswirth in den Speiſeſaal, wie wenn ſie auf Zampach als längſt erſehnte Gäſte erſchienen wären. Auch ſeinem Volke gebot der Hausherr, ſich gütlich zu thun. Nach dem ſiegreich vollendeten Zuge ging's jetzt lärmend und luſtig auf Zampach zu, ohne daß die Wachen vernachläſſigt wurden, und der Thorwärter ſpähte, wie immer, nach allen Seiten.

„Und was iſt mit Hynek von Pottenſtein?“ rief der Kunwalder hinter dem Tiſche; „ſoll der arme Junge

Digitized by Google

Waſſer trinken, während wir im Weine ſchwimmen? He, Herr von Smojna, was ſagſt Du dazu?"

Der Smojner erwiederte nichts, ſondern zog die Brauen zuſammen.

Der Brandeiſer, der ſich im Kreiſe ſo unerwarteter Gäſte ganz prächtig unterhielt, lag jetzt ſelbſt dem Hausherrn an. „Ei freilich, Jan!" ſchrie er, „Gaſt wie Gaſt—"

Er vollendete nicht; Paneěř ſprang mit einem Geſichte von Wuth verzerrt auf, und mit den Worten: „Ruhig, kein Wort mehr von ihm!" verließ er den Saal.

„Ja, ja," ſagte der Brandeiſer kopfſchüttelnd, „'s iſt eine empfindſame Sache; der Pottenſteiner hat ſich einen ungeſchmacken Brei beim Smojner eingekocht."

„Den T..... hat er ſich eingekocht, und keinen Brei!" widerſprach der Kunwalder; „ich kenne das und müßte lügen, wenn ich ſagen ſollte, daß es ein wenig beſſer als Hundekoſt iſt. Doch was? Ging ich während drei Monden nicht d'rauf, ſo wird Hynek auch nicht d'rauf geh'n!"

Ueber eine halbe Stunde war bereits verſtrichen, daß Paneěř die Geſellſchaft verlaſſen hatte, als er wieder, doch ganz verändert, das Gemach betrat. Es war ſelten, daß ſich irgend ein Zeichen einer Leidenſchaft in ſeinem Geſichte bildete; wenn dies aber der Fall war, ſo ſchien es, als ob ihre Spuren mit dem Meißel in den Marmor eingegraben wären. Ein ſeltſamer Ausdruck lagerte jetzt in ſeinem Antlitz; Schwermuth, Freude, Leid, ja faſt alle widerſtreitenden Gefühle waren in ſeinen Zügen und auf der hohen Stirne ausgeprägt. „Ich muß mich bei meinen Gäſten entſchuldigen," ſprach er ungewöhnlich ſanft zu dieſen, „daß ich ſie auf längere Zeit verlaſſen muß. Mein Freund Oldřich wird indeſſen meine Stelle vertreten." Und wieder entfernte er ſich.

In einem kleinen Gemache, das eine entzückende Fernſicht darbot, ſtand Jadwiga und hinter ihr der Kaplan von Borohrádek.

„Sagte ich's nicht?" redete eben der Prieſter, indem er ſich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirne wiſchte; „wie freundlich er uns willkommen hieß!"

„Ich habe gehört," ſagte Jadwiga froh, ihrer beengten Bruſt durch Worte Luft machen zu können; „ich habe gehört, daß die Schlange mit ihrem Blick ihre Beute bezaubere, damit ihr dieſe wehrlos zum Opfer falle. Ich ſah nur die Leidenſchaft in ſeinem Geſichte."

„Das war nur der Ausdruck ſeines erregten Gemüthes," belehrte ſie der Kaplan. „Ich ſah nichts von böſer Leidenſchaft. Und ging er denn nicht mit Handſchlag und Wort in mein Begehren ein: frei aus der Burg ziehen zu können, wann und wohin uns beliebt?"

„Ob er nur auch ſein Wort hält, er, den man einen Auswurf des Ritterthums nennt?" wandte Jadwiga ein, doch nur mehr darum, um duech ihre Einwürfe den Kaplan zu neuen Beweisgründen für das ſichere Gelingen ihees Unternehmens zu zwingen und ſo ihren innern Sturm zu beſchwören.

„Jan von Smojna hat noch nie ſein Wort gebrochen!" ſagte der Prieſter feſt; „das geſtehen ihm ſelbſt ſeine ärgſten Gegner zu."

Eine Pauſe des Schweigens trat ein. Jadwiga ſchritt im Gemache auf und nieder, ihr Buſen wogte ſtürmiſch und tiefe Seufzer flohen über ihre Lippen. „Aber mein Vater!" rief ſie plötzlich ſtehen bleibend; „mein Vater und mein Gemal! — Nur Gott weiß es, in welchem unterirdiſchen Verließ des Thurmes ſie verborgen ſchmachten! O, wenn ſie wüßten, daß ich ihnen ſo nahe bin!"

Der Kaplan wollte etwas erwiedern, doch in dem Augenblicke trat der Burgherr herein. Sein ganzes Aeußere legte eine Anmuth an den Tag, wie ſie Niemand bei dem Manne mit den in Stahl gekleideten Rieſengliedern und dem Marmorgeſichte je vermuthet hätte, ja ſein Weſen war ſelbſt intereſſant und anziehend. Mit großer Höflichkeit verbeugte er ſich und ſchien mit den Regeln der Courtoiſie — obgleich er lange ſchon ſich in derſelben nicht erprobt hatte — eben ſo vertraut zu ſein wie mit der blutigen Schlacht. „Ich ſtehe nun ganz zu Euren Dienſten, gnädige Frau!" ſagte er höfiſch, „und bitte Euch zugleich um Vergebung, wenn ich Euch nicht ſo empfing, wie es die Ritterpflicht erheiſcht. Es iſt ſchon lange her, daß Zampach keine anmuthige Frau erblickte — ja," fügte er betrübt hinzu, „ſeit ich hier gebiete, nie."

„Und woran liegt die Schuld?" fragte Jadwiga, erſchrak jedoch als ſie bemerkte, daß ihre Frage den Mann erſchüttere, deſſen Gnade anzuflehen ſie hieher kam.

„Ihr ſprecht von Schuld, gnädige Frau?" erwiederte der Ritter heftig. „Ich nehme Gott zum Zeugen!" — dabei legte er die Hand an's Herz — „nicht mein iſt die Schuld.— Doch was liegt daran? Das iſt nicht der Grund, weshalb Ihr Euch —" er ſchwieg und ſtieß dann die bitteren Worte aus — „in die Höhle des berüchtigten Paneěř gewagt."

„Nein, das iſt der Grund nicht," rief Jadwiga raſch; ſie ſchwieg wieder, denn unfähig ein Wort zu ſtammeln, drohte ihre Bruſt zu zerſpringen, nur ihre Blicke ruhten feſt auf Paneěř.

„Dem Barmherzigen erſcheint Gott am Tage des Gerichtes auch barmherzig!" kam der Prieſter vortretend Jadwigen zu Hilfe; „und auch Ihr, Jan von Smojna, werdet der Erbarmung des Herrn bedürfen."

„Ja; ſo ſteht es geſchrieben," antwortete dieſer, „und von Gottes Barmherzigkeit habe ich mich niemals losgeſagt. Was begehrt Ihr, ehrwürdiger Vater?"

„Er begreift nicht! er will nicht begreifen!" klagte Jadwiga, die Hände ringend.

Paneěř blickte ſie an und verhüllte dann mit der Handfläche Stirn und Augen, ohne ein Wort zu ſprechen.

„Den Freier habt Ihr ihr entführt am Hochzeitstage," begann der Prieſter wieder, „und heute ſelbſt ihren Vater; und Ihr fragt noch nach meinem weiteren Begehr?"

„Den Vater?!" rief Jan. „Niemand hätte es wa-

Digitized by Google

gen dürfen, das graue Haupt Alesch's von Borohrádek nur zu berühren! Aber er zog mit seinem Volke vom Kampfplatz, als er jeden Widerstand vergeblich sah. Man meldete mir, er sei in Begleitung des Herrn von Ryzmburk."

„Sit nomen Domini benedictum!" rief der Priester freudig aus. „O, so vollendet doch das Werk Eurer Barmherzigkeit und ich will jede Woche für Euch eine heilige Messe opfern, daß Euch Gott gnädig sei in Eurer letzten Stunde. Schenket Hynek von Pottenstein die Freiheit, schenket der Braut den Freier, dem Weibe den Gatten wieder!—"

Pancéř zuckte bei diesen Worten empor, schüttelte den Kopf und starrte, als staunte er über dieses Begehr, in stummer Verwunderung auf den Sprecher.

„Glaubet nicht," fuhr der Kaplan schnell fort, als er bemerkte, daß seine Worte Unwillen erregten, „glaubet nicht, daß wir seine Freiheit umsonst begehren; bestimmet selbst das Lösegeld, und was Pottenstein und Borohrádek aufzubringen vermögen, soll Euer sein."

Pancéř richtete sich in seiner ganzen Höhe empor und seine Mienen gewannen ihre gewöhnliche eisige Kälte wieder, doch seine Augen leuchteten wie Blitze. „Hynek von Pottenstein befreit kein Lösegeld!" erwiederte er mit eisiger Kälte, deren Unnatürlichkeit jedoch die hervortretenden Schweißtropfen beurkundeten.

Jadwiga stieß bei diesem Ausspruch einen Schrei aus und mußte sich, um nicht zusammenzubrechen, an die Wand stützen.

„Vergebens also! Alles vergebens!" jammerte der Kaplan und senkte sein Haupt. „Erhörung, Jan von Smojna!" rief er, dem Ritter näher tretend.

„Ruhig!" fiel ihm dieser in's Wort, indem er ihm seine Rechte auf die Schulter legte. „Was Ihr mir sagen wollet, kann ich ahnen; Ihr habt mir ja Geld angeboten, als ob nur dies Werth für mich hätte! — Gestattet mir einen Augenblick mit der Frau von Pottenstein allein zu sein."

„Was fordert Ihr?!" entsetzte sich der Priester.

Der Smojner stampfte wild auf. „Ich habe gesprochen!" sagte er im gebieterischen Tone und fuhr bitter fort: „Freilich wol erschreckt Ihr, daß Jan von Smojna, dieser Räuber, dieser Bandit, und wie Ihr mich noch tituliren mögt, mit einer schwachen Frau allein ein Wort zu wechseln begehrt. Doch ich sage Euch: sicherer wäre sie nicht im Tempel des Herrn, als auf Zampach bei Pancéř, dem Räuber!"

Jadwiga, die den wunderbaren Mann bald ganz anders erfand als ihn der Ruf schilderte, schöpfte aus seinem Begehren neue Hoffnung. Sie drückte ihre Hand an's Herz und unverwandt das Auge auf den Kaplan gewendet, erglänzte dieses von ungewöhnlicher Entschlossenheit. „Da des Herrn von Smojna Begehren also ist, so wollet, ehrwürdiger Vater, uns einen Augenblick verlassen!" bat sie selbst.

Der Kaplan schüttelte das Haupt und trat ab.

Jadwiga stand nun allein dem Manne gegenüber, welcher der Schrecken der Gegend war, vor dem selbst Helden zitterten, berühmt im Lande durch Schwert und Streitart. Doch wie dies schon in der Natur des Weibes liegt, daß es zittert und sich ängstigt vor der Gefahr, vor einem kühnen Unternehmen, aber im Augenblicke der Entscheidung an Muth und Ausdauer oft selbst den Mann überbietet, — so gewann auch Jadwiga plötzlich ihre volle Geistesgegenwart, ihren ganzen Muth. „Euer Wunsch ist erfüllt, wir sind allein, Herr von Smojna!" begann sie stolz, als wäre sie die Burgfrau, und der Smojner gekommen, sie um eine Gnade zu bitten.

Der Smojner stand vor ihr mit zu Boden gesenkten Blicken, rathlos, wie das Gespräch einzuleiten; der riesige, eiserne Mann, der Schrecken der Gegend, wie er nun verlegen dastand und ungewohnter Sanftmuth sich bestrebte, bot einen höchst interessanten Anblick dar. „Geruht mich anzuhören, gnädige Frau!" begann er endlich; „Ihr habt Vertrauen zu mir gefaßt und dieses soll nicht unbelohnt bleiben; ich konnte den Grund Eures Besuches leicht errathen und es war nicht nöthig, mit meiner Antwort zu zögern, so lange—"

„Ich habe diese Antwort gehört," fiel ihm Jadwiga in die Rede, „und wie Ihr seht, lebe ich noch und werde leben bis zur Befreiung des Mannes meines Herzens!"

„Ich sagte, daß kein Lösegeld den Herrn von Pottenstein befreit," erwiederte der Smojner im wehmüthigen Tone, „und so ist's auch; des Geldes bedarf ich nicht, noch stehe ich um Grundgüter —"

„Ihr, Herr von Smojna?!" lächelte Jadwiga mit Verachtung.

„Ja ich!" sagte er, sich stolz emporrichtend mit glühenden Blicken. „Sie nennen mich einen Räuber, möglich daß ihre Schulstubenansicht die richtige ist; dennoch ist die meinige richtiger, wenn ich ihnen einen gleichen Namen zurückgebe. Soll mir Jemand einen Raub beweisen! Daß ich mich der Unterdrückten annehme und die Unterdrücker strafe— freilich, darin besteht mein Vergehen; denn ich bin ja auch Edelmann, und das können sie mir nimmer verzeihen, daß ich's nicht mit ihnen halte, und daher auch mein Ruf! Und doch bin ich nicht der, für den sie mich ausgeben. Ha! wenn ich wirklich der wäre, so sollte es in der ganzen Gegend, die man von hier überblicken kann und noch dort weit hinaus hinter den Bergen, keinen andern Herrn geben als mich!"— Er schwieg, indem er die Augen senkte, als schämte er sich seiner prahlerischen Rede, obgleich ihr Jadwiga selbst einige Wahrheit zugestehen mußte, daß sie mit größerer Theilnahme zu dem wunderbaren Manne emporblickte, der sich allein dem Strome der Zeiten entgegenstellte, keine anderen, als Naturgesetze anerkennend. Allerdings war es diesen Grundsätzen nur in dunklen, unsicheren Zeitepochen möglich, sich zu erhalten, wo den mächtigen die größte persönliche Willkür freistand und es nur von ihnen abhing, ihre Kraft entweder zum Guten oder zum Schlimmen zu verwenden. Jadwiga

Digitized by Google

begann nun den Smojner zu begreifen und ihr Auge erglühte, indem es neugierig auf ſeinen Mienen ruhte.

„Ich kenne ſie ja, dieſe meine Herren Brüder!“ fuhr jetzt der Smojner in ſeiner Bitterkeit fort; „es hat mich ja dieſer und jener zur Gemeinſchaft aufgefordert, und wozu, was glaubt Ihr wol, zu welchem Unternehmen, gnädige Frau? — Damit ich ſie zu meinen Genoſſen mache, wenn ich den Krämern auflauere! Ha!“ rief er aus, „das wäre alſo kein Raub? Aber ich entledige den Kaufmann nicht aller ſeiner Waaren, wie ſie es thun möchten; ich ſehe nur darauf, daß er die ſchuldige Gebühr entrichte für die Erlaubniß, über meinen Boden reiſen zu dürfen —“ Ueber dieſes naive Bekenntniß mußte Jadwiga lächeln.

Der Smojner, der das Unrecht, das in einer ſolchen Handlungsweiſe lag, nicht einſah, fuhr treuherzig fort: „Nie hab' ich mich darum geſchert, ob der oder jener über meinen Boden reite; aber, was der Kaiſer und König Karl, ihm ſonſt aller Ruhm und Ehre! über Handel und Reiſen verlautbar machte, das dulde ich, ohne die Landſtände viel zu fragen, nimmer, und leide nicht, daß Jemand ohne mein Geſtatten meinen Boden betrete; denn ſo weit als Zampach's Grenzen reichen, bin ich König.“

„Und wozu ſagt Ihr mir dies Alles, Herr von Smojna?“ fragte Jadwiga. „Ich kam nicht hieher, mit Euch über Recht und Unrecht zu hadern, ſondern um Euch zu erſuchen, ja anzuflehen um die Zurückgabe meines Mannes. Die Sonne neigt ſich ſchon zum Untergange und ich habe noch keine beſtimmte Antwort; oder doch, war ja Eure frühere Antwort beſtimmt genug!“

Mit Blicken des tiefſten Schmerzes ſah ſie der Smojner an und erwiderte eine geraume Pauſe nichts. „Wozu ich Euch das geſagt?“ begann er endlich traurig; „ich wollte, Ihr kenntet mich ganz, daß ich in Eurer Meinung nicht dort ſtünde, wohin mich das Gerücht ſtellt. Was die übrige Welt von mir denken mag, daran kehre ich mich nicht, das gilt mir gleich, denn ich verachte die Meinung unſeres Zeitalters; nur ſo viel hab' ich mir gewünſcht, daß Ihr mich nicht verurtheiltet, wie Andere es thun. Aber auch dieſe Hoffnung hat mich getäuſcht!“

„Ich?“ dachte Jadwiga, „und warum gerade ich? was kann ihm daran liegen, wie ich von ihm denke?“ und der weibliche Scharfſinn entdeckte ihr einen Grund, ſie begann zu ſchwanken.

Der Smojner fuhr mit der Hand über die Stirn und ſprach ſcheinbar kalt: „Ihr habt mich aufgefordert, Euch eine beſtimmte Antwort, anlangend den Herrn von Pottenſtein, zu geben. Wolan denn: der Herr von Pottenſtein hat ſich an den Geſetzen unſerer Väter verſündigt, da er gegen den Ausſpruch einer Zupe handelte; er läſterte meine perſönliche Ehre und griff an mein Recht, indem er ſich das Gericht über meine Unterthanen anmaßte — doch das will ich ihm vergeben; aber er trat das heilige Recht der Unverletzlichkeit eines Abgeſandten mit Füſſen, und dies könnte ihm zwar Jan von Smojna vergeben, doch nimmermehr der Edelmann, den des Kaiſers eigene Hand zum Ritter ſchlug.“ —

„Und darum —“ rief Jadwiga in einer Spannung, in der ihre ganze Seele in den Augen ruhte, während dieſe wieder an den Lippen des Smojner's hingen, welche das Entſcheidungswort ſprechen ſollten.

Der Smojner verſtummte eine Weile, ſeine Geſichtsmuskeln zitterten krampfhaft, ſein Auge hing flammend an Jadwiga's Antlitz und er ſprach: „Er möge denn frei ſein unter der Bedingung, daß er bei ſeiner Ritterehre ſich dem Ausſpruch der Zupe nach Art unſerer Heldenväter nicht entzieht; den Tag des Gerichts mag er ſelbſt beſtimmen!“

„Ritter!“ rief Jadwiga freudig aus und ſtreckte ihm ihren Arm entgegen, ohne ein Wort hervorbringen zu können.

„Keine Erdenmacht hätte ihn meinen Händen entriſſen,“ fuhr der Smojner ſanfter fort, „keinem Befehle hätte ich mich unterworfen; ja, ich wäre vielleicht im Stande geweſen, mich gegen meinen Kaiſer und König aufzulehnen — doch Ihr habt begehrt, gnädige Frau, und der Herr von Pottenſtein iſt frei. — Hm!“ ſagte er nach einem kurzen Schweigen, als Jadwiga ſtaunend oder verlegen den Blick zur Erde ſenkte; „es iſt in meiner Handlungsweiſe doch nichts Wunderbares? Ich ſprach ſchon meine Ueberzeugung aus, beſſer zu ſein als mein Ruf; und doch waret Ihr ſeit vielen Jahren die Erſte, die dem Paneř auf Zampach vertraute, und dies will viel bedeuten. Wol war ich Thor genug, zu glauben“ — und ſeine Stimme zitterte — „aber ach! bisher ſtand ich einſam da und werde einſam bleiben, ohne einen Freund, der mich verſtehen könnte; oder — unerkannt, ja vielleicht zur Schmach meines Namens, meinem Verhängniß anheimfallen!“

„Armer Mann!“ ſagte Jadwiga, näher tretend, mit innigem Mitgefühl, und indem ſie ihn bei der Hand erfaßte, blickte ſie liebevoll zu ihm empor.

„Mein Gott!“ rief der Smojner begeiſtert aus; „Jadwiga!“ Er fuhr zuſammen, wie von tödtlichem Schreck getroffen, entwand ihr ſeine Hände und floh aus dem Gemache, als wäre er bei einem Kirchenraub ertappt worden.

„Was war das?“ entſetzte ſich Jadwiga. „Ja, ja,“ ſagte ſie zu ſich, „es iſt gewiß — er liebt mich! Armer, armer Mann! die Welt ſtieß ihn von ſich — er verachtet die Welt; jetzt ſteht er in der Einſamkeit da, und dieſe leitet ihn irre. Welch' großes Herz geht mit ihm unter!“ Nach kurzem Nachdenken zuckte ſie empor, als ob ſie aus einem Traume erwachte: „Ja, mein Bräutigam iſt frei! freue Dich, mein Herz, ich werde Hynek wieder ſehen!“ — Doch ihre Stimme klang beinahe gleichgiltig. „Ja, ja!“ ſagte ſie nach einer Weile; „viele Andere, die ſich mit Ritterſitte vor der Welt brüſten wie Phariſäer, würden nicht ſo wahrhaft ritterlich handeln wie er, und Hynek würde die Freiheitsluft nicht umwehen!“

Die Sonne war ſchon hinter die Berge geſunken, rothe

Digitized by Google

Wölkchen färbten den Himmel und immer mehr dämmerte der Abend heran. Am Hofe ſtanden einige Reiter, und der Adel, den die heutige Schlacht zwar in die Gefangenſchaft, doch auch in die Gaſtfreundſchaft des Smojner's gebracht, ſtand im halben Kreiſe vor dem Burgeingang. Jadwiga ſchritt eben an der Seite ihres Freiers von Pottenſtein über den Hofraum, ihnen folgte der Burgherr mit Pater Severin, deſſen Antlitz vor Freude glänzte. Der Braudeiſer ging ungeduldig auf und ab, ſchüttelte mürriſch mit dem Kopfe und breitete die Hände auseinander — Zeichen, die ſeinen großen Unwillen ausdrückten. „Der T..... ſoll ſich in ihn hineinfinden!" grollte er für ſich; „er muß entweder den Verſtand, oder ſeine Kraft eingebüßt haben. Was das für ein Treiben mit Feinden iſt! Und was ſind ſie denn? Trunkenbolde! Daß er aber mit dieſem Buben, mit dieſem Pottenſtein ſo verfährt, das iſt Schwäche, das iſt Raſerei!"

Sein Selbſtgeſpräch unterbrach ein Jauchzen des Adels, mit dem er ſeinen Genoſſen, den Herrn von Pottenſtein begrüßte. Oldřich ſpie verächtlich aus und ging auf den Wall.

„He, Herr Bruder!" rief der Kunwalder, der munterſte von Allen; „wie ſich das gut getroffen hat! Als Gefangene kamen wir nach Zampach, um Zeugen Deiner Befreiung zu ſein. Lebe denn alſo recht lange, Herr Hynek, und freue Dich Deiner Freiheit in den Armen der Frau Jadwiga. Denn das weiß ich, bei Gott! nicht, wer Dich befreit hätte, wenn der Herr von Smojna nicht auf andere Gedanken gebracht worden wäre."

„Er hat uns zweifach geſchlagen," erwiederte der Pottenſteiner ernſt; „durch ſeine Kraft und durch ſeine Großmuth."

„So iſt's, Du ſprichſt wahr!" ſtimmte der Kunwalder bei; „denn das hab' ich mein Lebtag nicht gehört, daß Einer ſeine Gegner im offenen Feld überwältigt und ſie dann wie längſt geladene Gäſte mit ſeinem beſten Wein bewirthet."

„Ein Teufelskerl das, dieſer Kunwalder!" flüſterten ſich Einige in's Ohr; „nichts bringt ihn um ſeine heitere Laune!"

„Wol wahr," dachte Jadwiga bei ſich, „für ein Faß Wein kann Euch Jeder haben!" Mit Verachtung in Blick und Mienen ging ſie an ihnen vorbei, ohne auf ihre Bücklinge und Lobreden zu achten.

Auch der Pottenſteiner ärgerte ſich über die Worte des Kunwalder's, und indem er einen ſtechenden Blick auf ihn warf, ſagte er den Andern, daß ſie ihn erwarten mögen, denn was er ſeiner Braut zu ſagen habe, paſſe nicht für andere Zeugen. Der Smojner ließ nichts merken, weder Wol- noch Mißfallen, ſeine Miene blieb kalt, marmorn, als hätte Alles, was um ihn her geſchah, nicht den geringſten Einfluß auf ihn.

So kamen ſie bis zu den Reiterhaufen.

„Iſt es alſo Dein feſter Entſchluß, Herr von Pottenſtein," begann jetzt der Smojner, „ſo lange als Gaſt auf Zampach zu bleiben, bis unſere Sache nach alter Ritterſitte ausgeglichen iſt?"

„So iſt's, Herr von Smojna," erwiederte dieſer; „ich verachte keineswegs Dein Geſchenk, die Freiheit, doch ich habe beſchloſſen, Zampach nicht früher zu verlaſſen, bis zwiſchen Dir und mir alles ausgeglichen iſt."

Daß er Jadwiga aus der Seele redete, bewies die Innigkeit, mit der ſie ſeine Hand drückte.

„Gut denn!" ſagte der Smojner. „Ich erwartete dies, ja ich würde im gleichen Falle eben ſo gehandelt haben. Darum habe ich das Geleite ausgerüſtet, daß es über die Sicherheit der Frau von Pottenſtein bis nach Vorohrádek wache."

Schweigend, ja nur mit einem Blicke dankte ihm Jadwiga, und als ſie ihren Rückweg antrat, flüſterte ſie ihrem Freier zu: „Vergiß nicht, um was ich Dich bat, mein Geliebter!"

Der Pottenſteiner liebkoſte die Spitzen ihrer Finger, doch als er ſein Auge zu ihr erhob, da überkam ihn ein ſeltſames Gefühl, denn die Blicke ſeiner Braut ruhten auf Paneř, der dem Führer der Reiterſchaar Befehle betreffs des Geleites gab. Hynek legte die Hand auf ſeine Bruſt, als wollte er einen brennenden Schmerz erſticken, der ihn plötzlich ergriffen; er trat einen Schritt von Jadwiga zurück und ſtarrte vor ſich hin.

Pater Severin trat auf ihn zu und erfaßte ihn bei der Hand. „Herr Hynek!" ſagte er, „kommt es Euch nicht ſo vor, als ob wir dieſem Manne, der Euch in Freiheit geſetzt, insgeſammt ein Unrecht zugefügt hätten?"

Der Pottenſteiner antwortete nicht; der Prieſter, ohne ſich darum zu kümmern, fuhr fort: „Ja, ſo iſt's, unſer Stolz, unſere Hoffarth, daß wir uns für beſſer halten — als den Nächſten, das iſt der Grund aller Sünde; richten wir darum nicht, und wir werden auch nicht gerichtet werden, vorzüglich aber richten wir nie nach dem Schein des Augenblicks —"

„Dies ſprach vielleicht ein guter Engel aus Euch!" fiel ihm der Pottenſteiner mit einem tiefen Athemzuge in's Wort; „ja ich will nicht richten nach dem Schein des Augenblicks — und doch —"

Er ſchwieg; mit Angſt blickte ihm der ehrwürdige Prieſter, der ſo innigen Antheil an ſeiner Befreiung hegte, an, da er es ja war, der Jadwiga zu dieſem kühnen Schritte aufgemuntert hatte.

„Ihr könnt abreiſen, wann es Euch beliebt," ſagte der Smojner, näher tretend.

„Jan von Smojna!" ſprach jetzt der ehrwürdige Prieſter; „nehmt meinen Dank hin für Euer heutiges Werk und glaubet meinen Worten: eine jede edle That tilgt zehn Sünden im Schuldbuche des Himmels. Empfanget meinen Segen, den Segen eines Greiſes, der vielleicht bald vor den Richterſtuhl des Herrn gerufen wird. Der Herr erleuchte und ſtärke Euch mit ſeiner Gnade zur Rückkehr zum

Digitized by Google

Guten, daß Euch der Segen Heil bringe, der Segen des Greiſes, in der Stunde des Todes!" ſagte er mit Begeiſterung und ſtreckte die Hände zu ihm empor.

Der Smojner entblößte ſein Haupt, neigte dasſelbe und ſtand noch ſo da als ſchon der Prieſter zu ſprechen aufgehört hatte. „Amen!" flüſterte er vor ſich hin und küßte die Hand des Greiſes, dann richtete er ſich wieder auf und ſichtlich preßte ſich eine Thräne aus ſeinem Auge, doch ſie blieb an den Wimpern hängen und ſeine Geſichtsmuskeln vibrirten, als grüßten ſie den ſchon ſo lange, ja ſeit den Kinderjahren nicht, gefühlten köſtlichen Tropfen in den Augen jenes wunderbaren Mannes.

„Mit Gott, mein Hynek!" rief Jadwiga, als auch der Kaplan auf ſein zahmes Rößlein emporklomm, wandte ihr Roß gegen ihn und reichte ihm die Hand. „Hoffe feſt zu Gott, theuerſter Freund, daß wir uns bald wiederſehen, um nie mehr getrennt zu werden!" Sie ſchnellte ihr Pferd mit der Gerte und ritt mit dem Geleite Jan von Smojna's aus der Burg.

Jetzt erſt trat der übrige Adel näher zuſammen und begleitete mit dumpfem Rufe die Abfahrt Jadwiga's, in welchen der Brandeiſer auf den Wällen jauchzend einſtimmte. Selbſt der Smojner wandte ſich überraſcht nach ihm um, als jener über den Hof nach dem Thore lief.

„Da ſind ſie endlich, meine Bärenhäuter!" rief er ſchon von weitem. „Jan! ſo viel ich nur in der Dämmerung ſehen konnte, ſcheint mir ihr Lauern nicht vergeblich geweſen zu ſein."

„Darum war es gut, daß ich der Frau von Pottenſtein ein Geleit gab," verſetzte der Andere; „denn Deine Leute machen gerne krumme Finger und kümmern ſich nichts um ein Gebot. Aber dennoch, Freund Oldřich, haſt Du Dich diesmal ſchlimm berathen, daß Du die Beute auf Zampach führen ließeſt; ich will vollſtändig mein Recht gebrauchen und als Burgherr —"

„Ich ſtreite Dir's nicht ab," verſetzte der Brandeiſer; „'s iſt ja unſer Pakt, daß Dir die Hälfte mit gutem Fug zukommt."

Jetzt ſtürmte eine bewehrte Rotte Fußvolk und Reiter in den Hof, welche in ihrer Mitte Saumroſſe, die Waaren trugen, und etwa zehn Kaufleute mit ſich führten.

„Hm!" ſagte einer der unfreiwilligen Gäſte Pancéř's, mit der Zunge ſchnalzend; „der Smojner treibt wahrlich kein übel Handwerk! Nur Einen ſolchen Fang — und es ſollte mir noch ein hübſches Sümmchen zurückbleiben, wenn ich meine Schulden bezahlt hätte."

„Freilich, wahr iſt's," ſtimmten Alle, die ſeinen Wunſch gehört hatten, halblaut bei.

Der Smojner, der ſie ſo wenig beachtete, als ob ſie gar nicht da wären, trat mit Oldřich an die Rotte näher heran, deren jauchzender Gruß an das Zampacher Geſinde, das herbeigelaufen war, plötzlich verſtummte.

„Bindet ihnen die Hände los!" befahl der Smojner.

Die armen Kaufleute, die ſich der Furcht einer ſehr harten Behandlung hingegeben hatten, begannen freier zu athmen.

„Unter welchem Geleite reiſet Ihr?" wandte ſich jetzt der Smojner an ſie.

Einer derſelben trat hervor und zog aus ſeiner Buſentaſche ein Pergament mit kaiſerlichem Siegel, das er dem Smojner einhändigte.

„Unter dem Schutze des Kaiſers und Königs, unſeres gnädigſten Herrn?" fragte der Smojner mit einem Blicke in das Pergament. „Ehre und Ruhm unſerem Karl!" rief er, das Haupt beugend; „Ihr ſeid frei, denn ich habe kein Recht an Euch!"

Dieſer Ausſpruch elektriſirte Alle, vorzüglich aber die Kaufleute ſelbſt und den Adel, der gezwungen die Zampacher Gaſtfreundſchaft genoß. Die Erſteren wollten ihren Ohren nicht trauen und den Anderen war es unbegreiflich, wie der Smojner ſo ſchlechtweg ſolch' reichen Fang könne fahren laſſen. Sowol das Zampacher Geſinde als das des Brandeiſers war an eine ſolche Handlungsweiſe gewöhnt und giftete ſich blos, daß gerade dieſe Kaufleute unter dem Schutze des Kaiſers reiſen mußten.

„Teufel! Teufel!" tobte der Brandeiſer; „Alles geht mir in die Quere!" und mit giftigen Blicken ſchielte er nach den Kaufleuten. „Müſſen ſie denn gerade unter kaiſerlichem Schutze wandern, dieſe Hunde? Hätte ich Euch doch nur auf Brandeis, dort wollte ich Euch ein tüchtiges Angedenken an meine Zuſammenkunft auf Euer Fell bläuen!" Bei dieſen Worten ſpie er von ſich und wandte ihnen den Rücken zu.

Die Kaufleute beeilten ſich mit dem Abzuge, damit der Ritter von der rieſigen Geſtalt ja nicht auf andere Gedanken käme. Am Fuſſe des Berges hielten ſie jedoch plötzlich an und einer von ihnen eilte zur Burg zurück.

„Was begehrſt Du?" fragte ihn der Smojner. „Wenn Du danken willſt, ſo ſpare die Mühe; nicht mir, ſondern meinem Herrn und Könige haſt Du zu danken."

Der Kaufmann, dem die Erſchöpfung nach dem Bergrennen eine Antwort verleidete, ſchüttelte blos mit dem Kopfe. „Tapferer Ritter!" begann er endlich mit fremdartigem Accent; „Deine Großmuth kam uns ſo unerwartet, daß ich mich erkühne, Dich zu bitten, daß Du ſie vollendeſt."

„Sprich!"

„Sieh, Herr!" fuhr der Kaufmann kühner fort, „ich hatte in meinem Gürtel fünf Gülden, mein letztes Geld auf der weiten Reiſe von Venedig bis nach Prag. Erſt in Prag hoffe ich mir durch den Abſatz meiner Waaren etwas zu erwerben. Einer dieſer Männer, die mich ergriffen, hatte mir mein letztes Geld abgenommen."

Des Smojner's Stirne verdüſterte ſich.

„Was ſchwätzt der Hund?" rief der Brandeiſer herzutretend; „laſſ' ihn von der Schanze in den Graben werfen, Jan!"

Doch der Smojner wandte ſich an die Rotte, die noch immer unbeweglich daſtand. „Wer von Euch hat es

Digitized by Google

gewagt, auch nur einen Heller zu unterſchlagen, nachdem Ihr gehört, daß dies ein Schutzbrief des Kaiſers iſt?" donnerte er, daß des Brandeiſer's Geſinde erzitterte.

Oldřich biß ſich in die Lippen, daß ſie bluteten.

„Und Du," wandte ſich der Smojner an den Kaufmann, „höre! der, bei dem ſich Dein Geld vorfindet, ſoll in dem Augenblick über dem Thore baumeln. Beſtehſt Du noch auf Deiner Anklage?"

Der Gefragte nickte mit dem Kopfe; Freudenblitze ſprühten aus ſeinem Auge, darob vielleicht, daß die bei ſeiner Gefangennehmung ihm zugefügte Unbill gerächt werde.

„Schreibe Dir's ſelbſt zu, Oldřich," rief dieſem der Smojner zu, „daß Du ſo wenig auf Zucht bei Deinen Leuten ſiehſt. — Wer iſt der Schuldige?" donnerte er mit einer Stimme, die von ſeiner Gewohnheit, den Kampfeslärm zu übertönen, zeugte.

Einer trat hervor, ein Mann von etwa dreißig Jahren; ſeine Blicke irrten ſcheu auf den Anweſenden herum, bis er ſie endlich auf Oldřich von Brandeis, ſeinen Herrn, heftete.

Dieſer zuckte die Achſeln und ſeine Blicke bohrten ſich in den Boden.

„Hängt ihn!" gebot der Smojner ſcheinbar kalt, doch ſeine Bruſt wogte mächtig und ſein Blick verkündete nichts Gutes für den Kaufmann.

Niemand wagte zu widerſprechen; die Edelleute, über die bisherigen Vorfälle ganz verdutzt, blickten mit Entſetzen auf den Mann, der beinahe eben ſo grauſam als großmüthig ſein konnte, und ſtaunten über ſeine Macht, die er nicht nur über ſein eigenes, ſondern auch über fremdes Volk ausübte. Ehe ſie ſich noch von ihrem Grauſen erholen konnten, war an dem Unglücklichen das Gebot des Smojner's bereits vollzogen.

„Und Du!" wandte ſich jener jetzt an den Kaufmann und ſeine Stimme tönte ſchauerlich; „Du haſt es gewußt, was den Unſeligen erwartete. Um fünf elende Gulden haſt Du, Schändlicher! einen Menſchen dem Tode preisgegeben. Doch es ſteht geſchrieben: Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut! — Hängt den Schändlichen!"

„Gnade!" jammerte der Kaufmann, ſich zu ſeinen Füſſen windend.

Jauchzend ſtürzten die blinden Befehlsvollſtrecker des Burgherrn auf ihn, riſſen ihn von der Erde auf und ſeine kläglichen Bitten übertäubte das Freudengeſchrei des Geſindes, bis ſie für immer verſtummten. Nun ſchaukelten die Leichen gegeneinander, des Schuldigen und des unvorſichtigen Klägers.

Der Brandeiſer jubelte: „Jetzt ſehe ich doch wieder, daß nicht die alte Kraft in Dir erſtorben, daß Du noch immer biſt, was Du warſt — der kernige Paneř!"

Der Smojner wand ſich aus ſeiner Umarmung und ging in die Burg; ſchweigend und mit Entſetzen folgten ihm die Edelleute.

Dies war die wunderliche, fanatiſche Gerechtigkeit, die der Smojner in ſeiner verbrecheriſchen Ueberſpanntheit ausübte.

„Wo iſt meine Tochter?" fragte Herr Aleſch mit klagender Stimme bei allen ſeinen Bekannten in Prag; und wenn Niemand von ihr etwas wiſſen wollte, jammerte er: „Ich unglücklicher Vater! Gewiß fiel auch ſie auf ihrer Flucht in die Mörderhände des Smojner's!"

Kaiſer Karl war eben von ſeinem Zuge nach Rom, wo er als römiſcher Kaiſer gekrönt worden war, zurückgekehrt und die Klagen Aleſch's von Borohrádek fanden bei dem allgemeinen Jubel kein Gehör. Der Erſte, der dieſelben bemerkte, war Karl ſelbſt. Nur darum hatte er ja den gefahrvollen Römerzug unternommen, um im Glanze ſeiner Kaiſerkrone, ſowol in Böhmen als in Deutſchland, als Geſalbter des Herrn auftreten zu können, dem ſich zu widerſetzen als Sünde galt, um deſto früher die ſtolzen Nacken der Großen, die kein anderes Geſetz als ihren Willen erkannten, unter das ſegenvolle Panier der Ordnung und Geſetzlichkeit zu bringen. „Ich kann und darf's nicht länger dulden, daß ein Einzelner die Rechte, die billig der Krone eigen ſind, an ſich reiße und ganze Gegenden gefährde und beängſtige. Wie könnt' ich's von den Deutſchen fordern, daß ſie ſich an Ordnung gewöhnen, wenn ich duldete, daß in Böhmen Räuberei an Gut und Leuten vor ſich gehe und ganze Familien in Betrübniß kommen? Ein Gott, Ein Geſetz, Eine Gerechtigkeit!"

„Erhabener Herr!" flehte Herr Aleſch an den Stufen des Thrones. „Gedenke meines Alters, ich kann mir nicht helfen. In meinen jungen Jahren hab' ich Vaterland und König treu beſchützt, beſchütze Du mich nun und gib mir mein Kind wieder, um das ich zu Dir flehe!"

Jetzt nahten auch die Frauen der von Paneř gefangen gehaltenen Ritter, um ihren Kaiſer und König um Hilfe gegen einen einzelnen Mann anzuflehen.

Selbſt Karl verwunderte ſich, wie ein unanſehnlicher Ritter ſo ganz allein den Umkreis mit Entſetzen vor ſeinem Namen zu erfüllen im Stande ſei, und erſtaunte über die Möglichkeit, daß die vereinte Kraft eines ſo zahlreichen Adels, aufgeboten zu deſſen Untergange, bei ihrem erſten Angriff wie Spreu im Winde zerſtieben konnte. „Ein ungewöhnlicher Mann! Doch je ſtärker, deſto gefährlicher. Smojna! Smojna! Lange ſpielteſt Du mit meiner Großmuth; doch jetzt muß die Dankbarkeit einer heiligeren Pflicht weichen. An Dir will und muß ich zum Schrecken der Anderen ein Exempel ſtatuiren!"

Raſch folgte, wie gewöhnlich, ſeinem Entſchluſſe die That. Er ſtellte ſich ſelbſt an die Spitze des Volkes, das, von Rom zurückgekehrt, noch nicht entlaſſen war, und zog ſo eilig gegen den Störer des Landfriedens, daß er ſchon Anfangs Septembers, kaum zehn Tage nach den Ereigniſſen

Digitized by Google

auf Pottenſtein und Zampach, über Choceň der Burg des Smojner's ſich näheete.

Herr Aleſch ritt von Choceň auf Borohrádek. Doch, welch' eine Ueberraſchung für ihn, als er hier nicht nur ſeine Tochter fand, ſondern auch den Kaplan. Nun folgte die Erklärung. „Schnell, ſchnell, Kinder!" rief Herr Aleſch, als er Alles vernommen, „daß es auch unſer erhabene Kaiſer erfährt und der Rächer mit dem Schwerte ein beſänftigter Gnadenfürſt werde!"

Der König zog ſelbſt zu Feld, ſo plötzlich, ſo unerwartet, daß Niemand ſeine Ankunft auch nur ahnte. Jeder wähnte, daß ihn jetzt Freudenfeſte in der Hauptſtadt feſſelten, welche die Prager zu Ehren ſeiner glücklichen Wiederkehr veranſtalten; und indeß fliegt das Gerücht: er ſelbſt ziehe an der Spize des Heeres gegen Jan von Smojna, den entſetzensvollen Paneř, duech das Land; und wer dieſe wundervolle Nachricht vernahm, ſchüttelte entweder ungläubig den Kopf oder eilte, von Neugier angeſtachelt, ſelbſt gegen Zampach, um ſich zu überzeugen, ob das Gerücht wahr ſei oder nicht. Der Eeſte, der von dem Anzuge des Kaiſers Nachricht bekam, war der Smojner ſelbſt.

„Nun gilt's, Jan!" rief Oldřich von Brandeis, der ſich wegen Ausgleichung der Abrechnungen noch immer in Zampach aufhielt. Der Smojner hatte alle Gefangenen ohne irgend eine Bedingung freigelaſſen, weil aber der Brandeiſee von ſeinem Antheil an der Beute nicht laſſen wollte, als welchen er auch die gebührenden Löſegelder der Gefangenen anſah, ſah ſich der Smojner gezwungen, ihn aus eigenem Säckel zu beſchwichtigen. „Ich werde kein Narr ſein, wie Du!" lachte der Brandeiſer; „und ich wanke nicht ſo bald in meinen Grundſätzen." Und mit der Habgier eines Wucherers fiel er über das Zählen her, da er auch nicht einen Heller miſſen wollte. Während ſeiner Arbeit flog ein Bote herbei, deren mehrere auf Kundſchaft ausgeſandt waren, und benachrichtigte, daß der Kaiſer mit Reiſigen nur noch eine Stunde von Zampach entfernt ſei. „Nun gilt's, Jan!" rief der Brandeiſer; „jetzt iſt der Zeitpunkt gekommen, wo Du Deine Kraft beweiſen kannſt. Mit meinem ganzen Volke will ich Dir beiſtehen, und der Adel ringsherum iſt Dir zu Dank verpflichtet, er gelobte Dir Freundſchaft und Hilfe, zur Zeit der Noth und wird gewiß ſein Wort halten."

„Ihre Gelübde ſind mit dem Weindunſt aus ihrem Gedächtniſſe verraucht, lieber Oldřich! ich kenne ſie!" entgegnete der Smojner.

„So rufe denn Dein Volk umher zum Kampf auf!" rieth der Brandeiſer weiter.

„Gegen den Kaiſer?" bemerkte der Smojner im Tone des Vorwurfs.

„Und warum nicht?" erwiederte der Brandeiſer; „er naht als Dein Feind; und wer ergibt ſich ſeinem Feinde, möge dieſee auch wer immer ſein, ohne Gegenwehr?"

„Das iſt noch nicht ſo gewiß," ſagte der Smojner nachdenkend; „er war immer mein gnädiger Herr, und wird mich auch jetzt hören."

Der Brandeiſer blickte ihn durchdringend an, als wollte er ſich überzeugen, ob dies ſein Ernſt ſei oder dieſe Worte nur in der Zerſtreutheit hingeworfen wären. „Jan!" begann er ernſt; „ich warnte Dich oft, traue nicht der Dankbarkeit, wenn es ſich um die Erfüllung vorgeſetzter Zwecke handelt. Erinnere Dich an das Schickſal des Niklas von Pottenſtein, der Brüder Ingramovee in Mähren und vieler Anderen!"

Der Smojner heftete mit Aufmerkſamkeit ſeine Blicke auf ihn, die bei den ferneren Worten des Brandeiſers ſich immer mehr ſteigerte. „Du wirſt mir ſagen, dieſe Alle trachteten nur gierig nach Güteen ohne allen höhern Zweck; und die Schuldigen wie die Unſchuldigen fühlten ihre Kraft und trugen die Laſt ihrer Habſucht."

„Jan! haſt Du denn wirklich geglaubt, daß das Urtheil über Dich anders klingt? Nie werden Deine Gedanken, Deine Abſichten, wol aber Deine Thaten gerichtet werden. Die Welt nannte Dich ſchon den Raubritter, den Banditen, und glaube mir, als ſolcher wirſt Du gerichtet werden."

„Ich verachte das Urtheil der Welt," erwiederte der Smojner ſtolz; „ich bin in meinem Gewiſſen beruhigt, daß ich keinem Unſchuldigen eine Unbill wiſſentlich zugefügt, und wenn ich irgendwo ſtrafte, ſo geſchah es aus höheen Bewegsgründen, als Erwerbung von Gütern."

„Nur zu auf Deinem Irrwege!" rief der Brandeiſer. „Und wer hat Dich zum Richter beſtellt? Du griffſt in die Rechte der Herren, und das kann und darf Dir Karl nicht verzeihen; darum nennt man Dich auch einen Banditen, einen Räuber. Sieh' doch! Ich fragte nie nach einem anderen Zwecke, als nach augenblicklichem Gewinn und Vortheil. Du haſt mir oft vorgeworfen: mein Streben gehe nach nichts Höheeem, als nur nach Beute, und ich mußte ſo im Geiſte darüber lachen, denn, ſage ſelbſt: ſind meine Thaten darum ſchlechter, weil ich ihnen Beweggründe perſönlichen Gewinnſtes unterſchiebe — oder ſind Deine Thaten darum beſſer als meine, weil ihre Zwecke andere ſind?"

Der Smojner erbebte, denn dieſe Sprache hatte bisher noch Niemand gegen ihn geführt. „Nein! nein!" rief er aus und ſenkte, als ſcheute er den Anblick des Brandeiſer's, ſein Auge zur Erde.

„Du ſiehſt alſo," rief der Brandeiſer triumphirend aus, „daß kein anderer Rettungsweg Dir offen ſteht, als der der kriegeriſchen Gegenwehr. Du haſt der Umgegend eigenmächtig Geſetze vorgeſchrieben; das that auch Niklas Pottenſtein, die Ingramovice. Du haſt den über Deinen Boden reiſenden Kaufleuten Steueen auferlegt, Du lehnteſt Dich dadurch, daß Du einkerkerteſt, Bußgelder forderteſt, wie ſie auf; Du warſt wie ſie ein Räuber! Deine Entwürfe, Deine Abſichten, was waren ſie? Ein Nebeldunſt, um den ſich Niemand kümmert. Deine Thaten verdammen Dich, wenn Du Deine Rettung nicht im Schwert und in der Kraft Deines Armes ſuchſt."

Digitized by Google

„Wahr! wahr!" warf der Smojner wie im Schlafe vor ſich hin.

„Auf denn, Jan!" drängte ihn der Brandeiſer. „Klammere Dich mit beiden Händen an dieſes einzige Rettungsmittel und Du wirſt ſiegen, wenn Du willſt. Ha! der paniſche Schreck, wenn Karl's Heer am Paneř zerſchellt, wie die Wogen am Felſen. Glaub' mir, Jan! nur einen einzigen Sieg, und zu Hunderten werden ſie Dir zuſtrömen, die Dich jetzt verfolgen, und in Böhmen wird wieder ein Leben anfangen, daß es doch werth ſein wird, Edelmann und Burgherr zu ſein, ein Leben, wie es draußen im Reiche iſt. Erheb' alſo Deine Hand und ſchlag' d'rein; nur im D'reinhauen erwächſt Dein Heil! Ergibſt Du Dich, ſo geh'n wir Alle zu Grunde!" Er ſchwieg und wartete auf Antwort.

Lange dachte der Smojner nach, allerlei Gedanken durchkreuzten ſeine Seele; endlich erhob er den Kopf, ſein Auge flammte, ſein Entſchluß war gefaßt. „Nie will ich meine Hand gegen meinen König und Herrn erheben!" ſagte er in feierlichem, beſtimmtem Tone.

Der Brandeiſer ſprang bei dieſer unverhofften Antwort zurück. „Iſt das Dein letzter Entſchluß?" fragte er nach einer Weile, während welcher er ſein Entſetzen vergeblich zu bewältigen trachtete.

„Mein letzter!" ſagte der Smojner feſt; „und ſänke ich ſo tief, um eines ſolchen Verbrechens fähig zu ſein, ſo thäte ich es nicht in Deiner Gemeinſchaft. Du wandeſt Dich um meine Fußſtapfen wie eine Schlange, nur auf die Gelegenheit lauernd, mich zu erwürgen. Geh', erhalte Dein elendes Leben — ich bleibe, möge mit mir was immer geſchehen." Er wandte ſich von ſeinem bisherigen Genoſſen ab.

„Jan!" rief der Brandeiſer.

Dieſer winkte ihm ungeduldig, ſich zu entfernen.

Mit lautem, höhniſchen Gelächter entfernte ſich der Brandeiſer und ſchlug die Thüre hinter ſich zu, daß ſie in ihren Angeln ächzte. „Der tolle Kerl!" ſagte er zu ſich, als er die Treppen hinabſtieg; „er will beſſer ſein als Andere! Oder glaubt er, ich würde hier bleiben und das Gericht über mich ergehen laſſen? Das thäte nur ein Narr! Nein! nein! Bei Zeiten ſich aus dem Staube machen, iſt zuweilen auch ein gut Ding. Aber ſo viel ſteht feſt: entweder iſt er toll geworden, oder er hat ſeine Kraft an eine Dalila verſchwendet!" Plötzlich ſchlug er ſich vor die Stirne, als ob ſeine eben unwillig hervorgeſtoſſenen Worte ihm plötzlich die ganze, mehrtägige Handlungsweiſe des Smojner's erhellten. „Ich Thor! war denn nicht Jadwiga hier? und er bekannte mir ja vor dem Zuge gegen Pottenſtein, daß er ſie liebe. Beim T.....! verführte ja ſchon das erſte Weib den erſten Mann im Paradieſe; ho ho! Jadwiga, Du Dalila auf Borohrádek, Du trägſt die Schuld, daß ich mich von nun an vor einem Stückchen Pergament werde demüthigen müſſen, als ob zweitauſend Helme vor Brandeis ſtünden. — Ein Hundeleben das! — Doch, wir wollen zuſehen, ob ich Dich, Du Schlange Jadwiga, nicht aus dem Paradieſe jage!" — Als er in den Vorhof kam, begegnete ihm, wie gerufen, Hynek von Pottenſtein, der ſeinem Verſprechen getreu bis jetzt noch keinen Schritt vor das Burgthor Zampachs gethan hatte. Scheinbar unbekümmert um ihn rief der Brandeiſer ſeinem Geſinde, ſich zum Abzuge bereit zu halten.

„Oh, Du reiteſt jetzt fort, Herr von Brandeis, wenn man hier Deiner am meiſten bedarf?" fragte ihn der Pottenſteiner.

„Ich dränge nirgend meine Hilfe auf, wo man ſie nicht annehmen will," erwiderte der Brandeiſer ſchon am Pferde; „und mit Narren iſt's nicht gut, aus einer Schüſſel zu eſſen."

„Wie ſoll ich das verſtehen?"

„Dalila brachte den Samſon um ſeine Stärke und lieferte ihn in die Gewalt ſeiner Feinde," verſetzte der Gefragte; „Jadwiga von Borohrádek war die Dalila des Jan von Smojna, des kraftvollen Paneř!" Er ſpornte ſein Roß und jagte mit den Seinen zur Burg hinaus.

Der Pottenſteiner blickte ihm wie betäubt nach. „So war doch mein Argwohn nicht ungegründet!" preßte er aus wildarbeitender Bruſt hervor; „was war das doch für ein Preis für meine Freiheit? ha, ha!" lachte er wild. Er ſprang empor und rannte wieder auf die Walle, unverwandt in die Gegend hinausſtarrend. — Die Sonne blendete ihn — er blickte ſtets vor ſich und drohte zuweilen mit geballter Fauſt gegen Borohrádek oder gegen das Burggebäude hinter ſich. Da verzog ſich plötzlich ſein Mund zum Lachen und er ſchlug in die Hände wie ein Kind, wenn es ein langerſehntes Spielzeug erlangt.

Dort an den Scheiteln der Berge zwiſchen dem hentigen Horegój Libchava und Zampach erblitzten Waffen, Lanzen von Reitern, Partiſanen vom Fußvolk und in den Strahlen der Sonne erglanzten die Helme. Und hoch über ihnen flatterte das Panier, weiß und roth, leicht zu unterſcheiden von den dunklen Gipfeln der Föhren und Tannen, zwiſchen denen es wehte, hier als Schwan, dort als blutende Roſe, die vom Azur herabſanken. Raſch, ſehr raſch machte Karl ſeinen Entſchluß zur That. Erſt die Ruhe im Hauſe, ehe er ſie dort hinter den Bergen in Deutſchland herſtellen wollte; dies war ſein Grundſatz, dem er auch, zum Segen und Glück ſeines Reiches wirklich nicht untreu wurde. — Doch Jan von Smojna traf keine Rüſtungen zur Gegenwehr; der Thurmwart gab das Zeichen, das Geſinde lief auf Zampachs Wällen zuſammen, doch der Burgherr trat noch nicht herzu. „Es iſt nicht mehr der Jan von Smojna, der entſetzliche Paneř," ſagte Hynek zu ſich; „Jadwiga von Borohrádek war ſeine Dalila, und ich wurde frei! warum gerade ſie?"

Lauter Jubelruf unter dem Geſinde am Vorhofe bezeugte, daß der Burgherr endlich unter ſeine Leute getreten war. Auch der Pottenſteiner wandte ſich um. Der Smojner erſchien in ſilberblitzender Rüſtung, die goldene Ehrenkette hing an ſeiner Bruſt; in ſeinen Mienen lag Stille, Ruhe, nur ſein Auge flammte in ungewöhnlichem Feuer.

Digitized by Google

Der Pottenſteiner verzerrte ſein Geſicht und wandte ſich von ihm ab. „Daß Du mich in dem unterirdiſchen Kerker hätteſt verſchmachten laſſen, Drache!“ tobte er. „Ha! Alle wiſſen um meine Schmach, nur ich ließ mich durch Gleisnerworte blenden!“

In Reihen im halben Kreiſe ſtand das Volk von Smojna am Vorhofe, Niemand fehlte, auch nicht der jüngſte Roßknecht. —

„Es bleibt uns nur noch wenig Zeit, meine Freunde!“ ſagte der Smojner. „Hört mich, ich rede vielleicht das letztemal mit Euch.“ — Es erfolgte eine Bewegung unter dem Volke, doch der Smojner winkte und wieder horchten ſie geſenkten Hauptes in größter Stille. — „Ich wußte um den Anzug des Kaiſers und Königs, unſeres Herrn,“ fuhr er fort, „und that nichts zur Gegenwehr, ſo lange es Zeit war, denn ich will nicht meine Hand gegen meinen König erheben. Er naht als mein Richter, doch ich hoffe, als gnädiger Richter vielleicht, vielleicht auch nicht. Ein ſchlechter Dank wäre es aber für Euch, für Euere treuen Dienſte, für Euere Liebe zu mir, wenn ich Euch gleicher Gefahr ausſetzen wollte —“

Ein einziger Ruf erſcholl, während die Waffen erklirrten, durch die Reihen: „Nicht ſo, wir Alle gehen mit Dir! Haben wir Deinen Ruhm getheilt, ſo wollen wir auch Dein Schickſal theilen!“

Liebevoll blickte der Smojner um ſich und fuhr nach einer Weile, als wäre er durch nichts unterbrochen worden, fort: „Und darum will ich es ſo und dieſes iſt mein Befehl: Noch in dieſem Augenblicke verlaßt Ihr Zampach und jeder Mann nehme vom Vorrathe ſo viel mit als er zu ertragen vermag; Ihr zu Pferde verlaßt das Fußvolk nicht, und Ihr werdet Alle geſchützt ſein. Seht, daß Ihr auf dem kürzeſten Weg Schleſien erreicht.“

„Was jagſt Du uns von Dir, wie ſchäbige Ratten?“ meldete ſich einer aus der Rotte.

„Wer wagt es, ſich meinen Befehlen zu widerſetzen?!“ donnerte der Smojner. — Alle ſchwiegen und ſenkten die Köpfe; und wieder beſänftigt ſchloß der Ritter: „Die Zeit verrinnt, Kinder! Geht mit Gott! Ich danke Euch für alle Euere Dienſte, ſie waren nie laß im Kampfe; Ihr fürchtetet weder die Wälle noch die Schwerter unſerer Feinde; und deshalb ſchon werdet Ihr Euch in der Welt nicht verlieren, denn überall wird man Euere Kraft würdigen. — Wird mir der König ein gnädiger Richter, dann werdet Ihr meine Stimme hören, wenn Ihr zerſtreut wäret; wenn nicht — wolan, ſo hoffe ich wenigſtens zu Gott, daß wir uns in der Ewigkeit wieder finden.“ Als er geendet, wandte er ſich ab, um ihnen ſeine Rührung zu verbergen; oder vielleicht, um nicht zu ſehen, wie Allen, auch den Roheſten, Thränen in den Augen ſtanden.

Ruhig führten ſie ihre Pferde auf den Vorhof hinaus, und ſelbſt die Thiere, als fühlten ſie die ganze Bedeutung dieſes Augenblicks, hingen die Köpfe, wieherten nicht muthig wie ſonſt bei einem Zuge oder einer Ausrüſtung. Sie ſtellten ſich in Reihen auf, vorn und rückwärts Reiter, ſie ſtanden noch Alle da, mit unverwandten Blicken auf ihren Herren, mit dem ſie manchen Sieg und manche Beute errungen, unter deſſen Führung ſie der Schrecken der ganzen Gegend waren. — „Mit Gott, Vater Ritter! mit Gott, Jan von Smojna!“ riefen ſie jetzt und entfernten ſich aus der Burg.

Erſt, als der Letzte zum Burgthore hinausritt, wandte ſich der Smojner um, um noch einmal ſeine Burſche zu ſchauen, die ſo tapfer in heißen Kämpfen ihm geholfen hatten.

Der Pottenſteiner trat in das Thor zu ihm.

„Sieh' dorthin!“ ſagte er höhniſch, nach rechts weiſend, wo einzelne Truppen königlicher Völker aus dem Hohlwege hervorragten.

„Gut, daß Du mich d'ran gemahneſt!“ ſagte der Smojner mit Ruhe; „durch den Anzug meines Königs wird wol unſer Pakt zerriſſen. Ich gebe Dir Dein Wort zurück, mit dem Du Dich verpfändet, die Burg nicht zu verlaſſen. Geh', Herr von Pottenſtein und melde Deiner Braut, daß Jan von Smojna nimmer vor einem königlichen Gerichte ſtehen würde, wenn er ihr Mitgefühl früher erkannt hätte; ſie möge deshalb mein Andenken nicht in Schen erhalten!“

„Ich werde nicht der Bote der Galane Jadwiga's von Borohrádek ſein,“ erwiederte der Pottenſteiner ſarkaſtiſch.

„Elender!“ ſchrie der Smojner in höchſter Wuth und griff nach dem Schwerte; doch er ermannte ſich und verſetzte: „Ha! mich nennt man einen Räuber und vielleicht werde ich auch bald als ſolcher gerichtet werden; doch ich danke Gott, nicht an Deiner Stelle zu ſein. Fort von hier, daß Du nicht ferner meinen Boden durch Deine Gegenwart beflecken!“

Mit Hohn ſchritt der Pottenſteiner dem nahenden königlichen Heere entgegen; die Eiferſucht nagte an ſeinem Herzen und tödtete jedes edlere Gefühl in demſelben. Das Heer lagerte unter der Burg, gewärtig, jede Gegenwehr zu überwältigen; aber man war erſtaunt, die Wälle leer, die Burg ſtille, wie ausgeſtorben, zu ſehen; nur vor dem Thore auf der Brücke ließ ſich die Rieſengeſtalt des Smojners in ſeiner ſilberblitzenden Rüſtung ſehen.

„Der Paneř! der Paneř!“ flüſterten ſie ſich zu, die eine Abtheilung machte ſich marſchfertig, ſtieg mit aller Vorſicht empor, denn man meinte nicht anders, als daß dieſe ſcheinbare Stille nur eine Kriegsliſt des entſetzlichen Paneř ſei. „Im Namen des Königs!“ rief der Anführer dieſer Abtheilung dem Smojner zu, der ihnen entgegenkam.

„Verherrlicht ſei der Name des Königs!“ erwiederte dieſer.

„Im Namen des Königs!“ wiederholte der Führer; „lade ich Dich, Jan von Smojna, vor das Gericht des erhabenſten Kaiſers und Königs!“

Unter Zampach errichtete man in Eile ein Zelt für den Kaiſer. Ringsherum ſtanden die Söldner gereiht, in weiterer

Digitized by Google

PÈRE LA CHAISE
[Paris.]

Digitized by Google

Entfernung das ſich von allen Seiten herbeidrängende Volk. Die Herren, die im Geleite des Kaiſers waren, ſtanden umher und hielten über Paneér Gericht, der ruhig ſeinem Könige gegenüberſtand. Weiter entfernt ſtand der Nachrichter und ſchlang einen Knoten in den Strick, der an eine ſtarke Eiche befeſtigt war.

„Alle ſeine Frevelthaten ſind erwieſen," ſagte Karl. „Sprich, Jan von Smojna, waren es Deine Thaten?"

„Wozu ſoll ich mich rechtfertigen? Prächtig gelang es meinen Feinden, meine Thaten zu verdrehen, daß ich ja ſchon im voraus verurtheilt bin" — dabei wies er mit dem Finger auf den Nachrichter.

„Iſt Jemand da, der ein günſtiges Zeugniß für Jan von Smojna ablegte?" fragte umherblickend der König auf's neue.

„Tritt vor, Herr Hynek!" mahnte ihn der Kunwalder, der auch auf die Nachricht von des Kaiſers Anzuge gegen Zampach geeilt war; „tritt Du vor und ſprich Du! Mir glaubte man nicht, ja, ich fiele vielleicht gar in Verdacht, ſein Genoſſe zu ſein."

Hynek bemerkte mit geheimer Schadenfreude die Wendung der Dinge, froh, jetzt, wie er wähnte, ſich für den Verluſt von Jadwigens Herzen rächen zu können; denn er begriff Paneér's Großmuth nicht und der Brandeiſer hatte die Saat der Eiferſucht auf einen empfänglichen Boden geſtreut. Auf des Kunwalder's Worte lachte er höhniſch und ſchwieg.

„Mein erhabenſter Herr!" ſagte der Smojner nach einer Weile; „es wäre vergebens, auf eine Antwort zu warten, und Zeugen gab es genug, da ja auch die wider mich zeugten, die mich blos dem Namen nach kennen. Eins jedoch haben ſie doch vergeſſen: das, daß ich vor neun Jahren dem Markgrafen Karl, dem erwählten deutſchen Kaiſer das Leben erhielt, worauf er mich ſelbſt zum Ritter ſchlug und mit der goldenen Kette beehrte."

Ein Unwillen der Anweſenden machte ſich bei dieſen Worten laut Luft. Karl erröthet. „Und darauf haſt Du losgefündigt?" rief er unwillig aus; „die weite Gegend mit Angſt und Schrecken erfüllt — und ganze Familien zur Verzweiflung gebracht? Wiſſe denn alſo, kühner Mann!" — dabei ſchritt er auf den Nachrichter zu, nahm ihm die Schlinge aus der Hand und warf ſie dem Smojner eigenhändig um den Hals und rief: „Ich habe nicht immer goldene Ketten zu vergeben!" Der Nachrichter zog den Strick am andern Ende an, und ehe ſich die Umſtehenden deſſen bewußt waren, wiegte ſich der Leichnam des Smojner's am Baume.

Plötzlich erſcholl in der Ferne ein lautes Rufen, einzuhalten. Herr Aleſch jagte mit ſeiner Tochter im Galoppe herbei. „Zu ſpät!" rief Herr Aleſch, als er den Leichnam gewahrte. „Ach, mein höchſter Herr! ſo eilte Deine Majeſtät ſo ſehr mit der Vollziehung des Urtheiles?"

Jadwiga blickte entſetzensvoll im Kreiſe umher. Herr Aleſch erklärte in kurzen Worten Alles. Karl's Antlitz verdüſterte ſich. „Ei, Herr von Pottenſtein!" wandte er ſich plötzlich an dieſen; „warum ſchwieget Ihr, wenn Ihr um die Wahrheit wußtet?"

Der Pottenſteiner ſenkte die Augen, unvermögend, den Vorwurf in Aller Blicken zu ertragen. „Ich glaube bis jetzt nicht an den hohen Sinn des Smojner's, mein erhabenſter Herr!" antwortete er, Muth faſſend. „Für welchen Preis er jedoch mit mir handelte, vermag Jadwiga von Borohrádek am beſten zu ſagen!"

Ein entſetzensvolles Schweigen folgte dieſen Worten.

„Verläumderiſcher Schurke!" ſchrie Herr Aleſch wüthend und griff nach dem Schwerte — die Umſtehenden wehrten ihm. „Ruhig, Herr Aleſch! Haltet Frieden in Gegenwart des Königs und ſetzet Eueren Kopf nicht für ſolch einen Menſchen ein!"

Jadwiga riß den Ring vom Finger und warf ihn dem Pottenſteiner vor die Füße. „Herr von Pottenſtein!" ſagte ſie, „die Bande zwiſchen uns ſind zerriſſen; nun danke ich Gott, daß ich noch unentweiht dem Dienſte der höchſten Jungfrau mich widmen darf."

„Jadwiga!" rief der Pottenſteiner.

Sie wandte ſich von ihm ab und alle ſeine adeligen Brüder begannen ſich von ihm zu ſondern. Noch einen Blick warf Jadwiga auf die Leiche, dann entfernte ſie ſich mit ihrem Vater.

Kaiſer Karl befahl den Leichnam vom Baume zu ſchneiden und tief erſchüttert ließ er das Lager abbrechen, um Zampach noch vor Sonnenuntergang nicht mehr zu ſehen.

So endete Paneé, deſſen Kraft und Tapferkeit bei dem böhmiſchen Volke zu dem Sprichworte wurde: „Panzern wie Paneér's Hemd!" ein Sprichwort, das von kühnen, kriegeriſchen Leuten galt und von der Theilnahme zeigt, welche der Fall des ſtolzen, auf ſeine Kraft übermüthigen Ritters bei dem Volke erregte.

Feuilleton.

Père la Chaiſe.

(Hierzu die lithographirte Abbildung.)

Père la Chaiſe, der Pariſer Kirchhof, iſt ein mehr als hundert Morgen großer Raum. Faſt alle berühmten Männer Frankreichs aus der neuen Zeit ruhen dort, ganze Generationen ſchlafen unter dieſem bunten Durcheinander von Kapellen, Tempeln, Sarkophagen, Pyramiden, Säulen, Monumenten und Steinhaufen aller Art, über den gemauerten Katakomben und Grüften. Dort ein niedriger, kleiner Grabhügel, ein hölzernes Kreuz, ein Täfelchen, ein Pinienſtamm, ein Roſenſtrauch; hier Büſten und Statuen in Bronze und Stein, in Erz und Marmor. Auf dieſes Meer von Denkmälern werfen hochſtämmige Bäume ihren dichten Schatten. Epheu und andere Schlingpflanzen ranken ſich über die Steine,

Digitized by Google

zwischen denen faſt aller Orten dunkles Immergrün emportaucht. Regellos laufen und kreuzen ſich die breiten, gepflaſterten Hauptſtraßen, die Alleen von Linden und Platanen, die kleinen Fußwege. Aber wie in der Stadt der Lebendigen haben ſich auch die Todten ſtreng in Arrondiſſements geſchieden; Père la Chaiſe hat ſeine altariſtokratiſchen, ſeine Arbeiter-, ſeine Bourgeois-Viertel. Die Ariſtokratie des Blutes, des Degens, des Geiſtes, des Geldes — ſie liegen wieder unter ſich geſondert. Hier Edelleute vom alten Schlag, dort Napoleoniden, da Staatsmänner, Dichter, Künſtler, Denker. Je nach ihrem Vermögen haben ſich die Geſchiedenen darin eingemiethet, die einen auf wenig Jahre, die andern auf immer. Alles iſt durchwühlt und durchſchaufelt, als wären die heimlichen Falten der Erde aufgeſucht, um Schutz und Ruhe zu finden. Père la Chaiſe öffnet ſich für jeden, aber er bettet nicht alle gleich. Schau die breite Rue la Roquette, welche durch die Barrière d'Aunay auf den Friedhof führt, verräth das, denn ſie iſt in ihrem letzten Theil nichts als ein großes Waarenlager von Leichenſteinen und Todtenkränzen. Ob man eine Immortellenkrone für 5 Sous oder ein Monument für 50,000 Francs erſtehen will, man braucht nicht viel Schritte zu machen, um den Handel abzuſchließen. Rührende Verſe, pomphafte Lobpreiſungen, Sinnſprüche, Wappen, Deviſen, Denkmäler aller Art, für jedes Geſchlecht, jedes Alter, jeden Stand — die Induſtrie hält Alles feil. Tauſende ſterben nur von den Todten; man ſieht es bei der Mehrzahl gerade der prächtigſten Grabſtätten, daß ſie von Leuten entworfen ſind, denen der, welcher darin ruht, höchſt gleichgiltig war. Aber die Menſchen, vorzüglich die Franzoſen, verläugnen ihren Grundcharakter auch im Tode nicht: „Eitelkeit iſt ihr ganzes Weſen.“ — Alle Bewohner von Père la Chaiſe haben ſich knapp eingerichtet, um den Lebenden den Raum nicht zu beengen; ſelbſt die „auf immer“ gegründeten Monumente ſind ſelten über einen oder zwei Meter breit, denn in den tiefen Gewölben ſteht Sarg auf Sarg, nur durch eine Steinplatte geſchieden. Bei den meiſten iſt ein einfaches Steinhaus von vierkantiger Form darüber errichtet, das im Innern einen kleinen Altar birgt. Auf der Außenſeite iſt dann nur der Familiennamе und à perpétuité eingegraben. Der Fremde bleibt aber doch davor ſtehen, wenn er einem Namen wie Arago oder Lafayette begegnet. Dies beſcheidene Fleckchen Erde iſt alſo Alles, was ſie ſich von der Welt vorbehalten haben? — Ludwig Börne liegt hart am Wege, in der Nähe des Soldatenmonuments. Es iſt ein kaltes nüchternes Grab, mit einer Granit-Pyramide, in der die Bronze-Büſte des Geſchiedenen ſteht. Vier Immortellenkränze lagen daneben, ſonſt kein lebendiges Zeichen der Erinnerung. Die Inſchrift iſt franzöſiſch. Ganz oben an der Mauer liegt Sir Sidney Smith, mitten unter ſeinen „Feinden;“ ſo findet man manchen Engländer oder Spanier rings von Franzoſen eingeſchloſſen, aber keiner hat ſich ſeiner Mutterſprache geſchämt; es blieb wieder allein den Deutſchen überlaſſen, dieſe zu verleugnen am Grabe eines Deutſchen. Einer baleriſchen Dame v. P. hat man ſogar eine lateiniſche Inſchrift auf das Grab geſetzt; man kann das Verdecken der Nationalität nicht deutlicher an den Tag legen. Es iſt wirklich weit gekommen, daß die Deutſchen ſelbſt im Tode ſich des Volkes ſchämen, dem ſie angehören.

Wenn man den Hauptweg von Père la Chaiſe bis an den Abhang verfolgt und dann links abbiegend, den Hügel hinauf geht, ſo ſtößt man auf eine Kapelle, die ungefähr in der Mitte des Friedhofes liegt. Von dort braucht man nur wenige Schritte nach Südweſten zu richten, um auf einen kleinen freien Platz zu gelangen, welchen Linden ringsum einnehmen. Es iſt ein ſtilles ſchattiges Fleckchen, aber freilich rundum Stein an Stein, wie überall; nur aus der Ferne dringt das Tagesgeräuſch der Million herauf, die dort unten lebt, aber es iſt nur ein dumpfer Ton, der kaum die tiefe Ruhe ſtört. Dort liegt Kreutzer und zu ſeinen Füßen ſproßt üppig eine Fuchſia, daneben Pleyel, Mehul, Gretry, die Gruft des Einen von Immergrün, die des Andern von Reſeda umwuchert. Nur Herold's Grab ſteht ſtill und verlaſſen. Die Inſchriften ſind einfach, ſie gelten den Menſchen, nicht den Künſtlern, die dort ruhen, eine Lyra iſt neben dem Namen Alles, was ſie als ſolche verräth. Nur zwei Denkmäler entfernen ſich von dieſer Beſcheidenheit, das von Baieldieu und das von Bellini. Da fehlt keine Oper, kein Tonwerk, das ſie komponirt; Rom, London, Wien und Paris müſſen Zeugniß ablegen, was der Schöpfer der „Sonnambula,“ der „Straniera,“ der „weißen Dame“ ihnen geweſen. Aber dieſe Ruhmredigkeit verletzt nicht, denn es ſind die Schüler, die dort ihren Meiſter begraben haben; warum ſollten ſie ſich nicht noch einmal in das Gedächtniß zurückrufen, was er geſchaffen? — Unten am Fuße des Hügels, am Ende der großen Allee, liegt mitten in einem Bowling-Green das Monument Caſimir Perier's mit der Bronzeſtatue deſſelben, getragen und umgeben von der Gerechtigkeit, der Beredſamkeit und der Kraft; die Stadt Paris hat dieſes Standbild geſetzt. — Beſonders die Gräber berühmter Generale und Staatsmänner ſind verſchwenderiſch ausgeſtattet; da fehlt kein Orden, kein Titel, keine Zahl, nichts iſt verſäumt, um den Fremden zu unterrichten, wer dort begraben liegt. Am Weſtabhang des Hügels ruhen die Napoleoniden; ſie liegen ziemlich dicht aneinander, als warteten ſie auf die Reveille des todten Kaiſers.

Es iſt in deutſchen Augen eine Entweihung, auch nur ein Wort dem Namen hinzuzufügen, wenn er Männer bezeichnet, die aus dem Stoff waren, woraus die Geſchichte ihre Helden ſchnitzt. Nur einzelne unter den Gräbern verrathen, daß ſie nicht um der Fremden willen gegründet wurden; es ſind die dichtbewachſenen Hügel, an denen man mühſam den Namen findet, oder Monumente, die äußerlich nicht verrathen, für wen ſie beſtimmt. Wenn man planlos in dieſem Labyrinth irrt, dann trifft man oft ganz verſteckt in einem Eckchen, beſcheiden zwiſchen mächtige Sarkophage geſchoben, die letzte Ruheſtätte jener erhabenen Denker, jener großen Geiſter, von denen die Welt ſelbſt das Grab über die Wahrheiten vergeſſen hat, die ſie gefunden haben. Aber ſie bedürfen auch keines Monumentes aus Erz oder Marmor, um ihren Namen der dankbaren Nachwelt zu überliefern; daß ſie gelebt, weiß ein Jeder; ihr Wirken reicht über das Leben vieler Geſchlechter hinaus; ſie waren Keime, die ihre Früchte in die Ewigkeit treiben. Neben ihnen ſind die prächtigſten Grabſtätten moderner Cröſuſſe eitler Tand, über welchen das Auge des Beſchauers flüchtig gleitet; was kümmert es die Welt, ob dieſe lebten oder ſtarben? Was hat die Menſchheit an ihnen zu beweinen? Ganz oben, auf dem höchſten Punkte des Père la Chaiſe, findet man eines von den kaſtſpieligen Mauſoleen der Fürſten des Geldes — es iſt das des Banquiers Agnada, ein aus weißem Marmor gearbeiteter Sarkophag von der Kunſt und der Wohlthätigkeit getragen; der über der Gruft der Gräfin Demidoff iſt nicht minder koſtſpielig und ſteht mit ſeinem Wappen und ſeiner Grafenkrone unter einem griechiſchen Tempel.

Am Oſtende von Père la Chaiſe liegt der freie Raum, der für die gemeinſchaftlichen Gräber beſtimmt iſt. Von oben herab ſieht er wie ein Immortellenfeld aus, ſo dicht ſtehen die mit Todtenkränzen voll behangenen niedern Kreuzchen. Dort werden die Namenloſen eingeſenkt, bunt durcheinander gewürfelt, wie ſie der Tod hingerafft hat. Es iſt faſt kein Grab hier, auf das nicht liebe Hände einen Roſenſtrauch oder Myrthenbuſch gepflanzt und ſorgſam ihn gepflegt hätten. Welcher ſieht man ſie in kleinen Töpfen das Waſſer aus der Leitung holen, um die Blumen zu begießen. Die Armen können den Aufſeher nicht bezahlen, und vielleicht wollen ſie auch nicht, daß fremde Hände und im Lohn das Grab derer hüten, welche ihnen theuer ſind. Nur hie und da wuchert das Gras hoch über einen kleinen Hügel und das Unkraut buſcht ſich weit über den Rand. Die haben allein in der Welt geſtanden, die dort ruhen, denn ſonſt trägt auch das beſcheidenſte Kreuzchen ſeine Immortellenkrone und hat am Tage Aller Seelen ſeinen bethauten Blumenkranz empfangen. Es liegt ein eigenthümlicher, ſchwermüthiger Reiz in dieſem Kultus der katholiſchen Kirche mit den Todten, der auf einem tiefen Verſtändniß der menſchlichen Natur beruht. Des Menſchen

Digitized by Google

Engel iſt die Zeit, warum abſichtlich du die Erinnerung des Verluſtes wach erhalten? Gewiß, weil der Schmerz der einzige Troſt für ihn iſt. Die Thräne trocknet, die Wunde vernarbt allmälig, aber dem ſinnigen Gemüthe bleibt ewig die ſtille Sehnſucht nach dem Geſchiedenen. — Mitten unter den prächtigen Monumenten findet man zuweilen einen kleinen Eiſenſeſſel angeſchloſſen und Stunden lang ſah ich einſt an ſolcher Stelle eine ſeingekleidete Dame emſig an einem niedrigen Grabhügel beſchäftigt. Ich wollte in der Nähe der Ernſt einen berühmten Todten beſuchen, wagte die Trauernde aber nicht zu ſtören. Als ſie endlich gegangen, ſah ich, daß es das Grab eines lange ſchon geſchiedenen Kindes war, welches die Mutter mit eigener Hand beſorgt und mit Blumen friſch geſchmückt hatte. Jedesmal, wo ich des Morgens früh Père la Chaiſe beſuchte, ſah ich dürftig gekleidete Frauen zwiſchen den Armengräbern kaiend oder aus einem Gebetbuch leſend. Der Verluſt entfernter Angehörigen der Familie wird in Frankreich eben ſo gewiſſenhaft wie in England durch die äußere Trauer kundgegeben; iſt es nicht ein Zug tiefen Zartgefühls, daß dieſe Form nicht beobachtet wird, wenn die Mutter ihr Kind verloren hat? Die Liebe zu demſelben iſt das einzige Gefühl der Menſchenbruſt, das ſtets frei von allem Egoismus iſt, der gemeinſchaftliche Charakterzug der Frauen aller Völker, der Mittelpunkt ihres Lebens.

Dicht bei den Gräbern der Komponiſten, die wir ſchon erwähnt, findet ſich ein einfacher Sandſtein-Sorkophag mit einer Marmortafel, auf der nur ein Name ſteht: Talma. Mir kommt's vor, als wenn das der Todten würdiger wäre als jene pomphaften Inſchriften, denn dieſe bezeugen doch nur eine ganz kleinliche Eitelkeit. Die Gegenſätze berühren ſich auch hier; von dem einen iſt auch das Geringſte, was man von ihm ſagen würde, viel zu viel, von dem andern Alles, was man von ihm ſagen könnte, viel zu wenig!

Espartero.

(Mit dem xylographirten Porträt.)

Die neueſten Ereigniſſe in Spanien, das ſeit einem halben Jahrhunderte an inneren Unruhen blutet, haben einen Mann an die Spitze der Regierung geſtellt, der berufen zu ſein ſcheint, dem unglücklichen Reiche die langerſehnte innere Ruhe zu verſchaffen und Frieden unter die Parteien zu bringen, deren gegenſeitiger Haß ihrem Vaterlande ſchon ſo tiefe Wunden geſchlagen. Dieſer Mann iſt Don Baldamero Espartero, der Siegesherzog, Graf von Luchana, gegenwärtig Miniſterpräſident in Spanien. Der Herzog von Vittoria iſt zu Granatula in la Mancha 1792 geboren, als das neunte Kind eines armen Stellmachers. Er trat 1808, als Spanien ſich gegen die Franzoſen erhob, als Freiwilliger in das ſogenannte „heilige Bataillon" von Toledo, dann in das Kadetenkorps und ward 1811 Unterlieutenant im Geniekorps zu Cadix. Als Oberlieutenant machte er 1815 den Feldzug gegen Amerika mit und befand ſich bei mehreren Generalen als Generalſtabs-Offizier. Er zeichnete ſich vielfach aus und ſtieg zum Major, als welcher er ein Bataillon leichter Truppen führte. Am 9. Juni 1823 ward er bei Tarada zwei Mal ſchwer verwundet und kehrte, in Folge der Kapitulation von Ayatacho, als Brigadier nach Spanien zurück. Durch Spiel reich geworden, heiratete er die Tochter eines reichen Gutsbeſitzers zu Logroujo. Als Oberſt eines Infanterieregimentes war er 1830 einer der Erſten, die ſich für die weibliche Thronfolge ausſprachen. In dem nun begonnenen Karliſtenkriege führte er als General mehre Brigaden und Diviſionen unter Mina und Cordova, übernahm er als interimiſtiſcher Chef das Kommando über die Chriſtinos, verfolgte Gomez auf ſeinem Zuge durch Spanien und rettete durch ſein plötzliches Erſcheinen Madrid vor einem Handſtreiche der Karliſten. Hierauf übernahm er das Kommando der Nordarmee und wurde Generalkapitän in Navarra und Baskien, 1837 wurde er Deputirter bei den Cortes, trug viel zum Sturze des Miniſteriums Calatrava bei, ſchlug aber die Präſidentſchaft des Miniſteriums und das Porteſeuille des Krieges aus, rettete im September 1837 nochmals Madrid, warf die Karliſten über den Ebro zurück und entſetzte Bilbao. Er erhielt hiefür den Titel Graf von Luchana. — Der Sieg über den karliſtiſchen General Grafen Negri am 1. Mai 1838 verſchaffte ihm den Rang eines Generalkapitäns der ſpaniſchen Armee, 1839 die bei Ramales, Guardamino ꝛc. errungenen Vortheile die Würde eines Grands erſter Klaſſe und eines Herzogs von Vittoria (Herzog des Siegs). Er bewog darauf den General Marote am 29. Auguſt 1839 zum Vertrag von Bergara, durch den Don Carlos genöthigt wurde, ſich auf franzöſiſchen Boden zu begeben. Im September 1840 übertrug ihm Königin Chriſtine als Miniſterpräſidenten die Bildung eines neuen Kabinets, nach ihrer Abdankung wurde Espartero Regent Spaniens. Die Cortes verliehen ihm den Titel Hoheit. Kraftvoll regierte er Spanien, bis er, durch die Intrigen Chriſtinens und der Geiſtlichkeit geſchwächt und von allen Freunden verlaſſen, ſich endlich im Juli 1843 zu Cadix nach Liſſabon und England einſchiffen mußte. Die Feindſchaft der Geiſtlichkeit hatte ſich Espartero durch die Einziehung der Kloſtergüter in den nördlichen Provinzen zugezogen; eine päpſtliche Allokution, die desfalls erfolgte, verurſachte große Aufregung in Spanien. Dies raubte Espartero die Sympathien vieler Spanier und war eine Haupturſache ſeiner Abſetzung. Von Liſſabon aus proteſtirte er gegen ſeine Widerſacher. Bei allen Bewegungen Spaniens in den folgenden Jahren zeigte er ſich ruhig, obſchon mehrmals das Gerücht ging, daß er wieder thätig auftreten würde. Die neueſten Unruhen in Spanien haben, wie ſchon erwähnt, ihn neuerdings auf den Schauplatz gerufen und dürften den Ruhm ſeines Namens noch

Digitized by Google

bedeutend vermehren. Espartero gehört auch dem Geheimbunde der Ayacuchos an, den jene Offiziere zu gegenseitiger Unterstützung schlossen, welche im Dezember 1829 nach der Einnahme von Ayacucho in Peru, nach Spanien zurückkehrten und wegen ihrer Niederlage im Kampfe gegen die amerikanischen Insurgenten in ihrer Heimat viel Schimpf ertragen mußten. Espartero verdankt seine Erfolge viel mehr der Thätigkeit dieses Geheimbundes, als seinem Schwerte.

Hervorragende Personen auf dem türkisch-russischen Kriegsschauplatz.

Schamyl.

(Mit dem lithographirten Porträttableau.)

Die Abgeschiedenheit, worin die Tscherkessen durch natürliche Grenzen und die russische Umzingelung leben, hat bei diesem Volke das große Bewußtsein hervorgerufen, daß nur unbegrenztes Gottvertrauen und die größte Entfaltung der eigenen Kräfte das Bestehen ihres Landes aufrecht erhalten kann. Diese Ueberzeugung wird durch einen Fanatismus genährt, dem sich die Bekenner des Islams so gerne hingeben und der besonders gegen das Jahr 1823 durch einen gewissen Hadis-Ismael auf eine hohe Stufe gehoben und durch Molla-Mohammed (der die Geheimnisse und Prophezeiungen Hadis in kriegerischer Form offenbarte) zur unbegrenztesten religiösen Hingebung in den Willen Gottes gesteigert wurde, ein Wille, der den Gläubigen zu siegen oder zu sterben befiehlt. Kasi-Mollah, ein Nachfolger und Schüler Mohammeds, organisirte die kampffähigen Männer nach diesen fanatischen Grundsätzen und gab noch ein besonderes kriegerisches Corps von Priestern bei, die sich Müriden nennen, worunter einer der vorzüglichsten Schamyl war. Schamyl ist 1797 in dem kleinen cirkassischen Dörfchen Himri geboren. Schon in seiner frühen Jugend machte er sich durch seinen Stolz, seine Liebe zur Unabhängigkeit und einen Drang in Spielen und kriegerischen Uebungen, seine Kameraden zu übertreffen, bemerkbar; obgleich er von sehr schwacher Körperbildung war, brachte er es durch unverdrossene abhärtende Uebungen zu einer ausgezeichneten Vollkommenheit in ritterlich-männlichen Kampfspielen. Wurde er besiegt, so ging er traurig und trostlos vom Kampfplatz und ruhte nicht, bis durch eine glänzende That die frühere Schaete ausgewetzt war. Mit besonderer Liebe hing er an seinem Lehrer Dschelal-Eddin, der, einer religiösen Secte angehörend, ihn über die Sprüche des Koran, deren Kenntniß er sich schon frühzeitig aneignete, belehrte und ihn dadurch zu jenem Enthusiasmus anspornte, der in späterer Zeit so große Früchte trug. — Die Tscherkessen hatten sich unter Kasi-Mollah (dem Gönner Schamyls) in den befestigten Ort Himri geworfen. Zurückgedrängt durch den russischen General Rosen, glaubten sie sich in diesem Platz gesichert; eine furchtbare, vier Tage und Nächte dauernde Beschießung zerstörte jedoch die Veste immer mehr, und auf das Aeußerste bedrängt, hatten die Cirkassier vor dem letzten Sturm nur noch 80 Müriden, welche entschlossen waren, sich in den Trümmern dieses Platzes zu begraben. Nie mag ein fester Punkt wüthender gestürmt und hartnäckiger vertheidigt worden sein, denn die fanatischen Aufmunterungen des verehrten Häuptlings steigerten den Muth der Vertheidiger zu einer wahren Raserei; vor dem letzten Kampf ermunterte Kasi-Mollah, triefend von Blut, nochmals seine Streiter zum Widerstande, warf sich mit allen in die Knie, um Allah ihre Seelen zu empfehlen, und stürzte in das Gemetzel, welches Alle dahinraffte, Einen ausgenommen, der zwar auch fiel, jedoch trotz zweier schweren Schuß- und einer Stichwunde, auf eine unbegreifliche Weise aus den einstürzenden Trümmern den racheschnaubenden Russen entkam; dieser Eine war Schamyl. Als er in Mitte seiner Landsleute wieder erschien, kannte das Erstaunen keine Grenzen, und noch heute wissen die Tscherkessen nicht, wie er entkam. Der Hang der Moslims, außerordentliche Fälle zu Mirakeln umzugestalten, und die glücklich benützte Geheimhaltung der Art des Entkommens sicherten Schamyl den Glauben an eine göttliche Auszeichnung und mit der Zeit den Nimbus eines Propheten zu. Er gelangte zur nächsten Würde eines ersten Müriden nach dem an die Stelle des gefallenen Kasi-Mollah ernannten Imam, Hamsad Beg, und ein zweites günstiges Ereigniß, das ihn abermals bei der Belagerung der Veste Chunsach vor dem Tode bewahrte, welchem Hamsad-Beg mit allen seinen Tapfern verfiel, hob ihn zur Würde des Imams der Tscherkessen empor, welche er in seinem 37. Jahr als Hamsad's Nachfolger antrat. Der Czar, welcher die Wichtigkeit, Schamyl zu vernichten, durch dessen bedeutende Erfolge immer mehr einsah, sandte den General Grabbe, um alle nur erdenklichen Kräfte aufzubieten, diesen gefährlichsten aller Russenfeinde zu verderben. Die Kühnheit, List, Beredsamkeit und Entschlossenheit Schamyl's, eine beispiellose Hingebung seiner Völker, mit religiöser Ergebung, ja mit Freude den Tod erwartend, suchend, sicherten ihm Erfolge über die Russen, wie die Geschichte wenige kennt; die gewaltigste Entfaltung russischer Kräfte erlitt bei Akucho und Dargo namenlose Verluste, ja sogar oft schon triumphirend geriethen die Russen, scheinbar Sieger, im letzten Moment in Tod und Vernichtung bringende Hinterhalte. Der kleine Fortschritt der russischen Truppen, den sie seit 30 Jahren in dem eigentlichen Tscherkessenlande machten, zeugt von der Wahrheit des Gesagten, und durch den jetzigen Krieg sieht es sicher zu erwarten, daß Schamyl, gegen welchen kaum drei aufeinanderfolgende Heere unter Grabbe, Klugenau und Dolgorucky etwas erzielten, nicht lässig sein wird, die sich ihm darbietenden Vortheile über die so vielfältig beschäftigten Russen zu benützen, wie auch in Wirklichkeit die Befürchtung seiner kühnen Streiche die Russen auf dem asiatischen Kriegsschauplatz sehr in Banden hält.

Gesetzgeber, Priester und Soldat zugleich, setzt Schamyl seit 18 Jahren mit einer kleinen, aber entschiessenen Macht den Russen einen unbewältigten Widerstand entgegen und hat sich jüngst mit den Türken verbunden.

Von mittlerer Statur, hat Schamyl rothblonde Haare, einen beinahe weißen Bart und von dichten dunkeln Brauen beschattete glänzend leuchtende Augen. Trotz seiner unermüdlichen Thätigkeit ist er sehr mäßig, er ißt wenig, trinkt nur Wasser und schläft kaum einige Stunden. Durch die uneigennützigste Selbstverleugnung, durch eigene schmerzhafte Bußen und Kasteiungen entflammt er sein Volk und nährt die Verehrung und den Glauben seiner prophetischen Sendung für ihn. Den zartesten Punkt seines Herzens bildet die hohe Liebe und Verehrung seiner Mutter, welche das Volk theilt und derselben viel Einfluß gewährt, und um mit der Bezeichnung eines Dichters aus Daghestan (Berfek-Bega) zu schließen, „hat Schamyl Blitze in den Augen und durch seine poetische Beredsamkeit Blumen auf den Lippen."

Fürst Menzikoff,

russischer Admiral, Generalstabschef der Marine und Seeminister, ist berühmt geworden durch den Beginn der Unterhandlungen mit der hohen Pforte, welche zu dem fast unentwirrbaren Knäuel der orientalischen Frage wurde, der gegenwärtig nur mehr durch das Schwert lösbar zu sein scheint. Fürst Menzikoff hat sich um die russische Seemacht große Verdienste gesammelt und Rußlands Flotte des schwarzen Meeres, welche unter seinem Kommando, ist gewissermaßen sein Werk. Die russische Flotte besteht aus: 4 Dreideckern, jeder mit 120 Kanonen; 10 Linienschiffen, mit je 84 Kanonen; 4 Fregatten, von denen zwei je mit 54, und die andern mit je 44 Kanonen ausgerüstet sind; ferner aus 4 Karvetten, drei mit je 24, und eine mit 14 Kanonen; 1 Brigg mit 20 Kanonen; 2 Goeletten mit je 14 Kanonen, und 2 Kuttern; in allem aus 28 Segelschiffen und 10 Dampfern, unter welchen zwei Dampfkorvetten „Bessarabien" und „Gromonoisec," jede von 400 Pferdekraft, sich befinden, mit 1100 Feuerschlünden und 18,000 Mann Bemannung; jedes Linienschiff hat 1100 Mann Bemannung.

Digitized by Google

SCHAMYL.

MUSSA PASCHA.

JSMAEL PASCHA.

ALEXANDER MENCZIKOFF.

Digitized by Google

Digitized by Google

Ismail Pascha,

türkischer Kavallerie-General, ist unstreitig einer der ausgezeichnetsten und beliebtesten Generale in der türkischen Armee und hat sich vornehmlich durch das blutige Treffen bei Cetate, in dem die Türken bekanntlich einen glänzenden Sieg über die Russen erfochten, berühmt gemacht. Unerschütterlicher Kampfesmuth, bewunderungswürdige Kühnheit und Todesverachtung sind seine hervorstechendsten Eigenschaften.

Mussa Pascha.

Unsern Lesern wird der heldenmüthige Vertheidiger der Festung Silistria, auf dessen Charakter auch nicht der geringste Makel ruht und der den Heldentod für sein Vaterland starb, in hohem Grade interessant sein. Wir lassen sonach eine kurze Charakterschilderung folgen. Mussa Pascha hat von der Pique auf sich bis zum General emporgeschwungen und bekleidete, ein Mann von erst 40 Jahren, den Rang eines Direktors der türkischen Artillerie. Er wurde bekanntlich, als er für den eben erfochtenen Sieg sein Dankgebet zum Himmel emporschickte, von einer Kanonenkugel tödtlich getroffen.

Folgender Charakterzug möge zeigen, mit welcher Vorsicht und Gewissenhaftigkeit Mussa in allen Dingen, die eines Drehens und Deutelns fähig waren, dem Gegner gegenüber verfuhr. Eines Tags nämlich übersandte der russische General bei Gelegenheit einer Unterhandlung an Mussa drei mit eingemachten Früchten gefüllte Gläser. Dieselben wurden dem Parlamentär abgenommen, und den Ueberbringern, mehreren Kosaken, jedem zur Belohnung ein Goldstück eingehändigt. Wohlwissend, daß derartige Dinge sehr oft benutzt worden sind, um auf geheime Weise Briefe zu befördern, trug Oberst Grach, ad latus des Mussa Pascha, Sorge, daß diese seltsame Gabe Mussa vor versammelten Zeugen eingehändigt wurde. Letzterer ließ alsbald in Gegenwart derselben alle Gläser öffnen, den Inhalt ausschütten und auf das allergenaueste untersuchen: „denn", sagte er, „ich traue den Russen nicht, und man kann nicht wissen, was sie im Schild führen." Der Inhalt stellte sich indeß als gänzlich unverfänglich heraus. — Mussa Pascha war in allen Dingen sehr einfach, hatte sehr wenig Bedürfnisse, und, es ist thatsächlich wahr, hinterließ nach seinem Tod Schulden. Was seine Rechtschaffenheit in administrativen Dingen charakterisirt, dürfte besonders der Umstand sein: daß er die mit Mehl, Früchten, Zwieback und Fleisch gefüllten Magazine einer steten persönlichen und so strengen Controle unterwarf, daß Officiere aus seiner Umgebung ihm hiegegen als nicht mit seiner Function verträglich Vorstellungen machten. „Wem", war seine Antwort, „könnte ich eine so wichtige Angelegenheit mit voller Beruhigung überlassen?" Seinen Anordnungen war es denn auch zu verdanken, daß während der ganzen Dauer der Belagerung der Preis des Brodes nur um wenig Pfennige aufschlug. — Ein gleiches Pflichtgefühl beseelte Mussa in Bezug auf seine unmittelbaren Dienstpflichten. Unermüdlich sah man ihn täglich zweimal die Batterien und Werke des ihm anvertrauten Platzes revidiren, eine bei türkischen Generalen sonst nicht allzugewohnte Sache. Gegen General von Kutzkowsky (Muchles Pascha) bezeigte der Pascha eine Ergebenheit und Dankbarkeit, die ihn sehr oft das ehrende Geständniß thun ließ: „Alles, was ich zu leisten vermag, verdanke ich ihm," und demgemäß ehrte er in ihm seinen Lehrer und Bildner. Seine technischen Kenntnisse waren weniger auf theoretischem Weg als durch lange Praxis erworben, und wie redlich ihm die Entwicklung und Fortbildung der von Kutzkowsky und seinen Officieren organisirten türkischen Artillerie am Herzen lag, das hat Mussa da am evidentesten bewiesen, wo sich ihm als Präsident des Artillerie-Conseils ein geeigneter Wirkungskreis bot. Noch müssen wir erwähnen, daß Mussa keine Correspondenz außerhalb Silistria hatte, und daß sein Sekretär Reschet Effendi, der sich augenblicklich in Omer Pascha's Umgebung befindet, ein ebenso einfacher als unbescholtener Mann war. Im Winter noch vor der Belagerung von Silistria war es, wo Mussa während eines Diners, bei dem die Rede auf eine etwaige Belagerung dieses Platzes kam, in Gegenwart des Obersten Grach und des sardinischen Generalstabs-Officiers Curoni die Worte äußerte: „Ich werde den Platz nicht lebendig verlassen!" Mussa hat treulich Wort gehalten: inmitten der Wälle, die er so glänzend vertheidigt, erhebt sich der Grabhügel des Gefallenen, sein schönstes Monument sind die ungebrochenen Wälle, seine stummberedte Freisprechung vom leisesten Verdacht aber sein Tod inmitten der Erfüllung ernster Pflicht.

Miszellen.

† Friedrich August II., König von Sachsen.

Unter die traurigsten Ereignisse unserer Zeit gehört der Unglücksfall, wodurch ein von seinem Volke wahrhaft geliebter Monarch, ein König, den Bildung des Geistes und hohe Herzensgüte den Besten an die Seite stellen, die je auf Thronen gesessen, plötzlich, in Gesundheitsfülle, dem Leben entrissen wurde.

Der König Friedrich August von Sachsen machte als besonderer Naturfreund jedes Jahr einige Gebirgsreisen, und so auch in diesem Jahre, in unser schönes Tyrol. Am 9. August bediente sich der König auf dem Wege von Imst nach Wens, nachdem derselbe eine größere Partie in den Hochgebirgen zu Fuß zurückgelegt hatte, eines Wagens, der durch einen unglücklichen Zufall bei einer Umbiegung des Weges, etwa gegen 10 Uhr Vormittags, umgeworfen wurde. Der König fiel zur rechten Seite gegen das Zugpferd zu, der ihn begleitende Adjutant Major Zezschwitz mehr seitwärts, endlich der Kammerlakai Kleeborn zwischen die Pferde. Die Stränge waren dem Handpferde zwischen die Füße gerathen, dasselbe schlug aus und traf das Hinterhaupt des Königs, dessen Worte waren: „Haltet nur die Pferde!" Der Kammerlakai zog den Verletzten sofort von dem Pferde weg und legte ihn mit Hilfe des Majors von Zezschwitz auf den nahen Grasboden, wobei sie ihm ein Kissen aus dem Wagen unter den Kopf gaben. Der Lakai holte in einem Becher Wasser und trocknete den Schweiß ab, wobei der König zu dem Lakai äußerte: „Verlaß mich nicht, ich werde Dich auch nicht verlassen;" und während Major von Zezschwitz eiligst nach Imst fuhr, um ärztliche Hilfe zu holen, brachten der Lakai und mehrere herbeigerufene Leute, die in der Nähe auf dem Felde arbeiteten, den König in den nahen Gasthof zu Brennbühl. Dort trafen auch bald nachher der Major und der einzige in Imst anwesende Wundarzt Rocker ein, welcher nach vorgenommener Untersuchung die Verletzungen, die sich theils hinter dem linken Ohre befanden, theils das Schläfenbein zerschmetternd getroffen, als sehr gefährlich erklärte. Der rechte Rockärmel zeigte sich zerrissen. Das vom Wundarzt für nöthig erachtete Schlagen einer Ader erfolgte augenblicklich, aber schon ergoß sich fast kein Blut mehr, und der herbeigerufene Geistliche von Brennbühl ertheilte dem Könige die Sterbesakramente. Um halb 11 Uhr war der König verschieden. Der Arzt von Wens, der in einer Extrapostchaise herbeigeholt ward, kam leider zu spät; er sowol wie der von Imst gaben die Erklärung ab, daß der Tod in Folge der durch den Schlag des Pferdes herbeigeführten Gehirnerschütterung so plötzlich erfolgt sei. Es ist den, bei dem Unglücksfalle zugegen gewesenen Personen unbegreiflich, wie der Wagen habe fallen können. Die Pferde waren nicht wild, der Postillon führte sie bei dem Herabfahren und der Wagen fuhr langsamz und der Weg war nicht schlecht, obwol durch das schlechte Wetter aufgeweicht. Dem Postillon fällt nach Aussage des Majors von Zezschwitz wie des Kammerlakai, keine Verschuldung zur Last. Die Stelle, an der das Unglück geschah, ist für jetzt mit Steinen bezeichnet worden. Der Major ließ nach Innsbruck eine Stafette abgehen, damit der dortige erste Arzt herbeikomme, die nöthigen Anordnungen wegen Erhaltung der Leiche zu treffen, es wurde jedoch später angeordnet, daß, bevor nicht von Dresden nähere Anordnungen in dieser Beziehung eingegangen seien, nichts vorgenommen werde. Zur Abholung der Leiche hatten sich am 11. August Abends aus dem Hofstaat des hochseligen Königs der Oberstallmeister und

Digitized by Google

Generaladjutant Generallieutenant von Engel, der Kammerherr Graf Vitzthum von Eckſtädt, der Leibarzt Geh. Medizinalrath Dr. Carus und der Geh. Kämmerer Tietz nebſt mehreren Kammerlakaien nach Brennbühl begeben. Die Schützen von Imſt übernahmen einſtweilen die Ehrenwache bei der Leiche, von der ſich auch der Major ſowie der Lakai keinen Augenblick entfernten. Die Leiche des Königs ſelbſt lag in Brennbühl auf dem Bette, auf welchem er verſchieden, mit weißem Tuch überdeckt. Um daſſelbe waren Kerzen und das aus der dortigen Kapelle entnommene Kruzifix, dazwiſchen Vaſen mit Blumen aufgeſtellt. An dem Leidensbette verrichteten Kapuziner aus dem Kloſter zu Imſt die ſtündlichen Gebete, an denen von allen Seiten herbeikommende Tyroler auf das andächtigſte ſich betheiligten. —

Die Krone iſt an den weiſen und geleheten Bruder des verſtorbenen Königs, Johann, übergangen, geb. am 12. Dezember 1801, welcher die Regierung des Königreiches Sachſen am 10. Auguſt antrat.

Poetiſches Album.

Fabeln

von A. F. Liebelt.

Der ritterliche und reiche Bauer.

Erſeh'n vom Zufall, unterſtützt
Vom Glück und vielleicht vom Verſtande,
Erwies ein Landmann ſeinem Lande
Einſt einen Dienſt, durch den er jedem Stande,
Und auch dem Fürſten viel genützt.
„Ich will ihn ſeh'n, den Mann;" ſo ſpricht
Der Fürſt. Er ſpricht's und ſchon gerufen
Iſt Kunz, der Bauer von zwölf Hufen;
Er geht und — ruft ein Fürſt, wer ginge da wol nicht?
„Wir haben demzunächſt vernommen,"
So hob der Fürſt in Gnaden an,
„Was Ihr dem Land zu Nutz und Frommen,
Und dieſemnach auch Uns gethan.
Wir lohnen gern: Herr Kanzler, ſchmückt
Die Bruſt des Braven mit dem Orden,
Der für Verdienſt geſtiftet worden,
Und — —" Ja was weiter? Kunz erſchrickt
Und ſpricht: „Verzeiht, mein Fürſt! Auf einen Kittel ſchickt
Sich ſo ein Kreuz, und was deegleichen,
Wol nicht zum beſten; und was dem
Und jenem mag zum Schmuck gereichen,
Das würde ..... haltet mir, o gnäd'ger Fürſt, genehm,
Das — ja — wollt' ich damit im Dorf' Parade machen,
Ein Jeder würde mich verlachen."
„Ein ſaub'res Kompliment!" ſo denkt
Der Fürſt und lächelt ſo im Stillen.
„Wolan, ſo wählt nach eig'nem Willen,
Und tragt Uns vor." — Der Bauer ſenkt
Die Augen. — „Gnäd'ger Fürſt! Ich habe
Zwölf Hufen Landes und —" „Dacht' ich,"
So unterbrach der Fürſt, „gewiß ſo manche Gabe
An Steuern, und....." Der Bauer hob
Die Augen auf: „O dürft' ich's wagen?" —
„Ja, ja, Ihr ſollet ſteuerfrei....."
„Mein Fürſt, dürft' ich die Wahrheit ſagen —
Zwölf Hufen Landes und ein frohes Herz dabei;
Ich brauche nichts. Und nicht zu tragen
Die kleine Laſt, die Jeder trägt,
Das wäre, wenn man's recht erwägt,
Wol Schande, das." — — „Nun denn ſo bleibet
Nichts weiter als.... Herr Kanzler, ſchreibt:
Ob Nachwelt, du, es glauben wirſt,
Ob nicht — — der Bauer Kunz war ſicher
Weit edler und weit ritterlicher
Als je ein Ritter; und ſein Fürſt,
Reich, wie wie es von Krösus leſen,
Iſt gegen ihn doch arm geweſen!"

Aus dem Leben großer Künſtler.

Carl Maria v. Weber ſagte einmal: „Ja, lieber Freund, ich möchte beinahe mit Plato glauben, der Menſch, oder wenigſtens ich, habe zwei Seelen, wovon die eine zum Tonweſen, die andere aber zum Geſpräch ſel abgerichtet iſt; denn ich kann ſehr bequem von ganz andern Dingen ſprechen, und doch mit voller Seele und ganz von reinem Objekte erfüllte Tonideen bilden und componiren. Doch ich muß geſtehen, daß es mich angreift, und ich mich dabei wie ein Magnetiſirter befinde, da der Mund von Dingen ſpricht, von denen er eigentlich nichts weiß und denkt."

Eines Abends ging Carl Maria von Weber in ſeine beſcheidene Wohnung in London zurück; er litt ſehr und hatte die Hoffnung faſt ganz aufgegeben; unbekümmert um Alles ſchritt er langſam dahin — da ſchien er auf einmal neu aufzuleben, ſein Auge blitzte. „Es iſt ein Engel," rief er, „die Stimme eines Engels!" Er trat an das Fenſter eines Hauſes, in dem ein kleines blondes Mädchen mit wunderbarer Reinheit ein altes ſchottiſches Lied ſang. Das Mädchen lächelte den begeiſterten Mann an, der fortwährend rief: „Du biſt ein Engel und ſingſt, wie die Engel ſingen." Er trat in das Haus hinein, drückte das Kind an ſein Herz, ſchämte ſich dann ſeines Enthuſiasmus und entſchuldigte ſich bei der Mutter der kleinen Sängerin. Die Mutter war ſtolz auf dieſe Auszeichnung, denn ſie kannte den berühmten Namen deſſen, der das Kind auf ſeine Kniee nahm. „Sie müſſen die Himmelsgabe ausbilden, die Gott dieſem Kinde gegeben hat," ſagte er zu der Mutter. „Eines Tages werden tauſend Stimmen ihm zurufen, was ich ihm jetzt vorausſage, das Kind wird eine große Sängerin werden."

Die Mutter lächelte ſpöttiſch; denn Madame Hunt war reich, ſehr reich und erklärte dieſe Prophezeiung für unmöglich, doch lud ſie Weber zu einem Beſuche ein, aber Weber kam nicht, bald darauf ſaß er im Himmel zwiſchen Gluck und Mozart.

Die Stimme des Sterbenden hatte nicht getäuſcht, ſeine Worte ſollten vollkommen in Erfüllung gehen. Fünfzehn Jahre ſpäter ſang eine junge Frau, blond, wie das Kind in London, und Anna genannt, in Clermont in einer Geſellſchaft und Onslow wiederholte die Worte Weber's: „Sie ſingen, wie die Engel im Himmel." Die junge Frau war eine engliſche Sängerin, die auf dem ganz kleinen Theater Clermont's aufgetreten war und einen dort noch nie erhörten Begeiſterungsjubel erregt hatte. Man erzählte tauſend romanhafte Dinge von ihr und das Wahre davon war, daß ſie die Tochter eines reichen Londoner Kaufmanns war, der ſein Vermögen durch unglückliche Spekulationen gänzlich verloren hatte. Er hatte England verlaſſen müſſen und eine Zuflucht in Frankreich geſucht; ſeine Tochter hatte alle häuslichen Arbeiten verrichten müſſen und nur verſtohlen einmal ſingen können. Nach einiger Zeit verheiratete ſie ſich, aber ſie konnte die Prophezeiung Weber's nicht vergeſſen; der Gedanke daran verfolgte ſie Tag und Nacht und endlich entſchloß ſie ſich feſt, auf dem erſten beſten Theater aufzutreten. Sie wählte zur erſten Oper den „Freiſchütz", und die Prophezeiung des Componiſten iſt glänzend in Erfüllung gegangen. Von Clermont begab ſich die Sängerin nach Nantes und entzückte da zwei Jahre lang alle Kunſtfreunde in den Opern Weber's, in der „weißen Dame", in „Robert der Teufel", im „Barbier von Sevilla" ꝛc. Die beiden Jahre, welche ſie in Nantes verbrachte, verwendete ſie zu ernſten, ausdauernden Studien, aber Anna ſah auch ein, daß ſie ihre Zukunft verderbe, wenn ſie in der Provinz bleibe. Sie wollte nach Italien, deſſen reiner Himmel die geheimnißvolle Gabe der Stimme wunderbar entwickelt. Eben wollte ſie nach Neapel abreiſen, als Antenor Joly ſie auf Paris aufmerkſam machte. Sie

Digitized by Google

zögerte nicht, verließ Nantes, ging nach Paris, studiete unter Bordogni dort noch fünf Monate und ist endlich auf dem neuen Theater de la Renaissance mit dem glänzendsten Erfolge aufgetreten. Diese Prima Donna des neuen Theaters, der Weber ihr Glück vorhersagte, ist Anna Thillon.

Carl Maria von Weber war in London bei einem reichen Musikhändler zum Mittagsessen eingeladen. Er wanderte durch mehrere prachtvoll decorirte Zimmer, und da ihm der verschwenderische Luxus auffiel, sagte er ganz laut vor sich hin: „Es ist doch besser mit Musik handeln, als Musik schreiben." — „Dieses besser," äußerte sich in einer Gesellschaft, wo diese Anekdote erzählt wurde, eine geistreiche Frau, „glaube ich, wenn es dem Musikhändler, nicht aber, wenn es Weber in den Mund gelegt wird. Wenigstens würde es meiner Verehrung für Weber Eintrag thun, wenn ich glauben müßte, daß er, durch die Gaben Apoll's nicht befriedigt, auch nach denen des Plutus ein neidisches Verlangen gehegt hätte."

Weber machte an den berühmten Variationen-Componisten Gelmiek folgendes Sinngedicht:

„Kein Thema auf der Welt verschonte Dein Genie;
Das simpelste allein — Dich selbst — variirst Du nie."

Humoristisches.

Zwei irische Einwanderer, kaum in Amerika gelandet, kommen in ein Speisehaus in Rochester, wo auf der schon servirten Tafel einstweilen die Zugemüse stehen, wie Essiggurken, Meerrettig u. dgl. Pat sieht den Meerrettig für ein Kartoffelgemüse an und fährt gleich mit dem Eßlöffel hinein. Dick, vorsichtiger, beobachtet erst, ob die neue Speise seinem Gefährten Pat munde; da sieht er, wie dem guten Pat die Thränen aus den Augen schießen. „Was ist Dir, Pat?" fragt er. — „O," erwiedert Pat behaglich schmunzend, „ich dachte eben an meinen guten Vater, der im schönen Irland gehängt wurde; schade, daß er nicht mehr lebt! wie würde der Biedermann sich freuen, wenn er so 'n amerikanisches Gemüse essen dürfte!" — Dick führt nun alsbald auch einen übervollen Löffel Meerrettig über die Zunge und verzieht das Gesicht, wie wenn er am Schlingkrampf litte. „Was hast Du, Dick?" fragt Pat. — „O nichts; ich dachte nur eben, wie schade es sei, daß sie Dich nicht neben Deinem guten Vater gehängt haben im schönen Irland!"

Ein Ungar beschwerte sich nach der Ankunft von einer großen Reise über den unbequemen (Mittel-) Platz, den er im Postwagen während der ganzen Dauer derselben eingenommen hatte. — „Sie hätten die Reisegefährten ersuchen sollen, mit Ihnen zeitweise den Platz zu wechseln," machte einer der Gäste bemerklich, dem er an der Table d' hôte sein Ungemach klagte. — „Is nich gegangen," erwiederte der Magyar, seinen Schnauzbart drehend, „bin von zweiter Station an allein gefahren."

Ein außerordentlich dicker Wiener wollte sich aus dem Concerte in einer Sänfte nach Hause tragen lassen, als eben sein Freund vorbeifuhr. „Komm' mit in meinen Wagen," sagte der Freund, „ich fahre bei Deiner Wohnung vorüber." Der Dicke nahm das freundliche Anerbieten an und zahlte den Sänftenträgern ein paar Kreuzer. „Das ist zu wenig, lieber Herr." — „Aber Ihr guten Leut', Ihr habt mich ja gar nicht getragen." — „Ja, aber die Angst, die wir ausgestanden bei Ihrem Anblick!"

Kaffee.

Es ist bei uns Sitte, daß man des Morgens Kaffee trinkt und etwas Weißbrod dazu genießt. Was aber hat es für Bewandtniß mit dem Kaffee? Ist der Kaffee ein Nahrungsmittel? Ist er ein Getränk, um nur den Durst zu stillen? Ist er ein Mittel der Erwärmung? Ist er ein Gewürz? Ist er eine Medizin? oder ist er gar ein Gift?

Es ist merkwürdig, daß die Wissenschaft über die Fragen wirklich nicht ganz im Klaren ist. Man hat den Kaffee chemisch untersucht und gefunden, daß in ihm ein eigenthümlicher Kaffeestoff vorhanden ist, der außerordentlich reichhaltig ist an Stickstoff. Merkwürdigerweise hat man auch im Thee bei seiner chemischen Untersuchung einen Theestoff gefunden, der ganz dieselbe Menge Stickstoff enthält. Da nun der Thee bei vielen Völkern den Kaffee ersetzt, was namentlich in Rußland, Holland, England und Amerika der Fall ist, so ist der große geistvolle Naturforscher Liebig zu der Ansicht gekommen, daß es der Stickstoffreichthum sei, der dem Thee und dem Kaffee seinen Werth als Nahrungsmittel gebe, und da unser Blut des Stickstoffs bedarf, um unsere Muskeln, unser Fleisch bilden zu können, so ist nach Liebig der Kaffee zu den Nahrungsmitteln zu zählen. Aber diese Ansicht ist in neuerer Zeit bekämpft worden. Wenn es auch wahr ist, daß der Kaffee außerordentlich reich ist an Stickstoff, und wir einer Portion Stickstoff bedürfen, um unsere Muskeln zu bilden, so kann es doch nimmermehr der Stickstoff sein, der uns zum Kaffeegenuß treibt. Der Stickstoff ist in der Kaffeebohne enthalten, von diesem geht ein Theil schon beim Brennen des Kaffees durch den Schornstein weg, ein anderer Theil der stickstoffhaltigen Bohne wird mit dem Kaffeegrund fortgegossen, der Stickstoff, den wir wirklich mit dem Aufguß von heißem Wasser genießen — denn wir trinken ja eben nur den Aufguß, in welchem sich sehr wenig feingetheilte Kaffeebohne befindet — ist außerordentlich gering, und wollten wir im Kaffee nur den Stickstoff genießen, so würde dieser außerordentlich theuer bezahlt werden müssen. Im Zollverein werden jährlich mehr als 600,000 Centner Kaffee verbraucht, rechnet man auch nur zwanzig Thaler auf den Centner, so gibt man im Gebiet des Zollvereins jährlich 120 Millionen Thaler für Kaffee aus. Da man aber den Kaffee selbst nicht verzehrt, sondern nur den Aufguß, so genießt man für diese 120 Millionen Thaler nur etwa 230 Centner Stickstoff, was eine furchtbare Verschwendung ist, da man für diesen Preis siebenmal mehr Stickstoff genießen könnte, wenn man statt des Kaffees Fleisch essen wollte, das eine große Portion Stickstoff enthält. Es hat daher die Naturwissenschaft wirkliche Kaffee-Feinde aufzuweisen, die den Genuß desselben vom ökonomischen, wie vom medizinischen Standpunkt aus bekämpfen; namentlich ist er ein Gift genannt worden, und wirklich weist Zobel nach, daß er sogar Blausäure, eines der furchtbarsten Gifte, enthält, obwol es auch Thatsache ist, daß diese Blausäure unwirksam wird durch das Ammoniak, das im Kaffeestoff enthalten und das als ein Gegenmittel gegen Blausäure bekannt ist.

Gleichwol hat man Ursache, Respect vor dem Kaffee zu haben, denn ein Getränk, das so sehr zum Bedürfniß geworden ist, hat seine Wichtigkeit, und der Instinkt, der Millionen und Millionen Menschen zum Genuß des Kaffees treibt, ist der beste Beweis, daß der Kaffeegenuß nicht schädlich, sondern vortheilhaft für den Menschen ist, wenn er auch in einzelnen Krankheitsfällen nicht genossen werden darf und wenn auch die Wissenschaft noch nicht nachgewiesen hat, worin eigentlich der Vortheil des Kaffeetrinkens als Nahrungsmittel besteht. Man hat in neuester Zeit den Kaffee nicht als Nahrungsmittel, sondern theils als ein Gewürz, theils als eine Art Medicin betrachtet. Ein Gewürz ist er insofern, als er wie viele andere Gewürze dahin wirkt, daß der Magen mehr Verdauungsflüssigkeit absondert. Die Verdauung der Speisen geht nämlich nur dann im Magen vor sich, wenn die Wände des Magens eine Flüssigkeit in den Magen ergießen, die die Eigenschaft besitzt, Speisen zu verdauen. Daher genießt auch der Reicht, der sich beim Mittagsmahl stark angegessen hat, eine Tasse Kaffee gleich nach dem Mahle, um die Verdauung der Speisen zu befördern. — Da nun des Nachts die Verdauung geschwächt ist — weshalb man auch schlecht schläft, wenn man etwas schwer Verdauliches zum Abendbrod gegessen hat — und namentlich der Magen gegen Morgen erschlafft und unthätig ist, so wirkt eine Tasse Kaffee belebend und anreizend auf die Häute des Magens und befördert eine frische Thätigkeit desselben. — Man hat auch wirklich nach dem Kaffee meist mehr Appetit, als vor demselben. —

Digitized by Google

Dies ist nun die Bedeutung des Kaffees als Gewüez. — Man schreibt aber auch dem Kaffee mit Recht eine medicinische Wirkung zu, indem man ihn als eine Medicin für unsere geistige Thätigkeit, für die Thätigkeit unserer Nerven betrachtet. Es ist bekannt, daß der Kaffee des Nachts die Müdigkeit vertreibt und daß man sich durch starken Kaffeegenuß außerordentlich lange des Schlafs erwehren kann. Ja, diejenigen, die geistig beschäftigt sind, fühlen oft nach dem Genuß des Kaffees eine frische geistige Anregung und benutzen ihn nicht selten als ein Mittel, ihre geistige Thätigkeit zu erfrischen, wenn sie sich mitten in der Arbeit abgespannt fühlen.

Der Kaffee belebt daher auch wirklich die Unterhaltung und wenn wir Kaffeeschwestern vor dem Genuß dieses Zaubertrankes einsylbig und steif vor uns sehen, so wird man nach dem Kaffee an der im vollsten Zuge hinströmenden, sehr lebhaften Unterhaltung gar bald erkennen, daß es der Genuß des Kaffees gewesen ist, der nicht nur die Zungen, sondern auch die Blicke, die Hände, ja den ganzen Leib und die ganze Seele aus einer gewissen Starrheit gelöst hat. Da nun des Nachts der Geist zwar geruht hat, aber trotzdem am Morgen sich eher schläfrig als rege fühlt, so ist es erklärlich, daß man die Nerven durch eine Tasse Kaffee frisch anregt und so gewissermaßen seinen Geist zum Tageswerk aufweckt. — Der eben so geistvolle wie kenntnißreiche Naturforscher Moleschott schreibt den sehr verbreiteten Kaffeegenuß in neuerer Zeit dem Bedürfniß nach geistiger Regung zu, die das Leben der Gegenwart in höherem Maße erfordert, als das Leben in vergangenen Zeiten. —

Somit wäre denn das Bedürfniß des Kaffeetrinkens genügend erklärt; aber wir wollen nur gestehen, daß alles dies, unserer Ueberzeugung nach, Liebig's Ansicht, daß der Kaffe auch ernährend wirkt, nicht entkräftet. Wer es bemerkt hat, wie alte Frauen ihr Leben mit außerordentlich wenig Speise zu fristen im Stande sind, wenn sie nur ihren Kaffee reichlich haben, der wird die ernährende Kraft des Kaffees nicht so ohne Weiteres in Abrede stellen. Der Einwurf, daß man besser thäte, die Portion Stickstoff, die im Kaffee verhanden ist, als Fleisch zu verzehren, ist an sich ganz richtig; aber man muß hierbei sehr wol erwägen, ob wirklich auch Fleisch zu all den Zeiten dem Magen verdaulich sein würde, wo es eine Tasse Kaffee ist. Am frühen Morgen wird dies gewiß nicht der Fall sein und genießt man so im Kaffee ein Getränk, das zugleich ernährend, den Magen stärkend und den Geist erweckend ist, so hat man Ursache, den Instinkt der Völker hochzuachten, der den Kaffee zu einem Bedürfniß gemacht, und früher das Wolthuende desselben herausgefühlt als die forschende Wissenschaft!

Da nun der Kaffee die Eigenschaft hat, die Nerventhätigkeit anzuregen, läßt es sich von selbst leicht erklären, daß er in vielen Fällen eher schädlich als nützlich ist. Phlegmatische Naturen bedürfen des Kaffees und trinken ihn auch gerne, weshalb er auch in Deutschland und im Orient außerordentlich beliebt ist und in ungehenrem Maße getrunken wird. Aufgeregten Naturen aber ist er ehe schädlich, und darf deshalb nur sehr wässerig von ihnen genossen werden. Lebhaften Kindern sagt der Kaffee nicht zu und es ist Unrecht, sie zum Genuß desselben zu zwingen, dahingegen ist es alten Leuten, die einer Anregung der träge gewordenen Nerventhätigkeit bedürfen, nicht zu verdenken, wenn sie der Kaffeekanne stark zusprechen. Es ist üblich, dem Kaffee in ärmeren Häusern etwas Eichorien zuzusetzen. Daß dieser in mäßiger Portion schädlich ist, läßt sich eigentlich nicht sagen; aber jedenfalls ist er ein schlechter Ersatz für den Kaffee, und der Gebrauch der Eicheroien hat durchaus nichts Empfehlenswerthes an sich. Dahingegen hat das Mischen des Kaffees mit Milch und das Versüßen durch Zucker einen sehr richtigen Grund. Milch und Zucker sind gute Nahrungsmittel. Die Milch hat die Bestandtheile des Blutes und der Zucker wird im Körper in Fett umgewandelt, das für das Leben des Menschen, besonders für das Athmen, durchaus nothwendig ist. Da man nun des Nachts keine Nahrung zu sich genommen und demnach den Verlust, den das Blut durch Ausdünstung erlitten hat, ersetzen muß, und eben so durch die Athmung während des Schlafes ein Theil des Fettes verloren gegangen ist, so ist Milch und etwas Zucker im Kaffee durchaus zu empfehlen. Namentlich darf man es Kindern nicht als Leckerei ansiegen, wenn sie süßen Milchkaffe lieben. Die Natur hat nicht umsonst das Wolgefallen am Zucker verliehen, er ist ihnen in der That nöthig, weil sowol ihr Puls schneller, ihre Athmung stärker sein muß, um ihren Umsatz der Speisen im Körpertheile zu befördern, und um ihr Wachsthum zu unterstützen. Freilich bedarf auch der Erwachsene des Zukkers, aber bei dem bildet sich der Zucker aus dem Stärkmehl, das er in den Speisen genießt. Da aber hierzu erst eine Thätigkeit der Verdauungswerkzeuge nöthig ist, so erleichtert man den Kindern die Verdauung, wenn man ihnen statt des Stärkmehls fertigen Zucker gibt. Es gibt viel Krankheiten, namentlich die unter Kindern der Armen häufige englische Krankheit, welche mit verschuldet ist durch den Genuß von Brod und Kartoffeln, die Stärkmehl enthalten, welches aber bei den schwachen Verdauungswerkzeugen der Kinder nicht in Fett umgesetzt wird und so das Abmagern der Kinder bei der Erweichung und Verkrümmung der Knochen veranlaßt. —

Wer jedoch gleich nach Tisch Kaffee trinkt, um die Verdauung zu befördern, der thut gut, weder Zucker noch Milch dazu zu genießen, denn Beides fördert nicht die Verdauung, sondern gibt dem vollen Magen noch einen Stoff zum Verarbeiten und stört demnach das Geschäft desselben mehr, als der Kaffee es erleichtert. Sehr richtig ist es, daß man gut thut, zum ersten Imbiß des Morgens etwas Weißbrod zu genießen. Die Bestandtheile des Weizens sind fast noch einmal so reich an Stärkmehl und Zucker, als die des Roggens und sind bei weitem leichter verdaulich, als diese. Da es nun am Morgen darauf ankommt, dem Körper einen schnellen Ersatz für den Verlust zu bieten, den er des Nachts erlitten hat, so ist es wichtig, dem Magen reichlich nährende und schnell verdauliche Speise zu geben.

Zum Modebild Nr. 9.

1. Taffethut mit einer Resilla von Strohschnürchen und Schirm vorn und hinten von Tülle, an der Seite mit sechs Bandschleifen übereinander; Mantille von Moireband, mit schwarzen Spitzen garnirt; Kleid von Taffet, mit Moirebandstreifen ausgeputzt, mit hohem runden Leibchen, das mit Knöpfen zugemacht ist; auf dem Rocke zwei Volants mit Bandstreifen; Kragen und Unterärmel von Guipüre.

2. Hut von Strohspitzen und durchbrochenem Stroh, mit Moosrosen und Trauben ausgeputzt, das Käppchen von schwarzen Spitzen; Kleid von Barège mit drei Volants, die mit grobem sehr steifem Muslin gefüttert und mit offenen Fransen in zwei Farben besetzt sind; Leibchen mit Schößchen, hoch und glatt, mit fünf Bandschleifen geschlossen; die Aermel aus drei Puffen bestehend und darunter weite Spitzenunterärmel; schwedische Handschuhe; Stiefelchen in der Farbe des Kleides von Atlas.

3. Zughut von Gaze und Tülleruchen, mit Blumen ausgeputzt; Kleid von chinesischem Muslin mit drei breiten Volants, auf denen man große satinirte Palmen sieht; hohes Schößchenleibchen, mit Türkisenknöpfen geschlossen; Mantille von gestricktem Muslin mit Muslinruchen und Band; Sonnenschirm von Moire mit langen Fransen; Armbänder von schwarzem Sammet mit Schlößchen von Rheinkiesel; schwedische Handschuhe.

4. Zughut von Band, Blonde und Federn; Kleid von Pompadourtaffet mit offenem Schößchenleibchen und paarweise aufgesetzten Volants, die mit Federborte garnirt sind; auf den Aermeln Puffen; Chemisette mit Umschlagkragen; Herzogin-Unterärmel; Armbänder.

Hut von Blonde und Reisstroh, mit Federn ausgeputzt; Kleid von Taffet mit langem offenem Schößchenleibchen, mit Bauschband garnirt wie die drei breiten Volants; Knicker mit Spitzen garnirt; bauschige Unterärmel; seidene Handschuhe.

Digitized by Google

Räthſel im Röſſelſprung.

Von Guſtav Käſſer.

		hoff	Ein	ei	Dem	öff	Der	ſtreng	ter	
		ne	ſpürt	Die	en	An	halt	ſen	wir	
Luſt	ent	Räth	In	wird	ung	Dop	nen	Un	end	Löf	ge
ſel	weit	ver	Thür	Wer	of	te	muß	an	noſ	ig	ſich
lich	ken	Ueb	mal	Zeit	als	nach	pel	geiſt	Ge	Spiel	ung
rer	dies	ge	den	fer	ra	me	daß	Dann	auf	durch	Mün
Blät	ver	irl	ung	rau	zu	kleid	te	als	Ver	Fuß	ge
Nach	Mu	tern	ſtehe	ſel	Biſt	Folge	ir	dem	mir	zu	bor
ſich's	ſen	Stoff	rer	mir	Be	Röſ	wird	Licht	gend	währt	Wenn
he	größ	Wie	die	im	Lohn	die	ein	daß	ſonſt	gen	ziehn
		größ	ver	ſcheid	be	kannt	aus	wie	Doch		
		In	ſcheert	rer	leiht	ſich	ſei	er	es		

Auflöſung folgt.

Auflöſung des Räthſels im 7. Hefte: Kreuz.

Briefkaſten der Redaktion.

Das Räthſel im 7. Hefte der „Erinnerungen" haben richtig gelöſt die Herren: Wilhelm Schneefuß in Schlackenwerth, Trebicky in Strakonitz, Wolfgang Neumeyer von Neumark, Anton Kolt in Petschen, Joſef Liebmann in Hollabrunn, Adolf Mannberg aus Malheitz in Mähren. —

Hrn. L. M. K. in Prag. — Daß wir Ihrer kindlichen Laune huldigen müſſen, erfahren wir durch Ihren zweiten Brief, welcher ſeines würdigen Vorgängers mit der erhabenen Koloſtelle: „Sollte es nicht fähig ſein oder wenigſtens ſo nicht in Ihr geſchätztes Blatt aufgenommen zu werden, ſo bitte ich, kraft meines Rechtes, es zu vernichten," — ſich nicht mehr klar erinnert. Demungeachtet aber „erwarten Sie nach unſerem Verſprechen im Programme der „Erinnerungen" jedenfalls im nächſten Hefte eine Beurtheilung Ihres Gedichtes." Ja, wenn Sie ſo mit uns ſprechen, dann bleibt uns freilich nichts anderes übrig, als zu — gehorchen. Alſo Herr! Ihr Wille geſchehe wie in Reimen alſo auch in Proſa. — Wie ſollen Ihnen „unverholen" ſagen: „Ob Sie ein Dichter ſind?" Ja!

Gefährlich iſt's den Leu zu wecken,
Verderblich iſt des Tigers Zahn,
Jedoch der grimmigſte der Schrecken
Sind Sie mit Ihrem Dichterwahn.

„Ob ſich ein Funke von Genie in Ihrer Dichtung zeigt?" Nein, noch keiner, ja ſchon um keinſten, kühner, wißbegieriger Jüngling! — „Sie haben wenig Zutrauen zu Ihrem Talente?" Wir noch weniger; denn Ihr Dichtertalent ſchlummert noch feſt, und wir hörten es in Ihren „Nachtgedanken" nur kräftig — ſchnarchen. Laſſen Sie das Verſemachen und üben Sie ſich in Ihren freien Stunden lieber in der wahren Beſcheidenheit, das wird Ihnen einmal nützlicher ſein; denn nicht alle Menſchen gehen, wie wir, von dem Grundſatz aus: „Die Jugend muß man, wie die zarten Kaninchen, nur bei den Ohren faſſen."

Hrn. L. M. W. in N. — Die Sonette ſind uns ein ſehr ſchätzenswerther Beitrag und werden ſchon im nächſten Hefte erſcheinen.

Hrn. W. K. in K. — In der Idee nicht übel, aber in der Behandlung mehr Knittel als Vers! Jedenfalls zeigen Sie entſchiedenes Talent für die eingeſchlagene Richtung; wir wollen ſehen, was ſich daraus noch machen läßt.

Hrn. J. J. in T. — Freilich:

Die Katze läßt das Mauſen nicht,
Herr J. J. dichtet gern;
Doch ſuch' er ſich für ſein Gedicht
Nur einen andern Herrn

Gevatter! Bei dem beſten Willen können wir eben ſo wenig Ihr poetiſches Kindlein aus der Taufe heben, als der Ceremonienmeiſter Ihrer Muſe werden; die Leſer der „Erinnerungen" möchten uns raſche wenig Dank wiſſen.

Hrn. J. L. in H. (Oeſterreich). — Werden wir mit Vergnügen unſerem Leſerpublikum vorführen.

Herrn K. A. in J. (Tirol). —

Sonderbar! Ganz ungereimt
Hat Herr K. A. einſt geträumt,
Das Geträumte kann gereimt;
Hätt' er ſeinen Traum nur recht begriffen,
Ja, der Erſte hätt' er ſelbſt ge — —

urtheilte Ein merkwürdig konfuſer „Traum!" Wol iſt Dichten gewiſſermaßen ein Träumen, aber ein magnetiſches Träumen mit Bewußtſein. „Für gute Gedanken braucht es wenig Worte, nur die ſchlechten verſtecken ſich in einem Schwall von Worten, wie Nachtigallen nur in einem kleinen Neſte liegen, Spatzeneier aber in einem dicken Buſt." Daß Sie ſich für einen Dichter und Ihren „Traum" für eine gelungene Dichtung halten, kann uns nicht im mindeſten befremden; denn

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie ewig neu:
Wer ein paar Verſe gereimet,
Glaubt, daß er ſchon Dichter ſei.

Zur Beſprechung liegt vor: „Das Buch vom Hopfen." Von Dr. Ferd. Stamm.

Digitized by Google

Beim Gaſtmahl.

„Zwei Uhr und zehn Minuten! Ich glaube, unſer Freund Grille wird ſich heute nicht mehr einfinden.“

„Freilich; ich dächte auch, es ginge los. Wahrſcheinlich wird Grille wieder mediciniren. Der Thor! Er iſt nichts und trinkt nichts — wie kann er denn da geſund bleiben? Der arme Narr wird noch an ſeiner Enthaltſamkeit zu Grunde gehen; man ſieht's ihm an, daß nur Ueberfluß an Blutmangel ſeine Krankheit iſt.

Beim Kranken.

Erſter Arzt, mit dem Kopf ſchütteind: „Hm! Hm! Hm!“

Zweiter Arzt, den Kopf ſchütteind: „Hm! Hm! Hm!“

Dritter Arzt, mit dem Kopfe nickend: „Ja, Hm! Hm! So iſt's. Zu viel Blut; dem Patienten muß eine Ader geöffnet werden.“

Eheſtands-Freuden.

„Ehret die Frauen! ſie flechten und weben
Himmliſche Roſen in's irdiſche Leben — —
Wo Zartes ſich und Starkes paaret,
Da gibt es einen guten Klang.“

Der glückliche Jäger.

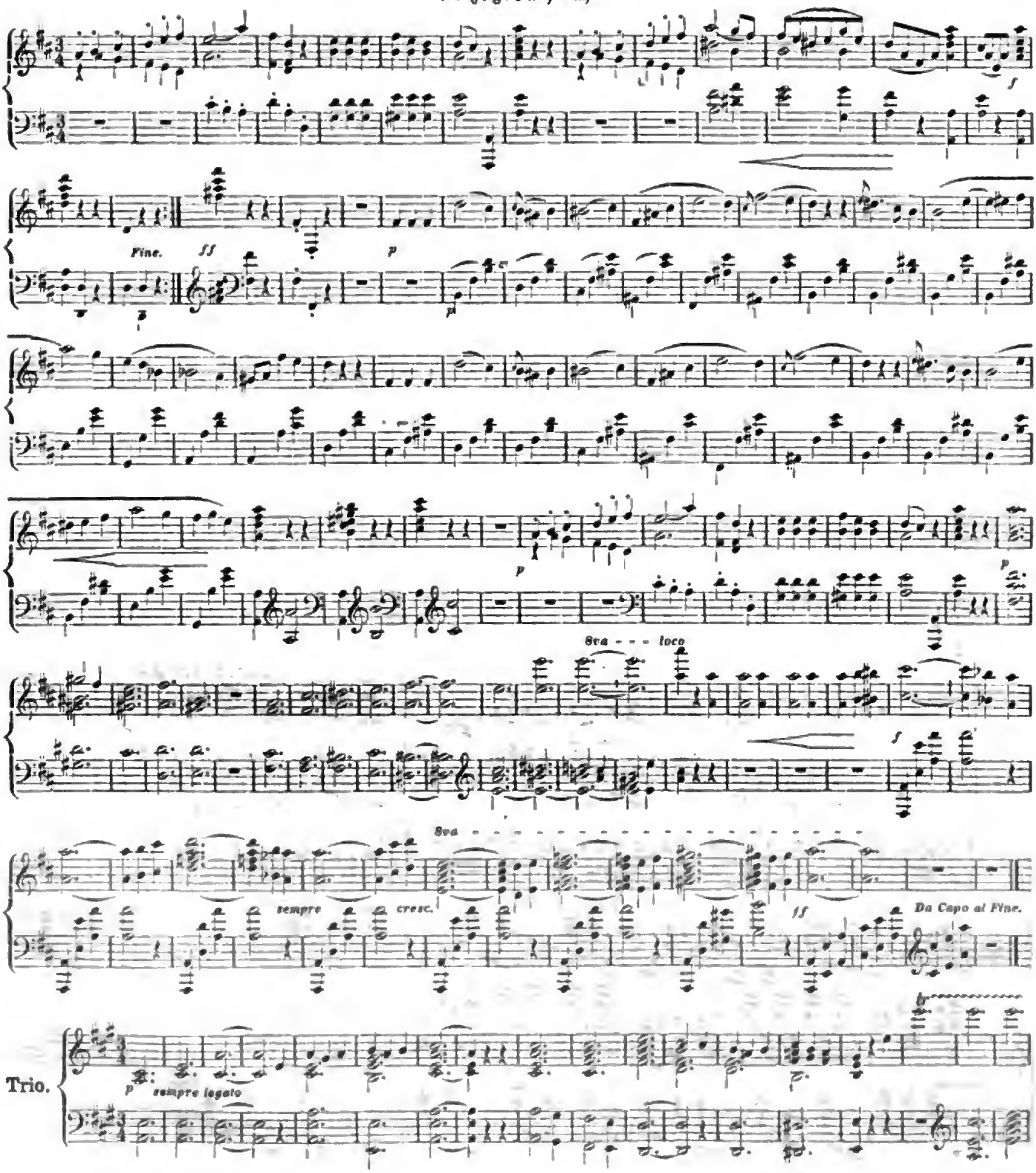
„Nun, heute war ich glücklich auf der Jagd. Heute bring' ich ein herrliches Geweih nach Hauſe — ein prächtiger Edelhirſch! Meine Frau wird's kindiſch freuen, wenn ſie ſieht, daß die Jagd ſo glücklich abgelaufen iſt.“

Digitized by Google

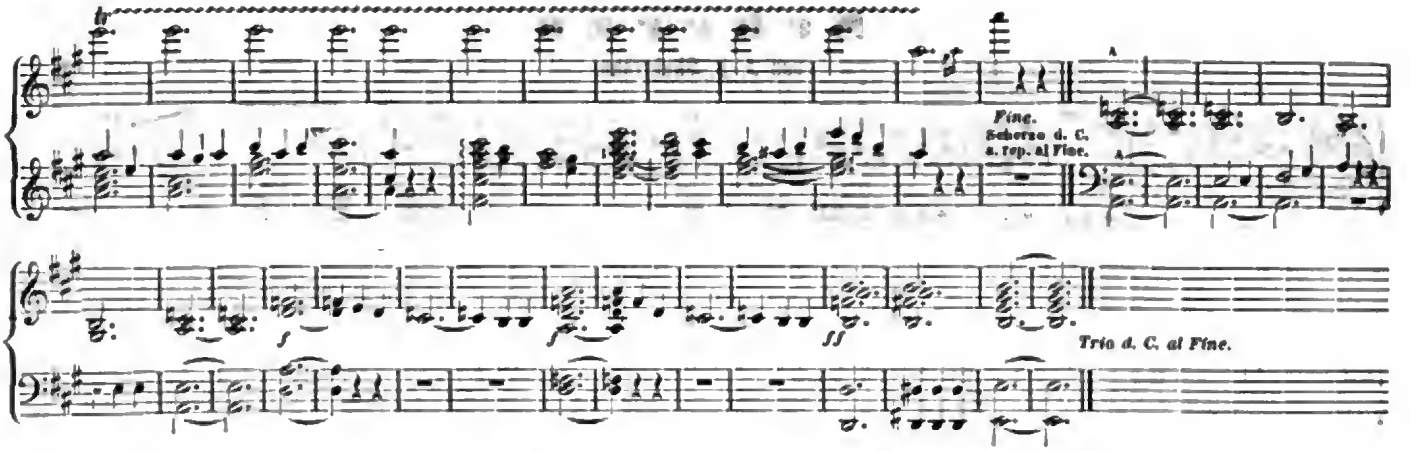
Digitized by Google

Scherzo

von J. B. Skuherský.

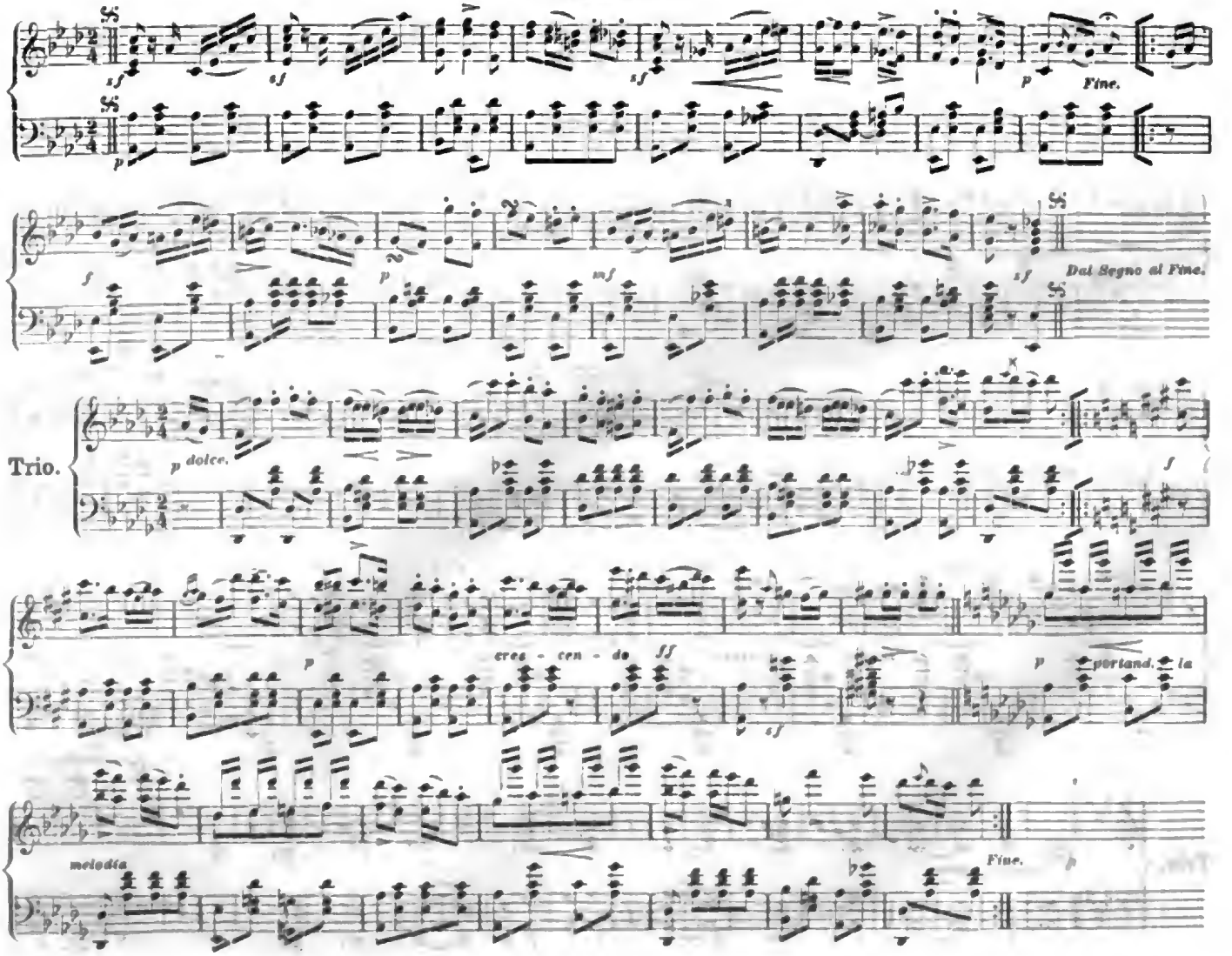


Digitized by Google



Souvenir-Polka

von Ignaz Jelinek.



Digitized by Google

Was ihr dem Geringſten eurer Brüder thut, wahrlich, es ſoll euch nicht unbelohnt bleiben.

Hiſtoriſche Novellette von A. F. Liebelt.

Es war im Jahre 1834, als ein Reiſender auf einer polniſchen Landſtraße einen Unfall erlitt, der ihn nöthigte, die Reiſe zu unterbrechen und in dem erſten beſten Orte Quartier zu nehmen. Wir wiſſen eigentlich nicht, wer dieſer Reiſende war, wir dürfen es, ohne indiskret zu ſein, auch nicht ſagen, denn er wollte das ſtrengſte Inkognito bewahrt wiſſen. Aber ſein eigenes Auftreten, ſein Gefolge, unter welchem ſogar ein Arzt, und noch manch Anderer, der ſelbſt einem höheren Stande anzugehören ſchien; der Aufwand, den man an den Equipagen gewahrte, dies Alles berechtigt uns, ihn zu den ausgezeichnetſten Vornehmen zu zählen, und wir wollen ihn daher wenigſtens mit „Euere Durchlaucht," oder, zur Abwechslung, mit „gnädigſter oder allergnädigſter Herr" einführen.

„Bleiben, im erſten beſten Orte;" ſo hatte der Arzt bis auf Weiteres verordnet, und zum Glück lag nicht zu ferne, ein wenig ſeitwärts der Straße ein Schloß, das recht einladend und bequem genug ſchien, um dem vornehmen Reiſenden und ſeinem zahlreichen Gefolge zugleich zur Herberge dienen zu können. In größter Eile eilte Einer aus dem Gefolge voraus um das benöthigte Quartier nach Wunſch, oder doch ſo gut wie möglich finden zu laſſen, während der Wagen des hohen Reiſenden langſam folgte.

„Wem gehört dieſes Schloß?" fragte der vornehme Unbekannte den Herrn, der links neben ihm ſaß.

Der Angeredete zögerte einen Augenblick und antwortete dann ſchnell, wie wenn er ſich beſonnen hätte, daß Zögern hier nicht rathſam ſei: „Dem Grafen Rz..w..ky., gnädigſter Herr."

Der hohe Reiſende fuhr mit der Hand über die Stirne. „So werden wir wol unſern Wirth nicht zu Hauſe finden."

„Nicht zu Hauſe finden, gnädigſter Herr."

Unterdeß rollte der Wagen durch das Portal. In den Winkeln des Hofes lauſchten neugierig die Zugehörigen des Schloſſes, und am Eingange ſtanden drei ruſſiſch uniformirte Männer, Czinoſnicky nannte man ſie, die zitternd, aus Gewohnheit oder vor Ehrfurcht, ſich dem hohen Reiſenden zu nähern verſuchten, aber von Einem, der neben dem Wagen ritt, unſanft zurückgewieſen wurden.

Der hohe Reiſende begab ſich in das für ihn bereitete Zimmer. Der Arzt folgte ihm dahin und nachdem er die nöthigen Anordnungen getroffen, empfahl er ſeinem Patienten Ruhe, bat, wenn nicht früher Se. Durchlaucht befehlen würden, ſo doch nach zwei Stunden wieder eintreten zu dürfen, und ging unter der ehrfurchtvollſten Verbeugung ab. Der Patient, vielleicht mehr der Forderung der Natur als der Anordnung des Arztes gehorchend, legte ſich auf ein Ruhebett. Ob er wirklich, und wie er geruht, wiſſen wir nicht; aber der Arzt, der mit der letzten Minute der zweiten Stunde leiſe eintrat, fand ihn am Fenſter und, wie es ſchien, in der Betrachtung eines Gegenſtandes ſo vertieft, daß er nicht wagte durch näheres Hinzutreten ihn zu ſtören.

Eine Weile verging, ehe der Patient ſeinen Arzt gewahrte. „Ah, Sie da? — Nun, es geht ſchon etwas beſſer. Treten Sie näher. Sehen Sie dort, nächſt dem Portal dieſen alten Mann?"

„Ich ſehe ihn, Euer Durchlaucht."

„Sonderbar, ſehr ſonderbar! Man ſoll ihn zu mir bringen; zu mir herein."

Nicht lange, und es tönte durch den Korridor der Schlagtritt eines Stelzfußes und einer Krücke, und der Gerufene ſtand in dem Zimmer des hohen Reiſenden, eine Erſcheinung aus einer verklungenen Zeit, in ärmlicher, aber reinlicher Kleidung und den ganzen Bruſttheil ſeines Kittels mit militäriſchen Ehrenzeichen behängt.

„Wie alt biſt Du, Batuſchka?"

„Beinahe 103 Jahre, wſemiloſtiwëſſy Gospodin."

„Wie lange haſt Du gedient, Batuſchka?"

„Hm, in der Schlacht bei Groß-Jägerndorf und dann Kunersdorf gegen den Preußenkönig, da war ich bereits drei Jahre Soldat; in der Schlacht bei Leipzig verlor ich mein Bein, ſonſt hätte ich wol noch dienen konnen; aber mit Einem Beine — — —"

„Ja, kann man nicht gut mehr dienen; alſo ſechzig Jahre — eine ſchöne Zeit!"

„Ja ſechzig Jahre, wſemiloſtiwëſſy Gospodin."

„Setz' Dich, Batuſchka; lange zu ſtehen wird Dir ſauer werden. Alſo gegen den Preußenkönig haſt Du ſchon gefochten. Welche Feldzüge haſt Du noch ſonſt mitgemacht?"

„Bei Bender — O, wſemiloſtiwëſſy Gospodin, da ging es hart her! Alles was ſeitdem, da, wie wir mit Dolgorucky in der Krim — doch nein, am liebſten erinnere ich mich immer an Oczakow — da war unſer Regiment, das brave Moſkowy-Regiment, zuerſt auf den Wällen — bin zweitauſend, und hundertunddreißig kehrten wir heim; und das vergeſſe ich nie, wſemiloſtiwëſſy Gospodin, wie uns die Kaiſerin empfing und wie ſie dem bravon Moſkowy-Regiment dankte. — Eine Triumphpforte; wir die erſten,

Digitized by Google

und nur vor uns salutirte die Kaiserin — O, das vergesse ich nie, wie sie auf ihrem Schimmel daher ritt, in grünatlassenem Kleid und schwarzem Baret, und wie sie den Degen hielt, mit dem sie uns salutirte — die Kaiserin unserem Regimente salutirt! Dann hing sie mit eig'ner Hand dem Major den ersten Orden um, und wir Alle wurden bedacht. Sehen Sie, wsemilostiwêssy Gospodin, dieses Kreuz hier, das ist es; es ist mein liebstes. Dann mit den Oesterreichern noch einmal gegen die Türken; auch in Italien und dann bei Eilau und Friedland war ich mit; ich weiß nicht mehr genau, wo ich war, aber nirgends ging es so her, wie bei Dezakow. Und die Kaiserin, die sollten Sie gekannt haben, wsemilostiwêssy Gospodin."

„Und hast Du noch sonst Blessuren davon getragen, Batuschka?"

„Nicht eben viel, wsemilostiwêssy Gospodin. Ich bin immer so glücklich weggekommen. Hier einen Hieb, dort eine Kugel; das Alles heilte bald wieder. Am ärgsten so im Kleinen wurde ich blessirt hier am rechten Arm, als ich im Palaste Schildwacht stand; o das vergess' ich auch nicht. — Es war 1801, wsemilostiwêssy Gospodin, in der Nacht am 12. März, da stand ich vor dem Kaiser, nämlich auf dem Gange, Schildwacht, und wollte den Verräthern den Zutritt wehren; da hieb mich Einer von ihnen über den Arm; das war meine bedeutendste Verwundung im Kleinen, aber ich wurde wieder geheilt und konnte wieder Dienst thun."

Wir haben die durch die Fragen des hohen Reisenden veranlaßten Antworten des redseligen Invaliden nur in den äußersten Umrissen verzeichnet, nur angedeutet; aber der Fragende wurde nicht nur nicht müde zuzuhören, sondern ließ sich so Manches bis in die kleinsten, unbedeutendsten Umstände herab beschreiben, und Vieles, was der Alte nur im Allgemeinen berühren wollte, näher erklären. Nur wie dieser zuletzt von seiner im Palast in der Nacht des 12. März davongetragenen Wunde redete, da überkam es ihn plötzlich wie Unwolsein. Er wendete sich von dem Sprechenden ab, ging einige Schritte im Zimmer hin und her, und seine sonst marmorkalten Gesichtszüge zeugten von einer seltenen Aufregung der Seele. Endlich wendete er sich wieder zu dem Alten. „Du bist ein Moskowit, Batuschka. Wie bist Du hieher gekommen?"

„Wie schon gesagt, wsemilostiwêssy Gospodin, verlor ich in der Schlacht bei Leipzig mein Bein, und als ich so weit hergestellt war, daß mir der Stelzfuß umgeschnallt werden konnte, wurde ich, so wie Alle, die wir von da an nicht weiter vorrücken konnten, nach Warschau, das damals unsere Truppen wieder besetzt hatten, transportirt und kurz darauf entlassen. Es war hart, wsemilostiwêssy Gospodin, aber man konnte uns auch nichts geben, denn wie es schien, war Alles auf der Neige; und das war kein Wunder."

„Wie, Batuschka, Du hast nichts gekriegt, und kriegst noch nichts?"

„Wie gesagt, nichts, wsemilostiwêssy Gospodin, und so trat ich mit einigen Kopeken auf meinem Stelzfuße den Rückzug in meine Heimat an. Die Kopeken reichten nicht weit und in diesem Dorfe war es, wo ich zum ersten, aber so Gott mir Gnade gibt, auch zum letzten Male betteln mußte. Ich empfinde es noch, wsemilostiwêssy Gospodin; die Bauern ließen mich hart an und nannten mich russischen Hund; bis ich schon halbtodt vor Hunger hier in das Schloß auf diese Stelle kam, wo ich heute noch als Thorwächter sitze. Da stand eben auf dieser Stelle mein jetziger Herr — Gott wolle ihm einen guten Tag geben und ihn überall segnen! — Da stand er, mein jetziger Herr, damals ein Knabe, mit seinem Hofmeister, und als er mich erblickte und noch ehe ich meine Bitte vorgebracht hatte, reichte er mir ein Butterbrod, das er eben in der Hand hielt und griff in sein Beutelchen und gab mir Alles, was darin war, und da er sah, daß es so gar elend mit mir ging und weil es schon fast Nacht war, bat er seinen Vater, mir sogar ein Nachtquartier zu geben."

Unwillkürlich nickte der hohe Reisende während dieser Erzählung, als wenn er seinen Beifall bezeugen wollte, und in seinem Auge konnte er nur mühsam eine Thräne unterdrücken.

Der Alte fuhr fort: „Am andern Morgen ließ mich der alte Herr zu sich rufen, und als er hörte, welch einen weiten Weg ich vor mir hatte, und wie ich diesen Weg zurücklegen mußte, und als er auf meinen Stelzfuß sah, da fragte er mich: ob ich nicht hier als Thorwächter bleiben wollte. Er liebte die Moskowy, so wie sein Sohn auch, und deswegen bedachte ich mich nicht lange und blieb hier, und bin nun zwanzig Jahre hier und habe mein Stückchen Brod versichert bis zu meinem Tode, wenn nicht etwa die Tschinofnicky, die jetzt hier die Herren machen und es arg machen, mich vertreiben."

„Das werden sie wol nicht, Batuschka, fürchte nichts."

„O, wsemilostiwêssy Gospodin! man sagt, mein Herr sei in Ungnade und verbannt und werde nimmer wiederkehren. Ach, Gott ist hoch und der Czar ist weit; wüßte es aber dieser, wie mein guter Herr, den Gott überall segnen wolle! eigentlich ganz moskowitisch war und nur von Andern gezwungen an dem frevelhaften Rumor Theil nahm und wol wußte und es Allen sagte — das habe ich mit meinen Ohren gehört, wsemilostiwêssy Gospodin — es Allen sagte, wie Unrecht sie thäten und welches Ende es nehmen würde; der Czar würde verzeihen und er würde — ich stehe mit meinem Kreuze von Dezakow dafür! — der Czar würde an ihm seinen treuesten, ergebensten Diener haben."

„Nun, Batuschka, vertraue Du nur auf Gott. Du weißt ja, er ist allwissend, er weiß, ob Dein Herr unschuldig ist, und wenn er's ist, er hat das Herz des Czaren in seiner Gewalt und er wird es schon zum Besten für Deinen guten Herrn lenken."

„Gott segne Sie, wsemilostiwêssy Gospodin, für diesen Trost!"

„Noch Eins, Batuschka! Dir fehlt also nichts? Du hast was Du brauchst?"

„O, und noch weit mehr als ich brauche, wsemilostiwêssy Gospodin, wenn ich mein Aemtchen behalten darf,

Digitized by Google

und ſo wie es mein Herr, den Gott überall ſegnen wolle! beſtimmt hat."

Der Alte ging. Der hohe Reiſende hatte während der ganzen Zeit dieſes Geſpräches, wie es ſchien, an ſich ſelbſt nicht gedacht; jetzt fühlte er ſich ermattet, aufgeregt ſogar, und der Arzt, den er herbeirufen ließ, fand, daß deſſen Puls weit fieberhafter ging als vor einer halben Stunde. Er reichte ſeinem Patienten etwas aus ſeiner Reiſeapotheke, empfahl ihm Ruhe und entfernte ſich wie früher.

Am andern Morgen finden wir unſeren hohen Reiſenden ſchon zeitlich auf. Er hatte die ganze Nacht wol geruht und fühlte ſich ſo geſtärkt, daß er ſtatt des Arztes einen Sekretär rufen ließ und ihm einige Zeilen diktirte, die, ſobald er ſie unterfertigt hatte, eine Adreſſe erhielten, verſiegelt wurden und durch Einen aus dem Gefolge nach Warſchau abgingen. Wir wiſſen nicht, ob noch einen Tag oder zwei der hohe Reiſende durch die Anordnungen des Arztes in dieſem Schloſſe zurückgehalten wurde; aber bei ſeinem Abgange reichte er dem Batuſchka, der auf ſeinem Poſten am Portale ſtand, freundlich die Hand, während die Tſchinofnicky, die ſich abermals zu präſentiren verſuchten, abermals unſanft zurückgewieſen wurden, und etwa vierzehn Tage hernach wurde, laut hohem Gouvernementdekret aus Warſchau, Schloß und Herrſchaft des Grafen Rz..w..ky wieder an deſſen eigene Beamten übergeben. Die Tſchinofnicky zogen ab, nachdem ſie die Schlußrechnung über ihre bisherige Sequeſtration, ſo gut wie möglich, beendet hatten.

Der Graf Rz..w..ky war ſo unglücklich, ſich dem Aufſtande von 1831 anzuſchließen oder vielmehr, wie der Alte unſerem hohen Reiſenden der Wahrheit getreu erzählt hatte, ſich anſchließen zu müſſen. Er wurde bei Oſtrolenka gefangen genommen und ſelbſtverſtändlich nach Sibirien verbannt, während ſeine Güter eingezogen, vorläufig aber zur Ausgleichung der Aktiva und Paſſiva unter Sequeſter geſtellt wurden. — Ein ſchauerliches Loos! Er hätte vielleicht den Tod vorgezogen, wenn nicht von dem Tage ſeiner Gefangennehmung an ihm jedes Mittel, jede Gelegenheit ſeinem Schickſale zu entſchlüpfen, entzogen worden wäre. Ach wie grauſam, dem Unglücklichen nicht einmal den Tod zu gönnen! Inzwiſchen fand unſer Unglückliche noch Troſt in der Geſellſchaft einiger Leidensgefährten, die mit ihm auf derſelben Stufe der Geburt und der Bildung ſtanden, und die diesſeits des ſchauerlichen Grabes, ihrer Verbannung, dasſelbe Glück, dieſelben Freuden zurücklaſſen mußten, wie er. Drei Monate befand ſich Graf Rz..w..ky auf dem Wege zu ſeinem Grabe. Düſterer und ſchauerlicher wurde es, je mehr er ſich dem Eingange zu demſelben näherte, und nicht weniger zerrüttet an Körper wie an der Seele kam er in Tobolsk an. Eine Kaſematte, ein verpeſtetes Loch, auf deſſen Fußboden halbverfaultes Schilf, wahrſcheinlich zur Lagerſtätte, geſtreut war, nahm ihn und ſeine Unglücksgefährten auf. Hunderte von Meilen hatte er ſchon eigentlich keiner Ruhe genoſſen; er warf ſich mit einer Reſignation, die nur durch eine gänzliche Erſchöpfung bewirkt werden kann, in eine Ecke und ſchlief. Ob ſanfte Träume, die letzte Tröſtung, die ein gutes edles Herz im Unglücke ſo oft erquicken, den Schlafenden umgaukelten und ſeine Ruhe verſüßten? Er wachte ſpät auf; ſeine Gefährten verzehrten ſchon das Elendmahl der Verbannten und luden ihn zur Theilnahme ein, indem ſie auf die für ihn zurückgelegte Portion deuteten.

„Du haſt gut geſchlafen," ſagte der junge Graf B. zu ihm, „und ſchön geträumt. Nun Gott gebe uns wenigſtens guten Schlaf und frohe Träume!"

„Ja," antwortete Graf Rz..w..ky, „ſchön geträumt!" und ſchickte ſich an, ſein Elendmahl zu verzehren. Da öffnete ſich die Thüre des Gefängniſſes, ein Offizier, begleitet von einem Feldwebel trat ein; die Gefangenen erhielten die für die Verbannten beſtimmte Kleidung, die ſie auf der Stelle anthun mußten, und wurden bedeutet, daß Nr. 1 in Tobolsk bleiben, Nr. 2, 3, 4 nach Omsk und Nr. 5 nach Bereſow mit dem nächſten Transporte abgehen würden.

Bereſow liegt nördlich von Tobolsk und iſt mit ſeinen ſchauerlichen Bergwerken einer der härteſten Verbannungsorte. Graf Rz..w..ky hatte Nr. 5 an ſeiner grauen Mütze; er wagte nicht, gegen dieſe Beſtimmung eine Bitte einzulegen, denn er wußte, der Beſcheid darauf würde ſehr unzart erfolgen; aber ſeine Seele durchſtrahlte ein tröſtender Gedanke — daß er doch endlich Herr ſeines Lebens werden würde.

Vierzehn Tage und zweihundert Werſte, und Graf Rz..w..ky oder Nr. 5, wie er jetzt hieß, ſtand in dem ſchauerlichſten der ſchauerlichen Schachte von Bereſow, ſtatt eines andern Nr. 5, das, wie er hörte, vor Kurzem und nach Kurzem verſtorben — „okolěny" — umgeſtanden, war der ruſſiſche Ausdruck dafür.

In dieſen Schacht finden Tröſtung und Rettung keinen Weg, hier iſt Tod und nichts als Tod. Armer Unglücklicher! und doch auch bis in dieſen Schacht reicht Gottes Auge, auch in dieſer Wildniß wird dich ſein Engel finden, biſt du nur würdig, daß er dich ſucht.

Vier Wochen ſchon befand ſich Graf Rz..w..ky in dieſer unterirdiſchen Wohnung des Elends und der ſchrecklichſten Mühſeligkeit, und zwar zwölf Stunden täglich, die andern zwölf Stunden oberhalb der Erde in einer Behauſung, in ihrer Art nicht minder ſchrecklich wie jene unterirdiſche. Seine Kräfte begannen bereits zu ſchwinden, das Schickſal ſelbſt ſchien ſeinem Willen zuvorzukommen, er war getröſtet, er war froh; da gewahrte er ſchon ſeit mehreren Tagen, daß ihn beim Ausgange aus der gemeinſchaftlichen Zwingſtätte und oft auch bei der Rückkehr in dieſelbe ein Weib in's Auge faßte und mit einer Aufmerkſamkeit betrachtete, die von mehr als bloßer Neugierde zeugte. Kein Engel, wie meine Leſer vielleicht zu denken geneigt ſein möchten, ſondern ein wirkliches Weib, eingehüllt in einen gemeinen Pelz vom Fuß bis zum Kopfe, ein Weib, ganz ihrem Klima und ihrem Volke angehörig, ohne Reize, ohne Anmuth. Und dieſes Weib mußte doch hier in Bereſow etwas Vor-

Digitized by Google

nehmeres ſein, denn nicht nur, was keinem anderen geſtattet, näherte ſie ſich eines Morgens dreiſter unſerem unglücklichen Grafen, ſondern der die Verbannten begleitende Nadſyratel (Aufſeher) küßte ihr ehrerbietig die Hand und ließ das Unerlaubte zu, mit dem Gefangenen zu ſprechen.

„Sind Sie nicht Graf Rz..w..ky?" fragte ſie den Verbannten in polniſcher Sprache; und als der Angeredete verwundert ihre Frage mit „Ja" beantwortet hatte, bat ſie, ihm die Mütze mit Nr. 5 ein wenig lüften zu dürfen, was der Graf ſogleich ſelbſt that, um an dem Muttermal, das er an ſeiner Stirne trug, ſich über allen Zweifel erhaben erkennbar zu machen. Das Weib drückte ihm die Hand und ging; der Graf aber beſchäftigte ſich an dieſem und noch an dem folgenden Tag mit dieſer räthſelhaften Erſcheinung, als er in das Haus des Feldwebels gerufen wurde, und hier auf einmal zu der gewünſchten Aufklärung gelangte.

„Kennen Sie mich denn nicht mehr, lieber Herr Graf Rz..w..ky?" redete ihn dasſelbe Weib mit einem liebreichen Tone an; „nicht mehr?"

Rz..w..ky beſann ſich eine Weile und rief dann: „O, meine liebe Hanne — Sie hier?"

„Ja, lieber Herr Graf, und wenn nicht zu Ihrem Glücke, ſo doch vielleicht zu einiger Erleichterung in Ihrem Unglücke. Ich zweifelte ob Sie's wirklich ſind, und mein Mann, der Feldwebel ſelbſt, konnte es nicht erforſchen. Es geht hier Alles nach Nummern, die man nur in Tobolsk eigentlich entziffern kann. Doch was mehr? — Was mich und meinen Mann betrifft, — und Sie müſſen wiſſen, daß der Lieutenant Alles dem Feldwebel überläßt — wir werden das Möglichſte thun. Die Hanne, Herr Graf, hat nicht vergeſſen, daß ſie in dem Hauſe Ihrer Eltern gedient hat, noch viel weniger daß Sie, ein Kind damals, ſich ſo gern an ſie ſchmiegten, ſo gern von ihr ſich ſchaukeln ließen und ihr bald einen Apfel, bald eine Honigſchnitte aufdrangen und oft für ſie baten, wenn Mama grollte. — Warum hier? Ei warum? Helfen, freilich, Herr Graf, helfen kann hier nur Gott, aber lindern und tröſten und vielleicht der Hilfe nahe rücken, das werden wir, ich und mein Mann, dem unter dem pflichteiſernen Harniſch, womit er ſeine Bruſt zu umpanzern ſcheint, umpanzern muß, glauben Sie mir, auch ein Herz ſchlägt..."

„Auch ein Herz ſchlägt," ſagte der alte ruſſiſche Feldwebel und reichte dem Unglücklichen die Hand und ermahnte ihn Muth zu faſſen, auf Gott zu vertrauen und ſein Unglück mit Geduld zu ertragen.

Nicht ſo viel lag in der Macht wie in dem Willen des Feldwebels, doch brachte er es bald dahin, daß Nr. 5 in einen andern Schacht überſetzt, daß er öfters als krank gemeldet wurde, daß er ſo manchen Tag die nöthigen Schreibereien des Lieutenants verrichten mußte, daß er durchaus menſchlich behandelt wurde und daß ſeine Nahrung ſo gut war als ſie in Beeſow im Allgemeinen ſein konnte. Ueberdies hatte er Hoffnung, in nicht zu langer Zeit nach Tobolsk überſetzt zu werden, was Jeder unter ſo traurigen Verhältniſſen als ein großes Glück zu betrachten gewohnt war.

Das dritte Jahr war nun der unglückliche Graf hier und ſo glücklich, daß er von vielen ſeiner Gefährten mit Recht beneidet wurde, als der Lieutenant, der eigentliche Stations-Kommandant, ihm ankündigte, daß er Auftrag habe, ihn mit Extra-Transport und mit allem Nöthigen verſehen nach Tobolsk zu ſchicken.

„Mit Extra-Transport?" riefen Hanne und der Feldwebel, „das iſt Begnadigung, Herr Graf!"

„Und zwar eine ganz beſondere," meinte der Lieutenant, „denn wer ſchlechtweg nach Tobolsk überſetzt oder nur ſo im Allgemeinen begnadigt wird, mit dem hat es Zeit; der kriegt keinen Extra-Transport und wird kaum mit dem Nothdürftigſten, und nicht mit allem Nöthigen verſehen."

„Wie dem immer" — nahm der Graf das Wort; „iſt es mir doch, meine theueren Freunde, als wenn ich mich ſchwer von Euch trennte, als wenn ich lieber hier bleiben möchte; — ſo können gute Menſchen uns auch den ſchauerlichſten Aufenthalt lieb und angenehm machen!" Ein Strom von Thränen entrann ſeinen Augen; er dankte tauſend, tauſend Mal für die empfangenen Wohlthaten; „und vielleicht— vielleicht," fuhr er fort, „iſt es mir gegönnt, doch eine, wenn auch nur die geringſte, zu vergelten."

Acht Tage, und er ſtand in Tobolsk im Hauſe des Gouverneurs.

„Sie ſind laut kaiſerlichem Prikas begnadigt, und ſo viel ich nebenbei weiß, in Ihre Würde und alle Ihre Güter vollſtändig wieder eingeſetzt," ſprach der Gouverneur. „Ich habe den Befehl, Ihnen, ſo viel Sie wünſchen, zu Ihrer Rückreiſe vorzuſchießen und Behufs derſelben allen möglichen Vorſchub zu leiſten."

Wir wiſſen nicht, wieviel Graf Rz..w..ky Reiſevorſchuß nahm, aber er übermachte ſogleich einen guten Theil desſelben ſeinen Freunden in Bereſow.

„Sie müſſen eine mächtige Fürſprache gehabt haben," fügte der Gouverneur ſeinen obigen Worten hinzu, „denn ſo viel ich weiß, dürfte unſer Allergnädigſter kaum je Einen Ihrer Kathegorie begnadigen. Es iſt mir erlaubt, hie und da Einen in Vorſchlag zu bringen, und ſelten wird es abgeſchlagen; aber ein Pole aus 1831 darf nie mit auf dem Begnadigungsvorſchlag ſtehen. Sie müſſen eine mächtige Fürſprache haben."

„Wem ich verdanke, daß ich noch lebe, das weiß ich; aber wem ich meine Freiheit zu verdanken habe — iſt auch mir ein Räthſel. Eine mächtige Fürſprache — nein! Im Unglück gibt es keine Freunde mehr, am allerwenigſten mächtige. — Gott, ja Du biſt es," dachte Graf Rz..w..ky, „und ich will Deiner Gnade würdig ſein!" — —

Eben tönte zum Abendgebete das Glöcklein aus der Kapelle nächſt dem Schloſſe, in welchem vor etwa vier oder fünf Monaten unſer hohe Reiſende ein Nothquartier genommen hatte; der Invalide ſtellte ſich auf ſeinen Stelzfuß, zog ſeine Mütze, faltete die Hände zum Gebet und hatte eben für

Digitized by Google

seinen Herrn „Gott gebe ihm einen guten Abend und segne ihn überall!" gebetet, als ein Wagen durch das Portal rollte nnd noch im Rollen ein Mann heraussprang und dem Betenden um den Hals fiel. Dieser schrie laut auf vor Freude und Alles wurde rege im Schlosse nnd Alles rege im Dorfe, und Jung und Alt kniete noch einmal zum Gebet und dankte Gott für die Rückkehr des Herrn, der sich Allen so gütig nnd freundlich immer bewiesen hatte und den Alle so herzlich, so innig liebten.

Und als die vor Freude noch lange aufgeregten Herzen endlich wieder ruhiger schlugen, da mußte Graf Rz..w..ky Alles von Allen anhören, was sich seit seiner unglücklichen Abwesenheit zugetragen hatte. Das Benehmen der Tschinofnicky; die Visitirungen aus Warschau; die Anordnungen der Wrchni Jspravnjk, und Alles was sich dadurch an Wäldern, an Feldern und im Schlosse verändert hatte. Aber vor Allem erzählte ihm der Batuschka, wie er sich mit dem unbekannten hohen Reisenden unterhalten und was er ihm Alles erzählt habe, nnd wie gleich nach seiner Abreise die Tschinofnicky abziehen mußten, und — nun wußte Graf Rz.. w..ky, welcher mächtigen Fürsprache er seine Befreiung zu verdanken hatte.

„Du gibst dem Armen heut dein Brod,
Der Arme kann dir's morgen geben!"

dachte der Graf und schwieg; aber Batuschka erhielt den besten Platz in seinem Schlosse, und der Graf ließ sich's nicht nehmen, für dessen Bedürfnisse und dessen Pflege in eigener Person zu sorgen. Und als er endlich, 108 Jahre alt, starb, da wurde er in einer Kapelle beigesetzt, die der Graf unlängst gestiftet hatte, nnd auf deren Eingang der Spruch stand:

„Was ihr dem Geringsten eurer Brüder thut, wahrlich, es soll euch nicht unbelohnet bleiben."

Forsthaus und Huthaus.

Ein Bild aus dem Erzgebirge von A. P.

Wie war er so lebensfroh und menschenselig, der junge Oberförster, der seit anderthalb Jahren den großen Schönthaler Staatsforst bewirthschaftete! „Warum sollt' ich mich des Lebens nicht freuen, da es so schön ist, und warum die Menschen nicht lieben, da sie alle meine Brüder und Schwestern sind?" sprach er oft zu sich selbst. Und wenn gute Bekannte ihn fragten: „Sag' uns nur, Karl, woher Du den Frohsinn, woher Du die unverwüstliche Jugendlichkeit nimmst, die Dich immer um ein halb Jahrzehend jünger erscheinen läßt, als Du bist?" — dann erwiederte er: „Das ist Gottes Gabe, die ich nur darum vor manchem Menschenkinde voraus habe, weil sie mir in der Kindheit nicht durch eine widernatürliche Erziehung verkümmert wurde. Meiner Seele wurden die Flügel nicht abgestutzt und meinem Herzen die Fühlhörner nicht beschnitten; darum schwebt jene immer hoch und frei über den Grüften, und dieses empfindet jeden seligen Pulsschlag der Natur im innersten nach und mit. Und überdies," fügte er hinzu, „seht nur, wie reich Gott mich sonst gesegnet hat! Dieser herrliche üppige Buchenwald mit den reichen Fichtenbeständen rechts und links ist mein Reich, dieses nette Forsthaus an seinem Saume mit der Aussicht auf das weite, liebliche Thal und auf seinen silbernen Strom meine Residenz. Mein Amt bringt mir Brod in Fülle, der Wald gewährt mir tausend Freuden bei mäßiger und gesunder Arbeit, und mein Haus Schutz, Behaglichkeit und einen gemüthlichen Herd. Und wenn mich ja einmal eine unzufriedene Laune beschleichen wollte, weil ich vielleicht über mich geblickt, so darf ich nur flugs meine Augen gradaus richten, da hinüber nach dem Huthause, das sich aus dem Walde erhebt — dort haust ein armer Bergmann mit zehn lebendigen Kindern und einem alten „bergfertigen" Vater, und ist doch mit seinem Loose zufrieden. O wie undankbar wäre ich gegen Gott, wenn ich mich seiner reichen Gabe nicht freute! Die Freude aber ist es, die mich jung erhält; darum, Brüder, freuet Euch! und wenn Euere dumpfe Stadt Euch trüben Muth macht, so kommt heraus zu mir, in meinen frischen, duftigen, lustigen Wald, und ich und meine Vöglein wollen Euch lehren froh sein und dankbar gegen den Schöpfer. Ach, könnt' ich doch alle meine Menschenbrüder nnd Schwestern so froh, so glücklich machen, wie ich bin!"

Zu den Gottesgaben, welche der gute Oberförster pries, kam jetzt noch eine mehr — wie ihm dünkte, die herrlichste von allen: eine Braut! Und was für eine Braut! Weithin gepriesen als eine strahlende Schönheit, war sie zugleich die reichste Erbin der ganzen Umgegend, die einzige Tochter des Kammerrathes Strunz, der auf dem großen Lehngute Hof hielt, dessen Fluren den Schönthaler Forst zum guten Theile umschloßen. Dabei galt sie für ebenso tugendhaft als schön, für ebenso geistvoll als reich. Viele heiratslustige Herren mit und ohne „von" hatten seit Jahren nach der Hand der reichen und schönen Diana getrachtet — Karl hatte sie, wie seine Freunde behaupteten, im Schlafe gewonnen. Wenn sie damit sagen wollten, er habe sich nicht mehr Mühe um sie gegeben als ein Schlafender, so war das wol richtig; allein gerade, weil sein ganzes Wesen das Gegentheil vom Schlafe, dem Bruder des Todes, weil er lauter Geist und Leben war, hatte das Herz der Vielbegehrten sich ihm zugewendet und ihn bald mit jenen holden Banden umschlungen, nach denen Andere vergebens seufzten. Der Kammerrath, ein „altes fideles Haus," wie man zu sagen pflegt, hatte den heitern Forstmann, der Leben in jede Gesellschaft brachte, schnell liebgewonnen nnd fühlte sich ihm überdies, weil er seine Gutswaldungen vermessen, geschätzt und durch Einführung eines trefflichen Wirthschaftsplanes von dem durch ungeschickte Verwaltung herbeigeführten Ruin

Digitized by Google

gerettet hatte, zu großem Danke verpflichtet. Als er daher die Neigung ſeiner Tochter zu dem jungen Forſtmanne wahrnahm und glaubte, daß dieſer ſie erwiedere, ging er, unbekümmert um das Widerſtreben ſeiner Frau, die mit dem Töchterlein höher hinaus wollte, ihm auf halbem Wege entgegen und wußte auf ganz joviale Weiſe ihm die Werbung um Dianen's Hand in den Mund zu legen, ſo daß Karl ſich verlobt fand, er wußte ſelbſt nicht wie. Dennoch war er entzückt über ſein unerſtrebtes Glück, und am folgenden Tage erzählte er's frohlockend allen Vögeln im Walde: daß er der ſeligſte Bräutigam unter dem blauen Himmel ſei. Mit ihrem Flammenkuße bei der Verlobung, mit dem Augenaufſchlag, womit ſie ſeiner Seele alle ſieben Himmel der Liebe zu öffnen ſchien, hatte ſie es ihm gleich angethan, und er ſchalt ſich einen Eisblock, daß er nicht vorher ſchon vor dem Strahle ihrer Reize zerſchmolzen war. Karl war nicht der Mann der ein Glück genießen konnte, ohne daß Andere mit ihm froh und glücklich waren, und ſo dachte er, als er im Forſte ſeine Geſchäfte beendet und ſeiner Seligkeit bald in lautem Sange, bald in ſtillem Sinnen ſich hingegeben hatte, darüber nach, wo wol jetzt Einer traurig läge, dem er von ſeinem Freudenwein einſchenken könnte. Er brauchte nicht lange zu ſinnen — ſein raſcher Schritt führte ihn eben auf eine kleine Waldblöße, in deren Mitte auf hoher Halde das erwähnte, altersgraue Hutbaus ſich erhob. „Da führt mich mein Stern ja gleich vor die rechte Schmiede!" ſagte der Oberförſter beim Anblick dieſes Gebäudes; „da gibt es mehr wie einen Traurigen!" Und er ſtieg die Halde hinauf.

Mit einem herzlichen „Glück auf!" trat er in die Wohnung des Hutmannes Ehrenfried Walther. Dieſelbe verrieth auf den erſten Blick nicht, daß ſie eine Herberge der Traurigkeit ſei. Acht Kinder, meiſt Buben mit vollen, runden Geſichtern, aber immer eins kleiner als das andere — das älteſte nicht über zehn Jahre alt — ſaßen theils ſpielend, theils lagen ſie auf der reingewaſchenen Dielung. Unter ihnen herrſchte helle, laute Fröhlichkeit. Allein im Hintergrunde ſtand ein großes Bette, daraus ſah ein bleiches, abgemagertes Frauenantlitz hervor, und daneben ſaß ein altes, gebücktes Männlein in dürftiger Bergmannskleidung, das den Spielen der Kinder ohne Theilnahme zuſah. Aus der „Hölle" trat ein junges Mädchen von kaum vierzehn Jahren, mit ſchönen, feinen, intelligenten Zügen, aber von zu durchſichtiger Haut und einem über ihr Alter ernſten Geſichtsausdruck. Als ſie jedoch den Gruß des Eintretenden vernahm, klärte ſich ihre Miene auf. „Ach der Herr Oberförſter!" rief ſie und eilte ihm entgegen mit freundlichem Willkommen.

Karl reichte ihr die Hand, bat ſie um einen Trunk Waſſer und trat an das Bette. „Glück auf! liebe Frau Walther!" ſagte er. „Geht's noch immer nicht beſſer?"

Die Angeredete nahm ſeine dargebotene Hand, dankte mit ſchwacher Stimme „für die Nachfrage" und verſicherte, daß ſeit Anwendung des ihr von ihm gegebenen Mittels ihr Zuſtand ſich merklich beſſere.

„Wo iſt Ihr Mann?" fragte Karl befriedigt.

„Der iſt nach der Stadt gegangen, einen Brief auf die Poſt zu tragen," war die Antwort. „Das Minel hat der Katharina geſchrieben, ſie ſoll nun nicht herkommen, weil es wieder beſſer mit mir geht; ſie hat einen gar ſo guten Dienſt, daraus wollen wir ſie nicht ohne Noth reißen."

Minchen — das war das vierzehnjährige Kind der Kranken — brachte ein Glas Waſſer, das Karl mit freundlichem Danke nahm. Die Kranke erzählte nun, wie ihre in Freiberg bei einem großen Burgherrn dienende Tochter vor wenig Tagen ihren erſparten Lohn hergeſchickt und ſich erboten habe, nach Hauſe zu kommen, weil die Mutter krank und das Minel zur Wirthſchaftsführung zu ſchwach ſei. Sie trenne ſich freilich ungern von ihrer engelguten Herrſchaft; wenn es daher inzwiſchen mit der Mutter beſſer geworden, ziehe ſie es vor zu bleiben und lieber ihren ganzen Lohn heimzuſchicken. „Ach, es iſt ein braves Kind!" ſchloß die Frau; „wir wollen ſie gern laſſen, wo ſie iſt, und wenn wir das behalten, was ſie geſchickt hat, ſo darf ſie doch nichts herſchicken, ſo lange mein Mann noch einigen Verdienſt hat."

„Recht ſo, Frau Walther!" ſagte Karl; „laſſen Sie dem Mädchen den ſauer erworbenen Verdienſt. Wenn Ihr Mann mit den Einwäſſerungsarbeiten fertig iſt, ſo übertrag' ich ihm die Sprengarbeiten beim Wegebau durch den Höllengrund. Um Feuerholz ſorgt Euch auch nicht — heut iſt Sonntag — Morgen will ich dem Walther Stöcke und Reißig anweiſen." —

„Ach, Herr Oberförſter! Sie ſind zu gut!" ſagte die Frau, wußte aber ihrem Dankgefühle weiter keine Worte zu geben. Das vierzehnjährige Mädchen ſtand hinter dem Stuhle, worauf Karl Platz genommen hatte, und ſchaute an ihm mit andachtsvollen Blicken wie eine Betende zu ihrem Heiligen empor.

„Ich komme eigentlich, mir mit Euch eine kleine Freude zu machen, lieben Leute!" ſagte Karl nach einer Weile. „Schade nur, daß Sie krank ſind, Frau Walther! Der liebe Gott hat mir geſtern ein ſo überſchwengliches Glück beſcheert, daß ich es kaum ertragen kann. Ihr ſollt es mit tragen helfen—ſollt Euch mit mir freuen. Ich bin verlobt"—

Hier ſtieß Minchen einen leiſen Schrei aus—Karl wendete ſich nach ihr um. „Es war nichts, Herr Oberförſter!" ſagte das Mädchen erröthend; „verzeihen Sie!"

„Du leideſt wol, armes Kind?" ſagte Karl. „Ein Wunder wäre es nicht, es liegt zu viel auf Deinen ſchwachen Schultern."

„O nein!" erwiederte das Kind heiter; „ich bin ganz wolauf, die Arbeit im Hauſe herum bekommt mir beſſer als das Stillſitzen am Klöppelſack."

Karl ſtrich ihr ſchönes, weiches Haar und fuhr fort: „Ich bin verlobt mit der Tochter des Kammerrathes auf Schönthal drüben; da möcht' ich nun mein Glück mit allen guten Freunden feiern und bei Euch, als meinen nächſten Nachbarn, den Anfang machen. Ich will einen kleinen

Digitized by Google

Schmaus mit und bei Euch halten. — Wann kommt Walther zurück?"

„Er wollte dieſen Nachmittag bei Zeiten wieder da ſein," antwortete Frau Walther.

„So ſagen Sie ihm," bat Karl, „er ſoll im Ziegenbach ſo viel Forellen fangen, als er kann; und Du, mein Minel, nimmſt einen Korb Kartoffeln aus dem Acker am Wegweiſer unten, und kochſt ſie ſammt den Forellen. Du weißt ſchon, wie ich's gern habe. Für das Weitere ſorge ich; heute Abend um Sechs bin ich wieder da — iſt es recht ſo?"

„Das paßt ſich herrlich!" ſagte Minchen; „ich habe dieſen Morgen ausgerührt, weil am Freitag keine Zeit war; ſo können wir dem Herrn Oberförſter friſche Butter vorſetzen."

„Bravo, mein Minel; Dein Produkt ſoll mir trefflich munden. Und weil mich das auf Euern kleinen Viehſtand bringt, ſagt mir, wie ſteht es mit dem Futter? Braucht Ihr noch etwas Waldheu?"

„Ei!" nahm jetzt das ſo lange ſchweigſam gebliebene alte Männchen das Wort; „wenn wir lieber unſere Kuh mit der Ziege wie ſonſt in den Wald treiben dürften!"

„Großvater!" rief Minchen dem Sprecher unwillig zu.

„Lieber Alter!" entgegnete Karl; „das kann nicht ſein. Sie verſtehen nicht, was die Waldhut der Forſtwirthſchaft für Nachtheil bringt. Mit Müh' und Noth hab' ich den Mißbrauch hier beſeitigt; wollt' ich nun Einem die Hut geſtatten, ſo würden Andere ſich darauf berufen, und das alte Uebel riſſe von neuem ein. Nehmen Sie mir's nicht übel, Vater Walther! Ich hab' Ihnen da auch etwas mitgebracht, was Ihnen beſſer ſchmecken wird, als Ihr Kraut." Er zog ein großes Stück Varinas aus ſeiner Taſche und gab es dem Alten, der es vergnügt annahm. „Heute Abend alſo, lieben Freunde!" Mit dieſen Worten verabſchiedete ſich Karl, nachdem er allen, ſelbſt den kleinſten der Kinder, die Hand gereicht hatte. Minchen gab ihm das Geleite vor die Thür und ſchaute ihm noch lange nach, bis er unter den Bäumen verſchwand. Und ſelbſt dann noch blieb ſie am äußerſten Rande der Halde ſinnend ſtehen.

„Die Tochter des Kammerrathes" — ſprach ſie vor ſich hin, „das ſtimmt nicht mit meinem Traume. Freilich paßt das reiche, ſchöne Fräulein beſſer für einen ſolchen Herrn, als eine arme Hutmannstochter. Aber ſo gut und lieb, wie meine Schweſter Käthchen, iſt ſie doch nicht, ſo gut und lieb, wie die, iſt niemand auf der Welt — als er!" Nach dieſen Worten ſank ſie in tiefes Träumen, aus welchem erſt der Ruf ihres Großvaters ſie weckte.

Es war nicht das Huthaus allein, wo der glückliche Verlobte heute einſprach, um Theilnehmer an ſeiner Freude zu werben. Jenſeits des Berges, auf deſſen vorderem Abhang das Huthaus ſteht, liegt das Berg- und Waldarbeiterdörflein Hüttenfeld. Da gab Karl ſeinem Freunde, dem Schulmeiſter, eine Summe Geldes zu einem Freibier für die geſammte Ortseinwohnerſchaft. Auch ließ er ſich bei ihr entſchuldigen, daß er den Abend nicht ſelbſt unter den Fröhlichen zubringen könne, dafür werde er künftigen Sonntag an ihrem Landtanze Theil nehmen und, wenn möglich, ſeine Braut dazu mitbringen. Zur beſtimmten Zeit ging er wieder nach dem Huthauſe, wo er mit der Familie den angeordneten, von Minchen trefflich beſorgten, von ihm ſelbſt noch mit Schinken und Wein ausgeſtatteten „Schmaus" hielt und ſo froh war, wie ein Menſch nur ſein kann, der Gott im Herzen und nicht blos auf den Lippen trägt, und dem dabei das Glück ſo hold lächelt, wie unſerem Oberförſter.

So verliebt Karl in ſeine reizende Braut war, ſo entging es ihm doch nicht, daß ſie ein wenig an dem Erbfehler ihrer Mutter litt, einem Fehler, der ſeinem ganzen Weſen zuwider war — dieſer Fehler hieß Hochmuth. Er wurde ihn zuerſt gewahr, als er ihr und ihrem Vater (die Mutter war noch in der Kirche) am Sonntage nach ſeiner Verlobung den Vorſchlag machte, mit ihm nach Hüttenfeld zum Laubtanz zu gehen. Da rümpfte ſie die ſchöne griechiſche Naſe und ſagte: „es ſei doch nur ein Scherz, daß er ihr zumuthe, in die Geſellſchaft der Holzmacher und Bergleute zu gehen." Aber der Kammerrath — jetzt dem Entſchluſſe ſeiner Frau entrückt — entſchied kurz für die Partie, und Diana mußte, ob auch ſpäter die Kammerräthin dagegen proteſtirte, es ſich wirklich einige Stunden in der Geſellſchaft der Hüttenfelder gefallen laſſen, die ſich auch weit anſtändiger betrugen, als Diana es von den „ungebildeten" Leuten erwartet hatte. Doch konnte ſie ſich nicht entſchließen, an dem Tanze Theil zu nehmen, ſo ſehr der mit grünem Laub und Blumen verkleidete Saal und die gute Bergmuſik auch dazu einlud. Karl ſuchte ihr umſonſt einleuchtend zu machen, daß, wenn die Vergnügungen der „niedern Klaſſen" oft roh, ſelbſt ausgelaſſen wären, die meiſte Schuld auf die gebildeten fiele, welche ihr „Licht unter den Scheffel ſtellen," ſtatt es „leuchten zu laſſen vor den Leuten," indem ſie ſich von jenen Klaſſen abſonderten und ſie ſich ſelbſt überließen, ſtatt ſich unter ſie zu miſchen und veredelnd auf ſie einzuwirken. Kein Volksſchriftenverein könne durch ſeine Bücher bewirken, was wenige gebildete Menſchen, die ein Herz für's Volk haben, in kurzer Zeit unter den mindeſtgebildeten Leuten erzielen könnten, wenn ſie Theil an ihren Beluſtigungen nähmen. Diana ſchützte Migräne vor und ging nicht in den Saal — ſie ſchien es ſelbſt ungern zu ſehen, als Karl der Bitte eines jungen Burſchen, mit ſeiner „Jungfer" einen Reihen zu tanzen, bereitwillig nachkam. Verſtimmt über Dianen's Benehmen, verließ er bald darauf das Haus; da ſie indeß auf dem Heimwege alle ihre Liebenswürdigkeit gegen ihn entfaltete, ſo tröſtete er ſich über ihren Fehler damit, daß ja auch die Sonne ihre Flecken habe, zugleich meinte er, daß kein Fehler an einem Menſchen unverbeſſerlich wäre, und das ſei mit die Sendung der Liebe: die Menſchen zu läutern und zu veredeln — ſo werde auch ſeine Liebe Dianen nach und nach von jenem Flecken reinigen, gleichwie ihre Liebe ſchon auf ihn beſſernd und erhebend einwirke.

In das Huthaus kam Karl lange Zeit nicht; ſeine

Digitized by Google

freie Zeit widmete er seiner Verlobten und seine Geschäfte führten ihn nicht in die Nähe der Lazarusgrube, da der schwierige und kunstreiche Wegebau durch den Höllengrund all seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Hier hatte er den Hutmann, als Leiter der Sprengarbeiten, allezeit um sich und blieb so immer von den Umständen und Verhältnissen der ihm werthen Familie unterrichtet. Ueber die Kranke vernahm er, daß sie, wenn auch langsam, doch merklich genese. Der Wegebau dauerte bis in den späten Herbst hinein, ein Glück für die armen Bewohner von Hüttenfeld, denn mit diesem Baue hörte eine bedeutende Nahrungsquelle für sie — für viele die einzige — auf.

Eines Tages ging Karl früher als gewöhnlich von dem Wegebau fort, weil Diana ihn gebeten hatte, sie zu einem Spazierritte abzuholen. Er verließ das Werk nicht gern, weil er bei den Sprengarbeiten in den harten Felsen, die beseitigt werden mußten, gern selbst zugegen war. Nicht ohne die Arbeiter zur größten Behutsamkeit ermahnt zu haben, ging er von ihnen und zu der harrenden Braut. Die Rosse standen bereit, Reiter und Reiterin herauszunehmen in den rosigen Novemberabend. Wie sie jetzt an seiner Seite dahinritt durch den Thalgrund, welchen der schöne Strom in gleiche Hälften schneidet und wo auf beiden Seiten die Waldung bis nahe an das Flußbette reicht, glich sie der Göttin, deren Namen sie trug. Karl, der den Stolz als des Teufels ersten Gesellen haßte und von ihm das Weh ableitete, an dem die arme Menschheit blutet, fühlte an ihrer Seite fast eine Regung dieses Dämons in der eigenen Brust; es war zu wonnig schön, es dünkte ihm fast göttlich groß, ein solches Wesen sein zu nennen! Sie ritten langsam zwischen den Wäldern dahin, bis sie auf die Hauptstraße kamen, welche die nächsten Städte miteinander verbindet. Da setzten sie ihre Rosse in Galopp und flogen wie der Sturm durch die Dämmerung dahin, daß Dianen's weißer Schleier bald nur noch wie ein losgerissenes Wölkchen in den Lüften zu schweben schien. So jagten sie weit, weit fort, als wollten sie das All durchstürmen — bis eine steile Anhöhe ihre Eile hemmte.

„Bis hieher und nicht weiter!" sagte Diana, dicht an den Geliebten gedrängt.

„Und doch geht unsere Zeit eigentlich jetzt erst an," erwiederte er; „sieh, da kommt Dein Urbild hinter dem Berge herauf, — wollen wir nicht mit ihm dem Morgen entgegenreiten?"

Der Mond stieg empor in seiner vollen Glorie und sein Glanz schmiegte sich schmeichelnd um das schöne, von der Aufregung des Rittes glühende Menschenbild, dessen Namen er einst selbst getragen. „Dir zu Lieb," sagte Diana, „möchte ich wol eine Nachtschwärmerin, wie meine Urnamensträgerin werden; und wären die Wälder noch belaubt, so schlüge ich vor, wir suchten darin eine Stelle, nicht zum Anstand gegen schuldloses Gethier, sondern eine heimlich traute zum Kosen, verlör' ich auch darüber das Recht zu meinem Namen."

„Ja," stimmte Karl trunken bei; „wir vergäßen da der Welt mit all ihrem Jammer und fühlten uns als Götter, wie jene hohen Menschen, die der griechischen Götterwelt die Urbilder gaben; aber nicht, um wie diese, uns selbst zu leben, sondern um im ersten Augenblicke göttliches Ahnen, göttliches Wollen, göttliches Vollbringen auszugießen über unsere Brüder um uns her, wie es das Christenthum will."

„Küsse mich, geliebter Schwärmer!" sprach sie und reichte ihm den schwellenden Mund. Er beugte sich, schlang seinen Arm um sie und erfüllte nur zu gern ihr Begehren. Fromm wie Lämmer trugen die Rosse das so verschlungene Paar langsam zurück, bis Diana sich plötzlich seinem Arm entwand und flüsterte: „Ich sehe eine weibliche Gestalt daher kommen; lassen wir erst diese vorüber! Dann nimmst Du mich mit auf Dein Roß und Betsi läuft nebenher. Ich weiß eigentlich nicht, was meiner Mutter eingefallen ist, mir den Namen Diana zu geben; viel lieber möchte ich Sulamith, oder wenn es denn doch ein mythologischer Name sein müßte, Isis heißen; denn ich kann nicht frostig sein wie Diana, aber innig, zärtlich wie jene."

Karl wollte sie küssen, aber sie wehrte ihm und deutete auf die nahende Gestalt.

„Guten Abend!" grüßte diese, wie sie herankam.

„Mein Gott, das ist ja das Minchen vom Huthause!" rief Karl. „Wohin so spät noch, Kind?"

„In die Stadt, den Doktor holen," war die Antwort; „dem Vater hat ein Felsstück beim Sprengen das Bein zerschmettert."

„O Gott, meine Ahnung!" klagte Karl. „Kehr' wieder um, Kleine. Es ist ein weiter Weg in die Stadt — sieh, wie Du hustest und athemlos bist! Ich will den Doktor holen."

„Und was wird aus mir?" fragte Diana.

„Du reitest ruhig heim, meine Liebe," erwiederte Karl bestimmt.

„Begleiten Sie nur das Fräulein nach Hause," bat Minchen, „ich kann schon so weit gehen, ich muß auch einen Brief an mein Käthchen auf die Post schaffen."

„Um so mehr muß ich hin," entschied Karl; „der Brief würde von Dir heute nicht mehr angenommen werden, mir thut's der Postmeister zu Gefallen. Gute Nacht, Liebchen! — Liebe Deinen Nächsten wie dich selbst, gebietet Gott! — Schlaf wol und grüße mir die Eltern!" Er nahm Minchen den Brief ab und sprengte davon.

„Er liebt mich nicht wie ich ihn!" seufzte Diana ihm nach, wandte dann ihr Roß und ritt langsam mit Minchen, die sich erboten hatte, die Reiterin zu Fuße zu begleiten, nach Hause. —

Am zweiten Nachmittag nach diesem Abend ging Karl in später Stunde vor dem Forsthause auf und ab und spähte nach Schönthal hinauf, von woher er seine Braut erwartete. Diese hatte ihm gestern versprochen, ihn heute abzuholen, um mit ihm nach dem Huthause zu gehen und den hilfebedürftigen Bewohnern desselben einen Besuch abzustatten.

Digitized by Google

Sie wollte allerlei Erfrischungen mitbringen, und Karl freute sich wie ein Kind darauf, seine Geliebte als barmherzige Schwester im schönsten Sinne des Wortes walten zu sehen. Er ging manchmal in das Haus, kam dann wieder und spähte von neuem; aber vergebens. Endlich kam eine korbbeladene Frau vom Lehnhofe. Er ging ihr entgegen und fragte verwundert, wo ihre Herrin bliebe.

„Sie läßt um Entschuldigung bitten," erwiederte die Gefragte, „es ist ihr nicht ganz wol, deshalb schickte sie mich mit dem Korbe allein."

„Was fehlt ihr denn?" fragte Karl besorgt.

„O sorgen Sie nicht!" gab die Magd zur Antwort. „Es ist nur ein wenig vornehme Krankheit — leichtes Kopfweh, das Unsereins nicht achten darf."

„So?" sagte Karl verstimmt. „Und darum beraubt sie sich der Götterfreude, mit eigener Hand Leidenden eine Erquickung zu bieten? Das ist mir zu vornehm!"

„Daran ist Niemand Schuld wie Madam!" bemerkte die Magd.

Voll Unmuth setzte Karl sich mit ihr nach dem Huthause in Bewegung. Hier war seine Erscheinung heute wie immer eine Quelle des Trostes und der Ermunterung. Das Elend, das über die arme Familie hereingebrochen war, verlor seinen Stachel, sobald er sich unter dem niedrigen Dache zeigte. Die Kinder drängten sich um ihn, streckten ihm ihre Händchen entgegen und jubelten harmlos, weil sie das Unglück ihrer Eltern noch nicht verstanden. Die Mutter war durch den Schreck über die schwere Verletzung ihres Mannes wieder sehr krank geworden; so lagen sie beide schwer darnieder und wären — mit der Sorge für neun Kinder und einen alten „bergfertigen" Vater beladen — eine Beute namenlosen Jammers gewesen, hätte der Oberförster ihnen nicht so hilfreich beigestanden. Von ihnen daher mit Thränen des heißesten Dankes bewillkommet, ließ er seine Begleiterin auspacken, und die reichliche Spende, die sich vorfand, söhnte ihn wieder mit der Geliebten aus. Da waren eingemachte Früchte, Weißbrod, Fleisch, Gemüse, Gewürz in wahrhaft freigebiger Weise geboten. Mit hoher Freude händigte er Minchen diese für eine Krankenküche so nothwendigen Dinge ein und schickte die Magd mit den freundlichsten und dankbarsten Grüßen heim. Er selbst wollte bald folgen.

Als er sich nach einer Stunde aus dem Huthause verabschiedete, sagte ihm Minchen unter der Hausthür: „Herr Oberförster! ich denke, mein Käthchen kommt heute — ich weiß es nicht — aber mir sagt es mein Herz."

„Hast Du ihr geschrieben, daß sie kommen soll?" fragte er.

„Nein," erwiederte sie, „nur von dem Unglück des Vaters hab' ich ihr Nachricht gegeben; aber wie ich sie kenne, läßt es ihr nun keine Ruhe — sie muß kommen."

„Das ist mir sehr lieb um Deinetwillen, Du armes, gutes Kind!" sagte Karl. „Du hast für Deine zarte Gesundheit der Anstrengung zu viel!" Er streichelte ihre Wange, sie drückte seine Hand an ihre Lippen — eine Thräne fiel darauf — das Kind eilte in's Haus zurück. —

Es war wirklich nur ein leichtes Kopfweh gewesen, das Diana abgehalten hatte, in Person ihr Liebeswerk zu vollenden. Karl fand sie ein wenig blaß, aber ganz munter. — „Nun ist mir wieder wol, da ich Dich habe!" mit diesen Worten schloß sie ihn in ihre Arme. Die Kammerräthin hatte Besuch und es war den Verlobten nicht gegönnt, einander lange anzugehören: sie mußten der Gesellschaft den Abend widmen. Diana wie immer mit ausnehmender Eleganz gekleidet, überstrahlte die fremden Damen ebenso an Geist, als an Körperreiz, ja sie allein war es, die der Unterhaltung Würze verlieh, da Karl in Gesellschaft fremder Damen immer zurückhaltend war. Desto mehr weidete er sich an dem Schimmer, den seine Braut um sich verbreitete, und er konnte es der Kammerräthin nicht verargen, daß sie auf eine solche Tochter stolz war. Als aber die Gesellschaft spät sich entfernt hatte, verletzte es ihn, wie diese eitle Mutter über die Gäste herfiel und auch Diana ihren Witz durch liebloses Bekritteln derselben schändete. „Habt Ihr der Liebe so wenig?" dachte Karl, und ein eiskaltes Gefühl zog durch sein Herz. Er gab auch sein Mißfallen an dieser Unterhaltung offen zu erkennen und entfernte sich sehr verstimmt. Als aber Diana ihn bis an die Treppe begleitete, wand sie wieder alle Blumenschlingen ihres Liebreizes um ihn, bat ihn für den Fehler, in den sie der Mutter zu Lieb verfallen sei, um Verzeihung und zwang ihn, völlig ausgesöhnt von ihr zu scheiden. Wie er indeß eine Zeitlang in der klaren Sternennacht gewandelt war und dem persönlichen Zauber der schönen Braut sich mehr und mehr entrückt fühlte, kam ihm der Gedanke wieder: „Habt Ihr der Liebe so wenig?" — und dieser Gedanke wurde ihm zur brennenden Folter. Er erreichte seine Wohnung, aber statt hinein zu gehen, setzte er sich, ungeachtet der herrschenden Kälte, auf die Bank vor dem Hause. Im Huthause drüben schimmerte noch Licht — sein mitleidsvolles Herz flog zu den armen Bewohnern desselben hinüber. Er gedachte der letzten Worte Minchen's. — „Sollte die Erwartete gekommen sein?" fragte er sich. Er stand auf, er konnte noch nicht schlafen, obschon der Wächter in Schönthal bereits die elfte Stunde abrief, ein unruhiges Gefühl trieb ihn in's Freie, ohne Wahl schlug er den Weg ein, den er neulich in Dianen's Begleitung zu Pferde gemacht hatte. Er versetzte sich zurück in jene Stunde, wo sie Seite an Seite dahin geritten waren. Wie war sie da ganz Liebe, ganz Hingebung gewesen! Schwelgend in dieser Erinnerung erreichte er die Mündung des Thalweges in die Landstraße — da weckte ihn ein Geräusch aus seinen Träumen. Er blickte auf und sah jenseits der Straße im Chausséegraben eine menschliche Gestalt sich regen. Er schritt darauf zu und fand ein Frauenzimmer, beschäftigt, eine anscheinend leblos daliegende Mannsperson zu beleben. Ihr zur Seite stand ein vollgepackter Korb. Bei Karl's nicht eben geräuschloser Annäherung fuhr das Frauenzimmer empor, sah zu dem Kommenden auf und

Digitized by Google

rief: „Gott sei Dank! da kommt Jemand, der mir helfen kann.“

Soweit das Mondlicht und das den Kopf einhüllende Tuch erkennen ließ, gehörte das Gesicht, das Karl vor sich sah, einem jungen Mädchen an, auch ihre Stimme klang mädchenhaft zart und rein.

„Was gibt's da zu helfen?“ fragte der junge Forstmann, in den Graben hinabsteigend.

„Es mögen ungefähr zehn Minuten sein,“ gab das Mädchen zur Antwort, „daß ich, mit meinem Korbe vorübergehend, diesen armen Mann hier liegen sah. Anfangs dachte ich, es wäre ein Betrunkener, und da es so kalt ist, so fürchtete ich, er möchte erfrieren, wenn er da liegen bliebe. Ich versuchte daher ihn zu erwecken, bemerkte aber bald, daß er entweder ohnmächtig oder schon todt sei. Jetzt glaub' ich, es ist nur das Erstere der Fall. Wenn Sie mir doch helfen möchten, ihn in's Leben zurück zu rufen! Ist er nur erst auf, dann können wir ihn in meine väterliche Wohnung, die nur eine Viertelstunde von hier entfernt ist, bringen, und dort wird sich das Weitere finden.“

„Es versteht sich,“ sagte Karl, „daß auch ich hier meine Pflicht thue; aber sagen Sie mir, braves Mädchen, wo ist Ihre väterliche Wohnung?“

„Im Walde da oben,“ antwortete sie, „es ist das Huthaus von St. Lazarus, wenn Sie hier bekannt sind.“

„Sie sind Käthchen Walther?“ fragte Karl überrascht.

„So heiß' ich, der Hutmann ist mein Vater,“ erwiederte sie unbefangen. „Jetzt seien Sie so gut, mir beizustehen. Sie riechen schon, daß ich ein wenig gedoktort habe; aber obgleich ich weder meinen Salmiakgeist, noch meine Hoffmannischen Tropfen gespart habe, so bin ich doch nicht glücklich gewesen.“

„Wir wollen einen Versuch mit Frottiren machen,“ sagte Karl. Er entledigte sich rasch eines Stiefels und eines wollenen Strumpfes und begann damit das genannte Geschäft. Da er zu diesem Zwecke den Oberleib des Mannes entblößen mußte, so trat Käthchen auf die Seite und machte sich mit ihrem Korbe zu thun. „Es ist doch gut,“ sagte sie dabei, „daß ich meine Sachen gleich selbst mitgenommen habe, statt sie mir morgen nachkommen zu lassen, wie der Postschaffner wollte; ich habe da Erfrischungen, welche mir meine gute Herrschaft mitgab, davon kann ich dem Patienten hier gleich reichen, wenn er zu sich kommt, wie ich hoffe.“ —

Und ihre Hoffnung ging in Erfüllung. Karl's Operation rief den Erstarrten binnen zehn Minuten in's Leben zurück. Schnell war Käthchen mit einer Flasche Wein bei der Hand, wovon sie dem Erwachten ein wenig einflößte, worauf sie Zwieback eintauchte und ihm reichte. Und so wurde weiter verfahren, bis der arme Mann sich stark genug fühlte, mit Hilfe seiner Samariter nach dem Huthause zu gehen. Gern hätte Karl ihn mit sich in's Forsthaus genommen, allein dieses war dreiviertel Stunden entlegen, für den Erschöpften eine zu weite Entfernung. Dieser sollte daher für die Nacht im Huthause untergebracht und dort weiter verpflegt werden. Da Käthchen an ihrem Korbe genug zu tragen hatte, so duldete Karl nicht, daß sie auch den Kranken noch mit stützte, wie sie wollte; aber er hatte viel Mühe, ihn an Ort und Stelle zu bringen, denn er mußte ihn mehr tragen als führen. „Was würde wol Diana gethan haben, wenn sie an Käthchen's Stelle gewesen wäre?“ Diese Frage drängte sich unserem Freunde unterwegs auf. „Wenn sie in ihrer Chaise daher gekommen wäre, würde sie wol angehalten und den leblosen Mann mit sich genommen haben?“ — Wie hehr stand das arme Hutmannskind vor seinem Geiste da, das mitten in der Nacht nach einer weiten Postfahrt sich keine Rast gönnte, sondern mit dem schweren Korbe noch meilenweit nach der väterlichen Hütte eilte, um Trost und Erquickung dahin zu bringen, und doch noch seine heiße Kindesliebe bezwang, als ein Fremdling ihrer Hilfe dringender bedurfte wie die Eltern. — „Ach, diese heilige, schöne, sich selbst verleugnende Liebe war es ja, die ich immer bei deinem Geschlechte gesucht habe, Diana! die ich in deiner holden Gestalt in höchster Mächtigkeit vorhanden glaubte. O, es kann doch nicht sein, daß Gott ein so herrliches Gefäß ohne diesen köstlichen Inhalt schuf! Gewiß! Diana, gewiß bist du so gut als du schön bist! Aber das edle Metall deines Wesens ruht noch wie rohes Erz in der Tiefe, des Bergmanns harrend, der es vom tauben Gestein löse und zu Tage fördere — und ich werde der Bergmann sein!“ So dachte Karl, indeß er sich mit seiner Begleitung dem Huthause näherte.

München, die nun schon die dritte Nacht bei den kranken Eltern wachte, erblickte die Kommenden durch's Fenster schon von weitem und sprang ihnen bis an die Auffahrt der Halde entgegen. Mit dem Ausrufe: „Käthchen! mein Käthchen!“ umhalste sie die geliebte Schwester und bewillkommte dann den Oberförster. Aus ihrem Gesichte leuchtete eine unbeschreibliche Wonne, als sie mit den späten Gästen in das Zimmer trat, wo die kranken Eltern beide schlaflos lagen. Ihre Freude war nicht minder groß als die des Kindes, aber natürlich durch ihr Leiden verschleiert. München ging nun unaufgefordert daran, dem fremden armen Manne ein Lager von Stroh zu bereiten — das einzige, das sie zu bieten im Stande war.

Erst jetzt, als Käthchen ihren Korb abgesetzt und sich der Kopfhülle entledigt hatte, konnte Karl ihre wahre Gestalt betrachten; diese war freilich nicht so üppig schön, wie jene seiner Braut, aber von einer Zartheit, Anmuth und Reinheit der Verhältnisse, die ebenso sehr dem Geiste wolthat, als jene reizenden Formen die Phantasie bezauberten. Es lag in ihrem ganzen Wesen eine Weihe frommer Demuth, ein Adel hoher Gesinnung, eine Würde opfermächtiger Weiblichkeit, die Karl, so vorurtheilsfrei er war, in einem armen Dienstmädchen nicht gesucht hätte. Freilich hatte sie auch das Glück, seit drei Jahren eine Herrschaft zu haben, wie es ihrer wenige gibt, eine Herrschaft, welche die

Digitized by Google

Dienerin als Ihresgleichen, als Familienglied betrachtete, und die, ſobald ſie Käthchen's edlere Anlagen erkannte, alle Sorgfalt darauf verwendete, ſie zu pflegen und zu entwickeln. Das hatte Karl ſchon aus Minchen's gelegentlichen Erzählungen erfahren; aber daß das fromme Werk jener ihm unbekannten edlen Frauen — einer Bergräthin und ihrer Tochter — zu ſolcher Vollendung gediehen, hatte er ſich nicht vorgeſtellt. Ihre Kleidung war einfach, aber nicht ärmlich; im Stoffe dauerhaft und von heiterer Farbe, war ſie im Schnitte weder nonnenhaft noch griſettenartig, noch vornehm. Mit Vergnügen ſah Karl, wie Minchen's Augen von Zeit zu Zeit voll Entzücken an der Geſtalt hingen, und wer weiß, ob er der Kleinen nicht beigeſtimmt hätte, wenn er gehört, wie ſie leiſe zu jener ſagte: „Ach Käthchen, wie biſt Du ſo ſchön!" — eine Aeußerung, die ihr die Gemeinte mit einem „Pfui, Minel!" verwies.

Karl verweilte diesmal lange in dem Kreiſe, in welchem ein ſo mildes Geſtirn, wie Käthchen, aufgegangen war. Stundenlang beobachtete er ihr ſtilles, frommes, heiteres Walten, und als er ſich endlich losrieß, war es ihm, als geſchäh' es auf lange, lange Zeit, ja, als dürfte er dieſem Kreis ſo bald nicht wieder nahe treten. Und zum Bewußtſein wurde ihm dieſes Gefühl am folgenden Morgen, als er den fremden kranken Mann abzuholen wieder hinüberfuhr und Käthchen im netten, züchtigen Morgenanzuge ſchon mitten in allen Sorgen der Hauswirthſchaft, Kinder- und Krankenpflege fand, deren größten Theil ſie Minchen abgenommen hatte. Als er jetzt mit ſeinem Pflegebefohlenen von dem Huthauſe ſchied, legte er ſtill das feierliche Gelübde ab, ſeine Schwelle nicht mehr zu betreten, ſo lange Käthchen da war! —

Wer aber war der Fremde, den er mit unter ſein Dach nahm? Ein armer, alter Komödiant, deſſen vielbewegter Lebensſtrom jetzt nahe daran geweſen war, ſpurlos an einer Landſtraße zu verſiegen. Sigismund hieß er; ein längſt erloſchener und vergeſſener Stern am Theaterhimmel, hatte er ſeit langer Zeit nicht einmal ein Engagement bei der „lumpigſten Schmiere," wie er ſich ausdrückte, finden können. Von aller Welt verlaſſen, heimatlos, dem bitterſten Mangel verfallen, hatte er ſich zuletzt aus weiteſter Ferne aufgemacht, eine Schweſter aufzuſuchen, die im ſächſiſchen Erzgebirge verheiratet war, aber er wußte nicht, an welchem Orte. Er hatte aus Leidenſchaft für das Theater ſein im Altenburg'ſchen gelegenes Elternhaus in früher Jugend verlaſſen, ſeine Eltern hatten ihn deshalb verſtoßen und waren geſtorben, ohne ſich mit ihm ausgeſöhnt zu haben. Seine Schweſter hatte das bedeutende Vermögen der Eltern allein geerbt; ſein Pflichttheil war ihm durch die Gerichte zugeſendet worden und er hatte ſich darnach um ſeine „ganze Sippſchaft" nicht mehr gekümmert. Daher war ihm auch der Name des Wohnſitzes ſeiner Schweſter unbekannt geblieben. Von der langen Wanderung und Entbehrungen aller Art erſchöpft, war er an jenem Abend, von Hunger und Froſt überwältigt, an der Landſtraße zu Boden geſunken.

Karl ſorgte für den Armen wie ein Bruder und es gelang ihm bald, den entkräfteten Körper neu zu beleben und zu ſtärken. Der Name Sigismund war ihm aufgefallen — denn das war auch der Familienname der Kammerräthin. Er ließ ſich von dem Komödianten das Bild ſeiner Schweſter beſchreiben und dies paßte, wenn auch nicht mehr auf die Kammerräthin ſelbſt, doch ganz auf ihre Tochter, von der aber der Kammerrath mehr als einmal geſagt hatte: daß ſie der Mutter in ihrer Jugend auf das Haar gleiche.

„Wie hieß der Mann Ihrer Schweſter?" fragte Karl den alten Mimen weiter.

„Das weiß ich nicht," antwortete dieſer; „wie geſagt, ich habe mich um das hochmüthige Ding nicht weiter bekümmert. Jetzt freilich muß ich in einen ſauern Apfel beißen — es iſt der letzte Verſuch, mein Leben zu behaupten."

„Es wird nicht vergebens ſein," tröſtete Karl; „wie heißt Ihre Schweſter?"

„Apollonia," war die Antwort.

Das traf: Apollonia nannte ſich die Kammerräthin. Vergnügt zündete Karl ſich eine Cigarre an und ſagte zu ſeinem Gaſte: „Ich denke, wir ſind Ihrer Schweſter auf der Spur. Sagen Sie mir, wie hoch ſchätzen Sie das ihr zugefallene Vermögen?"

„Das weiß ich genau," ſagte der Schauſpieler; „mein Pflichttheil betrug ſechstauſend Thaler, mithin hat ſie vierundzwanzigtauſend Thaler bekommen."

„Sie wäre Ihnen alſo neuntauſend Thaler ſchuldig ohne die Zinſen," erwiederte Karl.

„Ach, ich mache gar keinen Anſpruch auf das Geld, das ſie mir auch in keinem Falle herauszahlen würde, da es ihr teſtamentariſch, alſo rechtlich zugefallen iſt. Sie ſoll mich nur bei ſich aufnehmen, ſoll mir für die wenigen Tage, die ich noch zu leben habe, ein ruhiges Aſyl in ihrem Hauſe gewähren, damit ich mich nicht unter fremden Leuten herumzuſchlagen brauche. Mich verlangt nur nach einer Heimat, Herr! Eine Heimat nur ſoll ſie mir gönnen."

„Die muß ſie Ihnen gönnen, muß ſie Ihnen gewähren, ſie müßte denn keinen Funken ſchweſterliches Gefühl haben. Ich hoffe, Sie bald in die erſehnte Heimat einführen zu können." Hiermit ſchloß Karl die Unterhaltung.

Am Nachmittag eilte er nach Schönthal und forderte Diana zu einem Spaziergange auf. Unterwegs forſchte er, ob und was ſie von einem Bruder ihrer Mutter wiſſe? Diana gab, wiewol mit Widerſtreben, zu, daß ihre Mutter allerdings einen ſo nahen Blutsverwandten gehabt habe, aber Niemand wiſſe, was aus ihm geworden. Er ſei aus der Art geſchlagen und darum enterbt worden. Karl ließ das Thema fallen und führte ſeine ſchöne Gefährtin dem Forſthauſe zu, damit ſie ſich ihre künftige Reſidenz einmal anſehe, wie er ſagte.

Der Invalide des Theſpiswagens ſaß mit dem Schlafrock ſeines Wirthes auf dem Sopha und las die Zeitung, als Karl mit Dianen eintrat. Raſch erhob er ſich, be-

Digitized by Google

troffen ſtarrte er die Dame an, die ihm ihr Begleiter als zukünftige Herrin des Hauſes vorſtellte.

„Mein Gaſt, Herr Schauſpieler Sigismund!“ ſagte Karl zu Dianen. Ein ſeltſames Zucken ging über ihre Züge — ſie machte eine ſtumme Verbeugung gegen den ihr Vorgeſtellten und wendete ſich der kleinen Alabaſterſtatue der Diana zu, welche unfern ſtand.

„Kennen Sie die Dame?“ fragte Karl den Mimen.

„Sie gleicht meiner Schweſter wie ein Ei dem andern,“ antwortete dieſer, „doch kann ſie es natürlich nicht ſein —“

„Aber ihre Tochter!“ ſagte Karl beſtimmt. — „Diana! begrüße doch Deinen Onkel, den ich ſo glücklich war, in meinem Hauſe zu beherbergen.“

„Das Fräulein kann mich nicht kennen,“ ſagte Sigismund.

„Aber ſie wird ſich freuen, den Bruder ihrer Mutter kennen zu lernen,“ fiel ihm Karl in die Rede.

„Allerdings,“ beſtätigte ſie gezwungen, „wenn ich wirklich das Vergnügen habe —“

„So wahr als es nicht zwei ſo reizende Töchter einer Apollonia Sigismund gibt, iſt dieſer Herr Dein Oheim!“ erklärte Karl und führte ſie dem Schauſpieler zu.

Mit einem kalten Gruße nahm ſie die ihr von dieſem entgegengeſtreckte Hand an. Karl's Antlitz röthete ſich vor Zorn, doch wehrte er ſeinem Ausbruche, als Diana ſagte: „Verzeihen Sie, Onkel, wenn ich mich noch nicht recht darein finde, einen ſolchen Verwandten zu haben; ich bin eben von Jugend auf an den Gedanken gewöhnt worden, ich hätte keinen.“

„Bald, hoffe ich,“ ſetzte Karl beſänftigt hinzu, „werden Sie von Ihrer Schweſter ſchweſterlich empfangen werden. Vor der Hand laſſen Sie es ſich bei mir gefallen, Onkel! Ich werde Ihnen ſchon den Weg zum Schweſterherzen bahnen.“

Bald verabſchiedeten ſich die Verlobten von dem Gaſte. Diana ſprach auf dem Heimwege ihre Verwunderung darüber aus, daß Karl „den Landſtreicher“ bei ſich aufgenommen habe, und bat ihn, der Mutter ja nichts davon zu ſagen, ſondern zu ſehen, wie er den „Bettler“ mit guter Manier wieder los werde — ſie wollte gern von ihrem Nadelgelde ein Anſehnliches geben, ihn fortzuſchaffen.

Karl blieb ſtehen, ließ ihren Arm los und ſah ihr mit ernſtem Erſtaunen in's Geſicht. „Diana!“ ſagte er, „dieſe Sprache hätte ich nicht von Dir erwartet.“

„Aber mein Gott, Karl!“ erwiederte ſie; „wie ſoll ich denn ſprechen? Es thut mir leid, daß ich einen ſo nahen Verwandten nicht beſſer begrüßen, nicht mit ganzem Herzen willkommen heißen kann. Aber ich kann nichts dafür, daß er vom Hauſe an ein Taugenichts geweſen, zum Theater gelaufen und den Seinigen zum Skandal geworden iſt. Das iſt nicht meine Schuld, und ebenſowenig kann ich dafür, daß meine Mutter nichts von ihm wiſſen mag, ſich ſeiner ſchämt. Auch kann ich ihr das gar nicht verargen; unſer Haus würde ſeinen Ruf einbüßen, die gute Geſellſchaft ſich von uns zurückziehen, wenn es bekannt würde, was für ein Sujet von Bruder die Kammerräthin in ihrem Hauſe hegte. Ich ſage Dir, Karl, es iſt das Beſte, wir rüſten den Onkel in aller Stille aus, daß er ſobald als möglich weiter kann.“

„Diana! Diana!“ rief Karl; „unmöglich kann dieſes Alles aus Deinem Herzen kommen — ja unmöglich kann ich auch Deiner Mutter eine ſo unchriſtliche Geſinnung zutrauen, wie Du ſie jetzt ausgeſprochen!“

„Wir ſind gewiß keine Unchriſten,“ ſagte Diana; „es iſt allgemein bekannt, wieviel meine Mutter den Armen Gutes thut, die es verdienen —“

„Verdienen!“ rief Karl wieder, „verdienen! Wer darf Richter ſein über die Unglücklichen? Wer hat ein Recht, ſich bei Erfüllung ſeiner Menſchenpflicht eine Unterſcheidung zwiſchen würdig und unwürdig anzumaßen? Bedürftig — das iſt das Wort, worauf es ankommt — und bedürftig der Hilfe, bedürftig der Schweſterliebe iſt Dein Onkel im höchſten Grade!“ Und er erzählte, wie er ihn gefunden und in ſein Haus aufgenommen habe.

„Wir wollen die Sache dem Vater mittheilen,“ ſagte Diana, „der wird Mittel und Wege finden, dem Onkel zu helfen, ohne der Mutter wehe zu thun.“

Dabei blieb es vor der Hand; aber Karl ſchied mit traurigem Herzen von ſeiner Braut. Es war ſchon die Dunkelheit eingebrochen, als er in ſeiner Behauſung anlangte. Vom Huthauſe herüber ſchimmerte das wolbekannte Licht — er blickte lange darnach und dachte an Katharinchen. Sein Gaſt war hinter ihm an's Fenſter getreten, ohne daß er's bemerkte. Endlich redete ihn derſelbe an: „Das Licht ſcheint in dem Hauſe zu ſein, wo ich dieſe Nacht kampirt habe.“

Karl bejahte.

„Sie ſind verſtimmt, Herr Oberförſter!“ fuhr Sigismund fort; „machen Sie ſich meinetwegen keine Ungelegenheit. Ich habe meine Hoffnung auf ein Aſyl bei der Schweſter bereits aufgegeben. Vorhin ſtand ich auch wie Sie am Fenſter hier und ſchaute nach dem Hauſe hinüber. Da dacht' ich der armen freundlichen Leute darin, die mich gern bei ſich behalten würden, wenn es dem Herrn Oberförſter ſo recht wäre; wenn daher meine Schweſter mir nur die Hälfte der jährlichen Intereſſen von dem ſtatt meiner bezogenen Kapital zahlen ſollte bis auf meinen Tod, ſo könnte ich bei den guten armen Leuten drüben ganz ruhig und gemächlich leben. O die möchten mich pflegen wie einen Blutsfreund —“

„Gewiß,“ pflichtete Karl bei; „das würden ſie; aber“ — fügte er hinzu — „daran denken wir vor der Hand nicht; jetzt ſind und bleiben Sie mein Gaſt, bis Ihre Schweſter Ihnen gerecht wird — und ſie muß Ihnen gerecht werden!“ — — —

Es war acht Tage ſpäter. In einem Eckzimmer des Schönthaler Herrenhauſes fand ein ziemlich lebhafter Wortwechſel ſtatt. Es genügt, wenn nur das Ende desſelben hier wiedergegeben wird.

Digitized by Google

„Das soll auch nicht geschehen, Goldsohn!" erwiederte Karln der Kammerrath. „Wir wollen ihm ja ein Gewisses, hundert Thaler jährlich, aussetzen; da mag er sich eine Wohnung suchen, wo er will, nur nicht in der Nähe. Mir könnte es zwar nichts verschlagen, wenn er hier bliebe, aber meine Frau mag nun einmal nichts von ihm wissen, und ich kann's weiter ihr nicht verdenken; der Mensch hat seiner Familie nur Schande gemacht —"

„Dadurch, daß er seiner Neigung zum Theater gefolgt ist?" fiel Karl ein. „So haben auch Sie noch so große Vorurtheile? Seien wir aufrichtig gegen einander, Herr Kammerrath! Wenn Ihr Schwager sonst nichts verbrochen hat, als daß er Schauspieler geworden, so war es eine schreiende Ungerechtigkeit von seinen Eltern, ihn zu enterben, und Ihre Frau ist als Schwester moralisch verpflichtet, ihm sein vorenthaltenes Erbtheil herauszuzahlen — von den beträchtlichen Zinsen des Kapitals nicht zu reden —"

„Ah pah! Ihr werdet noch närrisch mit Eurer Philanthropie, Schwiegersohn in spe!" fuhr der Kammerrath auf.

„Wenn Ihre Frau das nicht will, so muß sie dem Verletzten wenigstens ein sicheres und anständiges Unterkommen gewähren. Unter fremde Leute dürfen Sie den geistig Geknickten und körperlich Gebrechlichen nicht hinausstoßen! Er bedarf einer Heimath!" erklärte Karl.

„Sehen Sie, wie weit Sie es bei meiner Frau bringen!" Damit entließ ihn der Kammerrath.

Karl ging in das anstoßende Zimmer seiner Verlobten. „Wirst Du mir die Mutter bitten helfen, dem verstoßenen Bruder gerecht zu sein?" fragte er sie.

„Aber ich begreife nicht, Karl," erwiederte sie, „was Du Dir mit dem Menschen zu schaffen machst! Wir wollen ihm ja eine Pension geben, die er verzehren kann, wo er will! Warum willst Du ihn uns durchaus auf den Hals zwingen?"

„Ich will nichts, als Gerechtigkeit für einen Gedrückten — nichts, als dieses mir theure Haus von einer schweren Schuld befreien. Ihr sollt um Gottes willen Menschen und Christen sein! Komm mit mir zur Mutter!" mahnte Karl.

„Du bist schrecklich, Karl!" sagte Diana. „Geh' allein zu ihr! Laß' mich bei dem ganzen Handel aus dem Spiele. Ich müßte die Ueberzeugung haben, daß Du mit Deiner Forderung in vollem Rechte wärest, wenn ich sie gegen den Willen der Mutter unterstützen sollte. Du weißt — sie grollt mir ohnehin, daß ich nicht eine Wahl getroffen, die meinen Ansprüchen entspräche —"

„Und Du?" fragte Karl mit zitternder Stimme.

„Karl!" brach sie aus und warf sich schluchzend an seine Brust. „Karl! ich liebe Dich, wie ich nie einen Andern lieben könnte; ich bin und bleibe Dein — stoß' mich nicht von Dir!"

„So komm!" drängte er, mannhaft den Geistesschlummer bekämpfend, in welchen das Zauberspiel ihrer Reize ihn zu wiegen drohte; „komm und hilf mir Deine Mutter zu ihrer Pflicht zurückführen!"

Sie riß sich von ihm los und warf sich jammernd auf ihre Chaise longue. Karl trat in das Zimmer der Kammerräthin. Was er mit ihr gesprochen, weiß ich nicht. Er verließ das Gemach nach einigen Minuten — bleich wie ein Engel des Gerichts. Diana war nicht mehr in ihrem Zimmer, sie hatte sich zu ihrem Vater geflüchtet. Rasch trat Karl bei diesem ein, blieb aber an der offenen Thüre stehen. „Diana!" sagte er ruhig, „hast Du den Muth, Vater und Mutter um meinetwillen zu verlassen, Dich von allen Irrthümern Deiner Erziehung loszusagen und auf das ungerechte Gut Deiner Mutter zu verzichten — willst Du mein treues, liebes Weib sein, auch wenn Deine Mutter — wie sie eben gethan — unserem Bunde flucht, so folge mir in mein Haus!"

Diana antwortete mit einer Ohnmacht.

„Ich erwarte binnen dreimal vierundzwanzig Stunden Antwort von ihr!" sagte Karl zu dem Kammerrathe und ging.

Die Antwort blieb aus. Am Morgen nach Ablauf der ihr gegebenen Frist erhielt der Kammerrath folgendes Billet aus dem Forsthause:

„Mein Herr! Mit Schmerzen erkläre ich hierdurch das Band, welches mich an Ihr Haus knupfte, für aufgelöst. Ich ermächtige Sie überall auszubreiten, Ihre Tochter sei zurückgetreten — die Wahl des Grundes überlass' ich Ihrem Gutdünken. Der Grund meines Rücktrittes ist sehr einfach: ich mag kein Miterbe ungerechten Gutes, nicht der Gatte eines Weibes sein, dem pharisäischer Gerechtigkeits- und Ehrendünkel mit der Muttermilch unaustilgbar eingeflößt worden, dem Selbstverläugnung eine Unmöglichkeit, Demuth eine Lächerlichkeit ist. Weinend reiße ich das schöne Bild aus meiner Brust und zugleich mit heißem Weh das Andenken an die Götterstunden, die ich ihm dankte. Ihr unglücklicher Schwager soll, anstatt der Schwester, einen Bruder an mir haben. Leben Sie wol!"

„Der Oberförster ist ein Narr geworden — schade um den herrlichen Jungen!" sagte der Kammerrath, indem er das Billet zusammenfaltete. Was später Diana dazu gesagt hat, davon schweigt die Quelle der Geschichte.

Karl hatte sich selbst Wort gehalten; er war seit dem Morgen, wo er seinen Gast aus dem Huthause abgeholt hatte, nicht mehr über dessen Schwelle oder auch nur in seine Nähe gekommen. Aber er hatte seinen Jägerburschen täglich hingeschickt und sich nach dem Befinden der Kranken erkundigen lassen. Dieses war inzwischen besser geworden; aber an dem Tage, da er das Billet nach Schönthal gesendet hatte, kam der Bursche mit der Meldung: das vierzehnjährige Minchen sei schwer erkrankt und verlange sehr nach dem Herrn Oberförster. Da konnte er nicht anders, er mußte hinüber; übrigens war ja auch der Grund, welcher sein Gelübde veranlaßte, hinweggefallen — er war frei! Freilich war diese Freiheit ihm jetzt kein Trost, es jammerte ihn tief,

Digitized by Google

daß er die Braut hatte verſtoßen und den Altar zertrümmern müſſen, den er ihr in ſeinem Innern erbaut hatte. Sein Herz blutete — aber ſein Gewiſſen war rein. Er ging.

Da lag das zarte, herzige Weſen, das ihn ſo oft freundlich bewillkommt hatte, in ſeinem dürftigen Bette neben dem Krankenlager der Mutter. Ihr zarter Körper war den Anſtrengungen der letzten Zeit erlegen. Käthchen reichte ihr eben Thee, als Karl eintrat. Minchen ſtreckte ihm die Hand ſo freundlich entgegen wie immer, ja, ihr Antlitz ſtrahlte vor Freude. Er erkannte mit Wehmuth die Spuren der Verwüſtung, die ſeit wenig Tagen in der kleinen Engelsgeſtalt vorgegangen waren.

„O daß Sie doch endlich wiedergekommen ſind, Herr Oberförſter!"

Karl verſicherte, daß er nun alle Tage wieder bei ihnen einkehren werde.

„O!" jubelte Minchen, „das wird hübſch ſein! Wir wollen Sie auch recht lieb haben — ſo lieb, wie ich und Käthchen und Vater und Mutter und wir alle einander lieben. Ich werde jetzt freilich nicht mehr Waſſer für Sie holen, oder Forellen und Kartoffeln für Sie bereiten — aber mein Käthchen wird's gern thun, wie ich, und weit beſſer als ich, und dann werden Sie das Käthchen auch gern haben —"

Käthchen ſchloß ihr den Mund mit einem Kuß. „Du mußt Deine Bruſt nicht ſo anſtrengen, Minel!" ſagte ſie, von Purpurröthe überzogen.

„Zum Frühjahr, Käthchen," begann indeß nach kurzem Schweigen die kleine Kranke wieder, „da gehen wir miteinander und ſuchen ſchöne Blumen zu Kränzen für den guten Herrn Oberförſter — ach das wird ſchön ſein! — Aber — —" hier hielt ſie plötzlich inne, ihr Ideengang nahm eine andere Richtung, ihr Geſicht wurde ernſt, bekümmert — endlich klärte es ſich wieder; ſie ſchüttelte mit dem Kopfe und verbarg ihr Geſicht in dem Pfuhl. —

Karl hielt, wie erſt ſeinem Gewiſſen, jetzt dem kranken Kinde Wort: er ging täglich in's Huthaus. In's Forſthaus kam die Nachricht, Fräulein Diana ſei nach der Reſidenz gereiſt, Zerſtreuung zu ſuchen. Für Karl war der einzige Ort, wo er die Wunde, welche ihm in dem großen Herrenhauſe zu Schönthal geſchlagen worden, vergeſſen konnte, das kleine Huthaus, wo er an Minchen's Bette ſitzend ſah, wie Käthchen als Vater, Mutter, Schweſter, Tochter und Schutzgeiſt waltete.

Was für ein Schatz der Liebe mußte in dieſer jungfräulichen Bruſt wohnen, daß ſie all die großen und ſchweren Pflichten, die ihr oblagen, ſo leicht, ſo ſpielend übte! Von dieſem Gedanken erfüllt ſchaute er meiſt dem Treiben der Jungfrau mit inniger Bewunderung zu. Mit Freude gewahrte dies Minchen's Blick. Auf einmal ergriff ſie ſeine Hand und rief ihn leiſe. Er beugte ſich nieder und fragte, was ſie wollte?

„Mir hat einmal etwas Schönes geträumt," antwortete ſie, ohne ihre Stimme zu erheben. „Ich war oben im Himmel und ſah auf die Erde nieder, und da nahm ich wahr, wie das Huthaus und Ihr Forſthaus zu einem Hauſe wurden — einen Augenblick, und das Huthaus war verſchwunden, und Vater und Mutter und mein Käthchen und alle miteinander ſaßen im Forſthauſe mit Ihnen um einen großen Tiſch — aber die ſtolze reiche Braut ſaß nicht neben Ihnen —"

„Wer denn?" fragte Karl; „Du vielleicht, mein Engel?"

„Ja, der war ich im Himmel, — ſo konnte ich doch nicht neben Ihnen ſitzen, — aber — ſoll ich's Ihnen ſagen?"

Er bejahte lächelnd. Sie ſchlang ihren Arm um ſeinen Kopf, zog ihn nieder und flüſterte ihm in's Ohr: „Käthchen!" — —

Der Herbſt verging und der Winter kam; da wurden alle Wege tief unter Schnee begraben. Aber wenn alle Pfade verſchneit, verweht und ungangbar waren, einer blieb immer offen: das war der Weg vom Huthauſe nach dem Forſthauſe. Der Hutmann genas, die Frau that es ihm bald nach — nur Minchen verließ ihr Bettchen nicht mehr. Karl wußte, daß ſie eine Beute des Wurmes war, der ſeine Opfer langſam, aber ſicher zerſtört. Weihnachten war vor der Thür — das Feſt der Elternwonne, der Kinderluſt; Karl ſorgte, daß es auch für das Huthaus eins werde.

Im Forſthauſe ſah man am heiligen Chriſtabende nichts von Kerzenpracht oder lichtumfloſſenen Tannenbäumen — Karl hatte ſeine Hausgenoſſen alle mit hinüber genommen in's Huthaus. Da ſtrahlte die helle Chriſtfreude von fünfzig Lichtern und ſchöner noch aus vielen, vielen Augen — aus keinen ſchönern aber, als aus denen des Feſtgebers. Doch im Bettchen dort lag eine bleiche, welkende Blüthenknospe, die ſich nicht umhertummeln konnte in dem fröhlichen Getümmel — an dieſem Bettchen brachen ſich die Freudenwogen. Sie lag ſo ergeben da, es kam kein Klagelaut über ihre Lippen — ach, wie gern hätte Karl ihr die größte Freude vor Allen bereitet! Da leuchtete ein Gedanke in ſeiner Seele auf. Eben trat Käthchen zu ihm, um ihn an den zum Mahle bereiteten Tiſch zu führen — er ergriff ihre Hand und hielt ſie an Minchen's Lager feſt. „Nicht wahr, mein kleiner Engel!" ſagte er zu dem Kinde; „das wäre Dir der liebſte heilige Chriſt, wenn Dein ſchöner Traum ausging?"

Sie lächelte ſelig und nickte.

„So frag' Dein Käthchen, ob ſie meine Braut ſein will!"

Verklärungsglanz übergoß das Antlitz des Kindes, es ergriff ſeine Hand, dann die der Schweſter und legte beide ineinander. — „Sie hat Sie ja ſchon lange lieb!" ſagte es.

„Iſt es wahr, Käthchen?" fragte er.

Sprachlos ſank ſie in ſeine Arme.

„So iſt es recht!" ſagte Minchen; „und nun ſeid Alle recht fröhlich, denn glaubt mir, ich bin es auch!"

Die Frühlingsblumen blühten — aber die Kränze, welche Minchen dem Oberförſter hatte daraus winden wollen, ſchmückten ihren Sarg. Ihr Traum ging in Erfüllung.

Digitized by Google

Veit vom Spitzberg.

Vaterländische Sage von K. G. Mayer.

Eine der schönsten Landschaften Böhmens durchschneidet die Straße, die von Kaaden über Klösterle nach Karlsbad führt. Wäldergekrönte Berge senken sich hier zum Flußbette der Eger herab, während dort und da einzelne Felsenriesen ihr nacktes Gerippe dazwischen aufgethürmt haben; hier im losen Gerölle wuchern dicht verschlungene Lianen, dort strecken schlanke Tannen ihre dunkelgrünen Arme zum blauen Himmel empor und scheinen den Fichten, die weiter unten malerische Gruppen bilden, in geheimnißvollem Brausen von den herrlichen Gotteswundern zu erzählen, welche sie von ihrem hohen Standort erschauen; an kahlen Felsenrippen hängen, wie schwebende Zaubergartlein, grüne Rasenplätze mit der Farbenpracht und dem aromatischen Duft der Bergkräuter, durch die zuweilen ein geschwätziger Bach sein Silberband hinzieht, in dessen krystallhellem Spiegel die Morgensonne bräutlich verschämt, mit ihrem Strahlenauge sich beschaut. Jetzt erhebt sich aus der Tiefe des Thals und schwingt sich, langsame Kreise ziehend, durch die blauen Nebel, die in wunderlichen Formen über der Eger wogen, der einsame Wasserreiher, der gesellige Storch, während ein heiserer Rabenzug seinen monotonen Ruf vom jenseitigen Ufer herüber krächzt; nun lenkt eine Holzfähre, aus dem Hochgebirg kommend, mit ihren hellaufjodelnden Ruderern die Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich; biegt er aber um die Felsenkante am Silberbach, so steht er plötzlich überrascht und betroffen vor den ungeheuren Basaltmassen, die dicht an der Straße sich himmelan aufthürmen. Einzelne Felsenblöcke, wunderlich geformt, scheinen sich nur durch die eigene Schwere auf ihrem Standpunkte zu halten, dem Auge däucht, es bewegten sich diese unförmlichen Kolosse; und mischt das Wogengebraus sich in das Heulen der Windsbraut, die allgewaltig die Wipfel der Waldriesen zu Boden beugt — so scheint dem Wanderer nur die graufe Wahl gelassen, entweder durch herabstürzende Felsen zerschmettert zu werden, oder den Tod in den Fluthen der Eger zu finden.

Ganz im Gegensatz mit diesem schauerlich-prächtigen Naturgemälde, lächelt vom jenseitigen Ufer die lieblichste Idylle dem Auge entgegen. Terrassenförmig vom Strande sich erhebend, birgt die freundliche Landschaft in ihrem Weichbild zerstreute Gehöfte und kleine reizend gelegene Dörfer, schwellt allmälig zu grünen Hügeln an, die mit Fruchtbäumen bepflanzt sind, aus deren frischem Dunkel hie und da ein wirthliches Strohdach auftaucht, bis endlich auch hier ferne Berge den duftigen Hintergrund begrenzen und das herrliche Panorama schließen.

Vor dem Bau der schon erwähnten Straße, ehe noch, um Raum zu gewinnen, der Burgfelsen abgebrochen war, verlieh derselbe der Landschaft ein eigenthümlich-romantisches Element. Die Phantasie sah hier in den zackigen Kanten und Spitzen, in den überhängenden, halb losen Massen die Thürme, Erker, Söller und Einfahrtsthore einer längst versunkenen Burg, in der die Geister ihrer frühern Bewohner, gebannt durch Gottes Zorngericht, ihrer Erweckung entgegenharren; sie hörte in dem seltsamen, dumpfen Rauschen der Wogen, welche die Grundfesten des Felsens unterhöhlten, zornentbranntes Ringen und Kämpfen der Ritter und wildes Rossegestampf; in dem Heulen der Windsbraut, die sich in den Rissen und Spalten verfing, den Allarmruf der Ritter und Knechte, und die Fanfaren des Thurmwarts.

Der heilige Johannes Capistranus hatte im Franziskanerkloster bei Kaaden den Brunnen geweiht und den Kreuzzug zur Eroberung des heiligen Landes gepredigt; eine unzählige Menge Volks war zusammengeströmt, die Worte des gotterleuchteten Mannes zu hören, die, obwol in lateinischer Sprache, doch tief in die Herzen der Zuhörer drangen. Selbst der damalige königliche Schirmvogt Kaadens, der Hassenstein, heftete das Kreuz an seine Brust und begeisterte durch seinen Beitritt die übrigen Edlen der Umgebung zur bewaffneten Pilgerfahrt. Bei Vielen mochte wol reine Begeisterung für das Ausbreiten der christlichen Religion, für die Wiedereroberung des hl. Grabes die Ursache des Beitritts zum Kreuzzuge gewesen sein; bei Manchen jedoch war es nur die unlautere Triebfeder der Beutelust. So auch bei Veit vom Spitzberge, einem entarteten Seitensproß der so echt ritterlichen Eggenberge, Herren der gegenüber am andern Egerufer ligenden Burg Leskau, deren moosige Trümmer noch heute ihre ehemalige Größe und Stärke beurkunden.

Jung, unwissend und roh, war Veit von der Mutter Natur mit ungewöhnlicher Körperschönheit begabt. Geübt in allen, den Edlen damaliger Zeit nothwendigen Ritterkämpfen, hatte er in den Turnieren stets seine Gegner besiegt; er wollte seine Kampfeslust und seinen Muth auch im Auslande erproben und unter dem Siegespanier eines Gottfried von Bouillon nicht nur Lorbeern und Ruhm, sondern auch Schätze sich erwerben. Zwanzig Knappen hatte er ausgerüstet und sich dem Zuge angeschlossen, dessen Kern Böhmens und Oesterreichs Ritterschaft bildete und der, immer anwachsend, durch Ungarn gegen Konstantinopel sich wälzte und die Gegenden, welche er durchzog, fast menschenleer zurückließ; es war, als ob eine Völkerwanderung sich erneuen und Europa seinen Menschenüberfluß nach Asien senden wollte. Wie dieser Zug begann und endete, welche Heldenthaten damals die Kreuzfahrer verrichteten, wie Askalon erobert und Oesterreichs Siegespanier auf dessen Thürmen aufgepflanzt wurde, das schon damals den Ruhm seiner tapfern Söhne in Asiens Steppen trug, hat die Geschichte mit ewigen Lettern in ihren Tafeln aufgezeichnet, ebenso die

Digitized by Google

traurigen Folgen, welche die Kreuzzüge mit ihrem religiösen Fanatismus und den vielen, aus dem Morgenlande herübergeschleppten Lastern für Europa hatten. Dies zu wiederholen ist nicht meine Aufgabe und ich wende mich zum eigentlichen Ziele.

Es war ein heiterer Nachmittag des Spätsommers. Auf den Feldern in der Nähe des alten Sees, nächst dem Wege von Saaz herauf gegen Kaaden, war Alt und Jung mit der Ernte beschäftigt und der Schnitter frohe Gesänge kürzten die Arbeit. Da erschien in der Nähe des Galgenberges eine wunderliche Reiterschaar mit gelben, gluthverbrannten Gesichtern. Auf einem wildmuthigen, schlanken Araberhengste, dessen feingegliederte Hufe kaum den Boden zu berühren schienen und dessen lange Mähnen in den Lüften flatterten, saß der Führer der Schaar, eine märchenhafte Gestalt von muskulösem Körperbau, fast nackt und, was noch mehr sagen will, schwarz wie die Nacht. Im grellsten Kontrast mit der Hautfarbe von der glänzenden Schwärze des Ebenholzes schmückte den Kopf ein blendend weißer Turban, unter welchem die kleinen wie Nattern beweglichen Aeuglein gar sonderbar hervorglühten, so daß den Neugierigen, welche das fremde Schaugepränge an den Weg herbeigelockt hatte, unheimliches Grausen durch die Adern rieselte, wenn sie der Basiliskenblick des Schwarzen traf. Am goldenen Wehrgehänge, wo der Ritter sein Schwert trug, schaukelte sich ein zierlich geschnitteuer Köcher, aus dem bunt gefiederte Pfeile mit nadelscharfen Eisenspitzen hervorblinkten. Der Reiter lenkte sein edles Roß nicht mit Zaum und Zügel — ein kurzes Rohrstäbchen mit einer Stahlspitze vertrat deren Stelle.

Als die geheimnißvolle Schaar dem Galgenberg nahte, flog mit widerlichem Gekrächze ein langer Zug Raben, die an einem in Ketten gehenkten Missethäter sich gütlich gethan, in solcher Hast auf, daß die Gebeine des Todtengerippes klappernd an einander schlugen.

„Ein böses Wahrzeichen!" rief einer der Landleute, indem er ein Kreuz schlug; „die Raben wittern frischen Fraß, darum steigen sie so freudig in die Höhe, sicher ist im Troß ein Gezeichneter, der ihnen verfallen ist! Wißt Ihr noch, wie der Spitzberger mit seinem Knechte damals zum Haffensteiner stieß, den Rabensittig am Helmbusch? Gerade so jauchzten ihm die Teufelsvögel ihr Lebewol nach; — aber der ist längst verschollen und verfault, den können sie nie mehr begrüßen!"

„Verfluchtes kecks Gesindel! Ist Euch der Kamm schon so hoch gestiegen, daß Ihr Euch sogar an mich wagt?" donnerte eine mächtige Stimme aus dem Reiterzuge und ein ganz in glänzenden Stahl gekleideter Ritter mit halb geschlossenem Visir sprengte mit eingelegter Lanze, an der ein gelbrothes Fähnlein, die Farbe der Spitzberger, flatterte, auf den Volkshaufen. Wild bäumte sich das schwarze Roß unter der Gewalt der großen Rädersporen, die tief in seine Weichen drangen, und der Rabensittig auf dem Helmbusch drängte nur zu bedeutsam herab. Bedeckte auch das Visir des Ritters Gesicht, so ließen doch seine Helmzier und sein Fähnlein den wilden Raubritter Veit vom Spitzenberg in ihm erkennen, dessen bluttriefende Hand sich unaustilgbar in dem Gedächtniß der Leute eingegraben hatte, so daß dieselben Furcht und Entsetzen überkam, als sie sahen, wen sie beleidigt hatten. Wie wenn auf das furchtsame Volk der Rephühner aus schwindelnder Wolkenhöhe ein Sperber herabstößt und dasselbe ängstlich auseinanderflattert, so stob auch der neugierige Schnitterhaufe auseinander und verkroch sich in den damals tiefen Seegraben. Der Ritter wandte sein Roß, rief seinem schwarzen Begleiter einige unverständliche Worte zu, worauf jener mit einem gellend ausgestoßenen „Allah il Allah!" den Flüchtigen mehrere Pfeile nachsandte, die jedoch wirkungslos durch die Lüfte schwirrten, denn schon waren dieselben geborgen.

„Daß der Satan Euch hole!" rief jetzt Veit, als er die Pfeile in die Erde fahren oder von den zerstreut umherliegenden Felsenblöcken abprallen sah; „so wahr ich der Spitzberger heiße, den Empfang will ich Euch eintränken!" Und zu seinem schwarzen Begleiter gewendet, fuhr er zornig fort, während sein Auge unter dem halbaufgeschlagenen Eisenvisir herausfunkelte: „Nurredin, Du kannst Dich freuen! die Kerker im tiefsten Felsengewölbe meiner Burg will ich füllen mit dem Geschmeiß, das mich zu verhöhnen sich erfrechte; dort können sie versuchen, ob ihr Hilferuf das Wogengebrause der Eger übertönen wird, unter deren Flußbett die Folterkammer ausgehauen ist."

Da verzog sich das schwarze Gesicht des Morgenländers zu einem grinsenden Hohnlachen und wild warf er den Hengst herum, daß die Falten seines weißen Burnusses sich hoch aufblähten und die Adlerfeder auf dem gleichfarbigen Turban in den Lüften flatterte, während das edle Thier flockigen Schaum auf seine Nebenreiter schleuderte. Und als ging' es einer Feldschlacht entgegen, so schmetterten in wilden Tönen die Trompeten, erklangen die Zimbeln und Heerpauken des Morgenlandes zum erstenmal auf böhmischem Boden, daß scheu das wilde Geflügel des großen Sees, der wie ein ungeheurer Spiegel dalag, mit lautem Geschrei sich in die Lüfte erhob und ängstlich den nahen Waldteichen zuflatterte. Der Ritter vom Spitzberge ordnete nun seine sonnenverbrannte Schaar und ritt an deren Spitze durch die zerstreut umherliegenden Häusergruppen der im Thale erbauten Stadt Kaaden, während Nurredin in weiten Bogen seinen Hengst herumtummelte und gellende Allahrufe ausstieß.

Hinter den vergitterten Fensterchen der Häuser aber stand, sich andächtig bekreuzend, Jung und Alt, ängstlich sich zuflüsternd: „Wehe! wehe! der Spitzberger kehrt zurück und führt den Teufel leibhaftig mit sich!"

Als der wilde Reiterzug durch die offnen Thore in die eigentliche Stadt einritt, da bewegte sich über den Marktplatz in langsamen Schritten eine Schaar andächtiger Beter, an deren Spitze, umringt von Chorknaben und Ordensbrüdern, der Quardian unter einem goldgestickten Baldachin die strahlende Monstranz aus der städtischen Pfarrkirche vortrug, wo er eben das Hochamt celebrirt hatte und nun in

Digitized by Google

das vor der Stadt liegende Kloſter des heil. Franziskus zurückkehrte.

Knapp an dem Kloſter vorüber führte der Weg zu der hoch oben auf dem felſenumgürteten Spitzberge liegenden Veſte Veit's, unbezwingbar für die damalige Zeit durch ihre Lage, von wo herab er mit Falkenaugen die Ebene überſchaute, ob ſeine habgierige Raubluſt keine willkommne Beute erblicke. Dort hatte er allerhand ſchlechtes Geſindel um ſich geſchaart, dem ſein Wunſch Befehl war und das die geraubten Schätze eben ſo ſchnell wieder vergeudete, als es dieſelben erbeutet hatte.

Ein grotesker Felſengürtel umkränzte den Spitzberg, deſſen Grundfeſten die Eger umbrauſte. Wie alle Ritterburgen damaliger Zeit war auch Burg Spitzberg gebaut; unterirdiſche Gänge durchkreuzten allenthalben den Berg, um nach jeder Seite hin Ausfälle machen zu können. Waren unter den Vorbeiziehenden Männer oder Frauen, von deren Auslöſung ſich Veit einen größeren Gewinn verſprach als die bloße Plünderung abwerfen konnte; ſo befanden ſich eben unter den in die Eger hineinreichenden Felſenvorſprüngen ſchaudererregende Verließe, in welche die unſchuldigen Opfer der Raubgier hineingeworfen wurden, wo ſie oft mondenlang ihrer Erlöſung entgegenharren mußten, bis ihre Verwandten das erforderliche Löſegeld zuſammengebracht und dem Zwingherrn übergeben hatten, der dann mit höhniſchem Lachen den durch Entbehrungen bis zum Gerippe abgemagerten unfreiwilligen Gaſt aus den unterirdiſchen Kerkern hervorholen und durch einen geheimen Ausgang bis in die Nähe ſeiner Angehörigen führen ließ. Viel wußten die auf dieſe Art Gefangenen von der Veſte Spitzberg und ihrem grauenerregenden Aufenthalt zu erzählen. Uebler jedoch erging es den armen Leibeigenen, die, wenn ſie das Unglück gehabt, ihrem Gebieter zu mißfallen, in einen Eiſenkäfig geſperrt und weit hinaus über den tobenden Fluß zwiſchen Himmel und Waſſer aufgehängt wurden, den brennenden Strahlen der Sonne oder dem Eishauche des Nordwinds preisgegeben, Tage lang unter Todesangſt und qualvollem Entſetzen harren mußten, bis es einer gnädigen Laune ihres Gebieters gefiel, ſie zu befreien und nach furchtbarer körperlicher Züchtigung mit Hunden aus der Burg zu hetzen. Wie leicht aber Veit's Zorn zu entflammen war, das zeigte der Vorfall mit den Schnittern bei ſeiner Heimkehr.

Während die andächtige Schaar laut die Gebete des Prieſters nachſprach, und die Stimmen der Chorknaben und dienenden Brüder in gewiſſen Zeiträumen mit einem Bibelverſe ſingend einfielen, zog Veit's wilder Troß, mit rohem Gelärm und wüſtem Jubelgeſchrei, mit Cymbel- und Paukenklang und hellem Trompetengeſchmetter der Andacht offenen Hohn ſprechend, ſeines Weges, ſchreckte und ängſtigte die Betenden durch raſches Anſprengen und trieb dies Unweſen bis in Nähe der Kloſterpforte, wo die geſammte Ordensbrüderſchaft mit fliegenden Fahnen und unter dem Geläute aller Glocken ihrem Quardian eben entgegen ziehen wollte.

„Bei meinem Kreuze!“ rief der Spitzberger im wilden Hohn; „einen ſolchen Empfang hätte ich von meinen Nachbarn nicht vermuthet; eine ſolche mir öffentlich bewieſene Ehre verdient Anerkennung und ich werde meine Dankbarkeit augenblicklich beweiſen, indem ich die mir erwieſene Huldigung, als eine Einladung zu einem guten Steigbügeltrunke, nicht verſchmähe. D'rum, Kellermeiſter und Mundſchenk des Kloſters! reicht uns ſchnell denſelben, aber nicht etwa in Krügen und Kannen; rollet raſch ein paar Stückfäſſer alten geſegneten Wein hieher in den Vorhof; wir Pilger und Kreuzfahrer aus dem heiligen Lande ſind hungrig und durſtig von der weiten Reiſe, die Begleiter Eures Quardians gleichfalls vom Beten und Singen, uns Allen wird daher Trank und Speiſe daß behagen!“

Die frommen Mönche, des Ritters rohe Worte unbeachtet laſſend, wollten vorüberziehen, als Veit, wuthentbrannt ob der Mißachtung ſeines Begehrens, in fremdländiſcher Sprache dem ihm zur Seite reitenden Mohren einige Worte zurief, der in beflügelter Eile mit mehreren leichten Speerreitern den Zug umkreiſte, während die Troßbuben auf ſeinen Wink abſaßen, mit ihren Eiſenhämmern die geſchloſſenen Thore einſchlugen, in die innern Gemächer und von da in die Keller des Kloſters drangen, von wo ſie, ehe einige Minuten vergingen, mehrere Fäſſer Wein und Schüſſeln mit Speiſe herausbrachten, über welche die Reiter, die inzwiſchen abgeſeſſen waren, gierig herfielen.

„Iſt's auch nicht Euer guter Wille, der uns dieſen herrlichen Trank zukommen ließ,“ rief Veit, indem er eben eine mächtige Kanne des feurigen Rebenſaftes geleert hatte und ſie einem ſeines Gefolges zum Füllen überreichte; „iſt's auch nicht Eure Gaſtfreundſchaft, die uns dieſe leckeren Speiſen bietet, ſo beweiſen ſie doch, daß Ihr auf deren Zubereitung Euch trefflich verſtebt. Darum, Quardian, und weil drüben mein Burgwart während meiner langen Abweſenheit auf meinen und der Meinigen Empfang nicht vorbereitet iſt, ſo werde ich mich indeſſen in Eurem Kloſter ſo lange einquartiren, bis meine Vorrathskammern gefüllt ſind, und will, um den Anfang zu machen, Euren Ueberfluß dahin ſchaffen laſſen. Ihr aber, die Ihr eben Eure Andacht in Singen und Beten ausgeſprochen, bethätigt ſie jetzt dadurch, daß Ihr uns Dürſtende labt, uns Hungrige ſpeiſet.“

Wieder ertönte Veit's Befehl in fremder Sprache, worauf Nurredin und ſeine wilden Genoſſen den Mönchen und Laien durch Zeichen andeuteten, Weinfäſſer und Speiſevorräthe in die Burg hinüber zu ſchaffen, die wol oder übel dem ſchändlichen Befehle gehorchen und die Mundvorräthe aus Küche und Keller nach Burg Spitzberg ſchleppen mußten, wohin ſie ein Theil des Troſſes unter Nurredin's Anführung geleitete und woher der Kaſtellan mit der Burgbeſatzung ihnen entgegenkam, die Vorräthe ſammt den Trägern in Empfang nehmend. Veit aber mit den Vornehmſten ſeiner Genoſſen hatte den großen Verſammlungsſaal des Kloſters in Beſitz genommen und that ſich gütlich an wolbeſetzter Tafel, während leichtfertige Lieder und rohe Schlachtgeſänge in den gottgeweihten Mauern wiederhallten

und der Sarazenen wilde Allahrufe das Gotteshaus entheiligten.

Entsetzt ob des unerhörten Frevels war die gläubige Menge in die Stadt geeilt, verkündend die Mähr von der Besitznahme des Klosters durch den Spitzberger und der gewaltsamen Vertreibung der Mönche, die er in seiner Burg hatte einsperren lassen. Da ergrimmten die Oberältesten und die Bürgerschaft; da sie sich aber zu schwach fühlten, den Spitzberger anzugreifen, sandten sie Eilboten an den Hassensteiner, den Gründer des Klosters und Schirmvogt der Stadt, ihm Veit's Frevel und ihre Noth kund gebend.

Volle zwei Tage hatte Veit mit seinem Trosse im Kloster geschlemmt und gepraßt und war endlich, als alle Vorräthe theils aufgezehrt, theils muthwillig verwüstet waren, in seine Burg heimgezogen, um nun, wie er sich ausdrückte, über die Mönche Gericht zu halten und ihnen ihre verborgenen Schätze zu erpressen.

Es war eine regenschwangere Augustnacht. Im großen Prunksaale der Ritterburg saßen an einer mit allerhand Marterwerkzeug belegten langen Tafel Veit und seine Genossen, deren wilde sonnverbrannte Gesichter Habgier und Mordlust ausdrückten und die unverwandten Auges auf die geöffneten Flügelthüren blickten, da der Burgherr eben den Befehl gegeben hatte, den Quardian und die Mönche hereinzuführen. An einem Seitentische, auf dem ein blankgeschliffenes Beil lag, das im Widerschein der Wachskerzen, die den Saal erhellten, unheimlich erglänzte, stand ein schwarzer Sklave, die sehnigen Arme entblößt und die stechenden Augen fest auf seinen Gebieter gerichtet, dessen Befehle erwartend. Da vernahm man schwere Fußtritte auf der Steintreppe, endlich ein Dröhnen, Prasseln und Kreischen aufgesperrter Thüren, Nurredin's wilde Stimme wurde vernehmbar, gräßliche Flüche erschallten und herein traten, von Nurredin, der die Stelle des Kerkermeisters übernommen hatte, geführt und von vielen Bewaffneten umgeben, die Mönche, dicht geschaart um ihren Quardian, der ruhig und unerschrocken vorschritt.

„Nun, Ihr Duckmäuser!" herrschte die rauhe Stimme Veit's die Aengstlichen an; „heute will ich Euch Beicht hören, — nicht über Eure Sünden, aber über Eure zusammengescharrten Schätze, die Ihr dem Volke ablockt. Darum rathe ich Euch: gestehet die Wahrheit und gebt sie gutwillig heraus, ehe ich Strenge anwenden muß. Meine Säckel sind durch den Kriegszug geleert; gehet deshalb mit gutem Beispiele voran und füllet sie wieder, sonst" — setzte er mit einem drohenden Seitenblick nach dem am Ecktische lehnenden schwarzen Sklaven hinzu — „seht Ihr, welcher Empfang Euer harret."

„Auch der qualvollste Martertod," versetzte ruhig der Quardian, „kann mir keine Lüge erpressen. Ihr wißt nur zu wol, Ritter! daß wir arme Bettelmönche sind, die vom Almosen der Frommen leben; Ihr wißt nur zu gut, daß der edle Hassensteiner unser Kloster erbaut hat, dem wir die meiste Unterstützung verdanken; — Schätze und Reichthümer haben wir nicht!"

„Was soll die Predigt, heuchlerischer .....? Ich will Geld! Geld! und nur dieses kann Dich von der Folter befreien!" schrie der Spitzberger, von seinem Sitz auffahrend, während seine Augen wie die eines auf seine Beute losstürzenden Wolfes erglühten; — „Sklaven, vorwärts!"

Da sprangen rechts und links Mohren, die bisher gleich Bildsäulen regungslos an der Wand gelehnt, wie blutlechzende Tieger auf den frommen Priester zu und mit gräßlichem Grinsen wetzte der Sklave am Ecktische das Beil.

„Erst soll er bekennen, ehe er stirbt!" knirschte wüthend Veit; „erst die Daumschrauben, dann, beim Kreuze! dann schlage zu!"

„Ich und meine Brüder sind in Deiner Gewalt, Du kannst unsern Leib martern und tödten, aber mit allen Martern keine Schätze erpressen; denn wir haben keine. Herr, dein Wille geschehe! Ich ergebe mich und vertraue auf dich, der du allein die Macht hast im Himmel und auf Erden! Aber Dich," rief er, zum Ritter gewendet, „treffe mein Fluch und der Fluch Gottes, den Du lästerst!" So rief mit zum Himmel empor gebreiteten Armen der Fromme und neigte sein Haupt, über dem der Schwarze bereits das Mordbeil gezückt hielt.

Doch als ginge des unschuldigen Priesters Fluch augenblicklich in Erfüllung, so fuhr ein hellaufglühender Wetterstrahl durch die tiefschwarzen Wolkenmassen, die gleich Geistern der Finsterniß sich rings um die Burg aufgethürmt hatten, ein furchtbarer Donnerschlag erdröhnte, daß der Spitzberg, auf dem Veit's Burg stand, bis in seinen Grundfesten erbebte und die Mauern des gewaltigen Baues wankten. Die Lichter im Saale erloschen plötzlich und grausenerregende Finsterniß herrschte.

Panische Furcht hatte die Blutrichter gelähmt; im nächsten Augenblicke stürzten sie dem wolbekannten Ausgange zu und ließen ihre Opfer allein auf dem Schauplatze des Schreckens. Da stieß der Thurmwart in's Horn und auf den Zinnen erschallte der Wachen Ruf: „Die Kaadner! Der Hassensteiner ist im Anzuge!" Niemand hatte sich in der furchtbaren Verwirrung um das kleine Häuflein frommer Mönche bekümmert, die aus ihrer Betäubung erwachend sich aus der Mordhöhle des Verbrechens zu retten suchten und im Finstern glücklich das Nebenpförtlein fanden, woraus ihre feigen Henker entflohen waren und durch das jetzt das helle Fackellicht der nahenden Kaadner drang.

Hoch auf jubelten die wackern Streiter, als sie die geretteten Mönche, zwar bleich vor Schreck und Angst, aber doch noch lebend fanden.

„Nun zum Sturme!" rief die racheglühende Schaar, „daß wir die Räuber in ihrer Höhle überfallen und sie vernichten!"

Aber betroffen wichen die Andringenden zurück, als sie

Digitized by Google

plötzlich den Boden unter ſich wanken fühlten und ein fürchterliches Geprasſel den Zuſammenſturz der Veſte bekundete.

Gott ſelbſt hatte gerichtet! Der Blitzſtrahl hatte den mächtigen Felſen geſpalten, auf dem die Grundmauern fußten, der Eger Wogen waren eingedrungen, die Erdſchichte wich und Burg Spitzberg verſank mit allen ihren Bewohnern, mit allen ihren geraubten Schätzen in die bodenloſe Tiefe. — Die Kaadner aber und der wackre Haſſenſteiner führten die ſo wunderbar errretteten Mönche im Triumph in ihr Kloſter zurück, dem Höchſten der Herren in der neugeweihten Kirche ein feuriges Dankopfer bringend.

Dies iſt die Sage vom Spitzberger und dem über ihn und die Seinigen ergangenen Gottesgerichte.

Der Leucht-Thürmer.

Erzählung von K. L. Biernatzky.

Die Landſchaft Saintonge zwiſchen der Gironde im Süden und der Charente im Norden iſt das Paradies Frankreichs. Das liebliche Ländchen mit ſeinen reichen, fruchtbaren Thälern, lachenden Fluren und ſüßen Wolgerüchen trägt den Namen la fleur de la France. Es gibt nichts Herrlicheres, als dieſe ſanftgewellte Gegend, über welche die Natur die ganze Fülle ihrer Reize in Berg und Thal, Wald und Bach, Blumen und Blüthen ausgegoſſen hat, und der Anbau ihrer fleißigen Bewohner, welche das Ganze in einen großen Garten umgeſchaffen haben, erhöht die kunſtloſen und doch ſo künſtleriſch ſchönen Reize der Natur. In grellem Widerſpruch mit dieſer Paradieslandſchaft ſtehen die öden Küſtenflächen im Norden und Süden der Gironde. Es ſind ſchmale Ebenen, ohne Ortſchaften und Kultur, nur Sand, ſo weit das Auge reicht, durchbrochen von magerem Haideland, von wüſten Mooren und Brüchen. Letztere ſind beſonders zahlreich im Norden der Gironde. Man hat ſchon ſeit lange verſucht, dieſe Moräſte auszutrocknen, bisher aber ohne Erfolg. Viele Kanäle leiten die träge fließenden, trüben Gewäſſer der Sümpfe in's Meer, dennoch haben dieſe bis jetzt nicht aufgehört, allem Anbau unüberwindliche Hinderniſſe entgegenzuſetzen. Wenn aber die Sonne hier ihre heißen Strahlen herabſendet, dann entwickeln ſich peſtartige Miasmen aus dieſen fürchterlichen Sümpfen. Die künſtlich angelegten Kanäle trocknen aus, das Brachwaſſer der Moräſte, eine Miſchung von ſüßem und ſalzigem, beginnt zu gähren, und Tauſende von Fiſchen finden ihren Tod darin. Zwar liegt das freundliche Rochefort am rechten Ufer der Charente mitten in dieſem Moraſte, aber ſeine Anlage hat auch unermeßliche Koſten verurſacht, und rings iſt die „Felſenveſte“ von jenen gefährlichen Niederungen umgeben, welche ſie, wie ein verderbenſprühender Drache ein Zauberſchloß, hüten.

Dennoch haben die Moräſte ihren Nutzen. Was gäbe es auch, was der Menſch ſich nicht nutzbar zu machen wüßte! Aus dem trüben Waſſer wird Salz gewonnen, denn die heiße Sonnengluth im Sommer befördert die Kryſtalliſation der darin enthaltenen Salztheile. Und wo die Gluth nicht hinreicht, ſämmtliches Waſſer zu verdunſten, da werden in der Gegend von Marennes, nördlich der Seudre-Mündung, die an dem davorliegenden Eiland Oleron geſiſchten Auſtern in den kleinen Lachen aufbewahrt, wodurch ſie einen außerordentlichen Wolgeſchmack und eine grüne Farbe erhalten, weshalb ſie, die Auſtern von Marennes, von Feinſchmeckern in Paris und Bordeaux allen andern vorgezogen werden.

Der ſchmale Küſtenſtreif im Süden der Gironde bis hinunter nach Bayonne an der Mündung des Adour, in einer Ausdehnung von mehr als dreißig geographiſchen Meilen, iſt eine öde Sandwüſte. Eine meiſt nur wenig erhabene Dünenreihe ſtreckt ſich längs dieſes Strandes von Norden nach Süden, ſo daß der Schiffer, der auf dem atlantiſchen Ocean an dieſer Küſte entlang fährt, kaum im Stande iſt, das graue Geſtade von dem Meere, welches es beſpült, zu unterſcheiden. Träge wallt die Woge zu dem bleichen Sandgürtel hinüber, ihr Rauſchen erſtirbt, indem ſie ſich daran bricht, und weit ins Meer hinaus dehnt ſich das flache Uferland. Kein Schiff wagt ſich in deſſen Nähe. Wird einmal eins vom jäh ſtürmenden Weſtwind dorthin verſchlagen, ſo iſt ſein Untergang gewiß, der Kiel bleibt unbeweglich im Sande ſtecken und nach und nach wälzt ſich eine Sandwoge nach der andern über das unglückliche Fahrzeug. Gleich den Gerippen gefallener Kameele, die halb vergraben im Sande der Sahara der vorüberziehenden Karawane entgegenſtarren, ragen bei niedrigem Waſſerſtande hier die Gerippe zerſchellter Schiffe warnend aus den trüben Wogen. Am gefahrvollſten iſt die Küſte von Royan, einem Städtchen am rechten Ufer der Gironde, und die Mündung der Gironde ſelbſt. Hier toſt die Brandung täglich ſchonungslos an das Land, von dem ſie alljährlich ein Stück abnagt. Der Südweſtwind führt oft Wolken Sandes in die Straßen von Royan hinauf und ſchleudert ſie gegen die Mauern und Thüren der Häuſer, bisweilen mit ſolcher Gewalt, daß ſie einſtürzen. Zwiſchen den zahlreichen größeren und kleineren Sandbänken, die hier zerſtreut umherliegen, toben wilde Meereswirbel, deren mächtige kreisförmige Bewegung die Schiffe, welche in die Gironde einlaufen, in die äußerſte Gefahr bringt. Am verderblichſten iſt der Strudel von Maumouſſon. Weithin vernehmbar iſt das Gebrüll der Wogen, welche hier, von unſichtbaren Mächten getrieben, bald ſich zu Bergen aufthürmen, von deren Spitzen der Schaum weit umherſpritzt, bald ſich zu Thälern vertiefen, die Alles, was in ihren Bereich kommt, in ihren keſſelförmigen Abgrund hinunterwirbeln, zertrümmern und verſchlingen. Je toller der Wind ſauſt, deſto heftiger tobt die Brandung, aber niemals, auch beim leiſeſten Windhauche nicht, ruht ſie gänzlich. Eine Zu-

Digitized by Google

fluchtsstätte für Schiffe, die hier vom Sturm überholt werden, findet sich nirgends. Der Hafen von Royan ist zu klein und in zu großer Nähe der Klippen, als daß größere Fahrzeuge dort einen gesicherten Ankerplatz finden könnten. Auch an dieser Stelle zeugen die über den Wellen hervorragenden Mastspitzen versunkener Schiffe nur zu deutlich von der reichen Beute, welche das Meer zu machen weiß. Die ganze öde Küstenfläche entlang von der Gironde bis zur Adour-Mündung ist mit Leuchtthürmen besetzt, um so viel möglich die Seefahrer vor den Untiefen und Sandriffen zu warnen. Unter diesen ist der merkwürdigste nicht nur, sondern auch der älteste der Thurm von Cordouan. Er liegt fast in der Mitte vor dem Ausfluß der Gironde, auf einem Felseneiland, welches zwei Meilen von der Küste des Festlandes entfernt ist. Unablässig umrauscht die gierige Woge seinen Fuß, zweimal täglich strömt sie brausend über das Fundament. Dieses ist dem Felsen, woraus das Eiland besteht, so kunstvoll angefügt, daß man kaum bemerkt, wo das Gestein des Riffs endigt und Menschenhand ihre Arbeit begonnen hat. Ueberhaupt scheint es unbegreiflich, wie es möglich gewesen, auf dieser isolirten, vom Meeresschaum umsprützten Klippe ein Gemäuer aufzuführen, das nun schon seit 1584, wo der Grund dazu gelegt ward — 1610 wurde der Bau vollendet — dem mächtigen Anprall der Wogen widerstanden hat, ohne zu wanken. Die Alten mauerten zuverlässiger, als unsere Zeitgenossen, ihre Werke haben ihr Lebensalter weit überdauert!

So mit der Felsenklippe gleichsam verschmolzen, wie ein Metall mit dem andern in der Gluth des Feuers zusammenschmilzt, ragt der Thurm von Cordouan an der Gironde-Mündung, eine Quaderveste mitten im Ocean. Er ist gleichsam die höchste Zinke der felsigen Insel, und kühn und herausfordernd schaut er in das Gebrause der Wellen, das unaufhörlich rings um ihn her tobt und brandet. Trotzig recken die wallenden Fluthberge ihr Haupt an dem Leibe des steinernen Riesen empor, schäumend stieben sie auseinander, wenn sie an seinem Felsenrumpfe bersten. Wie sie es auch anfangen mögen, ob sanft sich anschmiegend, ob zornig aufspringend, er weist ihre Umarmungen zurück. Unbeweglich sahen ihn bereits die Geschlechter vergangener Tage, im ewigen Wechsel der Zeiten und Ereignisse blieb er stets unerschüttert derselbe. Keinem andern räumte er die Stätte ein, wo er steht, sein Fuß ist mit dem Felsen, der ihn trägt, verwachsen, gleichwie der Fuß dieses Felsens eins mit dem Meeresgrunde, auf welchem er ruht. Oben auf der Spitze des 197 Fuß hohen Thurms, die bisweilen nur vom leichten Schaum der am höchsten steigenden Wogen erreicht wird, sieht man unter dem trichterförmigen Metalldache ringsum Fenster von dickem, nicht leicht dem Springen ausgesetzten Glase. Doch ist dieses von größter Reinheit, um die Strahlen der Flammen, die Abends im Thurm entzündet werden, mit möglichst unverminderter Leuchtkraft hindurchlassen zu können. Eine steinerne Wendeltreppe führt von unten nach oben. Die untere Eingangsthür ist aber so niedrig, daß, wer hinein will, hinein kriechen muß; auch liegt sie nicht so tief, daß die gewöhnliche Fluth des Oceans bis zu ihr hinansteigt, sondern nur die aufschäumenden Wogen erreichen sie. Sie ist aus Eisen verfertigt, aus doppelten geschmiedeten Platten, die so genau an das Gemäuer aufschließen, daß es nur selten dem Wasser gelingt, sich einen Eingang zu brechen.

Vor mehreren Jahrzehnten bewohnte dies öde Thurmgemach ein Greis von nahe achtzig Jahren, Jean Marais mit Namen. Mehr als fünfzig Jahre waren damals bereits verstrichen, seitdem er das Thürmeramt angetreten hatte, und niemals hatte er während dieser Zeit die einsame Felsklippe verlassen. Ehedem war er zur See gefahren, er kannte die nebeligen Küsten Großbritanniens und hatte an den sonnenhellen Gestaden der mittelländischen See den Duft blühender Orangenhaine eingeathmet. Zwischen den wunderbar schimmernden Eisbergen des Nordmeeres war er auf breitbauchigem Grönlandsfahrer dahingeschwommen, und an Malacca's kokosreichem Strande hatte die Sonne senkrecht sein Haupt beschienen, während er im Schatten einer Palme ruhte. Aber dies umherschweifende Seemannsleben, dies Nippen hier und da, bald an der Gluth der Tropen, bald an dem Eise des Pols, hatte dem ernsten Knaben nicht behagt. Kaum einige zwanzig Jahre alt ließ er sich aus der Schiffsliste streichen und — es war wie ein Wunder vor seinen Augen — wahrscheinlich auf Empfehlung seines Kapitäns ward ihm das Amt eines Thürmers auf Cordouan vertraut, welches man sonst erst einem gewiegten, auf dem Ocean ergrauten Seemanne anzuvertrauen pflegte, gleichsam als eine Ruhestelle für sein Alter. Niemand war glücklicher als Jean Marais, in diese Wogeneinsamkeit, in diese Felsenöde, in dieses bezaubernde Meerpanorama hatte er längst sich hineingesehnt. Der Umgang mit den meist wüsten Matrosen war ihm schon seit lange zuwider geworden, Eltern, Geschwister hatte er, ach, vor wie viel Jahren schon! begraben. An der Natur hing sein Herz, an Meer und Himmel vergnügte sich seine Seele, nach Verkehr mit Menschen verlangte er nicht. Dennoch einer Seele war die seinige verbunden, nicht erst seit kurzer Zeit, sondern schon seit Jahren. Aber noch niemals hatte Marguerite erfahren, was Jean für sie empfand, und was er wünschte, daß sie für ihn empfinden möge. Jetzt, wo er sich anschickte, für immer den Menschen zu entsagen, mußte es sich entscheiden, ob sie bereit sei, mit ihm und um seinetwillen Abschied zu nehmen von ihrer Umgebung nicht nur, sondern von allen Verhältnissen überhaupt, welche der Verkehr in einem größeren Kreise mit sich führt. Jean, der ebensosehr auf eine verneinende als bejahende Antwort gefaßt war, wagte die Anfrage bei der Jungfrau. Ein glühend Roth färbte ihre Wangen, ihr Blick begegnete dem seinen, und die Braut lag in seinen Armen. Wenige Tage, und eine schlankgebaute Schaluppe, von deren Besahngaffel Frankreichs Flagge wehte, brachte das glückliche Ehepaar nach dem Felseneiland.

Ein Jahr entschwand Beiden bald und ohne Sorge.

Digitized by Google

Jean fand ſich mit Leichtigkeit in die vielen kleinen Beſchäftigungen, deren gewiſſenhafte Beſorgung ſein Beruf von ihm forderte. Marguerite genügte mit ſeltener Entſagung allen Pflichten ihres kleinen Hausſtandes, und lernte an der Seite ihres Gatten vergeſſen, was jenſeits der Quadermauern des Leuchtthurms lag. „Wenn nur Der uns treu bleibt," pflegte Jean oft zu ſagen, „zu dem hinauf unſer Thurm weiſt, gleich einem aus den Meereswogen emporgeſtreckten Finger, und wir ihm auch unſere Treue in Liebe und Gehorſam bewahren, ſo haben wir volle Genüge!" Und Marguerite empfand die volle Wahrheit dieſer Worte, als ihrer mütterlichen Sorge ein Knabe von Gott anvertraut wurde, der das ſtille Glück beider Eltern vollendete. Allein das Menſchenleben gleicht dem Meere, über deſſen bald ſanft hinwallender Fluth die Sonne freundlich ihr glänzendes Lichtgewand ausbreitet, bald die Finſterniß ihre Rabenfittige ſchwingt und die wilden, ungebändigten Odemzüge des Sturms hinbrauſen. Auch der Lichtglanz, welcher das Leben der genügſamen Thurmbewohner ſo freundlich und milde erhellte, verſchwand. Als der Knabe Pierre kaum ſein erſtes Lebensjahr zurückgelegt hatte, raffte ein bösartiges Nervenfieber die Mutter hinweg. Während ſie in den Armen ihres Gatten die letzten Seufzer aushauchte, peitſchte der herbſtliche Sturmwind draußen die Wogen ſo heftig, daß ſie bis an die Scheiben der einſamen Thürmerwohnung hinaufſpritzten, wie um ihre Klagen mit dem Seufzen deſſen zu vereinigen, der drinnen um eine Seele weinte, die ihm in das öde Felſenſchloß gefolgt war und Alles dahinten gelaſſen hatte um ſeinetwillen, nun aber ſo bald von ihm für immer Abſchied genommen hatte. Und wie ſeine Klagen in den erſten Tagen nach dem Tode Margueritens nicht verſtummten, ſo auch nicht die Klagen der Wogen. Der Sturm hielt mehrere Tage lang an, und Jean war genöthigt, die theure Leiche in den Schoß des Meeres zu betten. Erſt nachdem dies geſchehen war, endete der Klagegeſang der Wellen, ſie beruhigten und glätteten ſich wieder, friedlich und friedeverheißend wallten ſie über die Todte hin, die auf dem finſteren Grunde der See ruhte. Seitdem gelobte Jean, dieſe Stätte niemals zu verlaſſen, und er hielt Wort, ſein Fuß betrat das Feſtland nicht wieder.

Er erzog nun ſelbſt den jungen Sohn, er ward ihm Vater und Mutter zugleich. Mit zärtlichſter Umſicht und Geduld wartete er des Kleinen, der nach Verlauf einiger Jahre zu einem friſchen, robuſten Knaben heranwuchs. Nun gab es Arbeit im Thurmverließ, die Geiſtesfähigkeiten Pierre's zu wecken, ſeinen Unterricht zu beſorgen. Auch dies that der Vater mit großer Aufopferung. Er unterwies ihn in den Wahrheiten der chriſtlichen Religion, und ſuchte beſonders in ihm einen frommen einfältigen Glauben lebendig zu erhalten. Daneben machte er ihn mit Leſen, Schreiben und Rechnen bekannt, und was das letztere betrifft, ſo knüpfte er daran, mit Hilfe einiger mathematiſchen Bücher, die er beſaß, eine Belehrung über Steuermannskunde. Denn ein Seemann ſollte Pierre doch werden, und zu etwas Anderem hatte er auch keine Neigung. Natürlich, wo anders wol ſollte er ſeinen Beruf zu finden wünſchen, als auf dem Meere, auf das ſeine Blicke fielen, als er ſie zum erſten Male mit Bewußtſein aufſchlug, und das ſeitdem immer, ſobald er ſein Auge aufſchlug, um nach Süden oder Norden, nach Oſten oder Weſten zu ſchauen, vor ihm ausgebreitet dalag. Vor ſeinem fünfzehnten Jahre hatte er das Feſtland nicht betreten, nur aus der Ferne ruhte bisweilen ſein Auge darauf. Das Fahrzeug, welches alle Monat zur Sommerszeit Proviant, Oel und Brennmaterial nach dem Thurm von Cordouan brachte, hatte Pierre mitgenommen, als er fünfzehn Jahre alt war und der Vater ihn für reif hielt, an Bord eines Schiffes zu gehen. Im Hafen von Bordeaux hatte er auf einem Schiffe Dienſte genommen, welches nach Calcutta ſegeln ſollte. So viel hatte der Vater nachher erfahren, das Schiff hatte er am Thurm vorüber in See ſtechen ſehen, — er erkannte es an der weißen Flagge, welche, ein verabredetes Zeichen, an der Beſahungaffel flatterte, und ſein gutes Fernrohr zeigte dem Thurmer den Sohn, wie er auf dem Hinterdecke ſtand und mit ſeinem Taſchentuche dem Vater zum Abſchied zuwinkte — das war aber auch Alles. Niemals war eine Nachricht von der „Eſperance" dem Thürmer wieder zu Ohren gekommen.

So ſchaute er nun ſchon einige dreißig Jahre lang, die Rückkehr ſeines Sohnes erwartend, von ſeinem Wolkenſitze über den weiten Ocean. Jedes größere Schiff, das in die Gironde einlief und deſſen Namen er mit ſeinem Fernrohr erſpähen konnte, notirte er in einem Buche: die Eſperance war nicht darunter, dennoch gab er die Hoffnung nicht auf. Treulich hielt er Wacht auf ſeinem Leuchtthurm, und ungeachtet ſeines hohen Alters und der täglichen Anſtrengungen, welche ſein Beruf ihm auferlegte, war weder die Kraft ſeines Geiſtes, noch die ſeines Leibes gebrochen. Jeden Abend, wenn die Sonne am fernen Meereshorizonte untertauchte und Jean Marais die Lampen angezündet hatte, welche ihr blendendes Strahlenlicht weit hinaus über die Wogen warfen, empfahl er ſeinen Sohn in brünſtigem Gebete ſeinem himmliſchen Vater. Am Morgen, wenn das Tageslicht zu dämmern begann und er die Lampen wieder auslöſchte, wiederholte er ſein Gebet, in der feſten Zuverſicht, der Herr werde es erhören.

Allmonatlich wurden ihm Lebensmittel, Holz zur Feuerung und Oel für ſeine Lampen gebracht. Es war das einzige Mal, wo es ihm vergönnt war, mit einem andern menſchlichen Weſen einige Worte zu wechſeln. Im Winter ward er für reichlich acht Monate lang mit Allem verſorgt. Am erſten September, wenn Wind und Wetter es zuließen, öffnete ſich zum letzten Mal in jedem Jahre die enge Pforte am Fuße des Leuchtthurms, und herein rollten die gefüllten Fäſſer, die Alles enthielten, deſſen er bedurfte. Dann ſchloß ſie ſich wieder, um vor dem erſten April, mitunter ſelbſt erſt ſpäter, ſich nicht wieder aufzuthun. Das Transportſchiff, welches dem alten Jean die Vorräthe zu bringen pflegte, führte einen rothen Wimpel und eine weiße Flagge. Sobald

Digitized by Google

Jean desſelben anſichtig wurde, ſteckte er eine weiße Flagge aus dem Thurm, dann ſtieg er die Treppe hinunter und öffnete die Thür.

„Nun, Alter, wie geht's?“ fragte der Schiffer, der die Ladung brachte.

„Gott ſei Dank, gut! Iſt die Eſperance zurückgekehrt?“ — war Jean's beſtändige Antwort und Frage.

Und wenn gleich der Schiffer ihm ſchon hundertmal verſichert hatte, das Schiff ſei mit Mann und Maus bei den Kap Verde'ſchen Inſeln zu Grunde gegangen, ſo wiederholte Jean dennoch jedesmal die Frage. —

Es war einmal wieder der erſte September. Aber der Sturm tobte ſo gewaltig, daß der Thürmer nicht das Proviantſchiff erwarten durfte. Bergeshoch tummelten ſich die Wogen in wildem Tanze um den Felſen und das Grundgemäuer des Thurmes. Bis zu den Fenſtern hinauf warfen ſie ihr ſchäumendes Giſcht, um ſeinen Fuß rollten ſie mit furchtbarem Brüllen und Lärm. Es war ein Wetter, wie wenn Himmel und Erde mit einander im Kampfe nicht eher wieder aufhören wollten, bis der eine Theil die Vernichtung des andern errungen hätte. Tief hingen die Wolken über das Meer herab und goßen ſtrömenden Regen in den Ocean, flammende Blitze zuckten von Zeit zu Zeit aus der finſteren Höhe und fuhren ziſchend in's Meer, der Donner brüllte noch lauter als die furchtbar toſenden Wellen. In all' dies Graus ſah der Thürmer ruhigen Blickes. Sein Herz hatte keine Furcht, weil es keine Wünſche hegte. Der einzige Wunſch war der, ehe er im Thurm ſterbe, ſeinen Sohn wiederzuſehen; und dieſer Wunſch hatte aufgehört für ihn ein ſolcher zu ſein, er war ihm zu einer ſicheren Hoffnung geworden. Er hegte keinen Zweifel, daß ſie in Erfüllung gehen werde, und er dankte Gott, der ihm, wie er ſicher wußte, noch dieſe Freude gewähren werde.

Am folgenden Tage beruhigte ſich das Meer. Die Sonne erhob ſich in ſeltener Pracht über die Höhen des Feſtlandes und goß ihr bezauberndes Licht über die Wogen, die, des Kampfes müde, allmälig ſich zur Ruhe legten. Je höher das Geſtirn des Tages ſtieg, deſto mehr ebnete ſich die Meeresfläche. Bald wallte ſie nur noch in ſanften Bewegungen auf und ab. Vom Gemäuer des Thurms troff das Salzwaſſer in die Fluthen hinab, ein Theil desſelben aber verdunſtete raſch in den warmen Sonnenſtrahlen und ließ glänzende Salzkryſtalle an den kleinen Erhöhungen und in den Vertiefungen des Geſteins zurück. Der Thurm ſtand wie in feſtlichem Gewande da, blitzend und funkelnd im hellen Sonnenſchein gleich einer mit Edelſteinen verzierten Säule. Unverwandten Blickes ſchaute der Thürmer die Gironde hinab. Da tauchte das Proviantſchiff aus den Wellen, am Maſte flatterte der rothe Wimpel, am Beſahn die weiße Flagge. Als es ſich mit ſchwellenden Segeln dem Thurme näherte, ſtieg Jean die Treppe hinunter und ſchob die ſchweren Eiſenriegel von der Thüre. Darauf öffnete er ſie, und als der erſte Lichtſtrahl in das dunkle Thurmverließ hineinfiel, ſank auch der Anker vom Tranſportſchiff in den Grund.

Nach den ſchon erwähnten, ſtereotypen Fragen und Antworten ſagte der Schiffer: „Mußte Euch warten laſſen, Jean. He, habt Ihr auch Mangel gelitten?“

„Keinen!“ erwiederte der Alte.

„Um ſo beſſer, und nun erhaltet Ihr von Allem Ueberfluß. Es wird Euch Arbeit machen, all' die Gebinde in Eurem Felſenneſte wegzuſtauen.“

„Nur her damit!“ rief Jean. „Hier iſt Platz genug.“

Und während nun der Schiffer ſeine Krahnwinde an der Raae zurechtmachte und ein Fäßchen nach dem andern aus dem Raum heraufholte, nahm der alte Thürmer jedes in Empfang und legte ſie neben und auf einander.

Das Ausladen nahm mehrere Stunden in Anſpruch. Nach Mittag endlich war es beendet.

Gehabt Euch wol!“ rief der Schiffer zum Abſchied. „Habt Ihr nichts am Feſtland zu beſtellen?“ fragte er.

„Gar nichts!“ antwortete Jean.

„Nun ſo ſchütz' Euch Gott!“ ſagte der Schiffer. „Wir ſehen uns im Frühjahr wieder!“

„Sein Wille geſchehe!“ erwiederte der Thürmer und ſchloß die eiſerne Pforte. Das war die ganze Unterredung geweſen.

Jean war am liebſten allein. Die Einſamkeit, welche ſein Beruf ihm auferlegte, war ihm ein werthes Kleinod geworden, von dem er ſich ungern trennte. Und iſt denn Der, welcher der Geſellſchaft der Menſchen entbehrt, wirklich einſam, ſo allein, daß man ihn deshalb beklagen müßte? Jean, der Thürmer von Cordouan, war es nicht. Im Gegentheil, er hatte Geſellſchaft genug, die ganz ſeiner Neigung entſprach und mit der er auf dem vertrauteſten Fuße lebte. Es waren die Wogen des Meeres, mit denen er ſich zu unterhalten wußte wie ein Freund mit Freunden, es war ſein Gott und Herr, mit dem er verkehrte in beſtändigem Gebete. So lange wie er von allem Weltverkehr entfernt für ſich und mit ſich ſelbſt gelebt hatte, war es nicht zu verwundern, wenn Herz und Sinn für Manches taub und ſtumpf geworden waren, worauf Andere, die in anderer Umgebung als er leben, großen Werth legen, und wieder offen und zugänglich erſchien er für Vieles, was jenen Andern völlig fremd und fern bleibt. An den Welterеigniſſen, an Krieg und Frieden, an fruchtbaren oder unfruchtbaren Jahren, — überhaupt an allem Dem, was auf dem Feſtlande vorging, nahm er ſo gut wie gar keinen Antheil. Ein Zeitungsblatt leſen — dazu hätte ihn Niemand bewogen, Neuigkeiten aller Art, ſie mochten ſein welche ſie wollten, waren ihm gleichgiltig. Einen Tag wie den andern zur beſtimmten Stunde verließ er ſein enges Gemach, um welches der Gang, in dem die großen Lampen hingen, herumlag, reinigte dieſe und füllte ſie mit friſchem Oele. Dann ſtieg er die Treppe hinunter und holte ſich die nöthigen Lebensmittel, die faſt zu jeder Jahreszeit nöthige Feuerung. Die Sorgfalt, mit welcher er dieſe ſtets ſich gleichbleibende Beſchäftigung täglich wiederholte, und die häufige Unterbrechung, welche ſie dadurch erlitt, daß er auch auf die paſſirenden Schiffe Acht

Digitized by Google

hatte, machten, daß ein gut Theil des Tages damit verstrich. Ein ander Theil nahm die Zubereitung seiner Speisen in Anspruch, die Lüftung und Reinigung seines Zimmers, überhaupt die Besorgung seines kleinen Hausstandes, die ihn besonders damals in Anspruch nahm, als er seinem einzig Geborenen eine wahrhaft mütterliche Pflege zu widmen und später sogar Unterricht zu ertheilen genöthigt war. Dann aber, wenn Alles besorgt, begann seine geistige Beschäftigung, für ihn die Stunden der Erholung. Er lauschte dem Rollen der Wogen, ihr Brausen und Tosen war ihm eine verständliche Sprache geworden. Wie hatten sie ihn doch so lieb, wie begierig suchten sie seinen Umgang. Sie gingen nicht stumm an seinem einsamen Felsenhorst vorüber. Eine jede pochte an den Fuß des Thurms und rief ihn zu ihr hinunterzuschauen. Dann neigte sie ihr glänzendes Haupt und grüßte ihn freundlich. O, aus wie weiter Ferne mochte sie wol hergerollt sein, ihn zu sehen, der mitten unter allen sein Obdach aufgeschlagen hatte! Ihr Murren und Plätschern — es war ja die Geschichte eines ganzen Lebens, die Erzählung einer weiten Pilgerfahrt von einem Ende der Erde bis zum andern. Und waren diese Wogen nicht menschlichen, beseelten Wesen gleich? Auch sie wallten ja oft so gemessenen Ganges, so heiterer Laune daher. Welch' ein Friede lag über ihnen ausgebreitet, welch' eine sanfte selige Ruhe zeigte sich in diesem leisen Auf- und Absteigen, in diesem Heben und Senken, in diesem taktmäßigen Tanze! Aber wie groß war ihre Leidenschaftlichkeit, wenn der Sturm sie zum Zorn reizte, wenn er sein fernes Wolkenschloß verließ und sammt seinen tobenden Knappen die finsteren Wolken, gleich eben so vielen schlachtgerüsteten Rappen, bestieg. Dann schüttelten sie in gerechtem Unmuth das weißgelockte Haupt, dann war's, als wenn auch sie ein Roß, das aus dem Grunde des Meeres auftauchte, bestiegen, das seine Schaummähne wüthend schüttelte und zornentbrannt dem heulenden Erzfeinde entgegensträubte. Der Thürmer verstand ihre Sprache, er wußte ihr sanftes Kosen und Tosen nicht minder als den Zornesdonner ihrer geifernden Zungen zu würdigen. Ließen sie ihn doch auch gerade dann, wenn sie die wilde Schlacht mit dem Sturme kämpften, ihre Macht empfinden, zugleich ihre Liebe zu ihm. Krachend brandeten sie an das Quadergemäuer des Thurmes und zischten bis unter das Dach hinauf, schäumende Kaskaden schleuderten sie bis an das Fenster empor. Aber sie sammelten sich auch zu hohen Bergen rings um die Veste, sie bildeten gleichsam einen schützenden Wall, der die heftigsten Sturmesstöße abhielt, so daß der ungestüme Luftstrom erst, nachdem seine äußerste Kraft gebrochen war, den Thurm erreichte. So klang ihr lindes sanftes Murmeln dem Thürmer wie ein süßes Geständniß ihrer Freundschaft, und ihr wildes Brausen im Kampf mit dem Sturmwind zeigte ihm, wie sie ihre Riesenleiber dem verheerenden Element, das seine Wohnung zu gefährden drohte, kühn entgegenwarfen. Wie sollte er die, welche nur Liebe athmeten und Liebesbeweise ihm gaben, nicht wieder lieben! Sie würden, so hoffte er zuversichtlich und seine Hoffnung war ihm zur Gewißheit geworden, auch das theuerste Kleinod, was er noch hienieden besaß, seinen einzigen Schatz, seinen Sohn ihm wieder zuführen, ihn, dem er Vater und Mutter gewesen. Wie er sie verstand oder doch zu verstehen meinte, so auch verstanden sie ihn. Sie wußten, was in seinem Herzen vorging, sie kannten seine Sehnsucht nach dem einzigen Kinde. Wenn er von dieser ergriffen auf sie hinunterschaute, so neigten sie zustimmend ihr Haupt, und seufzte er laut, daß immer noch die Stunde nicht gekommen, so erwiederten sie seine Seufzer. Hatte ihn der Schmerz um den so lange entbehrten Sohn in böse Träume versenkt, die ihn beunruhigten, so waren es die Wogen, die laut an seine Veste pochten und ihn aus seinen bösen Träumen weckten, und glaubte er einmal die heißersehnte Stunde des Wiedersehens nahe, so ermahnten sie ihn durch ihr friedliches Auf- und Abwallen zur Geduld.

Jedes französische Schiff, welches in die Gironde einlief oder aus derselben in die See hinaussteuerte, begrüßte Jean, indem er die Flagge seines Landes von der Zinne des Thurmes wehen ließ, und nicht selten erwiederten die Kapitäne, welche den Alten kannten, den Gruß mit einem Salutschuß. Dann pflegte Jean, wenn er das Schiff in sein Logbuch aufzeichnete, bei dem Namen desselben ein Kreuz zu machen, und solcher Kreuze standen nicht wenige auf den Blättern. Um die Schiffe anderer Nationen aber kümmerte er sich nicht, nicht etwa weil er sie haßte oder sonst etwas gegen sie hatte. Sie waren ihm nur gleichgiltig, denn Alles, was für ihn ein Interesse haben sollte, mußte auf irgend eine Weise im Zusammenhang mit seinem lang entbehrten Sohne, mit dessen zuversichtlich erwarteter Rückkehr haben. Was solchen Zusammenhanges entbehrte, lag dem Herzen des alten Thürmers fern, das in allen übrigen Beziehungen bereits völlig mit der Welt abgeschlossen hatte und von Gedanken an jene Heimat nach dem Tode erfüllt war, nach welcher eine, wenn auch oft nur sehr geringe und unbewußte Sehnsucht in jedes Menschen Brust lebt. Jean lebte bereits in seinen innersten Gedanken und Gefühlen dort, wohin sein Glaube verlangte.

In diesem Winter hatte er einmal einen merkwürdigen Traum. Es war ihm, als sei er allerdings noch der einsame Bewohner eines Leuchtthurms, wie er es in Wirklichkeit ja auch war, aber sein Thurm ruhte nicht auf dem Meeresgrunde, sondern er stand hoch in den Wolken und bis in die heiterste Bläue des Aethers reckte er sein gigantisches Haupt. Auch war der Thurm nicht aus dunklem festen Gestein erbaut, sondern er bestand aus durchsichtigem klaren Krystall, in welchem von innen und von außen sich das helle Licht, das überall den Aether erfüllte, spiegelte. Aber glänzender als dieses war das Licht, welches von dem Leuchtthurm selbst ausstrahlte, der statt einer Lampe eine Sonne in seiner Spitze trug, die einen blendenden Strahlenkranz rings um sich her verbreitete. Nicht Schiffe, sondern Wolken segelten an diesem funkelnden Thurme vorüber, aber ihre eigenthümlichen Gestalten bewiesen, daß sie nicht bloße Regenwolken

Digitized by Google

waren, sondern andern Zwecken dienten. Ja sie sahen Schiffen ähnlich, denn weitaus breiteten sie ihre glänzenden Schwingen, mit denen sie, als würden sie von unsichtbaren Händen bewegt, durch den Aether dahinfuhren. Und auf dem luftigen Rücken dieser Wolken bewegten sich himmlische Wesen hin und her, liebliche Gestalten in lichten Gewändern, von deren Lippen laute melodische Hymnen erschallten. Es war, als wenn die Strahlen der Sonne, die sich in der Krone des Leuchtthurms befand, jene Wolkensegler in ehrerbietiger Entfernung hielt. Denn sie nahten sich dem Leuchtthurme nicht ganz, sondern sausten an ihm mehrere hundert Schritte weit vorüber, aber doch so, daß sie völlig von seinem Strahlenschimmer erleuchtet waren. Plötzlich verfinsterte sich der Himmel, es ward tiefe, tiefe Nacht, das Blau des Aethers war verschwunden, ein finsterer schwarzer Vorhang war darüber herabgelassen, unheimlich brauste wie aus der Ferne ein schweres, Unheil verkündendes Unwetter. Auf dem dunkeln Hintergrunde glänzte um so heller, um so blendender das Licht der Leuchtthurmsonne, und unaufhörlich schifften Wolkensegler mit seltsamen Gestalten bemannt an dem Thurm vorüber. Da kam auch eine Wolke, die weniger düster schien, als die meisten übrigen. Majestätisch hatte sie ihre luftigen Schwingen entfaltet, der Wind blähte sie und trug das nebelige Gefährte leicht auf seinen unsichtbaren Fittigen dahin. Als es gerade dem Thurm gegenüber war, zerriß ein Blitzstrahl die finstere Himmelsdecke. Am Bord des Nebelschiffes beleuchtete der blendende Strahl eine Sekunde lang das Wort „Esperance" und eine Gestalt, welche eine weiße Flagge schwang. Dann wieder war Alles in tiefe Nacht versunken und jene Wolke verschwunden. In diesem Augenblicke erwachte Jean Marais. Er rieb sich die Augen, er schaute umher, es war Alles unverändert wie immer. Er hauste noch auf seinem Felsenhorste, der auf dem Felseneiland stand, es war noch der alte unerschütterliche Leuchtthurm von Cordouan, an dessen Fuß die Wogen brandeten, nur die Morgenstunden hatte Jean verträumt. Dem Alten war bei der Nachtwache die Wimper zugefallen, und ein Traum hatte ihm jene seltsamen Bilder vor die Seele gezaubert, ein Traum — aber darum kein Schaum. Jean wußte es zu gut: es war nur ein neues Zeugniß für die Sicherheit seiner Hoffnung, noch einmal seinen Pierre wiederzusehen.

Der Winter ging ohne besondere Zufälle vorüber. Einige Schiffbrüche konnten nicht zu ungewöhnlichen Ereignissen gerechnet werden, im Dezember und Januar ereigneten sie sich regelmäßig, aber auch noch im Februar und im März. Diesmal waren sie sogar verhältnißmäßig selten gewesen, und schon die ersten Märztage führten den von allen Seiten willkommen geheißenen Frühling herauf. Er ergoß auch seine Lieblichkeiten über das Meer und den einsamen Leuchtthurm. Von Letzterem schmolz er die Reste Eises und Schnees, welche noch in den Spalten des Gemäuers lagen oder auf den hervorstrebenden Zinken des Gesteins Platz genommen hatten, hinweg. In lichten klaren Tropfen, in denen sich die Sonne spiegelte, trof das Wasser von dem Rumpf des grauen Thurmes und mischte sich mit den Meereswogen. Diese lagen gleich schlafenden Löwen friedlich neben einander, die Silbermähnen geglättet und das noch jüngst im Kampf mit den Frühlingsstürmen hoch emporgestreckte zornglühende Haupt zur Ruhe niedergelegt. Sie wiegten sich gemächlich über der wallenden Tiefe des Oceans, die sie mit ihren Riesenleibern bedeckten, und redeten mit einander in jener sanften, murmelnden Sprache, welche ein Zeugniß ist von ihrer Behaglichkeit. Jean Marais wußte, auch sie freuten sich des Endes des Kampfes und der Wiederkehr der ruhigen Frühlings- und Sommerstille. Nur mitunter pochte ein rasch heranstürmender Meerstrom vernehmlich an das Thurmgemäuer und stob an dem Quadersuße prasselnd auseinander. Der Wind wehte aus Westen, mit einem kleinen Strich aus Norden, und gerade vor diesem Striche her flog jener ungestüme Wellenstrom, der durch einen weißen Schaumstreifen sich auf der Meeresfläche kenntlich machte. Hier hob eine Welle dicht neben den andern ihr spitzes Haupt empor, und diese Reihe rasch hinter einander herstürzender Wogen nahte vom Norden wie eine Unheil bringende Botschaft; denn brausend, ja donnernd prallte sie vom Fundamente des Thurmes zurück.

Gegen Abend zeigten sich die untrüglichen Vorboten eines Sturmes. Die Sonne ging wässerig unter. Als sie noch einige Grade über dem Horizonte stand, stiegen aus dem Meeresschoße Nebel und Dünste herauf, welche die strahlende Kugel einhüllten. Diese Nebel verdichteten sich bis zu undurchdringlichen finsteren Wolken, die sich vor der Sonne lagerten. Hinter ihnen glühte das Abendroth und säumte mit seinem rosenrothen Lichte die Ränder des Gewölkes. Kaum begann das Abendroth zu bleichen und Jean Marais entzündete die Laternen seines Leuchtthurms, als auch der Wind seinen brausenden Athem über das Meer blies. In kurzer Zeit war der Sturm mit aller Macht losgebrochen und tobte um so fürchterlicher und gefahrdrohender, als die Finsterniß sein Wüthen umschleierte und es unmöglich machte, den ungestümen Schlägen seiner Schwingen auszuweichen. Ehe es ganz finster wurde, hatte der Thürmer noch einen Blick auf das Meer gethan. Er hatte es sehr belebt gefunden, viele Schiffe, größere und kleinere, steuerten auf die Gironde zu. In theilnehmendem, innigen Gebete hatte er sie alle dem Schutze Gottes empfohlen, und war dann eifrig darauf bedacht, die Leuchten in seinem Thurme so hellbrennend wie möglich zu erhalten, damit sie aus weitester Ferne gesehen werden konnten.

Es war eben Mitternacht vorüber, da vernahm der Thürmer durch das Brüllen des Sturmes hindurch einen Ton, der ihn aufmerksam machte. Es deuchte ihm ein Nothschuß zu sein, aber er konnte sich auch irren. Da hallte es noch einmal wieder, es war ein Kanonenschuß; was anders konnte dieser bedeuten, als ein Signal der Noth. Und der zweite Knall war so laut und vernehmlich, das Schiff, welches sich in Gefahr befand, konnte nicht fern sein. Wind und

Digitized by Google

Wogen trieben es wol gar dem Felseneiland zu, auf dem der Thurm von Cordouan erbaut war. Jean Marais hing eine frisch geputzte Blende hinter die Lampe, welche in der Richtung, woher die Schüsse kamen, hinausstrahlte. Dann nahm er sein Nachtfernrohr und schaute in die Finsterniß hinein. Da sah er die Signallaterne eines Schiffes, unweit des Felsens, auf welchem der Leuchtthurm stand; sein heftiges Schwanken bewies, wie sehr es von den Wellen hin und her geschleudert wurde. An den Masten flatterten nur noch einige Segelfetzen, es war augenscheinlich aller Mittel beraubt, dem Drange des Windes und Wassers Widerstand zu leisten. Mit wilder Hast trieb es dem Felsen zu. Der Thürmer sah die Gefahr — aber er vermochte nicht zu helfen. Das Herz pochte hörbar in der Brust des Greises. Wie versteinert starrte er auf das Wogengebrause, inmitten dessen das schon wrack gewordene Fahrzeug ohnmächtig schwankte. Jede Sekunde brachte es der Klippe näher und mehr und mehr in den Bereich der Leuchten. Der Verlust der Segel, die zerrissene Takelage, selbst die an Bord des Schiffes hin und her rennenden Gestalten waren immer deutlicher zu erkennen. Da warf eine furchtbare Woge das Schiff auf Steuerbordseite, eine zweite drängte es seitwärts und zerbrach ihm das Bugspriet, eine dritte endlich warf es so sehr herum, daß es dem Thurme seinen Spiegel zukehrte. Blendend fiel der Lichtglanz auf die Fenster der Kajüte und auf den Raum über diesen. Dort stand der Name des Schiffs „Esperance." Wer beschreibt das Entsetzen des Thürmers, als er dieses Wort erblickte! „Esperance!" rief er laut und stürzte betäubt zu Boden.

Bereits dämmerte der Morgen, als er sein Bewußtsein wieder erlangte. Seine Lampen waren im Verlöschen, aber auch — so kam es ihm wenigstens vor — seine Lebenskräfte. Er raffte sich mühsam auf und trat an's Fenster. Da lag der Rumpf des gescheiterten Schiffes. Der Sturm hatte aufgehört, der Wasserstand war niedrig, die Felsenklippe lag in weitem Umfange trocken. Der alte Thüemer stieg die Wendeltreppe hinab, er öffnete die schwere Eisenthür und trat in's Freie. Sein Fuß stieß an eine Leiche, es war die des Steuermanns der Esperance, sie lag das Gesicht seitab gewendet. Jean Marais hob den Kopf des Todten auf und schaute ihm in's Angesicht: es war sein Sohn Pierre! Entseelt stürzte der Alte neben dem Sohne zu Boden.

So fanden Beide vorübersegelnde Fischer, welche, als sie des Wracks ansichtig wurden, auf die Klippe zusteuerten. Des Thürmers Traum war zur Wahrheit geworden, seine Hoffnung erfüllt — er hatte seinen Sohn wiedergefunden.

Wir haben nur noch wenige Worte zur Erläuterung hinzuzusetzen. Die Esperance, mit welcher Pierre seine erste Seereise machte, war allerdings bei den Kap Verdeschen Inseln gescheitert. Allein die Mannschaft hatte sich doch gerettet, und nach vielem Umherirren und manchen Abenteuern war Pierre endlich, des Seelebens müde, in Macao an Bord eines französischen Schiffs gegangen, das zufälligerweise auch den Namen Esperance führte. Mit diesem, auf dem er als erster Steuermann diente, wollte er in seine Heimat zurückkehren. Sein Wunsch ward nur zur Hälfte gewährt: in die Heimat gelangte er, nur nicht in die irdische, er ward in eine bessere geführt, wo er — wir wollen's hoffen — die lang entbehrten Seelen wiederfand: Vater und Mutter.

Feuilleton.

Johann Graf Coronini-Cronberg, k. k. öster. F. M. L.

(Mit xylographirtem Porträt.)

Johann Baptist Alexander Graf Coronini-Cronberg, k. k. Feldmarschall-Lieutenant, einem aus Kesin stammenden, seit 1687 gefürstlichen Geschlecht entsprossen, ist nach dem österreichischen Militärlexikon von Hirtenfeld und Meynert zu Görz am 16. November 1794 geboren, und begann seine Laufbahn als Privatkadet im Pionnirkorps am 14. April 1813. Die kriegerischen Verhältnisse bewirkten schon seine im September desselben Jahres erfolgte Beförderung zum Unterlieutenant und am 1. Jänner 1814 zum Oberlieutenant im italienischen Freikorps, welches sich unter dem Kommando des Obersten Karl Baron Schneider in jener Epoche mehrfach auszeichnete.

Nach Auflösung dieses Korps wurde Coronini am 16. Dezember 1814 in gleicher Eigenschaft zum 3. Infanterieregiment Erzherzog Karl eingetheilt, verließ jedoch mit Beibehalt des Charakters am 30. November 1824 die kaiserlichen und trat in herzoglich modenesische Dienste, wo er sieben Jahre blieb und in Folge der Ereignisse des Jahres 1830 die herzoglich modenesische Medaille erhielt. Die in jenem Jahre ausgebrochenen Unruhen veranlaßten ihn, im Mai 1831 wiederum in die k. k. Armee zu treten; er wurde als Hauptmann dem 17. Infanterieregimente Hohenlohe eingereiht, und blieb mehrere Jahre theils im römischen, theils im österreichischen Italien stationiert. Im Jahre 1836 wurde er als Dienstkämmerer zu dem Erzherzog Franz Karl berufen, gleichzeitig

Digitized by Google

zum Kämmerer ernannt und ihm die Erziehung des älteſten Sohnes, des Prinzen, des jetzt regierenden Kaiſers Franz Joſeph anvertraut, welchem hohen und wichtigen Berufe Coronini mit großer Auszeichnung bis zum April 1837 vorſtand und während dieſer Anſtellung am 1. April 1837 zum Major bei Vacquant, am 20. April 1840 zum Oberſtlieutenant bei Prochaska-Infanterie und am 12. Mai 1843 zum Oberſten vorrückte. Schon im Jahre 1839 wurde ihm wegen ausgezeichneter Verwendung im Kirchenſtaate das Kommandeurkreuz des päpſtlichen Skt. Georgs-Ordens verliehen im Juni 1848 erfolgte Coronini's Beförderung zum Generalmajor mit der Zutheilung als Brigadier in Südtirol, wo er in der ſchwierigſten Zeit Umſicht und Entſchloſſenheit an den Tag legte und mit dem Kommandeurkreuz des Leopold-Ordens geſchmückt wurde. Im Juli 1849 zum Feldmarſchall-Lieutenant befördert, wurde er Stellvertreter der Kommandirenden in Croatien und Slavonien, im folgenden Jahre wirklicher Kommandirender im Banate, und im Februar 1851 Inhaber des 6. Infanterie-Regimentes. Gegenwärtig ſteht er an der Spitze des Armeekorps, welches die Wallache beſetzt hat.

Franz Arago.

(Mit dem lithographirten Portrat.)

Arago, einer der größten Phyſiker und Mathematiker unſerer Zeit, wurde zu Eſtagel bei Perpignan am 28. Februar 1786 geboren. In ſeiner früheſten Jugend erregte er wenig Hoffnung, denn in ſeinem 13. Lebensjahre konnte er noch nicht leſen, dagegen galt er in der polytechniſchen Schule ſchon als der ausgezeichneteſte Schüler. Zum Sekretär des Längenbureaus ernannt, war er Biot bei der Vermeſſung des Meridianbogens in Spanien zur Hand, wurde 1808 beim Ausbruch des ſpaniſchen Krieges von den Inſurgenten gefangen genommen und erſt nach einigen Monaten ſeiner Haft entlaſſen. Auf ſeiner Rückkehr zur See nach Frankreich fiel er in die Hände eines algier'ſchen Korſaren, der ihn als Sklaven mit heim führte. Durch Vermittlung des franzöſiſchen Conſuls in Algier erhielt Arago im folgenden Jahre ſeine Freiheit wieder und kehrte nach Frankreich zurück. Seine Arbeiten, welche die Reſultate der Vermeſſungen enthielten, hatte er glücklich gerettet und übergab ſie dem Drucke. Mit aufopfernder Liebe und unermüdlichem Fleiße warf er ſich nun auf die Naturwiſſenſchaften, welche er, wie Keiner, auf die würdigſte Weiſe populariſirte. Er machte viele wichtige Entdeckungen und ſchrieb mehrere wiſſenſchaftliche Abhandlungen, die allgemeines Aufſehen erregten. Im Jahre 1809 trat Arago, an des berühmten Lalande Stelle, in's Nationalinſtitut, 1816 in die königl. Akademie der Wiſſenſchaften und übernahm mit Gay-Luſſac die Redaktion der „Annalen der Phyſik und Chemie.“ Arago's große Seele kannte keinen Neid und jedes Talent fand in ihm einen Stützer und Berather ohne Eigennutz, jede tüchtige Entdeckung ihren feurigen Apologen. Er wirkte nicht durch dickleibige Werke für die Wiſſenſchaft; mit kleinen Abhandlungen von 1—2 Bogen führte er ihre wichtigſten, folgenreichſten Reſultate in's praktiſche Leben, haſſend alle Pedanterie huldigte er dem humanen Wahlſpruch: „Wiſſen ſoll nützen.“ Ungemein groß iſt die Zahl der einzelnen Abhandlungen, die Arago in Zeitſchriften ꝛc. bekannt gemacht hat. Seine Offenheit und Rückhaltsloſigkeit, mit welcher er die Ergebniſſe ſeiner Forſchungen mittheilte, waren über alles Lob erhaben, wie ſeine Beſcheidenheit. Arago ſtarb am 2. Oktober 1853; ſeine unendlichen Verdienſte um die Wiſſenſchaft hat nicht nur Frankreich, ſondern auch das geſammte Ausland würdig anerkannt, faſt alle Akademien ernannten ihn zu ihrem Mitgliede und ſelbſt die Engländer haben ihn gefeiert, wie vor ihm keinen Franzoſen.

Länder- und Völkerkunde.

Aus der Moldau und Walachei. Die k. k. öſterreichiſchen Truppen ſind in den Donaufürſtenthümern eingerückt. Manche unſerer ſchönen Leſerinen, mancher unſerer lieben Leſer dürfte einen Bruder oder Freund haben, der in den Reihen jenes Armeekorps ſteht; wir laſſen hiemit eine lebensfriſche Skizze der Donaufürſtenthümer folgen. Die Donau entrollt ihre ſchönſten Anſichten an den einſamſten und verlaſſenſten Punkten. In der Nähe von Orſowa, nachdem ſie ganz Ungarn durchſtrömt hat, bedecken ſich ihre Ufer mit Bergen und Wäldern, und die häufigen Krümmungen des Fluſſes bieten immer neue überraſchende Proſpecte, die für den Reiſenden ebenſo bizarr ſind, und ihm mehr Erſtaunen und Neugierde als Bewunderung abnöthigen. Es iſt ein Rahmen, der für große Ereigniſſe beſtimmt zu ſein ſcheint. Man wird unwillkürlich von dem Gedanken beherrſcht, daß die Natur ihn für eine Zukunft auserkoren hat, deren treue Wächterin jetzt die Oede iſt. Bei Betrachtung dieſer weiten Steppen, wüſt, unbekannt und dem Anſchein nach unnütz; beim Erblicken dieſer rieſenhaften Felſen, die den Titanen, als ſie den Himmel ſtürmen wollten, zum Fußſchemel gedient haben mögen; beim Beſchauen dieſer unabſehbaren Waldungen, die wie ein grünes Meer die Erde bedecken, ſieht man im Geiſte die fürchterlichen Erſchütterungen, die rieſigen Kämpfe und die übermenſchlichen Siege, die hier ein weites geeignetes Blachfeld finden dürften. Nachdem man Orſowa paſſirt iſt, wird zu gewiſſen Zeiten die Schifffahrt bei dem ſogenannten eiſernen Thore geſperrt. Ein Dampfſchiff kann, wenn das Waſſer der Donau hoch iſt, dieſe gefahrvolle Stelle überſchreiten, iſt der Waſſerſtand aber niedrig, ſo erheben ſich in der ganzen Breite des Fluſſes ſcharfe Spitzen, rieſigen Zähnen ähnlich, die unrettbar den, der ſich ihnen naht, dem ſichern Tode zuführen. Zu ſolchen Zeiten kann kein Fahrzeug über das eiſerne Thor hinauskommen. Nach einer fünftägigen Reiſe gelangt man von Wien nach Galacz. Die Bewohner dieſer Stadt, Illyrier, Griechen und Levantiner, hatten bei Begründung derſelben eine unheilvolle Aehnlichkeit mit den Gründern Roms. Eine ehrliche und aufgeklärte Verwaltung hat freilich in dieſem Augenblick weſentlich dieſen Zuſtand verbeſſert, und jetzt ſtrömen hier die Erzeugniſſe des Ackerbaues und Luxus zuſammen. Der Reiſende, der ſich in Wien, der civiliſirten Metropole einſchiffte und ein Land verließ, wo der geringſte Fleck Erde bebaut und cultivirt iſt, wird von Erſtaunen erfaßt, wenn er die Moldau betritt; wenn er dieſe weiten, unabſehbaren Ebenen erblickt, wo kein Haus, keine Wohnung mit dem Auge zu entdecken iſt; eine grüne Unendlichkeit im Frühling, ein goldener Ocean zur Erntezeit. Dieſer ſo fruchtbare Landſtrich, der den Dünger gar nicht, die Bearbeitung kaum kennt, hat einen der wunderbarſten und reizendſten Blumenflore aufzuweiſen. Tauſend duftende Blumen zieren den weiten Flächenraum und umfaſſen mit ihrem Farbenſchmelz den Rand der bis jetzt kaum gekannten Chauſſéen. Es iſt wahr, oft verwandeln Regengüſſe dieſe Wege in Moräſte, aus denen man nur mit Hilfe von 12 oder 16 Pferden, die durch drei oder vier Poſtillons angetrieben werden, ſich herausarbeiten kann, aber an einem lachenden Junitag, welches Geſumme in der Luft! Welcher Parfum! Welch blendendes Farbengemiſch! Da, in dem Schatten einer Baumgruppe, erblickt man einen Flor Maiblumen, welche man hier poetiſcher Weiſe mit dem Namen Lacrimioré (kleine Thränen) bezeichnet; von allen Seiten erhebt die Königin der Felder, welche die Moldauer „Das Licht des Herrn“ nennen, ihr ſtolzes Haupt, die Sulchina, mit gelben traubenartigen, herrlich duftenden Blüthenbüſcheln; der Schirling, deſſen Anblick unheimlich und finſter, tauſend andere Blumen, deren Namen die Wiſſenſchaft kaum kennt, die graziöſe weiße Winde, die auf die Schultern ihres gefälligen Nachbars ſteigt: ſie alle breiten ihre Reize vor unſerm entzückten Auge aus. Plötzlich macht die Straße eine Krümmung und man erblickt Rieſenarme, die gegen den Himmel in einer ſtehenden Stellung ſich erheben. Das ſind Balken, die quer über Ständer gelegt, an der einen Seite mit ſchweren, durch Klammern feſtgehaltenen Steinen belaſtet ſind, an der andern Seite einen Eimer haben, mit dem man aus der Tiefe das Waſſer ſchöpft. Die Dörfer ſind von ſolchen Ziehbrunnen umgeben und alle Einrichtungen tragen eine

Digitized by Google

ABASD.

Digitized by Google

Digitized by Google

außerordentliche Einfachheit zur Schau. Die Wohnungen bestehen aus Hütten von Erde und Stroh, halb über halb unter der Erde und bisweilen mit Rohr bedeckt. Die Einrichtung derselben ist höchst einfacher Art. Bretter mit Binsenmatten belegt, dienen zum Bett, Löffel aus Holz geschnitzt, irdene Schüsseln bilden das Geräth, aus dem man eine aus gesäuerter Kleie gemachte Suppe oder ein aus Maismehl bestehendes Gericht ißt. Dies sind beinahe die einzigen Nahrungsmittel, die das Landvolk genießt. Allein dieses an Entbehrungen und Elend reiche Leben hat den Frohsinn keineswegs verscheucht. Wenn man Sonntags oder an einem der Tage, welche den zahlreichen griechischen Heiligen geweiht sind, ein Dorf passirt, erblickt man junge Mädchen, bekleidet mit einem Hemde mit breiten Aermeln, welches sich auf der Brust öffnet, bis zur Taille in eine enge Tunika gehüllt, die aus einem groben wollenen Stoff gefertigt ist, die geflochtenen Haare auf den Rücken fallend, den Wirthshäusern oder andern Orten zueilen, wo ihre Tänzer sie erwarten. Das Orchester, welches die Tänze accompagnirt, zeichnet sich durch grelle Instrumentation aus. Eine Violine läßt in Molltönen eine melancholische und monotone Melodie ertönen, eine Art Mandoline (cobza), welche mit Hilfe eines Büschels Federn gespielt wird, begleitet deren Töne. Während die Violine in ihrem Spiel variirt, bleibt die Begleitung der Mandoline von Anfang bis zu Ende dieselbe. Es ist für unsere verwöhnten Ohren allerdings kein Ohrenschmaus und namentlich, wenn die Flöte Pans noch dazu kommt, um den Takt anzugeben, wird die Harmonie sehr unangenehmer Art, allein trotzdem hat diese Musik etwas Charakteristisches, etwas unnennbar Eigenthümliches, und es zieht sich durch dieses unmelodische Geräm ein sehnsüchtiges und schmerzliches Motiv, wie ein rother Faden. Der Nationaltanz wird Hora genannt. Man bildet einen Kreis, in dessen Mitte die Musikanten stehen. Der Tanz ist höchst einfach. Man schreitet vor und rückwärts, ohne seinen Nachbar zu verlassen; man grüßt sich, erhebt nach dem Takt der Musik die vereinigten Hände, allein der Zweck dieses ernsten Tanzes geht dahin, durch eine graziöse und äußerst bezeichnende Pantomime alle die Gefühle zu bezeichnen, welche man für seine Mittänzer empfindet. Die eigenthümliche, alle südlichen Nationen charakterisirende Lebendigkeit erhöht die Mimik und verleiht derselben jene unverkennbare Natürlichkeit, welche ihren größten Reiz bildet. Alle Altersstufen nehmen an der Hora Theil; bisweilen macht man auch bunte Reihe. Eine Menge Leidenschaften werden in diesem Tanze dargestellt, Achtung, Freundschaft, Zärtlichkeit, glühende Liebe, finden durch Bewegungen, durch Mienenspiel ꝛc. ihren Ausdruck, und wer dies am besten zu thun vermag, gilt für den besten Tänzer. Bisweilen unterbricht man auch den Tanz, ohne daß die Musik schweigt, um eine Legende oder Ballade, welche die Thaten irgend eines Räubers erzählt, anzuhören, oder einem Gesange zu lauschen, der irgend eine berühmte Person feiert.

Die Prager Junifeste des Jahres 1854 und deren Verewigung durch Wort und Bild.

Eine patriotische Phantasie von Paul Aloys Klar.

Böhmens Hauptstadt — reich an glänzenden, historischen Erinnerungen aus der Vor- und Neuzeit — hat nunmehr die triumphgefeyerte Pfingstwoche des Jahres 1854 hinter sich. Als eine würdige Nachfeier der Wiener Aprilfeste und als Seitenstück zu denselben veranstaltete Prags Bewohnerschaft mit erfinderischer Liebe und einmüthigem Wetteifer beiden allerhöchsten Majestäten ein Empfangsfest, das, beinahe von achttägiger Dauer, seines sinnigen Prunkes und nationalen Charakters halber eine historische Bedeutung in Anspruch nimmt und an die großartigen, durch Denkschriften verewigten Einzüge Kaiser Ferdinand's I. — 1558 — und Franz I. mit Karoline Auguste — 1833 — erinnert. —

Wenn jemals, so durchdrang diesmal die Kundgebung der Gefühle treuer Anhänglichkeit alle Schichten der Bevölkerung. Dies kam in beinahe endlosen Aeußerungen zu Tage, in Blumengewinden, dekorativen Sinnbildern, Triumphbogen, Inschriften, Festgedichten und Pralagen — aber auch in Weihgeschenken, niedergelegt zu den Füßen der geliebtesten Kaiserin, in Akten der Wohlthätigkeit, hervorgerufen durch den freudigen Anlaß, in Instituts- und Kapitalienstiftungen, Grundsteinlegungen, Kollekten ꝛc. ꝛc.

Reich und vielartig, dankbar im hohen Maße wäre also der Stoff, den man hieraus zum Behuf eines illustrirten Gedenkbuches schöpfen könnte und sollte; da die hastigen und meistens flachen Zeitungsberichte des Tages, solche Momente nur umrißweise und summarisch schildern, Holz- oder Steinstiche aber dem todten Buchstab selten oder niemals zu Hilfe kommen.

Soll und darf nun das in — (und außer) — Prag in so vielen neuen und gelungenen Formen und Kunstweisen Geleistete, mit allem dabei aufgebotenen ideellen und materiellen Aufwande, nachdem man es aufgestellt, beschaut und genossen, ohne Rücksicht auf unsere Verpflichtungen gegen die Nachwelt, also gleichsam spurlos wieder zu nichte werden? — Schafft der Geist nur, um wieder zu zerstören? — Und kann, wenn auch Gebälk und Zierrath unserer Triumphbauten zu Grunde gehen, nicht die Idee derselben zur Freudigkeit und Belebung der Gefühle unserer Nachkommen aufbehalten bleiben?

Fürwahr, die dekorative Baukunst und das, wenn auch noch so prekäre und vergängliche Ornamentenwesen haben und behalten selbst in einer noch so niederen Entwickelung ihren kulturhistorischen Werth. Vollends aber ist dies der Fall, wenn, wie vom 4. bis 12. Juni 1854 in Prag die ideenreichsten Köpfe und besten Künstlerkräfte das Festgepränge zur Ausführung bringen, wenn tiefsinnige Gedanken und Beziehungen, nicht Jedermann faßlich, sich hinter symbolischen Formen verbergen, wenn Eigenthümlichkeiten des böhmischen Landes und Volkes, industrielle Fortschritte Einzelner, Nationalgefühle Aller einen künstlerischen Ausdruck annehmen und hiedurch zu unmittelbaren Vertretern des Zeitgeistes werden.

Prag hat unläugbar bei seinen diesjährigen Junifesten Außergewöhnliches, theilweise Niedagewesenes geleistet. Vieles davon beansprucht und verdient eine mehr als ephemere Würdigung; — Manches kann bei künftigen Festgelegenheiten zum Richtmaße oder zum Vorbilde dienen. Will man jedoch das dem huldreichen Kaiserpaare Dargebrachte der Nachwelt überliefern, so ist dies des Hervorragendsten eine große Masse vorhanden, folglich zur artistischen Darstellung — denn das beschreibende Element kann hier nicht die Hauptsache sein! — ein dankbares, überreiches Material. Und da vorausgesetzt werden darf, daß die verdienstvollen Urheber der bezüglichen Triumphbogen, Pyramiden und anderer ornamentalen Schildereien ohnedies eigenhändige Entwürfe oder ganze Zeichnungen davon besitzen, so dürfte kaum eine der zwölf bis dreizehn Prachtbauten Prags in dem Gesammtwerke fehlen.

Dieses Gesammtwerk müßte als ein sprechendes Denkmal reiner Unterthanenliebe sich die größte Popularität schon insofern gewinnen, als so viele Namen aus dem Adels- und dem Bürgerstande darin glänzen, so viele vaterländische Corporationen, so viele einheimische Künstler darin gefeiert wären, denen man einzeln und zusammengenommen das wundervolle Gelingen der Prager Junifestivitäten verdankt. Jeder gefühlvolle Augenzeuge jener, vom innern Bahnhofe bis zum Franzensquai, — von der Karlsbrücke bis an den Schloßfahrweg reichenden, echt monumentalen Ausschmückungen Prags kannte nach deren Hinwegräumung nicht anders, als die so schnell wieder untergegangene Herrlichkeit betrauern, die wie ein Freudenmeteor am Horizonte der altgetreuen Moldaustadt geglänzt hatte.

Nicht spurlos verwehen darf und soll, was sich des Beifalles der Allerhöchsten Majestäten zu erfreuen gehabt! — Nicht für die flüchtige Schaulust allein fallen so viele intelligente Männer, so viele begabte Künstler, so viele zarte Frauenhände ge-

Digitized by Google

arbeitet haben! Was sie mit patriotischem Sinn und Gefühl gemeinschaftlich schufen, trägt den Samen des Guten und Schönen, und Beispielvollen in sich, davon die Früchte noch künftigen Geschlechtern zu Statten kommen — vorausgesetzt, daß durch Wort und Bild festgehalten werde, was im Grunde nur für wenige, kurze Stunden berechnet war.

Die Anregung hiezu lag uns um so näher, als wir aus ältern, mißlungenen artistischen Unternehmungen und Druckschriften ähnlicher Art, — Lehre und Warnung zu ziehen wissen. Denn das steht oben an: waren die Empfangsfeierlichkeiten Ihrer Majestäten in Prag großartig, sinnig und kostbar, so möge ihnen auch dasjenige artistische Werk ebenbürtig sein, durch welches sie den Augen der Nachwelt vorgeführt und den Herzen unserer spätesten Enkel nahegelegt werden.

Die hervorragendsten Festobjekte müßten auf selbstständigen Blättern bestens gestochen werden und wahre Kunstblätter sein, während die wichtigsten Häuserdekorationen u. dgl. allenfalls für Rand- und Titelvignetten vorzubehalten wären.

Todtengebräuche der Juden.

Von Ludw. Aug. Frankl.

Auch der Nichtjude dürfte nicht ungern sich von den düstern, bei den Juden üblichen Todtengebräuchen erzählen lassen. Seltsam und tief poetisch in ihren Symbolen, werden sie Jeden in nicht gewöhnlicher Weise ergreifen. Der Jude befolgt sie oft, ohne ihren Sinn zu ahnen, er lerne ihn hier kennen, und der deutsche kosmopolitische Leser, der sich für die Nadowessische Todtenklage interessirte, wird auch in ihnen ein eigenartiges volksthümliches Element kennen und ehren lernen.

Zu jedem Sterbenden sendet die „heilige Bruderschaft" einige Mitglieder, welche Psalmen sprechen, und dabei die etwa vom Lager sich ausstreckenden Hände oder Beine des Sterbenden verhüllen, auf das Lager dürfen sie nicht zurückgeschoben werden, denn jedes Bewegen eines Sterbenden erklärt der Talmud als eine Beschleunigung des Todes, als einen Mord. Im Momente des Sterbens müssen die nächsten Angehörigen die Stube verlassen, damit dem scheidenden Menschen das Sterben durch ihre Anwesenheit nicht schwerer sei. Es werden mehre Wachslichter angebrannt, als Symbol der scheidenden Seele nach dem Spruche Salomons: „Ein Licht Gottes ist die Seele des Menschen" und die Bibelstelle: „Höre Israel, der Ewige unser Gott ist ein einiges ewiges Wesen," wird bis zum Sterbemomente wiederholt gerufen, auf daß der Sterbende mit dem Bekenntnisse der göttlichen Einheit von der Erde scheide. Mit einer Flaumfeder, auf die Oberlippe des Todten gelegt, überzeugt man sich, ob aller Odem aus der Brust entflohen ist, dann werden dem Todten die Augen zugedrückt, und weil es in der Verheißung an Jakob heißt: „Und Josef wird seine Hände auf deine Augen legen," ist es die fromme Pflicht des Sohnes, seinen Eltern die Augen zuzudrücken.

Die Leiche wird hierauf mit den Füßen gegen die Thüre, weil der Mensch auf immer scheidet, auf die Erde gelegt, nach dem Spruche: „Vom Staube bist du genommen, und zum Staube wirst du zurück kehren," und etwas Stroh, weil der Prophet das Leben dem Grase vergleicht, unterbreitet, die Leiche mit einem schwarzen Tuche bedeckt. Zu Häupten des Todten wird eine Kerze angezündet, damit die Seele, welche den Körper umschwebt, bis auf diesen die erste Scholle fällt, zu ihrer Sühne den irdischen Genossen noch betrachten könne, der sie zur Sünde verleitet hat. Die Kabbalisten ordnen die brennende Kerze als Symbol der Seele an, die den Körper zwölf Monate lang, daher die Juden ein ganzes Jahr um ihre Todten trauern, umschwebt, bis daß ihr die Rückkehr in die Heimat gegönnt ist. Neben der Kerze wird ein Ei zerschlagen als Sinnbild der Runde, die der Tod unausgesetzt durch die Reihe des Lebens macht, und als tröstendes Zeichen für die Trauernden, daß sie die Ersten und Letzten nicht sind, die ein gleicher Schmerz trifft.

Wenn ein Schriftgelehrter stirbt, müssen alle Anwesenden ihr Kleid als Zeichen der Trauer zerreißen, weil nach dem Talmud sich ihm Jeder als verwandt betrachten muß.

In der Leichenstube wird von drei frommen Schriftgelehrten die „Mischna," die Grundlehre des Talmuds gelesen, als homonim mit „Mischna," was Seele bedeutet.

Im Hause, wo ein Mensch gestorben ist, muß alles Wasser, das sich in Gefäßen befindet, ausgeschüttet werden, weil der Todesengel, der mit haarscharfem, zweischneidigem Schwerte den Menschen tödtet, aus dem Hause scheeitet, das blutige Schwert durch Wasser zieht, welches er auf seinem Wege im Hause findet.

Die Leiche wird von fünf Personen zugleich, damit sie nicht unnöthiger Weise hin- und hergezogen und entwürdigt werde, mit lauwarmem Wasser gewaschen, dann von allen Anwesenden mit warmem Weine besprengt, weil jeder Verstorbene als ein für die Zurückbleibenden zur Sühne gefallenes Opfer angesehen wird, und Wein bei jeder Opferung gebraucht wurde. Männern, die durch besonders frommen Lebenswandel sich ausgezeichnet haben, werden als Zeichen vorzüglicher Reinigung neun Maß Wein über den Leib geschüttet. Dem Todten wird ein Hemd, ein leinener Sterbekittel mit einem Gurt, und ein wollener Shawl mit den Schaufäden und eine leinene Haube angethan. Nichts daran darf von Gold oder Silber sein, der Reiche ist dem Armen völlig gleich im Tode. Den leinenen Kittel erhält der Bräutigam von seiner Braut als Morgengabe, in dem er in Galizien und im Oriente auch getraut wird. Auf die Augen der Leiche werden Scherben eines irdenen Geschirres gelegt, damit es der Todte nicht sehe, wenn seine Nachkommen ungerathen oder von Unglück heimgesucht werden, und auf den Mund, weil der Todte das Bild des Verstummens ist. In die geschlossene Faust werden zwei gabelförmig geformte Zweige gethan; diese sind Stab oder Krücke für die Leiche, denn nach einer Sage der Kabbala werden, wenn Auferstehung naht, die Leichen unter der Erde eine mühevolle Wanderung antreten bis ins gelobte Land, denn auf ungeweihtem Grunde können sie nicht auferstehen. Ein Verfahr des Verfassers dieser historischen Skizze brachte Erde aus dem gelobten Lande, dahin er wallfahrtete, mit und befahl, dieselbe ihm unter Haupt und Füsse zu streuen, wenn er in's Grab gethan würde, damit ihm die Qual der Wanderung durch die Höhlen der Erde genommen sei.

Als Hiob die Schmerzensnachricht vom Tode seiner Kinder erfuhr, zerriß er seine Kleider; noch jetzt wird den Kindern und Geschwistern des Hingeschiedenen an allen Kleidern bis aufs Hemd eine Hand breit zerrissen. Der Todte wird hierauf im Namen aller seiner Verwandten und Bekannten um Verzeihung gebeten. Der Sprecher muß die große Zehe der Leiche fest drücken, weil sie, nach kabbalistischer Sage, dann alles hört.

Wenn die Leiche ins Grab gelegt und mit Erde überschüttet ist, wird ein Gebet für die Ruhe der Seele und freudige Aufnahme im Himmel verrichtet. Die Leidtragenden setzen sich für einen Moment auf die Erde und legen die lederne Fußbekleidung ab, welche während der ersten sieben Trauertage nicht wieder angelegt werden darf, und scheeiten durch eine von den Anwesenden gebildete Reihe, von der sie mit einem Trostspruche begrüßt werden, dem Ausgange des Freithofes zu. Im Hause wieder angelangt, genießen die Leidtragenden auf bloßer Erde sitzend, was sie die ersten sieben Tage fortgesetzt beobachten müssen, ein Ei und Linsen; beide Gerichte, die durch ihre Form an die Runde des Todes mahnen sollen, die er ununterbrochen im Gebiete des Lebens macht.

Morgens und Abends wird während der ersten sieben, bei frömmeren während der ersten dreißig Tage von zehn Personen gebetet, denn die Trauernden dürfen das Haus nicht verlassen, auch nicht um in die Synagoge zu gehen. Es ist eine fromme Pflicht, die Trauernden zu besuchen, man tritt ohne Gruß ein, denn der Trauernde ist zu betrübt, um die gewöhnlichen Formen des Lebens zu beobachten, tröstet und spricht von den Tugenden des Todten,

Digitized by Google

zu deſſen Erinnerung eine Oellampe brennt, neben die ein mit Waſſer gefülltes Glas und ein Handtuch gethan werden, als Symbol der Entſündigung und Reinheit.

Aus dem Leben großer Künſtler.

Fanny Elsler. Loge heißt in der Theaterſprache ein Zimmerchen, in welchem die Künſtlerin ſich ankleidet und in das ſie ſich begibt, wenn ſie auf der Bühne nicht beſchäftigt iſt. Fanny Elsler beſaß ein ſehr großes Ankleidezimmer, an deſſen Eingange zwei große Lakaien in Livrée Wache hielten; aber man ſah darin keine weichen Teppiche, ſondern nur — Kreide, Kreide auf dem Tiſche, Kreide auf dem Fußboden, auf der Toilette, denn die Kreide iſt das unentbehrliche Hilfsmittel jeder Tänzerin, die ſich die Sohlen ihrer Schuhe damit reibt, um keinen — Fehltritt zu machen. Einſt trat ein Bühnendichter, Bural, zu Fanny, die ihm mit den Worten entgegen kam: „Ich bin außer mir; ich ſoll ſogleich auftreten und man hat mir meine Kreide geſtohlen. Ich habe Alle ſchon um Kreide erſuchen laſſen, aber Niemand will etwas davon haben; man hat ſich gegen mich verſchworen, um mich zu hindern, gut zu tanzen. Sie ſchaffen mir Kreide, nicht wahr?" „Aber theures Fräulein, ich weiß nicht wo ich ſie finden ſoll." — „Gehen Sie, ich zahle jeden Preis. Sie haben noch eine Viertelſtunde, ehe der Vorhang aufgeht; ich erwarte Sie." Es war elf Uhr Abends und jedes Gewölbe geſchloſſen. Herr Bural wußte nicht, wo er die erſehnte Kreide finden ſollte. Er ging jedoch fort, kam vor der Viertelſtunde zurück und brachte zwanzig Stückchen Kreide mit. — „Wie viel bin ich Ihnen ſchuldig?" fragte Fanny. — „Zehn Gläſer Zuckerwaſſer," antwortete der Dichter, „denn ich mußte in zehn Kaffeehäuſer gehen, um dieſe Kreide zu ſtehlen."

Im December 1813, als eben zwei Bauernhäuſer des Dorfes St. Margarethen im Bezirk Seckau, welches an der Hauptſtraße ſich befindet, in vollen Flammen ſtanden — bemerkte man — es mochte um 10 Uhr Nachts ſein — einen ſehr netten Reiſewagen, mit Poſtpferden beſpannt. Eine Dame, gerührt von dem traurigen Schickſale der Verunglückten, übergab für dieſe einen namhaften Unterſtützungsbeitrag aus dem Wagen. Als man ſich den Namen der Spenderin erbat, lautete nie Antwort: Fanny Elsler." So konnten die Umſtehenden zwar nicht die Kunſtfertigkeit, wohl aber die Menſchenfreundlichkeit dieſer weltbekannten Dame kennen lernen.

Die Kapelle des Schloſſes Reichſtadt.

(Hierzu der Stahlſtich.)

Wir bringen unſeren Leſern die bereits längere verſprochene Abbildung des Innern der kaiſerlichen Schloßkapelle zu Reichſtadt in einem mühevoll und ſorgfältig ausgeführten Stahlſtiche des tüchtigen vaterländiſchen Kupferſtechers Joſef Rybicka. Da wir über Geſchichte, Einrichtung und Kunſtwerke dieſer Kapelle ſchon im zweiten Hefte unſerer Zeitſchrift erſchöpfend berichtet haben, ſo erübrigt nur noch eine kurze Verdeutlichung des Bildes ſelbſt.

Unſer Standpunkt iſt unmittelbar unter der Bethloge Ihrer k. k. Majeſtäten; wir haben demnach das geſchmackvolle, von Janoušek ausgeführte Gitter, und das ganze Atrium hinter uns. Auf dem ſchweren, reichverzierten Plafond werden zwiſchen alterthümlichen Stukaturen, Figuren und Renaiſſanceſchnörkeln die neuen vortrefflichen Fresken Wilhelm Kandler's erſichtlich. In der Mitte iſt der Hauptaltar, nach Kandler's Zeichnung von Bonnani in Carara ausgeführt, deſſen Hauptſchmuck: Quaſt's ſegnender Chriſtus in dem Zirkelfenſter, das Altarblatt des heiligen Franziskus von Kandler und zwei marmorne Engel von Bonnani; zu beiden Seiten des Hochaltars: eingerahmte Fresken, Skt. Ferdinand und Skt. Thereſia, Skt. Anna und Skt. Klara. Dem einzigen, gleichfalls marmornen, von Swoboda in Prag ausgeführten Seitenaltar, auf welchem eine Madonnenfigur ſich befindet, gerade gegenüber ſehen wir über einem eleganten Betſtuhl: Kandler's gediegene Freske der Fiſchpredigt Skt. Antons von Padua. In dem auf unſerer Abbildung ganz ſichtbaren Fenſter präſentiren ſich zwei der farbenprächtigen Glasgemälde Quaſt's, die böhmiſchen Landespatrone Skt. Ludmilla und Skt. Wenzeslaus.

Poetiſches Album.

Fabeln

von A. F. Liebett.

So geht's Manchem.

Ein Wachthund, der ſein halbes Leben
Im ſchwerſten Dienſte zugebracht,
Bat ſeinen Herrn, auf ihn Bedacht
Doch auch zu nehmen und, da eben
Ein leicht'rer Poſten offen ſei,
Den leicht'ren Poſten ihm zu geben.
„Wel," ſprach der Heer; „nur iſt dabei
Vor allem Andern zu erſchauen:
Wem deine Stelle anvertrauen?
Was meinſt du wol; dem Dachs?" „„O nein!"" .
„Dem Pudel?" — „„Der, und Wächter ſein!""
„Dem Spitz?" — „„Auch das wird ſchwerlich gehen.""
„Nun ſieh"" — — „„Ja leider muß ich ſehen,
Und bitte demnach, wollen mir
Ein Futter nur, wie Spitz und Dachs und Pudel hier
Es kriegen, gütigſt zugeſtehen.""
„Sehr gern; — nur leider: deine Pflicht,
Das Wachen — du mußt ſelber ſagen —
Verträgt mit einem vollen Magen
Sich" — „„Ja ſehr wahr, verträgt ſich nicht.
Sonach denn, lieber Herr, ſo bitte
Ich nur um eine beſſ're Hütte,
Nur —"" „Ja, ſehr gern; doch was zu thun?
Ein Wächter darf nicht weichlich ruh'n;
Du weißt —" „„Ja wol, und ſeh' nun ein,
Geſchick zum Amt mag oft wol frommen,
Doch kann's auch oft die Urſach' ſein,
Daß wir im Amt nicht weiter kommen.

Der Wunderkopf.

(Nach Lafontaine.)

Ein Bildner hatte Kunſt und Müh'
An einem Kopf ſo weit getrieben,
Daß Schöneres man faſt noch nie
Geſeh'n und daß ſogar die Thiere ſtehen blieben,
Um ſich, — denn er war aller Welt
Zum Anſchau'n eben ausgeſtellt —
Um ſich daran recht ſatt zu ſehen.
So auch ein Fuchs, der meiſterlich
(Man weiß es, Füchſe, die verſtehen
Die Kunſt) — Licht, Schatten, Zug und Strich
Jetzt ſonderte und dann verglich,
Und der, ſtatt endlich fort zu gehen,
Zuletzt ſich gar die Freiheit nahm,
Gott weiß, wie die Idee ihm kam —
Den Kopf von Innen zu beſehen.
Er ſieht, das Maul vom Lob noch offen,
In das er eben ſich ergoß,
Er ſieht, — und was? Er bleibt betroffen
Wie Einer, dem's ſo kommt, den gräulichſten Verſtoß
Erſt nach der Zahlung zu entdecken.
„Ha," rief er endlich aus, „uns Thiere ſo zu necken!
Ein Wunderkopf — man denkt da wol
Mit Recht, es muß was d'rinnen ſtecken;
Und, ſiehe da, der Kopf iſt hohl!"

Digitized by Google

Großmuth.

Ein Lamm, verirrt in dem Gebüsche,
Kam einem Wolf, der eben da
Der Lauer pflegte, sprungweit nah';
Nicht möglich, daß es ihm entwische,
Und daß.... Jedoch, was muß geschehn?
Der Wolf, er sieht's, und läßt es gehn.
Ein Esel, der aus sich'rer Ferne
Dem selt'nen Vorfall zugesehn,
Der rief entzückt: „Wer sollte nun nicht gerne
Den Wölfen Großmuth zugestehn!
Wer sollte nicht.... Fürwahr!" — Kurzum, so sehr entzückte
Des Wolfes Großmuth ihn, daß er vor lauter Lob,
Vor lauter Freude nicht erblickte,
Wie sich zu Sprung und Mord der Wolf sofort erhob,
Das Schaf, das seinem Lamm beserglich nachgegangen,
Die beff're Beute, wegzufangen.

Was Edles je ein Bösewicht gethan,
Im Sinn, daß es der Großmuth gleiche,
War immer Absicht nur und Plan
Zu einem größ'ren Schurkenstreiche.

Sabbath.

Von Friedrich Ergert.

Schweigend ruhen rings die Wälder,
Schweigen deckt die Halmenfelder,
Friedensodem küßt die Flur,
Küßt die betende Natur.

Betend neigt sich jede Blume,
Neigt Jehova sich zum Ruhme,
Und der Bach wie im Gebet
Leiser durch die Bäume geht.

Diese tiefe, heil'ge Stille,
Diese sel'ge Friedensfülle,
Diese Ruhe nah und fern: —
O, das ist der Tag des Herrn!

Album für Damen.

„Was ist Liebe?" Das vermag ich so wenig zu erklären als irgend Jemand, aber ich glaube: Liebe ist der Wunsch geliebt zu werden.

„Was hat eine Dame zu thun, um ihren Ruf nicht zu verlieren, wenn sie liebt?" Nicht die Liebe schadet dem Rufe, sondern die Art, wie man liebt.

„Muß ein Paar sich lange sehen, um zu lieben?" Wenn man Personen eine Zeit lang sieht ohne sie zu lieben, kommt selten die Liebe nach. Es ist falsch, wenn man sagt: um einander zu lieben, müsse man einander kennen. Die Erfahrung lehrt, daß die Freundschaft Folge genauer Bekanntschaft ist.

„Was ist schwerer, von der Freundschaft zur Liebe, oder von der Liebe zu der Freundschaft übezugehen?" Es ist schwer sich mit der Freundschaft zu begnügen, nachdem man die Liebe besessen hat; unter tausend Fällen kommt es aber nicht einmal vor, daß aus langer Freundschaft Liebe wird.

„Muß es die Dame dem Liebenden leicht oder schwer machen, sie zu gewinnen, wenn sie sehr geliebt sein will?" Nur das hat Werth, dessen Erwerb Mühe macht. Die Liebe des Mannes erhält nur Dauer durch die Anstrengung und die Zeit, die es kostete, das Ziel zu erreichen.

„Kann man ohne Hoffnung lieben?" Ich glaube es nicht, wenigstens hat es noch Niemand gethan.

„Muß der Mensch in seinem Leben einmal lieben?" Ja, er muß einmal die Liebe fühlen, entweder als ein höchst wünschenswerthes Gut, oder als ein unausweichliches Uebel.

„Was zeigt mehr von Liebe, Eifersucht oder Vertrauen?" Was man nicht fürchtet zu verlieren, hat für uns keinen großen Werth. Unbeschränktes Vertrauen in der Liebe grenzt sehr nahe an Gleichgiltigkeit. Eine Geliebte, die mich fortwährend mit Eifersucht quälte, machte mir allerdings das Leben schwer; aber für ein noch größeres Unglück würde ich es doch halten, wenn sie stets und überall ruhig bliebe.

„Was hat man zu thun, wenn man Abnahme der Liebe bemerkt?" Ganz abzubrechen; ich kenne keinen Unterschied zwischen geringerer Liebe und gar keiner Liebe.

„Muß eine Dame ihre Briefe nach dem Bruche zurückverlangen?" Eine solche Forderung ist nutzlos, denn es werden niemals alle zurückgegeben. Unbedingtes Vertrauen sichert Schweigen am zuverlässigsten.

„Darf eine Dame verlangen, daß der Geliebte ihre Briefe verbrenne oder sie sogleich zurückgebe?" Wenn man liebt, muß man vertrauen; hat man kein Vertrauen, ja hält man es nur für möglich, daß der Geliebte seine Gesinnungen einmal ändern werde, so sollte man mit ihm gar nicht in ein Verhältniß treten.

„Ist es wahr, daß die Liebe allmälig aufhört, ohne daß man weiß warum?" Wer das sagt, lügt und wagt nicht offen seine Unbeständigkeit einzugestehen. Wie man stets weiß, warum man liebt, so hört man auch nie ohne große oder kleine Ursache auf zu lieben.

„Woran kann eine Dame vorzugsweise erkennen, daß der Geliebte noch verliebt ist?" Wenn er ihr noch mit derselben Achtung begegnet wie sonst. Auch wenn er oft von seiner Liebe spricht, ist er noch verliebt.

„Stärkt oder schwächt Abwesenheit die Liebe?" Man ist darüber verschiedener Meinung; meiner Ansicht nach ist die Abwesenheit für die Liebe was der Wind für das Feuer ist: kleines bläset er aus, großes facht er an. Lange Abwesenheit schadet indeß der Liebe immer; öfters einander nicht sehen ist eben so gewiß besser als einander immer sehen. Auch ist's in der Liebe wie in der Ehe mit dem Wiedersehen nach kurzer Trennung: das Herz fühlt nicht mehr als sonst, aber die Sinnlichkeit ist stärker angeregt.

„Muß man in der Liebe ganz aufrichtig sein?" Man entschuldiget und vergißt leichter ein Verbrechen, das eingestanden wird, als einen kleinen Fehler, den man verleugnet.

„Ist eine Spröde oder eine Kokette liebenswürdiger?" Der Sieg über die erstere ist ruhmvoller, der über eine Kokette gibt mehr Vergnügen.

Scherz und Laune.

„Wie könnte ich so vom Pferde herunterfallen!" ruft auf der Reitbahn der Stallmeister einem im Staube sich wälzenden Reiter zu. „Nun, ich kann doch nicht in der Luft hängen bleiben!" erwiederte der Abgesetzte.

„Was ist der Berliner in der Zeitung?" fragt die „Berliner Feuerspritze," und antwortet dahin: Wenn er geboren wird, immer ein „gesunder, kräftiger Knabe," von dem seine Mutter „schwer, aber doch glücklich" entbunden wurde; wenn er seinen Eltern fortläuft, ein „lieber, guter Sohn, dem für alles Vergefallene Verzeihung zugesichert wird;" wenn er eine Frau auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Wege der Annonce sucht, „ein junger Mann von anständiger Familie;" wenn er eine Brieftasche verloren hat, „ein armer Hausknecht;" wenn er seinen alten Filzdeckel gegen einen neuen Hut vertauscht, „der wolbekannte Herr, der sich keine Unannehmlichkeiten machen wird;" und wenn er stirbt, immer „der treue Freund und brave Gatte für Alle, die ihn kannten."

Zum Modebild Nr. 10.

1. Hut von Krepp, Band, Blumen und hängenden Sammetstreifen, Kleid von Taffet mit sechs schrägen Streifen, die Volants

Digitized by Google

bilden; offenes Leibchen mit Revers; Mantille von schwaezen Spitzen in zahlreichen Volants, auf denen sich viele Bandschleifen mit hängenden Enden befinden.

2. Brautanzug. Spitzenschleier; Kleid von weißem Geos de Naples mit hohem Schößchenleibchen, vorn herunter, oben herum und an den Schößchen unten mit Spitzen und einer Ruche von Tülle garnirt; Volants von dem Kleidstoffe, mit Spitzen belegt; Aermel unten ebenfalls mit zwei Spitzenvolants.

3. Anzug eines kleinen Knaben.

4. Hut von italienischem Stroh mit Band- und Blumenausputz; Kleid von Taffet mit vier Volants, von denen jeder mit einer schmalen weißen und eben solchen schwarzen Spitze garnirt ist; hohes Leibchen mit Schößchen und Trugbändern, alle mit schwarzen und weißen Spitzen guenirt; die Tragbänder gehen über den Rücken bis an die Taillegund endigen wie vorn an den Schößchen; in der Mitte eine Reihe kleiner Knöpfe; Aermel in Pfuffen, und weiße Unterärmel.

Hut von glattem Krepp, mit Taffetband, Blonde und Moosrosen garnirt; Oberreckkleid von Taffet, mit schottischem Bande ausgeputzt; hohes Leibchen mit langen runden Schößchen, mit schottischen Bändern; unten weite Aermel, vorn geschlitzt, ebenfalls mit schottischen Bändern und einer Schleife von anderm Band, unten auf dem Rocke schottische Bänder und oben, an den Hüften eine Ruche rundherum von eben solchem Band; Spitzen-Unterärmel und Spitzenkragen.

Buchschau.

Das Buch vom Hopfen. Die Geschichte des Hopfens, dessen Natur, Boden, Anbau, Pflege, Verwendung und Handel, dargestellt von Dr. Fernand Stamm. Sanz, Verlag von Theodor v. Schönfeld. — Fernand Stamm, welcher mit Recht zu den beliebtesten vaterländischen Schriftstellern zählt, scheint in neuester Zeit sich vorzüglich die rühmliche Aufgabe gestellt zu haben: folgenreiche Resultate der Wissenschaft in's praktische Leben zu führen und wahrhaft populär zu machen. In dieser Richtung verdanken wir ihm bereits mehrere verdienstvolle Schriften, denen sich das „Buch vom Hopfen" würdig an die Seite stellt. Es zerfällt in sechs Hauptabtheilungen: 1. Die Geschichte des Hopfens, 2. die Hopfenpflanze, 3. der Hopfenboden, 4. Anbau und Pflege des Hopfens, 5. Verwendung des Hopfens, 6. der Hopfenhandel. Alle diese Punkte sind mit vieler Gründlichkeit und Berücksichtigung der praktischen Interessen abgehandelt, wie wir es von diesem anerkannten Schriftsteller erwarten konnten. Daß der Herr Verfasser nicht nur den Hopfenbau von Sanz, dem „Hopfengarten Böhmens," sondern auch jenen bei Auscha, Falkenau und Klattau in der Geschichte berücksichtigt, gereiche ihm zu vollem Lobe. — Wir können dieses Buch überhaupt Jedem, ganz besonders aber dem Landwirth auf das wärmste anempfehlen, da es auf leichtfaßliche und allgemein verständliche Weise einen so wichtigen Zweig der vaterländischen Industrie und Handels, und die Geheimnisse der Hopfenkultur und Verwendung gründlich abhandelt.

Briefkasten der Redaktion.

Hrn. L. J. M. in B. (Mähren). — Ihren Gedichten fehlt poetischer Schwung, wohlgeordnete, einfache Architektur, Wohllaut der Sprache und Gewandheit des Ausdrucks; lobenswerth ist das vorherrschende sittlich-religiöse Element. Sie wimmeln von unreinen Reimen, z. B. bläst Rest, Gott Tod u. s. f. Die meisten Bilder sind alt, verbraucht, nicht klar genug, unschön, so z. B. „Warmer Zephir bläst." Der warme blasende Zephir hat etwas Possierliches an sich, das zur Würde des Ganzen, besonders zur Schlußstrophe, nicht paßt; er erinnert an die personifizirten Winde, jene kleinen vausbackigen Jungen, die man zuweilen noch auf alten Tapeten oder in den Ecken vergilbter Landkarten findet. Ein kleines Ungeheuer von Poesie ist aber die Strophe des „Maitieres:"

Jeder Rosenstrauch
Webt der Liebe Hauch
Um den Mund der Schäferin!
Herrlich prangt die Flur,
Und des Mai's Natur
Zieht uns ganz zu Gott nur hin.

Durch die „Klage eines Gefangenen" weht ein Hauch tiefschmerzlichen Sehnens, der sich jedoch zuletzt im üußeren Sinne eines trostlosen Gemeinplatzes verliert. „An die Liebe" und „Aehnlichkeit" werden von einem poetischen Gedanken getragen, aber auch da findet sich mancher falsche, schwerfällige Vers, mancher plumpe und unrichtige Ausdruck, z. B. „Auf'rees Lebens dürr'e Schmerzen Hofft du aus unsern Herzen;" oder „Ost und West scheint er zu binden (statt verbinden), Uns sein hochgewölbtes Band Dünkt uns das Lieb zu verkünden;" oder: „Fühlen wir uns sehr erquickt" u. s. w. „An die Spinnerin" hat sein Original, Bürger's treffliches Spinnerlied, nicht im entferntesten erreicht. — Die prosaische Erzählung können wir nur für eine blose Stylübung ansehen.

Hrn. A. K. in P. — Die uns zur Beurtheilung vorgelegten Reimereien sind — Todsünden gegen die deutsche Sprache, gegen die Regeln der Prosodie und den Geist der Poesie. Was hat Ihnen der Frühling gethan, daß Sie ihn so schimpflich beleidigen:

Der Lenz ist erschienen,
Der Frühling ist da,
Die Auen thun grünen,
Der Sommer ist nah'!

Herr! am Tage des Gerichts werden die Menschen über jedes unnütze Wort Rechenschaft geben müssen! „Die Laure" ist ein im sumpfigen Jammerthale krankhafter Empfindelei gezeitigtes Unkraut. „Im Walde" rast ein wildes Heer schauerlicher Verse mit Grauen erregenden Füßen einher. Den „Pilger" lassen Sie, grausam genug! durch achtundzwanzig lange Zeilen „in brennend heißem Sand" an Altersschwäche (!) sterben, und nennen diese Ihre That eine Ballade! Armer greiser Pilger! wir wollen dir in den tiefen Räumen unseres Papierkorbes ein Ruheplätzchen nicht versagen. — Die Charade ist nach dem Grundsatz: Reim' dich oder ich — — zusammengeversekt. — Die Anekdoten sind weder neu noch pikant. Item, Mancher will Gold machen, und kann nicht einmal verrostetes Eisen fein feilen.

Hrn. W. K. in N. — Mit Vergnügen bemerken wir in Ihren Arbeiten einen wesentlichen Fortschritt. Eine begabte Dichternatur spricht unverkennbar aus denselben, aber sie huldigt noch jenem leichtbefriedigten Dilettantismus, der schon poetisch zu schaffen glaubt, wenn er willkürlich ergriffene Stoffe in die erste beste metrische Gewandung kleidet. Eine Wahrheit vorzutragen, bedarf es keines Schmucks der Worte; wenn man aber eine Schönheit schildern will, muß man auf die Worte achten, darin sie gefaßt wird; wie man Früchte ohne den Stiel, die Blumen aber immer mit dem Stiele bricht. — Das Gericht „An die Tadler" behauptet eine Unwahrheit. Halbheit und Mittelmäßigkeit pfuscht nur in die Kunst und darf sich, selbst bei dem mühevollsten Streben, nur spärliche Erfolge versprechen; vorzügliche Begabung allein befähigt für die Kunst, nur der Genius hat eine Zukunft. Wie halten es mit Uhland: „Singe, wem Sang gegeben." Recht hübsch ist die 2. und 3. Strophe. Warum aber wechseln Sie willkürlich das Versmaß? Warum dies nervenerschütternde „wes'weg'n," das ja so leicht durch ein anderes Wort hätte vermieden werden können? In dem Verse: „Beflügelnd meines Geistes Zwang" (!) jammert eigentlich Ihr Geist unter der Tyrannei des Reimes; nicht wahr? — „An die Freunde in der Heimat" ist angekränkelt von schwindsüchtiger Sentimentalität. — „Frl. J. J." hat einen eigenthümlichen, tiefpoetischen Inhalt und wäre bei scharf ausgeprägter Form ein schönes Gericht. — „An die Freunde" leidet wieder an Gefühlsüberschwenglichkeit. — „An die Natur" beginnt in herzergreifenden Mollönen und endigt mit einem schrillen Mißlaut! „Am Wasser" ist nicht übel, entbehrt jedoch eines klaren Hauptgedankens. — Von den „Anekdoten" werden wir zwei verwenden.

Hrn. K. K. v. A. in P. — Wir müssen Ihnen abrathen, eine Laufbahn zu betreten, in welcher nur die Auserwählten zum erwünschten Ziele gelangen. Der Jüngling glaubt ungeheure Kräfte zu besitzen und viel mehr leisten zu können, als er wirklich im Stande ist und vergißt, daß die Feder, die zu tief in Begeisterung getaucht wird, Kleckse gibt. Den Anforderungen, welche die Gegenwart an den Schriftsteller macht, und mit Recht macht, kann nimmer die blos natürliche Begabung genügen, wenn sie nicht durch vielseitige, wahre Bildung geläutert und von einem reichen Schatz gründlicher Kenntnisse unterstützt ist. Wie der Magnet durch immer schwereres Tragen an Kraft gewinnt, wird auch dem Geiste die Last des Wissens nur leichter, je mehr sie zunimmt.

Hrn. K. G. M. in K. — Nicht der Tendenz, der Form wegen geschah der Umguß. Die Schreibweise war inkorrekt, der Periodenbau falsch, die Sprache ungelenk; wir haben jene Fehler behoben. Wie die Natur mit weiser Theilung ihre einzelnen Lebensgebiete auseinander hält und jede ihrer Gattungen selbstständig für sich auftreten und bestehen läßt, so verhält es sich auch in der Kunst. Trennung ihrer Einzelgattungen ist der Kunst innerstes Gesetz; jede ist ein abgegrenztes Gebiet für sich, jede arbeitet mit ihrem eigenthümlichen Material, jede bethätigt bestimmte Aufgaben, jede wendet sich an eine besondere Seite der Menschennatur und bringt besondere Wirkungen hervor. Welche Verwirrung, welch' ein Gräuel der Verwüstung würde entstehen, wenn die Natur all' ihre bisherigen Einzelgattungen und Lebensformen mit einemmal aufheben wollte, um sie in einander verwachsen und vermischen zu lassen! Und was würde aus der Kunst selbst entstehen, hörte ihr vollkommener Organismus plötzlich auf? Wo bliebe der schöne Eindruck, wo die Schönheit selbst, die uns doch nur aus einem reingehaltenen Einzelgebilde, aus der maßvollen Begrenzung eines Einzelwerks entgegen kommt? — Ihren Wunsch erfüllen wir mit Vergnügen und erwarten das Versprochene.

Hrn. J. L. in St. (N. Oesterreich). — Mit Dank empfangen und für's nächste Heft bestimmt.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Herrn Pechhuber's und ſeines Freundes Mathias Reiſe nach Californien.

Das Schiff, das ſie in's paradieſiſche Geldland tragen ſollte, iſt geſcheitert, Pechhuber und Mathias retteten ſich auf eine ganz unbewohnte Inſel.

Dort lebten ſie wie Robinſon. Sie ſaßen am Strand und blickten nach einem Schiff in die See — Pechhuber rechts Mathias links — ſie ſahen nur Himmel und Erde.

Die zweite Woche wurden ſie zuſehend bläſſer, ihre Kleidung verſchlechterte ſich; ſie ſahen noch immer nach einem Schiffe, Pechhuber links, Mathias rechts — ſie ſahen nur Himmel und Erde. Die dritte Woche waren ſie ſchon bläſſer als Louiſe, matter als ihre Limonade, ihre Kleidung war treſtles.

So ging es fort durch Monate. Endlich ſah wieder Pechhuber rechts, Mathias links, da erblickten ſie am Horizont ein Stückchen eines Segels; arm wie eine Kirchenmaus, faſt im Kleide Adam's erwarteten ſie das Schiff, das ſie nach Californien führte.

Vogts Volksk.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

So gerne.

Op. 35. Hft. 20 der mehrstimm. Gesänge. Nr. 1.

Gedicht von Geisheim. — Musik von Eduard Tauwitz.

Im erzählenden Tone und mit gehörigem Vortrag.

Bestimmt.

Tenor 1 & 2.

Bass 1 & 2.

1. Wir Schlesier sind gar nicht dumm, die Andern sind viel dümmer. Oft klagt die Welt, weiß nicht warum, wir aber wissen's
2. Fragst du etwa die Bauern aus, und möchtest gerne wissen, warum der Peter baut sein Haus, der Paul es eingerissen: Dann sagen sie's dir im Vertrau'n, und führen dich bis an den Zaun, ohn' Licht in der Laterne, mit ihrem Spruch: so gerne,
3. Das Mägdlein sitzet vor der Thür', ein Bursche kommt gegangen. Mein Schätzchen, warum sitzt du hier? kneipt er sie in die Wangen, So gerne! spricht der seine Schatz. Der Bursche nimmt flugs bei ihr Platz. Die Mutter scheelt von ferne: was weilt er hier: so gerne!
4. Der Bursche nistet keck sich ein, die Nachbarn rathen, warnen: Es soll ein lokkerer Vogel sein, Kind, laß dich nicht umgarnen. Doch so viel Ruhm' und Vetter warnt, der Bursche hat sie doch umgarnt, der Klugheit Wahl stand ferne, sie thaten's halt so gerne!

Leicht.

1. immer. Und wenn den Schlesier man fragt, warum er eben seufzt u. klagt: die Antwort ist nicht ferne; sein Sprüchlein heißt: so gerne, so
2. wissen: Dann sagen sie's dir im Vertrau'n, und führen dich bis an den Zaun, ohn' Licht in der Laterne, mit ihrem Spruch: so gerne,
3. Wangen, So gerne! spricht der seine Schatz. Der Bursche nimmt flugs bei ihr Platz. Die Mutter scheelt von ferne: was weilt er hier: so gerne!
4. garnen. Doch so viel Ruhm' und Vetter warnt, der Bursche hat sie doch umgarnt, der Klugheit Wahl stand ferne, sie thaten's halt so gerne!

1. sein Sprüch lein heißt:
2. mit ih eem- Spruch:
3. was weilt er hier:
4. sie tha ten's halt

dolce

1. ger-ne!
2. — — —
3. so ger-ne!
4. — — —

Die Ant-wort ist nicht fer-ne; sein Sprüchlein heißt: so ger-ne!
Ohn' Licht in der La-ter-ne, mit ih-rem Spruch: — — —
Die Mut-ter schreit von fer-ne: was weilt er hier: so ger-ne!
Der Klugheit Wahl stand fer-ne, sie tha-ten's halt — — —

dolce

so ger-ne!

nu, so ger-ne!

Bestimmt.

5. Trank der Herr Uri-an zu viel, so daß auf falschem Wege er in der Nacht Morä-ste fiel vom schmalen Tugend-ste-ge; so
6. Wohl viel, was man so gerne that, uns hinterher gereute; doch auch zu mancher guten That uns das „So-gerne" weihte. War
7. Das Höchste, Schönste nur gelingt, wenn es ein froher Wille gleich einem Himmels-funken bringt aus unserer Herzens-fülle. Und

Leicht.

5. weiß er, fährt sein Weib ihn an, warum er das ihr angethan, und sich von ihr entfernte, nichts weiter als so gerne, so
6. vorschnell oft die Rechte da, ohn' daß es unsre Linke sah, und war der Dank auch ferne; wohl uns, geschah's so gerne, —
7. wenn's im Geist dem Sänger tagt und ihr, warum er singt, ihn fragt, so zeigt er auf die Sterne, und singet euch: so gerne!

5. nichts wei ter als:
6. wohl uns ge schah's:
7. und sin get euch:

dolce

5. ger-ne.
6. — — —
7. so ger-ne!

Und sich von ihr entfernte, nichts weiter als: so ger-ne!
Und war der Dank auch ferne, wohl uns, geschah's: so ger-ne!
So zeigt er auf die Sterne, und singet euch: so ger-ne!

dolce

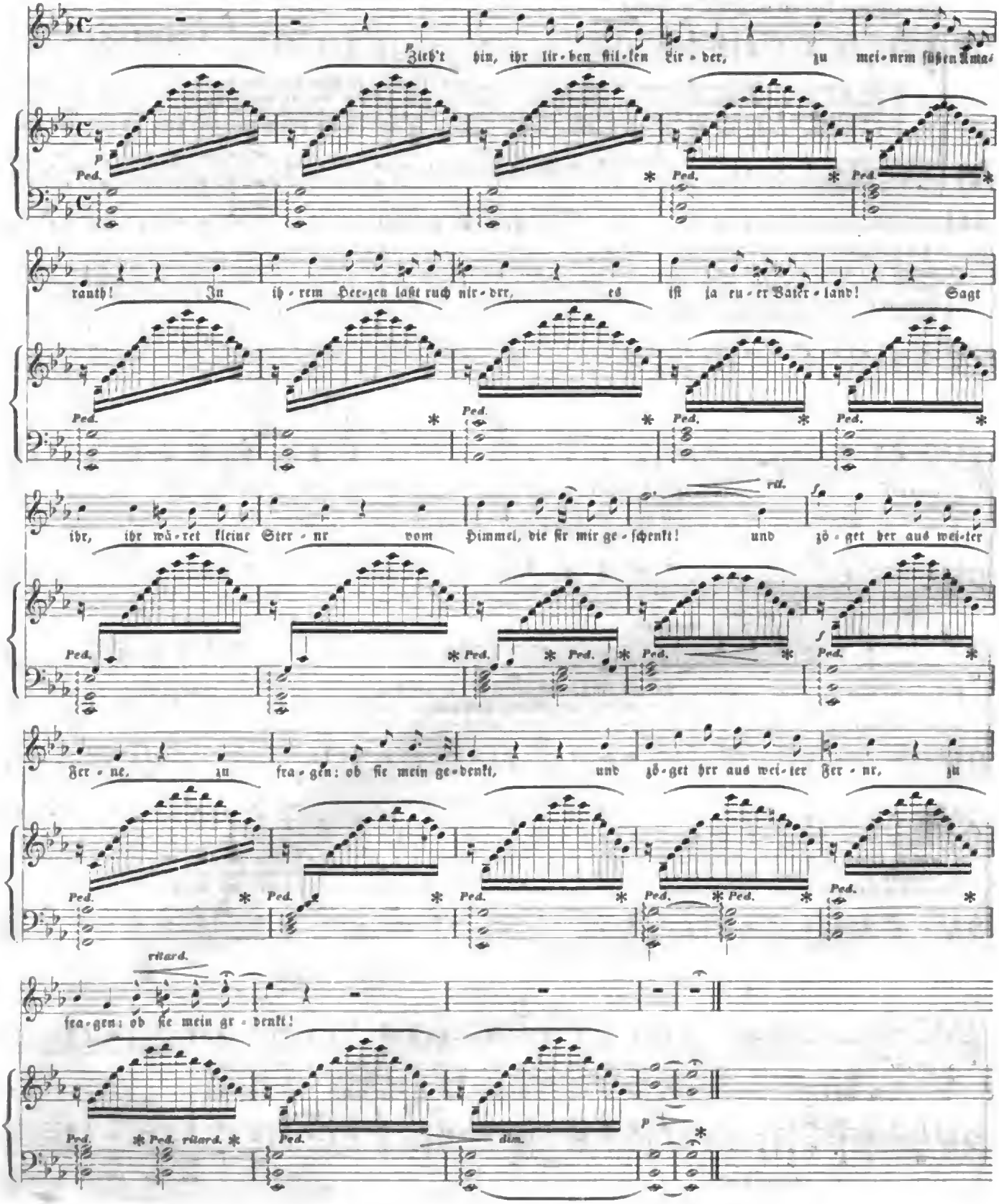
so ger-ne!

nu, so ger-ne!

Digitized by Google

Widmung.

Andante. Gedicht von Oskar von Redwitz. — Musik von Jos. Rheinberger.



Digitized by Google

Eine Rose aus dem Riesengebirge.

Novelle von Anton Pergrins.

Die Pascher.

Wandle mit mir, freundlicher Leser, hinaus bis an die äußersten Grenzen Böhmens — in das Riesengebirge. Dort findest du herrliche, wild romantische Gegenden, wenn du ein Freund davon bist. Da streckt sich ein himmelhoher Berg in die Höhe, dort gähnt ein furchtbar tiefes Thal, durch das sich ein Bergwasser schäumend und brausend über Felsen stürzt — und so geht es fort. Die Berge sind mit Fichten und Kiefern bewachsen, die aber die Kälte im Wachsthum so hindert, daß sie am Boden verkrüppelt fort kriechen und das sogenannte Knieholz bilden. Doch, o Wunder! auch in diese Gegend hat sich der Mensch gewagt und sich hier angesiedelt! Sieh, dort und da stehen einzelne Häuschen am Rücken des Berges angelehnt wie Schwalbennester an der Mauer, und jeden Augenblick muß man glauben, daß die Bauden, so werden die Hütten hier im Gebirge genannt — herab rollen. Ach, das ist sehr romantisch! das muß ein Leben wie im Himmel sein! ruft der Beschauer aus; aber diese Romantik wird durch die Frage vergällt: wie sich die Leute dort ernähren? Das ist freilich ein delikater Punkt, auf den die meisten vor lauter Bewunderung vergessen. Hoch, ja so hoch wohnen diese Söhne der Berge, daß sie sich im Vergleich mit den andern Menschen im Himmel denken können; aber da sie mit Nahrungssorgen zu kämpfen haben, so wird ihnen doch das Leben dort oben so nahe dem Himmel auch sauer. Folge mir also, lieber Leser, von den Höhen des Riesengebirges durch das wilde Aupathal herab durch Großaupa, Marschendorf, Freiheit und Jungbuch. Bisher bist du immer in einem engen Thale gegangen; kaum aber hast du die Spinnfabrik von Jungbuch hinter deinem Rücken, so erweitert sich plötzlich das Thal nach der linken Seite zu und du siehst in malerischer Unordnung zwischen Wiesen, Gärten und Feldern die letzten Häuser von Trübenwasser an Oberaltstadt stoßen. Im Hintergrunde bildet eine steile Waldhöhe den Horizont — der sogenannte Forst.

Es war eine stürmische Herbstnacht. Schwarze Wolken jagten sich am Firmamente und nur von Zeit zu Zeit blickte die Sichel des letzten Mondesviertels herab. Der Sturm heulte und schüttelte die letzten Laubreste von den Bäumen. Drüben im Forst aber wirthschaftete er in den Kiefern und Fichten, als ärgere er sich, daß er dort nichts abzuschütteln finde. In der letzten Hütte am Saume des Waldes ist noch Licht. Wir werfen einen Blick hinein. In der niedrigen Stube schreitet ein Mann auf und ab. Es ist eine lange, hagere Gestalt; in seinen Zügen kann man eine gewisse Schwermuth lesen. Er muß einmal ein hübscher Bursche gewesen sein, denn noch immer zeigen sich edle, männliche Formen; sein Gesicht könnte fast noch hübsch genannt werden, wenn es nicht durch das fehlende linke Auge entstellt würde. Er tritt an das Fenster, öffnet den Schieber und lauscht hinaus in die Nacht; dann schließt er wieder und sagt: „Das ist ja ein Wetter heut, daß man nicht gern einen Hund hinausjagt! Wo sie nur so lange bleiben?" Er stellt sich hierauf mit verschränkten Armen vor ein Mädchen, das etwa achtzehn Frühlinge zählen mag und sieht ihm zu, wie es das Mädchen handhabt, wie es den Flachs am Rocken, der mit einem hochrothen Bande gebunden ist, zu feinen Fäden zieht. „Marianne! laß schon das Spinnen, Du bist ja gar nicht vom Rade wegzubringen; geh zu Bette."

Marianne sah auf; sie war ein reizendes Kind: ein Paar Augen wie Vergißmeinnicht, ein allerliebstes Stumpfnäschen, ein kleiner Mund mit Korallenlippen, zwei volle Reihen Perlenzähne und entzückende Grübchen in den Wangen. Auf dem Kopfe trug sie das übliche kleine Kopftuch, das die Haare verdeckte, doch quollen unter demselben seidenweiche blonde Löckchen hervor. Die Gesundheit strahlte ihr aus dem Gesichte; sie war in der That aufgeblüht wie eine Gebirgsrose. „Nur noch eine Weile laßt mich spinnen, Vater," sagte sie, „daß ich den Strän voll machen kann; dann habe ich wieder ein Stückchen. Wie viel Uhr ist's schon?"

Er nahm eine Schleuße und leuchtete hinauf auf die Schwarzwälderuhr. „Schon Elfe vorbei."

„Schon so spät! Heute kommen ja die Pascher?"

„Freilich, mich wundert's, daß sie nicht schon da sind. Vielleicht sind ihnen die Grünen (Grenzjäger) in den Weg gekommen, und sie haben einen Umweg nehmen müssen."

„Ich weiß nicht, Vater, was mich jetzt für eine Angst befällt; das wird gewiß was bedeuten. Herr Gott, wenn nur nicht Jemanden was geschehen wäre!" —

„Ei, warum nicht gar; dummes Zeug! Ihr Weibervolk habt immer Ahnungen; Deine Mutter, Gott habe sie selig! die hat mich auch immer mit Ahnungen geplagt; wenn ihr's im Ohr geklungen, oder wenn ihr die Nase gejuckt hat, so war's ihr gleich eine schlimme Vorbedeutung."

„Aber wißt Ihr's, Vater, wie Euch damals die Grünen auf den Hals gekommen sind und die blutige Schlägerei auf der Lehne oben war; da hat sie auch so eine Angst befallen, sie konnte es nicht mehr aushalten, sie lief Euch entgegen, und richtig! — Ihr hattet ein Auge verloren" —

Digitized by Google

„Nun das iſt wahr; aber jetzt bin ich ja bei Dir, und Du brauchſt keine Angſt zu haben.“ —

„Freilich, ich bin recht kindiſch; aber vielleicht iſt die Angſt auch deswegen, weil es doch nicht recht von Euch iſt, Vater! daß Ihr den Paſchern helft und ihnen die Hocken verſteckt; mir kommt immer das Gepaſchte wie ein unrechtes Gut vor.“

Da plötzlich ertönte ein leiſer Pfiff im Walde.

„Ah, da ſind ſie,“ ſprach der Mann. „Marianne, löſch die Schleuße aus!“ Er trat hinaus vor die Hausflur und ließ einen ähnlichen Pfiff ertönen.

Da trat ein Mann aus dem Gebüſche; auf dem Rücken hatte er eine ſchwere Hocke. „Iſt's geheuer, Nedowig?“

Der Gefragte bejahte und der Paſcher ſchritt gegen das Haus zu. Nedowig hatte indeſſen eine kleine Blendlaterne angezündet und in der Hausflur eine Fallthür geöffnet, die ſelbſt das geübteſte Auge nicht entdeckt hätte. Der Paſcher nahm die Hocke vom Rücken und ſtieg in die Tiefe hinab. Nach einer kleinen Weile trat ein zweiter Paſcher hervor, ſchlüpfte ebenfalls in's Haus und reichte dem erſten die Hocke, dann folgte ein dritter, und ſo ging es fort, bis die achtzehnte und letzte Hocke in der Tiefe war. Darauf zerſtreuten ſie ſich nach und nach leiſe, wie ſie gekommen waren, in die benachbarten Bauernhöfe. Nedowig ſperrte das Haus, ſchloß die Fallthür und begab ſich zurück in die Stube. Marianne war ſchon in der Nebenkammer und rief dem Vater „Gute Nacht“ zu.

Etwa eine halbe Stunde tiefer im Walde, in dem ſogenannten Trautenbacher Grunde, ereignete ſich indeß eine andere Scene. Hinter einem Felſen nahe am Fuhrwege ſtanden zwei Grenzjäger in ihre Mäntel gehüllt. Neben ihnen an dem Felſen lehnten ihre Büchſen. Sie ſchienen Jemanden zu erwarten, denn von Zeit zu Zeit legte der eine oder der andere das Ohr auf die Erde oder bog mit dem Geſichte um den Felſen und ſpähte in die Nacht. Aber immer umſonſt. Gerade hatte der Eine ſein Ohr und Auge angeſtrengt, aber wieder vergebens; er wandte ſich mißmuthig zum Andern und ſagte: „Wie, wenn wir doch genarrt würden? Das wäre eine unangenehme Geſchichte. Horch, was war das?“

„Nichts, es war nur ein Tannzapfen, den der Sturm vom Baume ſchlug.“

„Aber Joſef, während wir hier ſitzen, kann uns der Teufel einen Spuck ſpielen! Wie denn, wenn der Kerl drüben den Fahrweg durch Hammerbauer's Buſch einſchlägt?“—

„Du haſt Recht, Wenzel; dort könnte er herunterkommen. Wart', wie ſpät iſt's ſchon?“ Er zog ein Reibzeug aus der Taſche, nahm den Czako ab und zündete darin ein Hölzchen an. „Es iſt nah an Zwölf; noch kann er kommen.“

„Weißt Du was, Joſef; ich geh' hinüber, in einer halben Stunde bin ich dort. So kann er uns nicht entgehen.“ Er hing die Büchſe auf die Achſel, drückte ſich den Czako feſt, reichte ſeinem Kameraden die Hand, und bald hatte ihn die Finſterniß unſichtbar gemacht.

Joſef lehnte etwa zehn Minuten gedankenvoll auf ſeiner Büchſe, da plötzlich zuckte es wie ein elektriſcher Schlag durch ſeine Glieder. Er hatte eine Kette raſſeln gehört. Er legte das Ohr auf die Erde, ſie zitterte, und er hörte ein dumpfes Rollen. Das konnte nur von einem Wagen herrühren. Er lüftete den Säbel, zog den Hahn auf und harrte geſpannt des Fuhrwerkes. Bald war es in der Nähe, aber es bewegte ſich ſo leiſe, daß man es kaum hörte; denn die Räder waren mit Stroh umwunden und die Pferde hatten die Hufe mit Tüchern umwickelt. Neben dem Wagen ſchritt eine vierſchrötige große Geſtalt — das war der ſchwarze Hanns. Seine Augen, die mehr die Nacht als den Tag gewohnt waren und wie die Augen einer Eule leuchteten, ſpähten nach allen Seiten. Jetzt war er an dem Felſenvorſprung, und als der Wagen um die Ecke bog, donnerte ihm der Grenzjäger ein „Halt“ entgegen und der Lauf eines Gewehres verrannte ihm den Weg. Hundert Andere würden in dieſem Momente die Faſſung verloren haben, nicht aber der ſchwarze Hanns. Er pfiff und zwei ſchwarze Beſtien fuhren wie wüthend auf den Grenzjäger zu; der eine Hund packte ihn rückwärts, der zweite wieder vorn an der Bruſt; Joſef wurde niedergeriſſen. Im Falle ging das Gewehr los und die Kugel ſchmetterte in einen Baum, daß die Splitter umher flogen. Der ſchwarze Hanns lachte helllaut, neigte ſich zu dem Unglücklichen herab und ſagte höhniſch: „Wol bekomm's, Herr Grenzjäger!“

Joſef knirſchte vor Wuth, er wollte ſich von den Beſtien befreien; doch die eine hatte ſich in ſeinen Hals verbiſſen, die andere lag auf ſeiner Bruſt und hatte ihre Zähne in's Bein eingehauen. Der ſchwarze Hanns klatſchte mit der Peitſche und die Pferde galoppirten durch die Finſterniß; bald waren ſie verſchwunden, und es war nichts zu hören, noch zu ſehen.

Nur der Grenzjäger lag noch da, furchtbar war ſeine Lage. Die Zähne drangen immer tiefer in den Hals. Es wurde ihm ſchon dunkel vor den Augen und farbige Räder tanzten vor denſelben. Er gab ſich für verloren und empfahl ſeine Seele Gott. Da hörte er plötzlich ſeinen Namen rufen. Es war Wenzel. Dieſer hatte den Schuß vernommen und war zurückgeeilt. Joſef hätte ſo gern geantwortet, er konnte nicht; er hatte keine Stimme mehr, nicht einmal ein Zeichen konnte er geben. Jetzt ließ ſich Wenzel's Ruf wieder vernehmen und ganz in der Nähe. Da wurden die Beſtien ſtutzig, ließen etwas nach, und Joſef brachte einen erſtickten Schrei heraus. Da blitzte es durch die Nacht und der am Halſe ſitzende Hund fiel von zwei Kugeln getroffen an ſeiner Seite nieder, der andere nahm durch den Knall erſchreckt die Flucht.

„Um Gottes Willen! Joſef, was iſt denn geſchehen?“

Joſef konnte nicht reden, er deutete auf den Hals. Wenzel kniete nieder, riß ihm die Uniform auf — der ganze Hals war voll Blut. Er nahm ſeine Branntwein-

Digitized by Google

flasche und wusch die Wunden, dann setzte er sie seinem braven Genossen an den Mund. Josef that einen Schluck und drückte seinem Freunde matt die Hand.

„Teufel, die haben Dich zugerichtet! War das der schwarze Hanns?"

Josef nickte leise mit dem Kopfe.

„Himmel!" sagte Wenzel, „daß du diesen elenden Kerl nicht schon gestraft hast, der die Menschen und die Gesetze so mißhandelt! Aber ich will mich zu deinem Werkzeug aufwerfen, mir laß', Himmel! die Rache. Ich schwöre es hier auf dem verstümmelten Körper meines Freundes und unter deinem Tempel: der schwarze Hanns muß von meiner Hand sterben — eher werde ich nicht ruhen. Nein" — jammerte er wieder, — „meinen Freund, meinen Josef so zuzurichten! — Komm', nimm noch einen Schluck Rum, dann will ich versuchen, ob ich Dich auf die Beine bringe." Er nahm ihn unter den Arm und hob ihn leise auf. „Wart, Kamerad; 's ist kalt, ich binde Dir mein Tuch um den Hals, und dann wollen wir versuchen in's Dorf zu kommen." Er nahm das andere Gewehr noch auf die Schulter, seinen blessirten Freund unter den Arm, und sie schritten langsam dem nächsten Dorfe zu.

Die Klinge.

Von Oberaltstadt führt ein Weg in östlicher Richtung in ein anmuthiges Kesselthal. Ringsum sind die Berge mit schlanken, hohen Fichten bewachsen, der untere Theil des Thales ist Wiese. Auf dem Rücken des nordöstlichen Berges steht in mäßiger Höhe ein nettes Bauernhaus, das zugleich Wirthshaus ist; das ist die Klinge. Es war an einem Sonntag-Nachmittag Ende Mai's. Vor der Klinge postirten sich acht Musikanten und spielten einen lustigen Marsch, dann eine Polka. Das war das Signal, daß heute Tanzmusik ist. Sie hätten sich übrigens die Mühe ersparen können; denn jeder in der Umgebung weiß, daß Sonntag immer da getanzt wird; und übrigens war auch schon der Platz vor dem Wirthshause und die Kegelbahn mit lustigen Burschen gefüllt. Der Fremde würde hier verwundert gefragt haben: „Ja, tanzen denn hier die Burschen allein, ohne Mädchen?" — O nein! sie tanzen hier so gut wie anderswo mit ihren Dirnen; aber hier im Gebirge geht's nicht so delikat zu wie in der Stadt, wo das Töchterchen ohne Mütterchen oder eine Gardedame nicht im Tanzsaal erscheinen darf; da im Gebirge gehen die Burschen allein zur Musik, es gehen auch die Mädchen allein, nur ist bei den letztern der Unterschied, daß sich immer die Freundinen zusammenschaaren und gruppenweise gehen. Die Burschen finden dann schon ihren Schatz.

Drüben am Waldsaume zeigten sich schon einzelne Dirnen. Die Musikanten zogen sich in die Tanzstube zurück, welche ringsum mit Reisigkränzen verziert war; von der Decke hing ein großer, rother, hölzerner Leuchter herab, ebenfalls mit Reisig und buntfärbigem Papier ausgeschmückt. Die Burschen überließen jetzt die Kegelbahn den Alten und drängten sich jubelnd in die Stube. Kaum waren sie d'rin, so flogen auch schon die Mädchen herüber und stellten sich in der Hausflur auf, die keckſten voran, die schüchternen hinten. Jetzt kamen die Burschen zur Thür und suchten sich ihre Tänzerinen heraus. Hatte ein Bursch die Seine gefunden, so rief er sie beim Namen oder er winkte ihr, und sie flog in die Arme ihres Tänzers. Bald schwangen sich die Paare jauchzend im Ländler dahin. —

Da trat ein robuster Mann herein. Sein Gesicht war lederfarben und mit Blatternarben bedeckt; aus den buschigen Augenbranen schauten ein paar kleine, stechende, schwarze Augen heraus. Der Mund war breit, die Lippen aufgeworfen, die ganze Gestalt vierschröttig. Er hatte einen schwarzen Filzhut tief in die Stirne gedrückt. Seine rothe Weste stach widerlich zu seinem Gesichte ab. Er hatte sich an den Schenktisch gelehnt und verschlang mit den Augen eines Habichts eine schöne Mädchengestalt, die am Arme eines schmucken Tänzers dahin schwebte. Der Mann war der schwarze Hanns, und das Mädchen Marianne, die wir schon im ersten Kapitel kennen gelernt. Kaum war der Tanz geendet, so ging er auf sie zu: „Marianne, jetzt wirst Du mit mir tanzen!" Er nahm sie bei der Hand und führte sie zu den Musikanten. — „Da habt Ihr einen Zwanziger," sagte er, „spielt mir 'mal einen Langsamen auf." — Er stellte sich auf und die übrigen Paare hinter ihm; denn wer sich ein Stück bei den Musikanten bezahlt, hat das Recht, anzufangen. Wehe dem Fremden, der in diese Sitte nicht eingeweiht ist und vielleicht anfängt zu tanzen. Augenblicklich müssen die Musikanten aufhören zu spielen, und es kann ihm die unangenehme Ehre widerfahren, nicht mit eigenen Füßen hinauszukommen. Der Vorbläser fing an zu spielen und ein Instrument nach dem andern fiel in die Melodie ein, und der schwarze Hanns, der eigentlich Kolbe hieß, stampfte mehrere Male mit dem Fuße, daß die Fensterscheiben klirrten, und fing an sich zu drehen.

Als die Paare etwa zwei Mal herumgetanzt hatten, traten zwei Grenzjäger ein. Der eine war ein Mann in den dreißiger Jahren, groß und stark gebaut. Sein sonnverbranntes Gesicht und einige Narben, die er am Gesichte hatte, zeigten, daß er schon manchen Strauß mitgemacht. Der andere war ein Jüngling, von schöner Gesichtsbildung mit einem großen sprechenden Auge und feine Lippen beschattete ein kleines schwarzes Schnurbärtchen. Seine blasse Gesichtsfarbe zeigte, daß er nicht gar lange von einer Krankheit genesen sein mußte. Sie musterten die Paare, die an ihnen vorbeitanzten. Der eine mit dem gebräunten Gesichte fuhr unwillkürlich nach seinem Säbelgriff und wandte sich zu seinem Gefährten: „Josef! das war ja der schwarze Hanns."

Josef nickte mit dem Kopfe. „Wenzel, kennst Du nicht das Mädel, mit dem er tanzt?"

„Ei was Mädel!" erwiederte der Gefragte; „mir sind jetzt alle diese Gedanken vergangen. Aber wart', das können wir gleich erfahren." Er wandte sich zu einem nebenstehenden Burschen: „Was ist denn das für ein Mädel, mit dem der schwarze Hanns dort tanzt?"

Digitized by Google

„Es iſt Redowig's Marianne," erwiederte der Gefragte.

„Du biſt ja ganz weg, Joſef; mir ſcheint, das Mädel hat Dir's Herz warm gemacht?"

„Meiner Seele, Wenzel; das Mädel gefällt mir."

„Nun ſo geh' und tanz' mit ihr."

Sie ſchnallten die Säbel ab und hingen ſie an einen Wandnagel. Als der Tanz zu Ende war, ging Joſef zu ihr und ſagte: „Marianne, möchteſt Du nicht mit mir tanzen?"

Marianne nickte mit dem Kopfe. Er warf den Muſikanten einen Silberzwanziger zu und bald ſchwebten ſie dahin. Als der Ländler aus war, führte er ſie wieder zu den Muſikanten, warf ihnen noch einen Zwanziger zu und ſagte: „Spielt mir noch eine Polka."

„Nein!" brüllte die Stimme des ſchwarzen Hanns, „jetzt werden ſie mir ſpielen!" Und er warf den Muſikanten zwei Zwanziger hin.

„Nein!" ſprach jetzt der Grenzjäger; „ich war zuerſt da!"

„Das wollen wir ſehen," brüllte Hanns, „Muſikanten ſpielt auf!"

Dieſe waren in keiner kleinen Verlegenheit. Da ſtand vor ihnen die drohende Geſtalt des ſchwarzen Hanns, und daneben das ernſte Geſicht des Grenzjägers. Die Burſchen hatten einen Kreis um die Streitenden gebildet, die Dirnen aber ſich indeß zur Thür gemacht, um im Falle einer Schlägerei, was gerade nicht zu den Seltenheiten gehört, gleich hinaus ſchlüpfen zu können. Wenzel hatte ſich inzwiſchen den Säbel umgeſchnallt und in den Kreis gedrängt, die Hand am Säbelgriffe.

„Nun, werdet Ihr ſpielen, Ihr Bierkühe, oder nicht?" brüllte Hanns.

„Nein, ſie werden nicht ſpielen," ſprach der Grenzjäger; „aber ich mich mit Euch auch nicht ſtreiten; die Marianne ſoll ſelbſt entſcheiden, mit wem ſie tanzen will, und dem ſollen ſie zuerſt auch ſpielen."

„Ja, ja!" ſchrieen die Burſchen, „ſo iſt's recht, die Marianne ſoll entſcheiden."

Die beiden Streitenden wandten ſich zu gleicher Zeit an das zitternde Mädchen, jeder hielt es bei einer Hand und fragte: „Marianne, ſag', mit wem willſt Du tanzen?"

Dieſe entriß die Hand dem ſchwarzen Hanns und ſtellte ſich zum Grenzjäger. Die meiſten Burſchen klatſchten in die Hände, denn ſie ſahen Mariannen lieber in den Händen des Aufſehers, als in denen des ſchwarzen Hanns, den die meiſten wegen ſeiner Brutalität nicht leiden konnten. Hanns murmelte einen Fluch und rannte zur Thür hinaus. Den Muſikanten war wieder wol und ſie machten der ausgeſtandenen Angſt Luft, indem ſie eine tüchtige Polka ſpielten. — Die Mädchen kehrten zurück und alles war wieder fröhlich und luſtig. Das war eine Luſt, das war ein Jauchzen und Jubeln. Die Muſikanten konnten nicht genug aufſpielen, und ſie hatten vielleicht ſeit lange keinen ſo fetten Tag gehabt wie heute; das ſah man an ihren zufrieden ſchmunzelnden Geſichtern. Aber unter allen waren doch die fröhlichſten Joſef und Wenzel. Erſterer, weil er ſich im Beſitz der ſchönen Marianne ſah, und Letzterer, weil ſein Todfeind mit langer Naſe abziehen mußte. Vor lauter Freude ging er zu den Muſikanten und ſagte ihnen: „Trinkt heut' ſo viel Ihr wollt, ich bezahl' alles!" Daß ſich das die Muſikanten nicht zweimal ſagen ließen, verſteht ſich von ſelbſt. Der Wirth konnte nicht genug einſchenken und ſein Geſicht ſtrahlte vor Freude über den Rieſendurſt der Leute. Es iſt aber auch ein ſeltſamer Anblick, den Durſt eines Muſikanten löſchen zu ſehen, wenn es heißt: du kannſt umſonſt trinken, ſo viel du willſt. Der große Zeus hätte füglich den Danaiden ſtatt der Strafe, ein bodenloſes Faß zu füllen, die auflegen können: den Durſt eines Muſikanten zu ſtillen, wenn damals Muſikanten ſchon exiſtirt hätten; ſie hätten gewiß eine ſo vergebliche Arbeit gehabt, wie bei der Füllung des bodenloſen Faſſes. Gegen Mitternacht glänzten ihre Augen in eigenthümlichem Feuer und die Mundſtücke der Inſtrumente nahmen manchmal ſtatt zum Munde den Weg zu den Wangen, oder auch daneben vorbei, hatten ſie aber den rechten Ort gefunden, ſo wurden ſie eben ſo gut gehandhabt, wie im nüchternen Zuſtande; denn ein Muſikantenſprichwort heißt: „Ein tüchtiger Muſikant läßt ſich durch einen Affen nicht aus dem Geleiſe bringen." Joſef hingegen hatte einen Eimer Bier zum Schenktiſch ſtellen laſſen und jedem Burſchen ſtand es frei zu trinken. Da ließen ſie ſich nun auch nicht lange bitten und jedee langte zu. Die beiden Grenzjäger ſetzten ſich dadurch bei allen in ein gewiſſes Anſehen; ſie hatten immer das Vorrecht des Tanzes, ſie konnten ſich nach Belieben einen Tanz anſchaffen, ihr Bierglas wurde mit einem Kranze geſchmückt und dergleichen mehr. Seit langer, langer Zeit war nicht ein ſolch' luſtiges Leben in der Klinge geweſen wie heute; das ſagten ſelbſt die Alten, die ſonſt immer zu ſagen pflegten: „Damals war ein anderes Leben, als jetzt." Es wurde ſogar geſungen, und wie geſungen! Sonſt ſangen höchſtens zwei oder drei überſelige Burſchen allein ein Liedchen und gingen dabei in der Tanzſtube herum; diesmal ſtimmte aber alles mit ein, ſelbſt einige feine Stimmen konnte man unter den Bierkehlen ausnehmen. Die Muſikanten mußten von ihrem Throne herabſteigen und ſich in die Mitte des Zimmers ſtellen; die Burſchen bildeten dann einen Kreis und ſangen mit Orcheſterbegleitung das Lied, welches nach einer bekannten Melodie im Rieſengebirge geſungen wird:

Wenn ich kej Häusla nej hou,
Macht mir kej Sperlich dro nou;
Krecht mie kej Dieb nej nei,
Bin ich vo Steuarn frei,
Darf ich kej Gebotgeld nej tron,
On darf kejne Hünder nej jon.
Wenn mich mei Schotzla nej mag,
Steck ich mei Pfeifle ei a Sack;
Set mich of a Weschla Steuh,
Fohr of ene andre zu,

Digitized by Google

Fohr über Berg über Thol,
Schozlan die geis überel *)

Dann nahmen sie ihre Dirnen und tanzten um die Musikanten herum, welchen ohnedies schon die ganze Stube tanzte. So dauerte die Freude, bis der Morgen erwachte; dann nahmen die Burschen ihre Tänzerinen unter den Arm; wo das nicht ging, geschah es umgekehrt, und schwankten durch den Wald dem Dorfe zu. Unter den Ersten, die sich auf den Heimweg begaben, waren auch die beiden Grenzjäger. Josef hatte Mariannen gefragt, ob er sie nach Hause führen dürfte, sie hatte gern eingewilligt; Wenzel hatte sich einigen Dirnen aus dem Dorfe angeschlossen. Die Burschen gaben nicht eher Ruh', bis sie einwilligten, sich von den Musikanten nach Hause blasen zu lassen. Das ist dort Sitte. Wer am meisten gezahlt hat oder von dem die Herren Musici noch etwas zu sangen glauben, dem widerfährt die Ehre, mit Musik bis vor das Wirthshaus, oder ein Stück Weg, oder sogar bis nach Hause begleitet zu werden. Die Grenzjäger wollten es nicht, aber sie mußten endlich dem Ungestüm der Burschen nachgeben und die Musikanten schwankten vor und hinter ihnen durch den Wald her und bliesen auf eine ohrenzerreißende Weise den Marsch aus der Oper „die Franzosen vor Nizza," der oft dadurch unterbrochen wurde, daß ihre Instrumente, ja selbst ihre Köpfe öfter als einmal unzart mit einem groben Aste oder mit einem Baume in Berührung kamen, und daß ihnen oft eine impertinente Wurzel nicht ausweichen wollte. Dem Josef war schon Hören und Sehen vergangen, denn hart hinter ihm ging ein Klarinettist und ein Trompeter, die sich alle Mühe gaben, ihn zur Raserei zu bringen. Er hätte so gern noch mit Mariannen gesprochen, und er konnte vor Höllenlärm nicht zu Worte kommen; er wendete sich also um und sagte: „Ich dank' schön, meine Leute, für die Begleitung, da habt Ihr eine Kleinigkeit und trinkt noch auf unsere Gesundheit."

„Du, Natze, blas Prinzipal!" schrie der Anführer; „wir werden den Herren Grenzjägern noch eine Reterade machen." Und sie bliesen eine erbärmliche Intrade und kehrten in's Wirthshaus zurück.

Die Liebeserklärung.

Die beiden Grenzjäger befanden sich nun allein. Wenzel schlug mit seinen Begleiterinen einen Seitenweg ein, und so schritten Josef und Marianne allein den Waldpfad hinab. Sie kamen jetzt zu einer lichten Waldstelle, auf welcher üppiges Gras wucherte; der Ort war zu einem Ruheplätzchen einladend und Josef machte Mariannen den Vorschlag, hier ein wenig auszuruhen. Sie setzten sich in das wuchernde Gras. Er nahm sie bei der Hand und sagte: „Wie schön ist es doch hier! Sieh' diese Bäume, sie stehen rings herum wie die Säulen, auf welche sich der Himmel gleichsam stützt; und schau, Marianne! dort blickt eben durch die Wipfel das erste Morgenroth; ist das nicht ein erhabener Anblick?"

„Das glaub' ich; ich stehe aber auch alle Morgen vor Sonnenaufgang auf und gehe herüber in den Wald, um mein Morgengebet zu verrichten. Und wenn dann der Himmel sich nach und nach so röthet, wenn dann die Sonnenstrahlen durch die Bäume glänzen, wenn eine so feierliche Stille herrscht und die lieben Vöglein nach und nach erwachen; da fühle ich mich immer so andächtig gestimmt, viel andächtiger noch als in der Kirche."

„Du hast recht, Marianne; ich fühle mich auch hier zur Andacht hingezogen; komm' laß' uns niederknieen und zu unserm Herrgott beten!"

Sie knieten nieder und verrichteten aus reinem Herzen ihr Morgengebet. Dann standen sie auf und Marianne wollte weiter gehen; aber Josef hielt sie bei der Hand zurück und sagte: „Warte nur noch einen Augenblick, Marianne! Ich bin da wie im Himmel; ich weiß nicht, mir war noch nie so wol zu Muthe, so wol um's Herz, wie heute; und da bist Du allein d'ran Schuld, Marianne."

„Ich, was hätt' denn ich dazu beigetragen?"

„Ja, ja, Du Marianne."

„Ich! wie so denn?"

„Nun schau', Marianne, ich hab' Dich so gerne!"

„O machen Sie sich keinen Spaß mit mir! Ich kenne die Herren. Meine selige Mutter hat immer gesagt: Marianne, glaub' den Männern nicht, sie sind alle falsch; wenn sie am schönsten thun, so sind sie am falschesten. Und die Mutter hat auch Recht gehabt; denn Ihr Mannsbilder wollt nur die armen Mädchen betrugen; und gar solche Herren wie Sie sind. Da verrucken sie uns die Köpfe, und wenn sie uns satt haben, so schauen sie sich nach einer Neuen um; oder sie werden wo anders versetzt, und da kommt dann das Sprichwort in Anwendung: Ein anderes Städtchen, ein anderes Mädchen. D'rum, mein Herr, verschonen Sie mich mit solchen Reden. Ich hab' gern mit Ihnen getanzt und mich mit Ihnen unterhalten, und wenn Sie wieder einmal hinkommen, will ich wieder mit Ihnen tanzen, wenn es Ihnen gefällig ist; aber jetzt lassen Sie mich gehen, ich treff' schon allein nach Hause." Und sie wandte ihm den Rücken und ging den Pfad hinab.

Als sie etwa zwanzig Schritte gegangen war, sah sie zurück. Jeder Andere würde ihr nachgeeilt sein, nicht so aber Josef. Noch nie hatte sein Herz für ein Mädchen gefühlt, und da sah er sich so hart zurückgewiesen. Er war wie auf

*) Wenn ich kein Häuschen hab',
Macht mir kein Sperling d'ran hinab;
Kriecht mir kein Dieb hinein,
Bin ich von Steuern frei,
Darf ich kein Gebotgeld tragen
Und darf keine Hühner jagen.
Wenn mich mein Schätzchen nicht mag,
Steck' ich mein Pfeifchen in den Sack,
Setz' mich auf ein Wischchen Stroh,
Fahr' auf eine and're zu,
Fahr' über Berg, über Thal,
Schätzchen, die gibt's überall.

Digitized by Google

die Stelle gebannt, er fand keine Worte und sah mit Thränen in den Augen dem entfliehenden Mädchen nach, für das er glühte. Als sie sich noch einmal umschaute, sah sie, wie er wehmüthig nachblickte, sie hörte wie er mit zitternder Stimme rief: „Marianne!" Da konnte sie es nicht über's Herz bringen, sie kam zurück, faßte seine Hand und sah ihm in die Augen; und wie sie dieselben voll Wasser sah, rollten auch ihr die Thränen über die Wangen herab und sie sagte mit leiser Stimme. „Hab' ich Ihnen wehe gethan?"

„O, Marianne! Du hast mir einen Dolch in's Herz gestoßen, Du hast mich unglücklich gemacht! Marianne! als ich Dich gestern Abends gesehen habe, da ist mit mir eine ganze Verwandlung vorgefallen; ich wäre gleich für Dich in's Feuer gegangen — und Du bist so hartherzig gegen mich!"

„Nun Sie müssen das nicht so übel aufnehmen, es war ja so bös nicht gemeint; ich wollte nur sehen, was Sie machen werden. Ich dachte mir: hat er dich wirklich gern, so wirst du's gleich sehen; hat er dich nicht gern, so wird er dir auch den Rücken kehren. Nun sehen Sie, ich hab's gemerkt, daß Ihnen wirklich leid um's Herz war, darum bin ich zurückgekehrt."

„Du könntest mich also doch gern haben, Marianne?"

„Ich kann es Ihnen ja gestehn, daß Sie mir gleich anders vorgekommen sind, als die übrigen Männer; denn ein anderer wäre nicht mit mir im Walde niedergekniet und hätte nicht so andächtig gebetet; da habe ich mir gleich gedacht, der Mensch muß ein gutes, frommes Herz haben. Meine Mutter hat mich noch auf dem Todtenbette gewarnt und gesagt: Mein Kind, hüte dich vor einem Manne, der keine Religion hat, der sich vor dem lieben Gott schämt! Und wenn meine Mutter jetzt hier wäre, so würde sie gewiß sagen: „Marianne, das ist ein guter Mensch!"

„Du hast mich also wirklich gern?"

„Ja, ich hab' Sie gern, ich hab' Sie gleich leiden können, wie ich Sie das erstemal drüben gesehen habe. —"

„O Marianne! Du machst mich zu dem glücklichsten Menschen; jetzt bin ich noch einmal so gerne auf der Welt, ich komme mir wie neugeboren vor. Ach, ich kann mein Glück nicht fassen; ich bitte Dich, Marianne, sag' mir es noch einmal, daß Du mich liebst." Und er zog sie an seine stürmische Brust und sah ihr freudestrahlend in's Auge.

Mariannens Herz schlug heftig und sie lispelte, indem sie ihr Auge senkte: „Ja, ich liebe Dich!"

Josef küßte ihr das letzte Wort vom Munde und sie erwiederte seinen Kuß.

„Wie heißt Du denn?" fragte sie, „ich weiß ja noch nicht einmal Deinen Namen."

„Nenne mich, liebe Marianne, Josef."

„Aber sag' mir Josef, wohin soll unsere Liebe führen? Ich bin nur ein armes Bauernmädel; Du würdest besser thun, wenn Du Dir eine Reichere aussuchen möchtest; Du wirst mich doch vielleicht vergessen, wenn auch ich Dich nicht vergesse."

„Nein, Marianne! Wenn ich Dich nicht bekomme, so heirate ich gar nicht. Marianne, wart' nur ein Jahr auf mich, dann mach' ich die Prüfung und werde Oberaufseher, und dann kann ich heiraten, ohne fürchten zu müssen, daß wir dem Mangel ausgesetzt sind."

„O, lieber Josef, mit Dir wollte ich gern jeden Mangel tragen."

„Du gute Seele! aber das sollst Du nicht, versprich mir nur immer treu zu sein."

„Ich werde Dir treu bleiben Josef, wenn nur auch Du mir treu bleibst."

„Wie könnte ich Dir, Du holder Engel, untreu werden? Aber damit wir nicht in Zweifel und Angst leben, so wollen wir hier unter freiem Himmel, im Angesichte Gottes, uns Treue schwören." Und er legte drei Finger in Mariannens Hand und sagte: „Ich schwöre Dir, Marianne, ewige Treue! Nie werde ich eine Andere lieben, nie eine Andere als Weib ausersehen; und wenn ich meinen Schwur breche, so möge ich nie Ruhe finden auf Erden, so möge ich ewig unglücklich sein!"

Jetzt legte Marianne drei Finger in Josef's Hand: „Ich schwöre Dir, Josef, vor Gott, der mich hört: ewig will ich Dir treu sein und auf Dich warten, und wäre es bis zum Tode. Wenn ich aber meinen Schwur breche, so möge mich die Erde als eine Meineidige verschlingen!"

Sie umarmten sich hierauf und besiegelten den Schwur durch einen langen, langen Kuß.

„Josef, ich muß gehn; die Sonne steht schon am Himmel, der Vater wird gar nicht wissen, wo ich so lange bleibe."

„Darf ich Dich nicht bis zum Hause begleiten?"

„Ich bin ja schon zu Hause. Siehst Du, dort ist unser Haus. Leb' also in Gottes Namen!"

„Lebe recht wol, theuerste Marianne!" Er zog sie noch einmal an seine Brust zum Abschiede. Sie hüpfte den Steig hinab und verschwand in dem bezeichneten Hause.

Der Heiratsantrag.

Marianne schlüpfte in ihre Kammer — der Vater schlief noch fest — kleidete sich um und eilte in die Küche, um das Frühstück zu bereiten. Da trat der Alte aus der Stube, verwundert, seine Tochter schon beim Herde zu finden und sagte: „Du bist schon hier, mein Kind? Ich glaubte Dich noch weg. Wo warst Du denn so lange? Du bist ja noch nie so spät ausgeblieben."

Marianne erröthete und stotterte, daß sie sich in der Klinge so gut unterhalten und daher verspätet habe. Um seinen Fragen zu entgehen, trug sie den Topf in die Stube, nahm eine schneeweiße Schüssel vom Brett, brockte ein Stück Hausbrod ein und schüttete die Milchsuppe aus. Sie beteten und setzten sich zum Frühstück. Marianne aß nur wenig, sie legte den Löffel weg und sagte: „Vater, ich habe keinen Appetit; ich geh' einstweilen auf's Feld hinaus, ich werde den Flachs jäten."

Digitized by Google

„Bist Du denn nicht schläfrig, Marianne? Geh', leg' Dich nieder und ruhe aus."

„Nein, ich danke, Vater, ich bin nicht schlafrig." Sie setzte den Strohhut auf und hüpfte hinaus. Der Alte blickte ihr verwundert nach, schüttelte den Kopf und sagte: „Was das Mädel heut nur hat; sie ist ja ganz umgeändert. Ist ihr vielleicht etwas Unangenehmes widerfahren? Nein, das hätte sie mir gewiß gesagt. Oder hat ihr vielleicht ein Bursch den Kopf verdreht? Nun, ich bekomm's schon heraus, sie wird schon beichten."

Während er so mit sich selbst sprach, klopfte es an der Thüre. Nedowig rief: „Herein!" und der schwarze Hanns im Sonntagsanzuge trat ein. „Guten Morgen, Nedowig!"

„Guten Morgen, Kolbe! Was bringt Euch schon so früh zu mir?"

„Ich komme wegen einer wichtigen Angelegenheit; habt Ihr eine Weile Zeit?"

„O ja, setzt Euch, Kolbe" — und er schob ihm einen hölzernen Schämel zu.

„Ihr wißt, Nedowig, ich bin einer der reichsten Bauern in der ganzen Umgebung, mein Hof ist bestens bestellt, meine Felder sind in schönster Ordnung, meine Wiesen ernähren mehr als zwölf Stück Kühe, in meinen Wäldern kann ich jährlich mehr als hundert Klafter Holz schlagen —"

„Ich weiß, ich weiß, Kolbe; doch wohin soll das hinaus?"

„Ihr sollt es gleich hören. Ihr wißt ferner, daß ich nebstbei ein rentables Geschäft treibe."

„Ich weiß."

„Bei dem Geschäfte muß man oft einen, ja auch zwei Tage ausbleiben, und da lebt man denn doch immer in Sorgen, wenn man seine Wirthschaft fremden Leuten anvertrauen soll. Die Kathe r, die jetzt bei mir im Dienste ist, wirthschaftet zwar ordentlich; aber ich trau' ihr nicht, sie kann mich doch da und dort beschummeln."

„Da habt Ihr recht, Kolbe; aber ich seh' noch immer nicht ein, was das Ende vom Liede —"

„Nun schaut; ich hab' mir überlegt, daß, wenn ich einmal sterbe, ich weder Kind noch Kegel hinterlasse und ich mich so für fremde Leute geplagt und geschunden hätte."

„Da ist ja ein ganz einfaches Mittel — Ihr müßt heiraten."

„Richtig, Nedowig, Ihr habt's getroffen; deshalb bin ich eben da."

„Aber wie komm' denn ich da in's Spiel?"

„Nun seht, Nedowig, Eure Tochter gefällt mir, sie ist fleißig, arbeitsam und sparsam, und dann ist sie in das Geschäft — Ihr wißt schon welches — eingeweiht, und da hab' ich mir gedacht, die möchte so recht für mich passen."

„Meine Marianne!?"

„Ja, Eure Marianne."

„Aber Kolbe, meine Marianne hat nichts; für was steht denn die Hütte und das Bischen Feld? Es wäre besser, wenn Ihr Euch eine reiche Bauerstochter nähmet, es hat ja auch hübsche und fleißige Mädeln darunter; z. B. Beier's Tochter von Trautenbach, oder Demut's von Trübenwasser, die sind besser als meine Marianne."

„Freilich sind die auch hübsch, aber ich hab' halt gerade den Narren auf Eure Marianne gefressen."

„Aber bedenkt doch, Kolbe! Ihr seid schon ein gesetzter Mann, es wird Euch nicht viel mehr auf die fünfzig fehlen, die Marianne aber ist erst achtzehn Jahre, noch ein kindisch Ding, das die Kinderschuhe noch nicht ausgezogen; das würde kein Gut thun, Ihr solltet Euch auch ein gesetztes Frauenzimmer nehmen."

„Ei, doch keine alte Wetterhere? Oder meint Ihr vielleicht, ich könnte einer Jungen nicht mehr vorstehn?"

„Gott bewahre! Ihr seid noch ein rüstiger Mann; aber ich meine, Ihr solltet Euch ein Frauenzimmer nehmen, das ernster ist, das ein gesetzteres Wesen hat."

„Das hat Eure Marianne; sie thut ja, als wenn sie schon eine Vierzigerin wäre; nun, und wenn sie gerade einmal ausartet, so werde ich sie schon zur Vernunft bringen —" und er machte dabei unwillkürlich mit seinem Stocke eine eben nicht zarte Bewegung.

„Kolbe! wenn Ihr es nun schon einmal nur auf meine Marianne abgesehen habt, so will ich's Euch nicht abschlagen. Geht zu ihr und macht ihr den Antrag; wenn's ihr recht ist und Ihr dem Mädel gefallet — nun, meinetwegen, ich hab' nichts dagegen."

„Das sind nur leere Ausflüchte, Nedowig; warum erst die Marianne fragen? seid Ihr denn nicht ihr Vater? Habt Ihr kein Recht auf sie? Herr Gott! wenn ich ein Mädel hätte und ich sagete: Marianne oder Liese! den und den wirst du dir nehmen, den und den wirst du heiraten — so müßt' sie ihn nehmen, und wenn sie der Teufel holte!"

„Hm, Kolbe! ich will das Mädel zu einer Heirat nicht zwingen; denn man hat genug Beispiele, daß die Kinder dann später ihre Eltern verfluchen und in den Abgrund der Hölle verwünschen, wenn sie sie mit Gewalt in's Unglück gestürzt haben. Darum denk' ich: wähl' dir selbst was aus, wo du glaubst, daß du glücklich wirst; geht dir's dann nicht so, wie du gehofft, na, wenigstens brauchst du dann nicht über den Vater zu schrei'n."

„Nun, Nedowig, Ihr werdet doch nicht glauben, daß bei mir 's Mädel schlecht hätte?"

„Wenn auch das nicht; aber gesetzt, das Mädel könnte Euch nicht gern haben?"

„Ei was gern haben! ist das nothwendig? Ihr wißt, daß die jungen Dinger sich immer lieber zu einem jungen Kerl hinziehen; das hab' ich gestern gesehen. Euere Marianne hat mir ein schönes Skandal in der Klinge gemacht."

„Was hat sie Euch denn gethan?"

„Nun, mich ließ sie steh'n und ist mit einem Grünen tanzen gegangen; ich darf gar nicht daran denken!"

„Ihr müßt das einem jungen Mädel nicht so übel nehmen, sie hat's vielleicht nicht so gemeint; am Tanzsaale krie-

Digitized by Google

chen ſie immer zu dem, der am beſten tanzen kann; vielleicht hat der beſſer getanzt als Ihr. Uebrigens kann ja Marianne die Grünen nicht leiden."

„Teufel, nicht leiden! Steidler's Sef hat mir erzählt, wie Eure Marianne mit dem Aufſeher ſchön gethan."

„Das glaub' ich nicht, ich kenne Marianne beſſer; da hat man Euch übel berichtet." Aber in dieſem Augenblicke tauchte in ihm wieder das Benehmen Mariannen's auf und eine Stimme in ſeinem Innern flüſterte: Wenn es doch wahr wäre, wenn ſie ſich doch in einen Grenzjäger verliebt hätte! Doch bekämpfte er dieſen Gedanken, wendete ſich wieder ruhig zum ſchwarzen Hanns und ſagte: „Kommt, Kolbe! Marianne iſt drüben am Felde, ſie jätet den Flachs; ich werde mit Euch gehen; macht ihr Euern Antrag, und wie geſagt: willigt's Mädel ein, ſo werde ich gern meinen Segen dazu geben, aber zwingen werde ich ſie nicht." Er ſetzte den Filzhut auf, und ſie ſchritten ſtumm am Raine hinunter dem Felde zu, wo Marianne jätete. Sie ſah ſie herab kommen und erkannte den ſchwarzen Hanns. Sie erſchrak bei ſeinem Anblicke, denn ſie dachte des geſtrigen Abends, wo ſie ihn ſo beleidigt hatte. Was mag er nur in aller Früh ſchon wollen? Tauſend Gedanken durchflogen ihre Seele, aber keiner ſtreifte auch nur im geringſten die wahre Abſicht des ſchwarzen Hanns; eher hätte ſie ſich den Tod eingebildet, als daß er ihr einen Heiratsantrag machen werde. Sie faßte ſich etwas, ſchob den Rock, den ſie des Thau's wegen hinaufgeſchürzt hatte, hinab und erwartete ruhiger die Ankommenden.

Als ſie näher kamen, verzerrte Hanns ſein Geſicht zu einer freundlichen Grimaſſe und ſagte: „Guten Morgen, Marianne!"

Sie erwiederte: „Guten Morgen, Kolbe; was bringt Ihr mir ſchon ſo zeitlich?"

„Bringen thue ich gar nichts, liebe Marianne, ſondern ich will haben," und er fuhr dabei nach ihrer Hand.

Marianne entzog ſie ihm und fragte verwundert: „Und von mir wollt Ihr etwas haben?"

„Sieh', Marianne! Du haſt mich geſtern zwar ſehr beleidigt, aber ich hab's ſchon wieder vergeſſen, denn 's war nur ſo eine Weibergrille. Ich war jetzt bei Deinem Vater und hab' Dich zu meinem Weibe begehrt; der Vater hat eingewilligt, er hat nichts dagegen."

Marianne heftete lange den fragenden Blick auf ihren Vater und wiederholte die letzten Worte: „Und der Vater hat eingewilligt?"

„Nun," bemerkte Redowig, „ich habe geſagt, wenn Du nämlich damit einverſtanden biſt."

Marianne wandte ſich beruhigter zum ſchwarzen Hanns und ſagte: „Aber was würde Eure Wirthſchafterin, die Kather, dazu ſagen? die hat ja das ganze Dorf voll gemacht, daß Ihr ſie heiraten werdet."

„Warum nicht gar!" warf der ſchwarze Hanns ein, „ich werde die heiraten!"

„Aber was ſoll mit dem Kleinen geſchehen," verſetzte Marianne; „'s iſt doch Euer Kind!"

„Wenn ſonſt nichts iſt; ich zahl' ſie aus und jag' ſie mitſammt dem Rangen aus Haus und Hof."

„Das wird Euch aber keine Früchte bringen!"

„O, wenn ich nur ein ſo liebes Weibchen in meine Wirthſchaft bekomme, wie Du biſt, Marianne."

„Kolbe! ich will aufrichtig ſein, ich kann Euer Weib nicht werden."

Er ſtutzte über die feſte Sprache, die er nicht erwartet hatte, und ſagte: „Und warum nicht, wenn ich fragen darf?"

„Erſtens ſchick' ich mich nicht zu Euch, und zweitens hab' ich ſchon meinen Schatz."

„So? und wer iſt denn der Glückliche? nicht etwa der Grenzjäger?"

„Darnach habt Ihr nichts zu fragen, das geht Euch nichts an, mag es nun ſchon Peter oder Paul ſein; aber deß ſeid verſichert, daß es ein braver Menſch iſt, der's Herz am rechten Fleck hat."

Hanns biß ſich die Lippen und ſagte: „Das glaub' ich ſchon, aber ſchaut, der Vater möchte es auch gerne wiſſen, er iſt begierig darauf."

„Dem Vater werde ich's unter vier Augen ſagen, ſonſt hat ſich aber kein Menſch darum zu kümmern."

„Na, na, Jungfer Marianne! thu' Sie nur nicht gar ſo vornehm, Sie macht ja, als wenn Sie mit Tauſenden herumzuwerfen hätte."

„Mag ich nun reich oder arm ſein, das kümmert Euch auch nichts; aber es iſt beſſer, wenig und mit Recht, als viel und mit Unrecht."

„Das iſt doch nicht auf mich gezielt?"

„Wie Ihr's nehmen wollt."

„Die Marianne hat Recht," warf jetzt der Vater ein; „ſie ſchickt ſich einmal nicht für Euch; es dürfte einmal das Geringſte vorfallen, ſo hätte ſie ihre Armuth auf der Schüſſel und Ihr jagtet ſie wol noch gar von Haus und Hof."

„Ihr wollt mir alſo Euer Mädel nicht geben?" kreiſchte Hanns und ſein erbſenfahles Geſicht wurde kupferroth.

„Nein! ſie ſoll ſich einen Burſchen ihresgleichen ausſuchen; da hat keins dem andern etwas vorzuwerfen."

„'S iſt gut," brüllte jetzt Hanns; „aber merkt es Euch, daß Ihr den Kolbe abgewieſen habt, merkt es Euch!"

Wäre nicht Redowig vor ihm geſtanden, ſo hätte er ſich wol mehr erlaubt; aber die kräftige Geſtalt, die nervigen Arme, die ernſten Züge ſchreckten ihn ab und er kehrte ihnen den Rücken; doch in der Entfernung, wo ſie es nicht mehr hörten, machte er ſeiner Wuth Luft, indem er ein paar fürchterliche Flüche ausſtieß und etwas von Bettelgeſindel, Lumpenpack, Jägerh ** und dergleichen fallen ließ. Sein Glück, daß Redowig es nicht hörte. Dieſer kehrte ſich zu ſeiner Tochter und ſagte: „Danken wir dem Himmel, liebe Marianne, daß wir den Menſchen ſo abgefertigt haben. Nein, lieber würde ich Dich erſchießen, als Dich einem ſolchen Menſchen geben! Aber was Menſchen! er iſt gar kein Menſch,

Digitized by Google

er ist ärger als ein wildes Thier; denn selbst die wildeste Bestie fühlt Liebe zu ihren Jungen, der aber — Du hast es ja selbst gehört, wie er sich über sein Kind aussprach! Doch komm jetzt mit mir in's Haus und erzähle, wen Du Dir ausgesucht hast; ich freue mich schon, ich denke, es wird ein recht braver Bursche sein. Komm, mein Kind, komm!"

Die Entdeckung.

Sie waren zum Hause gekommen. Vor demselben war eine kleine Rasenbank; zu beiden Seiten rankt an Stäben üppiger Nachtschatten und Hopfen empor und bildet über derselben eine dichte Laube.

„Setzen wir uns hieher," sagte Redowig, und sie ließen sich im kühlenden Schatten nieder. Redowig wandte sich zu seiner Tochter: „Nun sage mir, liebes Kind, wer hat Dein Herzchen so sehr in Aufruhr gebracht?"

„Ach, lieber Vater, s' ist ein guter, braver Mensch!"

„Das glaub' ich wol, aber wer ist es denn? ist's ein Bursch aus unserem Dorfe?"

„Nein, Vater. Gestern Abends mußte ich in der Klinge mit dem schwarzen Hanns tanzen; da kam ein hübscher, schmucker Aufseher und befreite mich aus seinen Händen; er hat die ganze Nacht nur mit mir getanzt und früh hat er mich beinahe bis zum Hause her begleitet."

„Also ein Grenzjäger ist es?"

„Ja, Vater."

„O unglückseliges Kind!" schrie jetzt Redowig, indem er von seinem Sitze aufsprang; „einen Aufseher hast Du Dir gewählt! einen Grenzjäger!"

„Lieber Vater, ich weiß, daß Ihr die Aufseher nicht leiden könnt; aber der ist nicht so wie die Andern, er ist so sanft, so gut, so gottesfürchtig, er hat sogar im Walde mit mir gebetet."

„Geh mir aus den Augen, Nichtswürdige! Ja, das glaub' ich, heucheln können sie, wo sie etwas zu fischen glauben!"

„Aber, lieber Vater! laßt Euch doch besänftigen; Ihr werdet sehen, daß er brav ist; ich bringe ihn her, und wenn Ihr etwas an ihm auszustellen habt, so will ich ihn lassen, ich will mir Zwang anthun, ich will ihn dann nicht einmal mehr sehen."

„Du willst ihn herbringen? in mein Haus willst Du einen Grenzjäger bringen? Geh, ich kenne Dich nicht mehr!" und er stieß sie von sich.

Marianne brach in einen Strom von Thränen aus, fiel ihm zu Füssen, umklammerte seine Knie und flehte: „Lieber Vater! laßt Euch doch erweichen, und macht Euer Kind nicht so namenlos unglücklich! Ich kann ohne meinen Josef nicht mehr leben, ich liebe ihn zu sehr, ich habe ihm Treue geschworen!"

„So, das hast Du? Nun, wenn er sie Dir nur hält."

„O, gewiß, Vater! das wird er, denn ich bin auch seine erste Liebe."

„Ja, freilich, Du seine erste Liebe! Weiß Gott, wie viele er schon auf diese Art angelogen hat. Ein Aufseher, und Du seine erste Liebe! das ist zum Todtlachen!"

„Nein, Vater, lacht nicht! Ich sehe nicht ein, warum Ihr diese Leute gar so sehr verabscheuet? Das, was sie thun, ist nur ihre Pflicht und Schuldigkeit."

„Davon sag' ich nichts; wäre ich ein Grenzjäger, ich würde auch dasselbe thun; denn die Pflicht muß dem Menschen heilig sein, aber" . . .

„Haben sie Euch sonst ein Leids gethan?"

Der alte Redowig sah mit dem einen Auge seine Tochter an, es füllte sich mit Thränen; er faßte krampfhaft ihre Hand und sagte: „Marianne! ich habe bisher geschwiegen, ich habe meinen Schmerz in mein Innerstes vergraben, und ich hätte ihn auch mit in's Grab genommen; aber der Augenblick zwingt mich, ich muß den Vorhang lüften; und wenn ich zu Ende bin, dann urtheile selbst, ob mein Haß gegründet ist, oder nicht. Komm, setze Dich zu mir, recht nahe, so; und nun höre! Ich war in meinen jüngern Jahren ein hübscher, schmucker Bursche, wenigstens sagten sie das im ganzen Dorfe, und obgleich ich nicht reich war, so hätte ich doch bei den reichsten Bauerstöchtern anklopfen können; allein ich wollte keine von denen, mein Herz hatte sich schon Eine ausgesucht: sie war zwar nicht reich, aber schön, und was das Allerbeste war, sie hatte ein seeleugutes Herz. Es war die Tochter vom seligen Hübner, der diese Hütte da hatte. Das Mädel hatte mich auch gern und ich hielt bei ihrem Vater um sie an. Der alte Hübner hatte nichts dagegen und unsere Hochzeit wurde festgesetzt. Ich hatte damals ein kleines Geschäft; ich kaufte nämlich im Gebirge Butter zusammen und führte sie in die Stadt und blieb gewöhnlich zwei bis drei Tage aus. Einmal nun fuhr ich wie gewöhnlich hinein. Mir war aber diesmal so schwer um's Herz, es war mir, als wenn ich in den Tod gehen sollte. Ich theilte meine Angst der Anne mit, und sie tröstete mich, hing sich an meinen Hals und gab mir tausend Küsse zum Abschiede mit. Nach drei Tagen kehrte ich freudig zurück; ich hatte diesmal bei der Butter viel gewonnen. Der erste Gang war zu meiner lieben Anne, um ihr meine Freude mitzutheilen; aber ich finde sie ganz verstört, mit rothgeweinten Augen. Ich frage sie, was geschehen ist — sie konnte vor Schluchzen nicht antworten; aber als ich sie von neuem bat und sie beschwor, da theilte sie mir in abgebrochenen Sätzen mit, daß ein niederträchtiger Schandbube sich ins Haus geschlichen, während der Alte am Felde war und sie — geschändet habe!" Redowig hielt eine Zeit inne, ein tiefer Seufzer quoll aus seiner Brust, dann fuhr er fort: „Ein Donnerschlag hätte mich nicht mehr niedergeschmettert. Ich fragte nach dem Verführer — sie wußte seinen Namen nicht; doch beschrieb sie mir ihn genau — ich erkannte ihn und schwur ihm fürchterliche Rache. Im ersten Augenblicke wollte ich die Geschändete verlassen; doch regte sich in mir Mitleid und das bessere Gefühl

ſiegte, ſie wurde mein Weib. Sieben Monate nach der Hochzeit gebar ſie ein Mädchen, das warſt Du, Marianne."

„Heilige Maria!" ſchrie Marianne händeringend; „ich bin alſo nicht Eure Tochter?!"

„Nein, Du biſt die Frucht jener unglücklichen Stunde, ich habe Deine Mutter nie berührt! — Ich hätte Dich füglich haſſen ſollen, doch ich that es nicht, ich liebte und pflegte Dich, als wärſt Du mein eigenes Kind, und keine Menſchenſeele weiß außer mir und Deiner Mutter, daß Du es nicht biſt. Ich hoffe, Du wirſt ſchweigen, wirſt Dich nie verrathen; denn man würde Dich verachten, würde mit Fingern auf Dich zeigen. — Höre nur weiter! Ich hatte dem Verführer meiner Anne, dem Zerſtörer meines ganzen Lebens, fürchterliche Rache geſchworen, und den Schwur mußte ich halten. Um meinen Racheplan beſſer ausführen zu können, wurde ich Paſcher; ich trug Jahr aus, Jahr ein meine Hocke über's Gebirge, ſuchte abſichtlich die Verſtecke der Grenzjäger auf, um mit ihm zuſammen zu kommen; mit andern traf ich oft genug zuſammen, nur mit dem nicht. Endlich in einer Allerſeelennacht — es ſind jetzt neun Jahre — trug ich auch meine Hocke herüber, ich hatte nichts darauf als ein wenig Tabak, etwas Zucker, Kaffee und Salz, was wir für den Haushalt brauchten; denn ich paſchte ja nicht wegen Gewinn: da führte ihn mir das Schickſal drüben auf der Lehne in die Hand. Ich hatte ihn ſchon von weitem erblickt und ging abſichtlich recht langſam. Als ich bei ihm herankam, rief er mir „Halt" zu; ich that aber, als wenn ich's nicht hörte und ging langſam meiner Wege fort. Da ſprang er mir nach, faßte mich an der Bruſt und befahl mir, mit ihm zu gehen. Ich zitterte an allen Gliedern vor Wuth. Als ich mich ſträubte, mit ihm zu gehen, zog er ſeinen Säbel. Auf das hatte ich nur gewartet. Ich warf die Hocke vom Rücken und faßte den Schändlichen an der Bruſt; doch er hatte mehr Stärke, als ich erwartet hatte, und ſtach mir mit dem Säbel in's Geſicht. Es blitzte vor mir und ich fühlte, wie mir's warm über die Wange lief — das war mein Auge; doch ich ſpürte keinen Schmerz. Wüthend faßte ich ihn an der Hand, welche den Säbel hielt, entrang ihm denſelben und ſchleuderte ihn in's Gebüſch. Jetzt raffte ich alle meine Kräfte zuſammen, packte ihn wie ein Löwe, hob ihn in die Luft und ſtauchte ihn auf die Erde nieder, daß ihm die Knochen krachten; dann kniete ich ihm auf die Bruſt und raunte ihm in's Ohr, ob er ſich noch auf Hübner's Anne erinnere? Der Böſewicht erblaßte. Du erinnerſt Dich, gut! ſchrie ich; ſo wiſſe denn, das Mädchen, das Du geſchändet haſt, war meine Geliebte, — meine Braut! Ich zog das Meſſer, das ich immer bei mir trug und — ſtieß es ihm in das ſündige Herz."

Marianne ſchauderte — und warf ſich mit dem Ausrufe „Jeſus, Maria, Joſef! mein Vater!" an die Bruſt Nedowig's.

Er riß ſich aber aus der Umarmung und ſagte finſter: „Marianne! nenne mich nicht mehr Vater! Du haſt keinen Vater mehr — ich habe ihn ermordet!" Er ſtand auf und ſchritt in das Haus. Marianne wollte ihm nacheilen, allein ſie vermochte es nicht und ſank bewußtlos auf die Raſenbank zurück.

Das Opfer.

Nach einiger Zeit ſchlich Nedowig leiſe zur Hinterthür hinaus, um nicht von Mariannen geſehen zu werden, dem Walde zu. Er blickte ſcheu um ſich, als fürchtete er Jemanden in den Weg zu kommen. Sein Geſicht hatte ſich in düſtere Falten gelegt, er mußte einen unheimlichen Gedanken hegen. Er kam zu der Stelle, wo die beiden Liebenden früh ſo andächtig gebetet und ſich ewige Liebe und Treue geſchworen hatten. Unwillkürlich hielt er inne und ein ſchwerer Seufzer rang ſich aus ſeiner Bruſt. Er blickte nach allen Seiten, und da er ſich ganz allein ſah, kniete er nieder, entblößte ſein Haupt und betete lang mit gefalteten Händen. Dann ſtand er auf, ging einige Schritte tiefer in den Wald und blieb vor einer jungen Kiefer ſtehen; wehmüthig blickte er an derſelben hinauf, umfaßte ſie dann und drückte ſeine glühende Stirn an die rauhe Rinde. „Du ſollſt mir den letzten Liebesdienſt erweiſen!" ſagte er und ſtieg an zwei Aſtſtrünken hinauf, faßte mit beiden Händen einen grünen, ſtarken Aſt und hing ſich mit der ganzen Wucht des Körpers daran. Nachdem er ſich von der Kraft des Baumes überzeugt hatte, ſtieg er wieder herab, zog den Rock aus, nahm den Hut vom Kopfe, band das Halstuch ab und legte alles unter den Baum; dann zog er einen kleinen Strick aus der Taſche, knüpfte ihn zu einer Schleife, band das eine Ende an dem erprobten Aſte feſt und legte die Schleife um den Hals. „Leb' wol, Welt!" ſeufzte er leiſe; „leb' wol, Marianne!" — Er erſchrak ſichtbar bei dem letzten Worte, und wiederholte gedehnt: „Marianne!? Was ſoll aus Mariannen werden, wenn ich ſie hilflos und allein auf der Welt zurücklaſſe? Wer wird für mein Kind ſorgen, wer ſie ſchützen? — Mein Kind? — Es iſt ja nicht mein Kind! Aber doch das Kind meiner Anne! Nein, Anne, ich habe es dir am Sterbebette verſprochen, für dein Kind wie ein Vater zu ſorgen. Ich ſehe dich noch, wie du meine Hand faßteſt, dein ſterbendes Auge auf mich richteteſt und mit matter Stimme ſagteſt: Nedowig, ich bitte dich: verlaſſe meine Marianne, mein Kind, nicht! Ich verſprach's und küßte deine Lippen. Du legteſt dich dann beruhigt auf meinen Arm und dein Herz ſchlug nicht mehr." — Eine Thräne drang aus ſeinem Auge, die erſte Thräne, die er ſeit dem Tode ſeines geliebten Weibes weinte. „Nein, Anne!" rief er aus, „du hätteſt keine Ruhe im Grabe!" Und es war ihm, als ſähe er an der Lichtung des Waldes eine weiße Geſtalt ſchweben — ſeine theure Anne; ſie hatte die Hände erhoben, als wollte ſie zu ihm flehen. „Anne, liebe Anne!" rief er; „ich ſehe und verſtehe dich!" Er warf die Schleife vom Halſe, ſprang vom Baume, raffte die Kleidungsſtücke zuſammen und eilte wieder dem Hauſe zu. —

Marianne lag noch immer auf der Raſenbank, ihr

Digitized by Google

Buſen arbeitete mächtig. Redowig neigte ſich über ſie und drückte einen Kuß auf ihre Stirne. Sie breitete die Arme aus, umfaßte ihn und ſeufzte, indem ſie die Augen aufſchlug: „Mein Vater!“ Er zog ſie zu ſich, drückte ſie mit Inbrunſt an ſein Herz, ſtreichelte ihre Wangen, ſtrich ihr das ſchöne Haar aus der Stirn und rief ein über das andere Mal: „Meine Marianne! mein Kind! mein theures Kind!“

„Vater, ich hab' einen ſchweren Traum gehabt!“

„Was hat Dir geträumt, mein Kind?“

„Ihr wolltet mich verlaſſen, allein auf der Welt zurücklaſſen. Ich weinte und jammerte und hing mich an Euern Hals, aber Ihr wolltet mich nicht hören. Da erſchien meine Mutter, ſie war ſo ſchön, ſie hatte ein ſchneeweißes Kleid an und bat Euch auch, mich nicht zu verlaſſen. Da wurdet Ihr weich, nahmt mich bei der Hand und ſagtet: Marianne, ich werde bei dir bleiben! und gabt mir einen Kuß auf die Stirne, da bin ich aufgewacht und ſah Euch bei mir ſtehen.“

„Liebes Kind, Dir hat die pure Wahrheit geträumt, ich wollte Dich wirklich verlaſſen.“

Marianne erſchrak heftig und rief: „Warum, mein Vater?“

„Sieh', ich glaubte, Du würdeſt mich jetzt nicht mehr lieben, weil ich nicht Dein Vater bin und Deinen wahren Vater umgebracht habe; und da wurde mir die Welt ſo eng, das Leben ſo leid, daß ich mir's nehmen wollte.“

„O, welch' ſündige Gedanken Ihr hegt! Wie, ich könnte Euch nicht mehr lieben? Nein! und ſagtet Ihr mir hundertmal: daß Ihr nicht mein Vater ſeid; ich werde doch Niemand andern als Vater lieben und verehren, denn Euch. An weſſen Hand habe ich die erſten Schritte verſucht? wer hat mich die erſten Worte lallen gelehrt? wer hat für mich Tag und Nacht geſorgt? wer hat mein Herz zuerſt zum Himmelsvater gelenkt? Niemand als Ihr; und ich ſollte Euch nicht als meinen Vater lieben?“ Sie fiel ihm um den Hals, ſtreichelte ſeine Wangen und benetzte ſie mit Thränen.

„O meine Marianne! So will ich denn die paar Stunden, die mir noch gegönnt ſind, bei Dir zubringen; lange wird's nicht mehr dauern, ich ahne es; bald werden ſie meine müden Knochen zu Grabe tragen.“

„Mein Vater, Ihr werdet noch lange, lange leben; ich bitte ja den lieben Gott täglich darum.“

„Gutes Kind! doch laſſ' uns jetzt von etwas anderem ſprechen. Nicht wahr, Marianne, Du biſt jetzt auch von Haß erfüllt, nicht wahr, Du wirſt den Grenzjäger laſſen?“

„Vater! ich habe Euch ſchon geſagt: ich haſſe alle Menſchen, die ſchlecht ſind.“

Der Alte fuhr fort: „Ich habe Dir ſchon einen hübſchen Burſchen ausgeſucht; drüben Gall's Vinze, der hat Dich gern, neulich hat er mir's geſtanden, und da wärſt Du glücklich; er bekommt die Wirthſchaft, Du wirſt ihm auch was mitbringen, und da könntet Ihr recht froh mit einander leben.“

„Vater, wenn Ihr das von mir verlangt, ſo nehmt nur gleich lieber ein Meſſer und erſtecht mich.“

„Du ſetzt Dir alſo doch einen harten Kopf auf? So iſt Dir alſo doch dieſer Aufſeher lieber als ich? Marianne! Marianne! das hab' ich um Dich nicht verdient!“ und er kehrte ihr den Rücken und wollte dem Hauſe zugehen.

Marianne konnte Alles über's Herz bringen, nur nicht den Alten zürnen ſeh'n. Ihr Buſen hob ſich mächtig, irgend ein Entſchluß ſchien in ihr zu reifen. Sie eilte dem Alten nach in's Haus und rief: „Vater, ſo hört noch mein letztes Wort! Ich will Euch das größte Opfer bringen, was kindliche Liebe nur immer bringen kann: ich will den Grenzjäger vergeſſen, ich will ihm nie angehören, nie die Seine werden. Genügt Euch das, Vater?“ Der Alte ſchloß ſie in ſeine Arme. Marianne aber wand ſich aus denſelben und ſagte weiter: „Dagegen aber müßt Ihr mir verſprechen, mich zu keiner Heirat zu zwingen, mir nie einen Andern auf den Hals zu ſchicken; denn auch den Joſef geleiſteten Schwur werde ich halten, nie das Weib eines Andern zu werden. Verſprecht Ihr mir das?“

„Ja, ich verſpreche Dir das, ſo wahr ich Redowig heiße!“

„Nun gut, gebt mir die Hand darauf.“

Sie reichten ſich die Hände; Marianne ging in die Stube und ſchloß ſich in ihr Kämmerlein ein. Sie war ſo angegriffen von den vielen Wechſelfällen des Tages, daß ſie ſich zu Bette legen mußte. Bald umwand ſie wolthätiger Schlummer, der beſte Tröſter in Leid und Trübſal. Redowig ſah nach einer Weile nach, was Marianne mache, und da er ſie ſchlafend fand, ſchlich er wieder leiſe fort, um ſie nicht zu ſtören.

Als Marianne am Morgen die Augen aufſchlug, ſah ſie einen Blumenſtrauß am Fenſter liegen. Sie ahnte gleich, von wem er ſei, öffnete den Schieber und nahm ihn herein. Ein Zettel war daran befeſtigt, darauf ſtand geſchrieben: „Meine theuere Marianne.“ Sie betrachtete wehmüthig die Blumen und eine Zähre rollte darauf nieder. Sie riß hierauf ein Blatt Papier aus dem Kalender, der an der Wand hing, ſuchte eine Feder und Tinte hervor und ſchrieb auf das Blatt:

„Joſef!

Verzeihe mir, ich kann, ich darf Dich nicht mehr lieben. Suche jedoch die Urſache nicht in mir, ich bin nicht daran Schuld. Schaue Dich um ein anderes Mädchen um,“ — hier rollten ihr häufig die Thränen auf das Blatt nieder — „Du wirſt noch eine Beſſere finden, als ich bin; ich kann nie die Deine werden. Doch werde ich meinen Schwur halten, nie wird ein Anderer mein Herz beſitzen, nie werde ich das Weib eines Andern werden. Nur noch eine Bitte gewähre mir: fliehe und meide jede Gelegenheit mich zu ſehen, denn es wäre mein Tod. Nun lebe wol; ich verbleibe Deine treue

Marianne.“

Hierauf legte ſie das Blatt zuſammen und barg es im

Digitized by Google

Busen. Abends band sie ein Sträußchen Vergißmeinnicht, wickelte den Zettel darum und steckte es zum Schieber hinaus auf das Fensterbrett. Sie hatte sich nicht geirrt; als sie früh erwachte, war das Sträußchen verschwunden, aber an dessen Stelle lag ein zusammengelegtes Blatt, darauf stand mit Bleistift geschrieben:

„Theuerste Marianne!

Beim Mondschein schreibe ich auf Deinem Fensterbrette. Ich kann mir Dein Schreiben gar nicht erklären. Was konnte Dich zu einem solchen Entschluße gebracht haben? Oder sollte vielleicht Dein Vater das Verbot gegeben haben? Du schreibst: ich solle mir ein anderes Mädchen aufsuchen. Die Thränen stürzen mir bei diesen Worten aus den Augen. Marianne! so viel Vertrauen setzest Du in mich? Du glaubst, ich könnte Dich so leicht vergessen? Nein! und wenn sich Himmel und Erde dazwischen werfen, ich werde Dich nie vergessen, ich werde nie aufhören Dich zu lieben; Du bist meine erste, Du bist auch meine letzte Liebe. Sollte es das Schicksal wollen, daß wir in diesem Leben nicht mehr zusammen kommen, so nehme ich meine Liebe mit in's Grab, und vielleicht leuchtet uns dort ein besserer Stern als hier. Deine letzte Bitte, Dich nicht zu sehen, kann ich nicht erfüllen; es wäre ebenfalls mein Tod. Wann es mir nur immer möglich sein wird, werde ich in Deiner Nähe sein; Du wirst mich aber nach Deinem Wunsche nicht sehen. Es küßt Dich tausendmal Dein Dich ewig liebender

Josef."

Marianne las den Brief wol hundertmal, und hundertmal drückte sie ihn an Herz und Lippen, und hundertmal seufzte sie den Namen Josef. Ein Stein hätte sich erbarmen müssen, hätte er das Engelskind in seinem Schmerze gesehen. Sie ging hinaus in den Wald und suchte Trost im Gebete, und fand ihn. Beruhigter kehrte sie zurück. Dann ging sie wie gewöhnlich an ihre Arbeit. Ein Tag nach dem andern verstrich, sie hackte und häufelte die Erdäpfel, sie mähte die Wiese, rechte das Heu, ging mit den Schnittern hinaus, kurz sie arbeitete, als wenn nichts vorgefallen wäre. Aber sie war nicht mehr das blühende, kraftstrotzende Mädchen, nicht mehr das heitere, lebensfrohe Wesen — sie war ganz umgewandelt: das Gesichtchen war blaß und abgefallen, das Köpfchen war stets niedergeschlagen, Wald und Feld erschallte nicht mehr von ihren Liedern, die sie sonst mit den Lerchen um die Wette sang. — Redowig bemerkte es gut und fragte sie auch um die Ursache ihres Kummers, obgleich er es recht gut wußte; aber sie gab entweder ausweichende Antworten oder sie fiel ihm um den Hals, küßte ihn und sagte: „Mir fehlt nichts, Vater!" — Josef hielt sein Wort; nie bekam sie ihn zu Gesichte, obgleich er sie oft sah, und zwar als Bauer verkleidet. Die größte Angst hatte er vorüber, denn er glaubte immer, der Vater würde ihr einen Bräutigam aufdringen; als er sich aber vom Gegentheile überzeugt hatte, ward er etwas ruhiger. Ach, wie gern hätte er die Hälfte seines Lebens hingegeben, hätte er nur ein Wort mit ihr sprechen können! Im ganzen Dorfe wunderte man sich, daß Marianne nicht mehr in die Klinge komme, denn sonst war sie ja beinahe jeden Sonntag entweder mit dem Vater oder mit einigen Freundinen hingekommen. Die Burschen vermißten sie ungern, weil sie eine sehr gute Tänzerin war, und fragten bei Redowig nach; dieser aber schüttelte das Haupt und sagte, daß er es nicht wisse, warum sie nicht hingehen wolle. Die Burschen wollten mit Mariannen selbst sprechen, sie sperrte sich aber in ihre Kammer und wollte nichts von ihnen sehen und hören. Zu ihren Freundinen kam sie auch nicht mehr und es schien, als hätte sie sich gänzlich von der Welt losgesagt. So ging der Frühling, der Sommer und beinahe der Herbst vorüber.

Schicksalsfügungen.

Es war in den letzten Tagen des Septembers 1849, als in der Gegend, in welcher unsere Erzählung spielt, plötzlich ein Haufe Husaren erschien, welche, so ungleich ihren übrigen Waffengenossen, die für ihren Herrn und Kaiser und das Wohl des Gesammtvaterlandes ihr Heldenblut verspritzten, treu- und pflichtvergessen ihre geheiligte Fahne verlassen hatten, um nach Ungarn zu den Rebellen zu gelangen. In Jungbuch hatten sie sich nach einem Führer umgesehen, der sie über die Berge geleitete; Redowig wurde ihnen als der der Gegend Kundigste bezeichnet und derselbe mußte, so sehr er sich auch dagegen sträubte, diese Rolle übernehmen.

Des andern Tages keuchte ein Mann mit einer schweren Last auf der Schulter den Weg an der Klinge vorbei. Der Schweiß rann ihm über die Stirne, doch er achtete nicht darauf, er spürte keine Müdigkeit, trotzdem er schon zwei Stunden die schwere Last trug. Er schlug die Richtung nach Redowig's Hütte ein und war bald am Saume des Waldes. Jetzt legte er die Bürde behutsam nieder, wischte sich den Schweiß ab und spähte zur Lichtung des Waldes hinaus, ob er Niemanden entdecke. Da Alles ruhig war und sich Niemand blicken ließ, rang sich ein schwerer Seufzer aus seiner Brust: „Es muß sein!" Er trat aus der Lichtung heraus und schritt auf das Haus zu. Marianne saß in der Stube, den Kopf auf die Hand gestützt. Sie schien in Gedanken vertieft. Da klopfte es leise an der Thüre. Marianne erhob sich etwas und sagte: „Herein!" Der Klopfende trat in die Stube. Sie schrak heftig zusammen, wurde bald blaß, bald roth und rief in einem Tone, in welchem sich Verwunderung, Schrecken, Angst ausdrückten: „Josef!" —

„Ja ich bin's," erwiederte der Eingetretene; „verzeihe, daß ich mein Wort nicht hielt. Marianne! ein sehr trauriges Geschäft zwingt mich, den Fuß über die Schwelle Eures Hauses zu setzen; ich wollte, daß mir nie eine solche Aufgabe zu Theil geworden wäre."

„Du erschreckst mich, Josef, sprich, was ist geschehen?"

„Marianne, Deinen Vater hat ein Unglück getroffen."

„Meinen Vater?"

„Er hat die Husaren über die Grenze geführt?"

Digitized by Google

„Ja; und was iſt da geſchehen? ſprich, Joſef, ich bin auf das Aergſte gefaßt! Foltere mich nicht ſo lange durch die Qual der Ungewißheit. Iſt er vielleicht mit Euch zuſammengekommen?" —

„O, wenn das der Fall wäre, da würde er nicht verwundet worden ſein."

„Mein Vater iſt verwundet?!"

„Ja, Marianne, ſchwer verwundet, er wird nicht aufkommen." —

„Jeſus Maria! wo iſt er? Komm, daß ich ihm Hilfe bringe!"

„Marianne! ihm iſt nicht mehr zu helfen, er iſt todt!"

„Todt!" rief ſie und rang die Hände; „mein Vater todt! Wo iſt er, Joſef, wo iſt er?"

„Du kannſt ihn in dieſem Zuſtande nicht ſehen; ſammle Dich früher. Marianne! laß uns ein Vater unſer für ihn ſprechen; im Gebete wirſt Du Troſt finden. Du weißt ja, daß der höchſt weiſe Gott alle Schickſale zu unſerem Beſten leitet und lenket; er weiß alles, was uns frommt, wenn auch unſere ſchwache Vernunft es nicht immer einſieht. Wer weiß, zu was Deinem Vater der Tod frommte; vielleicht harrte ſeiner auf Erden ein großes Leiden, und der allgütige Vater wollte ihn der Erdenqual entheben und nahm ihn zu ſich. Weißt Du, Marianne, wie ſchön am Sonntag der Herr Pfarrer von den Fügungen des Himmels gepredigt hat; wie er bewies, daß alle Leiden und Trübſale zum Beſten der Menſchen ſind? Ich habe Dich geſehen, wie Dein Auge naß geworden, mir ſelbſt wurde ganz weich um's Herz. Darum vertraue auf den Herrn, denke immer: der Herr macht alles wol!"

„Du haſt Recht, Joſef; Deine Worte haben mir Balſam in die aufgeriſſene Wunde geträufelt. Wie doch der Menſch im Unglücke ſo klein iſt; gleich iſt er der Verzweiflung nahe, wenn ein Schmerz ſein Gemüth einnimmt, es wirft ſich ihm ordentlich ein Schleier vor ſein Auge, daß er die göttliche Vorſehung nicht ſieht." — Sie kniete nieder, Joſef neben ſie, und ſie beteten leiſe und lange, indem ſie zuweilen ihr Auge an den gekreuzigten Heiland hefteten, der in der Ecke der Stube zwiſchen zwei auf Glas gemalten Heiligenbildern hing. Joſef ſtand zuerſt auf und betrachtete wehmüthig die Betende, die wie eine Madonna da kniete. Jetzt ſtand auch ſie auf und ſagte: „Joſef, führe mich alſo hin zur Leiche meines Vaters, ich bin gefaßt und geſtärkt."

Er nahm ſie bei der Hand, führte ſie hinaus an den Saum des Waldes, wo er die Leiche hingelegt hatte. Sie riß den Mantel weg und da ſie das von Blut entſtellte Antlitz ſah, fiel ſie über die Leiche und ihr Schmerz machte ſich in einem Strome von Thränen Luft. Auch ihm rollten die Thränen über die Wangen; ſah er doch in der Leiche den Vater derjenigen, die er über alles liebte. Er ließ Mariannen gewähren, es war ja nicht mehr Verzweiflung, es waren nur Thränen des Schmerzes, die das liebende Kind über der Leiche des Vaters weinte. Nach einer Weile berührte er ſie leiſe und ſagte: „Marianne! komm, laß uns die Leiche in's Haus tragen." Sie ſtand auf und er wickelte den Todten wieder in den Mantel, hob ihn auf die Schulter und trug die Leiche der Hütte zu. Marianne öffnete die Stubenthür und Joſef legte den Leichnam auf die Wäſchmange, die nahe bei der Thüre ſtand und mit einer Tafel bedeckt war.

„Joſef," wendete ſich jetzt Marianne zu ihm; „warte ein wenig hier, ich laufe geſchwind zur alten Kather in's Dorf hinab, daß ſie die Leiche abwäſcht und einſtweilen in ein Tuch wickelt, bis das Sterbekleid fertig iſt; ich bin gleich wieder da." Sie flog den ſchmalen Fußſteig hinab dem Dorfe zu.

Die Leute, welche das Mädchen ohne Athem und todtenblaß im Dorfe hinabeilen ſahen, fragten verwundert, was vorgefallen ſei. Sie hatte aber keine Antwort als: „Mein Vater iſt todt!" Dieſe Nachricht ging wie ein Lauffeuer im Dorfe herum und man zerbrach ſich die Köpfe, was doch dem Redowig ſo ſchnell zugeſtoſſen ſein mag; aber ſie konnten ſich das Räthſel nicht löſen und die Neugierigſten gingen ſogar in das Haus hinauf; vielleicht, dachten ſie, erfahren wir dort mehr. Andere kamen, um Mariannen ihr Beileid zu bezeugen, und ſo füllte ſich die Stube allmälig, noch bevor Marianne zurückgekehrt war. Wie erſtaunten ſie aber, als ſie die Leiche voll Blut ſahen. Das konnte nur von einem Morde herrühren, und ſie riethen hin und her. Endlich kam man auf den Gedanken, er ſei in die Hände der Grenzjäger gefallen. Kaum hatte man dieſen Gedanken gefaßt, ſo war er auch ſchon zur Gewißheit geworden. „Ja! ja!" ſchrien ſie, „Niemand anderer hat ihn ermordet, als die Grenzjäger!" Sie bemerkten jetzt Joſef und brüllten und heulten: „Da ſteht ja auch ſo Einer!" und Einige machten ſogar Anſtalt, ihm zu Leibe zu gehen. Joſef wollte ſprechen, aber ſie ließen ihn nicht zu Worte kommen; und da ſie ihm immer näher an den Leib rückten, ſo zog er ſich in die Ecke der Stube zurück, riß den Säbel heraus und ſchrie: „Der Erſte, der ſich mir naht, iſt ein Kind des Todes!"

Wie der blitzende Säbel vor ihren Geſichtern ſchwirrte, dämpfte ſich das Geſchrei und ſie ſtanden, die Fäuſte gegen ihn erhoben, einen Augenblick ſtill — da trat Marianne in die Stube und die Gefahr, in der Joſef ſchwebte, bemerkend, rief ſie: „Haltet ein, er iſt unſchuldig!" Sie hörten den Schrei, ſahen das blaſſe Angeſicht Mariannens, ließen die Fäuſte ſinken und kehrten zur Leiche zurück. Es war die höchſte Zeit, daß Marianne kam, ſie hätten ihn ſicher zerriſſen; denn blinde Volkswuth kennt keine Grenzen. Alle beſtürmten nun Mariannen, zu erzählen, wie der Mord geſchehen ſei. Marianne ſchüttelte das Haupt und ſagte: „Ich weiß es nicht."

„Wer hat ihn gebracht? Wer hat ihn gefunden?" ſchrien ſie unter einander.

Marianne deutete auf Joſef und fragte ihn: „Weißt Du etwas über ſeine Ermordung?"

Der Gefragte bejahte und die Anweſenden ſchloßen einen dichten Halbkreis um ihn, als er begann: „Wir hatten

Digitized by Google

gestern Mittag vom Oberkommissär in T..... die Ordre erhalten, den Husaren den Uebergang über die Grenze zu wehren und sie wo möglich, gefangen zu nehmen. Wir hatten die Richtung erfahren, welche sie nahmen, und stellten uns bei Bernsdorf beinahe 150 Mann auf, doch so, daß uns ein Gebüsch ihren Augen entziehen mußte. Der Vorposten meldete, daß sie im Anzuge seien, und bald ritten sie auch aus dem Walde heraus auf die Straße zu. Voran schritt ein Mann, den ich aber nicht erkennen konnte, welcher ihnen als Führer diente. Wir ließen sie bis auf einen halben Büchsenschuß herankommen, dann rückte die Hälfte der Mannschaft vor sie, die andere Hälfte fiel ihnen in den Rücken, und sie sahen sich eingeschlossen. Sie mußten wahrscheinlich glauben, daß sie der Führer absichtlich in unsere Hände geliefert, denn zehn Pistolenläufe richteten sich auf einmal gegen ihn und er sank von mehreren Kugeln durchbohrt nieder. Die Husaren sprengten jetzt mit wahrer Verzweiflung auf uns ein und es gelang ihnen, unsere Reihe zu durchbrechen und das Weite zu suchen. Während die Uebrigen die Husaren verfolgten, eilte ich zu dem Unglücklichen; er hatte noch einige Lebenszeichen. Das Gesicht war voll Blut und ich konnte ihn nicht erkennen; ich fragte ihn daher, wer er sei, und er stammelte: „Ne—do—wig aus — O—ber—alt—stadt." Er verlangte zu trinken. Ich holte in meinem Czako im nahen Bache Wasser und träufelte es ihm auf die Zunge, indem ich seinen Oberleib auf meinen Arm lehnte; aber er konnte nicht mehr schlucken. Er sah mich noch einmal mit seinem brechenden Auge an, drückte mir matt die Hand und — war nicht mehr."

Während der Erzählung herrschte Todtenstille in der Stube. Manche hatten sich schon während des Erzählens die Augen gewischt; doch als er geendet, brach alles in ein lautes Schluchzen aus. Auch bei Mariannen brach wieder der Schmerz los; sie neigte sich nieder über die theuere Leiche und jammerte. Die Anwesenden waren mit Josef versöhnet, boten ihm die Hände und dankten ihm, daß er dem Sterbenden den letzten Liebesdienst erwiesen habe. Während der Erzählung hatte sich ein Kopf zur Thür hereingeschoben, Niemand hatte ihn bemerkt, er schnitt eine höhnische, schadenfrohe Fratze und verschwand wieder, wie er gekommen; es war der schwarze Hanns. Die Anwesenden trösteten nun die arme, verlassene Marianne, sagten ihre Hilfe zu und entfernten sich nach und nach. Die Todtenkather*) hatte ihre Arbeit auch beendet, während Josef Mariannen vor dem Hause in der Laube tröstete; der Leichnam wurde nun in die Kammer auf ein Brett gelegt und das Weib entfernte sich ebenfalls, nachdem sie ihren Lohn in Empfang genommen hatte.

Marianne war nun mit Josef allein. Die Nacht war bereits hereingebrochen. „Josef," sagte sie jetzt, „Du möchtest Dich auch schon entfernen, es ist Nacht, und Du mußt durch den Wald."

„Wie, ich sollte Dich bei dem Todten allein lassen?"

„O, ich fürchte mich nicht, 's ist ja mein Vater."

„Marianne! stelle Dich nicht stärker, als Du wirklich bist; ich kenne die Frauennatur. Es wird einem Manne unheimlich, wenn er sich bei Nacht mit einer Leiche allein sieht."

„Wol; aber ich werde beten und mich nicht fürchten. Geh, Josef, ich bitte Dich!

„Marianne, wir werden heut' Nacht ein Spätgewitter bekommen, es kommt rabenschwarz über die Höhen herüber. Horch, wie draußen schon der Sturm pfeift, wie er die Fichten drüben rüttelt! Sieh, wie's schon wetterleuchtet! Und ich sollte Dich eine solche Nacht allein lassen? Nein, Marianne; und wenn Du mich hinausjagst, ich werde nicht gehn, ich werde wie ein Hund vor der Thüre liegen und Dich bewachen."

„Josef! Du bist ein Mann, ich ein schwaches Mädchen."

„Traust Du mir so wenig Stärke zu?"

„Sei nicht böse, ich wollte Dich nicht beleidigen; aber wenn auch der Mensch noch so feste Grundsätze hat, wenn seine Willenskraft auch noch so stark ist, es gibt schwache Augenblicke, wo Beides schwankt und bricht."

„Marianne, Du könntest glauben — —"

„Wolan, Josef, ich vertraue Dir, ich ergebe mich Dir ganz; aber schwöre mir hier bei dem Bilde des gekreuzigten Heilandes, daß Du jeder Versuchung männlich widerstehen wirst!"

„Ich schwöre Dir, Marianne!"

„Jetzt bin ich beruhigt." — Sie zündete eine Schleuße an und steckte sie in die Wand, dann setzten sich Beide auf die Ofenbank. Lange Zeit waren sie schweigend da gesessen, jedes war seinen Gedanken nachgegangen; endlich wandte er sich zu ihr und sagte: „Marianne, willst Du mir eine Frage beantworten?"

„O ja, wenn sie nichts Unmögliches fordert."

„Das nicht; nur die Ursache möchte ich wissen, warum Du mir den Brief geschrieben hast."

„Weil ich meinem Vater das Versprechen gegeben habe, nie einen Aufseher zu heiraten."

„Und warum hat Dir Dein Vater ein solches Versprechen erpreßt?"

Marianne zögerte eine Weile, dann sagte sie: „Warum sollte ich Dir es nicht entdecken? Vielleicht gelingt es mir, Deine Liebe zu unterdrücken und Dir Haß gegen mich einzuflößen. So höre denn!" Und sie erzählte ihm die Geschichte treu und wahr, wie sie dieselbe aus Redowig's Munde gehört hatte, erzählte ferner die Scene, da sie ihm versprochen, nie einen Grenzjäger zu heiraten; berührte aber auch das Versprechen, welches ihr Redowig geben mußte.

Als sie geendet faßte sie Josef bei der Hand und

*) Kather heißt Katharina, und Todtenkather wurde sie genannt, weil sie dieses obenbemerkte Geschäft, die Todten zu waschen und anzuziehen, schon durch vierzig Jahre in der ganzen Umgebung besorgte.

Digitized by Google

sagte: „Und deshalb sollte ich Dich hassen, weil Du nicht die Tochter Redowig's bist? Nein, Marianne! so schwachen Grund hat meine Liebe nicht, daß sie durch eine solche Nachricht wanken oder beben möchte; die steht fest, keine Macht der Erde wird sie erschüttern. Und Marianne, warum hast Du ein solches Versprechen gegeben, da Du wußtest, daß er nicht Dein Vater ist?"

„Josef, nicht diesen Vorwurf, ich verstehe, wohin er zielt; Du zweifelst an meiner Liebe, die ich zu Dir hatte!"

„Hatte? Du liebst mich also nicht mehr?"

„Was nützt mein Geständniß, daß ich Dich noch liebe, wenn ich nicht darf; mein Schwur verbietet es mir."

„Aber der, dem Du den Schwur geleistet, ist todt und der Tod löst jedes Band."

„Es ist wol wahr, der Tod löset jede Bande, aber ein Schwur muß auch nach dem Tode heilig sein, das Wort muß man auch einem Todten halten."

„Du willst mich also des Hasses willen, den Dein Ziehvater eines Schurken von Grenzjäger wegen hatte, ewig unglücklich machen? Marianne! bedenke doch, ist Dir mein Leben nichts?"

„O Josef, erinnere mich nicht daran, ich habe es längst bedacht, doch leidest Du nicht allein; hier siehst Du mich, die ich vielleicht noch mehr leide, und unglücklicher bin, als Du."

„Aber warum sollen wir unser Lebensglück selbst zertrümmern?"

„Josef! Josef! führe mich nicht in Versuchung! Nur jetzt noch sei männlich, sei stark; bis der Vater beerdigt ist, werde ich ohnedies von hier fort, denn was sollte ich auch da beginnen? Ich werde alles verkaufen lassen, und da ich noch minderjährig bin, wird mir das Geld ohnedies in die Waisenkassa gegeben, so werde ich fort von hier in einen Dienst gehen, und wenn Du mich nicht mehr sehen wirst, dann wirst Du mich auch vergessen."

Er stand auf und ging in der Stube auf und ab. Sie sah den Schmerz, der in seinem Innern wüthete und der sich in jeder Muskel aussprach; das konnte sie nicht über's Herz bringen, sie ging auf ihn zu, legte ihre Hand auf seine Schulter, sah ihn mit thränenden Augen an und sagte: „Josef, ich kann Dich nicht leiden sehen; Dein Leid verdoppelt noch das meinige. Sieh, wie ich zittere!"

Er sah sie mit einem unendlich liebevollen und doch auch wehmüthigen Blick an, schlang seinen Arm um sie und seufzte: „Marianne!"

Doch ihr war noch weher um's Herz und sie hätte am meisten einer Stütze bedurft. Wenn sie nur etwas weniger Geistesstärke gehabt hätte, so wäre ihr Versprechen in Trümmer gefallen, es wäre sein Schwur und Alles vergessen worden. So schwach ist der Mensch in manchen Augenblicken! Aber Marianne war eine Natur, wie man sie beim Weibe selten findet. Im schwächsten Augenblick sammelte sie sich wieder und sagte: „Komm, Josef, wir wollen uns Trost und Stärke in der Bibel holen; ich werde Dir vorlesen."

Sie holte aus dem Schranke ein vergilbtes Buch, zog Josef sanft zur Bank und las ihm die Geschichte vom ägyptischen Josef so schön vor, daß er, obgleich er die Geschichte hundertmal gehört und gelesen hatte, dennoch jedes Wort begierig von den Lippen sog; denn noch nie hatte er so lieblich, mit so viel Gefühl lesen gehört, wie heute von Mariannen. Sie vergaßen auf Alles und hatten gar nicht bemerkt, daß der Tag schon zu dämmern anfing. Sie besprachen sich nun, auf welche Weise sie das Begräbniß veranstalten sollten, und so brach der Tag vollends an. Marianne kleidete sich etwas besser an, nahm die kleine Baarschaft, welche sie erspart hatten, zu sich und ging hinab in's Dorf, das Begräbniß zu bestellen. Dann hielt sie sich bei einem alten Freunde Redowig's auf, den sie bat, heute bei ihr zu übernachten. Josef hatte sie begleitet, dann war er auf seine Station zurückgegangen.

Den andern Tag bewegte sich ein einfacher aber rührender Leichenzug dem Friedhofe zu. Hinter dem Sarge, den sechs Bauern trugen, folgte Josef in Civilkleidern, dann folgten eine große Anzahl Männer aus der ganzen Umgebung, denn Redowig war von Jedermann geliebt und geachtet worden. Hinter den Männern schwankte Marianne, ihr schloßen sich die Mädchen und Weiber an. Man war am Friedhofe angekommen. Der Sarg wurde auf zwei Querhölzer über das Grab gesetzt und der Pfarrer hielt eine kleine Rede, bei welcher kein Auge trocken blieb. Hierauf wurde der Sarg eingesegnet er schwankte über dem Grabe, die Querhölzer wurden weggezogen und langsam und schauerlich senkte er sich in die Tiefe hinab.

Das Pfarrhaus.

Das Häuschen am Walde stand einsam und öde, kein lebendes Wesen waltete darin, als höchstens ein paar Sperlinge, die am Boden aus und ein flogen. Marianne war hinab in's Pfarrhaus gegangen. Der Pfarrer war ein guter, liebevoller Priester, überall, wo es nur zu helfen gab, war er der erste, nur daß ihm Niemand half, denn das Pfarrhaus drohte alle Augenblicke den Einsturz und sein Einkommen war so gering, daß er nur nothdürftig mit seiner alten Wirthschafterin lebte. Er hatte Mariannen den Vorschlag gemacht, in's Pfarrhaus zu ziehen und die alte Wirthschafterin in der Arbeit zu unterstützen. Marianne hatte gern eingewilligt; denn was sollte sie anfangen? Und übrigens fand sie in dem Pfarrer einen väterlichen Freund und Beschützer, an den sie sich um Rath und That wenden konnte. Sie war seit dem Tode Redowig's noch melancholischer geworden. Der Pfarrer suchte sie zu trösten, er wendete alle seine Ueberredungskraft an; aber es half nichts, denn er wußte ja den Grund ihres Schmerzes nicht, und den verschloß sie tief, tief in ihr Inneres. Wenn alles schlief, da setzte sie sich oft zum offenen Fenster, sah den dahineilenden Wolken zu und beneidete sie um den Flug; und wenn die Sternlein so hell herunter blickten, da sehnte sie sich hinauf zu ihnen, denn dort hoffte sie Ruhe zu finden. Wenn sie

Digitized by Google

manchmal ſo in Träumen da ſaß und ein Seufzer nach dem andern ihrer Bruſt entfloh, da konnte man auch den Namen Joſef darunter annehmen. Der war es ja auch, nach dem alle Sehnſucht, alles Hoffen gerichtet war. Seit dem Begräbnißtage hatte ſie von ihm nichts geſehen und gehört; er war wie verſchwunden; nicht einmal die Hand hatte er ihr zum Abſchiede gereicht, nicht einmal einen letzten Blick geſchenkt. Sie machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß ſie ihn ſo behandelt hatte, und gar oft ſagte ſie ſich: „Mußte er denn nicht glauben, daß ich ihn nicht liebe, da ich ihn ſo unausſprechlich leiden ſehen konnte?“ War ſie in der Kirche, ſo ſah ſie oft über das Gebetbuch hinaus, denn immer ſchwebte ihr ſeine liebliche Geſtalt vor. Wie oft ſchlich ſie, wenn kein Schlaf über ſie kam, hinüber in den Friedhof, ſetzte ſich auf Redowig's Grab, rang die Hände und jammerte, daß ſich hätte ein Stein erbarmen mögen. Und wenn ſie dann die bleichen Leichenſteine betrachtete, die auf ſie ſo wehmüthig herniederzublicken ſchienen, wenn der Herbſtwind das welke Laub von den kahlen Aeſten riß und es über die ſtillen Grabeshügel dahinjagte; wenn ihr die Gräber ſo traut zuflüſterten: „Marianne! da unten wohnt der Friede“—da ſehnte ſich ihr Herz nach der Ruhe des Grabes, da rief ſie oft verzweiflungsvoll aus: „Vater, ſieh' her, auf Dein Kind, wie namenlos unglücklich es iſt! komm', ſteige heranf und nimm mich mit in Deine Wohnung; denn was ſoll ich noch hier anf Erden, da mir das Theuerſte entriſſen wurde? Oeffnet euch, ihr Gräber, ihr Todten wachet auf und nehmt eine Unglückliche in eure ſtille Mitte!“ — Und ſie horchte—aber alles war ſtill, nur der Wind pfiff in dem Kirchendache und der Hahn drehte ſich ächzend auf dem Thurme; und da brach ihr Schmerz wieder von neuem los. — — — Als die Trauerzeit vorüber war, meldeten ſich beim Pfarrer einige Freier, die um Mariannen anhielten, unter ihnen auch der ſchwarze Hanns; aber ſie wollte nichts wiſſen und der Pfarrer gab ihnen in ihrem Namen eine abſchlägige Antwort. So war der Herbſt vorübergegangen und der Winter hatte bereits die Berge und Fluren mit weißen Teppichen überzogen. —

Es war heiliger Abend. Im Pfarrhauſe ging es heute lebendiger zu als gewöhnlich, die alte Wirthſchafterin ſchlürfte mit ihren Pantoffeln heute ſo geſchäftig herum, als wäre wieder die Kraft der Jugend in ihre alten Glieder gekehrt. Marianne konnte ſich das gar nicht erklären; und was ihr noch wunderbarer ſchien: die Alte ſang ſelbſt manchmal, wenn ſie beim Sparherde die praſſelnden Forellen drehte. Selbſt der Pfarrer ſchien heute viel heiterer geſtimmt als ſonſt; doch das Wunderbarſte war: ſie mußte vier Gedecke auf den Tiſch geben, und es war ja doch ſchon beinahe Abend und kein Gaſt noch zu ſehen. Endlich war alles in der Küche bereitet, die Suppe gekocht, der Schwarzfiſch bereits ausgekühlt, die Forellen gebacken, die Chriſtſemmel auf einen Teller geſchnitten, Nüſſe und Aepfel waren auch nicht vergeſſen, und ſo fehlte nichts mehr. Die Wirthſchafterin nahm jetzt Mariannen bei der Hand nnd führte ſie hinauf in's Speiſezimmer, wo der Pfarrer bereits auf einem Kanapee ſaß. Er lächelte Mariannen freundlich zu und ſagte: „Komm, Marianne, ſetze Dich zu mir, die Leni wird einſtweilen den Chriſtbaum bereiten, und dann wollen wir ſehen, was ſie uns Alles beſcheert hat. Damit uns die Zeit vergeht, wollen wir ein wenig plandern. Du haſt ja im Frühjahre einen Liebhaber gehabt?“

Marianne erröthete.

„Nun, nun! Du brauchſt nicht zu erröthen und verlegen zu werden, es iſt ja keine Schande. Haſt Du ſchon lange nichts von ihm gehört?“

„Seit dem Tode des Vaters.“

„Wenn ich nicht irre, iſt er Aufſeher geweſen?“

„Ja.“

„Und wie ich mir von den Leuten habe ſagen laſſen, ſoll er ein braver Mann geweſen ſein?

„O, der bravſte, der beſte, der edelſte Menſch von der Welt!“

„Er ſoll Dich ungemein geliebt haben?“

Marianne ſchlug die Augen nieder.

„Mir ſcheint, Du haſt ihn nicht gut leiden können, ſonſt hätte er Dich gewiß nicht verlaſſen?“

„Ach, Herr Pfarrer, ich hätte mein Leben für ihn gegeben; aber —“

„Nun was aber?“

„Ich durfte ihn nicht lieben.“

„Du durfteſt ihn nicht lieben? und warum?“

„Weil ich dem Vater das Verſprechen gegeben habe, keinen Grenzjäger zu heiraten.“

„Und warum verlangte Dein Vater ein ſolches Verſprechen von Dir?“

Marianne ſchwieg verlegen.

„Nun, ich bin bereits davon unterrichtet, ich kenne die ganze Geſchichte.“

„Sie wiſſen, Herr Pfarrer?“

„Alles!“

„Auch daß — —“

„Auch, daß Du nicht Redowig's Tochter biſt.“

„Und wer hat Sie davon unterrichtet?“

„Das wirſt Du ſchon erfahren; doch jetzt ſage mir, meine Tochter, was ſollen wir ſelbſt unſern ärgſten Feinden?“

„Verzeih'n!“

„Wol. Hat uns nicht der göttliche Heiland am Kreuze das erhabenſte Beiſpiel gegeben, indem er ſeinen Mördern verzieh und noch für ſie betete? Hat er nicht die Liebe unſerer Nebenmenſchen zum Hauptgebote gemacht? Und iſt ſelbſt der ärgſte Todfeind nicht unſer Nebenmenſch? Sieh', Marianne! da hat Redowig — Gott habe ihn ſelig! — ſchlecht gehandelt, und unſer allbarmherzige Gott wolle ihm das verzeihen, daß er an ſeinem Feinde ſo ſchreckliche Rache genommen. Allein an dem war nicht genug; er hat nicht allein ſeinen Feind gehaßt, ſondern er hat auch ſeinen Haß auf die Kollegen ſeines Feindes übertragen, die doch im Grnnde genommen ganz unſchuldig ſind. Noch nicht genug

Digitized by Google

an dem, liebe Marianne; er hat auch Dich als ein Rachewerkzeug anserseh'n, auch Du solltest ihm seine Rache stillen helfen. Ich will dem Redowig nicht übel in's Grab nachreden, er war sonst ein seelengnter Mensch, aber hierin hatte er sehr schlechte Grundsätze. Sage mir, Marianne, kann denn der liebe Gott ein Versprechen, und noch dazu ein erzwungenes Versprechen billigen, welches dahin zielt, Rache auszuüben?"

„Ich habe ihm, Herr Pfarrer, das Versprechen freiwillig gegeben."

„Sage mir das nicht, Marianne, da müßtest Du höchstens den Aufseher nicht geliebt haben; hast Du ihn aber geliebt, so wirst Du das Versprechen nicht so leicht gegeben haben; Redowig wird Dir mit seinem Zorne gedroht, alle Seiten Deines weichen, empfindlichen Herzens gespannt, Deiner Phantasie die schrecklichsten Bilder vorgemalt haben, um Dich mit Haß gegen die Aufseher zu erfüllen, die er als seine Feinde ansah. Ist es nicht so, Marianne?" Sie schwieg. „Du bejahst stillschweigend die Wahrheit meines Gesagten: daß er Dir das Versprechen erpreßt hat, und ein erpreßtes Versprechen, liebes Kind, ist vor Gott und Menschen ungiltig. Selbst gesetzt, er hätte Dir es nicht erpreßt, so verbietet Dir die Religion, Dein Versprechen zu halten; denn hast Du Dich mit dem Versprechen nicht auch zugleich verpflichtet, seine Feinde zu hassen, gegen das heilige Gebot Jesu zu handeln, das da sagt: Liebet euere Feinde, thuet Gutes denen, die euch beleidigt haben, und betet für die, die euch hassen und verfolgen?"

„Ach, Herr Pfarrer! ich sehe, daß mein Vater und daß ich schlecht gehandelt. Gott, auf welche Irrwege bin ich gerathen!"

„Beruhige Dich, Marianne! Gott wird Dir vergeben, Du sahst den Abgrund nicht, Dein kindliches Herz war zu befangen. Aber um den armen Menschen thut es mir leid, der Dich wie sein Leben liebte; Du stießest ihn hartherzig von Dir und hast ihn für sein ganzes Leben unglücklich gemacht."

„Ach, Herr Pfarrer, erinnern Sie mich nicht daran, ich habe die Zeit her genug gelitten!" und sie brach in einen Strom von Thränen aus.

„Beruhige Dich, liebes Kind, es wird vielleicht wieder gut werden; wenn er Dich wahrhaft liebt, so kommt er wieder."

„O, nein! er kommt nie mehr, ich habe ihn zu hart behandelt."

„Wie aber, Marianne, wenn ich Dir mein Wort gäbe, daß er wieder kommt?"

„O dann würde ich Ihnen zu Füßen fallen! — ach, Sie möchten mich unaussprechlich glücklich machen!"

„Und wie, wenn ich Dir sage, daß er schon wiedergekommen ist?"

„Josef?! Nein, das ist nicht möglich! Wo, wo, Herr Pfarrer, wo ist er? ich werde zu ihm, ich werde ihn auf meinen Knieen um Vergebung bitten!"

Da tönte ein Glöckchen im Nebenzimmer, der Pfarrer nahm Mariannen bei der Hand: „Nun wollen wir sehen, was uns der heilige Christ beschcert hat." Sie traten ein; ein Christbaum von hundert Lichtern bekränzt leuchtete ihnen entgegen und der Pfarrer sagte: „Hinter dem Christbaum, Marianne, steht Dein Christgeschenk."

Sie trat zwei Schritte näher und — da flog hinter dem Tische ein Aufseher hervor und Mariannen an den Hals. Es war beiderseitig nur ein Schrei des Entzückens, ein Aufschrei der jubelnden Seele: „Marianne! Josef!" Die Wirthschafterin schluchzte vor Freudenthränen, der Pfarrer wischte sich auch die Augen, legte seine Hände auf Beider Haupt und sagte: „Nun Kinder, jetzt habt Ihr Euch wieder; seid also glücklich und verlaßt Euch nimmermehr." Die Wirthschafterin trat nun auch näher und steckte Mariannen und Josef einen Goldreif an den Finger, indem sie sagte: „Da habt Ihr auch von mir ein kleines Christgeschenk und erinnert Euch immer an den heiligen Abend, wo Ihr einander wieder gefunden habt. Nun aber kommen Sie, Herr Pfarrer, sonst wird die Suppe kalt."

Sie begaben sich sämmtlich in's Speisezimmer. Noch nie war im Pfarrhause ein so heiterer, fröhlicher heiliger Abend gefeiert worden, es war im wahren Sinne des Wortes ein heiliger Abend. Es wurde gesprochen und gescherzt und jeder fühlte sich überglücklich. Nach dem Essen sagte der Pfarrer: „Nun, Herr Oberaufseher, erzählen Sie uns doch, warum Sie so lange sich nicht haben sehen lassen?"

Marianne schaute Josef an und fragte verwundert: „Du bist Oberaufseher?"

„Freilich," erwiederte Josef, „und ich bin's geworden, ohne eine Prüfung abgelegt zu haben. Ich habe neulich eine bedeutende Contrebande gemacht. Ich hatte nämlich den Posten auf der Bernsdorfer Straße und da sah ich einen Wagen mit Getreide daherkommen. Der Wagen schien mir so eigenthümlich gebaut, daß ich nicht umhin konnte, ihn näher zu untersuchen. Und richtig, er hatte einen doppelten Boden. Ich setze dem Knechte das Bajonnet auf die Brust und frage barsch, was sich da d'rin befinde? Dieser gesteht mir zitternd, daß der Raum mit Kaffee, Tabak und Stoffen gefüllt sei. Natürlich mußte der Knecht mit mir nach Trautenau. Die Kontrebande wurde untersucht und es fand sich, daß sie sehr bedeutend war. Der Knecht kam in's Verhör; lange Zeit wollte er nicht gestehen, wem die Waare gehöre; da man ihm aber versprach, daß ihm gar nichts geschehen solle, wenn er bekennen würde, so sagte er endlich aus, daß sie dem T.....er Griesler F** gehöre. Er wurde weiter verhört, ob man ihn an der Grenze nicht untersucht habe. Er bejahte es. Nun fragte und forschte man weiter und weiter, und es kam eine Bestechung zum Vorschein. Das Gesetz griff strafend ein, während ich meinen jetzigen Rang erhielt und auf meine Bitte nach der Station Freiheit versetzt wurde."

„Ich wünsche Ihnen von Herzen Glück," sagte der

Digitized by Google

Pfarrer, und die Leni ſtimmte dazu ein und ſagte weiter: „Aber jetzt müſſen Sie auch bald heiraten.“

Marianne erröthete, Joſef aber wendete ſich zum Pfarrer: „Ich wollte eben bitten, Herr Pfarrer, beim Vormund für mich ein gutes Wort einlegen zu wollen.“

„O herzlich gern,“ erwiederte dieſer; „morgen können wir miteinander hinaufgehen, der Gall Anton oben am Berge iſt ihr Vormund; er wird keine Schwierigkeiten machen, und dieſen Faſching habt Ihr ſchon Hochzeit.“ — „O wie freu' ich mich,“ ſagte die alte Leni, „aber das ſag' ich Dir, Marianne, daß Du keine andere Brautmutter wählſt als mich; da will ich auf meine alten Tage noch einmal luſtig ſein. Nein, das hätt' ich mir nicht eingebildet, daß ich noch auf eine Hochzeit gehen werde!“

So war unter angenehmen Geſprächen die elfte Stunde herangekommen und die Glocken vom nahen Thurme riefen zu den Metten. Alle ſtanden auf und begaben ſich zur Kirche, um der feierlichen Chriſtnacht beizuwohnen. Seit langer Zeit beteten die beiden Liebenden wieder einmal neben einander, jedoch Joſef hatte keine rechte Andacht, ſein überglückliches Auge weilte zu oft auf Mariannen.

Den andern Tag ſchritten der Pfarrer und Joſef den Weg hinauf zu Gall Anton's Gehöfte. Sie trafen ihn zu Hauſe, da heiliger Tag war, und der Pfarrer brachte das Anliegen vor. Der Vormund machte gar keine Einwendungen und die Sache wurde in Ordnung gebracht; Marianne war die erklärte Braut Joſef's. Sie wechſelten die Ringe, die ihnen die alte Leni geſchenkt hatte, und die Hochzeit ſollte den letzten Faſching ſein. Wer war glücklicher als die beiden Liebenden!

Der Raub.

In einer ſtürmiſchen Jänernacht ſchlichen zwei vermummte Geſtalten um's Pfarrhaus. Drinnen war's ruhig, alles ſchlief. Der eine Kerl nahm jetzt ein Stück Löſchpapier, feuchtete es im Schnee an und klebte es ſorgfältig an eine Scheibe des Küchenfenſters, dann drückte er, und die Scheibe fiel in das Innere, jedoch ohne Geräuſch. Er lauſchte, und da alles ruhig blieb, griff er zur Oeffnung hinein, machte die Riegel auf, und die beiden Fenſterflügel öffneten ſich. Hierauf ſchwang er ſich auf das Fenſterbrett und ſtieg in das Innere. Jetzt herrſchte einige Zeit tiefe Stille, dann drehte ſich ein Schlüſſel in der Hausthür, ein Riegel wurde zurückgeſchoben und die Thüre war offen. Der Andere trat jetzt auch hinein, und die Thüre wurde wieder zugelehnt, doch ſo, daß man bei dem geringſten Geräuſch augenblicklich entrinnen konnte. Nun zog der Andere ein Reibzeug heraus und zündete eine kleine Blendlaterne an, um ſich zurecht zu finden. „Da iſt das Schlafgemach des Pfarres,“ ſagte der Eine, „und da gegenüber in der Stube müſſen die Frauenzimmer ſein.“ — Sie ſchritten jetzt auf die bezeichnete Thür los, der Mann barg die Laterne unter die Jacke und verſuchte das Schloß der Thüre; ſie war nicht verſchloſſen, ſondern nur eingeklinkt und wurde leiſe geöffnet. Jetzt blieben ſie ſtehen und lauſchten: alles war ruhig, nur das Athmen zweier Schlafenden konnte man unterſcheiden. Er öffnete die Flügel der Laterne, um zu ſehen wer und wo die beiden Schlafenden ſind. Nachdem ſie ſich die nöthige Einſicht geholt, wurde die Laterne ausgelöſcht. Hierauf ſchlichen ſie zum Bette, wo die alte Wirthſchafterin ſchlief. Der Eine hielt ihr den Mund zu, der Andere band ihr die Hände auf den Rücken. Nachdem dies geſchehen, wickelte er ihr den ganzen Kopf in ein großes Tuch, das er dann zuband, und warf noch einige Betten auf ſie. Hierauf ſchlichen ſie zum andern Lager, wo Marianne ſchlief und wiederholten daſſelbe Manöver, jedoch mit dem Unterſchiede, daß ſie der Eine auf den Arm hob und mit ihr davon eilte. Bald waren ſie im Freien, ohne das leiſeſte Geräuſch; ſie ſprangen hinüber auf die Straße und ein Stück auf derſelben fort. Marianne ſah und hörte nichts, das dichte Tuch, das ihr um den Kopf gewunden war, erſchwerte ihr ungemein das Athmen. Jetzt fühlte ſie, daß ſie in die Höhe gehoben wurde und auf einem Wagen fahre; ſie konnte ſich nicht rühren, denn die Hände waren ihr auf den Rücken gebunden und ſie wurde überdies noch von zwei nervigen Armen gehoben. In dieſer Lage war ſie vielleicht zwei bis drei Stunden gefahren, da plötzlich hielt der Wagen; ſie wurde herausgehoben und ein großes Stück getragen, bergauf und bergab, wie ſie aus den Bewegungen der Träger wahrnahm. Jetzt ſpürte ſie den Boden unter ihren Füßen — ſie ſtand. Die Hände wurden ihr freigemacht, das Kopftuch abgebunden, doch ſie ſah nichts, es war finſtere Nacht um ſie. Sie rief um Hilfe, aber Niemand antwortete ihr als das Gelächter der beiden Kerle, die ſich jetzt entfernten und die Thüre verriegelten. Sie tappte im Finſtern umher und griff auf einen Tiſch, daneben ſtand ein Schämel, auf den warf ſie ſich nun. Sie zerbrach ſich den Kopf, von wem und warum ſie geraubt worden ſei, allein ſie konnte keine Urſache ausfindig machen. Ihre Augen hatten ſich inzwiſchen an die Finſterniß gewöhnt und ſie vermochte die Gegenſtände um ſich her zu unterſcheiden. Es war ein kleines Gemach, etwa acht Schritte lang und ſechs Schritte breit; neben der Thür ſtand ein kleiner Ofen von Thon. Außer dem Tiſche und Schämel und einer kleinen Ofenbank waren ſonſt keine Geräthſchaften vorhanden. Der Thür gegenüber ſah ſie etwas im Finſtern glänzen; ſie unterſuchte es — es war ein Fenſter. Daſſelbe war durch ſtarke Eiſenſtäbe verwahrt und außen durch einen Fenſterladen dicht geſperrt, ſo daß nicht ein Lichtſtrahl durchdringen konnte. Draußen hörte ſie einige Raben krächzen; der Tag mußte alſo ſchon angebrochen ſein. Während ſie die Gegenſtände um ſich her unterſuchte, knarrte draußen eine Thüre und ſie hörte im Ofen ein Geräuſch; es mußte jemand einheizen. Sie hatte ſich nicht getäuſcht, denn bald kniſterte und praſſelte das Feuer. Jetzt ſchob ſich draußen der große hölzerne Riegel auf die Seite, die Thüre öffnete ſich und ein altes häßliches Weib kroch zur Thür herein. Marianne erſchrak unwillkürlich bei ihrem Anblicke, ſie erinnerte ſich an die Hexen; gerade ſo hatte man dieſelben geſchildert: eine hinkende Geſtalt, lange Arme, ein erbſenfahles Geſicht, fun-

Digitized by Google

kelnde, kleine Augen, einen zahnloſen Mund, ſchwarze Haare, kurz alles ſtimmte überein. Dazu kam noch, daß das Schleußenlicht ihrer Geſtalt einen röthlichen Anſtrich gab, was ſie noch häßlicher machte. Sie ſetzte einen Krug und einen Topf auf den Tiſch, legte daneben ein Stück Brod mit einem Meſſer und ſagte: „Da haſt Du im Topf einen gebackenen Kapaun, und im Kruge Milch. Guten Appetit!"

Marianne bekam jetzt die Sprache und fragte: „Aber ſagt mir, gutes Mütterchen, warum bin ich denn eigentlich hier eingeſperrt?"

„Wirſt ſchon ſehen, wirſt ſchon ſehen", keifte die Alte und trippelte zur Thür hinaus.

Marianne wollte ihr nacheilen, aber die Thüre ſchlug heftig in die Klinke und der Riegel ſchob ſich wieder vor. Bis jetzt hatte ſie noch immer keine Furcht gehabt, aber da ſie ſich in ſolchen Händen wußte, wurde ihr doch ein wenig ängſtlich zu Muthe. Sie ſetzte ſich auf die Ofenbank und überlegte, was ſie doch eigentlich anfangen ſollte; um Hilfe ſchrein, das wäre vergebens geweſen, da ſie ſich in einer einſamen, unwirthbaren Gegend dachte; abwarten — doch da blitzte ihr plötzlich ein Gedanke durch den Kopf, ſie ſprang auf und rief: „Ja, ich befreie mich! ich breche durch, ich habe ja hier ein Meſſer; da mache ich ein Loch durch die Thüre, vielleicht gelingt es mir, den Riegel auf die Seite zu ſchieben." Sie nahm das Meſſer und machte ſich ſogleich an die Arbeit. Zuerſt bohrte ſie die Spitze ein wenig in's Holz ein, bewegte dann das Meſſer kreisförmig und machte ſomit ein kleines Loch. So arbeitete ſie weiter und bemerkte mit Freuden, wie die Arbeit gedieh. Nach einer Stunde ungefähr war die Thür durch und ſie ſuchte nun durch Schneiden das Loch etwas zu vergrößern. Bald bemerkte ſie, daß ſie etwas zu tief eingeſchnitten habe, aber ſie fühlte mit der Meſſerſpitze etwas weiter oben den Riegel. Sie ſchnitt nun nach oben zu, ein Span nach dem andern fiel, der Schweiß rann ihr ſchon über das Geſicht; bald war die Arbeit ſo weit gediehen, daß ſie mit dem Meſſer bequem zum Riegel konnte. Jetzt wollte ſie ſich überzeugen, ob er zu bewegen ſei. Sie ſtach die Spitze des Meſſers etwas hinein und verſuchte nach beiden Seiten zu drücken, indem ſie ſich des Meſſers wie eines Hebels bediente, und o Freude, nach einigen Augenblicken bewegte ſich der Riegel von rechts nach links. Sie ſchob ihn nun ſtückweiſe weiter, indem ſie die Spitze immer weiter einſetzte; jetzt entſtand ein Getöſe draußen — der Riegel war gefallen. Sie drückte an der Klinke — die Thür ging auf — ſie war im Vorhauſe. Die Hausthüre war nur durch eine hölzerne Klinke geſchloſſen, ſie zog an der Schnur, die Thür öffnete ſich und — vor ihr ſtand die robuſte Geſtalt des ſchwarzen Hanns. Ein Donnerſchlag hätte ſie nicht mehr niederſchmettern können, als dieſer Anblick.

„Ei, ei," ſagte er grinſend, „mein Täubchen will ausfliegen? das Gebauer war alſo nicht feſt genug. Nun, das geht nicht ſo leicht, das wäre ja ein Jammerſchade, wenn ich ſo ſchnell um meinen Schatz gekommen wäre!"

„Hanns, laßt mich gehen," bat Marianne, „ſonſt ſchrei' ich um Hilfe."

Hanns verzog das Geſicht zu einer höhniſchen Frazze und ſagte: „Schrei nur zu! die Bäume und Felſen haben keine Ohren. Jetzt aber komm mit mir in die Stube, ich habe mit Dir noch was zu reden. Du brauchſt Dich nicht zu fürchten; Du biſt nur in einer Paſcherhütte; und wenn Du Vernunft annehmen willſt, kannſt Du gleich mit mir nach Hauſe gehen." Und er faßte Mariannen bei der Hand und ſchleppte ſie zur Stube zurück. Nun zog er aus der Taſche eine kleine Laterne, zündete ſie an und ſtellte ſie auf den Tiſch. „Marianne, ſetze Dich und laß einmal ein vernünftiges Wort mit Dir reden."

„Ich brauch' mich nicht zu ſetzen, Hanns; Ihr könnt mir es ſo ſagen."

„Wie Du willſt; alſo höre! Du wirſt Dich wol noch zu erinnern wiſſen, Marianne, daß ich im Frühjahr einmal bei Euch war und Dich zu meinem Weibe wollte?"

„O, ſo etwas vergißt man nicht!" erwiederte ſie.

„Du wirſt Dich auch noch zu erinnern wiſſen, daß Ihr mir eine abſchlägige Antwort gabet?"

„Recht gut weiß ich's noch," entgegnete Marianne.

„Ich denk', Du wirſt kein dummes Gänschen mehr ſein und wirſt einwilligen, wenn ich Dich jetzt begehre."

„Nimmermehr werde ich einwilligen, und um ſo weniger, da Ihr bei Nacht und Nebel wie ein Räuber im Pfarrhauſe eingebrochen ſeid und mich in dieſes Neſt wie eine Gefangene ſetzen ließet."

„Nun das iſt gut," erwiederte der ſchwarze Hanns, „daß Du doch weißt, daß Du eine Gefangene biſt; aber das wirſt Du doch einſehen, daß Du nicht wie eine Gefangene behandelt wirſt; denn der würde man nicht gebratene Kapaune vorſetzen. Schau, Marianne, Du ſollſt es gut bei mir haben; ich werde Dich mit guten Biſſen zu Tode füttern, Alles, Alles werde ich Dir thun, was Du nur wirſt wollen."

„Kolbe! ich habe es Euch ſchon geſagt: ich mag Euch nicht; und daß Ihr's wißt, ich kann Euch nicht leiden."

„Wenn Du mich auch nicht leiden kannſt, ich mach' mir nichts daraus, das wird ſich mit der Zeit ſchon finden, ich kenn' die Weiber; wenn ſie auch anfangs dem Mann wie einer Spinne am Rad gram ſind — haben ſie aber einmal angebiſſen, da möchten ſie ihn dann auffreſſen."

„Verſchont mich mit unverſchämten Reden; ich will Euch einmal nicht!"

„Was Du doch für Geſchichten machſt, und ob ich nicht ein Thor bin! Mir ſcheint, Du haſt vergeſſen, daß Du in meiner Gewalt biſt?"

„O nein, ich weiß recht gut, aber glaubt nicht, daß ich mich fürchte; und ich ſag' Euch noch einmal, eher würde ich augenblicklich ſterben, als die Eure werden."

„Nun gut; wenn Du ſo halsſtärrig biſt, ſo können wir ja gleich einen Verſuch machen; das wär' doch der Teufel, wenn ich mich etwa vor Dir noch fürchten ſollte!" Und er machte Miene, auf Marianne los zu gehen.

Digitized by Google

Aber Marianne ſchrie ihm zu: „Halt! wagt keinen Schritt an mich heran! Ihr ſeht das Meſſer da in meiner Hand; wenn Ihr's wagt, nur einen Schritt mir zu nahen, ſo wahr ein Gott im Himmel iſt! ich ſtoße mir's in die Bruſt!" Und ſie ſtand da, das Geſicht geröthet, die Augen vor Zorn funkelnd, und die Hand mit dem Meſſer gegen die Bruſt gerichtet, wie eine Rachegöttin.

Das hatte er nicht erwartet, ſo viel Kraft hatte er dieſem Mädchen nicht zugetraut; er wagte ſich nicht von der Stelle und ſagte nach kurzer Pauſe: „So laſſen wir Dich noch einige Zeit hier, Du wirſt ſchon kirre werden; und daß Du nicht entſchlüpfſt, dafür ſtehe ich Dir. Nun lebe einſtweilen wol, in ein paar Tagen werde ich wieder nachfragen. Er nahm die Laterne vom Tiſche und ging fort. Diesmal verkeilte er den Riegel, daß er nicht rutſchen konnte, und ſtellte noch einen rieſigen Klotz vor die Thüre. Dann ſah er nach, ob der Fenſterladen auch gut verwahrt ſei. Marianne hörte das alles; dann ward's wieder ruhig— er war fortgegangen.

Der Krug geht ſo lange zum Brunnen bis er endlich bricht.

In Freiheit ſaß in einem Zimmer der Oberaufſeher Joſef, den Kopf in die Hand geſtützt; tiefer Schmerz war in ſeinem Geſichte ausgeprägt. Zwölf Tage ſchon war Marianne verſchwunden, ſpurlos verſchwunden. Nah und fern hatte es ſich die Mannſchaft zur Aufgabe gemacht, ſie zu ſuchen, denn jeder liebte den Oberaufſeher, aber vergebens; ſelbſt die benachbarten Ortſchaften hatten eifrig nachgeforſcht, aber Marianne war und blieb verſchwunden. Wenzel ſtand zur Seite, hatte ſeine Hand auf die Schultern des Freundes gelegt und tröſtete ihn, ſo viel in ſeinen Kräften ſtand. Da pochte es an der Thüre und ein Aufſeher trat ohne Athem in das Zimmer: „Herr Oberaufſeher! ich komme nur zu melden, daß heute früh gegen drei Uhr der ſchwarze Hanns aus Oberaltſtadt über die rothe Höhe hinausgefahren iſt, ganz ſicher über die Grenze und dürfte vielleicht heute Nacht zurückkommen."

Wenzel hatte mit geſpannten Ohren gelauſcht, ging dann auf den Aufſeher zu und fragte: „Haſt Du Dich nicht getäuſcht, Schubert?" — „Nein," antwortete der Gefragte, „ich werde doch den ſchwarzen Hanns kennen!"

Wenzel neigte ſich zu Joſef und fragte: „Herr Oberaufſeher, darf ich dieſe Nacht auf den Poſten hinaus gehen?"

„Geh," ſagte Joſef; „damit Du nicht allein gehſt, ſo wird Dich Schubert begleiten."— Die Beiden wollten ſich entfernen; doch er rief ſie wieder zurück und ſagte: „Wartet noch einen Augenblick!" Er nahm Wenzel zur Seite und ſagte zu ihm leiſe: „Wenzel! wie, wenn der ſchwarze Hanns am Ende die Marianne geraubt hätte? Marianne hat ihm zwar nichts gethan, aber er weiß, daß ich ſie liebe und könnte mir den Spuck geſpielt haben!"

Dem Leſer muß ich hier berichten, daß die Aufſeher noch nichts von einem Heiratsantrage des ſchwarzen Hanns wußten und daher nicht auf dieſen Gedanken kamen.

„Du haſt Recht," erwiederte Wenzel, „dem Spitzbuben iſt alles zuzutrauen."

„Ich werde mit Euch gehn," ſagte hierauf Joſef, „richtet Euch ſchnell zu und holt mich ab."

Nach einer Viertelſtunde ſchritten die drei Grenzjäger über die Freibeiter Brücke den Bergpfad hinauf und über die Felder den Waldungen zu.

„Wo ſollen wir ihn erwarten?" fragte Wenzel unterwegs, „ſtellen wir uns im Trautenbacher Grunde, oder auf Hammerbauers Fahrwege auf?"

„Keines von beiden," ſagte Joſef, „denn da müßten wir uns wieder theilen; wir gehen ein Stück weiter und poſtiren uns diesmal im Schatzlarer Grunde; denn da muß er fahren, über die Kippe kann er nicht, die iſt zu ſteil, er muß durch dieſe Schlucht; und da der Wagen dort bergauf fährt, kann er uns nicht entwiſchen. Sie, Schubert, fallen den Pferden in die Zügel und halten den Wagen auf; Du, Wenzel, nimmſt die Hunde auf Dich, wenn er wieder welche zur Begleitung mit hat, und ich nehme den ſchwarzen Hanns ſelbſt in die Arbeit."

Unter ſolchen Geſprächen waren ſie beinahe zwei Stunden weit rüſtig fortgeſchritten und die Nacht war bereits hereingebrochen, als ſie in dem ſogenannten Schatzlarer Grunde ankamen. Dieſer iſt ein tiefes Keſſelthal; nördlich lehnt ſich die Kippe wie ein Rieſe hinauf, welche mit ungeheuern Tannen bewachſen iſt; ſüdlich thürmen ſich ſteile Felſenwände empor, öſtlich und weſtlich ſtreichen dicht bewaldete Lehnen hin. Ueber die öſtliche läuft ein Fahrweg herab bei den Felſen knapp vorbei und an der weſtlichen Lehne hinauf. Die Felſen ſind durch den Zahn der Zeit vielfach zerklüftet, ſo daß ſich ordentliche Höhlen gebildet haben, die recht bequem zur Wohnung eingerichtet werden könnten. Die Grenzjäger waren durch den Marſch ermüdet, denn ſie mußten oft bis an's Knie im Schnee waten; dann war eine grimmige Kälte, und ſie beſchloßen, da es ohnedies erſt acht Uhr war, ein Feuer anzumachen und auszuraſten. Sie brachen dürre Aeſte von den Bäumen und trugen ſie in eine geräumige Höhle; bald praſſelte und loderte das dürre Reiſig hoch auf. Von Rauch war nichts zu ſpüren, da er ſich durch die Spalten verlor. Sie breiteten die Mäntel auf die trockene Erde aus und lagerten ſich um's Feuer. Gegen 10 Uhr löſchten ſie das Feuer aus, wickelten ſich in die erwärmten Mäntel, und Einer nach dem Andern wachte vor der Höhle. Gegen 11 Uhr hörte man das Schnaufen eines Pferdes. Der Wachhabende gab das Zeichen und die Andern flogen aus der Höhle. Jetzt kam das Fuhrwerk über die öſtliche Lehne herab aus der Lichtung des Waldes. Es war ein Schlitten mit zwei Pferden beſpannt. Eine ſchwarze Geſtalt ſchlich um den Schlitten herum; bald war ſie vor den Pferden, bald hinter dem Schlitten; die Grenzjäger hatten ſie erkannt — es war der ſchwarze Hanns; Hunde ſah man nicht. Als er etwa die Hälfte der Felſen paſſirt hatte, hielt er das Geſpann

Digitized by Google

an. Wenzel und Schubert machten schon Anstalt, aus dem Felsen hervorzubrechen, allein Josef hielt sie zurück, indem er ihnen bedeutete, noch abzuwarten. Der Pascher lenkte jetzt das Gespann nahe an die Felsen und band die Pferde an einen Baumstock. Hierauf verlor er sich in die Felsen. „Schubert, Sie geben auf das Gespann Acht, lassen Sie es nicht aus dem Gesichte!" befahl Josef leise und kroch in Begleitung Wenzel's eine schmale Felsenschlucht hinauf. Sie mußten mehr als einmal auf Händen und Füssen kriechen, und dazu kam noch, daß ihnen die Mäntel und das Gewehr hinderlich wurden; doch langten sie glücklich oben an. Sie spähten umher und bald hatten sie ihn entdeckt, wie er im Mondschein durch den Wald eilte. Leise eilten sie ihm nach in ziemlicher Entfernung, doch so, daß sie ihn nicht aus dem Gesichte verlieren konnten. So waren sie ihm etwa durch 10 Minuten gefolgt, die Gegend wurde immer wilder; da erblickten sie unter Felsentrummern eine kleine Hütte, auf diese schritt der Pascher zu. Josef blieb stehen und Wenzel machte einen Umweg, um von der andern Seite das Nest im Auge zu haben, damit er ihnen nicht entwischen könnte. Hanns war in der Hütte verschwunden, doch kehrte er nach einer Weile wieder und trat den Rückweg an. Die Grenzjäger gaben sich einen Wink und eilten auf einem Umwege dem Pascher voraus. Sie waren schon längst auf ihrem Posten wieder unten, wo ihr Kamerad stand, als Hanns ankam. Er band die Pferde los, gab ihnen einen kleinen Schmitz und das Gespann fuhr weiter und an dem Orte vorbei, wo die Jäger standen. Die Pferde schnauften heftig, als sie vorbe trabten. Der Schlitten mußte etwas bergauf fahren; Josef gab das Zeichen und alle drei stürzten dem Pascher mit einem furchterlichen Halt! entgegen. Da krachte es, und der Czako Schubert's flog vom Kopfe, von einer Kugel durchbohrt. Im selben Momente sprang der Pascher in den Wald. Josef und Wenzel ihm nach. Schubert blieb beim Wagen. Allein der schwarze Hanns war schon ihren Augen verschwunden.

„Da ist er herein," sagte jetzt Wenzel, „da ist keine Spur im Schnee."

Sie eilten Beide der Spur nach, so schnell sie es nur vermochten. Da verschwand die Spur unter einer dichten Tanne. „Da muß er sein," sagte Wenzel.

Jetzt zischte es durch die Luft und die Spitze eines Messers drang Wenzeln zwischen dem Halse und der Achsel tief in das Fleisch. Er riß das Messer aus der Wunde — zwei Feuerröhre reckten ihre schwarzen Mündungen in das Dickicht der Tanne — ein Blitz — ein Knall und — durch die Aeste fiel die schwere Gestalt des Paschers von zwei Kugeln getroffen herab auf die weiße Fläche des Schnees, die sich roth färbte.

Josef eilte auf ihn zu und schrie: „Wo ist Marianne?" — aber er war todt; beide Kugeln waren ihm durch's Herz gegangen. Wenzel war nach dem Schuß niedergesunken, die Kräfte hatten ihn verlassen, das Messer war zu tief gedrungen. Josef rief nach dem dritten Aufseher, der band die Pferde an einen Baum und eilte dem Platze zu. Josef hatte einstweilen die Wunde seines Freundes gewaschen und verbunden und ihn durch ein paar tüchtige Züge Rum wieder auf die Beine gebracht. Die Beiden nahmen nun den todten Pascher und trugen ihn dem Schlitten zu. Wenzel schwankte hinter ihnen, indem er sich von Zeit zu Zeit an die Achsel Josef's stemmte. Beim Schlitten angekommen, warfen sie den Todten auf den hintern Theil der Ladung und Josef sagte zu Schubert: „Bleiben Sie hier, ich werde nachschauen, was der Hanns im Häuschen drüben gemacht hat."

„Du hast Recht, Josef," sagte Wenzel, „mir scheint, dort wird er ein Magazin angelegt haben. Wenn ich könnte, ich ginge gern mit Dir; aber die Wunde hat mich so schwach gemacht, daß ich kaum auf den Füssen stehen kann."

„Setz Dich einstweilen auf den Schlitten," sprach Josef, „ich bin gleich da;" und er war in den Felsen verschwunden.

Nach Regen kommt Sonnenschein.

Der Oberaufseher eilte durch den Wald in der Richtung fort, die der schwarze Hanns eingeschlagen hatte, und bald hatte er das Häuschen vor sich. Sein Inneres war so froh bewegt, er konnte sich diese freudige Erregung gar nicht erklären. Er betrachtete das Häuschen: es war aus unförmlichen Steinen zusammengefügt; auf der südöstlichen Seite befand sich eine niedere Thüre, durch die ein mittelgroßer Mann gebückt gehen mußte; auf der nordwestlichen Seite war ein Fenster, mit einem Laden verschlossen. Er ging zur Thür und versuchte sie zu öffnen; sie war aber durch ein Schloß gesperrt. Er klopfte — Niemand antwortete ihm. Er schritt auf die entgegengesetzte Seite, wo sich das Fenster befand, und klopfte mit aller Gewalt auf den Fensterladen, indem er schrie: „Aufgemacht!" Da tönte aus dem Innern der Hütte ein Schrei, der ihn wie ein Donnerschlag traf; er hatte Mariannen's Stimme erkannt. Voll Freude und Erwartung rief er: „Bist Du es, Marianne?"

„Ja, ich bin's!"

Wie ein Pfeil flog er zur Thüre zurück, mit zwei Fußtritten sprang sie krachend auf; er rannte in die dunkle Hausflur und rief wiederholt den Namen „Marianne;" ihre Stimme und ihr Ruf gab ihm die Richtung der Stubenthüre an. Er suchte das Schloß und kam auf den großen hölzernen Riegel; den riß er heraus, warf den Klotz, der die Thüre verrammelte, auf die Seite und mit dem Rufe: „Meine Marianne!" und „mein Josef!" lagen sie sich in den Armen. Es war eine Scene des Wiedersehens und Wiederfindens, die sich nur fühlen, aber nicht beschreiben läßt. Innig umschlungen standen sie da, Keines hatte Worte, nur Gefühle; zwei Liebende brauchen ja nicht zu sprechen, ihre Herzen verstehen sich schon. Josef ermannte sich zuerst und sagte: „Nun komm', Marianne! laß' uns aus diesem Neste eilen, das mir wie eine Todtengruft vorkommt. Deinen Räuber hat die Strafe ereilt, er hat seine That mit dem Leben gebüßt."

Digitized by Google

„Der ſchwarze Hanns?"

„Ja, Marianne, der ſchwarze Hanns iſt todt! Doch komm', Marianne; es iſt kalt; da haſt Du meinen Mantel, Du biſt ja ganz leicht gekleidet und nur in Strümpfen. Ich nehme Dich auf meinen Rücken, ſo kommen wir ſchneller fort; unten am Wege habe ich noch meinen verwundeten Kameraden." Sie willigte ein und ſo eilte Joſef mit ſeiner theuern Laſt dahin durch den Wald; mit der einen Hand hielt ſie ſich an ſeinem Halſe feſt, mit der andern hielt ſie das Gewehr, damit er nicht im Laufen gehindert werde, und ſo kamen ſie bald am Platze unter den Felſen an, wo die beiden Andern warteten. Wie wunderten ſie ſich, als ſie den Oberaufſeher mit einer ſo ſeltenen Bürde daher keuchen ſahen. „Was bringſt Du denn da?" rief ihm Wenzel entgegen.

„Hab' ich's nicht geſagt, Wenzel, daß der Kerl, der Hanns, die Marianne haben wird?"

„Das iſt die Marianne?" rief Wenzel freudig bewegt; „und der ſchwarze Hanns hat ſie in ſeinen Klauen gehabt? Freilich, das wäre ſo ein Biſſen für ſein Sündermaul geweſen!"

Inzwiſchen war Joſef beim Wagen angekommen. „Das iſt das Fuhrwerk des ſchwarzen Hanns," ſagte er zu Marianne, „wir haben es ihm abgenommen. Er ſelbſt iſt da hinten am Schlitten; er iſt todt, er wird Dir nichts mehr thun. Setze Dich da vorne her, Wenzel wird ſich neben Dich ſetzen, weil er ſchwach iſt — ſo, wickelt Euch gut in die Mäntel ein; ich und Schubert werden neben dem Schlitten geh'n. — Alſo vorwärts!" Die Peitſche knallte und der Schlitten fuhr die Berglehne hinauf. Auf de Wege erzählte ihm Marianne die Schreckensſcene im Pfarrhauſe, wie ſie gebunden, fortgeſchleppt, auf einen Wagen gehoben und fortgeführt wurde, wie ſie ſich endlich in dem Loche befand und zwei Männer lachend ſie verließen; ferner wie ſie ſich ſchon durchgebrochen hatte und entfliehen wollte, wie da gerade der ſchwarze Hanns kam und welche Scene da zwiſchen ihnen ſtattfand. „Seit der Zeit," fuhr ſie fort, „hatte der ſchwarze Hanns eine gewiſſe Scheu vor mir, er wagte es nicht mehr, mir Anträge zu machen oder zudringlich zu ſein; er hätte mich vielleicht frei gelaſſen, aber er fürchtete Verrath, und deshalb behielt er mich in Gewahrſam. Vielleicht hoffte er auch noch immer von meiner Seite Nachgiebigkeit. Wöchentlich kam er zwei auch dreimal und ſah nach, ob ich noch dort ſei; denn er traute mir nicht mehr, ſeit ich den Fluchtverſuch gemacht hatte. Ein altes Weib brachte mir immer über den andern Tag Eſſen und einen Krug Milch."

Joſef ergriff die Hand Mariannen's und drückte ſie mit Inbrunſt an ſeine Lippen, indem er ſagte: „Arme Marianne, was haſt Du die Zeit her leiden müſſen, und was habe ich gelitten! Danken wir dem Allgütigen, daß wir wieder vereint ſind!" Während der Erzählung hatte Wenzel ſein Haupt auf einen Sack gelehnt und ſich dichter und feſter in ſeinen Mantel gewickelt. Schubert rief ihn beim Namen, doch Joſef bedeutete ihm, ihn nicht zu wecken. „Ein kleiner Schlummer," ſagte er, „wird ihm wolthun und ihn ſtärken." Er wandte ſich wieder zu Marianne: „Aber ſag' mir, haſt Du keine Ahnung, warum Dich der ſchwarze Hanns geraubt?" —

„Ahnung? — die vollſte Gewißheit habe ich. Noch bei Lebzeiten meines ſeligen Vaters hielt er um mich an, doch er bekam abſchlägige Antwort. Als der Vater todt war, verſuchte er es noch einmal und wollte den Pfarrer auf ſeine Seite ziehen; doch es ging ihm wie das erſtemal. Da er nun nicht gutwillig mich bekommen konnte, ſo —"

„So mußte er einen Gewaltſtreich ausführen," fiel Joſef ein, „ſeinen Tod kann man als ein Strafgericht des Himmels anſehen."

Unter ſolchen Geſprächen waren ſie in Oberaltſtadt angekommen. Es war drei Uhr Morgens, als Joſef an's Pfarrhaus klopfte. Die alte Leni fragte nach einer Weile, wer da ſei. Joſef nannte ſeinen Namen, und die Alte ſchloß die Hausthüre auf. „Du mein Jeſus, was wollen Sie denn ſchon in aller Frühe, Herr Oberaufſeher?"

„Denkt Euch, liebe Frau Leni, meine Freude; ich hab' meine Marianne gefunden."

„Nicht möglich, Herr Oberaufſeher!" jubelte die Alte auf. „Wo iſt ſie, wo haben Sie ſie gelaſſen?" Marianne war vom Schlitten geſprungen und fiel der Alten, die ſie wie ihre Mutter liebte, um den Hals. Der Alten rollten die Thränen über die Wangen und ſie rief: „Nein, da möcht mich doch gleich der Schlag vor Freude treffen!" Sie lief in's Haus und rief: „Herr Pfarrer! Herr Pfarrer! die Marianne iſt da!"

Der Pfarrer hatte aber ſchon das Jubeln gehört und trat eben heraus. Marianne lief auf ihn zu und küßte ihm die Hand, der Pfarrer aber ſchloß ſie in ſeine Arme, drückte ihr einen Kuß auf die Stirn und ſagte mit freudig bewegter Stimme: „Nun, danken wir dem Himmel, daß wir Dich wieder haben, wir glaubten Dich ſchon todt."

„Kommt, Kinder, jetzt in's Zimmer," ſagte die Leni, „Ihr ſeid ganz erfroren; ich werde geſchwind einen Kaffee kochen, daß Ihr Euch erwärmt."

„Ich danke Ihnen, liebe Frau Leni," ſagte Joſef, „ich muß ſogleich nach Trautenau hinein, hier habe ich eine Eskorte."

„Was haben Sie denn hier?" fragte neugierig die Alte.

„Das iſt," belehrte Joſef, „Kontrebande, die wir im Schatzlaer Grunde aufgefangen haben, dort iſt der Eigenthümer davon, ihn hat der Arm der Gerechtigkeit erreicht; er iſt zugleich der Räuber meiner Marianne."

„Jeſus, Maria! Räuber!" ſchrie die Alte und wollte flüchten, aber Joſef rief ihr zu, daß er todt ſei. Da bekam ſie wieder etwas Faſſung und fragte: „Wer iſt es denn?"

„Es iſt der ſchwarze Hanns!"

„Der ſchwarze Hanns!" riefen der Pfarrer und die Alte faſt zu gleicher Zeit. „Ja, ja," fuhr ſie fort, „der

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

ſchwarze Hanns! aus dem ſchaute nichts Gutes heraus; das hab' ich mir gleich gedacht, daß der einmal ſo enden wird. Und wer iſt denn das da vorn am Schlitten?"

„Das iſt mein Freund, den der ſchwarze Hanns verwundet hat; er iſt vor Mattigkeit eingeſchlafen."

„Aber Kinder," ſchwatzte die Alte fort, „ich halt's nicht mehr aus, kommt und befriedigt meine Neugierde, ſonſt ſterb' ich. Wie habt Ihr die Marianne gefunden? wo iſt ſie geweſen? wie iſt es ihr gegangen?" und ſo ſtellte ſie noch eine Menge Fragen.

Der Pfarrer legte ſich aber in's Mittel und ſagte: „Herr Oberaufſeher! wir wollen Sie in Ihrem Dienſte nicht mehr ſtören, thun ſie Ihre Pflicht; aber wenn Alles geordnet, dann ſuchen Sie uns auf. Nun komm', Marianne, in's Zimmer; hier iſt es kalt."

Marianne reichte Joſef die Hand, dieſer drückte ihr einen Kuß auf die Wangen, und der Pfarrer, Marianne und die Leni gingen in's Haus, die Andern fuhren auf der Trautenauer Straße weiter. Es war fünf Uhr Morgens als ſie in Trautenau vor dem Gebäude des Oberkommiſſariats hielten. Man mußte jetzt Wenzel wecken. Joſef ging hin zu ihm und rief ihn beim Namen — er gab keine Antwort. Er berührte ihn auf der Schulter — er ſchlief noch feſt; er rüttelte ihn, zog ihm den Mantel vom Geſicht, faßte ſeine Hand — er war ſtarr, kalt — todt. — — — Wenn man in den Altſtadter Friedhof tritt, ſo bemerkt man in der Ecke links drei Kreuzchen von Holz; unter dem erſten liegt der ſchwarze Hanns, unter dem dritten Nedowig, und in der Mitte der Aufſeher Wenzel. So hat der Tod und das Grab hier drei Menſchen vereinigt, die ſich im Leben nicht vereinigen konnten. Friede ihrer Aſche! —

Am Dienſtage vor dem letzten Faſching des Jahres 1850 ſchritt ein feierlicher Brautzug aus dem Pfarrhauſe in die Kirche. Voran ging die Braut, feſtlich geſchmückt am Arme ihres Junggeſellen; die Braut war Marianne, der Junggeſell Schubert. Dann folgte der Bräutigam, welcher die Brautjungfer und die Brautmutter führte. Der Bräutigam war der Reſpizient Joſef, die Brautjungfer war Schubert's Liebchen, und die Brautmutter war die alte Leni, die ſich aber heut ſo aufgeputzt hatte, daß ſie um zehn Jahre jünger ſchien; dann folgten die Zeugen, und die übrigen Gäſte. Sie traten in die Kirche, Bräutigam und Braut knieten auf den bereit gehaltenen Betſchämel, der mit einem rothen Tuche behangen war. Der Pfarrer hielt an die Anweſenden eine kleine Rede, wie der Himmel Alles auf Erden zum Beſten der Menſchen fügt — und nach einer Viertelſtunde war der heilige Akt vorüber. Die beiden Liebenden gehörten einander für's ganze Leben!

Feuilleton.

Feldzeugmeiſter Freiherr von Heß,

Oberkommandant des III. und IV. Armeekorps.

(Mit dem lithographirten Porträt.)

Heinrich Freiherr von Heß, Großkreuz des k. k. öſterreichiſchen Leopold-, Kommandeur des Maria Thereſien-Ordens, Militär-Verdienſtkreuz, General-Quartiermeiſter Sr. Majeſtät des Kaiſers und Königs und der Armee, geheimer Rath, Inhaber des 49. Infanterie-Regimentes ꝛc. ꝛc., einer im 16. Jahrhundert geadelten Familie angehörig, iſt im Jahre 1788 zu Wien geboren, trat am 25. Dezember 1805 bei dem Infanterie-Regimente Ignaz Gyulai Nr. 60 als Fähnrich ein. Mit 16. Jänner 1809 zum Oberlieutenant im Generalquartiermeiſterſtabe befördert, bot der erneuerte Krieg mit Frankreich Gelegenheit, ſeine ausgezeichnete Befähigung wie ſeine perſönliche Tapferkeit glänzend zu bewähren. Im Schlachtberichte von Deutſch-Wagram bewies die namentliche Erwähnung, daß Oberlieutenant Heß die Beachtung des hohen Heerführers erregt habe. Noch im ſelben Jahre rückte er mit der Transferirung zum Regimente E. H. Karl zum Kapitänlieutenant vor, blieb aber in Verwendung des Generalſtabes. Der 1. April 1813 rief ihn als Hauptmann in den Generalſtab, in welcher Stellung er die folgenden Feldzüge bei der Armee in Deutſchland mitmachte und an der Seite des F. M. L. Grafen Bubna zu einer diplomatiſchen Sendung nach Dresden beſtimmt wurde. In den Berichten über die Schlacht bei Leipzig geſchah ſeiner ehrenvoll Erwähnung, und in Anerkennung deſſen empfing Hauptmann Heß das Ritterkreuz des k. k. öſterreichiſchen Leopold-Ordens und den k. ruſſiſchen Wladimir-Orden 4. Klaſſe. 1814 befand ſich Heß in Thätigkeit bei der leichten Diviſion des F. M. L. Grafen Bubna und auch hier ernteten ſeine ausgezeichneten Dienſte in den Gefechten bei Genf, St. Julien und Lyon volle Würdigung durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom k. preußiſchen Militär-Verdienſt- und k. ſardiniſchen St. Mauritius-Lazarus-Orden. Im Feldzuge 1815 ſtand Heß im großen Hauptquartiere, rückte mit 16. Juli deſſelben Jahres zum Major des Korps vor und ward nach Beendigung der Kriegswirren dem Zentral-Kriegs-Bureau zugewieſen.

Mit 1. Juli 1817 erfolgte ſeine Ueberſetzung zum 27., zwei Jahre ſpäter zum 33. Infanterie-Regimente, in welchem derſelbe 1822 zum Oberſtlieutenant ernannt und mit der Stelle eines Militärkommiſſärs der Okkupationstruppen, mit dem Sitze zu Turin, bekleidet wurde. Am 8. April 1829 beförderte ihn der Monarch zum Oberſt und Kommandanten des 2. Kaiſer Alexander Infanterie-Regiments und berief ihn 1831 mit der Ueberſetzung in den Generalſtab zum General-Quartiermeiſter des mobilen Armeekorps in Oberitalien. Der Erzherzog Karl, ſein hoher Gönner, hatte auch in dieſer Wahl die glückliche, ja unbedingt nöthige Eigenſchaft des Feldherrn, die angemeſſene Verwendung der verfügbaren Intelligenz bewährt. In welche Schule ging der geiſtreiche, von dem Geſchick zu thatenreichem Leben berufene, in kräftigſtem Mannesalter (damals zählte Heß nur 43 Jahre) ſtehende Oberſt! Graf Radetzky wurde ſein Lehrer, Italien ſeine Studierſtube. Hier, wo dem pedantiſchen Drillſyſtem, das in der Reſidenz und den Provinzen mit unbegreiflicher Liebe gegen jeden höheren Schwung im militäriſchen Gebiete gepflegt wurde, auf's unerbittlichſte der Krieg erklärt ward durch Erlaſſe, welche den Tagesbefehl in den Rang der Literatur erheben, wo Geiſt, Humanität, liebevolle Sorge den Befehlshaber zum angebeteten Vater, das Band der hier wie nirgends innig gehegten Kameradſchaft die Truppen zur Familie umwandelte, — hier ſäete Heß, was in den Tagen von Cuſtozza und Novara ſo reiche Ernte trug.

Im Jahre 1834 erhielt Oberſt Heß das Kommandeurkreuz des herzoglich parmaiſchen Konſtantin St. Georgsordens, ward am 8. Mai deſſelben Jahres zum General-Major und Brigadier in

Mähren ernannt, empfing 1835 das Kommandeurkreuz des k. sardiniſchen St. Mauritius- und des päpſtlichen Ordens vom heiligen Gregor, 1839 das Ritterkreuz des päpſtlichen Chriſtus- und des ottomaniſchen Verdienſt-Ordens und ſah ſich unterm 15. September 1840 mit der Leitung der Geſchäfte des General-Quartiermeiſterſtabes beauftragt. Im darauf folgenden Jahre empfing Heß aus Anlaß ſeiner die Inſpizirung des deutſchen Bundestruppen-Contingents betreffenden Entſendung, wozu ihn nebſt den hohen geiſtigen Eigenſchaften ſeine gewinnende Perſönlichkeit beſonders befähigte, den k. preußiſchen rothen Adler-Orden 2. Klaſſe mit dem Sterne, das Großkreuz des k. baieriſchen St. Michael-, des königl. würtembergiſchen Friedrich-, des großherzoglich heſſiſchen Filipp-Ordens, dann das Kommandeurkreuz 1. Klaſſe des k. hannov. Gueiſenordens. Im Jahre 1841 überreichte F. M. Heß das Glückwunſchſchreiben ſeines Kaiſers in die Hände des zur Regierung gelangten Sultans Abdul Medſchid, und erhielt bei dieſer Gelegenheit den türkiſchen Verdienſt-Orden höherer Klaſſe. Am 3. Februar 1842 zum F. M. L. mit Beibehalt ſeiner Anſtellung befördert, verlieh ihm die Gnade des Monarchen das 49. Infanterie-Regiment und ſtellte ihn im Mai des verhängnißvollen Jahres 1848 als Chef des Generalſtabs der Armee in Italien auf wolbekannte Gefilde an die Seite ſeines Meiſters, des ergrauten Feldmarſchalls. Heß entwarf nach Eintreffen des Nugent'ſchen Korps jenen kühnen Plan zu dem raſchen Marſche nach Mantua, Cremone und Vicenza.

Der Feldmarſchall nannte unter den Namen aller Kriegsgefährten, welche ſich durch Einſicht, Muth und Entſchloſſenheit bei dieſer Operation in die Ehre getheilt haben, den Chef ſeines Generalſtabs ebenan. Bei den Kriegsbegebenheiten vom 13. Juni bis 9. Auguſt 1848 hatte F. M. L. Heß nach einer genauen Rekognoszirung der feindlichen Stellung den großartigen Plan zu der reinoffenſiven Bewegung vorgelegt, in Befolgung deſſen des Feindes Zentrum durchbrachen, die Sarden in einem dreitägigen Kampfe bei Cuſtozza geſchlagen und in ſteter Verfolgung über die Grenzen des öſterreichiſchen Gebiets zurückgeworfen wurden. Der Kaiſer anerkannte das Verdienſt des Generals durch die Verleihung des Ritterkreuzes vom Thereſien-Orden. Bei Kündigung des Waffenſtillſtandes Seitens der Sarden im März 1849 unterlegte Heß den Entwurf jenes fünftägigen Feldzuges, der in den Annalen der Kriegsgeſchichte unter die außerordentlichen Werke der größten Kriegsmeiſter gezählt wird. — Nach der Schlacht bei Novara überſandte der Kaiſer dem F. M. L. die Inſignien des Großkreuzes vom Leopold-Orden, laut Antrages des Ordenskapitels erhielt er das Kommandeurkreuz des Maria-Thereſien-Ordens, faſt alle Souveräne Europas, insbeſondere der Kaiſer aller Reußen, ſchmückten ihn mit ihren Dekorazionen; er wurde zum Feldzeugmeiſter, zum Chef des Generalſtabes der geſammten kaiſerlichen Armeen ernannt und in den Freiherrnſtand des Reiches erhoben.

Johann Ritter von Seeburger,

erſter Leibarzt Sr. Majeſtät des Kaiſers von Oeſterreich.

(Mit xylographirtem Porträt.)

Johann Ritter von Seeburger, Doktor der Medizin, Magiſter der Geburtshilfe, k. k. Hofrath, Ritter des kaiſ. öſterreichiſchen Leopold-, des kaiſ. ruſſiſchen St. Stanislausordens 2. Klaſſe, des Ordens der k. baieriſchen Krone, des k. griechiſchen Erlöſerordens, Mitglied der mediziniſchen Fakultät und der k. k. Geſellſchaft der Aerzte zu Wien, Lemberg, Peſth, München ꝛc. ꝛc., wurde am 29. April 1800 zu Kolocza in Ungarn von bürgerlichen Eltern geboren, beſuchte daſelbſt das Gymnaſium der Piariſten, machte die philoſophiſchen Studien und die theoretiſchen der Medizin in Peſth, die praktiſchen jedoch in Wien und wurde bald nach Erlangung der Doktorswürde zum Sekundärarzt und zum Aſſiſtenten der erſten mediziniſchen Klinik unter Profeſſor Raiman ernannt. Im Jahre

1828 ward er Bezirksarzt im Bezirke St. Ulrich, 1831 aber Primärarzt im k. k. Krankenhaus, fungirte 1833 daſelbſt das Amt eines Vicedirektors und 1836 ein Jahr lang das eines Direktors, wurde 1837 durch den Titel eines k. k. Rathes ausgezeichnet, von Sr. Majeſtät Kaiſer Ferdinand zu Seinem zweiten Leibarzte, und kurz nach dem Regierungsantritte Sr. Majeſtät Franz Joſef zum erſten Leibarzt erhoben.

Linz.

(Hierzu die lithographirte Abbildung.)

Als Kaiſer Octavianus Auguſtus die römiſche Weltherrſchaft bis zu den Ufern des Donauſtromes ausgebreitet hatte, ſandte er zur Bewachung dieſer nördlichen Grenze des großen Weltreiches ſeine Legionen aus, von denen ein ſtarker Reiterflügel ſeine Wurfſpeere in den Sand des alten Iſter ſtieß; und da, wo der Tribun dieſer Reiterſchaar, Lentulus, ſeine castra lentiana anſtecken ließ, entſtand im Laufe der Zeit aus einzelnen Fiſcherhütten und Lagerhäuschen das freundliche Linz; dem Geſchichtsforſcher genügt dieſe Ableitung des Namens der Stadt, weniger wahrſcheinlich erſcheint ihm die von Linc, linx (serpens, basiliscus) oder linx (Luchs) abgeleitete, obgleich die Sage nicht grundlos iſt, daß die ſumpfige Gegend an der Donau einſt Schlangengattungen, ähnlich den rieſenhaften Lindwürmern der Fabel, und die undurchdringlichen Forſte der Donauberge Luchſe und andere Raubthiere in großer Menge beherbergt haben mögen. Aufgefundene Römerſteine und Münzen, nebſt terra sigillata (Siegelerde), ferner ein im Linzer Muſeum noch aufbewahrter bronzener Stierkopf bezeugen, daß Linz bereits unter Kaiſer Auguſtus beſtand und fortwährend ein feſter Punkt im Vertheidigungsſyſteme der römiſchen Imperatoren verblieb. Forſchen wir näher in den Blättern der vaterländiſchen Geſchichte, ſo finden wir bei Ammianus Marcellinus, dem Antiochier, ſchon

Digitized by Google

Linz.

Digitized by Google

um's Jahr 378 nach Cheistus eine Empörung der republikanischen Lentier. Seit jener Zeit siedelten sich Römer und Deutsche in einer größeren Anzahl nächst dem Uferplatze, wa die castra lentiana stand, an, und um das Jahr 1287 hatte Linz bereits einen nicht unbedeutenden Umfang; die Häuserreihe der Stadt reichte damals von der Donau bis zu jenem Hügel, auf welchem sich gegenwärtig das Schloß erhebt; in dem genannten Jahre erhielt Linz, nun schon eine Stadt, auch eine Pfarrkirche; im Jahre 1279 besuchte sie, wie die Kremsmünster Jahrbücher erzählen, der großr Rudolph von Habsburg, und im Jahre 1298 fanden in Linz, als in jenem Jahre Erzherzog Albert mit Baiern Frieden schloß, Zusammenkünfte vieler regierenden Häupter statt. Von nun an wird die Geschichte der Stadt Linz reicher an Denkwürdigkeiten. Im Jahre 1324 erhielt Linz die Freiheiten einer Stadt, brannte aber im Jahre 1342 gänzlich nieder, um sich sodann schöner aus der Asche zu erheben. Im Jahre 1353 bestand bereits ein Stadtmagistrat, welchem König Karl von Ungarn das Recht der peinlichen Justizpflege ertheilte; es bestand auch damals bereits in der Person des Herrn Eberhard von Wallsee ein Landeshauptmann. Gering war aber noch das Einkommen der Stadt; es betrug auch ihre jährliche Steuer im Jahre 1374 nur 160 Gulden; aber schon im Jahre 1382 wurde den Bürgern durch Herzog Albrecht eine Marktgerechtsame (der sogenannte Bartholomäusmarkt, welcher noch jetzt abgehalten wird) verliehen. Damals, schreibt der Chronist, herrschte in Linz eine so große Wolfeilheit aller Nahrungsbedürfnisse, daß der Metzen des besten Mehles nur 11 Silberpfennige, ein Fuder Wein nur 1 fl., eine Kuh 3—8 Groschen, eine Tonne Bier 4 Groschen galt, und der gewöhnliche Taglohn mit 3 Pfennigen entrichtet wurde. Um jene Zeit entstanden auch die Wochenmärkte in Linz; überhaupt war jene Periode eine äußerst fruchtbare, und namentlich war es das Jahr 1420, in welchem zu Linz die Kirschen bereits um Ostern reiften und der Wein um St. Magdalena gekeltert wurde.

Während des Bruderzwistes Kaisers Friedrich und Herzogs Albrecht hatte letzterer in Linz sein Lager. Nun aber kamen traurige Zeiten, im Jahre 1469 verheerten Heuschreckenzüge die Umgegend, im Jahre 1481 brannte Linz abermals nieder.

Das Jahr 1489 brachte das erste Turnier nach Linz. Hierauf war es fortwährend der Sitz erlauchter Personen; Friedrich IV. der Gründer des österreichischen Hauses, Kaiser Max I. und Ferdinand I. wohnten zeitweise im Linzer Schlosse, und die Landesgeschichte von Oberösterreich nennt uns aus diesen Zeitperioden interessante Ereignisse; Kaiser Max erließ im Jahre 1506 von Gmunden aus einen schriftlichen Verweis, daß in Linz noch viele Unordnung und Unsauberkeit herrsche; Erzherzog Ferdinand hielt am 25. Mai 1521 hier seine Hochzeit mit der ungarischen Thronerbin, bei welchem Anlasse ein Ritter Sebastian von Lofenstein einen prahlerischen Spanier im Zweikampfe in den Sand streckte; Kaiser Ferdinand I. ließ im Jahre 1521 einen Ritter Bernhard von Schwertberg, welcher als Wegelagerer und nach dem damaligen Ausdruck „als Schnapphahn" aufgetreten war, zu Linz durch das Schwert hinrichten; ferner erzählt uns der Chronist jener Zeit, daß im Jahre 1531 eine Hungersnoth über Linz hereinbrach, während welcher viele Bauern ihr Brod aus Eicheln und Haarbollen bereiteten; daß im Jahre 1541 zuerst die Pest in Linz grassirte und um's Jahr 1550 der Protestantismus daselbst Eingang fand. Als nun im Jahre 1624 die Bauernunruhen im Land ob der Enns losbrachen, da sah es auch in Linz gar trübe aus. Churfürst Max von Baiern hatte damals das Land ob der Enns von Kaiser Ferdinand pfandweise inne, und ein strenger Satrape desselben, Graf von Herberstorf, dictirte auf dem Linzer Schlosse seine Befehle. Zweimal ward Linz von den Bauern belagert und wäre beinahe eine Beute derselben geworden. Kaiser Mathias und sein Vorgänger Rudolph besuchten die Stadt öfters, und Mathias residirte daselbst während des ganzen Jahres 1614. Im Jahre 1646 starb hier Maria, die Gemahlin Ferdinand's III., und im Januar 1664 Erzherzog Karl Joseph, Bischof von Passau und Hochmeister des deutschen Ordens. Im achtzehnten Jahrhundert ward Linz durch die Pest heimgesucht, später von Kaiser Karl VI. besucht, und sah im November 1741 den französischen General Seyne in seinen Mauern, als der von den Franzosen unterstützte Karl Albert von Baiern Maria Theresia die Kaiserkrone streitig zu machen versuchte. Das Jahr 1782 brachte die Ankunft des Papstes Pius VI. auf seiner Rückreise von Wien nach München; das Jahr 1809 endlich den Kaiser Napoleon nach der Schlacht bei Ebelsberg nach Linz.

Nach dieser möglichst gedrängten historischen Skizze wollen wir nunmehr eine genauere topographische Schilderung dieser durch ihre Umgebung so reizenden Donaustadt geben. Nach David's Berechnung liegt Linz im 31°, 56,' 30'' östlicher Länge, im 48°, 18' und 54'' nördlicher Breite, und 114 W. Kl. über dem Meeresspiegel der Nordsee.

Sie ist die Hauptstadt des Landes ob der Enns, und zugleich der Hauptort der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft; zählt gegenwärtig 1340 größtentheils sehr wolgebaute Häuser mit einer bereits gegen 30,000 Seelen starken Bevölkerung, während der am linken Donauufer liegende Markt Urfahr mit seinen Nebenbereichen bei 18,000 Bewohner enthält. Die äußerste Länge der Stadt beträgt 1550, die Breite etwa 800° von Osten nach Westen, von Norden und Süden aber bilden 2145° die Länge. Das Klima von Linz ist gemäßigt; Ostwinde sind vorherrschend, die mittlere Temperatur ist 7° 6'; doch ist der Witterungswechsel in Folge der öfters eintretenden Donaunebel ein rascher, und das Klima zwar der Verbreitung von Epidemien entgegen, jedoch für an arthritischen Uebeln leidende Personen nicht günstig. Die eigentliche Stadt ist nicht groß; man rechnet jedoch zu ihr: den gegenüber am linken Donauufer liegenden Markt Urfahr, dann die Vorstädte: Schullerberg, Neuhäusl, Lndl, St. Margarethen, Stockhof, Pflaster, Spitzfeid, Harrach, eiserne Hand.

Rücksichtlich der politischen Eintheilung besteht Linz aus der Stadt- und Urfahr-Gemeinde, deren jede einen besondern Bürgermeister mit Gemeinderäthen an der Spitze hat, ferner aus drei Gerichtssektionen (in der Stadt zwei und eine im Markte Urfahr) mit Bezirksrichtern an der Spitze; außerdem besteht in Linz: die Statthalterei, die Bezirkshauptmannschaft, ein Ober-Landes- und Landesgericht, eine Kameral-Bezirksverwaltung, ein Zahlamt, ein Lotto-, Punzierungs- und Münzamt, eine Polizei- und Postdirektion, eine Staatsbuchhaltung, ein Wappen-Catastralarchiv, die landständische Kanzlei mit ihren Scheeid-, Rechnungs- und Kassadtheilungen, ein Militär-Kommando und ein Militär-Verpflegsamt, ein Gensd'armerie-Kommando; eine Siechen-, Versorgungs-, Gebär-, Findel- und Irrenanstalt. Es residirt hier ein Bischof (seit 12. Mai 1853 Franz Joseph Rudigier, gew. Domherr in Brixen); die Stadt enthält drei Pfarren, nämlich die eigentliche Haupt-Stadtpfarre, die St. Mathias-Pfarre der Kapuziner, die Pfarre der Carmeliten, und die von Weltpriestern versehene Pfarre des Marktes Urfahr; dann ein Kloster der barmherzigen Brüder, eines der barmherzigen Schwestern, der Elisabethinerinen und Ursulinerinen. Das frühere Lyceum und Gymnasium wurde nun in ein Ober- und Unter-Gymnasium verschmolzen, bei demselben besteht eine Bibliothek, außer welcher nur noch das landständische Museum Francisco Carolinum und der Industrie-Verein eine wissenschaftliche Landesanstalt bilden.

In Betreff der Gewerbe ist Linz besonders an Leinwebern oder sogenannten Leinwandfabrikanten reich; außer denselben gibt es hier viele gemischte Waaren- und Schnittwaaren-Handlungen, fünf Buchhandlungen (hierunter eine eigentliche Antiquarhandlung), mehrere Eisenhandlungen, vier Apotheken, u. dgl. m.

Insofern nun die Stadt so manche historische und topographische Merkwürdigkeit besitzt, muß bemerkt werden, daß fast kein Platz in derselben, sowie in ihrer Umgebung besteht, an welchen sich

Digitized by Google

nicht irgend eine hiſtoriſche Reminiscenz knüpft. So war es die nächſte Umgebung von Linz, wo ſich im Jahre 1626 das bis auf 70,000 Mann angewachſene Bauernheer concentrirte und unter ſeinem Anführer, dem Hnterer Stephan Fadinger vom Aſchauerhof, die Stadt berannte; da zeigt man denn noch eine Chriſtusſäule in der Gegend des jetzigen Landhauſes, da wo einſt der Stadtgraben gähnte, wo der trotzige Bauernherzog mit ſeinem gewaltigen Flammberg recognosciren ritt und am 28. Juni 1626 von der Kugel eines Soldaten am Schenkel verwundet wurde, ſo daß er nach acht Tagen zu Ebelsberg verſtarb, wornach er, als der Bauernkrieg geendigt war, ſeinem erſten Grabe entriſſen und zu Effeding im wilden Moore verſcharrt wurde; — da zeigt man noch das ſogenannte kleine Schalerthäl am untern Graben, wo die Bauern unter der Anführung des Nachfolgers Fadinger's in die Stadt eindrangen, aber mit blutigen Köpfen zurückgewieſen wurden; nicht minderе Erinnerungen an jene blutige Periode bietet der Hauptplatz in Linz ſelbſt; daſelbſt fand nach dem zweiten Sturm auf Linz ein blutiges Gemetzel ſtatt, indem der Statthalter Herberſtorf eine Rotte von ſechshundert Bauern durch das ſog. Welſer- (jetzt Schmidt-) Thor in die Stadt abſichtlich eindringen ließ, ſie jedoch mit in den Seitengaſſen aufgeſtellten Kartätſchen empfing und alle bis auf vierzig Mann niederſchmettern ließ; daſelbſt bluteten ſieben der vorzüglichſten Bauernanführer, welche alle, mit Ausnahme eines gewiſſen Hanns Birſche, Schonung anhoffend, zum Katholicismus übertraten, demungeachtet aber ihre Häupter auf den Block legen mußten. Hinunter befand ſich der bekannte Achatz Willinger von der Au und Hinterdobbl, und die Häupter der Gerichteten wurden auf Spießen an den Landſtraßen aufgeſteckt; auch in Steyr hatte man Aehnliches gethan und den Kopf des dortigen Rentmeiſters Wolf Madiſeder, eines Feldſchreibers der Bauern, auf den Thurm der Stadt geſteckt *). Auf dem Hauptplatze erhebt ſich auch die herrliche Dreifaltigkeitsſäule ſeit dem Jahre 1712 mit der Inſchrift: Ob cives in peste servatos; auf dieſem Platze ſegnete Papſt Pius VI., bei ſeiner Rückreiſe von Wien nach Rom, am 24. April 1784 das Volk, welcher heilige Akt durch das noch am ſtädtiſchen Rathhauſe aufbewahrte Chronographicum verewigt wurde: pIUs VI. popVLo LInCenSI soLeMnIter benedIXIt.

Man kann des ſchönen Rathhausgebäudes von Linz nicht erwähnen, ohne des trefflichen Bürgermeiſters Adam Prunner zu gedenken, eines Mannes, der, um's Jahr 1713 lebend, des Guten in Linz ſo viel ſtiftete, und namentlich durch Errichtung der nach ihm ſo benannten Siechen-, Verſorgungs-, Gebär-, Findel- und Irrenanſtalt, das Prunerſtift genannt, ſeinen Namen auf die Nachwelt übertrug. Sein Porträt mit den geiſtreichen Zügen und der ſtark gebogenen Adlernaſe wird noch im ſtändiſchen Muſeum, ſowie am Linzer Rathhauſe aufbewahrt; vor ſeinem Wohnhauſe am Hauptplatze befindet ſich im Straßenpflaſter ein eiſerner Ring mit der Jahreszahl 1693 eingegraben, ein Denkzeichen, welches ſein Vater (Bürgermeiſter und Glockengießer in Linz) einſenken ließ, um die Peripherie der damals von ihm nach Hanns Schorrer gegoſſenen Stadtpfarrglocke anzudeuten. Unterhalb des hügeligen Stadtplatzes befand ſich früher das alte Stadtthor; es beſteht ſeit mehreren Jahren nicht mehr, und trug zum Wahrzeichen der häufig bis zu ſeinem Schlußſteine geſtiegenen Fluth der dicht vorbeiſtrömenden Donau eine gemalte Ente, welche jene Höhe andeuten ſollte, bis zu welcher einſtmals die Fluth gedrungen war. Eine andere Denkwürdigkeit knüpft ſich an dieſes Thor; hier wurde im Oktober 1680 Raimund Fürſt von Montecuculi, ein tapferer Feldmarſchall des öſterreichiſchen Regentenhauſes, beim Reiten in die Stadt von einem herabſtürzenden Balken ſo ſchwer verwundet, daß er am 16. Oktober verſtarb. (Er hatte fünf Jahre als gemeiner Soldat, zwei Jahre als Korporal gedient und ſich — zwar aus einer adeligen Modeneſer Familie entſtammend — zu großen Ehren aufgeſchwungen.) Oder dem Stadtthor befand ſich auch das Stadtwappen: eine zwiſchen zwei runden Thürmen mit Gold bedeckte und mit offenen goldenen Thoren verſehene Stadtpforte, über einer goldenen Straße auf grünem Grunde im rothen Felde, oder welchem das erzherzogliche Wappen angebracht iſt. Das Gold ſoll in dieſem Wappen den reichen Handel von Linz bedeuten; eine Sage will aber berichten: daß dieſes Gold den Feuerſtrom vorſtelle, welcher ſich bei einer entſtandenen Feuersbrunſt über den Marktplatz der Stadt hinabwälzte; wie dem aber auch ſei: Handel iſt das Hauptgeſchäft des Linzer Bewohners, ſein Wahlſpruch: ede, bibe, lude; die Symbole der Kunſt und Wiſſenſchaft werden höchſt wahrſcheinlich erſt nach abermals fünfhundert Jahren im Stadtwappen prangen, bis außer der vorwiegenden „Kalender- und Gebetbuchs-Literatur" auch andere Produkte der Kunſt und Wiſſenſchaft im Lande ob der Enns in größerer Anzahl auftauchen werden; inzwiſchen meint der Volkswitz: daß das Gold im Stadtwappen den Reben- und Gerſtenſaft andeute, welcher bisher das non plus ultra der Linzer Eingebornen bildet. Indeſſen verſpricht die dermalige Regſamkeit im vaterländiſchen Muſeum der oberöſterreichiſchen Literatur auch eine beſſere Zukunft.

Nächſt dem Hauptplatze iſt wol das Gebäude der Landſtände oder das ſog. Landhaus eines der denkwürdigſten; Kaiſer Max I. verſah es mit Privilegien als Freiſtätte, erimirte es von allen Auflagen und ſetzte auf das „Wehrzucken, Balgen, Schlagen und ſonſtiges Rumoren" ſtrenge Strafen; daher beſtand auch ein „Schnellgaigen" im Hauſe. — Mit dem Landhauſe der Stände ſteht die ſogenannte Minoriten- oder Landhauskirche in der Kloſtergaſſe in Verbindung, welche im Jahre 1742 an der Stelle eines alten Kloſters der Minoriten (gegründet von Eberhard von Wallſee) erbaut iſt.

Ein äußerſt denkwürdiges und impoſantes Gebäude der Stadt iſt aber das auf einem Felſen oberhalb der Donau emporragende Schloß, welches noch bis vor wenigen Jahren als Provinzialſtaatshaus verwendet wurde, nunmehr aber ein Kaſtell der Stadt bildet und bereits im neunten Jahrhundert beſtand, im zwölften Jahrhundert aber durch die Kaiſer Friedrich IV. (deſſen Fuß hier amputirt wurde) und Rudolph II. weſentlich verſchönert wurde. Es enthält Römerſteine und ein Monument des tapfern Landeshauptmanns Bernhard von Scherffenberg († 1513), brannte 1800 ganz ab, und enthielt in ſeinem Hofe noch vor wenigen Jahren das ſogenannte Advokatenkämmerlein, ein finſteres Gewölbe mit einer rothen Thür; letzteres war der Strafareſt betrügeriſcher Advokaten, und die Thür enthielt das Gemälde eines Bären, welcher zwiſchen Bäumen auf den Hinterfüßen ſaß und eine Schüſſel in der Schnauze hielt; darunter befand ſich die Inſchrift:

Ne noceant, ursos rabidosque canes, rabulasque Mordaces, simili sorte punire decet.

Nächſt dem Schloſſe ſtreckt ſich die Vorſtadt des ſogenannten Schloß- oder Schullerberges, der Sitz des unbedeutenden Proletariates, welches Linz beſitzt, mit einer herrlichen Fernſicht über die Donau bis zu den fernen Thürmen der Stadt Enns, und an der gegenüberliegenden Seite bis zu den ſteyriſchen Alpen. Hier hatten während der Bauernkriege die ſogenannten ſchwarzen Bauern, eine frechbarr Rotte aus der Steyrer Gegend, ihr Lager; kühn ſtreiften ſie bis unter die Wälle des Schloſſes, ihren wüthenden Gegner, den Statthalter Grafen Herberſtorf, zum Kampfe herausfordernd, während ſie die Donaunzufahrt mit drei ſchweren Eiſenketten (bei Neuhaus, Aſchach und Linz) verſperrt hatten.

Ein kleines, im Jahre 1841 reſtaurirtes Kirchlein am Schullerberger Felde, die ſogenannte St. Martinskirche, iſt der älteſte Gottestempel in Linz; ſie ſtand bereits im Jahre 774 nach Chriſto, ſomit noch vor der Erbauung des Stiftes Kremsmünſter (777). Alle

*) Die Bauern waren vollkommen ordnungsmäßig organiſirt; ſie hatten ihren Oberſthauptmann, ihre Bataillonschefs, Kriegsräthe, Proviantmeiſter, Feldſchreiber, u. dgl. Weiber und Kinder wie Greiſe blieben unter ſtarker beſonderen Sauvegarde.

Digitized by Google

übrigen Kirchen in Linz ſind ſomit neueren Urſprungs: ſo entſtand die Domkirche im Jahre 1670 durch die Jeſuiten; ſie enthält den Sarg einer öſterreichiſchen Erzherzogin Eliſabeth, die Grabſtätten von vier Biſchöfen und das Graf Weißenwolfiſche Familienbegräbniß; die eigentliche Stadtkirche aber baute Kaiſer Friedrich IV. im Jahre 1440; außerdem beſtehen in Linz noch: eine Kirche der Eliſabethinerinen, geſtiftet von dem Fräulein Erneſtine Innozentia von Grernegg aus Wien; die Kirche des biſchöflichen Ainmnats am ſogenannten Harrach, einer der freundlichſten Vorſtädte von Linz; dieſes Prieſterhaus begann bereits die große Maria Thereſia zu begründen; die Kirche der Urſulinerinen, welche ſich im Mai 1679 in Linz zuerſt niederließen; die Kirche der Carmeliten und deren Kloſter, gegründet im Jahre 1672 von Franz Ernſt Freiherrn von Kuiferſtein; die Kirche und das Kloſter der barmherzigen Brüder, im Mai 1757; die uralte Kapuziner Kirche mit dem Kloſter derſelben, gegründet von Matthäus de Boſſe im Jahre 1525; im Bauernkriege diente dieſes Kloſter als eine treffliche Schanze gegen die Belagerer. Andere Kirchen wurden bereits im Laufe der Zeit in Profangebäude verwandelt. Der Markt Urfahr enthält eine ſelbſtſtändige Pfarrkirche.

Außer dieſen Kirchen gab und gibt es in Linz noch manche denkwürdige Bauten. So ſtand an der äußerſten Mündung der ſogenannten Lederergaſſe, wo ſich ſeit dem Jahre 1848 die früher in Oeſterreich nicht geduldeten Juden anſiedelten, ein kleines Häuschen, in welchem ein gar großer Mann viel Großes und Herrliches dachte und niederſchrieb; vom Jahre 1612 bis 1626 wohnte nämlich daſelbſt der berühmte Aſtronem Johannes Keppler; er war Mathematiker der Stände und ſtarb zu Regensburg am 5. November 1630. Im Muſeum zu Linz befinden ſich zahlreiche Originalhandſchriften Keppler's, welche ich in vollſtändiger Reihenfolge dem Drucke übergeben habe und demnächſt verſenden laſſe; ſie enthalten auch Keppler's Anſtellungsdekret. Seine Grabſchrift, welche er wahrſcheinlich auch in Linz verfertigte, iſt bekannt; ſie lautet:

Mensus eram coelos, nunc terrne metior umbras,
Mens coelestis erat, corporis umbra jacet.

Ein anderes merkwürdiges Haus iſt das zur ſogenannten eiſernen Hand, ſo benannt von einem eiſernen Handſchuh, der an der Außenwand angebracht iſt; die Sage (Urbarium des Grafen Weißenwolf vom Jahre 1607) erzählt nämlich, daß in dieſem Hauſe (Nr. 567), einem adeligen Freiſitze, ein Fräulein wohnte, welches einen böſen Hund hatte, den ſich Niemand zu füttern getraute; ſie ließ ſich daher einen eiſernen Handſchuh machen, aber auch dieſen durchbiß der Hund, und zum Wahrzeichen ließ ſie nun den Handſchuh von Eiſen auf ihrem Hauſe aufhängen.

Unter den Humanitätsanſtalten in Linz nehmen das im Jahre 1811 gegründete Taubſtummen- und das im Jahre 1823 gegründete Blinden-Inſtitut wohl die erſten Plätze ein; letzteres begründete ein Pfarrherr Namens Engelmann; es gelangte aber erſt unter dem unermüdlichen Domprediger Weſtermayer zur vollſten Blüthe; in erſterem wirkt der Direktor und Weltprieſter Aichinger mit Auszeichnung.

Hohe und beſondere Merkwürdigkeiten enthält das Museum Franciſco-Carolinum. Hier werden viele Ausgrabungen aus der Römerzeit aufbewahrt, Rüſtungen aller Art aus dem Bauernkriege und andere Denkwürdigkeiten: ſo z. B. das Forte-Piano Beethovens, der Hut und Streitkolben Stephan Fadingers; insbeſondere zwei alte Richtſchwerte, mit deren einem ein Knabe wegen Zauberei hingerichtet wurde. Sie enthalten die Embleme des Scharfrichters mit der Inſchrift:

Georg Sinhoerlinger bin ich genannt,
Das Schwert führ' ich in meiner Hand,
Zu der Juſtitia ich es gebrauch',
Davor ſich ein Jeder mag hüten auch —

und auf der andern Seite den Spruch:

„Bei Allem, was du thuſt, hab' wohl in Acht;
Bei Allem du an's End betracht,
Die Gerechtigkeit hab lieb,
Damit der Strang dich nit betrueb."

Die Umgegend von Linz iſt ungemein reizend; bemerkenswerthe Ortſchaften und Beluſtigungsplätze in derſelben ſind: die erſt ſeit zweihundert Jahren durch einen Wolkenbruch von dem Lande getrennte Waſſerau oder Waſſerinſel; das Ciſterzienſer-Stift Wilhering, gegründet im Jahre 1164 von den Brüdern Ulrich und Cole von Wilhering; die Veſte Wildberg im ſogenannten pittoresken Haſelgraben gegen Böhmen zu; dort ſaß der auf Veranſtaltung der böhmiſchen Großen gefangen genommene König Wenzel V., der Faule, von Böhmen; ein verfallener Trauer dieſer Burg heißt noch ihm noch das Königszimmer; Markt Ottensheim am linken Donauufer, ſchon 1331 den Herren von Wallſee gehörig, und als Geburtsort Kaiſers Otto (1208) merkwürdig; der Pöſtlingberg, als Centralvereinigungspunkt der maximilianiſchen Lagerthürme, durch welche die ganze Gegend von Linz beſtrichen wird; der Freynberg mit dem Thurme und dem nunmehrigen, auf hundert Zöglinge eingerichteten Knabenſeminar der Jeſuiten; das ſogenannte Forſthaus im Kirnberg, von den alten Herren von Kirnberg als Jagdhaus benützt; das Schloß der im achten und zwölften Jahrhundert erſcheinenden Herren von Buchennu (Buchenove); der Pfarrort St. Magdalene, an der Eiſenbahnſtraße nach Budweis, mit der Kaltwaſſeranſtalt Neugräfenberg; das alte verfallene Schloß Hagen, Stammhaus der Familie dieſes Namens (1525) u. a. m.

Uebrigens wird Linz durch Neubauten fortwährend verſchönert, und namentlich erſtehen ſolche an den Landungsplätzen der Dampfſchiffe.

Von den Hôtels ſind jene zum goldenen Löwen, zur Kanone, zum Adler und Erzherzog Karl, zum Krebſen und Bairiſchen Hof die vorzüglichſten.

Dr. Jſ. Proſchko.

Poetiſches Album.

Allerſeelentag.

Von Joſef Meßner.

Wenn Einer ſtirbt und banget, zu ſchlafen ſo allein
Tief drunten in der Erde im dunklen Leichenſchrein,
Da gibt's ein freundlich Wörtlein, das ihn wol tröſten mag:
„Wir kommen Alle zu dir am Allerſeelentag!"

Und wenn ſie Alle kommen, die's mit ihm treu gemeint,
Und knie'n um ſeinen Hügel, und denken ſein vereint:
Da müſſen all' die Blümlein, die ſie ihm gaben mit,
Im Grabe drunten brechen friſch auf zu neuer Blüt'. —

Wenn Einer in der Fremde mehr als die Heimat fand
Und muß ſie dann verlaſſen, und muß hinaus in's Land
Und wandern friedlos, freudlos und troſtlos hin und her —
Iſt's da nicht, als ob hier er und dort geſtorben wär'?

Mit traur'gem Herzen ſetzt er ſich ſelbſt den Leichenſtein
Und ſchreibet in ein Album den todten Namen ein:
So oft ein Freundesblick dann auf ſeinen Namen ſchaut,
Hat Wand'rers Nachr — der Allerſeelentag gegraut!

An W. H. L.

Sonette von Walter Lindau.

Wie ſollte ich, o Freund, nicht Dein gedenken,
Da Du mein Herz ſo ganz für Dich gewonnen;
Ich ſah Dich — und noch war kein Tag verronnen,
So mußt' ich Dir all' meine Liebe ſchenken.

Du wußteſt meinen ſtarren Sinn zu lenken,
Du ließ't an Deinem Genius mich ſonnen,

Digitized by Google

Ich durft' aus Deines Geiſtes reichem Brunnen
Den dürren Boden meines Geiſtes tränken.

Oft ſaß ich troſtlos, tief gedrückt von Schmerzen,
Da ſprach Dein ſüßer Laut zu meinem Herzen,
Und ſchnell verſchwunden war der Seele Bangen;

Mein Auge blieb an Deinen Lippen hangen,
Ich fühlte Troſt in meinen Buſen thauen
Und konnte wieder frei nach Oben ſchauen.

Der Epheu ſucht des Baumes ſtarke Stütze,
Daß er an ſeinem Stamm empor ſich ranke,
Von ſeinem Marke nährt er ſich, der ſchlanke,
Und dieſer ſchützt ihn vor des Tages Hitze.

Er fürchtet Stürme nicht und wilde Blitze,
Der Baum iſt Schirmer ihm und feſte Schranke,
Und ob im Winde auch das Schilfrohr wanke —
Der Epheu ſteht, der Baum iſt ſeine Stütze.

Ich bin der Epheu, Du der Baum, der ſtarke:
Ich nähre mich von Deines Geiſtes Marke,
Ich ſchoß empor in Deiner reichen Kühle;

D'rum muß ich Dich in meinen Liedern preiſen:
Verachte nicht die tiefempfund'nen Weiſen,
Sie ſind des Herzens echte Dankgefühle.

Die Liebe kann des Menſchen Herz beglücken,
So lang des Lebens Mai ihm freundlich winket;
Doch wenn im Herbſt die warme Sonne ſinket,
Entflieht ſie mit des Strahles Scheideblicken.

Verſchwunden iſt das ſelige Entzücken,
Wenn dann die Bruſt den kalten Herbſthauch trinket,
Und ob auch hie und da ein Blümlein blinket,
Es kann nur kurze Zeit die Flur noch ſchmücken.

Doch ewig blüht der Freundſchaft gold'ne Blume
Tief in des Herzens ſtillem Heiligthume,
Sie wird dem Herbſt, dem Winter nicht zum Raube.

Dem Noah war der Rabe ausgeblieben —
Ich bin Dein Freund — ich will Dich ewig lieben
Und bring' ein Oelblatt Dir, gleich Noah's Taube.

Album für Damen.

Ein Kapitel über die Liebe.

Von Joſ. Bergheim.

„Liebe macht den Himmel himmliſcher,
Menſchlicher die Erde,
Menſchen Göttern gleich!"

F. v. Schiller.

Wol iſt über die Liebe Vieles, Vor- und Unübertreffliches von den größten Geiſtern ſchon geſchrieben worden; doch ſei es auch mir erlaubt, zu Amor's Ruhm mein Schärflein beizutragen. Und obgleich dieſes ſieggekrönten Gottes Regimente ſo alt wie die Menſchheit iſt, da ſeit Vater Adam's Zeiten jedes Menſchenkind — mit Ausnahme einiger Hageſtolzen und Amazonen — freudig und gern zu deſſen Fahne geſchworen, alſo Liebe gefühlt und Liebe erwiedert hat; ſo ſei mir doch gegönnt, für diejenigen geehrten Leſerinen, welche entweder lieben, geliebt haben, oder lieben werden, meine beſcheidenen und anſpruchsloſen Betrachtungen über die ſchönſte aller Leidenſchaften mitzutheilen. Darum bitte ich um Ihre geneigte Aufmerkſamkeit! —

Der Thron der Liebe, das Ziel, nach welchem Amors geflügelte Pfeile ſtets gerichtet ſind, die Veſte, die er oft ſo leicht und oft ſo ſchwer erobert — es iſt das menſchliche Herz. Dieſes Herz iſt ein gar wunderlich Ding: ſo klein und doch oft ſo groß; ſo ſchwach und doch oft ſo ſtark; ſo naheliegend und doch ſo tief und unergründlich; ſo einfach — der einfachſten Figur, dem Dreiecke, ähnlich — und doch ſo kunſtvoll, ſo reich in ſeinen verſchiedenen Aeußerungen und Wirkungen, daß es dem größten Kenner nicht gelingt, das kunſtreiche, geheime Getriebe dieſer kleinen Maſchine genau zu erforſchen. Dieſes Herz iſt ein in Gold gefaßter Diamant, wenn es für reine Liebe ſchlägt. Zwar iſt dieſer Edelſtein hart, härter als alle ſeine Verwandten; doch auch wieder ſo weich, daß ihn die koncentrirten Sonnenſtrahlen zu ſchmelzen vermögen, aber nicht die Gewalt des irdiſchen Feuers. Alſo die Kraft, die ihn ſchmilzt, iſt keine irdiſche, ſondern kommt vom Himmel herab, von der Sonne, der Quelle des Lichts und Lebens. So iſt auch des Menſchen Herz ohne Liebe hart, ja härter als Weiſs- und Tigerherzen. Trug nicht ſchon der Erdball Menſchen mit ſolchen Diamantherzen, die im Stande waren, ihre Brüder zu morden und ſelbſt Denen das Leben zu rauben, die es ihnen gegeben? — Aber die himmliſche Kraft der Liebe ſchmilzt die Herzen. Liebe verwandelt Tiger in Lämmer, Liebe ſegnet den Todfeind und oft ſchon hat Liebe dem das Leben gerettet, der an ihr ſelbſt zum Mörder werden wollte. Die Liebe iſt alſo die ſchönſte, die edelſte und mächtigſte aller Leidenſchaften, ein Ausfluß jener Sonne, der die Geiſter ihr Licht und die Welten ihr Daſein verdanken. — Wir wollen ſie nun in ihren Wirkungen näher kennen lernen. Folgen Sie mir, Verehrte! und wenn Ihre Herzen während unſerer Wanderungen in die Gefilde der Liebe warm und überſtrömend werden, ſo wollen Sie einen kleinen Theil davon auch auf Ihren treuen Führer übertragen, der Sie dafür in der Folge durch öftere ähnliche Wanderungen angenehm zu entſchädigen bemüht ſein wird. —

Was iſt die Liebe?

Die Liebe iſt eine Sonne am Himmel unſres Lebens. Ihre milden Strahlen erhellen die ſegenvollen Tage; in ihrem Lichte ſehen wir die Freuden, die uns auf Erden blühen; ihre Strahlen ſchmelzen das Eis der Unempfindlichkeit und Selbſtſucht und gießen Wärme und Leben in's Herz, daß alles Schöne und Gute keime, wachſe und blühe. Ohne Liebe iſt das Leben öde, finſter und kalt wie Lapplands Winternächte; ohne Liebe keimt kein ſchöner Gedanke, reift keine edle That.

Die Liebe iſt das Element der Geiſter. „Suchen auch die Geiſter ohne ſie den Meiſter?" — So wie der Vogel nur in der Luft und der Fiſch nur im Waſſer gedeiht, ſo leben die Geiſter ihr wahres und kräftiges Leben nur in dem Elemente der Liebe; außer demſelben herrſcht nur Qual und Nacht und Tod. Je reiner das Element, je kräftiger das Leben, je ſchöner die Früchte. Was iſt alſo die Liebe des Wollüſtlings anderes, als eine verpeſtete Atmoſphäre, eine Pfütze voll Schlamm und ekler Gewürme, welche ſeine Seele vergiftet und das Mark ſeines Lebens verzehrt, ſo daß ſie ihn in der Blüthe des Lebens in ein dem Grabe zuwankendes geiſt- und fleiſchloſes Gerippe verwandelt? —

„Sie ſchlendern elend durch die Welt,
Wie Kürbiſſe, von Buben
Zu Menſchenköpfen ausgehöhlt,
Die Schädel leere Stuben!
Wie Wein, von einem Chemikus
Durch die Retort' getrieben;
Zum Teufel iſt der Spiritus,
Das Phlegma iſt geblieben!" —

Die Liebe iſt das ſtarke Band, das den Menſchen mit dem Menſchen, die Geiſter mit den Geiſtern, die Erde mit dem Himmel verbindet; aber es iſt ein Band aus Roſen — eine ſüße Bürde. „Liebe iſt das Zauberband, das die Gottheit um die Seelen wand."

Die Liebe iſt die ſüße Harmonie der Seelen. Ihre Töne entzücken wie Sphärenklang und Himmelsharfen-Melodien,

Digitized by Google

ihre Klänge bändigen mit zauberveller Orpheuskraft den rauhen Sohn der Natur und beſiegen den Helden, der Legionen beſiegte. Sie bildet, wie der Dichter ſagt, in „zwei Seelen Einen Gedanken, in zwei Herzen Einen Schlag.“

Die Liebe iſt der Magnet, der die Herzen anzieht. So wie die gleichen Pole ſich abſtoßen, die ungleichen aber einander anziehen; ſo zieht auch die Liebe die Herzen ungleicher Geſchlechter mit einer Gewalt an einander, die ſtärker iſt, als der Tod und die ſelbſt dieſer nicht zu vernichten vermag.

„Flieh'n wir nicht, als wären wir verwandter,
Freudig, wie zur Heimat ein Verbannter,
Glühend an einander?“ —

Die Liebe iſt edles Gold, aufgefunden im tiefen Schachte des Herzens. Iſt es anfangs auch nicht ſo ganz rein und gediegen, ſondern zuweilen vererzt mit erdigen Theilen der Sinnlichkeit, ſo wird es doch ein ſicheres Kennzeichen der Echtheit ſein, wenn es aus allen Feuern der Prüfungen rein und ſchlackenlos hervorgeht. Laſſet alſo hinabſteigen den herzenskundigen Bergmann Amor in die Herzensteufe und herausfördern dies edle Metall an das Licht des Tages, um es zu Kronen und Diademen, zum Schmucke des Lebens und zu einer Münze zu verarbeiten, die im Reiche der Geiſter überall Geltung hat — denn Gold und Liebe roſtet nicht. Der Tag der Freifahrung aber — Hochzeit genannt — möge immerhin froh und fröhlich, im Kreiſe der beſten Freunde und Freundinen, gefeiert werden. Mögen aber ja niemals die Kobolde der Eiferſucht, Untreue und Zwietracht in dem aufgeſchloſſenen Herzensſchachte ihr Unweſen treiben! Auch ſehe ſich jedes liebende Menſchenkind vor, daß es für ſein reines Gold nicht unechtes eintauſche; denn Gold und Liebe ſind ſehr den Verfälſchungen ausgeſetzt, und „nicht Alles, was glänzt, iſt Gold!“ — Doch Etwas kommt mir hier recht ſonderbar vor. Man ſollte glauben, Gold finde immer und überall Abſatz; aber dem iſt in unſerm Europa nicht mehr ſo. Wie viele ſchöne Engländerinen ſind nicht ſchon nach Auſtralien, und wie viele deutſche Schönen nach Amerika gereiſet, um dort das Gold ihres Herzens an Mann zu bringen? —

Die Liebe iſt eine koſtbare Perle. Bekanntlich bilden ſich die Perlen in der Muſchel, wenn das Thier krank iſt. So auch die Liebe. Das Herz iſt die Muſchel. Da kömmt denn einmal im Leben des Menſchen eine Zeit, wo auch dieſes Herz krank wird. Der lebensfrohe Jüngling, die heitere Jungfrau, werden mit Einemmale ſtill und ſinnend, eine namenloſe Sehnſucht, ein unbekanntes Weh', ein unbeſchreibliches Gefühl, eine unausfüllbare Leere erwachen im Herzen und preſſen und drücken es krampfhaft. Man fliehet die Geſellſchaft froher Menſchen, ſucht die Einſamkeit und verſinkt in tiefes, ſchwermüthiges Träumen. Man ſchläft unruhig, Speiſe und Trank wollen nicht munden; die lieben Eltern werden beſorgt und laſſen den Arzt rufen. Er erſcheint, befühlt den fieberhaft ſchlagenden Puls, fragt den Patienten, was und wo ihm fehle; aber dieſer kann, oder will es nicht ſagen. Nur zuweilen gelingt es dem Scharfblick des erfahrenen Arztes oder der beſorgten Mama, die Urſache der Krankheit zu entdecken.

„O, Ihr Guten, laßt das Fragen,
Euer Drängen thut mir weh't
Was ich ſelbſt mir nicht geſteh',
Glaubt Ihr, würd' ich Andern ſagen?“ —

Ja, Ihr Guten, laßt das Fragen; der Patient iſt krank — aber im Herzen. Es bildet ſich eben die Perle in demſelben — die Liebe. Drängt ihn nicht, laßt ſie ruhig verlaufen, die Kriſis; der Patient wird geneſen, wenn die Perle reif iſt. Laſſet dann den wolgeübten Taucher Amor ſich hinabverſenken in die Tiefe des Herzensmeeres und ſie heraufholen, die edle Perle; er wird ſchon den Käufer herausfinden, dem ſie preiswürdig erſcheint. Doch ſehe ſich der liebe Käufer vor, daß er nicht unechte Perlen für echte kauft; denn auch ſolche Fälle ſind nicht unerhört und ſelbſt Amor läßt ſich oft täuſchen. — (Fortſetzung folgt.)

Aus dem Leben berühmter Schriftſteller.

Swift. Mehrere engliſche Schriftſteller und andere Gelehrte waren faſt täglich beiſammen und man nannte dieſe Verſammlung den Schriftſtellerclubb; auch machten ſie zuweilen gemeinſchaftlich eine Ausflucht auf's Land, gewöhnlich zu Fuß. Sie trieben oft ihren Scherz mit einander und Swift war gewöhnlich die Zielſcheibe ihrer Neckereien. Einſt beſchloß die ganze Geſellſchaft eine Wanderung nach dem Gute des Lord Bathurſt, zwölf engliſche Meilen von London. Alle waren gute Fußgänger, aber Swift eilte allen übrigen vor, in der Abſicht, ſich bei ſeiner Ankunft das beſte Bett auszuwählen. Parnell, der dies erfahren hatte, nahm ein Pferd und kam auf einem andern Wege lange vor Swift im Landhauſe des Grafen an. Er ſagte dieſem Swift's Vorhaben und man beſchloß, auf jeden Fall ihn aus dem Hauſe auszuſchließen. Swift hatte nie die Blattern gehabt und ſcheute ſich ſehr vor Anſteckung. Kaum nahte er ſich dem Hauſe, ſo ſchickte man einen Bedienten, ihm zu melden, daß die Kinder des Grafen die Pocken hätten. Swift wagte ſich nun nicht in's Haus und die Bedienten machten ihm den Vorſchlag, ſich am Ende des Gartens in ein Luſthaus einzuquartieren und dort in einem ſchlechten Feldbette zu ſchlafen. Dahin zog ſich auch der beſorgte Swift zurück und erhielt dort ein frugales Abendeſſen von kalter Küche, während die übrige Geſellſchaft im Schloſſe ſchmauſte. Den Tag darauf erbarmte man ſich ſeiner, erzählte ihm den Streich, den man ihm geſpielt hatte und erlaubte ihm, in die Geſellſchaft zu kommen, doch mußte er verſprechen, bei ſolchen Reiſen nie wieder das beſte Bett in Beſchlag nehmen zu wollen. — Swift's Bedienter ſtockte einſt, als er ſeinem Herrn eine unwahre Entſchuldigung vorbringen wollte. Swift merkte ſeine Verlegenheit und ſagte: „Wozu alle dieſe Winkelzüge, nur grade heraus mit Deiner Lüge!“ — Der Bediente wurde dreiſter und brachte ſeine falſche Entſchuldigung mit ſo guter Manier vor, daß Swift in die Taſche griff und ihm für ſeine Gewandtheit im Lügen ein Geſchenk mit einer halben Kron machte. — Ein Advokat befand ſich einſt mit Swift in Geſellſchaft und kam auf den unglücklichen Einfall, dieſen ſchrauben zu wollen. Unter anderm fragte er ihn: „Vorausgeſetzt, Doctor, die Geiſtlichkeit und der Teufel hätten einen Proceß mit einander; welche Partei, glauben Sie wol, würde gewinnen?“ — „Der Teufel, das verſteht ſich,“ antwortete Swift; „denn der hat alle Advokaten auf ſeiner Seite.“ Swift ſagte von Frauenzimmern, die zwar die Kunſt verſtehen das Herz eines Mannes gefangen zu nehmen, aber nicht die, es zu erhalten: „ſie können Netze ſtricken, aber keine Vogelbauer machen.“

Gemeinnütziges.

(Bei der Cholera.) Da dieſe Seuche einen großen Theil von Deutſchland wieder heimſucht, ſo theilen wir hier mit, was der berühmte Anatom und Arzt Dr. Bock in Leipzig ſagt, der die Krankheit übrigens beſtimmt für nicht anſteckend erklärt: „Daß eine große Menge von Schutzmitteln gegen die Cholera empfohlen und ohne Erfolg gebraucht worden ſind, verſteht ſich von ſelbſt. Wenn man alles vermeiden wollte, was angeblich ſchon die Cholera veranlaßt haben ſoll, dann dürfte man gar nicht eſſen, trinken und überhaupt leben. — Das beſte Schutzmittel bleibt es immer, wenn man den von der Cholera befallenen Ort verläßt und in eine geſunde Gegend überſiedelt. Geht dies nicht, dann geht nichts über Bauchbinden; denn weniger Diätfehler als Erkältungen des Bauches, vorzugsweiſe in der Nacht, ſcheinen den Ausbruch der Krankheit zu begünſtigen. Der Verfaſſer, der bis jetzt verſchiedene Hunderte von Cholerakranken behandelte, fand keinen darunter, welcher eine Bauchbinde getragen hatte, ſehr viele aber, die weder Obſt, noch Gurken, Melonen, Salat, Kartoffeln, Weißbier ꝛc. genoſſen und ſtets ſtrenge Diät geführt hatten.

Die Behandlung bei ausgebrochener Krankheit kann, da

Digitized by Google

wir zur Zeit nur die hauptsächlichsten Erscheinungen derselben kennen, auch nur gegen diese gerichtet sein. Großer Wasserverlust des Blutes, Kälte und träge Circulation des eingedickten Blutes sind nun aber die hervortretendsten Erscheinungen und gegen diese kann natürlicher Weise nichts wirksamer als Wärme und Wasser, neben Erregungsmitteln sein. Deshalb hält der Verfasser zur Zeit für die einfachste und beste Behandlung die folgende: sofort in's warme Bette, heiße Umschläge auf den Leib, Trinken heißen Thees oder Wassers in mäßigem Grade, leicht verdauliche Nahrung. Opium scheint nichts zu nützen. Werden Hände, Füße, Nasenspitze und Zunge kühl und kalt, dann muß das Trinken heißen Wassers oder Thees bedeutend gesteigert werden, auch wenn ein großer Theil davon wieder weggebrochen wird. In dem Falle, daß der Puls kraftloser und schwächer wird, setze man, als Erregungsmittel für die Herzthätigkeit, zu dem heißen Getränke irgend ein Spiritusosum (wie Wein, Rum, Spiritus). Nebenbei mag man aber den Durst und die innere Hitze durch mäßigen Genuß kalten Getränkes, wie Bier, Wasser (kohlensaures, oder mit Wein), Eis, Champagner und dergleichen zu mäßigen suchen. Die starken Erregungsmittel aus der Apotheke taugen sicherlich nichts. Beim Eintritt der Wärme muß mit der genannten heißen und erregenden Behandlung nachgelassen werden, damit nicht zu plötzlich und eine zu große Hitze eintritt; jetzt scheint Bier am meisten von Nutzen zu sein. Soviel steht aber sicherlich fest, daß, da wir die widernatürliche Ausfuhr von Wasser aus dem Blute bei der Cholera noch nicht hemmen können, die Zufuhr von Flüssigkeit in das eingedickte Blut die Hauptsache bei der Heilung dieser Krankheit ist.

Bunterlei.

Woran man sterben kann. Sibuyah, ein arabischer Grammatiker des achten Jahrhunderts, starb vor Verdruß, weil ihm Harun Alraschid in einem gelehrten Streite über einen grammatischen Punkt nicht beigestimmt hatte. — Valentin, ein spanischer Theolog, starb, weil ihm der Papst eine verfälschte Stelle im heiligen Augustin vorwarf. — Avringy, der französische Geschichtsschreiber, starb aus Verdruß über einige eigenmächtige Veränderungen, welche der Drucker Lallement in seinen Werken sich erlaubt hatte. — Corelli, der berühmte Componist, starb, weil ihm Scarlatti eine falsch gesetzte Note nachgewiesen hatte. — Alessandro Guidi, der italienische Pindar, starb, weil er, als er eben im Begriff war, dem Papste Clemens XI. eine schön verzierte Abschrift der sechs Homilien dieses Pontifex, die er in Verse gebracht hatte, zu überreichen, auf dem Wege nach Castel Gandolfo einen Schreibfehler darin entdeckte. — Sophokles, der berühmte Tragödiendichter, starb — vor — Freude. Er hatte schon in hohem Alter eine neue Tragödie öffentlich vorgelesen und erwartete geraume Zeit, da die Meinungen getheilt waren, in äußerster Spannung den Ausspruch der Richter. Eine Stimme entschied endlich zu Gunsten des Dichters, und er sank vor Freude um und gab auf der Stelle den Geist auf.

Scherz und Laune.

„Können Sie mit denselben Worten ein Compliment und eine Grobheit sagen?" fragte Jemand einen Bekannten. — „O ja," entgegnete dieser, „Sie verdienen mehr als Sie verdienen."

Es wurde einst Jemand von seinem Nachbar, der ein Gewürzkrämer war, auf eine Hasenpastete geladen. Dieser fragte ihn, ob er jemals etwas Appetitlicheres gesehen habe? „Nein, mein Freund, außer etwa Deine Perücke!" „Warum meine Perücke?" sagte der Gewürzkrämer. „Nachbar! Wie kann Dir einfallen, eine Vergleichung zwischen meiner Perücke und einer Pastete anzustellen?" „Weil ein Kalbskopf darin steckt."

„Du!" sagte ein Berliner Nachtwächter zum andern, der neben ihm auf einer Treppe lag, „seh' mal vor mir nach de andre Ecke, un hole mir en halb Quart Jurjelverjnügen; ick bin so müde, ick mag mir nicht rüppeln." — „Ne," antwortete der Andere, „det jeht nich; es fehlen man noch zwee Minuten an drei, un denn muß ick hier oben den Reisenden wecken." — „Na, na," sagte der Erste, „Du bist ja unjeheuer pünktlich! denn hol' mir wenigstens en Viertel-Quart; dazu wird de'd wol Zeit sin!"

Die Braut eines jungen hübschen Wittwers, dessen erste Frau im neunten Monate ihrer Ehe gestorben war, wurde durch eine etwas neidische, der ersten Jugend schon entwachsene Freundin mit folgenden Worten vor der bevorstehenden Heirat gewarnt: „O! liebe Rosa, heirate den Mann doch nicht, er hat eine weiße Leber." (Nach dem Glauben aller Kindschwestern, deren Orakel der Kalender der alten Fibel ist, müssen die Frauen solcher Männer stets im ersten Jahre ihrer Ehe sterben.) „Sonderbar," antwortete die ihren Zukünftigen zärtlich liebende Braut, „Du warast mich vor der weißen Leber meines Bräutigams und er hat mich eben heute vor Deiner Gansleber gewarnt." Beschämt schwieg die Warnerin, hörte aber von diesem Augenblicke an auf, Freundin zu sein.

Eine Magd eilte voll Schrecken in das Zimmer ihrer Frau und klagte, das Feuer am Herde habe das Holzwerk des nahen Kamines ergriffen. „So gieße Sie doch schnell Wasser darauf!" sagte diese, in die Küche eilend: „Ja, ich habe keines bei der Hand," jammerte die Magd. — „Da steht ja ein ganzer Kessel voll beim Feuer!" — „Ach, was soll das heißen? das ist ja auch heiß!"

Eine Hausfrau empfing die Neujahrs-Gratulation von ihrem Dienstmädchen und gab ihr die Ermahnung, daß sie sich brav aufführen und sich gesitteter und geschickter als im vergangenen Jahre betragen solle. — „Danke," erwiederte das Mädchen schüchtern, „und wünsche gleichfalls!"

Ein Bedienter brachte einen von seinem Herrn erst gekauften Hut mit dem Bemerken zurück, daß er ihm etwas zu eng sei. „Gut," sagte der Hutmacher, „so will ich ihn um einen Gedanken weiter machen." — „O, das wird zu wenig sein," erwiederte der Bediente, „machen Sie ihn lieber gleich um ein paar Gedanken weiter."

Zum Modebild Nr. 11.

1. Haarputz mit Juwelennadeln, welche die Flechten hinten halten; Kleid von Taffetine mit Reversleibchen und Schleifen in der Mitte; bauschige Aermel mit Ruchen und Schleifen und einer Spitze vorn; auf dem Rocke an den Volants eine Bandruche und eine kleine Spitze, in der Mitte der Volants aber sogenannte Schmetterlingsschleifen von Taffetband; Schweizer Chemisette von Muslin mit Spitzenruche um den Hals herum.

2. Zughut von Atlas und Tülle mit langen und breiten Bindebändern; Kleid von schwerer Seide mit ganz offenem Schößchenleibchen, das rings herum mit sehr schmalen Sammetbändern und Schleifchen mit Schmelz garnirt ist; oben enge an den Seiten offene Aermel, die mit Sammetbändchen besetzt und durch Schmelzschnürchen zusammengehalten werden; bauschige geschlossene Unterärmel; auf dem weiten Rocke drei große in runde Zacken ausgeschnittene Volants, die mit Musik, d. h. mehrern schmalen Sammetbändern übereinander besetzt sind und am Rande eine ganz kleine Spitze haben; gestickte Chemisette mit Herzeginkeagen; Taschentuch mit eingestickten Landschaftchen in den Zipfeln (etwas ganz neues); Schuhe in der Farbe des Kleides.

3. Haarputz in Flechten und Wellenscheitel; Kleid von Pepeline mit offenem Leibchen, über das Querbänder von schwarzem Sammet mit Schleifen gehen, von dem das untere den Gürtel bezeichnet und an beiden Enden große Schleifen hat; kurze Aermel in zwei Bauschen ebenfalls mit Sammetbandverzierung; Schweizer Chemisette; Unterärmel von Tarletan; schwarze Filethandschuhe; gestickte Beinkleider; Stiefelchen.

4. Haarputz mit Flechten und einem Puff von schwarzem

Digitized by Google

Sammet, von dem lange Ende herabhängen! Kleid von Taffet mit etwas auf dem Rücken ausgeschnittenem, vorn offenen Leibchen und sehr großen Schößen, an denen sich überdies noch sehr lange Fransen befinden; auf dem Rocke drei breite sogenannte Bajaderen-Streifen und an dem Leibchen reicher Auspuz in der Farbe jener Streifen; die Aermel oben eng mit zwei Volants, die mit offenen Fransen garnirt sind; weiße Spitzen-Unterärmel; reiche Armbänder; Schuhe von englischem Leder in der Farbe des Kleides mit Absätzen in der Farbe des Auspuzes.

Röſſelſprung-Problem.

Von J. L.*)

Gott	laubt	zu	Am	die	That	welt	bens
len	te	mißt	auf	mit	Le	trü	le
um	fei	ter	trü	ne	ſind	baum	ge
gü	al	Haupt	durch	Kro	Die	ed	ben
nem	grün	ge	Ba	ben	ſei	rech	der
Uns	Blü	Im	Die	ge	ne	und	de
mer	Ta	er	ſtets	Und	hei	fro	ter
ſte	von	te	tern	hen	Wa	je	die

Auflöſung folgt.

Auflöſung des Röſſelſprung-Räthſels im 9. Hefte:

Wer nachzudenken Luſt verſpürt,
Dem wird als Doppelration
Ein Räthſel diesmal offerirt.
Nach größ'rer Mühe größ'rer Lohn
Folgt deſſen Löſung auf dem Fuß,
Wenn ſonſt erkannt wird als Genuß:
Anſtrengend ſich durch geiſtig Müh'n
Verborgenes an's Licht zu zieh'n.
Doch ſei die Bitte mir gewährt:
Daß irgendwie ſich ein Beſcheid
In dieſen Blättern mir beſcheert,
Wie ſich's verſteht im Röſſelkleid.
Dann, Spielgenoſſen! öffnen wir
Der Unterhaltung eine Thür,
Die hoffentlich geraume Zeit
Zu weiterer Uebung Stoff verleiht.

Richtig gelöſt vom Hrn. Alois Pinsker in Wallern.

Buchſchau.

Einen recht erfreulichen Beweis für das Wachſen der buchhändleriſchen Induſtrie in Oeſterreich liefert der ſo eben von der thätigen J. P. Sollinger'ſchen Verlagshandlung in Wien herausgegebene „Neue öſterreichiſche illuſtrirte Volkskalender.“ Für den äußerſt geringen Preis von 42 kr. CM. hat dieſelbe ein Buch hergeſtellt, deſſen typographiſche Ausſtattung eben ſo entſprechend, wie der geſchickt zuſammengeſtellte literariſche Inhalt iſt. Unter den zahlreichen novelliſtiſchen, hiſtoriſchen und zeitgeſchichtlichen Beiträgen machen wir beſonders auf die Aufſätze: „Wien unter der Erde,“ „eine Nacht in Hanſaj,“ „die berühmteſten Zeitgenoſſen,“ „die türkiſch-ruſſiſchen Verwickelungen“ aufmerkſam. Was dieſes echte Volksbuch aber jedem guten Oeſterreicher beſonders anziehend macht, iſt die unentgeltliche Beigabe eines großen, wirklich recht gelungenen Stahlſtiches: das hochverehrte allerhöchſte Kaiſerpaar auf einem Spaziergange im Garten zu Schönbrunn darſtellend. Der Künſtler hat den Moment aufgefaßt, wo Se. Majeſtät von der Höhe der Gloriette der geliebten Landesmutter die k. k. Reſidenzſtadt zeigt. Dieſes Bild beſitzt an und für ſich ſchon einen größeren Werth als der Verkaufspreis des Kalenders iſt, und ſomit wird demſelben eine große Verbreitung nicht fehlen.

In demſelben Verlage iſt erſchienen „Kloſter-Neuburg.“ Balladen-Cyclus von Dr. Johann Nep. Vogl. Der gefeierte öſterreichiſche Dichter, der, wie ſelten Einer, Geſchichte und Sage unſeres Vaterlandes auszubeuten verſteht, hat auch die intereſſanteſten Momente aus der Geſchichte Kloſter Neuburgs mit gewohnter Meiſterſchaft in das poetiſche Gewand der Ballade gekleidet.

„Gaſtlich wie an keinem Orte
Oeffnet Jedem ſich die Pforte,
Der hieher die Schritte lenkt,
Und kein edler Naß entquollen
Iſt den väterlichen Hallen,
Als man hier dem Gaſte ſchenkt.
Mir auch floß die Nektarquelle,
Als gebracht an dieſe Schwelle
Mich des Lebens wirrer Lauf,
Und aus ihrer gold'nen Klarheit
Tauchten Dichtertraum und Wahrheit
Mir in bunten Bildern auf.“

So ſingt Vogl in der poetiſchen Vorrede „Kloſter Neuburg.“ Der Cyclus beſteht aus den Balladen: „Der Schleier,“ „Markgraf Leopold's Gebein,“ „Zum rinnenden Zapfen,“ „Marcellus Ortner,“ „Ritter Ulrich, der Valle,“ „das Kellerrecht;“ ſie alle ſind ſo vortrefflich, wie man ſie von Vogl nur erwarten kann, und hatten ſchon damals, als ſie vor mehreren Jahren in Blättern und Almanachen zerſtreut erſchienen, die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. Das Werkchen iſt elegant und mit einem Titelkupfer ausgeſtattet.

Bei C. W. Medau in Prag und Leitmeritz iſt erſchienen: **National-Kalender 1855**, redigirt von W. H. Landt. — Alljährlich wird eine Maſſe von Kalendern in die Welt geſchickt, die außer den Verzeichniſſen der Markttage und Jahrmärkte gewöhnlich nichts mehr enthalten, was dem Leſepublikum Nutzen oder Unterhaltung oder Belehrung gewähren könnte. Die Kalender kommen ganz beſonders in's Volk, in die Familie; soviel Denkſcheiſſen ſollen alſo vorzugsweiſe einen edlen, gemeinnützigen Zweck anſtreben. Leider geht, nach althergebrachter Sitte, der Inhalt mit der Ausſtattung der Kalender gewöhnlich Hand in Hand und dem Publikum wird für einen ſehr geringen Preis auch nur ſehr Geringes geboten. Die rühmlichſte Ausnahme von der Kalendermiſere macht der National-Kalender, welcher ſeit 16 Jahren ſeine ſelbſtgeſtellte Aufgabe, ein Volksbuch in der wahren Bedeutung des Wortes zu ſein, mit glücklichem Erfolge anſtrebt. Wahrhaft überraſcht aber hat uns der National-Kalender für das Jahr 1855 ſowol durch die gediegene Reichhaltigkeit ſeines Inhalts als durch ſeine ſolide Ausſtattung: er iſt in der That ein Buch, welches das Intereſſanteſte und Wichtigſte aus dem Gebiete der Geſchichte der Vergangenheit und Gegenwart, aus der Länder- Völker- und Naturkunde enthält und in trefflichen Erzählungen, Novellen, Sagen und Gedichten die angenehmſte Lektüre bildet. „Die Vermälung Sr. Majeſtät des Kaiſers,“ „die Ehen zwiſchen den Herrſcherhäuſern Oeſterreich und Bayern,“ „hiſtoriſcher Rückblick auf die ruſſiſch-türkiſche Differenz und die bisherigen Kriegsereigniſſe“ — ſind Artikel, welche das Intereſſe des Leſers in hohem Grade in Anſpruch nehmen; die Aufſätze: „die hervorragenden Perſonen der Gegenwart,“ „das ruſſiſch-türkiſche Kriegstheater,“ „Tſchertetſen,“ „das ruſſiſche Heer,“ „die Oſtſee,“ „Montenegro,“ „die Harmswelt,“ „Aus Bulgarien,“ „Der Mond als Weltkörper,“ „Die Hebungen und Senkungen der Erdoberfläche im Norden von Europa,“ „Tiſch und Seele,“ „Der Telegraph“ ꝛc. ꝛc. ſind Aufſätze, welche ſchon durch ihre Titeln das Belehrende und Pikante, welches ſie enthalten, hinlänglich bekunden. Der Theil des Unterhaltenden iſt vertreten durch die Namen: Guido Paly, W. H. Landt, Fr. Coervenzl, Sonnewendt, A. J. Gruß, Fr. Groch, Ludwig Bowitſch, Feod. Lauffer, J. Watſ, J. G. Seidl, K. G. Meyer, Fr. Haffmann, S. Dutleſtein, Sigmund Darnheim, J. J. Pott u. m. A. — Das Werk, illuſtrirt durch viele lithographirte Beilagen und an 400 Seiten G. 4. enthaltend, koſtet nur 1 fl. 12 kr. C. M., ein gewiß ſehr geringer Preis. W—r.

*) Die Namen derjenigen P. T. Herren und Damen, welche das Problem richtig gelöſt, werden im künftigen Hefte mitgetheilt.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Die Zwillinge.

„Na, Peter, habt's Ihr Euch die Zwerg'ln angesehn?“

„Ja, Andresel, ich hab' sie geseh'n und Maul und Maul aufgesperrt, wie die reklamiren und singen, wie die erwachsene Leut'. Und der eine ist erst 18, und der andere 22 Jahr alt.“

Andres. „Da sind's wol Zwilling'?“

Was „Strupfen“ nicht alles thun können.

Dieser Herr hat seine Unaussprechlichen so strammangezogen, daß er selbst mit ihnen empor steigt.

Was eine Dame alles zur Toilette braucht.

„Ach, das ist ja fürchterlich! Das Kleid geht nicht zu, und doch kann ich noch Athem holen, als stäk' ich im bloßen Korsett. Wilhelm, steig' auf den Stuhl und zieh', was du kannst, damit ich Taille bekomme. In einer Viertelstunde schon ist der Herr Hauptmann da, und ich habe noch nicht Toilette gemacht!“

Ein moderner Faust.

„Mein Fräulein, darf ich Ihnen wol die eine Hälfte meines Regenschirmes anbieten?“

„Nun, Johann; was meinst Du, sieh' ich nicht wie Lord Beefsteak? Bin ich nicht ganz Engländer?“

Johann. „O, gnädiger Herr! Sie schau'n noch viel närrischer aus als der Lord, noch viel englischer, wollt' ich sagen; Sie schau'n aus wie der Präsident vom — Wadeleuthaltsamkeits-Verein.“

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zum Jahresschlusse.

Die Glocke kündet, daß im Strome
Der Zeit das alte Jahr versinkt
Und schon dem dunklen Schooß der Zukunft
Das neue lächelnd sich entringt.
Jetzt, da es scheidet, sei dem alten
Der wärmste Dank gebracht vereint,
Wie an des Freundes Sterbelager
Der Freund die schönste Thräne weint.

O nennet es das Jahr des Heiles!
Den langen, großen Jubeltag,
Wo huldigend das treue Oestreich
Auf seinen Knie'n vorm Throne lag,
Der — wie des Lichtes Born, die Sonne,
Auf unsrem Stern das Leben schafft —
Durch Oestreichs weite Gauen zwiefach
Den Segen strahlt, das Glück, die Kraft.

Noch träumst von all' dem Duft und Glanze,
Uralte Königswitwe Prag!
Vom Blumenkranz, der wie ein Brautschmuck
Auf Deiner ernsten Stirne lag;
Die Freude hatte Deinem Antlitz
Des Alters Furchen weggeküßt,
Ein blühend Weib im Feierkleide
Hast Du das **Herrscherpaar** begrüßt.

Ein selig Lächeln Deine Miene,
Ein Hymnus Deines Grußes Ton,
Ja selbst Dein dunkler Witwenschleier
Er ward zur frischen Blumenkron':
Als **Sie,** die hohe Landesmutter,
So anmuthreich, so zaubergroß,
Und **Ihn,** den ritterlichen Kaiser,
Dein freudetrunk'ner Arm umschloß.

Der Himmel **Ihres** Auges ruhte
Wie Engelslächeln mild auf Dir,
Des **Allgeliebten** Worte klangen
Wie ew'ge Glückverheißung Dir —
Da lagst Du unterm Uebermaße
Der Wonne weinend auf den Knie'n,
Begeistert legtest Du als Opfer
Gebet und Lied und Thräne hin.

Digitized by Google

Und wer da lebt in Marmorhallen,
Wer in baufäll'ger Hütte wohnt,
Wer sein der Erde Güter nennet,
Wer sich sein täglich Brod erfrohnt,
Und wer da schützend trägt den Degen,
Wer bildend, lehrend vorwärts strebt,
Wer Feder führet oder Pflugschar,
Und wer im Schooß der Erde gräbt —

Von jenem stolzen Jubelfeste,
Von jenem hohen Freudentag
Noch träumen alle Deine Kinder,
Uralte Heldenmutter Prag;
Und jedes Herz wird Opferschale,
Drin eine echte Perle bebt:
Die Oestreichs Engel, Habsburgs Hüther,
Mit Psalmensang gen Himmel hebt.

Und was' im Herzen Prags erglühet,
Es flammt durch's ganze Böhmerland,
Und flammt im großen Herzen Oestreichs,
Ein prächtig stolzer Liebesbrand: —
Ihm, der uns mild und kraftvoll führet
Zum Heil, zum Sieg in trüber Zeit,
Dem Gottgesalbten Herrn sei freudig
Stets unser Gut und Blut geweiht!

D'rum sei von uns das Jahr gepriesen,
Das uns die **Mutter** hat geschenkt,
Die liebend an des **Vaters** Seite
Der Länder Wohl zum Besten lenkt.
Wir fleh'n zu Gott im Dankgebete
Um ein gleich schönes Freudenjahr:
Es möge Allen Segen bringen!
Und Dir, o Prag, das **Herrscherpaar!**

W. H. Landt.

Digitized by Google

Reiseskizzen.

Von Eduard Herold.

Jeder Mensch spielt in seinem Leben einen Roman durch, und sehr oft einen so romantischen, daß, würde er sich die Mühe nehmen ihn ganz so zu schildern, wie er ihn durchlebt hatte, oft Geschichten und Scenen zum Vorschein kämen, die, liest man sie, als durchaus unwahr oder zu überspannt erscheinen; und sie sind dennoch wahr. Wer wird noch Cramer lesen; und laufen heutzutage nicht Tausende seiner Charaktere herum, und tragen sich nicht seine Hofintriguen beinahe in jeder Aristokratenfamilie zu? Würde man nur suchen wollen, all den Fäden nachgehen, die Charaktere der sie umgebenden Personen durchstudiren; — aber nein, danken wir dem Himmel, daß wir zu faul sind, oder nicht den Trieb dieses Studiums in uns fühlen, denn das Endresultat wäre denn doch — was? Nichts, als daß die Menschen aus zwei Sorten bestehen: aus Betrügern und aus Betrogenen — aus Spitzbuben und Narren.

Ich gehöre zu den Letzteren, das ist, ich ward betrogen, weil ich ein Narr war; und warum war ich ein Narr? weil ich verliebt war. Das geschieht so Jedem doch einmal in seinem Leben, mir aber geschah es zweimal; und trotzdem bin ich solch ein Narr, noch zu lieben; ich bin also ein unheilbarer Narr. Und da mir mein Kreis zu Hause zu enge wurde, so nahm ich mir vor, die außerhalb meines Zauberkreises wohnenden Narren zu besuchen, setzte mich Abends neun Uhr in einen Waggon und ließ mich durch das dampfende und schnaubende Roß entführen. Doch bevor ich noch die Stätte meiner Jugenderinnerungen, mein theueres Prag, verlasse, muß ich noch eines Vorfalls erwähnen, den ich als Vorspiel, Einleitung und als Beleg meiner unheilbaren Tollheit — mich zu verlieben, dem gütigen Leser mittheile.

Jeder wird sich des großen Sturmes und des Hagelschlages erinnern, der Anfangs August in Prag wüthete. Da ich Abends abfahren wollte und meine Reiseeffekten schon eingepackt hatte, so trachtete ich die übrige Zeit nach echt prager Manier mit einigen Kaffeehauswanderungen auszufüllen. Auch schwebte mir der ausländische Kaffee vor und ich wollte deshalb noch ein paar Tassen unseres guten arabischen Getränks in aller Wollust einschlürfen. Nun, wie ich so in diesen Kaffeegedanken durch die Karlsstraße ziehe, bricht das Wetter los, und um mich vor den Geschossen des Himmels zu sichern, eile ich schnell in das nächste Thor. Nicht lange darauf, als ich schmollend im Thorweg auf und abgehe, kömmt eilig ein Mädchen herein, das sich auch als eine Schutzsuchende kundgab.

Das Mädchen war nicht elegant, aber sehr reinlich einfach gekleidet. Da der Sturm die Schlossen bis in die Einfahrt trug, so zog sich das Mädchen, Schutz suchend, tiefer zurück, wo ich von ihr gesehen wurde. Als sie erschrocken einen Schritt zurücktrat, verließ ich mein dunkles Versteck und trat, einen guten Morgen wünschend, auf sie zu.

Hier sah ich zuerst ihre Augen, und bei Gott! das waren schöne Augen. Doch alsogleich senkte sie den Blick, wurde glühend roth, nickte mit dem Köpfchen und drehte mir den Rücken zu.

„Sehr ungalant," dachte ich mir, so ziemlich beleidigt über diese ihre Bewegung und trat gleichgiltig, ein Liedchen pfeifend, gegen die Gasse hin.

Nach einer Weile, welche sie mit dem Zupfen und Abtrocknen ihrer etwas nassen Mantille zugebracht hatte, trat auch sie weiter gegen den Ausgang und sah, wie ich seitwärts schielend wahrnehmen konnte, mit sehr kläglichem Gesichte in die Gasse hinaus, wo mitten unter einem Strom von Regen es noch immer hagelte.

Nach und nach vereinzelten sich die Eisstücke und nur der Regen, von furchtbarem Sturme gepeitscht, zog als Herr durch die leeren Straßen.

Das Mädchen hatte offenbar Eile, denn unschlüssig, ob sie sich dem noch fortdauernden Unwetter preisgeben sollte, machte sie halb entschlossen einen Schritt vor das Thor, trat jedoch gleich wieder zurück und wischte sich den Regen von der Mantille.

Nun dachte ich mir, daß ihr Eigensinn, oder ihre erste Scheu sich wieder gelegt haben, und mir ein Herz nehmend, sprach ich sie wieder an. „Sie können sich noch nicht hinaus wagen," sagte ich zu ihr, „der Sturm wüthet noch zu stark und der Regen strömt wie aus Kannen herab," hier hielt ich, eine Antwort erwartend, ein wenig inne und sah sie an.

Das Mädchen warf einen flüchtigen Blick aus ihren großen schwärmerischen Augen auf mich, senkte sie jedoch gleich wieder, über und über roth werdend, erwiederte aber kein Wort auf meine Rede.

Ohne mich im Geringsten beirren zu lassen durch ihr mir unbegreifliches Benehmen, fuhr ich weiter fort: „Sie müssen in Geduld auf das Ende dieser Sündfluth warten, mein Fräulein; oder haben Sie etwa Eile, so werde ich Ihnen einen Wagen bringen," setzte ich in einem Anfall von Muth, sie doch zu einem Dank zu nöthigen, hinzu. Doch auch dieses schlug fehl, sie schüttelte leise mit dem Kopfe, schwieg aber so hartnäckig, wie ein Automat. — „Taub ist sie nicht," eröffnete ich im Geiste mein Selbstgespräch, „sonst würde sie nicht

Digitized by Google

aufpaſſen, wenn ich ſpreche; aber vielleicht am Ende ſtumm? — O das gute Kind, was für ein Unrecht habe ich ihr gethan! Nun erſt konnte ich mir den unausſprechbar wehmüthigen Blick der wundervollen Augen erklären; denn da der Armen die Gabe der Mittheilung, die Sprache, fehlte, ſo konzentrirten ſich ihre Gedanken in den feuchtblauen Augenſternen, die von großen dunkeln Wimpern umſchattet waren. Ich ſtrengte nun mein Gehirn an, um meinen früheren Antrag ſo einzukleiden, daß die Arme ihn nicht ausſchlagen konnte; in dieſem Augenblicke hörte ich zwei Wagen ſchnell daherrollen. Auf dem erſten Wagen hinten hatte ſich ein Knabe poſtirt, um deſto ſchneller durch den Regen zu kommen. Vermuthlich mußte er in einer andern Gaſſe wohnen, als der, durch welche ihn der Kutſcher willenlos nun führte, deshalb wollte er nun unbemerkt hinten hinabſpringen, um heimwärts zu eilen. Er that es auch, doch aus lauter Angſt vor dem zweiten, knapp hinterdrein fahrenden Wagen ſo ungeſchickt, daß er auf dem naſſen Pflaſter ausglitt und hinfiel. Ich hatte das Anfangs gar nicht beachtet; denn als ich mich durch einen flüchtigen Blick überzeugte, daß dieſer Wagen beſetzt und der zweite ein adeliger Wagen ſei, habe ich wieder auf mein ſtummes Mädchen geſehen, das in demſelben Augenblicke laut aufſchreiend, mit beiden Armen hinwies. Erſchrocken wandte ich mich um und erſah glücklicher Weiſe den Augenblick, wo die Pferde des nächſtfolgenden Wagens, durch das herabſpringende und fallende Kind ſcheu gemacht, ſich aufbäumten, und hatte gerade noch ſo viel Zeit, den armen Kleinen hervorzureißen und auf die Seite zu ſchieben; in dem nächſten Moment raſten die Pferde trotz dem Zurückreißen des Kutſchers über die Stelle hinweg.

Ich hatte den Kleinen, dem außer der Angſt nicht das Mindeſte geſchehen war, in das Thor hineingeſchoben, wohin ich mich auch ſogleich wieder zurückzog, um mich vor dem noch wüthenden Sturm und Regen zu ſchützen.

„Nun kleiner Teufel," ſagte ich zu ihm, „warum ſetzeſt Du Dich hinten auf den Wagen?"

Trotz dem Sturm waren in ein paar Augenblicken ſchon einige Neugierige da, die ſich um den weinenden Knaben drängten und ihn fragten, ob er nicht beſchädigt ſei. Ich verließ den kleinen unglücklichen Springer und trocknete meinen Hut, der unterdeſſen ganz gemächlich im Kothe auf der Gaſſe gelegen war, ab und ſah dabei auf meine ſtumme Leidensgefährtin, welche an der Rettung des Kindes eigentlich Schuld war. Sie war im Anfange gleich zu dem Knaben geſprungen, doch als ich hinzu trat, hatte ſie ſich zurückgezogen und jetzt, als ich auf ſie hinſah, lehnte ſie an der Mauer und hielt ſich das Geſicht mit ihrem Tuche bedeckt. Ich wollte ſie eben fragen, ob ihr etwa unwohl ſei, als das Mädchen dieſe Frage ahnend, mit der Hand heftig abwehrte und einen Blick auf die Gaſſe hinaus werfend, ſchnell davon eilte. Ueberraſcht wandte ich mich um und ſah die vorige Equipage vor dem Hauſe halten und die Dame in größtem Regen vor dem offenen Schlage einem Bedienten etwas einhändigen; darauf ſtieg ſie ein und fuhr langſam weiter. Der Bediente trat in das Hausthor, mit dem Auge Jemanden ſuchend.

Als ich noch verwundert mechaniſch gegen ihn hinſchritt, trat er plötzlich auf mich zu und frug mich, ob ich E. H. heiße?

Mit weit aufgeriſſenen Augen bejahte ich es. „Dann," fuhr der Bediente weiter fort — „habe ich von der Dame, die Sie eben verlaſſen hat, Ihnen dies als ein Andenken für die Lebensrettung des Kleinen zu überreichen. Zugleich läßt Ihnen die Dame eine glückliche Reiſe nach Baiern wünſchen." Dabei drückte er mir etwas in die Taſche, das ich, aus lauter Verwunderung ganz begriffsſtützig, fallen ließ, und entfernte ſich eilig. —

Erſt nach ein paar Sekunden ordneten ſich in meinem aufgewühlten Gehirne die Gedanken, ſo daß ich mich fragen konnte: Wer iſt dieſe Dame, woher weiß ſie deinen Namen und woher weiß ſie, daß du abreiſeſt, und zwar nach Baiern? Ein ganzes Meer von Vermuthungen ſtürzte plötzlich über meine Seele und erſäufte alle klaren Gedanken. Mechaniſch fuhr ich in die Seitentaſche meines Sommerrockes, um nachzuſehen, ob das Alles nicht eitel Traum ſei; aber nein! da fühlte ich, da zog ich eine einfache blaue Seidenbandſchleife mit einer Perle, in der Form einer Thräne, hervor. Doch nun beſann ich mich und eilte ſchnell bei den Menſchen, die noch mit dem Kinde da diskurirten, vorbei wie ein Wahnſinniger, um dem Wagen nachzulaufen. — Links und rechts — Alles leer, nur der Regen fiel noch, durch den anhaltenden Sturm gepeitſcht, herab. Dieſer kalte Guß brachte mein Denkungsvermögen nun etwas in Ordnung, ich eilte einige Schritte links gegen die Brücke zu—kein Wagen, keine Dame, kein Bediente!

Ohne zu wiſſen wohin, mich ganz allen Ver- und Zumuthungen preisgebend, kam ich naß wie ein Pudel gegen den Bogen hin, wo man auf den Quais geht, dort war Zugwind, welcher meinen Hut erwiſchte und in die Kreuzherrngaſſe zurücktrug. Da ich den einzigen Hut hatte, ſo mußte ich, um ihn nicht zu verlieren, hinterdrein galopiren, bis ich ihn endlich, aber ſtatt ſchwarz, braun von Koth, wieder erfaßte.

Abends um 9¼ Uhr ſaß ich im Waggon, nach Leipzig fahrend.

Die Sorgen, die eine ſelbſt noch ſo kleine Reiſe mit ſich bringt, hat jetzt dem frohen Gefühle: das alltägliche Leben für einige Zeit in die verlaſſene Stube geſperrt zu haben, Platz machen müſſen, und erſt als ich recht behaglich in einer Ecke des Waggons ſaß und durch die Dampfkraft der heimiſchen Vaterſtadt entführt wurde, tauchte aus dem Innerſten meiner Seele nach und nach das Abenteuer mit dem Mädchen und die Neugierde in mir auf, wer wol jenes ſtumme, ſchöne, melancholiſch blickende Mädchen geweſen ſei, welches mich kennt und von meiner anzutretenden Reiſe ſo gut unterrichtet war. Ich ſtrengte umſonſt mein Gehirn an, alles Dieſes zu enträthſeln. Ich durchging die ganze Liſte meiner weiblichen Bekannten, Freundinen, Liebhaberinen. Eine jede von dieſen hatte wieder ein halbes Dutzend Freundinen —

Digitized by Google

dann kam die Reihe an meinen Freund, bei dem ich zuweilen Gesellschaft fand; auch umsonst, diese Augen hatte ich nie gesehen. Ich muß gestehen, daß dieses geheimnißvolle Wesen mit den blauen Augen und der schwarzen Mantille mein Herz neuerdings in Flammen gesetzt hatte. Ich war ordentlich stolz darauf, daß sich das schöne Geschlecht um mich bekümmerte, ich fand es auch ganz in der Ordnung, denn ich thue dasselbe und zwar mit ungeheurer Vorliebe für blaue, schwarze und braune Augen. Die grauen liebe ich weniger, denn sie verrathen zu sehr die angeborne Falschheit. Die anderen Farben verdecken sie, sie sind freundlicher, zärtlicher; vorzüglich so ein blaues Auge mit einem frommen Blick, da zerfließt gleich mein Herz wie Wachs, obgleich mir eine innere Stimme immerfort zuruft: Trau nicht, trau nicht dem Schelme! aber es geht nicht, die Augen sind gar zu sprechend und mein Herz zu empfänglich. Doch die geheimnißvolle Dame mit der Mantille, wer die sein mag?

Da ich mir auf alle diese Fragen ein stilles: Ich weiß nicht, antworten mußte und auch in meinem Nachsinnen durch die laute Unterhaltung der einzigen fünf Passagiere stets unterbrochen wurde, so schloß ich meine beiden Augenlieder fest zu, um wenigstens einige Stunden dieser Nachtfahrt zu verschlafen. Doch, so fest ich auch meine Augen schloß, der Schlaf mied mich, denn an mein Trommelfell schlug das immer lebendiger werdende Gerede meiner Reisegefährten. Nun verfiel ich auf eine Kriegslist, um den Schlaf herbeizulocken, ich wollte mich durch das Geschwätze in den Schlaf reden lassen; ich horchte also aufmerksam zu. Die Fremden diskurirten über Prag und seine Bewohner. „Ich muß eingestehen", sagte eine singende Stimme, die ich alsogleich als eine einem Sachsen gehörende erkannte, „hätte Prag die Brühlische Terrasse, das Schauspielhaus, die Gallerie und die Wassertiefe unserer Elbe, so könnte ich mit gutem Gewissen sagen, Prag sei nach Dresden gleich die erste Stadt; nicht zu vergessen, daß die Bewohner unsere gebildete Sprache sprechen würden."

„Ei, ich schmeichle mir," entgegnete eine zweite, ebenfalls singende Stimme, „etwas von der Sprache zu verstehen, sie scheint mir große Aehnlichkeit mit der deutschen zu haben."

„Daß ich nicht wüßte," fiel eine dritte Stimme ein, die dem Klange und der Aussprache nach einem Prager angehören mußte. „Es ist nicht die geringste Aehnlichkeit da vorhanden."

„Doch, doch mein Herr, ich kann es Sie versichern, ich verstand gleich den ersten Tag sehr viel davon."

Die dritte Stimme ließ einige Töne des Unglaubens deutlich hervortreten.

„Det kann ich Sie versichern, mein Herr, so unglaublich Sie es auch finden werden, es war vorijen Jahres, als ich von Teplitz nach Leitmeritz fuhr."

Der Dritte im Bunde lachte hell auf: „Also in Leitmeritz?"

Der Sachse hatte, nach Art aller Norddeutschen, für das Wörtchen Ja nur einen Seufzer.

„Ach Herr Je!"—fing schnell die erste singende Stimme wieder an. „Det ist ein großer Irrthum, in welchem Sie befangen sind, denn dort sind ja lauter Deutsche, welche ihrem Deutsch nur so einen Lokalausdruck anhängen — sonst nischt."

Alle fünf stießen nun ein wahrhaft homerisches Gelächter aus. Auch ich mußte unwillkürlich, und zwar über die Lachenden selbst, mitlachen, und da meine Zwerchfellerschütterung sehr lang dauerte, so lachte ich noch fort, als die Unzertheilbaren schon längst aufgehört hatten. Das Echo wurde dennoch gehört und ich aufgefordert, ihre Gesellschaft zu vermehren und an der Unterhaltung Theil zu nehmen. Da an einen Schlaf bei so bewandten Umständen gar nicht zu denken war, so nahm ich die Einladung an und setzte mich zu ihnen hin.

„Da Sie nun in unsre Mitte und zu unserm Dampfwagenklubb gehören," fing nach einigen Minuten einer der Fünfe an; „so müssen Sie sich schon den Gesetzen unseres in Prag gestifteten Bundes fügen."

„Und diese sind?" frug ich.

„Erstlich — Paragraph 1. Müssen Sie auf den Schlaf für heute Nacht verzichten. Zweitens — recht lustig sein, je mehr desto besser."

„Gut;" antwortete ich, „ich werde mein Möglichstes machen."

„Und nun mein Herr Bruder für diese Nacht! da — beschwören Sie die Gesetze!" Er winkte dem Sachsen mit der singenden Stimme und alsogleich zog Dieser, gehorsam jenem Winke, eine ziemlich große Bouteille hervor, die er mir süß hinreichte.

„Da schwören Sie — es ist echter Kümmel," setzte er mich aufmunternd hinzu, „ganz echter Kümmel, trinken Sie."

Da ich kein Freund geistiger Getränke bin, so netzte ich mir nur die Zunge und gab die Flasche dem Sachsen wieder zurück.

Und nun fing der junge naive Sachse, der Urheber jenes homerischen Gelächters, wieder an loszulassen: „Mein Herr, lustig! wo sind wir stehen geblieben?"

„Bei Ihrem Sprachentalente," antwortete ihm der Prager.

„Jut," antwortete ihm der Andere; „irren ist menschlich, und ich dachte, in Böhmen sei Alles böhmisch. Doch desto besser für die Deutschen; und da ich ein großer Verehrer des Theaters bin, so unterließ ich keinen Tag das Theater zu besuchen."

Es wurde nun über das Theater, im Speziellen als auch im Allgemeinen gesprochen, von diesem kam man auf die Schauspieler- und Spielerinen, auf die Kabalen der Künstler sowie auf die Liebe unter einander.

„Da kann ich Ihnen ein Pröbchen erzählen, meine Herren, wenn Sie zuhören wollen," sagte ich.

„Von Kabale, oder Liebe?" frug mich der neugierige Sachse.

„Von Kabale."

Digitized by Google

„Gut," antwortete der mit der ſingenden Stimme, „erzählen Sie von Theaterkabalen, ich gebe dann eine Geſchichte von Theaterliebe zum Beſten."

Da Alle damit einverſtanden waren und ich eine friſche Cigarre angezündet hatte, fing ich an:

Die Gaſtrolle.

In der Reſidenzſtadt des Landes N. hatte mein verſtorbener Vater ein Engagement angenommen, und da er ein jovialer, gutherziger Mann war, ſo wurde er bald mit den übrigen Künſtlern und Künſtlerinen befreundet. Nur ein einziger Mann, der die jungen Helden ſpielte, war ihm gleich beim erſten Anblicke zuwider geworden; er konnte es ſich ſelbſt nicht enträthſeln warum, denn noch hatte er wenig mit ihm zu thun gehabt, und in dem Wenigen war er ſehr freundlich, ſogar zuvorkommend geweſen. Neid war es gewiß nicht, denn mein Vater ſpielte gute alte Väter, während dem der junge Mann ein ganz anderes Fach beſetzt hielt. Aber es war nun einmal ſo. Ich kann mich noch recht gut auf die Beſchreibung jenes Helden erinnern, die mir mein Vater mitgetheilt hatte. Er war groß und mager, brünet im Geſichte, ſchwarze wollige Haare, doch ſeine Augen — da ſaß die eigentliche Urſache der Scheu meines Vaters. Die dunkeln Augenſterne ſaßen tief drin, von den Augenknochen überwölbt, ſchienen ſie wie glühende Kohlen aus einer Höhle hervorzuleuchten. Neid und Haß, dieſe zwei Zwillingsbrüder, mit ihrer ſaubern Schweſter, der Wuth, ſprachen recht deutlich aus dem Feuerblick des Künſtlers. Dazu kam ein recht höhniſcher Zug um den Mund.

Adolf W. war bei einigen Bühnen engagirt geweſen, doch nirgend hatte er ſeinen Kontrakt zu Ende gebracht, überall ſchien er der Urheber der Mißhelligkeiten zwiſchen Direktion und den Mitgliedern geweſen zu ſein, und obgleich er einige ſeiner Rollen trefflich ſpielte und manch volles Haus machte, ſo kam es doch bald ſo weit, daß von den übrigen Mitgliedern Niemand mehr mit ihm ſpielen wollte, und dieſer Umſtände wegen wurde er überall entlaſſen, bis er hieher kam, wo er ſich ſeit zwei Jahren ſo ziemlich hielt. Doch nun fing ſein innewohnender Dämon von neuem an ſich zu regen. Bald hatte er wieder den Samen der Zwietracht zwiſchen mehreren Mitgliedern geſäet und es kam ſo weit, daß Einige feierlich erklärten, ſelbſt mit Verluſt der Gage abtreten zu wollen. Mein Vater hatte ſich Anfangs um nichts gekümmert, ſpäterhin aber den Vermittler gemacht, und da er einige Jahre älter war, dem jungen Teufel eine Sittenpredigt gehalten, die ihm der Schuldige dadurch vergalt, daß er ihn bei einem Gefechte, wo er ihm feindlich gegenüberſtand, ſchon nachdem der Vorhang gefallen war und mein Vater das Schwert geſenkt hatte, mit dem ſtumpfen Eiſen über das Geſicht hieb, ſo daß mein Vater im Schmerze laut aufſchrie und einige Wochen ſeines Geſichtes beraubt war.

Der Direktor der Bühne ſah die Unmöglichkeit ein, dieſes räudige Schaf noch länger unter ſeiner Heerde zu behalten. Doch, da er die ſchlimmen Eigenſchaften ſeines Bühnengliedes kannte und wol wußte, daß er ihm, bevor er noch ſeine Stelle beſetzt hätte, noch manchen Spuk anthun würde, ſo ſchrieb er heimlich ſeinem Theateragenten in W. um einen jungen Helden, doch mit der Bitte, dem Geworbenen anzudeuten, bei ſeiner Ankunft und den erſten Debuts durchaus nichts von einem Engagement zu ſprechen.

Es geſchah. Herr Z. war ein ausgezeichneter Künſtler, noch jung, und gefällig, hatte viel Tournure und verſtand ſich geſchmackvoll zu kleiden. Dieſer günſtige Ruf ging ihm voraus und Alles freute ſich, Publikum und Schauſpieler, auf den Debutanten, der auch bald eintraf. Eine ſeiner glänzendſten Leiſtungen war der Mortimer in „Maria Stuart;" in derſelben Rolle war auch Adolf W. bedeutend, denn hier konnte er ſich ganz ſeiner Leidenſchaft hingeben. Sie können ſich nun die Wuth dieſes Menſchen vorſtellen, als er ſich in dieſer ſeiner beſten Rolle von einem Zweiten übertroffen ſehen ſollte. Seine Wuth ſoll grenzenlos geweſen ſein, wie einige Tage ſpäter ein Bürger, der unter ihm wohnte, berichtet hatte. Er hatte Tiſche und Stühle, Gläſer und Porzellan in ſeinem Zimmer zertrümmert, doch den andern Tag hatte er ausgetobt, oder ſchien wenigſtens ruhiger zu ſein, er war bei der Probe anweſend, ſprach ſelbſt, und zwar ſehr freundlich mit dem Gaſte, und zeigte ſich überhaupt in einem viel günſtigeren Lichte als gewöhnlich.

Der Abend war da, wo das Gaſtſpiel vor ſich gehen ſollte. Der Ruf des Künſtlers war ſchon vorausgegangen und hatte eine ungeheuere Menſchenmenge herbeigezogen, die Sperrſitze und Logen waren ſchon Tags vorher alle vergriffen. Der Direktor, dem die Reſignation Adolfs W. ſehr verdächtig vorkam, hatte insgeheim mit der Polizei die nöthigen Maßregeln getroffen, um einem etwaigen Scandale, den W. vielleicht anzuſtellen die Luſt gehabt hätte, vorzubeugen, oder gleich im Keime zu erſticken. W. war inzwiſchen vollkommen ruhig, fand ſich Abends vor dem Anfang des Stückes auf der Bühne ein, war ſogar geſprächig und höflich mit ſeinem Nebenbuhler, lobte deſſen richtiges, zeitgemäßes Koſtüm, tadelte hier und da Manches, kurz er ſchien wie ausgewechſelt zu ſein.

Des Gaſtes Auftreten im erſten Akte wurde bewillkommt, er ſpielte aber auch trefflich, beinahe nach jedem Abgehen wurde er ſtürmiſch gerufen. W., der in einer Loge war, applaudirte ſelbſt mit und kam dann auf die Bühne, um ſeinem Nebenbuhler zu dem Furore Glück zu wünſchen.

So endete der zweite und dritte Akt. Direktor, Schauſpieler und Polizei hatten, durch das ſolide Benehmen W.'s getäuſcht, auf ihn gänzlich vergeſſen und hatten ſich, jeder in ſeiner Stellung, theils dem Genuſſe des Zuſehens, theils dem des Spiels, und der Direktor dem frohen Vorgefühle voller Häuſer und voller Kaſſen ſo wie der Einigkeit der Geſellſchaft hingegeben.

„Schöner Traum," bemerkte lächelnd der Prager; ich nickte bejahend mit dem Kopfe und fuhr, nachdem ich

Digitized by Google

meine Cigarre wieder angezündet hatte, in meiner Erzählung fort:

Nun kam die effectvolle Scene des vierten Aktes, wo Mortimer, von Leiceſter verrathen, der Wache übergeben wird.

Alles war ſtille, beinahe fieberiſch geſpannt auf die Entwicklung und Ausführung dieſer Scene.

Ha, mit welchem Blicke maß Mortimer Leiceſter, als er ihn den Verrath ausſprechen hörte! Er iſt verloren; doch dies ſchmerzt ihn weniger, als daß ſie, für die er Himmel und Hölle wagen wollte, nun rettungslos ihren Feinden preisgegeben iſt. Die Wache will ſich ſeiner bemächtigen, kräftig ſtößt er die feigen Wichte der Tyrannei zurück und mit den Worten: „Heilige Maria! bitt für mich, und nimm mich in dein himmliſches Leben!“ ſtößt er ſich den Stahl in die Bruſt.

Ein ſchmerzvolles „Jeſus Maria!“ wurde vom losſtürmenden Beifall übertäubt. Nur mein Vater, der den Sir Paulet, Hüter der gefangenen Königin gab und bei dieſer Scene vier Schritte von Mortimer in der Couliſſe ſtand, ſprang laut aufſchreiend auf die Bühne und auf den Unglücklichen hin. Einer momentanen Ruhe (denn das Publikum war durch Sir Paulet's raſchen Eintritt überraſcht) folgte ein Gelächter, das aber bald in einen Ruf des Erſtaunens und des Schreckens überging, als ſie den plötzlichen Blutſtrom ſahen, mit welchem Paulet und die Statiſten übergoſſen wurden. Der Vorhang fiel ſogleich, der Unglückliche wurde in die Garderobe getragen, der Doktor des Theaters ſammt dem Polizeikommiſſär waren gleich da. Erſterer unterſuchte den Kranken, Letzterer den Dolch, der, wie es ſich herausſtellte, verwechſelt, ein wirklicher dreiſchneidiger, ſcharf geſchliffener Dolch war. Den eigentlichen Theaterdolch, deſſen Klinge, an eine Feder befeſtigt, ſich beim Andrucke in das Heft zurückſchiebt, fand man Tags darauf in einem Winkel der Garderobe von Kleidungsſtücken verdeckt liegen. Z. hatte in dieſer Scene ſich ganz hingegeben und mit Kraft, und leider zu gut gezielt, den Dolch in die Bruſt geſtoßen, in der feſten Ueberzeugung, ſeinen gewöhnlichen Theaterdolch in der Hand zu haben. Der Unglückliche, das Opfer des Neides, ſtarb eine halbe Stunde darauf in den Armen meines Vaters.“

„Und W.?“ — frugen Alle neugierig.

„Die Polizei hatte W. ſogleich in Verdacht und deshalb ihn in der Loge verhaftet, doch da gegen ihn durchaus keine Beweisgründe vorlagen, ſo wurde er ſpäter entlaſſen, trotzdem daß Richter und Publikum moraliſch überzeugt waren, daß W. der Schuldige ſei.“ — — —

„Nun ſo erzählen Sie die Geſchichte Ihrer Theaterliebe,“ ſagte zu der ſingenden Stimme mein Nachbar, der, wie er eingeſtand, ein Paſſauer war.

„Meine?“ wiederholte im verachtungsvolle Tone die ſingende Stimme. „Wer ſagte, daß es meine geweſen war?“

„Nun, nun, ärgern Sie ſich nicht und erzählen Sie uns dieſe Geſchichte.“

„Aerſern?“ antwortete die ſingende Stimme, „warum ſollte ich das wol thun? Ich liebte, ich geſtehe Sie ein, ich liebte dieſes Weſen, aber da war ſie noch unſchuldig und keine Tänzerin.“

„Alſo von einer Tänzerin, mein Herr? gut, aber bitte anzufangen. Da, trinken Sie zur Stärkung Ihrer Zunge, Ihres Gedächtniſſes und auf Ihre frühere unſchuldige Liebe; trinken Sie einen herzhaften Schluck, wir folgen nach.“

Die ſingende Stimme that ohne Zaudern, wie ihr befohlen ward, doch mußte ihr Gedächtniß ſo ziemlich ſchlecht ſein, denn die Flaſche, welche ſie in wagrechter Richtung angeſetzt hatte, bildete gleich darauf einen ſtumpfen Winkel, und es ſchien, als wolle ſie die Kümmelflaſche eine ſenkrechte Stellung annehmen laſſen. Bei allen dieſen verſchiedenen Bewegungen hörte man deutlich das Gluck-Gluck des herabfließenden Liqueurs. Endlich ſetzte die ſingende Stimme das Gedächtnißerfriſchungsmittel von dem Munde ab, ſah ſich mit weit aufgeriſſenen Augen nach allen Seiten um, als wollte ſie ſagen: „War das nicht groß und nett?“ wiſchte ſich dann den Mund mit einem ächten, ſächſiſchen Garnſchnupftuch, das in Böhmen zu Kosmanos fabrizirt worden, ab, nahm drauf einen ſehr ernſthaften Ausdruck, ſo wie eine nachdenkende Stellung an und begann:

Die Liebe der Tänzerin.

Vor einigen Jahren, als ich noch, mehr Jüngling als Mann, mehr Liebe als Verſtand, und mehr Schulden als Einkünfte hatte, lebte ich in Düſſeldorf luſtig und guter Dinge, trank Nachmittags einen guten Kaffee in der Conditorei am alten Marktplatz, der bronzenen Reiterſtatue eines Cleve'ſchen Herzogs mit großer Perücke gegenüber, und Abends in der Bockshalle gemüthlich meine drei Gläſer echten braunen Gerſtenſaftes; das heißt, wenn ich Abends ſage, ſo meine ich bis ſieben Uhr, denn um dieſe Zeit pflegte ich regelmäßig aufzuſtehen und in die Balkerſtraße zu gehen, wo in einem jener Häuschen hinten im Hofraume parterre mein Mädchen wohnte. Clotilde, ſo hieß ſie, für die mein Herz brannte, war eines der ſchönſten Mädchen dieſer Straße, ſie war ſchlank und ſchmiegſam wie das Gezweige des Ban's*), hatte blondes Haar, ſchöne blaue Augen und einen ſehr weißen Teint, wußte ſich ſehr gut und geſchmackvoll zu kleiden und lachte beſtändig. Das Einzige, was ich damals an ihr auszuſetzen hatte, war ihre furchtbar ſchmale Taille, die wirklich ſo fabelhaft ſchlank war, daß ich in der ſteten Angſt lebte, ihr Oberkörper würde einmal abbrechen. Da die Schmächtigkeit ihrer Glieder ihrem ganzen Körper eine ungemeine Leichtigkeit und Schmiegſamkeit in ſeinen Bewegungen verlieh, ſie auch mit dieſen außerordentlich viel Grazie verband, ſo nahm es (außer mir) Niemanden Wunder, als ſie ſich eines Tages mit dem Cigarrenherrn, wegen

*) Ban ein Baum in den arabiſchen Märchen, deſſen ſchmiegſame Zweige mit ſchlanken Mädchen verglichen werden.

Digitized by Google

ein paar ſtibitzter Zigarren, überwarf, ihm die Arbeit kündigte und in das Corps der Tänzerinen eintrat. Denn ich muß Ihnen frei eingeſtehen, daß Clotilde eine Cigarrenarbeiterin war und jene ſtibitzten Cigarren für mich, wie gewöhnlich, beſtimmt waren.

Da ich als Liebhaber auch ein Wörtchen drein zu reden mir die Freiheit nahm, ſo ſträubte ich mich Anfangs ſehr dagegen, doch da mir meine Bekannten verſicherten, daß ein ſolides Mädchen in einer Cigarrenfabrik wie auch beim Balletcorps, nota bene wenn ſie will, ſolid bleiben kann, Clotilde mir auch dann und wann Eintrittskarten in das Theater und nebſtbei Treue verſprach, ſo traute ich dieſen Verſprechungen und gab meine Einwilligung zu dieſem Schritt.

Da, wie geſagt, die Natur ſie ſchon mit allem nöthigen Tänzertalente ausgerüſtet hatte, ſo konnte es ihr nicht fehlen, daß ſie bald jene Virtuoſität im Ausſpreizen der Beine erlangte, welche nach unſern modernen Regeln der Tanzkunſt unumgänglich nothwendig ſind. Ich, der ich früher ſelten, und da nur in Stücke kam, wo keine Tänze aufgeführt wurden, war das Erſtemal höchlich erfreut, als ich das Mädchen meiner Liebe, das ſtille beſcheidene Veilchen der Balkerſtraße, plötzlich auf die Bühne ſpringen und tanzen ſah. Tanzen, auf das war ich gefaßt, denn ſonſt wäre ſie nicht zum Ballet gegangen — aber das „Wie?" War ſie früher geſchmeidig geweſen, ſo war ſie es jetzt um tauſend Procent mehr. Sie ſtand, ging und hüpfte ſo leicht auf den Zehen, wie wir auf den ganzen Fuß nur auftreten können.

Ich jedoch war mehr erſtaunt über das Parterre-Publikum, unter dem ich die gebildetſten Düſſeldorfer erkannte, als ich es ſo unſinnig applaudiren ſah, wenn Clotilde mit ihren Beinchen, welche, nebſtbei geſagt, in Hoſen ſtaken, einen ganz rechten Winkel beſchrieb und dabei auf der großen Zehe des linken Fußes ſich wie ein Zirkel herumdrehte, als die proteſtantiſchen Bauern es waren, welche eines Morgens ihre Dorfkirche durch Engeln gegen Soſſan forttragen ſahen.

Doch gegen Guſto kein Diſputat, ſagte einer meiner frühern Schneider, den ſeine Kameraden „Zwirnverſitzer" nannten; dasſelbe ſagte ich mir dann ſpäter auch. Doch diesmal kam ich ganz betäubt zu Hauſe an. In der ſchlafloſen Nacht nahm ich mir feſt vor, Clotilden zu erſuchen, lieber wieder das einfache und weniger Aufſehen erregende Geſchäft des Cigarrenwickelns aufzunehmen, als ſich noch länger auf dieſe zweideutige Art, die Beine gleich Windmühlenflügeln nach allen zweiunddreißig Seiten der Windroſe auszuſtrecken, zu ernähren. Ich that's, doch hätte Aſaf, Salomon's weiſeſter Miniſter, ſelbſt geſprochen — er hätte eben ſo viel bewirkt als ich. Sie rümpfte die Naſe, ſchalt mich im Anfang einen Eiferſüchtigen, dann einen Dummen und Undankbaren, zuletzt ſetzte ſie einige, die Thierklaſſe näher bezeichnende Namen hinzu, warf ſich auf das elaſtiſche Sofa (denn dies war das erſte Möbel, welches ſie ſich als Tänzerin angeſchafft hatte) und vergoß einen Strom von Thränen.

Ich kannte damals noch nicht die Analyſe einer Weiberthräne, und hätte ich ſie auch gekannt, ſo wäre meine Unerfahrenheit als ungläubiger Thomas dazwiſchen getreten und hätte mir das ganze chemiſche Kochgeſchirre an den Kopf geworfen. Doch inſofern war ich ſtark genug, mich nicht gleich erweichen zu laſſen. Heftig ging ich im Zimmer auf und ab, bis endlich das Schickſal die Mutter aus der Waſchküche herbeiführte und nun ein Duett aus der Arie wurde. Die Frau Mama akkompagnirte prächtig zu dem: „Undankbarer! willſt mich nun verlaſſen u. ſ. w." bis ſie endlich, (wie alle Mütter) ihrem Töchterlein zuredete, ihre blauen Aeuglein durch die Thränen nicht ihres Glanzes zu berauben, und ihr dann die glänzendſte Ausſicht vorführte, zu der eine geſchickte, junge, ſchöne Tänzerin gelangen könnte, wenn ſie ſich nicht durch gemeine, arme Anhängſel gewaltſam an die Scholle binden laſſe.

Obgleich die Tänzerin dies längſt ſchon wußte, ſo war Clotilde doch noch menſchlich genug, der Mutter keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken und ſich nur über meine Undankbarkeit, mit welcher ich ihre heiße Liebe bezahle, zu beklagen. Mein hartes Herz mußte endlich durch das fortwährende Draufhämmern von Liebesvorwürfen und dem ſalzigen Thränenſtrom erweicht werden, wie der Fels unter der Hand des Bergmanns, der naß arbeitet, endlich ſich erweichen läßt, um in ſeinem Innern eine Mine aufzunehmen, durch deren Sprengung die edle Ader zum Vorſchein kommen ſoll. Als Clotilde nun mein zerknirſchtes Herz wahrnahm, legte ſie Feuer an die pulvergefüllte Mine, und huſch! mein Herz ſprang auseinander, ebenſo meine Arme und ich ſtürzte zu ihren Füßen nieder, ihre weichen, weißen Arme mit meinen brennendſten Küſſen bedeckend. Nun war wieder alles gut, ſie ſchmollte zwar noch ein wenig, wie es gemeiniglich bei einem fortziehenden Donnerwetter der Fall iſt, der kleine Azur ihrer beiden Himmeln lächelte als Gegenſatz zu dem Schmollen des Mündchens, mir ſo freundlich entgegen, daß aus meinem Herzen Myriaden von Freudenfeuern aufflogen, wie in Braſilien die grün- und rothgoldenen Kolibris, aufgeſtört von ihren Neſtchen, wie tauſend bunte Feuerfunken aus den ſchönen Gebüſchen hin und her ſchießen.

Die Mutter trocknete ſich, als ſie unſere Verſöhnung ſah, mit ihrer naſſen Schürze die Thränen und ging wieder zu ihrer verlaſſenen Arbeit hinaus, und Clotildchen verſprach mir das linke Bein weniger wagrecht auszuſtrecken und überhaupt ſich nicht mehr um den Applaus, um die jungen, ihr den Hof machenden Herren zu kümmern, ſondern mir ganz und gar anzugehören, und wenn ich dann Herr wäre, mir zu folgen wohin immer, ſelbſt bis auf den Gipfel des Berges Kaf, wo nach den orientaliſchen Begriffen das Ende der Welt iſt, und von dort aus in die Ewigkeit hinunter zu ſchauen. Was wollte ich mehr? Ich verließ die theure Wiedererworbene, ſtolz auf meine perſönlichen Vorzüge und meinen feſten Charakter ſowie auf meine Beredſamkeit, die erzielt hatte, das Bein nicht mehr ſo horizontal zu halten. Zur ſelbigen Stunde ging ich noch zu einem meiner guten Bekannten, einem Schüler der Akademie, und erſuchte ihn

Digitized by Google

um eine Skizze der Terpſychore, wie ſie ein junges ſchönes Mädchen zu ſich heraufzieht, welches meine eigene Compoſition war; und als das fertig war, überreichte ich es ihr als das Zeichen meiner wirklichen Verſöhnung mit ihrer neuen Lauf-, oder vielmehr Sprung- und Drehbahn.

So vergingen ein paar glückliche Wochen. Clotilde war liebenswürdig und hielt Anfangs treulich ihr Wort, bis ſie mir endlich wieder geſtand, daß der Balletmeiſter mit ihr unzufrieden ſei, da ſie nicht mehr mit jener Energie tanze, wie ſie es im Anfange gethan habe. Ich beſchwichtigte ihre Thränen und ihren Kummer, ſo viel ich konnte, bis ich ihr endlich die Erlaubniß gab, ihre Beine wieder ſo von ſich zu ſtrecken, als wolle ſie ſich ihrer entledigen. Nun ging es wieder gut bis —"

Hier hielt der Erzähler ein wenig inne und holte etwas Athem. „Nun komme ich," ſprach er nach ein paar Augenblicken wieder weiter, „zu dem Wendepunkt meiner Jugendliebe;" darauf, als ſuche er Muth zu dieſem Auffriſchen ſeiner Erinerungen, holte er die Kümmelflaſche hervor und that einen ſtarken Zug. „Ach Herr Je!" rief er plötzlich aus, „die Flaſche iſt bald leer, meine Herren; das wird eine trübſelige Fahrt ohne Kümmelliqueur!"

„Tröſten Sie ſich, mein Herr," erwiederte der zweite Sachſe; „dieſe Flaſche wird wol nicht die letzte ſind auf dieſer Welt, und erzählen Sie nur wieder weiter ohne Beſorgniß."

„Ach ja!" entgegnete die ſingende Stimme nach Art der Sachſenbejahungen und fuhr in der Erzählung weiter fort. „Nun trat der Wendepunkt meiner Liebe ein, meine Herren, der Zeitpunkt, wo ich die Augen weit aufriß und die Ohren ſchloß und das zartfühlende, doch betrogene Herz krank wurde." — Hier führte er die Flaſche nochmals zum Munde, ſetzte ſie jedoch bald wieder kopfſchüttelnd ab. „Nun hören Sie alſo weiter. Wie ich Ihnen ſchon im Anfange meiner Erzählung bemerkt habe, meine Herren! ſo hatte ich nur gewiſſe Stunden, in welchen es mir vergönnt war, das Roſenfeuer meiner Jugend an mein ſtets hochklopfendes Herz zu drücken. Dieſe Stunde änderte ſich auch dann nicht, als Clotilde Tänzerin wurde, ſie wurde nur zertheilt, nämlich: eine Stunde vor ſieben Uhr und dann nach dem Theater, gemeiniglich um neun bis halb zehn, oder zehn Uhr. Da verplauderten wir ſo recht gemüthlich eine bis zwei Stunden. Clotilde ſaß dann gemeiniglich in Negligé im großen Lehnſtuhle oder lag nachläſſig und kokett auf dem Ruhebett, während ich eine Cigarre verſchmauchte. Die gute alte, auf ihr Kind ſtolze Mutter glättete meiſtentheils noch die fremde Wäſche. Es war ein ſo recht gemüthliches idylliſches Zuſammenleben, und ich kann ſagen, ich gäbe die Hälfte meines Lebens darum, könnte ich dieſe Zeit zurückführen.

Einmal kam ich eines Vormittags, welches in Werketagen noch niemals paſſirt war, in das Haus, es war nämlich bei meinem Prinzipal eine Kindstaufe und zwar die erſte ſeit ſechs Jahren, deshalb hatten wir Alle frei; ich benutzte ſie, um Clotilden's Mutter zu beſuchen, da ich glaubte, Clotilde ſei auf der Probe, wie es gewöhnlich der Fall auch war.

Die Mutter war vor der Zimmerthür mit der Wäſche beſchäftigt und erſchrak heftig, als ſie mich erblickte. Auf die Frage: Ob Clotilde ſchon in die Probe gegangen ſei, ſtotterte ſie in größter Verlegenheit einige mir unverſtändliche Worte hervor, doch trat ſie mir in den Weg, als ich an ihr vorbei in das Zimmer gehen wollte. „Es iſt ſchmutzige Wäſche darin, lieber Herr B.," ſagte ſie, mich abwehrend, „auch iſt das Zimmer noch in der größten Unordnung; Sie können gewiß nicht eintreten. Clotilde iſt ſchon ſeit einer Stunde in's Theater gegangen, es geht durchaus nicht." Dies alles ſagte ſie ſtoßweiſe, als beſänne ſie ſich eben auf die nächſtfolgende Ausrede, dabei war die Stimme unſicher und ſie war genöthigt, einigemal zu huſten.

Ich wurde aufmerkſam. „Alſo Clotilde iſt ſchon in das Theater gegangen?"

„Gewiß, gewiß, ſeit einer Stunde," antwortete mir ihre Mutter noch immer verlegen. „Ich würde Sie in das Zimmer führen, aber es iſt gewiß darin noch gar nichts in Ordnung gebracht, gewiß nicht. Doch wie kommen Sie denn heute zu ſolch ungewohnter Stunde?"

Ich erzählte ihr die Urſache, ſie ſchien mir halb zuzuhören. Da mir das Alles ſehr verdächtig vorkam und ich ſo gern die Wahrheit erfahren hätte, ſo ſtellte ich mich, als ſei ich vollkommen überzeugt von dem, was ſie mir geſagt hatte, und verließ das Haus, ging aber ſchnell in das gegenüber ſtehende und hielt da ſcharfe Wacht.

Die Eiferſucht hatte mir zwar nicht zum Erſtenmale, aber nie ſo ſtark und tief ihre Geierkrallen in mein liebendes Herz geſchlagen; ich wartete.

Nach einer halben Stunde ſah ich einen nicht mehr jungen Herrn, ſehr elegant gekleidet, heraustreten und die Straße herabgehen. Nun wollte ich noch auf Clotilde warten, welche doch nun bald, wenn mein Verdacht gegründet war, herauskommen mußte, um in die Probe zu gehen.

Richtig, ein paar Minuten darauf ſchwebte — denn ſie ſchwebte mehr als ſie ging — die falſche Hinterliſtige zum Thore hinaus.

Ich ſchien jetzt vollkommen von ihrer Untreue überzeugt zu ſein, die Eiferſucht nagte nun mehr und mehr an meinem Herzen und mein Sinn wurde wilder und neugierig ſogar. Ich nahm mir feſt vor, Alles aufzubieten, um Beide zu überraſchen, und dann! — Wehe! wehe! wehe! —

Den dritten Tag hielt ich für geeignet, um den gefaßten Plan in Vollzug zu ſetzen. Während dieſer drei Tage hatte ich meinen gerechten Zorn ſo bemeiſtert, daß weder meine Ungetreue noch ihre Mutter etwas merkten. Den dritten Tag nahm ich von meinem Herrn für den ganzen Tag Urlaub, ein wichtiges Geſchäft vorſchützend, und ſtellte mich dann wieder in das vis à vis ſtehende Hausthor auf die Lauer.

Gegen 10 Uhr trat zum größten Schrecken meiner Eiferſucht und zur Freude meines Herzens Clotilde aus dem Hauſe, geſchmackvoll angezogen wie immer, und ſchritt

Digitized by Google

gegen das Theater hin. Nun wußte ich in der Einfalt meines Herzens nicht, was ich thun ſollte; meine thörichte Eiferſucht aufzugeben und der Geliebten alles zu geſtehen? Doch die Eiferſucht ſchalt mich einen ungeheuern Dummkopf, einer Tänzerin Glauben und Treue zu ſchenken, ſie führte meinem Gedächtniſſe die Verlegenheit der Mutter vor, ſowie einige leiſe Andeutungen meiner Kollegen, daß die Tänzerin eines Theaters niemals ohne einige Liebhaber exiſtiren könnte. Darauf ſetzte meine Eiferſucht hinzu, ich ſolle nur warten und fein Achtung geben, ich würde mich ſchon überzeugen; denn entweder ſei der Geliebte verhindert worden zu dieſer Zeit zu kommen, oder er werde nach dem Theater, oder vielleicht heute gar nicht, ſondern morgen kommen. Die Eiferſucht ſiegte endlich, und da das Haus ein Gaſthaus war, ſo trat ich in die Gaſtſtube und recognoscirte von dem Fenſter aus die Gaſſe und das gegenüberſtehende Haus meiner Geliebten.

Ein paar Stunden ſpäter ſah ich Clotilde mit einem Manne langſam die Straße herauf kommen, unweit des Hauſes ging Clotilde ſchärfern Schrittes voran in das Haus, der Mann folgte langſam nach.

Alles tanzte vor meinen Augen; das gegenüberſtehende Hausthor verwandelte ſich in einen ungeheuern Rachen mit großen Zähnen, und die Fenſter in Augen, welche mich höhniſch anglotzten, die Schuhe und Stiefeln im Auslagskaſten des Schuſters gegenüber fingen an ſich hin und her zu bewegen, und dann zu ſpringen und ſich auf die Spitzen aufzuſtellen. Endlich faßte ich ein Herz und trat in das Haus und in das Zimmer mit fieberhaft pulſirendem Herzen ein. Die Mutter erſchrak ſichtlich, ſie hätte beinahe das Biegeleiſen fallen laſſen. Ich ſetzte mich nieder und frug, ohne ihre Verlegenheit bemerken zu wollen, wo Clotilde ſei.

„In der Probe," war die Antwort. Ich wollte in das große Zimmer unter dem Vorwande gehen, um nachzuſehen, ob Clotilde noch Pomade und einiges Oel habe, denn ich war ihr Lieferant in dieſen Dingen.

„Ach du mein Gott!" ſagte die alte Frau, ſchwer Athem holend, „das Mädel ſperrt die Thüre immer ab, wenn ſie ausgeht, 's iſt als fürchte ſie, daß —"

Während dieſem hatte ich einen feſten Plan gefaßt. Das Nebenzimmer hatte ein Fenſter in den Gang, durch welches mein Nebenbuhler ganz kommode entwiſchen konnte, während ich an der Thüre pochte oder überhaupt im Zimmer auf ihn wartete. Deshalb beſchloß ich fortzugehen und mich in dem der Thüre gegenüber liegenden Kämmerchen zu verbergen, von wo ich zur gelegenen Zeit den Heraustretenden meine Aufwartung machen konnte. Um alſo allen etwaigen Verdacht einzuſchläfern, berieth ich mich mit der Mutter über den Spaziergang am nächſten Sonntage, und nachdem ich ihr noch über meinen heutigen unvermutheten Beſuch eine Lüge aufgebürdet hatte, entfernte ich mich, wie gewöhnlich, ſtarken Schrittes durch den Gang, kam aber nach einigen Sekunden auf den Zehen wieder zurück geſchlichen und ſchlüpfte in das immer offenſtehende Kämmerchen. Obgleich ich mit dieſer Lokalität ſo ziemlich vertraut war und auch wußte, daß die Mutter da ihr hölzernes Waſchgeſchirr, Butten, Wannen und ſo weiter, ſtehen hatte, ſo konnte ich in der Dunkelheit und in der Finſterniß doch nicht vermeiden, daß ich mir die Kappe herunterſtieß, doch fiſchte ich das Ding ganz durchnäßt aus einem Kübel mit Waſchwaſſer wieder glücklich heraus. Ich tappte dann weiter, um eine an der Wand lehnende Wanne oder Mulde als ein Verſteck zu gebrauchen, denn da es Donnerſtag war, ſo hing die Wäſche ſchon gewaſchen auf dem Boden und ich konnte ganz ruhig hinterm Verſteck das Kommende abwarten. So ſtand ich da, das Herz klopfte mir gewaltig vor innerer Aufregung, und der Schweiß, vermiſcht mit dem verſt..... Waſſer, das aus meiner Mütze herabtropfte oder lief, netzte mir das ganze Geſicht und meine Kleidung. Ich hatte meine Poſition gut gewählt, denn ich konnte durch die etwas offen ſtehende Thüre, welche in das Zimmer führte, ſehen, und ich ſelbſt war gegen jede Entdeckung ſelbſt dann geſichert, wenn Jemand in die dunkle Kammer treten ſollte, um etwas da zu ſuchen.

So ſtand ich da von der Eiferſucht geplagt, zitternd, theils vor der kommenden Scene, theils durch die Kälte des verſt..... Waſſers, doch innerlich brannte mein Herz, denn es kämpfte einen ſchrecklichen Kampf zwiſchen gerechtem Zorn und Liebe.

Ich mochte ſo eine halbe Stunde gelauert haben, als ich von außen her ſchwere Tritte vernahm; ich war geſpannt, wer kommen werde; die Tritte näherten ſich, zu gleicher Zeit hörte ich das Unruhigwerden eines Geflügels. „Kaufen's! kaufen's!" ſchrie eine heiſere männliche Stimme.

Ich verwünſchte den Händler auf Lord Hood's Naſe*), doch durfte ich nichts ſagen. Die Aufforderung ertönte nochmals, erſt dann erſchien Clotilden's Mutter.

Zu meinem größten Schrecken unterhandelte die Alte mit dem Verkäufer; aber wie hoch ſtieg mein Schrecken und mein Zorn, als Clotilden's Mutter plötzlich die Thüre der Kammer öffnete und die gekaufte Gans hineinſchob, darauf die Thüre zumachte und von außen den Riegel vorſchob.

Sie können verſichert ſind, meine Herren, daß dieſe Stunde, welche ich da ungefähr zubrachte, die qualvollſte und ſchrecklichſte in meinem Leben war. Seelenſchmerzen, Angſt, Kälte, Näſſe, Müdigkeit von dem gebückten Stehen, und dazu noch die verdammte Gans, und das Allerärgſte, die verſperrte Thüre und die ſehr unangenehme dumpfe Stickluft, die meinem Athemholen beſchwerlich fiel. Die Gans machte ihrem innern Schmerzensgefühle über ihre neue Gefangenſchaft durch ein Anfangs ſchwaches, dann immer lauteres Geſchrei Luft, darauf hielt ſie inne und ſchien das neue Arreſtlokal näher unterſuchen zu wollen, ſie ſchnupperte und ſchnatterte ſo lange, bis ſie zu mir kam; dieſe ihre Ent-

*) Lord Hood's Naſe, ein Berg in Braſilien, ſeiner Geſtalt nach ſo benannt.

Digitized by Google

deckung bezeichnete sie mit einem abermaligen Geschrei, welches mich beinahe taub machte, so daß ich in Angst gerieth, den eigentlichen Zweck zu verfehlen und meinen Nebenbuhler nicht fortgehen zu hören. Alle meine Fußtritte entlockten diesem Flügelviehe ein neues um so lauteres Geschnatter, als wollte diese Bestie das Kapitol retten.

Ich fing an das Ganze satt zu bekommen und kroch aus meinem Versteck hinter der Mulde hervor, um nach der Thüre zu sehen, ob diese nicht auf irgend eine Weise geöffnet werden könnte. Von innen war es nicht möglich, aber durch einige Kraftanwendung glaubte ich die Thüre sprengen zu können. Zu gleicher Zeit hatte ich eine Spalte in der Thüre bemerkt, durch welche ich Gang und Thüre sehen konnte. Ich drückte so lange an die Thüre, bis ich fühlte, daß es nur noch eines kleinen Ruckers bedurfte, um den Riegel auszubrechen, doch behielt ich mir dieses kleine Manöver bis zu dem Augenblicke vor, wo Beide aus der Thüre heraustreten würden. Endlich kam der herbeigewünschte und doch gefürchtete Augenblick. Ich sah die Thüre öffnen, und Clotilde trat mit dem unbekannten Nebenbuhler heraus.

Beide lachten. Der Fremde hielt Clotilden's Hand und führte sie einigemal an seine Lippen. Was er sagte, konnte ich nicht hören, denn das verfluchte Federvieh, meine Kammerkameradin, schnatterte entsetzlich; aber wenn ich auch nichts hörte, so sah ich doch genug, zu viel, jetzt mußte ich um jeden Preis heraus, um die Falsche durch meinen Anblick niederzuschmettern. Um die Thüre auch momentan geöffnet zu haben, so mußte ich einigen Anlauf nehmen, um mit aller meiner Wucht und Kraft sie aufzubrechen. Ich trat zurück, unbekümmert um Gans, Kübel und andere dort harmlos an der Wand lehnende Mulden, ich trat zurück und sprang dann mit aller meiner Kraft auf die wacklige Thüre. Sie sprang mit einem entsetzlichen Gekrache auf und ich stürzte hinaus. Hinter mir flog jubilirend die befreite Gans, und hinterdrein kollerten einige Kübel mit und ohne Wasser, so wie einige größere Mulden.

Es war ein entsetzlicher Moment, voll Geschrei, Lärm, Geschnatter, Angst und Schrecken; aber ich kümmerte mich um nichts, mein Dichten und Trachten war nur auf Eins gerichtet, das verrätherische Liebespaar, das stumm und starr ob dem Gräßlichen, was sich ihnen darbot, dastand und den Mund offen hielt.

Der höllische Lärm führte die Mutter herbei, die kaum ihre gekaufte Gans am Hofe lustig schnattern hörte, als sie ihr auch gleich nachstürzte.

„Ha, Du Falsche, Meineidige!" wollte ich der falschen Tänzerin entgegenrufen, als ich aber eine solche Ohrfeige erhielt, die durchaus nicht wie jene des Herzogs von Nemours*) eine problematische genannt werden konnte, denn ich fiel betäubt der Länge nach hin auf den Ziegelboden des Ganges. Als ich wieder zur Besinnung kam, fand ich mich allein, die Thüre zugesperrt und, wie ich hörte, waren Alle, Tochter und Mutter ausgegangen. Ich bedauerte nichts mehr, als nicht die Macht des Ritters Heinrich Tuschl zu besitzen, als er seine Gemalin in den Armen eines Andern antraf**). Da ich zwar zum Ritter geschlagen, aber nach heutigem Gebrauche schwert- und spornenlos war, so schlich ich von meiner schlecht abgelaufenen Urlaubsreise nach Hause und wiederholte mir nur die Verslein aus dem Stiftungsbriefe der Kollegiatkirche zu Vilshofen:

„Zwei Hund an ain Bain,
Ich Tuschl bleib allein."

Sie können sich denken, meine Herren, daß ich die Ohrfeigengeschichte geheim hielt, denn an wem sollte ich mich revanchiren? an der Tochter, ja das war ein Weib; an ihm — er war schon einen Tag später nach Berlin abgereist, wohin nach ungefähr vierzehn Tagen oder einem Monat Clotilde nachfolgte. Auch ich trat drei Monate später aus meiner Condition und begab mich in die Hauptstadt des Preußenlandes, nach Berlin, wo ich Gelegenheit hatte etwas Näheres über das Leben und Treiben Clotilden's zu erfahren, welches auf eine eigenthümliche tragi-komische Art endete."

Bei diesem ersten Abschluß aus dem Leben einer Tänzerin schwieg der Erzähler, um sich für das zweite Kapitel zu sammeln. Um sich die nöthigen Kräfte dazu zu geben, zog er aus seiner Reisetasche ein großes Paket hervor, welches, nachdem er die Fließpapierhülle auseinander gebogen hatte, eine Menge Salami, Kalbsbraten, Käse nebst dem dazu gehörigen Brode enthielt. Der Wolgeruch dieser kalten Speisen reizte auch unsere Eßlust, und jeder von uns zog ein ähnliches Paket hervor und stärkte sich so zu dem folgenden Theil der unterbrochenen Erzählung. Da Alles in der Welt ein Ende hat, so nahmen auch die Salami und die andern Speisen ihr Ende, und bald darauf, nachdem wir Jeder einen Schluck Liqueur den Fleischspeisen nachgeschickt hatten, zündeten wir unsere Cigarren an und drückten uns wolbehaglich in die ledernen Ecken der Sitze, dem Erzähler aufmerksam zuhörend.

„Als ich nach Berlin kam, verging eine geraume Zeit, bevor ich die Spur meiner frühern Liebe, die der Tänzerin erhaschte. Clotilde war an einem der Volkstheater engagirt, wo sie so ziemlich viel Glück machte. Es konnte ihr auch gar nicht fehlen; sie war hübsch, jung, geschickt und kokett. Bald hatte sie, als neu aufgetauchter Komet, einen ganzen Schwarm von Anbetern um sich. Unter diesen zeichnete sich ein junger polnischer Graf D. vorzüglich aus. Da dieser Anbeter, wie es hieß, reich war, der Tänzerin auch viele Geschenke machte, so war es ganz natürlich, daß Clotilde die anderen weniger reichen Liebhaber zwar nicht förmlich verabschiedete, ihnen aber doch zu verstehen gab, sie wolle

*) Der Herzog von Nemours erhielt vom Herzoge von Beaufort im Kriegsrathe vor Orleans eine Ohrfeige, die alle Anwesenden ableugneten und deshalb in den Memoiren von Retz eine problematische genannt wird.

**) Vilshofen an der Donau im Jahre 1367. Ritter Tuschl ließ seine ungetreue Frau einmauern.

Digitized by Google

für einige Zeit dem jungen, ſchmucken, reichen polniſchen Cavalier ihr glückſpendendes Antlitz zuwenden.

Der Graf war aber auch ein Mann, den ein Weib, und nota bene eine Tänzerin, gleich in dem erſten Augenblick lieb gewinnen mußte. Er war groß und ſchlank, von einnehmendem Geſicht mit melancholiſchen Augen, ſchwarzen Haaren und eben ſo einem Schnurrbart. Doch die Hauptſache war, daß ſeine Finger voller Ringe, und ſeine Börſe voller Dukaten waren. Clotilde ſchien ganz dazu geeignet, ihren Liebhaber von ſeinen Ringen und Dukaten zu befreien. Bei den Letztern gelang es ihr, mit den Fingerreifen wollte es durchaus nicht gehen, da gab es fort und fort Ausreden, bis ſie böſe ward, die Verzeihung blieb zwar nicht aus, doch kam ſie dem Grafen ſtets theuer zu ſtehen. Er mußte nämlich, was zwar ganz natürlich war, ſeiner Lieben Geld borgen, ſie brauchte ſtets und viel. Der Graf, obgleich er ſehr reich war — er hatte viele Güter in Polen — hatte es zwar auch nicht immer bei der Hand, und es vergingen Tage, ehe die Kaſſen-Anweiſungen aus Polen kamen, denn das ſchwur er ihr hoch und theuer, er habe nie Schulden gemacht, und wolle auch jetzt keine machen.

„Lieber Wladimir," ſagte eines Tages die reizende Tänzerin zu dem Grafen, der auf dem Sofa in halbliegender Stellung in der Zeitung las und dabei rauchte. „Lieber Wladimir, darf ich Sie auf Ihr Verſprechen erinnern?"

Der ſo zärtlich Angeſprochene legte die Zeitung auf den Tiſch, und ſah ſie fragend an.

„Sehen Sie, wie falſch, wie treulos Sie ſind; Sie denken gar nicht an mich."

„Aber liebe Clotilde," unterbrach ſie der Graf, erſtaunt über die Vorwürfe; „was für Beſchuldigungen muß ich von Ihnen hören, reden Sie, an was ſoll ich mich erinnern?"

„Nun, Du falſche treuloſe Seele!" entgegnete lachend die reizende Tänzerin und warf ſich auf den neben dem Sofa ſtehenden Stuhl nieder und legte einen Arm um ihn, während die zweite Hand die Spitze des Schnurrbartes drehte. „Du weißt ja, daß heute der vierzehnte iſt, und morgen die Marchande de Mode ihre Rechnungen präſentirt."

„Ah!" entfuhr dem Grafen. „Morgen ſchon der fünfzehnte?"

„Ja, und ich brauche für ſie vierzig Thaler, und für den Schneider ſechzig Thaler."

„Sind zuſammen netto hundert Thaler," antwortete Wladimir. „Dieſe Kleinigkeit, ſie können zuwarten."

„Und dem Schuhmacher ebenfalls vierzig, dem Handſchuhmacher — —"

„Gut, gut, meine Liebe, Ihr Sündenregiſter ſcheint ſo ziemlich groß zu ſein; aber ich borgte Ihnen ja vor kaum vierzehn Tagen hundert Thaler, ſind die ſchon fort?"

Clotilde ſeufzte komiſch auf und ſchlug renmüthig auf die Bruſt, dann küßte ſie den Grafen und liſpelte ihm in das Ohr: „Alles beim Teufel, Alles!" Der Graf fuhr erſtaunt zurück. „Ja Alles iſt fort," rief die Tänzerin leichtſinnig aus, ſprang ſingend auf und drehte ſich mit all ihrer Grazie auf den Fußſpitzen einigemal wirbelnd herum, bis das kleine, loſe umgeworfene Halstuch wegflog, dann beugte ſie kokett links und rechts den Oberkörper gegen den Grafen hin, bis dieſer ſie zu ſich auf den Schooß zog und küſſen wollte.

„Nicht eher, als bis Du mir das Verſprochene bringſt, Wladimir! mein melancholiſcher Pole, nicht eher."

„Aber —"

„Aber, kein Aber! Mein Gott, Sie machen ein Weſen aus dieſen paar Gulden, lieber Wladimir, und ich will ſie ja doch nur geborgt haben; aha, nun weiß ich, Sie trauen mir nicht gut, ich gebe Ihnen ein Pfand; wollen Sie?" Sie ſprang auf und lief in ihr Toilettzimmer, aus welchem ſie ein Futteral brachte, das ſie öffnete und dem Grafen ein Collier ſehen ließ, das er nur flüchtig anblickte. „Hier iſt das Pfand, Sie müſſen es nun nehmen, lieber Wladimir, und wenn Sie kein Geld ſelbſt haben, ſo verſetzen Sie dieſen Schmuck beim Juwelier, er iſt ja, wie Sie ſelbſt ſagten, tauſend Thaler unter Brüdern werth; ſo werden Sie doch fünf bis ſechshundert Thaler darauf bekommen; am letzten dieſes Monats löſe ich den Schmuck wieder ein."

Der Graf ſtützte nachdenkend den Kopf auf die Hand und überlegte, dann legte er ſich noch kommoder in das Sofaeck und ſprach mit zum Himmel gewandten Augen: „Nehmen Sie den Schmuck zurück, Clotilde; heute nach dem Theater ſoupire ich bei Ihnen, da bringe ich das Geld mit."

Clotilde ſetzte ſich zu ihm und küßte ihn, ihm die Wangen ſtreichelnd. Der Graf hielt redlich Wort, nach dem Theater brachte er ihr das verlangte Geld. Clotilde zahlte die ungeſtümſten Gläubiger, das Uebrige vertändelte ſie nach gewohnter Weiſe, bis ihre Kaſſe wieder leer war und ſie wieder Zuflucht zu der Börſe des Grafen nehmen mußte. So ging's wieder einige Zeit fort, bis der Graf eines Morgens zu einer ganz ungewöhnlichen Stunde ſie beſuchte.

„Ich bin, theuerſte Clotilde in der größten Verlegenheit," ſagte er haſtig, „ſonſt hätte ich gewiß dieſe Stunde zum Beſuche nicht gewählt."

„Sie erſchrecken mich, Herr Graf!" antwortete ihm beſtürzt die Tänzerin, „was iſt geſchehen, um Gottes Willen! was? Wie Sie ausſehen! ſetzen Sie ſich!"

Der Graf gehorchte und holte tief Athem. „Ich habe Unglück gehabt," ſagte er nach einer Weile.

„Sie erſchrecken mich, Wladimir, erzählen Sie."

„Ich, der ich ſonſt wie in der Liebe," hier küßte er Clotilden die Fingerſpitzen, „ſo auch im Spiele Glück hatte, mußte geſtern beim franzöſiſchen Geſandten das Gegentheil erfahren, ich habe verloren."

„Im Spiel verloren?" antwortete ihm lachend Clotilde „und Sie kommen wegen dieſem Wechſel des Schickſals ſo außer ſich, Wladimir?" und ſie lachte hell auf.

„Sie ſind luſtig," bemerkte der Graf, „während dem es ſich hier um meine Ehre handelt."

Digitized by Google

„Ich dachte," entgegnete darauf das luſtige Mädchen, „man wolle Sie ſchon an Preußen oder Rußland ausliefern."

„Ich verlor eine bedeutende Summe an einen Engländer," ſprach der Graf weiter, Clotilden's Worte übergehend. „Dieſer Lord Stuart, oder wie er ſich nennt, verläßt in einer Stunde die Stadt."

„So laſſen Sie ihn laufen, dieſen Prätendenten, und behalten Ihr Geld in der Taſche."

„Ich ſehe," ſagte der Graf pikirt über die zunehmende Heiterkeit Clotildens; „mit Ihrem Humor iſt heute kein Wort zu reden, leben Sie wol!"

„Wladimir!" ſagte Clotilde plötzlich ernſt werdend, „ſeien Sie kein Kind und ſagen Sie mir, wie ich Ihnen helfen ſoll, da ich Sie ſelbſt heute um Geld angehen wollte."

Der Graf verzog ſein Geſicht ein wenig, dann aber glättete es ſich wieder und ſich leicht auf den Divan hinwerfend, brach er in ein lautes Gelächter aus, die Tänzerin ſtimmte fröhlich mit ein.

„Nun begreifen Sie, lieber Wladimir, meine Luſtigkeit. Sie wollen von mir Geld in demſelben Augenblicke, wo ich eins von Ihnen ausborgen will."

„Ja, es wäre höchſt komiſch," entgegnete der Graf plötzlich ernſt werdend, „wenn nicht meine Ehre, ja ſogar mein Leben oder meine Freiheit auf dem Spiel ſtünde."

Clotilde ſah ihn verwundert an. Der Pole nickte bedeutſam mit dem Kopfe und fuhr fort: „Ich verſprach dem Engländer das Geld heute Punkt zehn Uhr zu überreichen, er verſprach zu warten. Gut, komm' ich nicht, ſo zwingt er mich zu einem Duelle, wegen der Beleidigung ihn warten gelaſſen zu haben; bin ich der Glückliche, ſo werde ich nach Rußland geliefert, iſt er der Sieger, ſo kann ich heute um eilf Uhr im Himmel ein Gabelfrühſtück einnehmen."

„Ja, aber mein Gott!" rief Clotilde über das Gehörte ſchaudernd aus, „was iſt da zu thun?"

„Mein ganzes Vermögen beſteht heute aus ſechshundert Thalern, in drei Tagen habe ich ebenſoviel tauſend, da in dieſen Tagen meine Gelder aus Polen ankommen müſſen."

„Haben Sie denn keinen Freund, der Ihnen dies Geld vorſtreckt bis zu dieſer Zeit?"

„Sie wiſſen doch Clotilde, daß ich mir niemals Geld ausborge."

„Nun, wie hoch beläuft ſich die Spielſchuld?"

„Tauſend Thaler," antwortete ihr ſchnell der polniſche Graf.

„Das iſt freilich traurig," ſagte Clotilde kleinlaut, „aber was zu thun?"

„Sie können mir und ſich ſelbſt auch helfen, Clotilde, wenn Sie wollen."

„Nun wie?" frug geſpannt die Tänzerin.

„Wenn Sie den Rautenſchmuck auf dieſe zwei Tage bei irgend einem Juwelier verſetzen."

„Meinen Halsſchmuck, den ich von dem unglücklichen Fürſten R. geſchenkt bekam? nimmermehr! Dieſen nicht, nur dieſen nicht, nehmen Sie mein Collier, meine Ringe."

„Welches Collier?" frug neugierig der Bittende.

„Das mit den Smaragden und Saphiren," entgegnete Clotilde, „auf welches Sie ſchon einigemal mir Geld brachten, wenn Sie, wie heute es der Fall iſt, kein baares Geld hatten."

„Das Collier nimmt der Juwelier nur für die Hälfte ſeines innern Werthes an; dreihundert Thaler nützen mir nichts."

„Ja aber lieber Freund, den Schmuck gebe ich auf keinen Fall her."

„Aber Clotilde, wenn meine Ehre, mein Leben auf dem Spiele ſteht, ſo werden —"

„Ihr Leben iſt mir heilig," entgegnete ihm Clotilde haſtig, „ich würde Sie lange vermiſſen, lange beweinen."

„Und dann doch wieder einen Andern an Ihren Wagen ſpannen, nicht wahr?"

Clotilde ſeufzte komiſch ernſt als Bejahung. „Bei dem Worte Ehre fällt mir Fallſtafs Monolog ein."

Der Graf ſah ſie mit zornigem Blicke an. „Sie vergeſſen ſich, liebe Clotilde," entgegnete er ihr ernſthaft. „Ehre iſt ein Wort, deſſen Sinn — —"

„Sie nicht begreifen," ergänzte die Tänzerin ſchnell, doch ohne die geringſte Anwandlung von Scham oder Reue. „Sie können Recht haben, Herr Graf," fuhr ſie etwas ernſter fort; „aber vergeſſen Sie ja nicht, daß Diejenigen, welche einem Mädchen die Schamröthe von den Wangen und die Ehre aus dem Herzen reißen, ehrloſer ſind als ihre Wolluſtopfer."

„Sie können Recht haben," antwortete ihr der Graf ganz gelaſſen darauf; „ich vertheidige mein Geſchlecht durchaus nicht, aber die Zeit entflieht. Clotilde, ich kam nicht her, um mit Ihnen über Ehre zu disputiren, überlaſſen wir das Gelehrteren;" dabei zog er ſeine goldene Cylinderuhr hervor und ſah nach der Zeit.

Clotilde zuckte mit den Achſeln.

„Nun, Clotilde, Sie wollen mir, der ich Ihnen mein Herz zu Füßen legte, nichts thun?"

„Ich ſagte Ihnen ſchon meine Meinung," antwortete ihm die Tänzerin gleichgiltig.

„Da Sie denn durchaus mir die kleine Gefälligkeit verſagen, Clotilde," fing nach einer geraumen Zeit der Graf wieder das Geſpräch an, „ſo werden Sie nicht böſe werden, wenn ich Sie um die Zurückgabe meiner Ihnen geborgten Gelder erſuchen werde, es ſind —"

Die Tänzerin ſah ihn mit großen Augen an. „Was für Gelder, Herr Graf?"

„Die ich Ihnen geborgt habe. Da —" er nahm ſein Taſchenbuch heraus, und blätterte nach. „Da am erſten Auguſt achtzig Thaler, am zwanzigſten September hundert Thaler — —"

Das laute Gelächter der Tänzerin unterbrach das weitere Herzählen der ſchuldigen Summen.

Digitized by Google

„Sie ſind heute vorzüglich gut gelaunt, Clotilde," bemerkte der Graf ernſt.

Erſt nach ein paar Minuten erholte ſich die Lachende, ſie wiſchte ſich die durch's Lachen hervorgepreßten Thränen aus den Augen.

„Nun, ſind Sie fertig?" frug ſie der Graf und ſchickte ſich wieder an die Litanei weiter fortzuſetzen.

„Verſchonen Sie mich, Herr Graf, mit dieſer Lappalie," ſchrie Clotilde und hielt ſich die Ohren zu, „verſchonen Sie mich!"

„Gut, geben Sie mir die Hälfte dieſer Summen zurück, die andere —"

„Machen Sie ſich nicht lächerlich, Herr Graf!" entgegnete ihm die Tänzerin; „ich Ihnen Geld ſchuldig? Wahrlich, Sie müſſen ein Neuling in der Liebe ſein, Herr Graf, oder nicht wiſſen, daß das einer Tänzerin geborgte Geld ein geſchenktes iſt, und der Schenkende für die Gnade der Annahme dem Mädchen die Hand zu küſſen verpflichtet iſt." Dabei hielt ſie ihm mit koketter Naivität ihre runde, volle, weiße Hand hin.

Der Graf blieb in ſeiner liegenden Stellung, nur über das ſchöne Geſicht flog ein leiſer Hauch des Mißmuthes.

„Machen Sie ſich nichts daraus, lieber Wladimir," ſagte in ſchmeichelndem Tone das Mädchen und ſetzte ſich zu ihm auf den Divan; „und glauben Sie mir, man würde im Theater und im Freien mit Fingern auf Sie weiſen, wenn es publik würde, daß Sie geſchenkte Summen von mir zurückgefordert haben."

Der Graf biß ſich in die Lippen und ſtieß zornig mit dem Fuße den naheſtehenden Seſſel um.

„Stoßen Sie, und zertrümmern Sie in Ihrem edlen Zorn, mein lieber Wladimir," ſagte mit einem Anflug von Hohn das Mädchen; „Sie machen ſich nur ſelbſt wieder eine neue Auslage."

„Gehen Sie zum Teufel!" ſchrie aufgebracht der Graf, alle Form der Artigkeit bei Seite ſchiebend, nahm den Hut und ſtürzte zur Thüre hinaus.

Clotilde ſah ihm lächelnd nach, dann läutete ſie dem Mädchen. Das Kammermädchen kam ganz beſtürzt herein.

„Zeitungen da? Theaterdiener?"

Das Mädchen brachte die Zeitungen, der Theaterdiener war noch nicht da geweſen. Clotilde ſetzte ſich ganz ruhig in ein Fauteuil und nahm die Zeitungen zur Hand, während dem das Mädchen ihr einen Pudermantel umwarf und ſich anſchickte, die weichen, reichen Lockenhaare zu friſiren.

„Wenn," ſagte nach einer Weile Clotilde zu ihrem Mädchen, „Du entweder den Bedienten des Grafen, oder ihn ſelbſt ſiehſt, ſo theile ihm im Geſpräche mit, daß der Fürſt B. mir ſeine Viſitkarte überſchickt hätte, verſtehſt Du? ich aber noch nicht geantwortet habe."

Vierzehn Tage ſpäter ſaß der Herr Graf wieder ausgeſöhnt neben der Tänzerin auf dem ſchwellenden Divan und ſchäkerte mit der Geliebten. Der Graf hatte weder ein Duell beſtanden, noch war er dem Lord das Geld ſchuldig geblieben, er hatte einfach mit ihm um die Summe wieder geſpielt und — gewonnen. Heute ſchienen Beide ſehr guten Humors zu ſein, der Graf hatte heute die Intereſſen ſeines Kapitals bekommen und ſtand nun mit einem Kavalier wegen einem Poſtzug prächtiger Apfelſchimmeln in Unterhandlung. Sie wollten dann zuſammen nach Charlottenburg fahren.

Clotilde ſchien das ſehr zu freuen. „Ich nehme den Schmuck, den Du mir geſchenkt haſt, Lieber —"

„Thue mir den Gefallen, liebes Mädchen," ſagte der Graf, „und nimm das Halsband, um deſſentwillen wir letzthin ſo fabelhaft dumm waren uns zu entzweien. Ich habe einen köſtlichen Einfall, um den vorigen Skandal wieder gut zu machen; was ſagſt Du zu ein Paar ähnlicher Ohrgehänge, meine Liebe? Sie ſollen Dich dann, wenn mich das Schickſal von Deiner Seite reißt, ſtets erinnern, daß — —"

Clotilde hielt ihm den Mund zu und ſagte bittend: „Ich will mit Dir, wohin Du auch zieheſt, und wäre es in das kalte Sibirien, von dem Du mir erzählt haſt; an Deiner Seite würden mir die weite Eisfläche des Meeres ein blühender Garten, und die Eskimos griechiſche Jünglinge ſein."

Der Graf brach in ein lautes Gelächter aus, in das Clotilde fröhlich einſtimmte.

„Ich hole nun den Juwelier, dem Du das Halsband zeigſt, nach deſſen Muſter er die Ohrgehänge verfertigen ſoll, ich bin bald wieder bei Dir, Theure!"

„O Dank, tauſend Dank, Wladimir!" ſagte Clotilde gerührt; „wie gut biſt Du, und wie ſoll ich Dir das Alles wieder vergelten, denn mein Herz haſt Du!" dabei küßte ſie ſeine Hand.

„Gut, gut meine Liebe," ſagte der Graf abwehrend und ſie auf den Mund küſſend, „willſt Du noch etwas?"

Clotilde ſeufzte, ſagte aber nichts.

„Nun ſprich, Geliebte!" ſagte der Graf zutraulich.

„Ich habe wieder keinen Groſchen Geld," antwortete ihm die Tänzerin in ernſt komiſcher Betonung.

„Und wie viel?"

„Wie viel mir Deine Liebe gibt."

„Genügen Dir achthundert Thaler?"

Clotilde nickte verſchämt mit dem Kopfe.

Sie trennten ſich.

Als der Graf ſich entfernt hatte, rieb ſich Clotilde lächelnd und ſingend die Hände. „Gimpel" dachte ſie bei ſich, „nur noch dieſes und die Ohrgehänge, dann flieg' weiter!"

Sie nahm darauf die Zeitungen und durchblätterte ſie gedankenlos. Der Graf ſchien ähnliche Gedanken zu haben, denn er murmelte beim Fortgehen auf der Stiege: „Dieſes Halsband, und ſuch' Dein Glück weiter, Tänzerin!"

Nach einiger Zeit kam der Graf mit dem Juwelier zurück. Clotilde brachte darauf das Etui mit und nahm das theuere und koſtbare Halsband heraus; der Graf griff ſchnell darnach und zeigte es dem Juwelier, der es wundervoll und ſehr koſtbar fand, und es nach dem jetzigen Werth des Gol-

Digitized by Google

des und der Steine auf funfzehnhundert Thaler schätzte. Er nahm darauf die Zeichnung vom Schmucke. Clotilde freute sich sehr über den Werth ihres Schmuckes und ging schnell den andern holen, um auch ihn schätzen zu lassen. Als sie zurückkam, war der Juwelier mit den einfachen Umrissen der Details fertig geworden.

„Aha, das ist das Collier, liebe Clotilde," sagte der Graf ihr schnell entgegen gehend und nahm ihr das Etui aus der Hand. „Aber lieber Meister," sagte er zu dem Juwelier gewendet, „wollen Sie nicht dem Fräulein dann die mitgebrachten Ohrringe zeigen?"

Der Juwelier zog das Geforderte hervor.

Während diesem nahm von Ungefähr der Graf die Zeitung in die Hand, warf einen Blick hinein und legte sie wieder auf den Tisch hin. Von diesem Augenblicke an schien, wie Clotilde später erzählte, der Graf eine gewisse Unruhe zu fühlen und seine Sprache klang minder kräftig und angenehm wie früher. Er ging einigemal im Zimmer auf und ab, während welcher Zeit Clotilde das Collier herausnahm und auf den Tisch legte. Die Tänzerin hing die reichen blitzenden Ohrgehänge in ihre Ohren und trat zum Spiegel, um die Wirkung dieses Schmuckes zu sehen. Der Graf und der Juwelier fanden den Schmuck köstlich und der Dame sehr gut passend. Clotilde hüpfte freudig in das Nebenzimmer, wo Jeannette ihr Kammermädchen sich befand, und zeigte dieser die Ohrgehänge. Unterdessen besah der Juwelier das vor ihm liegende Collier sehr aufmerksam und es wieder in's Etui legend, sagte er zu dem Grafen: „Das sind französische Steine, Herr Graf, sehr sauber in gutes Gold gefaßt, nichts als feines Krystallglas.

„So?" entgegnete der Graf nachlässig; augenscheinlich beschäftigten sich seine Gedanken mit andern Gegenständen.

„Sie können versichert sein, Herr Graf, ich bin ein guter Kenner."

„Ah, es wird wahrscheinlich — ja richtig nur Theaterschmuck — ja freilich, das sind ja Glassteine, sie vergriff sich in der Eile." Er machte das Etui hastig zu und schob es zu dem andern.

Clotilde kam zurück, betheuerte, daß sie glücklich wäre, könnte sie diesen Schmuck besitzen; der Graf gab ihr ihn lächelnd. „Kommen Sie entweder noch heute Abend Herr Juwelier, oder Morgen früh, wo Sie den Betrag des Schmuckes sogleich erhalten werden; hier ist meine Karte." Er zog seine Brieftasche hervor, um die Visitkarte herauszunehmen, als die Glocke im Vorzimmer heftig gezogen ward.

Alle fuhren unwillkürlich zusammen über das plötzliche Geläute. Der Graf konnte durchaus keine Karte finden. Das Dienstmädchen kam mit der Meldung zurück, daß der Bediente des Herrn Grafen da sei und unverzüglich mit dem Herrn sprechen müsse.

Der Gerufene stürzte hinaus.

Nach einigen Minuten kam er wieder etwas langsamer zurück und warf sich echauffirt auf den Divan hin. „Es ist nichts, mein Kind," antwortete er Clotilden, welche in ihn drang, ihr die Ursache seiner Aufregung mitzutheilen; „der dumme Bediente sagt, es sei ein Brief schwarz gesiegelt angekommen, und statt ihn mitzubringen, ließ er ihn liegen und ich muß gleich nach Hause. Ah, Du liebe Clotilde, bereite mir so ein kühlendes Getränke vor, wie Du es zu bereiten verstehst, aber schnell."

Clotilde eilte fort das Verlangte zu holen. Während dieser Zeit beschäftigte sich der Graf bei dem Tische, wo die Etuis lagen, dann nahm er seinen Hut — den Juwelier auf Morgen herbescheidend, und verließ das Zimmer.

Der Juwelier stand kopfschüttelnd da. „Kennen Sie den Herrn Grafen genau?" fragte er die eintretende Tänzerin.

„Ob ich ihn kenne?", entgegnete sie etwas beleidigt. „Es ist der polnische Graf W. D. Doch bitte ich Sie mich nun zu verlassen, da ich durch die Vorgänge und die dumme Klingel aufgeregt bin, meine Nerven sind schwach."

„Ja," entgegnete etwas verlegen der Juwelier, „aber ich bitte, entweder vierhundert Thaler für die Ohrgehänge, oder den Schmuck selbst wieder zurück."

„Wie? was?" frug die Tänzerin erstaunt, „was sagen Sie?"

Der Juwelier wiederholte höflich seine frühere Bitte.

„Ja, glauben Sie denn, der Herr Graf sei ein Spitzbube? Himmlischer Vater! der Graf —"

„Sie werden verzeihen, aber in Berlin treibt sich sehr viel Gesindel herum."

Das Dienstmädchen brachte ein Taschenbuch mit dem Bemerken, es im Vorzimmer gefunden zu haben.

Hastig griff Clotilde darnach und öffnete es, eine Ahnung, als könne der Juwelier Recht haben, durchflog ihre Seele. Sie hatte sich nicht getäuscht. Sie suchte und fand nebst vielen andern Rechnungen und Papieren zwei Pässe auf ganz fremde Namen ausgestellt, doch einem Metier zugehörig, nämlich: Barbiergehilfe. Clotilde wurde beinahe ohnmächtig. Doch plötzlich erinnerte Sie sich an ihr Halsband, mit einem lauten Schrei schnellte sie empor und stürzte zu dem Tische hin; es war nur ein leeres Etui da, das andere war verschwunden. „Ich bin bestohlen!" schrie sie, „mein Halsband!"

Die beiden dienstbaren Geister suchten und fanden es unter der Zeitung liegen. Clotilde jauchzte laut auf, aber das Collier war von ihm gestohlen worden. Der Juwelier tröstete sie.

Am andern Tage erhielt sie einen Besuch von der Polizei, wo sie das Nähere erfuhr. Dominik R., aus Warschau geboren, war nebst seinem Bedienten Barbiergehilfe. Beide hatten in ihrem Geburtsorte eine bedeutende Summe gestohlen und sich dann nach Berlin geflüchtet, wo R. den Namen und Würde eines polnischen Grafen annahm. Er führte die Rolle sehr gut durch, wozu ihm auch viel die Geläufigkeit sich in der französischen Sprache auszudrücken, behilflich war. In Berlin besuchte er die nobelsten Gesellschaften, wo er falsch spielte und auf diese Art stets Geld hatte;

Digitized by Google

ſpäterhin machte er die Bekanntſchaft Clotilden's, der er ein mit guten Steinen beſetztes werthvolles Collier abſchwatzte unter dem Vorwande, es überarbeiten zu laſſen, die Steine verhandelte und falſche hineinfaſſen ließ, welche Clotilde, da ſie keine Kennerin war, für echte hielt. Sein Hauptangenmerk hatte er auf das werthvolle Halsband geworfen, und trachtete unter verſchiedenen Vorwänden es zu erhaſchen, ſcheiterte aber jedesmal an der Zähigkeit Clotilden's, dies Andenken des Fürſten aus der Hand zu geben. Da er ſich verrathen wußte, ſo wollte er um jeden Preis ſich dieſes Halsſchmucks bemächtigen, und vielleicht auch der von dem Juwelier mitgebrachten Ohrgehänge, und noch denſelben Abend ſein Heil in der Flucht ſuchen. Das Zeitungsblatt, das er durch Zufall in die Hand nahm, zeigte ihm ſeine Perſonbeſchreibung; dies brachte auf ihn jene Wirkung hervor, welche dem Juwelier auffiel; dieſe Verwirrung ſteigerte ſich aber, als das heftige Läuten der Glocke an ſein Ohr ſchlug und ſein bebendes Herz traf; er verlor ſein Taſchenbuch mit den Päſſen dabei; von ſeinem Helfershelfer erfuhr er, daß die Polizei in ſeine Wohnung gedrungen und er ſelbſt nur mit Mühe entkommen ſei. R. wollte ſich auch ſchnell auf den Weg machen, doch vorher noch das Halsband ausborgen, in der Eile und ſeinem Gemüthszuſtande ergriff er mit mechaniſcher Geſchicklichkeit das eine Etui und betrog ſich dabei ſelbſt, auch führte dasſelbe zu ſeiner Verhaftnahme in Brenslau (in der Ukermark). Clotilde hatte zwar einige Unannehmlichkeiten von dieſer Bekanntſchaft, denn die Polizei glaubte in ihr eine Theilnehmerin oder Mitwiſſerin zu finden, doch wurde ſie bald als unſchuldig wieder freigeſprochen.

Sie betrat nach einiger Zeit wieder die Bühne; das Publikum, lieblos wie immer, vergaß, daß es früher entzückt wurde, wenn ſie tanzte, und lachte bei ihrem Auftreten. Dies benahm der Tänzerin ſchon im Vorhinein den Muth, ſie tanzte befangen, das Publikum unterhielt ſich laut, ohne ihr Solo zu beachten. Endlich kam es, wo ſie verſinken ſollte, das heißt, ſie mußte ſich auf eine in der Verſenkung angebrachte Fallthüre werfen. Dieſe Art des Verſchwindens iſt, gut ausgeführt, ſehr überraſchend. Clotilde, durch die deutlich an das Lampenlicht gelegte Mißachtung des Publikums gänzlich faſſungslos, warf ſich in der Verwirrung auf die Hälfte der Fallthüre, wo ſie zum größten Gelächter des Publikums mit dem Oberkörper zuerſt verſchwand. Der Scandal war grenzenlos. Gelächter und Geziſch und ein da capo ohne Ende. Ihr doppelt unglücklicher Fall (ſie erhielt bedeutende Quetſchungen) bewog ſie, nicht mehr in Berlin aufzutreten; ſie zog nach Elbersfeld in Rheinpreußen, wo ich ſie ſpäter ſprach. Sie heiratete dort einen Schwertfegergeſellen und ſtarb, wie ich hörte, bald darauf."

Hier ſchwieg die ſingende Stimme plötzlich.

„Die iſt im eigentlichſten Sinne des Wortes durchgefallen," bemerkte mein Nebenmann lachend.

„Ach Herr Je! 's iſt mir noch ewig leide um das Mädchen," ſagte ſeufzend der vorige Erzähler.

„Ich wundere mich nur," fing der junge Sachſe an, der das Leitmeritzer Deutſch für böhmiſch hielt, „daß man einem ſolchen Spieler nicht gleich das Ding abmerkt."

„Ach wundern Sie ſich weniger darüber, als daß man in unſerem gebildeten Deutſchland noch Spielbanken hält, welche von Oben aus, ich will mich glimpflich ausdrücken, geduldet werden," antwortete ihm der Hannoveraner.

„Ich kenne ſelbſt eine Familie," bemerkte der Prager, „die von ihrer Höhe, auf welche ſie Geburt und ihr Vermögen geſtellt hatten, ſo weit herabgekommen iſt, daß ſie für fremde Leute nähen muß, um exiſtiren zu können."

„Spielte denn die ganze Familie?" frug ſehr naiv der junge Sachſe.

„Nein, nur der Herr Papa machte ſich das Vergnügen zwei Herrſchaften und ein großes Haus, das mit einem fürſtlichen Comfort ausgeſtattet war, zu verſpielen. Das Ende ihres Glanzes kann ich bildlich mit dem letzten Aufleuchten eines noch glimmenden Dochtes vergleichen, es mußten furchtbare Scenen vorgefallen ſein, wie ſie mir der verabſchiedete Diener ſchilderte."

„Ach geben Sie ſie zum Beſten," bat der junge neugierige Sachſe.

„Wenn die andern Herren zuhören wollen, ſo werde ich Ihnen zwei Scenen aus dem Leben dieſes Herrn mittheilen."

Da wir Alle damit einverſtanden waren, ſo fing er an:

Die Soirée.

„Denken Sie ſich ein nettes Landhaus, welches die Herrſchaft ſo wie die Bauern und Gäſte Schloß nennen, und auf drei Seiten von einem hübſchen Garten umſchloſſen iſt. In einer Laube dieſes Gartens liegt auf dem weißen Gartenkanapé der Eigenthümer des Schloſſes und der Herrſchaft, der Baron, nachläßig hingeſtreckt und raucht die theuerſte Cigarre, die er aus Hamburg nur beziehen kann. Wer ihn ſo da liegen ſieht, wie er den blauen Rauch wollüſtig langſam aus dem Munde quillen läßt, der würde glauben, der Raucher denke an gar nichts anderes; aber dann hätte er ſich ſehr ſtark betrogen. Dieſer Herr liebt den bekannten Vers:

Wer nicht liebt Wein, Mädchen und Sang,
Der bleibt ein Narr ſein Lebelang.

Und er handelt nach dieſem; da aber der Sang — Muſik, und Spiel zur Muſik gehört, ſo brummt er vor ſich hin:

Wer nicht liebt Mädchen und Spiel,
Deß' Leben taugt im Ganzen nicht viel.

Um alſo etwas zu taugen, ſpielt er, das heißt Karten um Geld. Das Zweite findet ſich, denn er zieht ſeiner Geſundheit wegen in ein Bad; der Hausarzt empfiehlt ihm Seebäder, er reiſt nach Helgoland, wo er die Hälfte ſeiner Zeit dem Spiele und die andere mit dem Beſchauen der ſchönen Natur zubringen will. — Darüber denkt er nun nach und bemerkt nicht ſeinen Stallmeiſter, der aus England angekommen iſt und ſich ihm nun vorſtellt.

„Wie iſt's Ihnen gegangen? gute Ueberfahrt?" frägt

Digitized by Google

der Herr in engliſcher Sprache den vor ihm Stehenden nachläßig.

„Zu dienen, Herr Baron, die Ueberfahrt war gut, in London ſelbſt iſt's aber ſeit einiger Zeit ſehr theuer geworden."

„So," antwortete der Baron, „haben Sie mir ſchöne Pferde mitgebracht? gute Zucht? aus welchem Marſtall?"

Der Stallmeiſter ſchildert und beſchreibt ihm Alles haarklein.

„Gut," antwortet der Baron, „und wie viel koſten die Pferde?"

„Spottwolfeil," entgegnet ihm der Engländer; „fünfhundert Pfund, unter Brüdern achthundert werth, Herr Baron."

„Gut, berechnen Sie alle Ihre Ausgaben und geben Sie mir dann die Rechnung. Adieu! Doch warten Sie, laſſen Sie den Braun ſatteln, ich will ausreiten."

„Ich habe ihn ſchon ſatteln laſſen, Herr Baron, da Sie um dieſe Zeit gewöhnlich auszureiten pflegen."

„Ah, gut, warten Sie; da," er nimmt ſein reich verziertes Cigarrenetuis, welches ihm ſechzig Gulden gekoſtet hat, und wirft es ihm auf die Erde hin; „da," ſagt er zu ihm und verabſchiedet den Dankenden mit der Hand.

Kaum daß er wieder einige Züge Rauch ausſtößt, kömmt der Amtsaktuar und überreicht, nachdem er ihm die Hand ehrfurchtsvoll geküßt hatte, einen beſchriebenen Bogen und zieht ſich dann in eine angemeſſene Entfernung zurück.

„Ah, ſind Sie es Suk? was iſt das? ah richtig! hübſch geſchrieben, haben Sie das Original mit?"

„Zu dienen freiherrliche Gnaden," antwortet ihm der Mann und überreicht es ihm mit einem tiefen Bückling.

„Hübſch geſchrieben, Suk," ſagt er freundlich; „warten Sie; da, nehmen Sie." Er nimmt die goldene pariſer, in vier Rubinen laufende Cylinderuhr ſammt der ſchweren Kette aus Mailand und ſchiebt ſie ihm auf den Tiſch hin. „Adieu."

So thut es der Baron. Den Stallmeiſter, der ihn um einige tauſend Gulden preßt, beſchenkt er, den Konzipiſten ebenfalls; aber den Bettler, den alten Mann, der da herbeigeſchlichen kömmt und durch die Staketen den Baron liegen ſieht und ihn um eine Gabe anfleht, jagt er fort und ſchickt ihm nach ungefähr einer Minute ſeinen Bulldog nach, der den armen Mann in das Bein beißt. Darauf reitet er aus. Das Pferd gefällt ihm, er reitet es durch acht Tage jeden Tag, den neunten Tag iſt er es überdrüſſig und verkauft es einem Bauer um dreißig Gulden C. M., ein Pferd, das ihm ohne Ueberfahrt und andere Auslagen netto fünftauſend Gulden koſtet. Aber er iſt reich und vergißt, daß das Geld am leichteſten verſchwindet. Seine Frau, die Baronin, iſt eine ſehr nachſichtige ſchwache Dame, ſie iſt in dem beſten Alter und ihr edelgeformtes Geſicht reiht ſie zu den ſchönſten der adelichen Damenwelt. Trotzdem aber ſcheint ſie von ihrem Manne nicht ſehr geliebt zu werden, das weiß ſie und iſt eiferſüchtig auf ihre Nebenbuhlerin, bis ſie Beide überraſcht. Darauf folgte eine heftige häusliche Scene, die ſich ſehr oft wiederholte. Kein Wunder, daß der Baron die Badereiſe etwas früher antritt als gewöhnlich; er ſehnt ſich in die freie ſchöne Welt hinaus, wo er keine Frau zu fürchten braucht. Er geht nach Helgoland, und während dem er dort Hunderttauſende verſpielt, lebt ſeine Gattin zu Hauſe mit ihren Kindern, die ſie mehr ſpielen als lernen läßt, zwar nicht glücklicher, aber heiterer, denn ſie hält ſich nach dem Sprichwort:

Was ich nicht weiß,
Macht mir nicht heiß —

und lebt deshalb ſorgenlos in die blaue ſchöne Welt hinein ohne Anſtrengung, denn ihre ſehr zahlreiche Dienerſchaft beiderlei Geſchlechts iſt ſtets beſorgt, ihr alle Arbeit, ſelbſt die des Denkens, abzunehmen. So geht es noch fünf Jahre fort, der Herr Gemal alljährlich nach Helgoland ſein Geld dort verſpielend, und die Frau zu Hauſe die Kinder heranwachſen ſehend, bis ſie im fünften Jahre die Herrſchaft verkaufen müſſen. Ein Holzhändler erſteht im Lizitationswege die gute Herrſchaft. Sie kaufen ſich eine zweite dafür, bezahlen die Schulden und es bleibt ihnen noch eine kleine Summe in der Taſche. Doch auch die muß in die Taſchen Fremder durch das blinde Glück des Spieles geworfen werden. Der Herr Baron wird nun beim Abgang des letzten Geldes ein Zerriſſener. Die Frau ſeufzt und weint für ſich, nur ihre Kinder ſehen ihre Thränen, verſtehen und fühlen aber noch nicht den Schmerz. Bei Tage zeigt die Dame ein zwar melancholiſches, aber doch ruhiges Geſicht und ärgert ſich nur über die Keckheit des bürgerlichen Holzhändlers, ihre frühere Herrſchaft gekauft zu haben, weil ſie nicht einſieht, was denn der Adelige thun ſoll, wenn der Bürgerliche, auf gleiche Rangſtufe mit ihm ſich ſtellend, Herrſchaften kauft. Nun geht es ſchnell abwärts, gleich einem kollernden Stein, der je tiefer, an Schnelligkeit immer zunimmt, bis —"

Hier ſchwieg der Erzähler, und nachdem er in die nachtige Gegend hinausgelugt hatte, um zu wiſſen, wo wir uns befinden, überging er zu der zweiten Scene ſeiner Erzählung.

„Der Salon des Barons W. war glänzend erleuchtet. Von dem reichen Plafond hängen drei goldene Luſtres herab, von welchen die hellbrennenden Kerzen ihre Lichtſtrahlen auf die zahlreiche Geſellſchaft herabwerfen, welche aus der Elite des befreundeten und verwandten Adels beſteht.

An den Wänden, mit pariſer Sammttapeten überzogen, hängen große Oelbilder in reichen Rahmen, die lebensgroßen Porträte der Kinder, dann ein Architekturſtück aus Paris und die großen Landſchaften von berühmten deutſchen noch lebenden Malern, Achenbach, Thirmer, Leſſing und ſo weiter. Links und rechts ſtehen die Thüren weit geöffnet und verſchaffen die Ausſicht in eine Flucht hell erleuchteter Zimmer. Divans, Fauteuils, Balzacs und alle die comfortablen Möbeln eines Damenſalons ſind ihrer weißen ſonſt umliegenden Hüllen entledigt, und zeigen ſich heute in der dunkeln Farbe des Purpurſammts mit goldenen Nägeln und

Digitized by Google

Füßen, welche auf echten brüſſler und pariſer Teppichen ſtehen. Zwiſchen den Fenſtern hängen große Spiegel aus der Abel'ſchen Fabrik; Tiſchchen, deren Platten aus carrariſchem Marmor beſtehen, ſind unter den Spiegeln angebracht, darauf ſtehen meißner Vaſen mit Blumen. Die Fenſter ſelbſt ſind nur durch leichte Gaze-Vorhänge überdeckt und laſſen den unten Vorübergehenden die Kunde zukommen, daß hier oben eine glänzende Soirée abgehalten wird. Mancher bleibt neugierig ſtehen, doch die leichtfüßige Jugend drängt ſich jedesmal an die ankommende Equipage, welche in die hell erleuchtete Thorhalle fährt, worauf der bordirte Bediente, der hinten ſteht, herabſpringt und ſeiner Herrſchaft aus dem Wagen hilft, und der Portier mit ſeinem großen Stocke mit vergoldetem Knopfe wie die Glocke jede Ankunft und zugleich den Rang des Gaſtes anzeigt.

Oben iſt die feingeputzte, nach franzöſiſchen Odeurs duftende Geſellſchaft bemüht, ſich theilweiſe in deutſcher, meiſt aber in franzöſiſcher Sprache zu unterhalten. Die Hausfrau, die feine Baronin, iſt eine Dame von ſchlanker Geſtalt, ihr etwas eingefallenes Geſicht zeigt noch Spuren ehemaliger Schönheit, in den dunkeln Augen ſucht man umſonſt nach dem Ausdruck der Zufriedenheit und des Glückes, was man doch nach dem Aufwand, dem Luxus, oder nach den ſchönen, luſtigen, theilweiſe erwachſenen Kindern ſchließen ſollte; auch der Herr Baron, ihr Gatte und Vater dieſer Kinder, iſt ſehr liebreich zu ihr, und doch kann kaum dem aufmerkſamen Beobachter der kalte Blick entgehen, mit dem die Gattin den Gatten anſieht, wenn ſie mit ihm ſpricht.

Der Hausherr, groß und mager, beſchäftigt ſich meiſt mit den Damen, doch zeigt ſeine Unterhaltung wenig Pikantes, Geiſtreiches, augenſcheinlich ſind ſeine Gedanken anderswo beſchäftigt, wenn der leere Blick überhaupt auf Geiſt ſchließen laſſen kann; man möchte vielmehr eine Blaſirtheit, eine völlige Abſpannung aller geiſtigen und phyſiſchen Kräfte darin erkennen. Aber er plaudert ſo monoton fort, um nicht wie ein Schulknabe da zu ſitzen. Manchmal ſteht er auf und tritt zu einer Gruppe von Herren, welche um einen grünüberzogenen Spieltiſch ſitzen und Piquet ſpielen. Einige Minuten ſtarrt er auf die Blätter hin, ihm ſchweben wol in dieſem Augenblick die frühern glücklichen Zeiten von Helgoland, Baden, Homburg vor. Seine Abgeſtumpftheit aber läßt ſelbſt in dieſem Momente der Erinnerung kein Feuer in das Auge dringen, er wendet ſich kalt ab, dieſes Spiel hat er nur in ſeiner Jugend geſpielt, das Spiel, das er ſpielte, war ein anderes, es hatte ihn bis auf dieſen Punkt gebracht, auf dem der arme Statiſt ſteht, welcher in einem Stücke einen ſtummen König ſpielt und von der Scene abtretend, allen Tand des falſchen Flitters abthut, um mit ein paar Kreuzern für den Abend nach Hauſe zu gehen und ein Stück ſchwarzes Brod zu eſſen. Ja, dieſer Baron hat Alles verſpielt, Haus, Herrſchaft, Ehre, und was doch das Höchſte iſt, ſein Lebensglück! Wäre ſeine geiſtige Abgeſtumpftheit nicht ſo groß, er müßte verzweifeln, ſah' er ſeine zwei Töchter, hübſche, geſunde Mädchen, unbewußt ihres am andern Tage folgenden Glückwechſels. Die älteſte allein ſcheint von dem Unglück etwas unterrichtet zu ſein, ſie iſt wortarmer wie gewöhnlich und ſehr blaß, auch ihr Auge, geröthet, zeigt Thränenſpuren; ſie allein wirft auf ihren Vater manchmal einen vorwurfsvollen Blick, zieht ihn aber gleich wieder zurück, um ihrer Nachbarin, einer Baroneſſe Z., auf eine Frage zu antworten, welche die Arme in ihrem peinlichen Seelenzuſtand gar nicht vernommen hatte.

Die zweite, jüngere Schweſter iſt voller, üppiger und oberflächlicher in ihren geiſtigen Eigenſchaften, es iſt ihr Glück, denn da iſt keine Tiefe, und wo keine Tiefe, iſt auch kein Schmerz; glückliches Mädchen!

Der Sohn unterhält ſich mit einem ſeiner Kameraden von Landmädcheneroberungen; Beide ſind Lieutenants.

Die Diener eilen geſchäftig hin und her, eigentlich iſt einer nur Bediente, der andere iſt der Hausknecht und der zweite Kutſcher. Sie ſind deshalb ſo geſchäftig und höflich, weil ſie auf Diskretion hoffen, die ſie jedesmal von den Gäſten beim Nachhauſegehen empfangen; wäre das nicht ſo, würde der eigentliche Bediente, ein Möbel alter ſchöner Zeit, weniger höflich ſein, denn er hat ſeit drei Jahren keinen Lohn bekommen und ſpielt jetzt die ſtolze Rolle eines Haushofmeiſters, unter deſſen Tyrannei Alles ſeufzt.

Um den runden Tiſch, mit franzöſiſchen Damaſtteppichen überdeckt, auf den Fauteuils und dem Divan ſitzt ein Kranz von Damen, ſchöne und häßliche, alte und junge, reiche und arme, aber alle hochadelig. Die kleinen Füßchen ruhen auf der ſehr mühſamen Arbeit fleißiger Brüſſler, auf reich geſtickten Fußteppichen. Die zarten Händchen tragen Handſchuhe vom erſten Handſchuhmacher der Stadt, von Freſe; Manche ſind mit Häckeln beſchäftigt, meiſt die Alten; die Jungen arbeiten nichts und plaudern von Bällen und Reiſen, die ſie mit ihren Eltern unternommen haben, doch wiſſen ſie von beiden nichts anderes zu erzählen, als wie viele Kleider und welche ſie mit hatten, und ob dieſe oder jene Dame ſchön angezogen war, oder nicht. Die Hausfrau ſpricht bald hier bald dort mit einer Dame und wird immer geſprächiger, die Dame ernſter, man möchte glauben, es handelt ſich um irgend ein wichtiges Ereigniß, und doch iſt's nichts anderes als Mode: ob dieſes Kleid, von dieſer Farbe ſchöner iſt, und von wem und wie es gemacht iſt. Sie kann aber auch von dieſem Artikel ſprechen, denn ſie hat das feinſte Kleid an, von der erſten Marchande de Mode verfertigt; ebenſo wird ihr neues Häubchen bewundert und beneidet, denn es iſt wirklich wundervoll gearbeitet und geſchmackvoll ausgeführt. Das Geſpräch wendet ſich zu der Hochzeit der Gräfin D. und kömmt endlich bis auf einen Papagei der Baroneſſe A. Da unterbricht ſie der Bediente mit den in aller Demuth geſprochenen Worten: „Gräfliche Gnaden!"

„Was will Er, Johann?" ſagte die Angeredete, ſich zu ihm wendend, indem ſie aufſtand.

Der Bediente ſagt ihr ganz leiſe etwas, die Hausfrau zuckt zuſammen und geht in das Vorzimmer, welches der Bediente ſchnell öffnet.

Digitized by Google

„Die Putzmacherin iſt da, ſagt Er?“ frägt die Freiin, „was will denn dieſe Perſon ſchon wieder?“

„Das weiß ich nicht,“ antwortet der Bediente ſchon weniger höflich, doch mit einem Ausdruck des Geſichts, worin deutlich das Gegentheil ſteht.

Die Baronin iſt in der peinlichſten Verlegenheit und weiß ſich keinen Rath; endlich ſagt ſie: „Johann, ſag' Er ihr, daß ich Geſellſchaft und deswegen keine Zeit habe; ſie ſoll morgen, übermorgen kommen.“

„J, das hab' ich ihr ſchon geſagt,“ antwortete Johann brummig, „ſie läßt ſich nicht abweiſen.“

„So laß' Er ſie wo ſie iſt; wo iſt dieſe Perſon?“

„Ich habe ſie in's Vorzimmer der Fräulein geführt,“ antwortete er und ſperrte dabei einen Schrank auf, um das ſilberne Theeſervice herauszunehmen, dabei brummte er für ſich: „ja morgen! die Leute riechen's ſchon.“

„So ſervire Er den Thee mit Wenzel, aber gleich.“

Der Bediente gibt ihr keine Antwort, ſondern wiſcht nochmals die Löffelchen ſauber ab, dann wirft er ſie hin, um die Anſtalten zum Theeſerviren zu treffen.

Die Baronin begibt ſich wieder in's Zimmer zu ihren Gäſten zurück, die unterdeſſen von dem Papagei auf die Nachtheile der einſeitigen Erziehung, und von dieſem Thema auf die Gewinnſtlotterie zum Beſten der hungernden Gebirgsbewohner gekommen ſind. Bei dem Erſteren behaupteten Viele, daß dieſes allein die Schuld trägt, wenn heutigen Tages ſo viele Meſallianceen vorkommen, und man ſollte auf nichts mehr Sorgfalt verwenden als auf die Erzieher und die Erziehung der Kinder. Bei dem Letztern aber wurde darauf hingewieſen wie jener wilde Gaſt, an der ſchwerbeladenen Tafel der Reichen vorübergeht und in die elende Hütte der Armuth einkehrt und zähneklefchend ſich niederläßt am leeren Tiſche. Was Hunger ſei, kennt der Reiche gewöhnlich nur aus Büchern, höchſt ſelten kommt er in den Fall, dem ſchrecklichen Geſellen in's Antlitz zu ſchauen. Es ſei daher Pflicht der Menſchenliebe, von ſeinem Ueberfluſſe der Noth des Armen zu ſteuern und dem Beiſpiele Allerhöchſter Milde und Hochherzigkeit freudig nachzukommen. Darauf kommt nochmals Johann und erſucht die Baronin mit einem höflichen: „gräfliche Gnaden, die Liſi läßt fragen —“

Die Baronin unterbricht ihn, indem ſie aufſteht; da liſpelt Johann wieder die unglücklichen Worte: „Der Schuſter iſt am Gange, er will durchaus mit gräflichen Gnaden reden.“

Die Baronin antwortete ihm darauf eben ſo leiſe.

„Sehr wol,“ erwiedert Johann laut und verſchwindet durch die Thüre; die Gräfin geht zu einigen der Damen- oder Herrngruppen, an manche einige freundliche Worte richtend, dann verläßt ſie entſchloſſen den Salon, ſchreitet anfangs feſt durch die hellerleuchteten, mit Spielern oder Plaudernden angefüllten Zimmer und öffnet die Thüre, welche in den Gang führt, an deſſen Ende das Vorzimmer der Fräulein iſt und die Wartenden ſich nun befinden.

Da die Fenſter dieſes Zimmers auf den Gang führen und der Vorhang nicht ganz zugezogen iſt, ſo bleibt die Baronin ſtehen, um in das beleuchtete Zimmer zu ſchauen; während dieſer paar Minuten hat ſie ſich in etwas geſammelt und tritt in das Zimmer. Die Wartende, eine Frau in mittlern Jahren, eine Putzmacherin, ſteht, wie die Baronin eintritt, ſchnell auf und verbeugt ſich mit einem höflichen: „Küß' die Hand, Frau Baronin.“

„Ah, guten Abend meine Liebe,“ antwortet ihr die Eingetretene mit ſehr freundlicher Stimme und gnädigem Lächeln. „Ich bitte Sie recht ſehr um Verzeihung, Frau X., aber wir haben heute Soirée und da konnte ich mich jetzt nur auf einen Moment entfernen.“

Die ſo Angeſprochene räuſpert ſich, als die Baronin ihre Rede geendet hatte und nimmt aus ihrem Arbeitsſacke eine Brieftaſche, aus welcher ſie die Papiere, ſauber zuſammengelegt, heraus nimmt.

„Nun, wie geht es Ihnen, meine Liebe?“ ſagt die Baronin, um ihre Verwirrung zu verbergen, und den Blick unruhig hin und her wendend; doch ſie weiß recht gut, was die Frau will, denn ſie hatte wol ſchon zwanzigmal in derſelben Abſicht ihre Viſite, aber leider immer vergebens abgeſtattet.

Auf dieſe Frage der Baronin antwortete ihr ſchnell die Gefragte mit einer traurigen Stimme: „Ach ſchlecht, Frau Baronin, ſehr ſchlecht, die Zeiten ändern ſich gewaltig, alles wird theuer und“ — hier ſtockt ſie, ihr angebornes Gefühl für Höflichkeit und Achtung einer adelichen Dame gegenüber, läßt ſie dieſe Rede nicht vollenden, ſondern ſie reicht ihr das Papier hin. „Frau Baronin!“ ſagte die Putzmacherin, „würde ſehr gebeten haben, es durchaus nicht ungütig zu nehmen, aber ich war ſchon vielmals da, wo ich theils nicht vorgelaſſen, theils auf weiterhin vertröſtet wurde, es iſt ſchon ſo lange her und ich brauche das Geld doch ſehr nothwendig, täglich friſche Auslagen.“ Hier ſchweigt ſie, im Innern feſt entſchloſſen, nicht eher das Haus zu verlaſſen, bis ſie Geld hat; denn ſie hatte ſchon gehört, daß die Gläubiger dieſe Tage Alles mit Beſchlag belegen wollen.

„Ach,“ erwiederte die Baronin darauf ungemein freundlich, „ich wollte ſchon hinüber zu Ihnen wegen dieſer Kleinigkeit kommen, aber da kam die Fürſtin Z. zu mir, Sie kennen ſie ja, ich recommandirte ſie Ihnen ja zu, und da wurde ich aufgehalten; aber morgen, meine Liebe, morgen früh, wann ſind Sie im Laden? um halbzwölf Uhr mache ich meine Viſite bei D., die wohnt nicht weit, alſo morgen, meine Liebe.“

„Ich werde ſehr gebeten haben,“ fällt ihr die Putzmacherin haſtig in die Rede, „Sie werden verzeihen, aber diesmal kann ich nicht, ſchon ſeit zwei Jahren werde ich ſo abgeſpeiſt, diesmal, es geht nicht.“ Die Arme zitterte am ganzen Leibe, weniger vor Furcht hier zu beleidigen, als ihr ſauer erworbenes Geld zu verlieren.

Obgleich die Baronin dieſer Schuld ſich bewußt iſt, ſo wird ſie durch dieſe gerechte Anklage etwas pikirt, ihr feuriges Blut wallt etwas ſchneller durch die Adern. „Was

Digitized by Google

ſagen Sie?" ruft ſie ſtark betonend, „Sie unterſtehen ſich in meinem eigenen Hauſe mich auf eine ſolche Art um Geld anzureden? wiſſen Sie keine Manier?"

Die Putzmacherin iſt nun ihrerſeits auf's tiefſte verletzt, ſie ſetzt ihre Höflichkeit etwas zur Seite und antwortet ihr ſchnell und ebenſo laut: „O Frau Baronin, Sie brauchen mich durchaus nicht zur Höflichkeit zu verweiſen, ich bin nicht zum erſtenmal bei hohen Damen;" nun zählt ſie alle die hohen und höchſten ihrer Kundſchaften ſchnell, litaneimäßig her. „Ich bin höflich, aber wenn man ſich auf ſo eine Art um ſein Geld kommen ſieht, ja kommen, Frau Baronin, ſo muß man ſich wehren. Ich habe Kinder zu Hauſe und Arbeiterinen, die ihren Lohn verlangen und die ich gewiſſenhaft und redlich bezahle; denen kann ich nicht ſchuldig bleiben, nein das geht nicht, das thue ich nicht, und um ſie zu bezahlen, muß auch ich Geld haben, und deshalb erſuche ich ſie, Frau Baronin, mich zu bezahlen."

„Mon Dieu!" ruft die Baronin entrüſtet aus, „hat man das je gehört, und weshalb balde ich alle dieſe Grobheiten von dieſer Perſon!" dabei wirft ſie das Konto, welches ſie gar nicht durchgeſehen hat, auf den Tiſch hin.

Die Putzmacherin aber hat nun Muth gewonnen, denn Verzweiflung treibt auch den Haſen, vielweniger eine Putzmacherin, zu Heldenthaten. „Kleinigkeit ſagten Sie vorhin, Frau Baronin? Nun ſo bezahlen Sie die Kleinigkeit, für mich iſt es ein großes Kapital; 700 fl. C. M. eine ſchöne Kleinigkeit!"

Da die Baronin einſieht, daß mit ihrer Entrüſtung nichts gewonnen wird und daß die Putzmacherin ſich nicht einſchüchtern läßt, übergeht ſie nun zu gelinderen Mitteln, zu denen der Beſänftigung und Ueberredung. „Und nun Frau X.," ſagt die Baronin gelaſſener, „ich meinte es ja nicht ſo ſchlimm."

„Ei was meinen!" antwortet ihr die in Harniſch gebrachte Frau, ermuthigt durch das ſchwächere Auftreten ihrer Gegnerin; „ich kümmere mich nicht um alle Meinungen, bezahlen Sie, was auf dem Konto daſteht, daß ich gehen kann."

„Ich kann Ihnen wirklich für dieſen Augenblick nicht helfen," entgegnete ihr die Baronin, „meine Kaſſe hat durch einige Einkäufe und Berichtigungen gelitten, mein Mann, der Herr Baron, kann nicht abkommen, ſo werden Sie einſehen, daß Sie ſich ſchon bis morgen früh gegen zwölf Uhr gedulden müſſen."

„Ich werde und kann mich nicht auf morgen früh gedulden," antwortet ihr die X. beſtimmt und ſchnell. „Wenn Sie kein Geld haben, ſo ſagen Sie es dem Herrn Baron, aber heut' muß ich Geld haben."

„Es geht nicht, heute iſt es überhaupt ſchon zu ſpät, und ich wundere mich, daß Sie nicht ſo viel Manier haben."

„Ich habe ſie bis heute gehabt, aber die Geduld iſt aus, morgen früh können Sie ſchon über alle Berge ſein und mir bliebe das leere Nachſehen, ich bitte mich zu bezahlen."

Die Baronin hat nun ihre ganze Selbſtbeherrſchung und mit ihr ihre phyſiſche Kraft verloren, denn die Anſpielung auf das Abreiſen zeigte ihr, daß dieſe Perſon da von ihren zerrütteten Umſtänden und den andern Plänen unterrichtet ſein muß. Sie kann ſich aber durchaus nicht helfen, denn ſie hat kaum den vierten Theil in ihrem Vermögen. Sie nimmt noch einmal ihre Zuflucht zu einem energiſchen Auftreten. „Was ſagen Sie! Sie unterſtehen ſich Ihre Rohheit ſo weit auszudehnen, und mir in die Augen zu ſagen, daß wir morgen abreiſen wollen! ich laſſe Sie hinauswerfen!"

„Das möchte ich auch ſehen," entgegnete ihr gelaſſen Frau X. „Glauben Sie, es iſt nicht bekannt, daß Sie bankerott ſind? daß Alles ſchon mit Beſchlag belegt iſt und daß Sie bald nichts Ihr nennen werden, Sie aber dennoch den Leuten Sand in die Augen ſtreuen wollen und deshalb heute eine Soirée geben? Weiß Gott!" hier ſtieg ihr die Galle ſo ſehr in das Blut, daß ſie mehr ſchrie als ſprach. „Weiß Gott, Frau Baronin, wenn Sie mich nicht bezahlen, ſo gehe ich mitten hinein in den Salon und verlange mein Geld von dem Herrn Baron," und als wollte ſie das eben Ausgeſprochene zur Ausführung bringen, nahm ſie das Konto vom Tiſch.

Die Baronin ſchrie laut auf und ſtürzte auf ſie hin, um ſie an der Ausführung dieſer Drohung zu hindern, doch ihre Kniee brachen zuſammen und ſie ſank der erzürnten Putzmacherin in die Hände.

In dieſem Augenblick trat der Schuſter ein; ebenfalls für gelieferte Arbeit ſeit anderthalb Jahren nicht bezahlt, beſtürmt er die Baronin unabläßig. Heute hatte man ihn in das Bedientenzimmer gewieſen und dort mit Bier und Wein traktirt. Doch bald hatte er den Grund herausgefunden und ſich auf den Gang begeben, um da der Frau Baronin aufzupaſſen. Zum Schluſſe muß bemerkt werden, daß er auch für die Putzmacherin X. arbeitete.

Der Schrei hatte den Schuhmacher, ſowie einige der Dienſtmädchen und einen Gaſt in das Zimmer geführt. Die Baronin erholte ſich bald, worauf die Dienſtmädchen fortgeſchickt wurden und einem der Herren, einem Anverwandten, die Urſache anvertraut. Der Herr wollte Bürgſchaft leiſten, doch weder die Putzmacherin noch der Schuſter nahmen ſie an, ſondern beſtanden darauf gleich bezahlt zu werden; der Baronin blieb nichts anderes übrig als den Reſt ihres Geldes, aus vierhundertfünfzig Gulden beſtehend, herzugeben, um Beiden etwas zu bezahlen, das Uebrige verpflichtete ſie ſich durch ihre Unterſchrift, in einem Zeitraum von einem Monat zu berichtigen. Die Baronin ging nach einer Weile wieder zurück zur Geſellſchaft, ſie war noch etwas matt, erholte ſich aber ſoweit, daß die Anweſenden keine Ahnung von der ſtattgefundenen Scene hatten.

Am andern Tag zeitlich früh verließ die ganze Familie heimlich eine Stadt, in welcher ſie glänzende Tage verlebt hatte, die ſie noch bis zum letzten Augenblick, ſo viel es ging, feſthalten wollte.

Digitized by Google

Um die Skizze ganz zu vollenden, müſſen Sie wiſſen, daß der Herr Baron vom Kartenſpielen lebt, die Frau mit den Töchtern aber von ihm getrennt in einer andern Stadt wohnt und für die Leute näht.

So vergeudete ſchändlich ein Mann ſein und ſeiner Frau ganzes Vermögen, ohne auf die Kinder zurückzudenken, die an allen Luxus ihres Standes gewöhnt, nun den bitterſten Entbehrungen und Elende blosgegeben ſind, und alles dieſes nur der Spielſucht ihres Vaters zu verdanken haben! *)

General Canrobert.

(Mit xylographirtem Porträt.)

Der Tod des Marſchalls St. Arnaud hat den Oberbefehl über die franzöſiſch-engliſchen Auxiliartruppen in die Hände des Generals Canrobert übertragen. Wir laſſen hier eine biographiſche Skizze des Mannes folgen, auf den nicht allein Frankreich und England vertrauensvoll blickt, ſondern auf welchen in dieſem Momente die Blicke der ganzen gebildeten Welt mit dem größten Intereſſe und der geſpannteſten Erwartung gerichtet ſind.

Franz Certain-Canrobert wurde im Jahre

1809 im Departement des Lot nur einige Stunden von dem Dorfe geboren, wo Murat einſt das Licht der Welt erblickte. Im November 1826 trat er in die Schule von St. Cyr, in der er zwei Jahre mit Auszeichnung ſtudirte. Am 1. Oktober 1828 wurde er Unterlieutenant im 47. Linienregimente, am 20. Juni 1832 Lieutenant, ging im Jahre 1835 nach Afrika und traf in der Provinz Oran zu der Zeit ein, wo Abd-el-Kader in Folge der Niederlage der Franzoſen an der Makta die franzöſiſchen Waffen in Schach hielt. In der Expedition nach Maskara, welche darauf unternommen wurde, begann Canrobert ſich auszuzeichnen, und nahm dann mit ſeinem Regimente Theil an den Zügen, welche unter den Generalen Clauzel, d'Arlanges und Letang in der Provinz Oran ausgeführt wurden. Die Einnahme von Tlemſan, die Expedition nach dem Schelif, nach Aarſchgun, nach der Mina, die Verproviantirung von Tlemſan, die Gefechte bei Sidi-Jakub, an der Tafna und Sikkak enthüllten Canrobert's glänzende militäriſche Talente und brachten ihm am 26. April 1837 die Beförderung zum Hauptmann. In demſelben Jahre noch wurde er in die Provinz Konſtantine verſetzt, bekam bei dem Sturme von Konſtantine neben Oberſt Combes, der in der Breſche tödtlich verwundet wurde, einen Schuß in's Bein. Sterbend empfahl der Oberſt, deſſen Ordonnanzoffizier Canrobert war, den jungen Hauptmann dem Marſchall Valee als einen Offizier, der eine Zukunft habe. Im Jahre 1839 kehrte Canrobert mit dem Kreuze der Ehrenlegion nach Frankreich mit dem Auftrage zurück, für die Fremdenlegion ein Bataillon von den Kabrera'ſchen Banden, welche auf franzöſiſches Gebiet getrieben worden, zu bilden. Im Jahre 1840 in's Lager von St. Omer berufen, ſchrieb er auf Befehl des Herzogs von Orleans verſchiedene Kapitel für das den Offizieren der leichten Truppen beſtimmte Handbuch mit Erfolg. Im Oktober zum 6. Bataillon der Chaſſeurs zu Fuß verſetzt, kehrte Hauptmann Canrobert im Jahre 1841 nach Algerien zurück, wo er ſich in den Gefechten an den Päſſen von Muzaia und Gontas und in dem hartnäckigen Kampfe mit den Beni-Menaſſer auszeichnete. Am 22. Mai 1842 zum Bataillonschef des 15. leichten Regimentes befördert, machte er an der Spitze des 5. Jägerbataillons den Feldzug am Schelif mit. In dieſem, wie im folgenden Jahre war Canrobert fortwährend im Felde, begleitete Oberſt Cavaignac auf dem Zuge nach dem Warenſenis, nahm Theil an der von General Bourjolly geführten

*) Die Fortſetzung der trefflichen „Reiſeſkizzen," welche einen Cyclus intereſſanter und pikanter Novellen bilden, deren jeder eine belehrende Moral zu Grunde liegt und die daher die Aufmerkſamkeit des Leſers in doppelter Hinſicht feſſeln, müſſen wir, beſchränkt auf den angewieſenen Raum, für den künftigen Jahrgang beſtimmen. Die Redaktion.

Digitized by Google

Kolonne und zeichnete sich mit seinen Jägern überall durch ungewöhnliche Tapferkeit aus. Im Jahre 1845, als St. Arnaud an Cavaignac's Stelle im Kommando zu Orleansville trat, wurde Canrobert von demselben gegen Bu-Maza verwendet und hielt in dem Gefechte bei Bahl mit 250 Bajonneten 3000 Feinden Stand. Am 26. Oktober zum Oberstlieutenant ernannt, ersetzte er den Obersten Claparede in Tenes, wo er acht Monate lang mit den Kabylen die hartnäckigsten Kämpfe hatte und nach Unterwerfung des Landes zum Obersten ernannt wurde. Vom 2. Linien- am 31. März 1848 zum 2. Regiment der Fremdenlegion versetzt, wurde ihm von General Herbillon der Befehl über eine starke Kolonne gegen die Bergbewohner des Aures anvertraut; er aber fiel den Feind am Dschebel-Schelia an, schlug ihn, drang bis Kebesch vor und nahm den Bey Ahmed gefangen. Nach Bathna zurückgekehrt, erhielt er ein Zuavenregiment, mit welchem er gegen die Kabylen und die Stämme des Jurjura eine Reihe glänzender Waffenthaten verrichtete. Im J. 1849 führte er während der Cholerazeit den heroischen Zug nach der Oase Zaatscha aus, die er am 8. November erreichte; am 26. schritt er an der Spitze einer der Angriffskolonnen zum Sturme. Von 4 Offizieren und 16 Soldaten, die ihm in die Bresche folgten, wurden 16 an seiner Seite theils getödtet, theils verwundet. Zum Lohne für diese Heldenthat wurde er am 11. November 1849 zum Kommandeur der Ehrenlegion ernannt. Nachdem er sich in dem Gefechte bei Narah ausgezeichnet, wurde er am 13. Januar 1850 zum Brigadegeneral ernannt, kam nach Paris, befehligte hier eine Infanteriebrigade, wurde Adjutant des Prinz-Präsidenten und am 14. Januar 1853 Divisionsgeneral mit Beibehaltung seiner Funktionen als Adjutant des Kaisers. Als Befehlshaber der 1. Infanteriedivision der orientalischen Armee ging er mit St. Arnaud nach der Krimm.

General Canrobert erweckt große Hoffnungen; nicht nur, daß er wegen seines Muthes renommirt ist, er wird auch geschätzt wegen seines militärischen Scharfblicks und seines Führertalentes; außerdem ist er beliebt in der ganzen Armee und namentlich der Abgott seiner wilden Zuaven; er ist ein Mann, der seine Soldaten nicht nur in's Feuer führen kann, sondern für welchen dieselben, wie man zu sagen pflegt, auch durch's Feuer gehen; außerdem steht er bei den Zuaven im Glauben, stich- und kugelfest zu sein. Sobald Canrobert die allgemeinen Anordnungen zum Beginn einer Affaire ertheilt hat, überwacht er dieselbe noch eine Weile in vollständig ruhiger Haltung, er leitet vorzüglich ein und schürzt den Kampfesknoten mit geschickter Hand; sobald aber der Dämon der Schlachten, vollständig entfesselt, in voller Wuth zu toben beginnt, steigt Canrobert allemal vom Pferde, zieht sein Schwert und setzt sich an die Spitze seiner Zuaven; er ist aber denselben immer zwanzig Schritt voran, und wo eine Bresche zu erstürmen, ein steiler Abhang zu erklimmen ist, ist auch Canrobert allemal zuerst oben. Beim Sturme auf die Bresche von Budgia in Algerien erreichten den höchsten Theil der Mauerlücke zuletzt nur noch Canrobert und 20 Zuaven; von diesen 20 Zuaven blieben nur noch der Genannte und 2 Mann unverwundet, die übrigen fielen; aber auch die Araber flohen, und durch die schnell Nachrückenden wurde Budgia erobert. Bei dem Sturme auf die steilen und zerrissenen, 300 Fuß hohen Uferhöhen der Alma am 20. September erscheint Canrobert wieder ganz so, wie wir ihn oben als Führer und als Mitkämpfer geschildert haben; er stellte sich nämlich auch hier schließlich mit gezogenem Säbel an die Spitze der Zuaven und stürmte ihnen voran auf die Russen ein; die eine Epaulette wird ihm durch eine feindliche Kugel weggerissen, die linke Hand erhält durch eine andere einen Streifer, sonst bleibt er aber, inmitten von Tod und Verwundung, vollständig heiler Haut und immer munter auf die Russen mit einhauend; schließlich wird auch von ihm mit den Zuaven und dem 39. Regiment der leichten Infanterie noch das letzte Redut der russischen Stellung, der mit Geschütz bespickte und befestigte Telegraphenhügel, erstürmt und der Sieg entschieden. Nach dem Siege und nach dem Kampfe sorgt er auf das Liebevollste für die Bedürfnisse seiner Leute und geht nicht eher in sein Zelt, bis er nicht in allen denen seiner Division die Ronde gemacht hat. So ist Canrobert (nach den Schilderungen seiner Offiziere), und daher ist es begreiflich, was eine brave Truppe unter einem so tapferen, klugen und liebevollen Führer zu leisten im Stande ist.

In der Schlacht an der Alma hat persönlich General Canrobert ganz besonders sich ausgezeichnet und im kritischen Augenblick für die Franzosen den Kampf entschieden. Der General und der Prinz Napoleon hatten mit ihren Divisionen, der 1. und der 3., die Russen in der Fronte anzugreifen, sobald die 2. französische Division mit den Türken von der rechten, und die Engländer von der Linken den Feind in die Flanken gefaßt. Der Prinz ließ zunächst die Marine-Infanterie und das 2. Regiment der Zuaven in Tirailleurkette vorgehen. General Canrobert kommandirte das 1. und das 9. Bataillon der Jäger gegen die erste Vertheidigungslinie der Russen. Die französische Artillerie traf rechtzeitig ein, unterstützte den Angriff und der Feind wurde geworfen. Er sammelte sich indessen wieder hinter seinen höher zurück liegenden Redouten, und der Marschall St. Arnaud schickte General Canrobert die Ordre, die Position mit dem Bajonnet zu nehmen. Der General detachirte ein Bataillon Zuaven zur Linken, das Bataillon der Fremdenlegion zur Rechten und ging selbst mit dem Rest seiner Division voran. Der Feind eröffnete von der Höhe ein mörderisches Feuer; die Colonne stutzt, ein Augenblick Zaudern und Alles ist verloren! Der General, die Lage überschauend, läßt seinen Stab hinter sich zurück, sprengt durch die Weinberge über den Fluß die Höhe hinan, erscheint in den Reihen der Tirailleure und ermuntert sie mit dem Ruf: „Allons, mes braves, en avant, en avant! les Russes plient, ils sont à nous!“ (Vorwärts meine Tapfern, vorwärts, die Russen wanken, sie sind unser!)

Digitized by Google

Salzburg

Digitized by Google

Digitized by Google

„Vive Canrobert!“ rufen enthuſiasmirt die Truppen.

„Nein, nein, meine Kinder,“ entgegnete er, „nicht vive Canrobert! in ſolcher Lage ruft man: Vive la France! vive l'Empereur!“

Und unter dieſem mächtigen Schlachtenruf, den die Ruſſen von Altersher kennen, und unter den Klängen der „Reine Hortense,“ welche die Muſik der Zuaven anſtimmt, geht es wieder unaufhaltſam vorwärts, und der Feind wird geworfen.

Feuilleton.

Salzburg.

(Hierzu die lithographirte Abbildung.)

Seht Ihr im Zwielicht nicht die „wilden Frauen“ auf den Klippen des Untersberges ſitzen, nicht ihre weißen Gewänder, ihre wallenden Haare? Vernehmt Ihr es nicht wie leiſes Säuſeln von den Felswänden herab? Das ſind ihre Lieder, die ſie, kommender Tage Geſchicke prophezeiend, ſingen. Entdeckt Ihr nicht auf den Weideplätzen zwiſchen den Heerden hin und wieder auftauchend graue Männlein mit Netzen auf den Köpfen? Das ſind die Zwerge vom Untersberg, die Euch manche Kunde erzählen könnten von den Kaiſern und Fürſten, welche im Innern des Berges walten; aber Euch, lieben Freunde, fehlt wol der gläubige Sinn Enerer Väter, mit denen ſie gern verkehrten; in Salzburg kann man's von alten Leuten noch hören, die es wieder von ihren Großvätern vernahmen, wie die Männchen des Untersberges in mancher Mitternacht in die Stadt wallten und im Dom ihren Gottesdienſt hielten. Jene Zeiten kommen nicht wieder, da der fromme Bürger von Reichenhall den Untersberg vor ſich offen und über dem Eingange eine Schrift in ſilbernen Buchſtaben in einer keinem Sterblichen verſtändlichen Schrift fand; ein uralter Mönch mit einem Schlüſſelbunde kam ihm entgegen, ein Buch leſend. Und nun that ſich auf einmal vor dem frommen Reichenhaller ein Thor im Berge auf, und wie er durch dasſelbe ſchritt, kam er auf eine große wunderlieblichr Wieſe, darauf ſtand eine Kirche mit 200 Altären und 30 Orgeln, 600 Mönche ſangen darin und zahlloſes Volk ſtrömte zum Gottesdienſte. Als dieſer zu Ende war, führte der Mönch ſeinen Gaſt im Labyrinthe des Berges umher; da fand er den großen Kaiſer Friedrich Barbaroſſa, der einſt das Erzſtift Salzburg verwüſtet, und nun mit ſeinen Heeresſchaaren drinnen verzaubert iſt. Auch Karl den Großen ſah der Reichenhallee einſam an einem Marmortiſche ſitzen, um den ihm der ſilberweiße Bart zweimal herumwuchs; ſchlinge er ſich aber zum drittenmal darum, dann erfüllt ſich die Zeit der Verheißung. Vielen anderen verſtorbenen Fürſten und Herren iſt der Reichenhaller darnach begegnet; aber als er den Mönch fragte, was ſie im Berge thäten, lautete die Antwoet: „Es iſt ein Frevel, um die Geheimniſſe Gottes zu fragen.“ Hierauf ſchlug der Mönch ſeinem Gaſt viele Bücher auf und las ihm daraus von den Strafen der Gottloſigkeit und von den Gräueln des Gerichtes — wir die wilden Thiere in Salzburg wieder hauſen und Wölfe ihre Jungen hinter St. Ruperts Altar legen würden, und von zwei großen Schlachtfeldern, dem einen am Rhein und dem andern auf den Walſerfeldern*) bei Salzburg, wo der Kaiſer Barbaroſſa, mit den Seinigen aus dem Berge hervorkommend, ſtreiten und ſiegen werde. Dann zeigte der Mönch dem frommen Reichenhaller die zwölf Thore des Berges, und an einem von ihnen einen verdorrten Birnbaum, der ſchon einmal umgehauen worden und aus der Wurzel friſch getrieben, wenn er aber noch einmal umgehauen worden und nochmals Zweige und Früchte bekommen, werde ein Fürſt von Baiern ſeinen Schild daran hängen und Baiern glorreich und groß machen; die Zeit, wann dieſes geſchehe, habe einſt Friedrich der Rothbart dem Kaiſer Ludwig in der Liebfrauenkirche zu München anvertraut. — Wol heißt der himmelanragende, ungeheure, drei Meilen im Umkreis meſſende Marmorſarg, in deſſen Innern ſo viele Herrlichkeit verſchloſſen iſt, im Munde des Volkes mit Recht der „Wunderberg;“ und wahrlich eine Wunderwelt that ſich vor uns auf, wenn wir nach vierſtündigem Hinanklimmen auf dem „Berchtesgadner hohen Thron“ (ſo heißt der höchſte Gipfel des Untersberges) ſtehen und hinabblicken auf den Garten Gottes zu unſeren Füßen.

Da liegt die ſchon ſeit den Römerzeiten geprieſene Stadt Salzburg, und wir möchten ausrufen: „Ein Stück vom Himmel auf Erden!“ Höchſte Erhabenheit und lieblichſte Anmuth, in keiner andern Landſchaft Deutſchlands finden wir ſie ſo innig verbunden, wie in dieſem von ſteilen Bergen umſchloſſenen, weiterhin von majeſtätiſchen Alleen behüteten, vom brauſenden Gebirgsſtrome der Salzach belebten, und gegen Norden zu in's geſegnete flache Fruchtland hinaus geöffneten Thale. Welch ein edler Geiſt ſpricht aus den prachtvollen Marmorbauten zu uns! Man wähnt auf italiſchem Boden zu wandeln, wenn man an dem Dome, an dem Brunnen vorübergeht. Von der Höhe des Mönchsberges aber, wo dir alte Veſte thront, redet die Geſchichte zu uns herniever; und Ihr, die Ihr den vollen Becher des Lebens ſo mit reinſtem Behagen ſchlürft, ſagt, bekennet: wo ließe ſich's ſanfter einſchlummern und die lange, lange Nacht verträumen, als in jenem grünen, kühlen Garten, über welchem die Felswände hinanſteigen, in jenen Arkaden des Peterskriedhofes?

Unſer erſter Gang iſt auf die Salzachbrücke; auf ihr zeigen ſich uns die verſchiedenen maleriſchen Partien der Stadt zum erſten Ueberblick, — am linken Ufer der Mönchsberg mit der weitläufigen Veſte Hohenſalza, die Kuppel des Domes, die Thürme der andern Kirchen, — am rechten Ufer die hohen Häuſer, die in den Strom hinabblicken, hinter ihnen der ernſt heitere Kapuzinerberg. Und wir wir, über das Geländer der Brücke gebeugt, den raſchen Lauf des Stromes verfolgen, deſſen Wellenſpitzen im Sonnenſchein ſchimmern, gemahnt es uns wie Märchen alter Zeiten und wir gedenken der Sage von dem Wundermann Theophraſtus Paracelſus, deſſen Gedächtniß noch eine Inſchrift an einem Hauſe drüben bewahrt.

Als Theophraſtus darin auf dem Todtenbette lag, ſprach er zu ſeinem Famulus: „Was meinſt Du, ob ich diesmal wol wieder aufſtehe? Aber ſage mir's aufrichtig, denn Du weißt, daß ich in allen Stücken entſchloſſen bin und keine Furcht kenne. Alſo werde ich auch nicht zittern, wenn es einmal ſein muß, zu ſterben, denn ich habe von der Welt Reichthümern und Ehren immer dafür gehalten, daß ſie nicht ewig bei Unſereinem von Fleiſch und Blut bleiben können; und was die andeeen irdiſchen Freuden betrifft, ſo habe ich mir nie viel daraus gemacht; wie Du auch wiſſen magſt, daß ich nie nach Weibergunſt habe ſtreben wollen.“

Der Famulus that ſich Gewalt an, um bei dieſen Worten ernſthaft zu bleiben, denn er hatte den Schalk im Nacken und wußte gar wol, warum ſein Herr der Frauengunſt ſtets aus dem Wege gegangen; auch ſah er, daß der Wunderdoktor ſich ſelbſt nicht mehr kuriren könne, und dachte ſchon daran, die vielen Tinkturen des

*) Auch Loitzer Felder genannt. Sie breiten ſich zwiſchen Salzburg, eine Stunde von der Stadt entfernt, und dem Untersberg aus; viele Reſte der alten Römerſtadt Juvavia wurden auf dieſen Feldern ausgegraben.

Digitized by Google

Meiſtees zu erben, durch deeen Verkauf er ſich zeitlebens ein ſchönes Stück Geld werde erweeben können. Deshalb freute er ſich heimlich auf ſeines Herrn Tod, ſtellte ſich aber jetzt voe ihm recht betrübt und gab ihm zue Antwoet: „Heer, Ihe ſeht ſo friſch und geſund aus, wie irgend einee, und ſeid dicke denn jemals; ich möchte darauf ſchwören: Ihr weedet noch lange leben, wofüe ich Gott und alle Heiligen ſtündlich anrufe.“

Theophraſtus Paeaceliſus, der durch ſeine Frage eigentlich nur die Würdigkeit ſeines Dieners hatte prüfen wellen, erkannte jetzt gleich deſſen falſche Geſinnung, ließ ſich aber nichts merken, ſondern befahl ihm, eine Phiele vom Geſimſe herabzulangen, weeln ein Elixir enthalten ſei, durch welches er das Zipperlein unfehlbar heilte; dieſe Phiele übergab er nun dem Famulus mit dem Auftrage, ſchnurſtraks auf die Brücke zu gehen, dort das Fläſchchen über das Geländer hinaus zu halten und zu zeeſchlagen, damit das Elixie in den Fluß rönne, denn es hätte noch eine andere geheimnißvolle Eigenſchaft, die nicht jedermann kennen dürfte, weil ſonſt gar leicht große Schaden dadurch angeeichtet werden könnte.

Der Famulus gelobte ſeinem Herren, den Aufteag gewiſſenhaft zu eefüllen und ging hinaus. Kaum war ee jedoch vae dee Thüre, dachte er in ſeiner Unteene: „Das iſt ein rechter Neidhart, der gern möchte, daß ſeine koſtbaeen Medikamente, durch die ſich viel gewinnen läßt, keinem Andeen als ihm Geld und Gut bringen ſollen, deshalb will ee ſie liebee vernichten; denn das kann nur ein Dummkopf glauben, daß das Elixie noch eine unbekannte ſchädliche Kraft habe. Iſt er aber nur erſt todt, ſo kann ich die Leute, die das Zipperlin haben, wol ebenſo gut kürleen als er, wenn ich die Tinktur habe, und gewinne dabei viel Geld.“ So verſchloß er denn die Phiele in ſeiner Kammee und ging dann nach einer kleinen Weile wieder zu dem Kranken, ihn belügend, daß deſſen Auftrag vollzogen ſei.

Während er aber ſeinen Schelmenſtreich beging, kam zu Theophraſtus ein Nachbar, der ein noch geſchweerer Schelm als der Famulus war, und wiewol ihm Theophraſt einmal ein Kind aus der Taufe gehaben, hatte jener Nachbar (weil er ein Feldſcher war und voll Eiferſucht auf die Wiſſenſchaft des Doktors) von lange her einen bittern Haß gegen ihn und konnte deſſen Tod kaum erwarten. Er war auch eigentlich nur gekommen, um zu ſehen, wie lange es der Gevatter Doktar wol noch treiben weede, und nebſtbei, wo die Wundertinkturen ſtänden, damit er ſich, ſobald Theophraſtus die Augen geſchloſſen, die beſten davon mitnehmen könne.

Theophraſtus aber ſah auch der Falſchheit ſeines Gevaters ſogleich auf den Grund und dachte ihm einen Streich zu ſpielen, doch ſtellte er ſich demüthig und verſöhnlich wegen der Nähe des Todes und ſprach zu ihm: „Gevatter, ich weiß wol, daß ich bald ſterben muß und es thäte mir leid, wenn wir in derſelben Feindſchaft von einander kämen, in der wie einige Zeit mit einander veelebten.“

Daeauf entgegnete der Feldſcher in falſchee Freundlichkeit: „Ei, Gevatter, wa deukt Ihr hin? Erſtens habt Ihr noch ein gutes Stück zu leben, und zum zweiten hab' ich ſüe Euch eine aufrichtige Liebe; ſagt mir nur gleich, wodurch ich Euch dieſelbe beweiſen kann.“

Da bat Theophraſt den Gevatter, er möge ihm ſein — (des Gevatters) Conterfei herübeeſchicken und vor dem Bette aufſtellen, damit er beim Sterben das Geſicht des Mannes ver Augen habe, mit dem er ſo lang in Unfrieden gelebt, und veeſöhnt ſterben möchte; doch ſollte dee Nachbar nicht eher wiederkammen, als bis ihn Theophraſt holen ließe. Das verſprach denn der Gevatter, ſchickte ſein Bild und überlegte mit ſeinem Weibe, wie ee's anſtellen ſolle, um ſo viel als möglich von des Doktors Nachlaß zu bekommen. Indeſſen war der Famulus wieder nach Hauſe gekammen und leg ſeinem Herren vor, wie er deſſen Auftrag treulich beſtellt.

„Ich danke Dir,“ ſpeach Theophraſt ſanft; „aber ſage mie, was ſahſt Du, nachdem Du das Gefäß zerſchlagen und den Inhalt in's Waſſer gegaſſen hatteſt?“

„Geſehen? Nichts, lieber Herr!“ antwoetete dee Famulus verblüfft.

Da hob ſich Theophraſtus zürnend von ſeinem Sterbebette auf und rief: „Dann belogſt Du mich, Du Schalk, und haſt die Phiale nicht zeeſchlagen; geh' augenblicklich hin und thue, was ich Dir befahl, ſonſt begegnet Die ſelber ein großes Unglück.“

Darüber erſchrak nun dee Famulus ſo ſehr, daß er ſich nicht mehr lange beſann, ſondeen die Phiole nahm und damit auf die Brücke ging.

Der Gevatter hatte indeſſen ſein Conterfei dem Doktor geſchickt und var deſſen Augen an der Wand aufhängen laſſen; der Diener, dee es gebeacht, ging darauf aus dem Zimmee, aber nicht aus dem Hauſe, ſondern wartete, wie ihm dee Feldſcher geboten, im Flur, um dieſem ſogleich melden zu können, wenn Theophraſtus geſtoeben ſei. Als nun der Doktor allein war, nahm er eine zierliche Bolzbüchſe, die ueben dem Bette ſtand, lud einen Bolz hinein, zielte auf das Conterfei und ſchoß es mitten duech. Bald darauf wurde im Hauſe des Nachbars großes Wehklagen gehört, denn in jenem Augenblicke war der Feldſchee, wie er ſich geeade mit ſeinem Weibe über den Rand der Verlaſſenſchaft des Doktoes beſpeach, plötzlich todt vom Stuhle gefallen. — Der Famulus aber that auf der Salzachbrücke genau, was ihm ſein Heer befohlen hatte, denn die Angſt hatte ihn mit einemmale ganz und gae rechtſchaffen gemacht. Er hielt alſo die gläſerne Phiole ſorgfältig weit über das Geländer hinaus und zerſchlug ſie mit einem Stein, daß das Elixie in den Fluß rann. In demſelben Augenblicke ſchimmerte die ganze Oberfläche der Salzach wie gediegenes Gold, und dee Famulus ſah nun mit Schrecken, welchen Veeluſt ee gemacht, denn dieſe Tinktue hatte (obwol ſie dee gegen das Podragra ſo ähnlich ſah, daß nur der Meiſtee beide unteeſcheiden kannte) die geheime Kraft, Alles in Gold zu verwandeln. Er raufte ſich das Haae und wollte geeade in den Fluß ſpringen, als dee Goldſchimmer allmälich von den Wellen ſchwand und die Goldkörnee in die Tiefe ſanken. In der Hoffnung, noch eine ſolche koſtbare Flaſche zu finden, rannte er jetzt nach dem Hauſe des Doktoes zurück. Als er in deſſen Krankenzimmer teat, merkte Theophraſtus ſogleich an dem kreideweißen Geſicht, daß der Famulus ſeine Falſchheie gebüßt habe und fing zu lachen an. „Herr! Herr!“ — — ſchrie der Famulus und wollte Auskunft, aber dee Meiſtee ließ ihn nicht ausreden und ſprach: „Ich ſagte ja, es wäee Die ein Unglück, die geheime Kraft der Tinkeue zu kenneu; ja wol ein Unglück wär's, wüßte ich ſie in dee Hand eines Menſchen wie Du!“

Aber der Famulus faßte ſich ſchnell und erwiederte heuchleriſch: „Here, ich bekenne renmüthig meine Unwürdigkeit; doch wee iſt würdig auf Erden? Daenm, wenn Ihr noch mehr ſolche Phioleu habt, ſa ſagt mir welche es ſind, damit ich hingehe und ſie alle vertilge.“

„Es war die einzige, Du Narr!“ ſprach Theophraſtus; „glaubſt Du, man braut ſie eimerweiſe?“ Und nun lachte er über der Welt Nareheit und lachte in Einem fort darüber, bis ihm der Athem ausging.

Er wurde ſtattlich begeaben, wie es ſich für einen in den geheimen Wiſſenſchaften ſa tief gelehrten Mann geziemte; die Salzach aber führt ſeit jener Stunde in ihrem Sand — Gold.

Noch eines andern Wundermannes Andenken lebt in der Salzburger Volksſage, das des Doktor Fauſt; es wird erzählt, daß er mit mehren luſtigen Geſellen auf ſeinem Zaubermantel in den fürſtlichen Keller gefahren ſei, und als dee Kellermeiſter die ungebeteuen Gäſte mitten im Schlemmen überraſchte und zue Rede ſtellte, habe der Zauberer kurzen Proceß mit ihm gemacht, ihn umfaßt, in ſeinem Mantel auf und davon getragen und auf einer hohen Tanne mitteu im Walde abgeſetzt. —

Wir beſteigen den Mönchsberg und beſuchen die Feſtung Hohenſalza, welche Erzbiſchof Gebhard in der zweiten Hälfte des eiften Jahehunderts erbaute und die Erzbiſchöfe Burkard,

Digitized by Google

Bernhard und vorzüglich Matthäus Lang mit Thürmen und neuen Werken verstärkten. Da sind aus alten Zeiten her noch: die Cisterne aus den Tagen Matthäus Lang's, das große Hornwerk, die Burgkapelle, der Fruebogen, der Trompeterthurm, der Rekthurm, in welchem sich die Folterkammern befanden. Von dieser Festung aus entfaltet sich das Rundgemälde Salzburgs und seiner Umgebungen in vollster Pracht. Am Fuße des Mönchsberges liegt unter dem Schutze mächtiger Felsen der Friedhof zu St. Peter. In diesem Garten, wo durch Rupert den Heiligen die Anfänge Salzburgs entstanden, wo jeder Schritt über Geschichte geht und allüberall die Tradition Monumente der Vergangenheit überwacht, wollen wir der Geschiedenen gedenken; ein sinniger Brauch spricht zu unserem Gemüthe, fast auf jedem Grabstein sehen wir eine Vertiefung in Form eines Herzens eingemeißelt, wie um die Thränen der Ueberlebenden oder Weihwasser aufzunehmen; und wenn der Ruhende unter dem Steine keine Lieben mehr hat, die ihm die Christenpflicht erfüllen, thut's der Himmel selbst als treuer Todtenwächter; denn sieht man jene Herzen stets so voll!

Viele Kunden von der alten Pracht und Herrlichkeit der Römerstadt Juvavia wetterleuchteten in spätere Zeiten herüber; aber ihre ganze Größe zerfiel unter der „Geißel Gottes" und spätre vollends unter den Streichen der Heruler; umsonst hatte der heilige Severin die Stadt gewarnt. — In einer Zelle in der Felswand wohnte der heilige Maximus, in andere Höhlen des Mönchsberges bargen sich seine frommen Genossen vor der Wuth der Barbaren, die, wie die alte Inschrift besagt, die Stadt plünderten, viele Einwohner als Gefangene mitschleppten und den heiligen Maximins mit seinen Genossen ermordeten. Ueber ein Jahrhundert war darauf die Stätte eine furchtbare Wildniß, bis der fränkische Mönch Rupert unter Waldanwuchs die bemoosten Trümmer der Römerstadt entdeckte und vom Herzoge Theodo die Erlaubniß erhielt, aus denselben ein Kloster und eine Kirche dem heiligen Petrus zu Ehren zu erbauen; dazu schenkte der Herzog dem eifrigen Glaubensboten ein Gebiet an der Salzach, den dritten Theil der Salzquelle und den zehnten von Salz und Zoll. Mit zwölf Benediktinermönchen unternahm Rupert die Cultivirung des Landes. Er sammelte die Gebeine der Märtyrer und erbaute über dem Grabe des heil. Maximins in der Mitte des Friedhofes ein Bethaus, das er St. Amandus und St. Margarethen weihte; als es im fünfzehnten Jahrhundert baufällig geworden und Einsturz drohte, ließ Abt Rupert V. es abtragen und die Kapelle, wie sie jetzt steht, erbauen. In der Kreuzkapelle an der Wand des Mönchsberges wohnte, in der Aegidienkapelle betete St. Rupert. Allmälich entstand das Kloster zu St. Peter, in welches man vom Kirchhofe aus tritt, wenn man an der alten Muttergotteskapelle (einer Stiftung des Babenbergers Leopold VII. vom Jahre 1228) vorüberwandelt; in der Kirche dieses Stiftes ist Rupert's Grab und das Monument Michael Haydn's, dessen Haus dicht an der entgegengesetzten Seite des Petersfriedhofes steht. Rings um St. Rupert's Stiftung siedelten sich die ersten Bewohner der neuen Kolonie an, welche rasch emporblühte. Unter Karl dem Großen wird „Salzburc" zum erstenmal urkundlich erwähnt; durch ihn erhielt Bischof Arno 798 das erzbischöfliche Pallium von Rom, Arno eröffnet die Reihe der vierundsechzig geistlichen Fürsten, die das Salzburger Land beherrschten. Am bedeutendsten ragen aus derselben hervor: Konrad, der kühn den Bann über Kaiser Friedrich Barbarossa sprach, und der ritterliche Eberhard II. (1200—1246); in den Zeiten der Reformation der strenge Leonhard von Keutschach (1495—1519) und der eiserne Matthäus Lang (1531). Unter Wolf Dietrich von Raittenau, Marx Sittich und Paris, Grafen von Lodron (1587—1653) erhoben sich in Salzburg die meisten jener großen Bauwerke und Monumente, deren Charakter Pracht und Tüchtigkeit. Im dritten Dezennium des vorigen Jahrhunderts bildet die große Auswanderung um des Glaubens willen eine denkwürdige Epoche in Salzburgs Geschichte. Der letzte geistliche Fürst des Salzburger Landes war Hieronymus Graf von Kolloredo. Im Lüneburger Frieden 1801 wurde das Erzstift säkularisiert und als Kurfürstenthum dem Erzherzog Ferdinand zugetheilt; schon 1805 wechselte Salzburg abermals die Landesherren, es ward österreichisch, 1809 bairisch, 1814 endlich wieder österreichisch und dem Lande ob der Enns einverleibt. —

Vorzüglich merkwürdig ist das Haus, in welchem Wolfgang Amadeus Mozart (1756) das Licht der Welt erblickte; und Mozart's ehernes Standbild (von Schwanthaler), das imposant, fast zu massenhaft für den Charakter des Tondichters, auf einem stillen Platze emporragt. — Der Dom wurde von Santino Solari im Styl des Vatikans im siebzehnten Jahrhundert erbaut; imposant ist die Wirkung der großartigen Einfachheit des Inneren, welches fünf Orgeln, worunter die Egedacher'sche, und die Monumente der Erbauer, der Erzbischöfe Marx Sittich und Paris von Lodron, enthält. Durch den Bogengang des Domplatzes blicken wir auf den Brunnen des Residenzplatzes hinaus, ein Werk Guidobald's von Thun 1668. Dann besuchen wir das Stift und die Kirche zu St. Peter und die durch ihr schönes Gewölbe ausgezeichnete Franziskaner- (jetzt Stadtpfarr-) Kirche. Auch die im neuitalienischen Geschmack von Kaspar Zugalli erbaute Cajetanerkirche verdient unter den sechsundzwanzig Gotteshäusern Salzburgs unsere Aufmerksamkeit. Zunächst wenden wir uns zu dem herrlichen Marstall, den Erzbischof Wolf Dietrich 1607 erbaute und zur Reitschule, einer großartigen Reliquie, Ernst's von Thun (1693). Dann wandeln wir zum Neuthor, das Erzbischof Sigmund (1767) 415 Schuh in der Länge, durch die Felswand brechen ließ; die stolze Inschrift „Te suus loquuntur" und Sigmund's Büste verewigen das Andenken des Erbauers. Auch einen Besuch der Winterresidenz wollen wir nicht versäumen, dann aber eilen wir auf den Kapuzinerberg, zu dessen Fuß die Rosenegger'schen Anlagen des Birglsteins sind, wo zahlreiche Alterthümer aufgefunden werden. Auf dem Berge aber gedenken wir der Sage von der Entstehung der St. Johanneskirche. Zu Ende des fünfzehnten Jahrhunderts hat sich's zugetragen, daß zwei Bettler vor's Thor von Salzburg gekommen sind und um Einlaß baten; und als sie gefragt wurden, was sie in der Stadt beginnen wollten, gaben sie zur Antwort: sie suchten sich einen Herrn, der sie ihr lebelang pflegt. Als nun der Thorwärter den Bürgermeister an's Thor geholt und dieser sie Beide um ihre Hantirung befragte, sagte der Eine: „er wär aus Nazareth, seiner Profession ein Steinhauer und Wegmacher," und der Andere: „er sei ein Gulliäer und Zeugmacher." Der Bürgermeister ließ die Beiden nicht ein, aber ein vornehmer und frommer Bürger, Ludwig Dänkhl mit Namen, der eben krank war, hatte von ihnen gehört und schickte zum Bürgermeister, daß er sie einlasse; er, der Dänkhl, wolle sie christlich pflegen. Als nun die beiden Bettler zu dem kranken Dänkhl kamen, sagte ihnen dieser, daß er sie zwar zu Hause nicht aufnehmen könne, aber auf dem Berge ihnen eine Hütte bauen wolle. Die Beiden dankten und entdeckten ihm nun, daß sie, der Eine Johannes der Täufer, der Wegmacher des Herrn, — der andere Johannes der Evangelist, ein Zeugmacher (weil er eben ein Netz ausgebessert, da der Herr ihn berufen), seien; darauf verschwanden sie. Dänkhl aber genas zur selbigen Stunde und erbaute auf seinem Grund und Boden am Kapuzinerberg die St. Johanneskirche.

Noch erwähnen wir das in Salzburgs nächster Nähe gelegene Hellbrunn. Da treffen wir auf jedem Schritt mit der altmodisch-gesperrten Gartenkunst zusammen und finden uns plötzlich wie im Traume in eine längst verschwundene Zeit zurückversetzt. Rococo ringsum; wir triefen vom Witz des Gartenkünstlers, und daß nichts fehle, was uns die Erinnerung an den wunderlichen Geschmack vom siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert verlebendige, sehen wir plötzlich ein Felsentheater, auf welchem vor Zeiten öfter gespielt worden.

M. H. L.

Digitized by Google

Neſtron.

(Mit dem lithographirten Porträt.)

Wir bringen diesmal unseren freundlichen Lesern das wolgetroffene Porträt Neſtroy's, des genialen Komikers und Possendichters, welcher bekanntlich nach dem Tode des Direktors Carl die Direktion des Carlstheaters in Wien überkam. Neſtroy's Possen zählen zu den besten dieses Genre's, und sein „Lumpacivagabundus," „Talisman" u. s. w. üben noch heute ihre volle Zugkraft aus.

Das neue Congregationshaus der barmherzigen Schwestern von der Regel des h. Karl Boromäus in Prag.

Das neue, großartige Gebäude der Congregation der barmherzigen Schwestern von der Regel des h. Karl Boromäus, die im Jahre 1837 aus Frankreich nach Prag und Böhmen gebracht und im J. 1840 von Sr. Majestät dem Kaiser allergnädigst conzessionirt wurden, ist unter dem St. Laurenzberge in der Kleinseite gelegen, seit drei Jahren im Baue und hat den doppelten Zweck, einerseits als Spital für einige hundert Kranke jeder Confession und jedes Geschlechtes, und andererseits als Mutterhaus der Congregation der barmherzigen Schwestern zu dienen.

Kranke oder ältere Schwestern der Congregation, welche ihren Obliegenheiten in der Krankenpflege in den verschiedenen Spitälern des Landes nicht mehr nachkommen können, haben, entfernt von diesen Mühewaltungen, hier eine Ruhestätte zu finden und die in die Congregation neueintretenden Schwestern haben hier ihr Noviziat zu bestehen.

Das große schöne Gebäude enthält eine eigene Hauskirche und ist in allen seinen Abtheilungen so eingerichtet, daß es für alle diese verschiedenen Zwecke die nöthigen Räumlichkeiten abgesondert bietet und diese doch wieder unter sich in entsprechender Verbindung stehen.

Der Bau wird theils aus eigenen Mitteln der Congregation, theils durch großmüthige Spenden höchster und hoher Wohlthäter geführt und von der Frau Oberin Therese Hellwig und der Assistentin Euphemie Nèmec unmittelbar geleitet.

Gleichzeitig mit dem Congregationshause wurde auch der Kirchenbau begonnen und mußte nach den Bedürfnissen des Hauptgebäudes mehrere Modifikationen erleiden, die den Anforderungen der Architektur zwar nicht streng entsprechen, aber durch die Hauptbedürfnisse dagegen vollkommen bedingt erscheinen; — dieses gilt insbesondere von dem Innern der Kirche und zwar, von den in der Abtheilung des Presbyteriums angebrachten drei Thüren und einigen Fenstern.

Von dem ersten Plane der innern Kirchenausschmückung, der von dem Historienmaler Wilhelm Kandler mit außerordentlichem Fleiße und tiefem Studium auf das bereitwilligste verfaßt worden war und in einer Freskomalerei im Presbyterium und einem kleinen Marmoraltar bestand, wurde abgegangen, weil dieser den Anforderungen der Congregation nicht ganz zusagte, die hinter dem Hochaltare einerseits einen abgeschlossenen Chor wünschte und andererseits einen Altar von größern Dimensionen bedingte. Hiernach wurde vom Maler Kandler mit gleicher Bereitwilligkeit und Liebe ein neuer, zweiter Plan angefertigt, hiebei die vorberührten Wünsche bestens berücksichtigt, und es ist sonach nur für die Kuppel eine Freskomalerei projektirt, nämlich Maria mit dem Jesuskinde von verehrenden Engeln umgeben, und der Altar ist im römischen Style gehalten, mit zwei Säulen, einer Frontespize und an den zwei Seiten ein Portikus, welche den Eingang in den Chor der Schwesteen bilden und zugleich zwei schief einlaufende Thüren in der Mauer maskiren. — Die Architektur ist aus Holz ausgeführt und soll künstlich marmorirt werden. Die Stufen des Altars, so wie der Fußboden und die Einschränkung vor dem Presbyterium kommen aus böhmischem Marmor. Das Altarhauptgemälde wird den h. Karolus Boromäus darstellen und zur bleibenden Erinnerung an die großen Wohlthaten, die der Congregation von Allerhöchsten Personen zu diesem Baue zukamen, werden in zwei Nischen nächst dem Hauptaltare die lebensgroßen Statuen des h. Ferdinand und der h. Anna aufgestellt werden.

Dem Vernehmen nach sollen noch zwei Seitenaltäre, eine Kanzel und eine Orgel, wozu das Chor bereits gebaut wird, nachfolgen. Der Plafond eignet sich in besonderer Weise zur Fortsezzung von Freskomalereien, wie diese für die Kuppel projektirt sind. Demnächst wird die Holzarchitektur des Hochaltares aufgerichtet und das Innere der Kirche im Baue vollendet werden.

Der Plan zu diesem Haus- und Kirchenbaue ist vom Baumeister Kuderna; — das Congregationshaus ist vollendet, von den barmherzigen Schwestern bereits bezogen und der Bau gereicht seinem Meister zur besonderen Ehre, da nebst der solidesten architektonischen Durchführung auf jedes Bedürfniß Rücksicht genommen ist, und alle Säle, Gänge und Stiegen — selbst der Dachboden sich durch ihre proportionirten Dimensionen und ihre Lichtvertheilung auszeichnen. — Die Kirche ist im Innern aber noch unvollendet und es wird an ihrer Ausschmückung unausgesezt gearbeitet. — Den Bau leitete Hr. Hollabek mit aller Aufmerksamkeit; — Hr. Baumeister Anton Jellinek lieferte einen ausgezeichneten Dachstuhl.

An der innern Kirchenausschmückung betheiligen sich nachbenannte Künstler: Bildhauer Wenzel Lewy hat vier große Standbilder und zwar, zwei aus Holz und zwei aus Stuk angefertigt; — Tischlermeister Schmidt und Schamal liefern die Holzarchitektur und das Zierwerk; — und der durch Turnauer Kirchenaltäre bekannte Kunsttischler Heidelberg wird den Hochaltar, — der Steinmezmeister Swoboda die verschiedenen Steinmezarbeiten und der Goldstaffirer Beer die Vergeldungs- und Staffirungsarbeiten ausführen, und die Namen dieser wackern heimatlichen Kräfte lassen so in Kurzem etwas Ausgezeichnetes erwarten! — ****

Poetiſches Album.

Der Winter.

Von Jos. Aug. Lebeeee.

Auf der Weltenstraß' der Zeiten
Wandert schon von Urbeginn
Durch die grenzenlosen Weiten
Wild ein Greis durch's Leben hin.
Welche Furchen in den Wangen!
Schrieb ein Gott hinein den Fluch?
Seine weißen Haare wallen
Nieder wie ein Leichentuch.

Aus den Augen glüht kein Lieben,
Aus den Mienen spricht kein Trost,
Auf der Stirne steht geschrieben,
Was gemordet er im Frost; —
Stumm wie Schuld ist seine Lippe,
Wo er herrscht, dort herrscht der Tod,
Und doch welch' Entgegenkommen!
Naht der furchtbare Despot.

Stürme brausen durch die Wälder,
Schütteln sie mit mächt'ger Hand,
Streuend alle Blüthen, Blätter
Huldigend durch's ganze Land.
Und ein Zauber faßt die Erde,
Wenn die weißen Fahnen weh'n,
Wenn die wilden Ströme alle
Bleiben tief ergriffen steh'n;

Wenn die Fenster Blüthen treiben,
Und die Sträuße, geisterbleich,
Als ob es verklärte Binnen
Aus dem todten Frühlings-Reich,

Digitized by Google

Nesbitt.

Digitized by Google

Digitized by Google

Wenn dir Menschheit tief gebeugt,
Wir vor einem Gott allein, —
Zieht die Macht der beiden Pole
Stolz in unser Land hinein.

Wir es funkelt auf den Feldern,
Wie ein sonnbeglänztes Meer,
Wie ein sternbesäter Himmel,
Der drin abgespiegelt wär'!
Wir es leuchtet von den Bergen!
Wir im weiten Erdenraum!
Und die Wälder alle glänzen
Wie ein lichter Weihnachtsbaum!

Dennoch schweigt Dir jede Kehle,
Dir erklingt kein Jubellied,
Jubeln kann doch nur die Seele,
Wenn Begeist'rung sie durchglüht;
Doch vor Dir erstarrt die Lippe
Und die Thräne wird zu Eis,
Denn Dein Scepter ist die Hippe,
Nimmer schlägt ein Herz Dir heiß.

Ziehst vorbei an den Palästen,
Weil sie sind mit Dir verwandt, —
Doch im Feld den armen Aesten
Hast das letzte Blatt entwandt;
Und ich wollt' Dich dennoch preisen,
Glichst Du ganz den Mächtigen hier:
Diese stieh'n das Haus der Armen,
Doch Du dringst in jede Thür. —

Album für Damen.

Ein Kapitel über die Liebe.

(Schluß.)

Die Liebe ist ein Phönix. Eine alte Sage erzählt von diesem fabelhaften Vogel, daß er, wenn er alt ist, sich ein Nest baue aus wohlriechenden Zweigen, dasselbe anzünde und sich darin zu Asche verbrenne, aus welcher er dann neu verjüngt emporsteigt. So auch die Liebe. Kein Alter besitzt das grausame Vorrecht, die Liebe aus dem Herzen zu verbannen. Der Mann kann so feurig lieben als der Jüngling, das geweihtere Weib so innig wie die Jungfrau; denn wahre und reine Liebe ist Eigenthum und Vermögen der Seele und kann, wie diese, zwar an Alter zunehmen, aber nicht altern, sondern muß und wird, wie diese, je länger je mehr an Reinheit, Stärke und Vollkommenheit gewinnen. Und ist das Herz müde und morsch das Haus der Seele, zerfallen beide in Staub und Asche — so steigt aus derselben ein unsterblicher, verklärter Phönix zum Himmel empor, dessen neue Bestimmung ist: ewig nur das Schöne, Gute und Wahre zu lieben. „Glaube und Hoffnung werden aufhören, die Liebe aber nimmermehr;" — denn die Liebe ist ja der unsterbliche Phönix, von dem die Sage erzählt. —

Freilich ganz anders verhält es sich mit der bloß sinnlichen Liebe. Mit dem Verblühen der sinnlichen Reize an dem geliebten Gegenstande stirbt auch die Liebe. Woher sonst so viele unglückliche Ehen? Man liebte sich einst mit einem Heißhunger, einander zu verschlingen; und hat man sich gleichsam verschlungen, d. i. die Sinnlichkeit bis zum Uebermaß gesättiget, so erwacht man von seinem Rausche mit wüstem Kopfe, kaltem Herzen, voll Ekel und Ueberdruß; und was man früher aus Liebe wünschte, wünscht man sich später nicht selten aus Haß. Der Himmel bewahre Sie, meine Verehrten, vor solch' einer Liebe! —

Die Liebe ist eine Nachtigall. Sie wählt wie diese den Frühling unsers Lebens, liebt wie sie die Stille und Einsamkeit, schattige Haine, mondhelle Nächte, und erfüllt, wie deren Lieder, die Brust mit einer himmlisch süßen Wehmuth, welche unwillkürlich an die Worte des Dichters erinnert:

„Ach daß sie ewig grünend bliebe,
Die gold'ne Zeit der jungen Liebe!"

Die Liebe ist die Leiterin der Vollkommenheit. Wer am höchsten auf ihr emporgestiegen, ist der Vollkommenheit am nächsten; denn reine Liebe wandelt nur lichte Pfade und verabscheut den Weg der Gemeinheit.

„Liebe, Liebe leitet nur
Zu dem Vater der Natur,
Liebe nur die Geister!"

Die Liebe ist ein milder Frühlingshauch, herüber geweht von den Gefilden einer bessern Welt, das Eis der Herzen zu schmelzen und eine himmlische Flora in denselben zu wecken.

Die Liebe ist der Regenbogen am Himmel unsers Lebens; wenn er sich zeigt, verkündet er eine neue schönere Aera nach der Fluth stürmischer Jugend-, vulgo Flegeljahre.

Die Liebe ist das Paradies der Seelen; wer sie mißbraucht, wird ausgeschlossen und Jammer und Mühsal warten seiner. So lange Liebe und Unschuld im Herzen vereinigt wohnen, ist es ein Paradies, in dem alle irdischen und irdisch-himmlischen Freuden blühen; hört aber die Liebe auf die Stimme der Schlange und bricht, noch im Stande der Prüfung, verbotene Früchte vom Baume der Erkenntniß: dann schwindet das Paradies und verwandelt sich in eine Wildniß, worin die Seufzer der Reue nur ertönen und zu spät vergessene Thränen Disteln und Dornen befeuchten.

Die Liebe ist eine Vollmacht, ein Legitimationsschein, der von einem jedem Menschenkinde an der Pforte der Ewigkeit vorgezeigt werden muß und ohne welchen der himmlische Portier Niemand Einlaß gestatten darf; ein Heimatschein, mit dem man getrost durch's Leben und in die Ewigkeit wandern kann; denn er wird überall als giltig angesehen.

Die Liebe ist ein Nektartrank, den Erdenkindern von den Göttern gereicht in jener Periode des Lebens zur süßen Labe und Kraftserhöhung, wo die Kraft am meisten in Anspruch genommen wird, wo der „Mann hinaus muß in's feindliche Leben, und wirken und streben, und pflanzen und schaffen, ersinnen, ereifern, und wetten und wagen, das Glück zu erjagen;" — in jener Periode, wo das blühende Mädchen reifet „zur tüchtigen Hausfrau, zur Mutter der Kinder, die herrschet weise im häuslichen Kreise, und lehret die Mädchen und wehret den Knaben, und regt ohne Ende die fleißigen Hände; und mehret den Gewinn mit ordnendem Sinn, und füllet mit Schätzen die duftenden Laden, und deckt um die schnurrende Spindel den Faden, und sammelt im ewiglich geglätteten Schrein die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein; und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer, und ruhet nimmer!" — Unstreitig keine leichte Aufgabe für Beide, und es ist ein solcher Nektartrank wie die Liebe nothwendig, um sie dazu zu stärken und zu begeistern; doch darf es uns auch nicht wundern, wenn sie davon berauscht werden und sich während dieser Zeit oftmals etwas komisch gebereden; denn jedes starke Getränk berauscht. —

Die Liebe ist eine zarte Himmelsblume, voll balsamischen Duftes, von unendlich mannigfaltig schöner Gestalt und Färbung, vom ewigen Gärtner auf unsere Erde verpflanzt, damit sie das Auge ergötze und die Seele erquicke. Sie gedeiht überall, nur nicht in hartem und kaltem Boden.

Die Liebe ist ein milder Thau, der gesunkene Herzen wieder aufrichtet; ein warmer Frühlingsorgen, der das Mark der Seele süß und selig durchschauert, die zarten Keime und Knospen des Herzens schwellt und zum Oeffnen bringt. Hat nicht die Liebe schon so manchem hoffnungslosen, verzweifelnden Jüngling, so mancher dahinwelkenden Jungfrau das Leben wieder gegeben? Aber hat nicht auch unerwiderte Liebe schon Tausende von unglücklichen Opfern dem Seelenmanne überliefert? — Fürwahr, säße ich auf Jupiters Thron, alle Eltern, deren unbeugsamer, egoistischer Eigensinn lie-

Digitized by Google

bende Söhne und Töchter dem Tode geopfert, müßten mir zur Sühnung ihrer Sünde, wie Ahasverus, die Erde durchpilgern und all' die Hügel zählen, unter deren Rasen solche unglückliche Opfer ruhen! —

Die Liebe iſt eine Roſe am Dornenſtrauche des Lebens: eine rothe als Geſchlechtsliebe, eine weiße als allgemeine Nächſtenliebe. An Geſtalt und Größe iſt ſie eben ſo verſchieden wie die Roſen, und obwol ihre Blüthenzeit in der Regel zwiſchen Frühling und Sommer, d. i. zwiſchen das Jugend- und Mannesalter fällt, ſo ſieht man doch oft in ſpäterer Jahreszeit welche erblühen, denen aber zuweilen an Stärke des Geruches und an üppiger Fülle etwas abgeht. Vielleicht erinnert uns dieſe Erſcheinung an bekehrte Hageſtolze, wol auch an alte verliebte Gecken. Die Monatroſen, die im Zimmer das ganze Jahr erblühen, erinnern an treue eheliche Liebe; an was aber ſollten wol die Flatteroſen erinnern? —

Die Liebe iſt eine heilige Flamme im Tempel des Herzens, bewacht von den Prieſterinen der Unſchuld und Tugend, damit ſelbe nie erlöſche. Wehe, wer die Veſtalinen ſchändet oder entehrt! Streng geahndet wird ſolcher Frevel von den Göttern!

Die Liebe iſt eine huldvolle Himmelstochter, nebſt ihrer Zwillingsſchweſter Religion vom ewigen Vater herabgeſandt zur Wegweiſerin und Begleiterin auf unſerer irdiſchen Pilgerreiſe. Wer der ſanften Leitung dieſer beiden Schweſtern folgt, gelangt auf Blumenwegen in's Land der Glückſeligkeit.

Die Liebe iſt die Krone des Lebens, denn Liebende und Geliebte dünken ſich glücklicher als Fürſten und Könige.

„Böt' ein König ſeine Krone
Mir ſtatt Deinem Herzen an,
Wählt' ich Dich, ſtatt ſeiner Krone,
Die nicht ſo beglücken kann.
Kronen lohnen Weltbezwinger;
Doch wie Liebe ihre Jünger,
Lohnen Thron und Kronen nicht!"

Gerechtigkeit, Güte und Treue ſind der Liebe Scepter, Schwert und Reichsapfel. Ihr Schild iſt, wie unſer öſterreichiſch-böhmiſches Wappenſchild: ein zweiköpfiger Adler mit einem Löwen in der Mitte; denn ihr Flug geht hoch, wie der des Adlers, zur Sonne ſtrebend, ohne jedoch die Erde aus dem Geſichte zu verlieren. Und iſt ſie nicht auch ſtark wie ein Löwe? Kämpft ſie nicht heldenmüthig für ihr Eigenthum und opfert liebend das Leben, als daß ſie ſich feige ergibt? Sagte nicht einſt in grauer Vorzeit ſchon der berühmteſte König ſeiner Zeit: „Die Liebe iſt ſtark wie der Tod und eiferſüchtig wie die Hölle!" — Die Liebe alſo bleibt die Krone des Lebens und macht Staubgeborne zu Königen. Und endlich, damit ich Alles ſage, was die Vortrefflichkeit der ſchönen und reinen Liebe beſtätiget: ſie iſt auf Erden das, was im Himmel die Seligkeit iſt.

„Liebe macht den Himmel himmliſcher,
Menſchlicher die Erde,
Menſchen Göttern gleich!" —

* * *

Drum wahret die heilige Flamme des Lebens,
Der Liebe allſegnende, himmliſche Kraft!
Denn ſie iſt, wenn rein nur die Quelle des Strebens,
Ein Nektar, der ſelige Wonne uns ſchafft;
Ein Zephyr, der kühlend die brennenden Wangen
Mit ſanftem und heiligem Wehen umſpielt;
Ein Leitſtern am Himmel, wenn ängſtliches Bangen
Das Auge umdüſtert, die Seele umhüllt;
Ein heilender Balſam für todtkranke Herzen,
Verklär'rin der Freuden, Verklär'rin der Schmerzen.
Sie iſt — was ſoll ich mehr noch ſagen? —
Wollt Ihr es wiſſen, müßt Ihr Jene fragen,
Die ganz getragen ſie, die ſüße Bürde,
Mit reinem Sinn und unentweihter Würde.

Wol trug ich ſie, doch nie ſo ganz;
Nur Blumen pflückt' ich mir zum Kranz;
Sah manchem ſchönen Kind' in's Auge tief,
Als ob darin ein holder Amor ſchlief,
Doch ihn zu wecken, hielt ich nicht für gut;
Gern hätt' ich es gethan, doch fehlte mir — der Muth.

Humoriſtiſches.

Akademiſcher Vortrag über den Status quo der öſterreichiſchen Mehlſpeiſen. Von M. G. Saphir.

Ohne Sie, meine freundlichen Hörer und Hörerinen, im mindeſten beleidigen zu wollen, oder Ihre tiefe Kenntniß der menſchlichen Mehlſpeiſen zu bezweifeln, wage ich es doch, daran zu zweifeln: ob Sie wiſſen, was ein „akademiſcher Vortrag" für eine Mehlſpeiſe iſt. Daß aber ein akademiſcher Vortrag eine Mehlſpeiſe iſt, unterliegt keinem Zweifel, denn ein jedes Ding in der Welt muß entweder Fiſch oder Mehlſpeiſe oder Fleiſch ſein; ein akademiſcher Vortrag aber iſt oft nicht Fiſch und nicht Fleiſch, folglich muß er eine Mehlſpeiſe ſein. Sie wiſſen doch, m. f. H. u. H., was eine Akademie der Wiſſenſchaft iſt? Eine gebildet ſein wollende Dame ſagte ein Mal: Ein Katalog iſt eine Enthaltſamkeit von Büchern; ſo könnte man ſagen, eine Akademie iſt eine Enthaltſamkeit von Philoſophie. Die Gelehrten, m. f. H. u. H., ſind gewöhnlich Weiberfeinde und es iſt natürlich, daß die Gelehrten die Weiber nicht lieben, denn die Gelehrten ſtudiren nur immer: die Alten. Die Gelehrten ſind wie die Regiſtraturſchränke, jeder hat ſein beſonderes Fach; in einer Akademie aber ſind alle Fächer beiſammen, und wo viel Fächer beiſammen ſind, wird viel Wind gemacht. Wenn erkennt man einen Gelehrten? An ſeiner ſchmutzigen Wäſche oder an dem was ihm fehlt, nämlich Geld oder ein Rockknopf, oder der geſunde Menſchenverſtand. In einer Akademie ſind alle Wiſſenſchaften vertreten, namentlich die Brodwiſſenſchaft; da aber das Brod immer kleiner wird, ſo wird bei den Gelehrten das Wiſſen auch immer kleiner, die Wiſſenſchaft geht mit der Brodtaxe Hand in Hand.

Ich, m. f. H. u. H., habe leider zu ſpät angefangen zu ſtudiren, um ein Brodgelehrter zu werden, ich muß mich alſo begnügen, ein Mehlſpeiſegelehrter zu ſein. Um ein vollkommener Gelehrter oder gar Akademiker zu werden, muß man vor Allem die todten Sprachen kennen, und da iſt beim gelehrten Vortrage nöthig, daß er in einer todten Sprache gehalten wird, denn die Lebendigen verſtehen ihn nicht. Ich aber hab' erſt zu 12 Jahren angefangen deutſch leſen zu lernen und zu ſtudiren, und trotz alles Studirens und Ochſens hab' ich es nie zum dummen Kerl gebracht. Wie ich aber dazu kam, ein Mehlſpeiſegelehrter zu werden, werde ich Ihnen jetzt erzählen.

Mein erſter Profeſſor war eine Köchin, das heißt nicht: mein Profeſſor war eine Köchin, ſondern eine Köchin war mein Profeſſor. Studiren heißt auf deutſch hungern, darum müſſen unſere Schullehrer hungern, damit ſie mit den Schülern beſſer exerciren. Ich habe in Prag gehungert; in dem Hauſe, wo ich im Dache oben hungerte, lebte im erſten Stock eine Köchin, welche nicht im Stande war, ihre Wochenrechnung zu führen. Als ich eines Tages vor der offenen Küchenthüre vorüber ging, lockte mich ein verführeriſcher Spelſengeruch und ich ſtand wie Buridans Eſel zwiſchen Schule und Küche, dort ein alter Profeſſor mit Lotein, Griechiſch, Geſchichte, Geographie u. ſ. w. und hier eine junge Köchin am Feuer mit Fleiſch und Zuſpeiſe und andern Brocken, von denen ſich unſere Gelehrten nichts träumen laſſen. Sie ſah mich, winkte mir und fragte mich, ob ich addiren könnte, engagirte mich als Buchhalter, ich überließ mich zutraulich dem Verſprechen hinter'm Herd, und ich wurde in kurzer Zeit ein in ganz Deutſchland berühmtes Mehlſpeiſekoch. Sie wiſſen, m. f. H. u. H., daß ich Nichts bin und nichts habe, ich habe keinen Titel, keinen Rang, keinen Platz, ich bin nicht einmal Dramaturg; aber glauben Sie nicht, daß Deutſchland ein vierzigjähriges Wirken in der Literatur unausgezeichnet läßt, ich bin wirkliches Mitglied der Gallatſchen-Akademie zu Böhmiſch-Brod, ich bin aus-

Digitized by Google

würtiges Mitglied der Dampfnudel-Akademie zu Klein-München, ich bin Ehrenmitglied der Bewidelbuchteln in Leitmeritz und Czaslau, ich bin correspondirendes Mitglied der Akademie der Spätzle in Stuttgart und ich bin zweiter Präsident der Akademie des Gaudner Schmarn's. Unter allen Mehlspeisen der Vorzeit und der Gegenwart stehrn dir österreichischen Mehlspeisen auf dem Gipfel des Ruhmes, die Geschichte hat's ausgesprochen, die Menschheit inclusive Rußland hat's bestätigt, die Gegenwart bezeugt es, und selbst die Preußen, wenn sie nach Wirn kommen, träumen nicht mehr von Sandkuchen und deutscher Hegemonir, sondern gehen ganz in den Wiener Milchrahmstrudeln auf. Dir österreichischen Mehlspeisen siad ganz wie die österreichischen Herzen: einfach und gemüthlich, es sind halt herzige unaffektirte Mehlspeisen. Soll ich, m. f. H. n. H., den ganzen üppigen goldenen Lebensteppich der österreichischen Mehlspeisen vor Ihnen aufrollen? Soll ich das reiche Füllhorn der kleinen österreichischen Mehlspeisen vor Ihnen ausschürten? die kleinen Mehlspeisebewahranstalten, das kleine Geld des großen National-Mehlspeis-Reichthums? Ihr Herz wird Ihnen im Busen klopfen, Ihre Augen werden sich mit süßen Tropfen füllen, das reine Geldwasser wird Ihnen in den Mund laufen und besonders Ihnen, m. f. H., wird ein patriotisches Hochgefühl den Busen schwellen, wenn ich Ihnen den Nationalreichthum der Mehlspeisen mit Namen nenne! Was sagen Sie dazu? Knöderln, Nockerln, Scheberln, Zweckerln, Fleckerln, Pfanzerln, Baunzerln, welch' ein Bewußtsein! Wenn Alles im Leben uns täuscht, wenn wir im Sturme des Schicksals alle Schätze über Bord geworfen haben, wenn die Hoffnung zertrümmert, wenn die Freundschaft uns betrügt, wenn uns die Geliebte verläßt, seid stark und verzweifelt nicht: uns bleiben doch Knöderln, Neckerln, Scheberln, Zweckerln, Fleckerln, Pfanzerln und Baunzeln. Was sind die Mehlspeisen andeeer Völker gegen unsere österrreichischen Mehlspeisen, was sind schwäbische Spätzle gegen unsere Grieszweckerln! der Schwab muß 40 Jahre Spätzle essen, bis er gescheidt wird, wenn er schon ein gescheidter Schwab ist, unsere Grieszweckerln schwaben ihn weg. Bei Zweckerln wird man viel früher gescheidt, wer viel Zweckerln speist, in dem bilden sich große Zwecke aus!

Was ist ein Berliner Pfannkuchen gegen einen Faschingskrapfen? Bis die Berliner einen Pfannkuchen mobil machen, haben wir in Oesterreich schon 100 Krapfen einrücken lassen. Sie wissen, daß beim Krapfen alles darauf ankömmt, daß der Teig gut aufgeht. Ein gut aufgegangener Butterteig ist wie ein Liebesblick: es liegt eine ganze Zukunft in ihm. Einer Oesterreicherin geht mit dem Krapfen das Herz zugleich auf; aber so ein Berliner Pfannkuchen will in Deutschland gar nicht aufgehn! — Ein „Krapfen" ist mit „spezifischem Oesterrichthum" gefüllt, mit „Hetschepetsch!" Ein Berliner „Pfannkuchen" ist mit „spezifischem Preußenthum" gefüllt: mit „Preißlbeeren!" Denn was ist ein junger Preuß'? ein „Preußl"; was sind jung Russen? Bärchen! Folglich sind „Preißlbeerchen" spezifisches Preußenthum! Was ist ein englischer Plumpudding gegen einen österreichischen Milchrahmstrudel? Wenn ich mit einem Milchrahmstrudel ein zärtliches Techtelmechtel angefangen habe, wir Ferdinand und Louise, so sage ich zu dem englischen Plumpudding, wie Ferdinand zur Lady Mylford: „mngüete Dich mit dem ganzen englischen Steif, ich verachte Dich, ein deutscher Jüngling!" Dies sind also die kleinen Mehlspeisen; nun kammen die großen Mehlspeisen, die Staatsobligationen, die Fonds: Knödel, Krapfen, Gugelhupf, Strudel, Griesknödel, Semmelknödel, Grammelknödel, Spinatstrudel, Rahmstrudel, Keebssteudel, Lungenstrudel, und nun gar das Reich der Nudeln: Ausgedünste-Nudeln, Topfen-Nudeln, Kraut-Nudeln, Kindskoch-Nudeln und Schlampete-Nudeln. Und nun vee Allen der Edelstein der Sprache! die Sonnenblume unter den österreichischen Mehlspeisen, der Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, aber mit Zibeben — der Gugelhupf! Ein Gugelhupf und rin Gelehrter sind zwei gleiche Mehlspeisen; man nimmt oft zu einem Sohn, den man zum Gelehrten bilden will, wie zu einem Gugelhupf, Alles was gur und theuer ist, und zuletzt wird doch ein Dalken daraus. Wenn eine gute Oesterreicherin eine Landpartie macht, so brancht sie drei Sachen, um glücklich zu sein: „Einen Zeiselwagen, einen Hausfreund, und einen Gugelhupf!" Ausfahren thnen sie zu dritt, zu Hause kommen sie selband, den Dritten haben sie im Wald ermordet. — Und nun von dem Knödel zu sprechen. Wenn Sie einen Knödel essen, m. f. H. n. H., und es gibt Augenblicke im menschlichen Leben, wo selbst Amalie einen Knödel ißt; also wenn Sir einen Knödel essen, glauben Sie, Sir essen ein einfaches Wesen, ein einzelnes Individuum, einen Knödel? Weit gefehlt! Ein Knödel ist nichts als ein System von Nockerln. Nockerl in einen logischen Zusammenhang gebracht geben einen Knödel, so wie einzelne Gelehrten in einen Zusammenhang gebracht eine Akademie geben. Wir sind nun wieder ganz richtig bei unserem akademischen Vortrag; ein Akademiker ist ein Gelehrter, der ein systematisches Wissen hat, der sein Wissen als System in sich trägt, folglich, m. f. H. u. H., wer einen Knödel speist, speist ein System, wer ein System im Leib hat, kann Akademiker werden, Knödel essen heißt also nichts Anderes: als sich zum Akademiker der Wissenschaften verbereiten. Beim Knödelessen hab' ich noch einen tiefen wissenschaftlichen Grundsatz gelernt, einen Grundsatz, den man beim Rezensiren stets im Auge behaltrn muß, nämlich: Einen schlechten Schauspieler und einen guten Knödel soll man nicht schneiden, sondern reißen! Die Neckerln und die Mehlspeisen überhaupt sind ein Essrn für Verliebte; da sie stets seufzen und die Augen gegen den Himmel drehen, so laufrn sir bei anderen Gerichten Gefahr, ein Bein oder eine Gräte zu schlucken, deshalb für Verliebte sind nur Nockerl, zuerst nimmt er ein Nockerl und sie seufzt, und dann nimmt sie ein Nockerl und er seufzt. Knödel und Nockerl sind Symbole Deutschlands. Deutschland und Einheit sind in der Idee ein Knödel, in der Wahrheit sind's nichts Anderes als gezupfte Nockerl. Ich bin überzeugt, in Arkadien haben die Schäfer Cloe und Mirtill, Damon und Dafne nur Neckerl gegessen, und aus Arkadien schreibt sich gewiß die Brzeichnung für spröde und unempfindsamr Frauenzimmer her: das ist eine fade Nocken!

Die interessanteste der Mehlspeisen aber ist der Strudel. Zu rinem vollkommenen Strudel gehören vier Personen: Ein Diplomat, ein Finanzier, rin Militär und rin Verliebter. Der Diplomat muß den Teig machen, denn woran ein Diplomat die Hand legt, das zirht sich wie ein Strudelteig. Der Finanzier muß ein Anlehen von Weiberln und Zibeben machrn, der General muß das Feuer von allen Seiten erhalten, und die Geliebte muß den Strudel versüßen. Schließlich kommen wir zu dem Schmarn und zu dem Sterz. Zu einem Heferlsterz gehören viel Tugenden dazu; wer heiraten will, soll statt aller Probe von dem Gegenstand seiner Liebe einen Heferlsterz machen lassen. Ein Frauenzimmer, das einen guten Heferlsterz macht, wird eine gute Gattin. Sie muß ein gutes Herz haben zu Schmalz und Mehl, sir muß naiv und unschuldig und muß rührend sein, sie muß Empfindung haben, denn sie muß die rechte Gint bereir halten. Letzthin hat mich eine Dame auf einen Heferlsterz eingeladen, die Dame war mollet, aber der Heferlsterz war mager; sir fragte mich, was ich zu dem Heferlsterz sage? Ich antwortete ihr: Gnädige Frau! ich sage zu diesem Heferlsterz dieselben Worte, die Cäsar von Cassio sagte: Wenn er nur fetter wäre!

Die österreichischen Mehlspeisen führen oft auch figürliche, bildliche Namen: Z. B. „Polster-Zipf" — „Schlosserbuben" — wie poetisch! „Polster-Zipfr" sind gefüllte Novellen, „Schlosserbuben" sind in Butter gebackene Dorfgeschichten. Solchr „Schlosserbuben" kamen mit drm Dietrich für den Magen und auch für das Herz, denn inwendig stecken „süße Mandeln!"

Zum Schluß, m. f. H. n. H., werden Sie mir den Vorwurf machen, daß ich Ihnen eine der populärsten Mehlspeisen nicht gebracht habe; aber ich mache Sir darauf aufmerksam, daß ich diese Mehlspeise Ihnen seit einer Viertelstunde schon vorsetze, nämlich — den „Schmarn."

Digitized by Google

Zum Modebild Nr. 12.

1. Zurückgestrichenes Haar mit einer Fanchon von Guipüre (mit der Nadel gearbeitete Spitzen) und Bandschleifen, an die schmale Spitzen angesetzt sind; Kleid von Taffetine mit Schößchenleibchen, auf welches als Tragbänder ein breites schottisches Band gesetzt ist, welches den Rückennähten folgt, vorn herabgeht und mit den Enden auf den Rock hängt. Die Aermel sind unten weit und in viele Falten genommen, welche von Bändern mit Schleifchen gehalten werden; Chemisette und Pagoden-Aermel von Spitzen.

2. Hut von gestecktem Taffet, an jeder Seite mit Blumen ausgeputzt, die ebenfalls von Taffet gearbeitet sind; Ueberwurf Marie Stuart von Taffet, mit schwarzen Spitzen ausgeputzt. (Die Pelerine ist grade geschnitten und aus einem Stücke.) Spitzenunterärmel und Spitzenkragen.

3. Haarputz mit Scheitel, hinten mit einem Haarknoten und einer Flechte, über den Kopf mit einem Streifen von ungerissenem Sammet mit Kometenschleifen an den Seiten; Schößchenleibchen und Rock von Taffet, mit schmalen Federfransen ausgeputzt; das Leibchen geht hoch hinauf, ist vorn zugeknöpft, bildet eine Spitze und hinten zwei dicke Falten; auf dem Rocke zwei kleine Volants mit Federfransen; Aermel aus zwei Puffen bestehend, geschlossene weiße Unterärmel; zackiger Spitzenkragen.

4. Hut von weißem ungerissenen Sammet, mit Atlas, Federn, Blonde und Blumen (unter dem Schirme) ausgeputzt; Schawhl-Mantel von Sammet-Plüsch, mit Borten von farbigem Plüsch und schwarzem Sammet, gedrehten Fransen und Federfransen besetzt; Kleid von Moire ohne Ausputz auf dem Rocke und mit hohem Leibchen.

Buchschau.

Libussa. Jahrbuch für 1855. Herausgegeben von Paul Aloys Klar. Vierzehnter Jahrgang. VI und 446 Seiten; mit einem Porträt und drei andern Stahlstichen. (Widmung an Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth von Oesterreich.)

Die Jahrgänge dieses Taschenbuches, vom 1841 begonnen, wachsen unter der lebenden Fürsorge seines Urhebers allmälich zu einer ganzen Bibliothek heran. Wir schlagen mit Interesse und Spannung die schöngedruckten, goldbeschnittenen Blätter des neuen Jahrganges auf und werden gleich Eingangs von den würdevollen poetischen Strophen gefesselt, welche der Herausgeber behufs der Zueignung an Ihre Majestät die Kaiserin Elisabeth zu richten Gelegenheit nahm. Reich diesen Worten der Weihe begegnen wir übrigens noch einigen, das erhabene Kaiserhaus berührenden Dichtungen: Oesterreichs Frühling 1854 von dem Sänger der „Tafelrunde," Karl Hugo Rößler; das rührende „Festlied" von David Mendl; die Apostrophe an den durchlauchtigsten Erzherzog-Deutschmeister, Maximilian, von P. A. Klar ꝛc.

Der neue Jahrgang der „Libussa" hat im Innern und Aeußeren gegen die früheren Jahrgänge große, glückliche, ja — wenn man die hohe Auszeichnung der von J. M. der Kaiserin genehmigten Dedikation hinzunimmt — gesegnete Fortschritte gemacht, welche immerhin als der Lohn und Preis des, sein vielfältiges Unternehmen mit Innigkeit umfassenden, aufopfernd thätigen Herausgebers angesehen werden können. Die Eingangs-Novelle: „Ein Opfer der Treue" von Friedrich Steinbach vertritt diesmal ihr Genre so ziemlich ganz allein. Die Novelle spielt im Volke an Böhmens Südgrenzen, nicht sehr entfernt von unserer Zeit. „Zehn Kreuzer." Erzählung aus dem Volksleben Böhmens von Dr. Franz Isidor Proschko — eine gemüthliche, auf Grund einer Josephinischen Anekdote flonig ausgesponnene Historie. „Episode aus einem Künstlerleben" von Ferdinand Siegmund. Der Held ist der Maler Heinrich Rigaud aus Perpignan († zu Paris 1743). Etwas Aehnliches — jedoch unchweg deutsch-national — ist die „Häusliche Skizze: Aus der Krankenstube," von Eduard Pokorny. Ein originelles Stillleben, eine Bewahrheitung des Satzes: „Auch die Wüste hat ihre Oasen, und auch die Krankenstube hat ihre — Freuden." Nachträglich nennen und empfehlen wir zugleich die „vier nordböhmischen Volksmärchen" von J. Virgil Grohmann, welche wirklich vollgetreu erfaßt, lieblich wiedergegeben erscheinen. Unter den schätzenden Beiträgen nehmen die Mittheilungen aus Wilhelm Kandlers Tagebuche den ersten Rang ein. Beide Fragmente: „Eine Stunde in der Kapelle Sixtina zu Rom" und „der Carneval in Rom" sind wahre Gegenstücke, wie sie Künstler lieben. Die Abbildung einer Blumen verstreuenden Schönen, welche Kandler in ihrer Loge aufgefaßt und hier als Illustration seinem unendlich schönen und wahren „römischen Carneval" beigegeben hat, ist ganz vorzüglich. „Aus dem Reise-Tagebuche eines Freundes vom Jahre 183—" von Karl Hugo Rößler. Noch etwas Erotisches bringt dieser Jahrgang, das durch die neueste Politik unserem Interesse näher gelegt wird; es ist der Artikel: „Die Tscherkessen," aus dem Wanderbuche eines Künstlers. Der Artikel „Reminiscenzen an Wenzel Tomaschek" von Karl Victor Hansgirg, ist die geistvolle herzinnige Schilderung der Persönlichkeit, Gemüthsweise und Kunstanschauung des Musik-Veteranen, der, mit Hinterlassung gefeierter Werke und berühmter Schüler, am 3. April 1850 von uns geschieden ist, und dessen unsterbliche Meisterarbeit — die gelöste Lebensaufgabe Tomaschek's — nämlich seine Harmonielehre, noch im Manuskripte liegt. „Das Pfingstfest in der Tropfsteingrotte zu Adelsberg" von Dr. J. v. Vogelstein, macht uns mit einem, am zweiten Pfingsttag Nachmittag in Krain, in dem unterirrischen sogenannten „Tanzsaal" zu Adelsberg, gefeierten Feste bekannt. Die lyrischen und epischen Dichtungen vertreten vorzüglich Johann Gabriel Seidl, Ludwig August Frankl, Lisso Horn, Siegfried Kapper; ferner: Karoline Heft, Dr. Wurzbach, Franz Joseph Schiffer, Theodor Klein, Julius Helbig, Ferdinand Sigmund, Ad. Hirschberg, Joseph Oppelt, Theodor Bakody, Wilhelm von Meyerich, Theophil Pisling, E. Ceeri, Adam Wolf, Emil Kuh, Johann Hornik, Joseph Bieth, Holzer, Joseph Bayer, Karl Hugo Rößler. „Vom Rauchen," von Friedrich Fürsten von Schwarzenberg, voll genialem Kernwitz. „Drei Schüsse." Ein Beitrag zur Geschichte des deutschen Humors von Lisso Horn. Reich und gediegen ist der Inhalt der „Vaterländischen Denkblätter." An ihrer Spitze besuret sich Alfred Meißner's biographische Skizze von P. A. Lobsky mit Meißner's Porträt. Ferner: „Darstellung der Karolinischen gold'nen Stiftungsbulle der Prager Universität," „das Hussitische Haus in Prag und die Quellen der Hussitage in Böhmen, sammt einem necromantischen Anhange" von Dr. Legis Glückselig, und über naterländische Adelslammern und Adelsmatrikeln, von Paul Aloys Klar. Wer wird die „Libussa" nicht gern willkommen heißen und ihr eine recht kräftige Theilnahme wünschen, wozu Humanitätsrücksichten verkuppelt einladen! — ".".

Bellums Jubeltagr. Herausgegeben von J. Zajneczkowski. — Dieses Gedenkbuch ist nicht allein für den Mähren, sondern für jeden Oesterreicher eine theure Gabe, die ihn an Tage erinnern soll, welche in den Annalen Oesterreichs ewig glänzen werden. Das Buch ist mit zwei schönen lithographirten Abbildungen versehen. Se. königl. Hoheit Herzog Maximilian in Baiern boten dem Hrn. Herausgeber für Ueberreichung eines Exemplars dieses patriotischen Werkchens eine silberne Medaille mit Höchstdessen Brustbild und der Aufschrift: „Zum Andenken von Maximilian Herzog in Baiern," nebst einem schmeichelhaften Schreiben übersenden lassen.

Das Familienbuch des Oest. Lloyd hat eine Preisausschreibung für die zwei besten naturwissenschaftlichen Original-Aufsätze erlassen. Preisrichter sind: B. Kollar, Direktor des k. k. Naturalienkabinets und Prof. Dr. L. Redtenbacher in Wien, und Prof. E. A. Roßmäßler in Leipzig. Der Einsendungstermin währt bis 30. April 1855, und die beiden Preise betragen, außer dem üblichen Honorar, resp. 25 und 15 Dukaten in Gold.

Briefkasten der Redaktion.

Das Rößelsprung-Problem im 11. Hefte haben richtig gelöst: Frau Joh. Brandeis, Hr. Josef Bekel, in Prag. — Hr. Med. Dr. Schaad in Nikolsburg (Mähren). — Hr. Jos. Rochell in Polit. — Hr. Küster, Hr. Schichtmeister Hohmann in Riesenhain. — Hr. Johann Libiger, Stadtarzt in Großbittesch (Mähren). — Hr. Joh. Kruch in Mirowitz. — Hr. Alois Pinster in Wullern. — Hr. Wilhelm Schuerfuß in Schladenwerth. — Hr. Johann Pontert in Mährisch Neustadt. Hr. B. Tröster in Borchdorf.

Hrn. L. G. M. in L. — Nicht Aeußerlichkeiten, nicht Lebensverhältnisse bestimmen uns; der Werth der Sache allein entscheidet.

Hrn. J. W. J. in P. Die Gedichte zeugen von Talent, sind aber so flüchtig, so nachlässig, so recht nach dem Grundsatze: Zwölf machen schon ein Dutzend — gearbeitet, daß wir dieselben nicht berücksichtigen können. Warum suchen Sie nicht, mit Aufbietung Ihres ganzen Talentes und mit allem Fleiße etwas Gutes in jener Richtung zu schaffen, welche wir Ihnen angerathen haben? Glauben Sie uns: Das echte Vaterherz erkennt ein gutgerathenes Kind mehr denn zehn böse Rangen, nur jenes ist sein Stolz und seine Freude.

Hrn. W. R. in P. — Diesmal müssen wir mit Hamlet rufen: Worte! Worte! nichts als leere Worte! Haarsträubend, schauerlich ist das Balladen-Fragment; und hätten Sie mit dem „u. s. w." einen Witz machen wollen, so wäre die unendlich komische Wirkung, welche diese Bänkelsängerriade ausübt, Ihr Verdienst.

☞ Es sind uns mittelst Buchhandlungen mehrere Manuskripte zugekommen, denen die Adresse der betreffenden Herren Verfasser nicht beiliegt. Wir ersuchen um gefällige Mittheilung der Adressen, um über die Manuskripte verfügen zu können, und bemerken nochmals: daß unfrankirte Briefe und Sendungen nicht angenommen werden.

Digitized by Google

Bilder-Magazin.

Auf der Straße.

Aus den heißen Ländern wurde die Cholera zu uns hereingeschleppt, Herr Doktor? Warum verbietet man da nicht die Neger, die ja aussehen wie Choleraschmuggler?

An der Grenze.

„Aber ich sage Ihnen, meine Herren, daß mir der Arzt das Tragen wärmender Bauchbinden strengstens anempfohlen hat."

Fürchterlicher Traum eines Furchtsamen.

Jubel des vegetabilischen Reiches über die von der Cholera uns auferlegte Diät.

Digitized by Google

Schlußwort.

Mit diesem Hefte ist der vierunddreißigste Jahrgang der „Erinnerungen" geschlossen. Mit unverdrossener Sorgfalt waren wir stets bemüht, den Beifall unserer freundlichen Leser zu erringen und zu erhalten, und es war uns erste Pflicht: in faßlicher Form, frei von jeder Partei, ihnen eine frische, geist- und herznährende Unterhaltung zu bieten und versöhnend die Klüfte auszufüllen, welche Parteiwuth gerissen. Dies war unser Streben, und die warme Theilnahme, welche die Leser der „Erinnerungen" uns angedeihen ließen, waren für uns herzlicher Freundesdank, eine starke, liebevolle Ermuthigung auf der oft so dornigen Laufbahn. Der erhabene Wahlspruch unseres allgeliebten ritterlichen Kaisers soll auch uns zum leuchtenden Sterne dienen auf dem Wege, den wir bei der Redaktion des künftigen Jahrgangs einschlagen werden, überzeugt: daß es der beste ist, weil er zum Heile führt; und daß uns unsere lieben Leser, treue Söhne Oesterreichs, mit gesteigerter Theilnahme, mit um so größerem Interesse folgen werden.

Alljährlich brachten die „Erinnerungen" eine Prämie gegen geringes Entgeld. So sorgfältig auch die Wahl dieser Bilder-Prämien geschah, so konnten dieselben so mannigfaltigen Wünschen von Tausenden doch nicht vollkommen entsprechen. Wir haben keine Mühe, kein Opfer in jeder Beziehung gespart, um diesmal eine Prämie zu bieten, wie sie noch kein Blatt brachte, eine Prämie, die das geeignetste Weihnachts-, Neujahrs- oder Osterngeschenk abgibt und besonders als schönste und vorzüglichste Spende für Damen dienen kann — wir meinen unser **„Album."** Die gefeiertsten Dichter, der Stolz und Glanz unserer Literatur, haben werthvolle, köstliche Perlen des Geistes zum herrlichen Kranze gereiht, welchen wir — erhoben durch diese höchst ehrenvolle Theilnahme — mit gerechtem Stolze der Oeffentlichkeit überreichen. Keine bessern, keine edleren Geschenke für die Mit- und Nachwelt kann es geben als gute Bücher, an denen sich die Zeitgenossen und ihre Kinder und Kindeskinder heranbilden, laben und erbauen; unter diesen wird das **„Album"** einen Ehrenplatz einnehmen. Wir erwähnen nur folgende Namen, welche an unserem Unternehmen mitwirkten: Josef Bayer, J. Virgil Grohmann, Moritz Hartmann, Uffo Horn, Siegfried Kapper, Jos. G. Kolar, W. H. Landt, J. A. Lederer, H. Ritter von Levitschnigg, Alfred Meißner, Josef Meßner, Wilhelm von Metzerich, Otto Prechtler, Chr. Rebe, Joh. Gab. Seidl, Dr. Joh. Nep. Vogl, Wilhelm Wolfner u. v. A. Das Werk, glänzend ausgestattet, über 200 Seiten stark und mit vier Illustrationen versehen, enthält einen sehr interessanten historischen **Roman,** eine vorzügliche historische Erzählung, mehrere ergreifende Novellen, pikante Skizzen und einen reichen Schatz der herrlichsten Gedichte. — Jeder Leser wird eingestehen, daß noch kein Jahrbuch eine so reiche Fülle ausgezeichneter Geistesschöpfungen enthielt, und der Tonkünstler wird manches wunderliebliche, manches kräftige Lied finden, dessen er sich als eines vorzüglichen Stoffes bemeistern kann. Und dieses Buch wird den Abonnenten um nur 24 kr. C. M. gegeben, während der Ladenpreis 48 kr. C. M ist. —

Was den künftigen Jahrgang der „Erinnerungen" betrifft, so eröffnen wir ihn mit einem kleinen **Original-Roman:** „Schlechte Gesellschaft," von Jos. Aug. Lederer, der mit seltener Kenntniß des Menschenherzens und seinen ewig unerforschlichen Tiefen und furchtbaren Ungeheuern, die darin leise schlummern, durch und durch originelle Charaktere hinstellt und bis zu ihrem Abtreten von der Lebensbühne verfolgt, mit einer Wahrheit in der Darstellung, einer Farbenfrische der Schilderung und mit einer Gabe der Erzählung, daß wir die Stufenleiter aller Gefühle, von der zärtlichsten Liebe bis zum unversöhnlichen Haß, von der übersprudelnden Freude bis zum bluterstarrenden Entsetzen, während des Lesens durcheilen und nicht eher uns beruhigt fühlen, als bis endlich die unerbittliche Nemesis ihr Rächeramt vollzieht und die ewige Moral als göttliche Sonne der Versöhnung strahlend emporsteigt. Wir sagen nicht zu viel, wenn wir behaupten: unsere freundlichen Leser werden kaum einen Roman gelesen haben, der sie vom Anfang bis zum Ende in solcher Spannung erhalten und dessen Verlauf sie mit solchem Interesse verfolgt hätten, wie es der Fall sein wird mit jenem Roman, den wir im Jännerhefte bringen. — Und so werden wir, was die Erzählung anbelangt, den Lesern vorzügliche Produkte der talentvollsten Schriftsteller vorführen. — Ausgezeichnete Bilderbeilagen, welche den Stahlstichen gleichen und welche zuweilen irgend eine interessante Szene aus den Erzählungen darstellen, werden von nun an das Auge erfreuen. Zu diesem Zwecke haben wir bereits die renommirtesten Künstler gewonnen. Auch die Holzschnitte des Bilder-Magazins werden durchschnittlich treffend und pikant gehalten sein und die Zeitschrift würdig illustriren.

Das Feuilleton wird allmonatlich die wichtigsten und interessantesten Fakta auf der ganzen Welt kurz, klar und wahrheitsgetreu bringen und so den Abonnenten der „Erinnerungen" das Lesen von Tagesblättern ersparen, die in einem Wust von Worten gar oft nur — eine tartarische Ente verhüllen, so daß es nicht selten sehr schwer wird, die Wahrheit von der Lüge zu unterscheiden und das wirklich Geschehene herauszufinden.

Somit nehmen wir für heuer von unseren freundlichen Lesern einen kurzen, herzlichen Abschied, hoffend, daß wir sie Alle auch im künftigen Jahre als treue Freunde finden und angenehm unterhalten werden.

Die Redaktion.

Digitized by Google

Inhalt des ganzen Jahrganges.

Seite

Zum neuen Jahr 1
Freuden-Gefühle vor der Allerhöchsten Vermälungsfeier . 156
Zum Jahresschlusse 381

Erzählungen, Novellen, Humoresken, Sagen.

Ladislaus und Esther. Vaterländische Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhunderte von Franz Wagner . . 3
Die Felsenschmiede in Bulgarien. Romantische Erzählung aus dem gegenwärtigen türkisch-russischen Kriege von J. B. (Mit dem lithographirten Porträt des Sultans Abdul-Medschid) 37
Des Henkers Liebchen. Nachtstück von M. Straka . . 69
Ein Dorfphilosoph. Novelle von Marc. Hein . . . 73
Das Bulgarenmädchen. Erzählung v. Eduard Schwarzbach 80
Vera dixit. Erzählung von A. F. Liebelt 97
Der Goldkabr. Sage aus den österreichischen Alpen von Heribert Relfok 103
Giuseppe Tartini. Historische Novelle von A. K. W. . . 114
Der Baumeister des Karlsbekes. Vaterländische Erzählung aus der Zeit Karl's IV. Nach dem Böhmischen des Eduard Herold (im „Lumir") von Adolf Drexler . . 130
Der fliegende Holländer. Eine Schiffersage 180
Der Alte im Dorfe. Novelle von Franz Hedrich . . 193
Des Thürmers Tochter. Historische Erzählung aus den Zeiten Ferdinand's I. Von Kleroth 227
Christino Vergara. Scenen aus dem Soldatenleben in Mexico. Aus dem Englischen von Gabriel Ferry . . . 237
Jan Pancer. Historische Erzählung aus den Zeiten Karl's IV. nach Prok. Chocholoušek 257
Was ihr dem Geringsten eurer Brüder thut, wahrlich, es soll euch nicht unbelohnt bleiben. Historische Novellette von A. F. Liebelt 289
Forsthaus und Huthaus. Ein Bild aus dem Erzgebirge v. A. P. 293
Veit vom Spitzberg. Vaterländische Sage von K. G. Mayer 303
Der Leucht-Thürmer. Erzählung von K. L. Biernatzky . 307
Eine Rose aus dem Riesengebirge. Novelle von Anton Pergrins 321
Reiseskizzen. Von Eduard Herold 353

Vermischte Aufsätze.

Die k. k. Schloßkapelle zu Reichstadt. Von Ferdinand B. Mikowec 56
Moriz Gottlieb Saphir. Selbstbiographie (mit dem lithographirten Porträt) 81
Die Turniere. Geschichtliche Reminiszenz (mit lithographirter Abbildung) 87
Como und der Comer See (mit lithographirter Abbildung) . 181
Der Graf von Paris (mit lithographirtem Porträt nebst dem xylographirten Porträt der Herzogin von Orleans) . . 185
Graf Rudolf Colorede, Grandprior der Malteser und Kommandant von Prag (mit einer Xylographie) 247
Das neue Anleben 254
General Canrobert (mit xylographirtem Porträt) . . . 371

Feuilleton.

Beethoven's Liebe. Skizze aus dem Leben eines deutschen Tonkünstlers, von Max Ring 28
Omer Pascha (mit xylographirtem Porträt) 31
Bilder aus der Türkei 32
Heinrich Proch (mit lithographirtem Porträt) 31
Mariechen. Novellette von M. Straka. 60
Churfürst Balduin von Castellaun (mit lithograph. Abbildung) 62
Gräfenberg (mit xylographirter Abbildung) 63
Prinz Eugen und der deutsche Philosoph Leibnitz . . . 88
Der russisch-türkische Kriegsschauplatz in Europa (mit dem lithographirten Porträt des Fürsten Gortschakoff, nebst einer Uebersichtskarte) 120
Tycho de Brahe (mit einer xylographirten Abbildung) . . 123
Hervorragende Personen im türkisch-russischen Kriege 124 219 250 283
Die Vermälungsfeier Sr. Majestät des Kaisers (mit den Porträts Ihrer Majestäten des Kaisers und der Kaiserin) 156
Oesterreichische Volkshymne. Von J. G. Seidl . . . 157
Franz Grillparzer (mit lithographirtem Porträt) . . . 157
Das goldene Horn (mit lithographirter Abbildung) . . 157
Der russisch-türkische Kriegsschauplatz in Asien . . . 157
Die Liedersammlung Karl's des Großen. Episode aus dem Leben eines Philelogen, von J. Virgil Grohmann . 185
Schamyl, der Tscherkessenführer 187
Prags Jubeltag (mit Abbildung von zwei Triumphpforten) 217
Kaiser Nikolaus I. zu Hause (mit dem Porträt) . . . 219
Vom Kriegsschauplatz 220
Ein Grab in Wolschan 248
Nordböhmische Volksmärchen. Mitgetheilt von J. Virgil Grohmann 249
Baschi-Bozuk (mit lithographirter Abbildung) 251
Père la Chaise (mit lithographirter Abbildung) 279
Espartero (mit xylographirtem Porträt) 281
Kaffee 285
Johann Graf Coronini-Cronberg (mit xylographirtem Porträt) 313
Franz Arago (mit lithographirtem Porträt) 314
Die Prager Junifeste des Jahres 1854 und deren Verewigung durch Wort und Bild. Eine patriotische Phantasie von Paul Alois Klar 315
Todtengebräuche der Juden. Von Ludw. Aug. Frankl . 316
Die Kapelle des Schlosses Reichstadt (mit Stahlstich) . . 317
Feldzeugmeister Freiherr von Heß (mit lithograph. Porträt) 343
Johann Ritter von Seeburger (mit xylegraphirtem Porträt) 344
Linz (mit lithographirter Abbildung) 344
Salzburg (mit lithographirter Abbildung) 373
Mestroy (mit lithographirtem Porträt) 376
Das neue Kongregationshaus der barmherzigen Schwestern in Prag 376

Feuilleton-Artikel.

Poetisches Album 64 93 125 284 317 347 376
Album für Damen 158 318 348 377
Historische Miszellen 61 124
Aus dem Leben berühmter Personen 221
Aus dem Leben großer Künstler 253 284 317
Aus dem Leben berühmter Schriftsteller 349
Miszellen 34 222
Humoristisches 93 125 159 190 222 285 378
Kleine Erzählungen 67 90
Scherz und Laune . . . 34 66 94 126 159 190 222 318 350
Amüsantes 65 125 253
Vunterlei 66 254 350
Länder- und Völkerkunde 314
Erfindungen 126
Gemeinnütziges 349
Treffer und Nieten 94 125
Kuriositäten-Kabinet 127
Buchschau 94 223 254 319 351 380
Räthsel 95 127 222
Rösselsprung 191 287 351
Beschreibung zum Modebild 35 67 95 127 159 191 223 254 286 318 350 380

Lithographien.

Titelbild.
Heinrich Proch 34
Sultan Abdul-Medschid 37
Churfürst Balduin von Castellaun 1320 62
M. G. Saphir 84

Digitized by Google

	Seit
Das Turnier	87
Ueberſichtskarte des ruſſiſch-türkiſchen Kriegsſchauplatzes in Europa und Aſien	120
Fürſt Gortſchakoff	122
Franz Grillparzer	157
Das goldene Horn	157
Como	184
Graf von Paris	185
Nikolaus I.	219
Charles Napier. Lord Raglan. Saint-Arnaud. James Wortley Deans Dundas	250
Ein Baſchi-Bozuk	251
Père la Chaiſe in Paris	279
Schamyl. Ismael Paſcha. Muſſa Paſcha. Alexander Menzikoff	282
Arago	314
Freiher von Heß	343
Linz	344
Salzburg	373
Neſtroy	376
Modebilder für jeden Monat.	

Stahlſtich.

Kapelle des Schloſſes Reichſtadt	317

Xylographien.

Omer Paſcha	32
Gräfenberg	63
Die Mutter	93
Die alte Steenwarte zu Chrudim	123
Porträts Ihrer k. k. apoſt. Majeſtäten	156
Herzogin von Orleans	185
Trinmphpforte in der Spornergaſſe und die der Induſtriellen	218
Fürſt Paskiewitſch	219
Graf Rudolf Coloredo	247
Espartero	281
Graf Coroninl-Cronberg	313
Johann Ritter von Seeburger	344
General Cantobert	371
Bilder Magazin 36 68 96 128 160 192 224 256 288 320 352 383	

Muſikbeilagen.

Ermunterung, von C. Egon Ebert. Muſik von W. H. Veit. — Un Menuet sentimental por J. F. Kittl. — Immergrün-Galopp von F. E. Morawek und Mazur von J. Knahl. — Abſchied Drei Stammbuchblätter von Ed. Tanwitz. In der Ferne, von O. L. B. Wolff, in Muſik geſetzt v. J. N. Skraup. Trauermarſch von F. Michel. — Die Kunſt und die Liebe, Gedicht von Sternau, Muſik von F. Vogl. Feſtmarſch von Morawek für das Pianoforte zu 4 Händen. Nocturne von Fr. Wagner. — Scherze für das Pianoforte von F. Z. Skuherſky. Souvenir-Polka von Jg. Jelinek. — So gerne, Quartett von Ed. Tanwitz. Widmung, von Joſ. Neskoſchny. — Sylveſter-Lied. Gedicht von E. v. Seutter, Muſik von Ed. Tanwitz. Lieder-Quadrille von F. W. Swoboda.

Digitized by Google

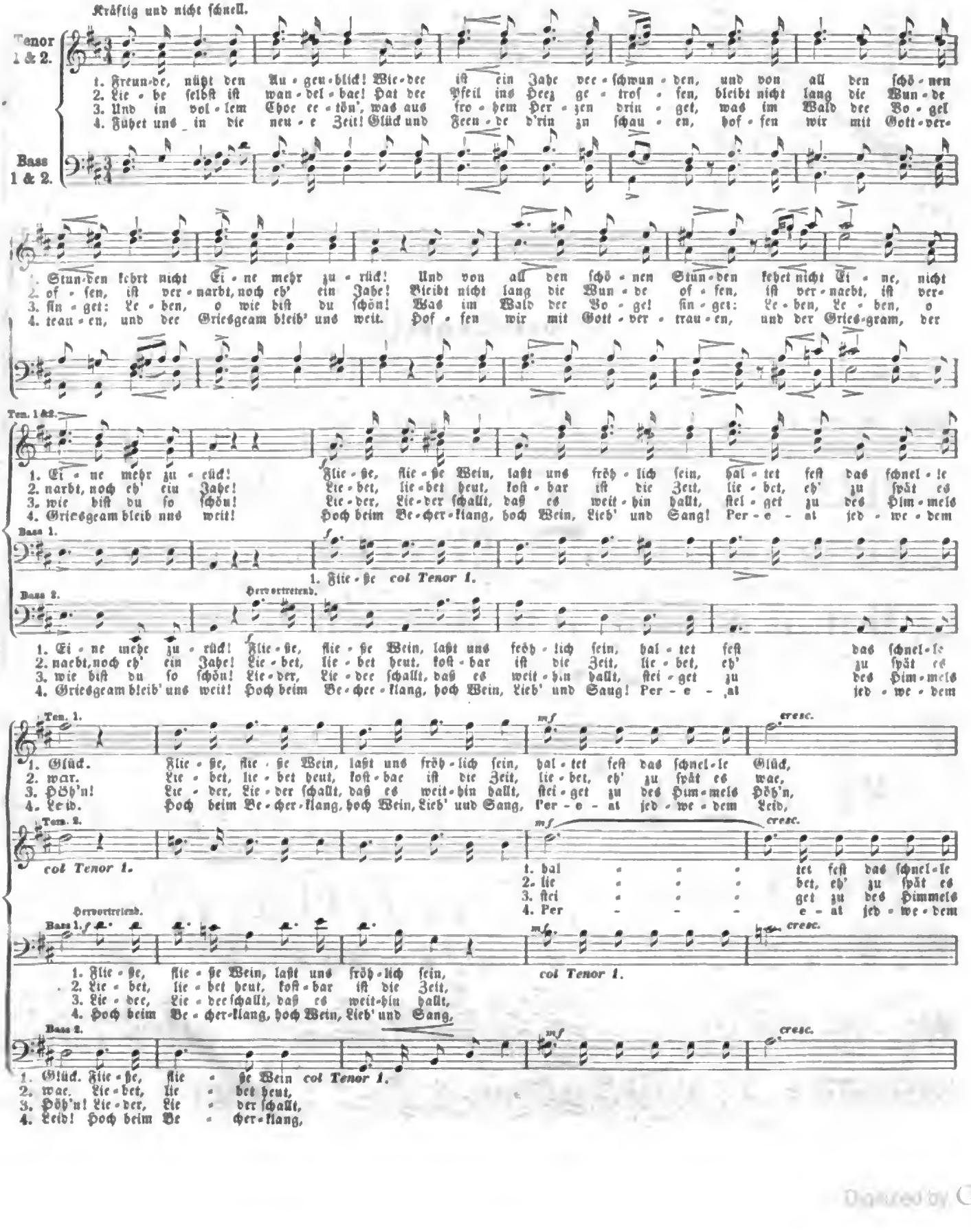
Digitized by Google

Digitized by Google

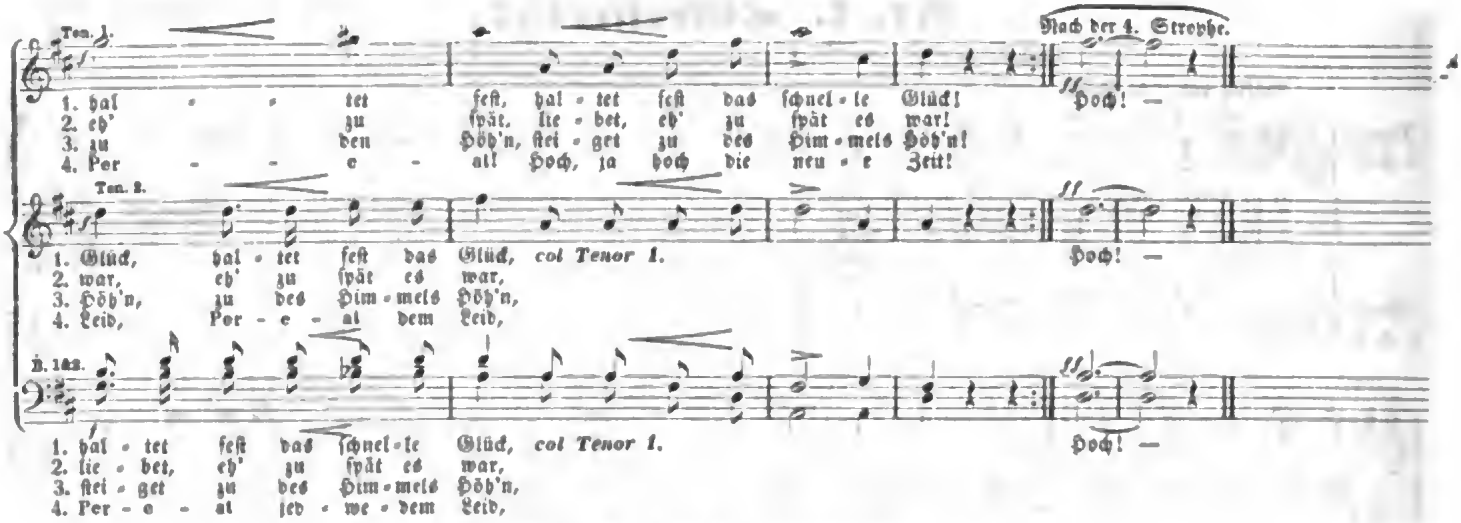
Nr. 1. Sylvesterlied.

Op. 36. Hft. 21 der mehrstimm. Gesänge.

Gedicht von E. von Seutter. — Musik von Eduard Tauwitz.



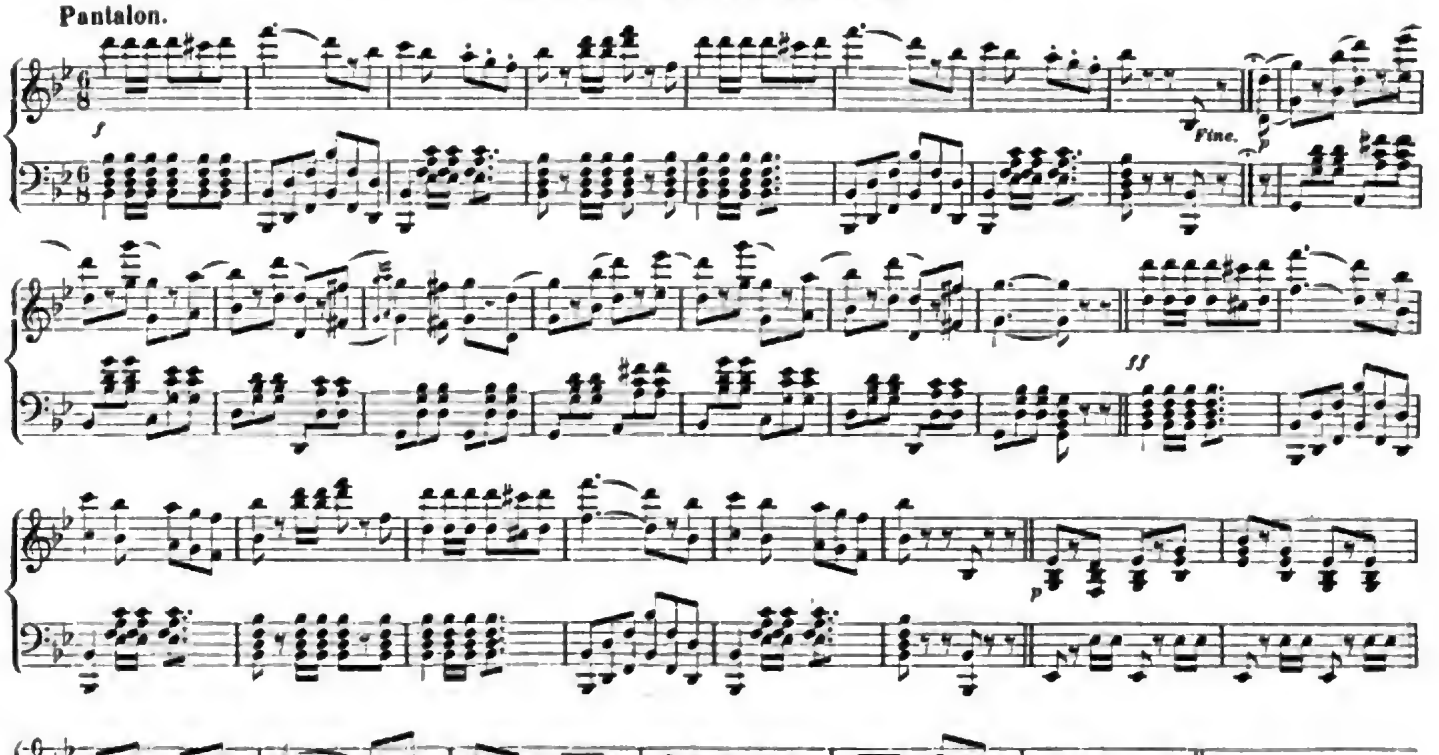
Digitized by Google



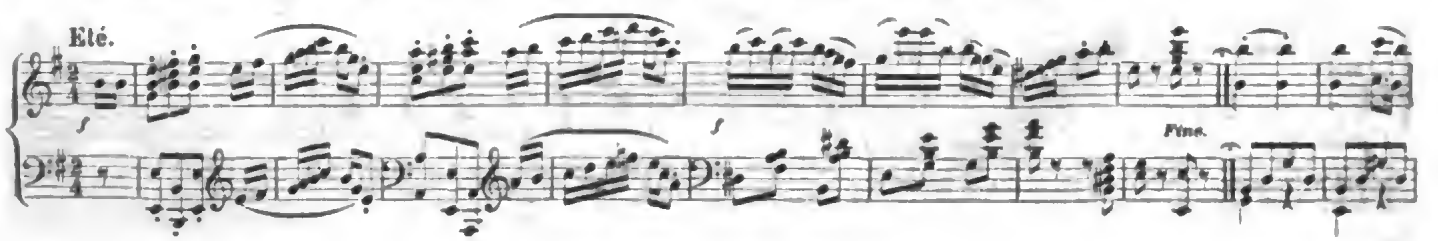
Lieder-Quadrille

von F. W. Swoboda, Kapellmeiſter.

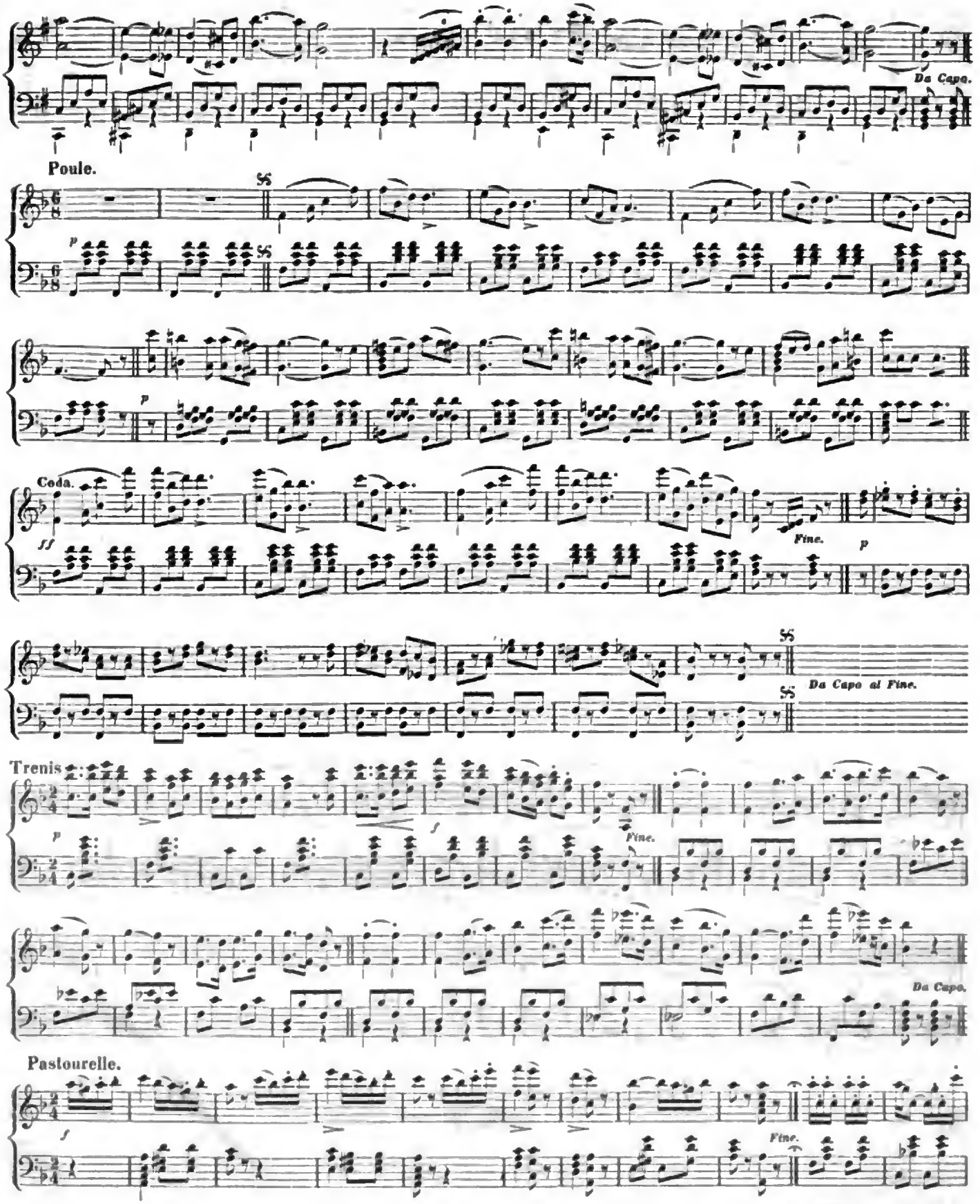
Pantalon.



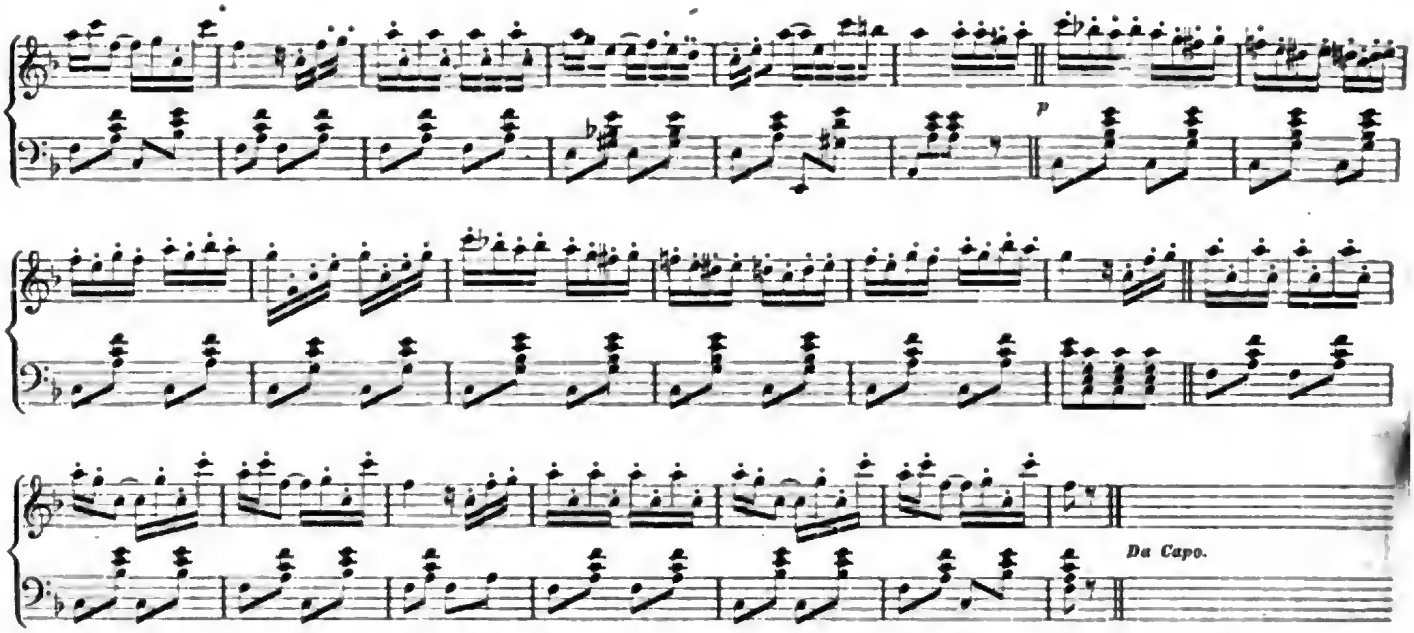
Eté.

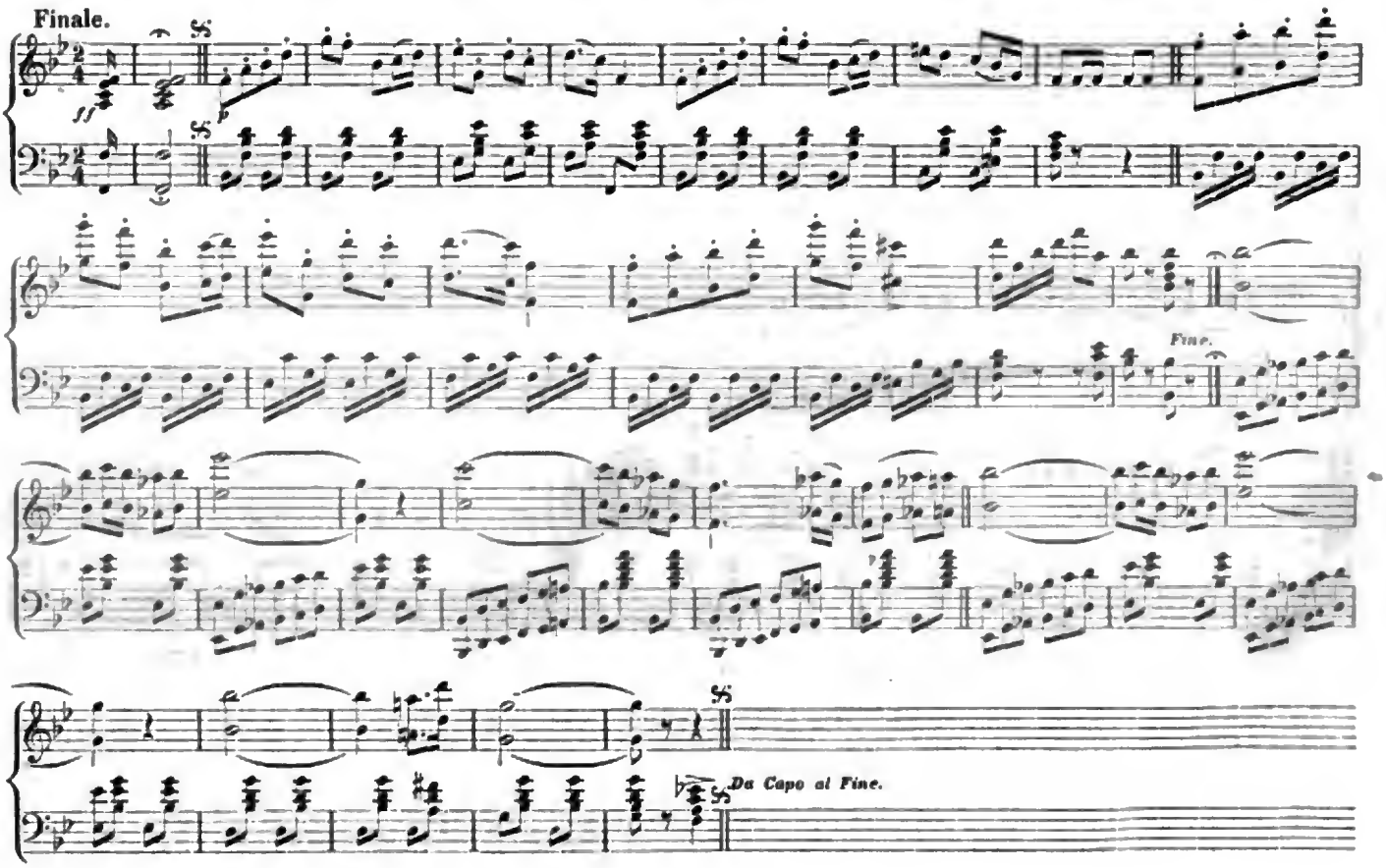


Digitized by Google



Digitized by Google





Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google